







9.

Der

Widerspruch

im

Wissen und Wesen der Welt.

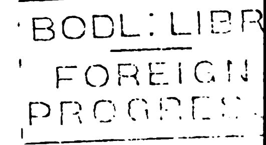
Princip und Einzelbewährung

der

Realdialektik.

Von

Dr. Julius Bahnsen.



Erster Band.

Nil parvum sapias et adhuc sublimia cures
— — — — — — — — — — —
Quid velit et possit rerum concordia discors.
Hor.

Berlin.
Verlag von Theobald Grieben.

Der

Widerspruch

im

Wissen und Wesen der Welt.

Princip und Einzelbewährung

der

Realdialektik.

Von

Dr. Julius Bahnsen.



Erster Band.

Nil parvum sapias et adhuc sublimia cures
— — — — — — — — — — — — —
Quid velit et possit rerum concordia discors.
Hor.

Berlin.
Verlag von Theobald Grieben.
1880.

Den

jüngeren

Strebensgenossen

widmet

als

Lehrern der Zukunft

seine

Ernte zur Aussaat

ein

Schüler

der

Vergangenheit.



Vorrede.

Unter dem Druck ungünstiger Zeiten wagt sich hiermit ein Werk an die Oeffentlichkeit, welches auch unter freundlicheren Constellationen eine Kampfesexistenz würde zu führen gehabt haben. Halb freiwillig, halb nothgedrungen sah es über sein Werden mehr als den bekannten *nonus annus* dahingehen; dennoch darf es sich noch immer nicht sagen, dass seine rechte Stunde bereits gekommen. Noch ist die Welt ihrem vermeintlich exacten Wissen viel zu eifrig zugekehrt, um sich nicht ebenso entschieden abzukehren von einer Kritik desselben, welche nichts Geringeres unternimmt als an den logischen Fundamenten alles Erkennens zweifelnd zu rütteln.

Längst ist eine Generation hingestorben, seitdem Hegel wider die Ueberschätzung des Verstandes eiferte und Schelling so verächtlich von der Vernunft redete: die Gegenwart steckt viel zu tief in den Interessen ihres Culturkampfes, um nicht alsbald pfäffische Tendenzen zu wittern, wo sich etwas als antilogisch ankündigt, und wenn solche Präsumtion allzu augenscheinlich nicht zutrifft, greift sie zu der noch wohlfeileren Vermuthung, ihr solle damit „eine Ausgeburt des Wahnwitzes“ angetragen werden.

Nebenher ist es ein so überaus bequemes, nach Menschenart schon im einfach bürgerlichen Leben sehr beliebtes Strategem, den Urtheilenden für die Beschaffenheit des von ihm Beurtheilten verantwortlich zu machen; damit liess sich die Sache überdies „in's Gewissen hineinschieben“ — jedenfalls die geläufigste Manier, lästige Wahrheiten sich vom Halse zu schaffen — wie hätte es sich also nicht empfehlen sollen, das objectiv Antilogische für ein aus unlogischem Schädel in die Welt hinausgespiegeltes Subjectives auszugeben und ihm nachzureden, dass bei ihm das Denken jeden Grund und Boden verlieren und die Negation aller Wissenschaft sich ergeben müsse?

All solche Voreingenommenheit zu zerstreuen, kann eine blosse Vorrede nicht ausreichen; diese ganze Grundlegung und Metaphysik des realdialektischen System's wird sich zufriedengeben müssen, wenn es ihr gelingt, in weiteren Kreisen wenigstens einige Unbefangenheit des Urtheils sich zu erobern für die Aufnahme einer Weltanschauung, welcher bisher kaum mehr als der Ruf ihrer „Paradoxie“ voraufgeht.

Ob und wann die zweite, die ethischen Beziehungen umfassende, Hälfte des Werkes hoffen darf, das Licht der Oeffentlichkeit zu erblicken, lässt sich gegenwärtig noch um so weniger absehen, als eben jetzt von Seiten her, die sonst zur Förderung wissenschaftlicher Thätigkeit für berufen gelten, neue Hemmung durch Beschränkungen in der Verwendbarkeit mühselig eroberter Musse in Sicht gerückt ist. Einstweilen trifft es sich gut, dass, was bisher aus meiner Feder erschienen war, grade die wichtigsten ethischen (charakterologischen, geschichtsphilosophischen und sittlich-tragischen) Probleme vorweg behandelt hat. Es sind ja nämlich auf verschiedenen Lichterfahrzeugen schon etliche Ladungen Detailbelege für den realdialektischen Grundgedanken in den Hafen der Publicität vorausgesandt; die mochten unter der Flagge der *Concors discordia, quae principiis rerum naturalium tribuitur a Manil. I, 142 (autore Gesnero Thesaur. s. v. discordia),* oder der *discors concordia* segeln, die Ovid (*Metam. I, 433*) eine *fetibus apta* nennt, womit er das Wort des Collegen aus Venusia accompagnirt, welches auf dem Titel einstweilen Zeugniss dafür ablegen sollte, dass der Verfasser sich nicht umsonst umgesehen nach einer Anlehnung an anerkannte Geister. Und wenn es diesem auch trotz allen Provocationen widersteht, gleich an der Schwelle in aufgedrungener Polemik hochberechtigter Entrüstung Ausdruck zu geben, so mögen hier doch, aber mehr zur Abwehr als zum Angriff, ein paar Worte apologetischer Natur ihren Platz finden und zugleich ein Indulgenzgesuch eingelegt sein für die Stellen der Ausführung selber, wo es scheinen möchte, es sei im Concert der Geister nicht immer die sanfte Harmonie sogenannter ruhiger Objectivität als erste und vornehmste Musikantenpflicht respectirt worden. Allein wessen Stimme nun einmal nicht die Basslage gutmüthigen Phlegmas, das den lieben Gott und alle Welt einen guten Mann sein lässt, innehält, dem darf es allzuarg nicht verübelt werden, falls er etwas von Schärfe und selbst Schrillheit

des Tones vernehmen lässt, wo man ihn von allen Seiten mit hämischen Verleumdungen gezwickt und gezwackt hat.

Zu der Zuversicht, trotzdem endlich doch noch ein billiges Gehör zu finden, ermuthigt ihn die einfache Erwägung: was Einem in immer neuen Formen und Anwendungen, aber mit permanentem Inhalt vorgetragen wird, dazu pflegt man allgemach so viel Vertrauen zu gewinnen, um den Glauben zu fassen, es müsse bei so viel Identität des materiellen Befundes auch etwas mehr als eine ketzerische Momentancaprice enthalten, und was bei allem Wechsel der Bezeichnungsweise in gleichbleibender Festigkeit sich behaupte und in voll dreissigjähriger Entfaltung mit der typischen Constanz eines Organismus sich weltumspannend gegliedert, das müsse doch irgendwelchen soliden Kern und Halt besitzen, könne wenigstens nicht als ein blosser Einfall der Verschrobenheit abgethan werden.

Insbesondere kann wohl auch der realdialektische Pessimismus nicht blossen „Stimmungen" entstammen, solange dieses Wort seinen wahren Begriff behalten soll. Denn wer sich all seine tiefsten Ueberzeugungen um den hohen Preis allerschmerzlichster Erfahrungen erkauft hat und in allen Ehren hinweisen darf auf die zahlreichen und tiefen Narben, welche er aus dem Kampf des Lebens in seinen allerbittersten Formen davongetragen, wer in so viel Prüfungen bestanden und ausgehalten: der darf sich auch wohl in aller Bescheidenheit verbitten, dass man ihm ordinäre „Verliebtheit in die eigene pathologische Verbitterung" unterschiebe und seinem angeblichen „Hyperpessimismus" als Gegenbild des einzig echten jene abstracte Pessimistik entgegenhalte, welche in aller Herzenskühle eines mathematischen Kopfes ein blosses Bilance-Exempel aufstellt, bei dessen Einzelansätzen die *bona fides* seither in bedenklichsten Misscredit gerathen musste.

In der That war die Realdialektik bereits in's Mündigkeitsalter eingetreten, als die Weltanschauung manches Mannes noch in den Windeln lag, der sich inzwischen mit zudringlicher Vormünderbeflissenheit vermessen hat, ihr erst über sich selber zur Klarheit verhelfen zu wollen, oder vorwitzig aus dem zufälligen Umstande, dass ihre vorläufigen Verlautbarungen bruchstückweise hatten erfolgen müssen, ihr einen fragmentarischen Wesenscharakter anconstruiren wollte. Dass sie sich für solche mäeutische Handreichungen zu keinem Danke verpflichtet fühlt, wird

ihr niemand verdenken wollen, noch wenn mit etwas kriegerischen Alluren zur Welt kommt, auf wen schon als Embryo im Mutterleibe wiederholt der meuchlerische Stahl gezückt ward. Denn energischer lässt sich Einem doch das Existenzrecht nicht bestreiten, als dass man ihm sogar die Existenzmöglichkeit abspricht. Man hat der Realdialektik ja die Ehre angethan, sie auf dem Secirtisch „unserer Zeit" und der „Gegenwart" unter Hinzunahme etlicher Fötusskelettheile aus dem *limbus innatorum* kunstgemäss — wenn auch nicht grade kunst-gerecht — zu anatomisiren, und sie durfte sich das immerhin zur Warnung dienen lassen vor den ihr auflauernden Tücken, um ihren Schwertgurt ein wenig strammer zu schnallen, ihre Wehr und Waffen ein wenig fester zu packen, ehe sie ihren Gang vor die feindliche Front antrete. Dennoch hat sie auch bei ihrem jüngst vorgenommenen Garderobewechsel dem Vorhaben entsagen müssen, in eng geschlossener Rüstung zu Felde zu ziehen und jeden Knauf und Knopf zuvor wie zur Parade blank zu putzen: es gehört nun einmal zu den Generalresignationen des Lebens, denen sich ihr Urheber in gar verschiedenen Hinsichten hat bequemen müssen, dass er auf plastisch abrundende Ausfeilungen seiner Werke, wie darauf, mit den Meistern schachspielerischer Evolutionen an „Eleganz" der Aufstellung zu concurriren, ein für allemal verzichtete — genug, wenn er noch rechtzeitig die vollsten Garben aus der Ernte seines Gedankenackers unter Dach und Fach bringt; das Dreschen, die ganze Tennenarbeit und gar das Vermahlen und Verbacken muss er dann schon Denen überlassen, welchen er dies Werk gewidmet hat. Doch will ich noch besonders und ausdrücklich um Nachsicht des Lesers gebeten haben überall da, wo wörtliche Wiederholungeu, die sich hinderdrein nicht mehr tilgen liessen, dessen Ungeduld reizen möchten.

Was die Realdialektik trotz alledem an frischen Fermenten der Abklärung Denen schuldig geworden, die sie in den Strom der Geistesbewegung dieser Aera hineingerissen, weiss sie vollauf zu würdigen. Namentlich erleichtert ihr heutzutage schon das allmähliche Geläufigwerden von ihr neu aufgebrachter Begriffe überall die Verständigung, und was beim raschen Fortwälzen der Gedankenmassen mittels unserer heutigen Presse verloren geht an Möglichkeit, gewisse persönliche Prioritätsrechte zu wahren, wird aufgewogen durch den Gewinn für die Sache,

dass selbst unscheinbare Tropfen, die aus dem ewigen Born der Wahrheit zuerst geschöpft zu haben zum Gnadentheil des Einzelnen geworden, jetzt so ungleich leichter und schneller in das feinere und entlegenere Geäder des allgemeinen geistigen Canalisationssystems sich verbreiten können.

Auch noch unverkittetes Material empfängt ja die Weihe des wissenschaftlichen Werthes, wo es sich auszuweisen vermag als wohl zugehauenes Werkstück aus dem Gefüge einer nur des Aufbaus harrenden systematischen Ganzheit. Ob dann auch Dem, welcher den Plan entworfen, es nicht beschieden ist, die Vollendung zu erleben, so hat er doch das Seine nicht unterlassen, wenn er nur Grund- und Aufriss vorgelegt und dazu so viel an wohlhergerichtetem Gebälk geliefert, dass bloss die gröbere Arbeit der Hebemaschinen und Kellenschwinger noch ungethan blieb. Der Kundige wird auch des Mörtels vorfinden, soviel daran Bedarf ist — aber das Kalklöschen gehört mit zum Tagelöhnerdienst, und der Handlanger werden ja genug sein, wo so Viele zu nichts Besserem und Höherem herangebildet werden. —

Wer aber etwa die Entdeckung macht, auch diese Schrift trage wieder zu wenig vom specifischen Geruch des akademischen Firnis an sich, der mag auf seiner Karte von Alldeutschland die Gegend aufsuchen, welche von jeder Universitätsstadt *plus minus* funfzig Meilen entfernt ist, und er wird den Erdenwinkel vor Augen haben, wo Götter und Menschen die Wiege der Realdialektik wie der Charakterologie haben stranden lassen, nachdem die Fluthen verlaufen, welche unter den achtundvierziger Geburtswehen des heutigen deutschen Reiches angeschwollen waren. Wenn also Spuren localer Rückständigkeit sich nicht gänzlich haben vermeiden oder tilgen lassen, so müssen selbst die finstersten Runzeln auf der Stirn des rigorosesten Kritikers sich glätten angesichts so unleugbar „mildernder Umstände“.

Ob aber die Realdialektik sich unvorsichtig weit vorgewagt auf's Gebiet des hypothetisch Unsicheren, ob sie *in specie* ihren naturphilosophischen Abschnitt lediglich auf ein „um Jahrhunderte“ antiquirtes Material basirt hat, das wird sich nunmehr ja entscheiden lassen.

Eine Zeit lang konnte sie in Zweifel sein, ob sie vielleicht an dem alten D o r g u t h einen Vorgänger gehabt, bis sie sich nach-

träglich vergewisserte, dass der in ganz anderm Sinne von Dialektik spricht. Viel früher konnte sie sich klar darüber werden, wie wenig sie gemein habe mit einem Synkretismus, welcher in völlig unorganischer Verquickung Hegel's Idee mit Schopenhauer's Willen zusammengebracht und diese beiden Denker mit der Willkür eines Novellisten behandelt, dem es heute beliebt, dass Zwei sich kriegen, und morgen, dass sie sich nicht kriegen. Dem gegenüber erschien es nur als ein Gebot der Gerechtigkeit — durch dessen Erfüllung niemand gekränkt wird — wenn Hegeln die Ehre nicht versagt wurde, dass ihm für einen, wie seither allseitig anerkannt worden, der eigenen Lehre Schopenhauer's immanenten Bestandtheil der Name entlehnt werde.

Indem die Realdialektik, welche sich den Respect vor den Prätensionen leeren Formelkrams schon an den Kinderschuhen abgelaufen, es verschmäht, am Arm der modernsten Dame unter den heutigen Facultäten mit den Sporen des Mathematiker-Fanatismus durch die Hallen zu rasseln, wendet sie sich an den unverdorbenen Menschenintellect, welchem die intuitive Empfänglichkeit für unmittelbare Wahrheiten noch nicht abhanden gekommen. Denn dieser findet oft frappant einleuchtend, was die simpelste Erfahrung der Realdialektik an unverfälschten Beglaubigungen zu Neste trägt. Und auch dafür kann sie dem neben ihr erstandenen, allen ehrlichen Denkweisen schnurstracks zuwiderlaufenden, Zerrbilde ihrer selbst nur zu Dank verpflichtet sein, wenn dieses auf sein Absolutes Widerspruchseinheiten in solcher Fülle zusammenhäuft, dass sie selber wie ein unschuldig bescheidenes Kind sich vorkommen muss selbst noch mit dem Stärksten, was sie dem vulgären Dogma von einer Weltlogik zu opponiren hat. Denn so sehr sie auch weiss, ihre strictesten Antipoden zu haben an den eigentlichen Lebensbejahern als solchen, an jenen Gesunden, die Alles in der Welt vortrefflich finden und „ganz in der Ordnung", nämlich logisch auf's beste garantiert und fein teleologisch zugespitzt für alle Zwecke, die des Philisters Herz in Entzücken versetzen: so gedenkt sie sich doch keineswegs in irgendeinem Schmollwinkel dergestalt auf dem Isolierschemel niederzulassen, dass sie sich nicht zu bekümmern hätte um das, was rings in der Welt vor sich geht.

Sie will mit nichten die Beziehungen verleugnen, in welchen sie zu Vor- und Mitwelt zu stehen glaubt; denn ihr Antievolutionis-

mus ist nicht eigenwillig oder eigensinnig genug, um der Genugthuung und Beruhigung entrathen zu mögen, welche es auch einem äusserlich vereinsamten Denker gewähren muss, sich der Garantielosigkeit blosser *Soliloquia* enthoben zu sehen. Warum sollte sie sich gar dem Behagen verschliessen, welches es für sie mit sich bringt, als Zuschauer dabei zu stehen, wenn zwei ihrer Gegner wider einander in's Turnier reiten und Jeder von Beiden den Andern mit einer Lanze aus dem Sattel heben will, welche ihrer Rüstkammer entnommen? So aber ist es schon vor manchem Jährlein geschehen, als der Hegel'sche Dialektiker den Hegel'schen Logiker und dieser jenen mit der realdialektischen Consequenz, wo nicht zu schlagen, so doch zu pariren versuchte.*)

Die Zunft der Schwertfeger gehörte ja von jeher zu den ehrenwerthesten, und seit Jung Siegfried's Tagen ist mehr als ein wackerer Ritter von der Esse auf den Plan gezogen, und selbst die Logik muss ihrer Antagonistin zugeben, dass wenn von zwei entgegengesetzten Seiten her die Consequenzen der gegnerischen Anschauungen auf denselben Convergenzpunkt hinausgeführt werden, eine solche Coincidenz doch einigermaassen geeignet ist, die Präsumtion umfassender Conciliationsfähigkeit — obzwar ironisch genug „in der Einheit des Widerspruchs" — für sich zu gewinnen.

Mag man also dem Ursprung und der Darstellungsweise der Realdialektik bei ihrem dermaligen Vertreter noch so viel „Subjectivismus" nachsagen können, so ist das ein historisch zufälliger Umstand, der beim nächsten Nachfolger bei etwas anders gearteter Individualität schon völlig zurücktreten kann, wofern man nur nicht davon absteht, von Philosophien zu verlangen, dass sie mehr als blosse Begriffsnetze sein sollen und sich deshalb auch nicht dürfen rein gedächtnissmässig aneignen, „auswendig" lernen lassen. Die Realdialektik tritt ja auch nicht mit dem Anspruch unter die Leute, eine Autorität sein zu wollen, welcher man blindlings glauben solle, dass es um die Welt so widerspruchsvoll bestellt sei; vielmehr verweist sie an die höchste aller Autoritäten: die wohlgeprüfte und gründlichst

*) Vergl. J. Volkelt: „Das Unbewusste und der Pessimismus", Berlin 1873 S. 135 und 161 und E. v. Hartmann: „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten" Berlin 1874 S. 14 und 79.

revidirte Erfahrung, auf dass Jeder mit eigenen Augen gewahren könne, wie diese von A bis Z vom absoluten Widerspruch durchzogen ist. Das sichert sie vor der Concurrenz mit ihren professionell abstracten Namensschwestern wie mit allen Budikern des philosophischen Kleinkrams.

Auch muss doch wohl aus der allgemeinen geistigen Atmosphäre der heutigen Generation etwas Realdialektisches bereits in's Blut getreten sein, wenn sich in preussischen Schulschriften Stellen finden wie folgende: „Der Grund liegt nicht bloss in der Schwäche der Menschennatur, sondern auch in dem eigenthümlich widerspruchsvollen Wesen der Weltwirklichkeit selber, deren Reich, trotz des einheitlichen Gesetzes, von welchem es durchwaltet und getragen wird, an einem innern Widerspruch leidet, so dass uns oft gar der Genuss und die Schönheit und Harmonie des Lebens an der Wurzel untergraben und zerfressen wird. Angesichts dieses Daseins des Uebels und des Bösen scheint doch der Kosmos, die Harmonie der Welt und ihres Lebens etwas sehr Fragliches zu sein und sich vor unsern Augen in eine Tragödie des Weltlebens zu verwandeln . . . Nach einfach menschlichen Begriffen müssen wir sagen, dass diese thatsächlich vorhandene, allerdings recht üble Beschaffenheit der Welt die nothwendige Bedingung ihrer wirklichen Existenz, die unumgängliche Voraussetzung des Lebens selber ist. Eine Welt des Lebens kann nur existiren, wenn sie zugleich ein Reich des Gegensatzes, der Polarität und unendlich vieler Gegensätze ist, wenn sie neben allem Guten auch zugleich alle Uebel enthält . . . Im Begriff des Lebens liegt es, dass es Selbstbewegung, Kraftbethätigung ist, aber Kraftbethätigung ist ja nur denkbar und möglich, wo ein Widerstand und irgend ein Gegensatz vorhanden ist, welcher durch die Kräfte, durch Kampf zu besiegen ist . . . In jedem neuen Reich der Creatur steigerte sich die Stärke und Menge der Gegensätze, und das Wesen, welches der Complex der ganzen Fülle der Gegensätze des Weltlebens, göttlichen Seins und irdischer Niedrigkeit, von Himmel und Hölle, ist, das ist der Mensch.“

Anstatt uns aber auf die Frage einzulassen, wem das Urheberrecht zustehe für solche Gedanken, ob uns, die wir uns [illegible]l früher öffentlich zu dergleichen bekannt haben,

oder diesem G e i s t (im Programm der Realschule zu Posen 1874 S. 9 ff.), werden wir besser thun, uns auf einen höheren Meister als gemeinsame Autorität zu berufen, und zwar auf keinen Geringeren als Goethe, den seine durch und durch positive Anschauungsweise, welche doch allen „abstrusen“ Gedankengespinnsten so abhold wie möglich war, nicht abgehalten hat, noch in seinen letzten Lebenstagen dem Kanzler von Müller in der „Erläuterung“ zu dem aphoristischen Aufsatze „die Natur“ (Ausgabe der Werke in 40 Bd., Bd. 40 S. 385 ff.) das Bekenntniss abzulegen (ebenda S. 526) es sei darin „den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, h u m o r i s t i s c h e s, s i c h s e l b s t w i d e r s p r e c h e n d e s W e s e n zum Grunde gedacht“ — eine Vorahnung, welche auch uns zu einiger Siegeszuversicht ermuthigen mag. Denn wenn, wofür diese Blätter den Nachweis zu liefern hoffen, die Kanten am Diametralkreuz des Dialektikers und die Seiten am Quadrat der logisch concludirenden *ratiocinatio* keineswegs schlechthin im Verhältniss der Incommensurabilität zu einander stehen, warum sollte sich dann nicht aus jenem ein Schwert schmieden lassen, welches den Schild dieser zu durchhauen im Stande wäre, wofern nur die rechte Faust es schwingt?

Dem mögen aus neuester Zeit noch ein paar gewichtige Stimmen hinzutreten. „Auch Einer“ (Fr. Vischer) schreibt in seinem Tagebuch (II, 229): „Kein Mensch mit schwingendem Gehirn hängt niet- und nagelfest an der Hälfte einer ganzen, oder der einen Seite einer zweiseitigen Wahrheit“ und (132 ff.): „Da die Welt keine eigene Substanz neben und ausser Gott haben kann, so folgt: es ist eine Selbstsetzung und eine Negation und Verbesserung in dieser Setzung im absoluten Wesen ... S o v i e l i s t g e w i s s: d i e W e l t g a n z b e g r e i f e n h i e s s e d i e g a n z e E i n h e i t i m g a n z e n W i d e r s p r u c h b e g r e i f e n.“

Noch ungleich beherzter drückt sich Alfons Bilharz („Der heliocentrische Standpunkt“) aus, auf dessen Zeugniss wir im naturphilosophischen Theil mit etlichen Nachträgen wiederholt zurückkommen. Gleichwohl bereitet uns zunächst solche Bundesgenossenschaft mehr Unbehaglichkeit als Genugthuung. Denn was helfen uns noch so kühne Anläufe in's Antilogische, wo in der eigenen Methode zuletzt doch Alles auf eine Glori-

fication der Vernunft und logischer Deductionen hinausläuft und das liebe „eleatische Sein“ nur zu hoch und zu erhaben sein soll, um sich logischem Zwange zu beugen, so dass das Logische der blossen Scheinwelt angehörig bleibe? Wer andererseits wagt, aus mathematischen Formeln mit dem so bedenklich dehnbaren Unendlichkeitszeichen das ganze Weltgeheimniss herzuleiten, dem steht es nicht zum besten an, das Wort und den Begriff gelegentlich so geringschätzig zu behandeln. Denn eine kläglichere Transaction kann es doch nicht geben, als mittels des gleichartigen Beilegens zweier entgegengesetzter Prädicate beide ausschliessen zu wollen (S. 176), nachdem vorher so stolze Worte geredet sind, als steure man direct dem realdialektischen Principe zu: „Der Schlüssel der ganzen Metaphysik liegt in der Erkenntniss, dass der durch innere Erfahrung .... gewonnene Theil der Vernunfterkenntniss den Gesetzen der Logik nicht gehorcht, dass also“ — ? — „zur Bestimmung solcher Begriffe gleichzeitig zwei sich diametral entgegenstehende, d. h. sich widersprechende Prädicate nöthig sind ... Diese seltsame Erscheinung ... erklärt, weshalb die Metaphysik trotz aller Anstrengung nicht weiter kam, d. h. nie über einen übrig bleibenden Widerspruch, den man doch nicht gelten lassen durfte, hinaus kommen konnte“. Und hernach heisst es noch auf derselben Seite: „Es erregt fast Lachen, wenn, nachdem so viele Philosophen sich an dem Problem der Willensfreiheit die Zähne ausgebissen haben, die Lösung des Räthsels darin bestehen soll, dass der Widerspruch, den zu beseitigen sie sich so viele Mühe gaben, grade zum charakteristischen Bestimmungsstück des Willens erklärt wird“.... „So allein erklären sich die zwei Probleme, mit denen die Denker aller Zeiten gerungen, und die sie nicht haben lösen können, weil sie sich alle Mühe gaben, den Widerspruch zu beseitigen, anstatt ihn grade recht auf den Thron zu setzen.“ — Was hilft das, frage ich noch einmal, wenn das nur geschieht, um ihn gleich darauf doch wieder zu entthronen und ihm den blossen Schein des eleatischen Hochmuths zu substituiren? Bilharz meint (S. 181), „dadurch, dass der einzige wirkliche Widerspruch sozusagen an Ketten gelegt und legitim gemacht wird, alle Widersprüche in diesem einen Punkt gesammelt“ zu haben, während wir ihm umgekehrt

nur zugestehen können, das Eine Welträthsel in eine Vielheit paradoxer Einzelwidersprüche zerfällt zu haben.

Einer seiner Grundgedanken: dass jede endliche Einzelbewegung nur als eine Hemmungserscheinung der unendlichen Bewegung anzusehen sei, verliert den Reiz der Neuheit, sobald man darin eine unabweisbare Consequenz der Kant'schen Principien der Phoronomie wiedererkannt hat — und es heisst nur den logischen Pfad weiter trotten, daraus den ferneren Satz abzuleiten, dass Aenderung eintreten müsse, weil die Hemmung eben constant sei, als welche sie zur Entwickelung führe oder *eo ipso* werde.

Aber solche doppelte Umkehrungen des Logischen sind für uns grade so nur von verbaldialektischer Bedeutung, wie wenn Vischer (a. a. O. S. 218) sich nicht zu vornehm hält, die alte hohle Schlussfolgerung wieder vorzubringen: „Weil nicht Nichts sein, weil das Nichts nicht sein kann, darum, einfach" — allerdings ein sehr simpler Schluss, ohne Ober- und Mittelsatz! — „darum ist die Welt!" Deshalb berührt sich Bilharz auch mit dem berüchtigten Satze von der Vernünftigkeit alles Wirklichen, wo er (S. 312) „Sein" und „Zweckmässigsein" für Wechselbegriffe erklärt, weil er die Selbstentzweitheit des Willens gänzlich ignorirt, — denn sein Wille strebt nur nach Sein, der realdialektische zugleich und ebenso sehr nach Nichtsein — und deshalb allerdings es leicht hat, dem Pessimismus auszubiegen. Denn freilich wäre dieser ja völlig „grundlos", wenn nicht die Zwecke, d. h. eben die Willensinhalte selber, sich widersprächen, und wenn etwa alle „Ideale" rein imaginäre, substanzlose Phantasiegebilde wären, statt vorhandene Willenstendenzen, die nicht verschwinden vor dem logischen Decret: das Sein habe keinen Gegensatz (S. 220 u. ö.).

Mit Einem Worte: diesem unleugbar eminenten Geiste, der ein volles Recht hat, auf etliche Tausende von Alltagsphilosophen herabzusehen, verdirbt die eleatische Velleïtät, das Individuelle mit dem Unismus zu vermitteln, sein allerbestes Denken. Es ist offenbar Geschmackssache, ob man sich mit der Widerspruchsnatur der Welt lieber auf einmal abfindet, oder den metaphysischen Fundamentalwiderspruch in lauter Einzeldefinitionen auseinanderspaltet, wo dann jeder Begriff als das Gegentheil seiner selbst erklärt wird, z. B. Trägheit als die umgekehrt ausgesprochene Causalität, Causalität, resp. Erkennen, als Umstülpung der Daten, Raum als Grenze des Willens u. drgl. m.

Vielleicht hat hierbei beiderseits eine gewisse Gewöhnung des Handwerks hineingespielt: bei gleichem (willensmetaphysischem) Ausgangspunkt wird der Arzt geneigt sein, das Böse unterm Gesichtspunkt des Pathologischen, der Pädagog, die Krankheit als Analogon ethischer Processe zu begreifen. Jedenfalls tritt die logisch stark springende Behandlung der bei ihm farb- und substanzlos verbleibenden Moralprobleme im Bilharz'schen System erheblich zurück gegen die mit ungleich mehr bündigem Zwange einherschreitenden physikalischen und physiologischen Partien des hochinteressanten Werkes, während die Naturphilosophie der Realdialektik sich bescheidentlich auf rein inductivem Boden hält.

Auch so jedoch weiss diese sich mancherlei Anfechtungen blossgestellt, was aber unvermeidlich ist, weil erst das dritte, mit dem bewussten Willen sich befassende, Buch aus dem Centralpunkt des Weltwiderspruchs selber heraus gearbeitet werden konnte. Da gilt es sich zu wehren gegen die Intoleranz, deren fanatische *rabies* heutzutage ja so giftig geifert wie zu andern Zeiten die kirchliche. Die Leute von der sich so nennenden exacten Forschungsmethode, die mathematisirenden Physiker und pseudomonistisch-mechanistischen Materialisten, wollen ja auf ihrem Felde keinerlei Einrede mehr dulden und setzen (wie Helmholtz) ja den wesentlichen Unterschied ihrer von den ethischen Disciplinen darein, dass in diesen Manches controvers bleiben müsse, weil es sich der Stringenz des mathematischen Beweisverfahrens entziehe und sich überhaupt nicht ohne Weiteres in logische Formeln fassen lasse.

Jedenfalls bestätigt auch hier sich die Wahrnehmung, auf die unser ganzes Unternehmen zurückgeht: nur auf dem Boden der logischen Unmöglichkeiten erwuchsen alle Ansätze zu einer philosophischen Durchdringung des Weltganzen, soviel wir deren bis auf diesen Tag entstehen sahen — und immer wieder war es das zähe Widerstreben der Logik gegen jederlei Zugeständniss an ihren Widerpart, die Dialektik im Sinne der Widerspruchslehre, was all diese Verlegenheiten liess zu hohen Jahren kommen und immer neuen Verzweiflungsauskünften Hebammendienste leistete.

Selbst da, wo, trotz der verschiedenen Sprachen, in ıen Bilharz und ich reden, dem Leser manche frappante

Uebereinstimmungen aufstossen werden, erheben meine lieber stammelnden, als in leere Abstractionen sich verlierenden Andeutungen nicht die gleichen Prätensionen. Sie wollten mehr nur Anregungen zu weiterer Prüfung der uralten Probleme geben, als deren Auflösung selber, und gönnen Andern neidlos den süssen Wahn, mit scheinbar durchsichtigeren Formeln sonderlich was Höheres erreicht zu haben. Wir haben nämlich nicht zu der Ueberzeugung gelangen können, dass alle von ihm so bereitwillig adoptirten Theoreme heutiger Naturwissenschaft wirklich auch bereits durch ihn zum Range echter und probehaltiger Philosopheme erhoben seien; obgleich wir im Einzelnen keineswegs verkennen, wie seine Verwerthung der du Bois-Reymond'schen Auffassung der Nerventhätigkeit und der Haeckel'schen Biologie nicht nur durch Tiefsinn, sondern auch durch Fruchtbarkeit imponirt. Freudig eignen wir uns Alles an, was sich im Läuterungsfeuer der Metaphysik bereits bewährt hat — verhalten uns aber ebenso ablehnend gegen Alles, was die Controle solcher Grenzmauth noch nicht passirt hat. Das Reich anerkannter Wahrheiten verlangt von dem, was Einlass begehrt, denn doch einen etwas besser fundirten Ausweis, als den einfachen Stempel eines von diesem oder jenem Tagespotentaten unter den gegenwärtigen Naturkundigen promulgirten „Naturgesetzes". Die blossen Hypothesen gar nennen ja Männer wie Grove selber das blosse Baugerüst der Theorie, das seinen Dienst gethan und abgebrochen werde, wenn die soliden Mauern selber errichtet sind aus unerschütterlichen Quadern nicht mehr anfechtbarer Formulierungen. Allein, wer sagt uns, wo dies Stadium absoluter Unanfechtbarkeit wirklich erreicht ist? Selbst ein einfaches Compendium (Lorscheid, Lehrb. der organischen Chemie 2. Aufl. S. 52) hat das Geständniss nicht unterdrückt: „Die Theorien erscheinen und verschwinden; nur in den Thatsachen allein liegt der sich stets mehrende Schatz der Wissenschaften. Es kann daher auch nie von der Richtigkeit, sondern nur von der Zweckmässigkeit einer Theorie die Rede sein".

Vor der Hand kommen wir also nirgends über „untergelegte Ansichten" (so übersetzt Grove nicht übel das Griechische ὑπόθεσις) hinaus, d. h. nicht über die Producte einer logischen Thätigkeit, und deren Untrüglichkeit anzweifeln kann doch kein Majestätsverbrechen sein, also auch nicht Hochverrath am Territorial-

bestande der Wissenschaft, wenn man Sturm läuft gegen solche Begriffsgebäude, wie sie Abstraction und Berechnung in unzertrennlicher Alliance zu construiren lieben und pflegen. Im Gegentheil: die Philosophie lässt sich von den Einzelwissenschaften vorarbeiten, wie der Herrscher von den Geringeren, seinen „Ministern", sich „Vortrag halten" lässt, um aus eigenem Urtheil seine Entscheidung zu fällen — vielleicht auch nur, um einstweilen ein suspensives Veto einzulegen, wo ihm irgend etwas noch nicht so spruchreif scheint, dass er darauf hin schon Anordnungen und Maassregeln treffen möchte.

Der Herr des Hofes heimst von Rechtswegen ein, was seine Knechte dem bestellten Acker abzugewinnen beflissen waren; aber wie gern fühlt sich der Oberknecht als Administrator und meint, in eigenmächtiger Preisbestimmung ein selbständiges Verkaufsgeschäft abschliessen zu dürfen, wo ihm doch nur die Ablieferung anvertraut war! — Wer gar als Pächter der *vices* waltet, gefällt sich natürlich erst recht in der Rolle des Besitzers, und so sehen wir denn auch immer wieder bei den Zupflegern der Philosophie — namentlich denen von der Secte der Darwinianer — das Gelüste erwachen, der Philosophie in's Handwerk zu pfuschen und sich zu Verallgemeinerungen zu versteigen, in denen sich denn doch bald so oder so die Unzünftigkeit eines metaphysischen Bönhasen verräth.

Aber es giebt auch despotisch gesinnte Herren, die lassen keine Ruhe, solange nicht Alles nach ihrem Kopfe geht — die treiben unerbittlich Jeden an die Arbeit zurück, welcher etwas heimbringt, dem noch ein Widerspruch anhaftet: Ihr, heisst es dann, seid eben noch nicht an den Pol selber gelangt; dort wo alle Meridiane in Einen Punkt zusammen laufen, würde alle Wirrsal sich entwirren, alle Verschlingung sich entschlingen, jeder Knoten sich auftrennen und aller Widerspruch in schönste logische Harmonie zergehen. Aber wird denn mit dergleichen nicht nur eine Consequenz der andern entgegenoctroyirt, ein Trumpf gegen den andern ausgespielt, und müssten nicht unparteiische Götter angerufen werden, um solchen Hader zu schlichten?

Bis dahin bleibt es nach wie vor Jedem unbenommen zu denken Alles, was er vor seinem logischen Gewissen verantworten kann — in dem Sinne heisst es ja auch vor dem Forum der Wissenschaft: Gedanken sind zollfrei — es fragt sich nur,

ob Einer mit seinen Gedanken auch vor dem effectiv Seienden bestehen könne.

Der Bergmann muss abwarten, was für Waffen aus dem Metall geschmiedet werden, welches er den Tiefen enthebt — er weiss sich auch nicht dafür verantwortlich. Das muss beruhigen bei der Wahrnehmung, wie ein Gerhard von Amyntor den realdialektischen Gedanken, — weil er denn doch schon in der Luft des alternden Jahrhunderts liegt — in den Dienst von Tendenzen stellt, denen wir nicht huldigen können, so sehr wir uns bewusst sind, auch an unserm Theil „Auf der Bresche" zu stehen wider die Anläufe der bösen Feinde des Wahren und Rechten und nicht unkundig der Gefahren, welche die Menschheit die Jahrtausende her gepflückt hat „Vom Baum der Erkenntniss". Wer aber eine so kräftige „Neue Variation des alten Themas" von der Räthselhaftigkeit der Welt zu schreiben weiss wie dieser Pseudonym, steht uns nicht bloss in seinem Denken, sondern auch in dessen Ausdruck vielfach so nahe, dass es fast nicht überflüssig scheinen könnte, dem Verdachte eines Plagiats entgegenzutreten.

Doch dem sei, wie ihm wolle — genug, wir wissen wie auch wir uns darauf gefasst halten müssen, dass uns nochmals widerfahre, was uns schon öfter widerfahren, und was Virchow in jener Münchener Rede so ausdrückte: „unsere Sätze kehren in einer für uns selbst erschreckenden Gestalt zu uns zurück" — aber was hilft's? — auf solche Gefahr hin können wir doch nicht lassen, Zeugniss abzulegen, wo wir uns dazu berufen fühlen! — es bleibt also nichts übrig, als mit dem alten Recken zu sprechen:

Ich denk', als Männer tragen wir auch dies.

Lauenburg in Pommern, Juni 1880.

Dr. Julius Bahnsen.

Berichtigungen.

Seite 41 Zeile 2 v. o. statt Spenzer lies Spencer
„ 74 „ 10 v. u. „ Begriffsdestinction lies Begriffsdistinction
„ 108 „ 16 „ „ „ Consequensenreiterei lies Consequenzenreiterei
„ 246 „ 8 „ „ „ *παρουσια* lies *παρουσία*
„ 249 „ 7 v. o. „ Posivität lies Positivität
„ 295 „ 3 „ „ gehört der Gedankenstrich hinter die Schlussklammer
„ 312 „ 18 v. u. „ palpapel lies palpabel
„ 319 „ 15 v. o. „ anthromorphisirenden lies anthropomorphisirenden

Inhalt.

Das antilogische Princip.

Einleitung in die Realdialektik.

Die Seins- und Daseins-Lehre
der
Realdialektik.

Ontologie, Metaphysik und Naturphilosophie.

Das

antilogische Princip.

Einleitung in die Realdialektik.

O madness of discourse,
That cause sets up with and against itself!
Bifold authority! where reason can revolt
Without perdition, and loss assume all reason
Without revolt: this is and is not . . . .
. . . . that a thing inseparate
Divides more wider than the sky and earth.

Shakespeare (Troilus and Cressida V, 2).

1. Name und Begriff der Realdialektik.

Indem die Wissenschaft vom realen Widerspruch unter dem Namen „Realdialektik“ Aufnahme in das Standesregister der Philosophenschulen beantragt, wird sie solchen Anspruch auf Anerkennung ihres Bürgerrechts im Freistaat der Wissenschaften zunächst begründen müssen gegenüber bereits occupirten Wortbedeutungen.

War ἡ διαλεκτική zunächst Gesprächs- und demnächst Disputirkunst überhaupt, so verengerte sich das allmählich zur contradictorischen Darlegung des gleichberechtigten Für und Wider, und damit war bereits *implicite* Feindschaft angekündigt gegen eine Logik, welche den Identitätssatz an die Spitze ihrer Forderungen stellte und so das volle Nebeneinander des *Pro* und *Contra* vorneweg bestritt.

Weil man aber auf Wider-sprechendes zunächst nur im Gedachten oder Aus-gesprochenen stiess, so blieb vor der Hand noch eine gewisse Unterordnung des Dialektischen unter das Logische bestehen, und selbst Hegel wahrte dergestalt seiner Philosophie den logischen Charakter, dass er sein Gesammtsystem unter die „Logik“ befasste und das Dialektische nur als die darin waltende „Methode“, als die Form des Weltprocesses, wollte anerkannt wissen. Denn der Widerspruch war ihm nicht der absolute Kerngehalt des Seienden, sondern nur ein Durchgangsstadium des Werdenden, die Antithesis blosses Mittelglied zwischen Thesis und Antithesis, ein bloss phänomenologisches Prädicat des sich zur Rückkehr in sich selber fortbewegenden Begriffs, nicht ein Merkmal der Sache oder des Dings selber. (Deshalb sehen wir bei Hegel und noch mehr bei seinen Nachfolgern das dialektische Verfahren oft herabsinken zu einem blossen Naturverhältniss zwischen psychologischen Vorgängen, etwas, was den Gegnern den Sieg um so leichter machte, je weniger diesen schon eine Ahnung davon aufgegangen, wie

immerhin die Realdialektik an ihrem Theil derartigen, wissenschaftlich allerdings ganz niedrig stehenden, Denkoperationen einen hohen Exemplificationswerth für die realdialektische Natur unseres Erkenntnissmechanismus beilegen kann.)

Dem gegenüber behauptet die Realdialektik die Widerspruchsnatur nicht bloss des empirisch Erscheinenden, sondern des Wirklichen selber nach seinem Ansich, und zwar indem sie sich dabei als Willensmetaphysik einführt, welche im Grundwesen des Seienden die Vereinigung eines Wollens mit einem widersprechenden Nichtwollen glaubt erkannt zu haben.

Deshalb konnte es freilich in Frage kommen, ob nicht die Aufgabe, welche die Wissenschaft vom Widerspruch mit diesem ihren Begriffe sich gestellt hat, noch bezeichnender mittels eines andern Ausdrucks der hergebrachten Terminologie könne kenntlich gemacht werden, und ob nicht insbesondere die Namen Antithetik oder Antinomik den Vorzug verdienten. Allein die Erwägung, dass, nach bereits im allgemeinen Sprachbewusstsein eingebürgerten Vorstellungen, damit einerseits eine Abschwächung der eigentlichen Tendenz und andererseits eine Einschränkung des Geltungsbereichs eines grade auf allumfassende Bedeutung abzielenden Gedankens nicht ausgeschlossen wäre, muss zu dem Resultate führen, dass an der ohnehin schon längst getroffenen Wahl festzuhalten sei. Insofern mag es nur zu deren nachträglicher Rechtfertigung dienen, wenn hier noch darauf hingewiesen wird, wie auch Kant bereits „die Antinomie der reinen Vernunft“ grade so der „transcendentalen Dialektik“ subsumirt, wie jener „die Antithetik der reinen Vernunft“, ein Subordinationsverhältniss, auf Grund dessen wir in analoger Gliederung das Realdialektische im eminenten Sinne mit dem gleichbedeutend setzen könnten, was wir ursprünglich als „Weltgesetz der Negativität“ bezeichnet haben, während das Antinomische auf die interindividualen (im allerweitesten Sinne also: ethischen) Verhältnisse einzuschränken und von antithetischer Zerklüftung nur in intraindividualen Beziehungen zu sprechen wäre. Es behielt ja nämlich, seitdem Kant seinen Sprachgebrauch fixirte, der Begriff „Antinomie“ überdies einen engeren und stabileren Charakter als der des Wortes Dialektik, und vermöge solcher historischen Krystallisation geht ihm jetzt, trotz der scheinbar grösseren Objectivität seines etymologischen Wortlauts, jene energischere Bedeutung ab, welche den Widerstreit direct in den

Kern der Sache verlegt — zumal ich mit dem Versuche nicht durchgedrungen bin, welchen ich mit der Ueberschrift eines Abschnitts in meinen „Beiträgen zur Charakterologie" anstrebte, als ich von den „Antinomien des Gemüths" sprach, wo ich jetzt von dessen realdialektischen Selbsterweisungen zu reden vorziehen möchte. Bei „Antinomie" denkt man nicht sofort an ein correlatives Sichwechselseitigfordern der Widersprüche, sondern zunächst nur an ein Gegen- oder Nebeneinanderbestehen derselben. Das Dialektische drängt von innen heraus, aus eigenstem Wesen, zur Antithese, d. h. zur Setzung des Gegentheils — die Antinomie enthält nichts von dieser spontanen Triebkraft; im Gegentheil: in ihr stösst das Denken eigentlich widerwillig und zu eigenem Verdrusse auf unliebsame, weil logisch unausdenkbare Consequenzen. Insofern ist jede Antinomie gewissermaassen erst indirecten, secundären Ursprungs, indem sie besagt, dass das Denken bei logischen Unmöglichkeiten anlange, wenn es vor- oder rückwärts seinen Progressus in einseitiger Richtung zu Ende zu führen versuche. Weil dies aber nur bei einer bestimmten Anzahl von Begriffspaaren eintritt, so würde der Ausdruck Antinomik ja so sehr mit der Gefahr einer missverständlichen Exclusivität behaftet bleiben. Das Antinomische lässt seit Kant die Annahme offen, dass seine Widersprüche lediglich auf einer besonderen Beschaffenheit unseres subjectiven Denkmechanismus beruhen, nur dem Denken, nicht den Dingen angehören, ja auf das Ding an sich in seiner Essentia solche Verlegenheiten des Denkens auch nicht die entfernteste Beziehung haben könnten, dieses vielmehr dem vorweltlichen Brahma an schlechthin ungetheilter Eins-heit gleichen müsste, oder jenem platonischen ὄν, auf welches so wenig die Merkmale der Einheit wie die der Vielheit Anwendung leiden sollen.

Derartigen Bedenken gegenüber besitzt die „Dialektik" den Vorzug, nach sprachgeschichtlicher und terminologischer Continuität das Widersprechende nicht nur als ein unmittelbar Vorhandenes hinzustellen und demselben eine immanente Kraft lebendigen Forttreibens beizulegen, sondern auch nach bereits hergebrachter Auffassung das Verständniss für unseren Grundgedanken ungleich sicherer zu vermitteln. Dank insbesondere der jüngeren Entwicklung des Hegel'schen Systems ist es durch die sogenannte linke Seite seiner Anhänger bereits eine Vorstellung von einer gewissen Geläufigkeit geworden, dass die

wahre Consequenz des Denkens einer Einsicht in die reine und allgemeine Negativität des Seienden zuströmt.

Aber wir verhehlen uns auch die Gefahren nicht, welche eine solche Bundesgenossenschaft mit sich bringt. Weil jene Hegelianer meistens zu lange in der Antithese verharrten, um hernach den Fortgang, resp. Rückweg zur Synthese noch offen zu finden, erlagen sie meistens auch der Versuchung, nun ganz einseitig in der Negation stehen zu bleiben.

Wie verlockend es ist, der Sirenenstimme des begriffsdialektischen Dreiklangs zu folgen, weiss der Urheber der Realdialektik hinlänglich aus eigener Erfahrung, um sich vorzugsweise zum Warner vor solchen Irrwegen berufen fühlen zu dürfen und sich deshalb gleich an der Schwelle dieses Werkes von solch hirnberückenden Denkverführern so laut wie energisch loszusagen, schon weil er nicht in die Lage kommen möchte, sich zurückziehen zu müssen vor Schreckschüssen, wie man sie den Vertretern der Hegel'schen Dialektik mit bestem Erfolge aus der Pistole der Logik entgegen feuern kann. Denn was jene zahme Begriffs-Dialektik von Anfang an lähmen muss in ihrer Resistenzkraft gegen logische Gegenargumente ist, dass sie auf den Widersinn zusteuert, eine überwindende Aufhebung des Widerspruchs zu erreichen, worauf die resolutere Realdialektik verzichtet, weil sie von ihrem Kant gelernt habe, dass solche Schlusstableau-Versöhnung am Ende nur ein von subjectivistisch mitgebrachten Denkgewohnheiten hineingelegtes, untergeschobenes Täuschungsgebilde sein könne. Ihr ist sozusagen die Vernunft nur ein interimistischer Hülfsmechanismus im Getriebe des Willens und demgemäss der Antinomismus zwischen Wille und Vernunft, welchem darnach eine bloss transitorische Geltung zugestanden werden kann, etwas — wenigstens am Begriff eines „absolut Nothwendigen" gemessen — bloss „Zufälliges"; denn wäre „zufällig" (im Sinne des *in thesi* absolut Denkbaren) die Essenz eine andere, so wäre für die Existenz des Widersprechenden eine Nothwendigkeit (als welche erst aus jener derivirt) gar nicht vorhanden. Nur insofern als dem Willen zum Sein „zufällig" auch das Moment des Willens zum Wissen innewohnt, konnte überhaupt die Discrepanz zwischen Logischem und Realem irgendwie in die Erscheinung treten: das Unorganische weiss nicht nur nichts von seiner Unvernunft, sondern es steckt überhaupt nichts Widervernünftiges darin, solange nicht die Vernunft diesen, dem

Willenswesen als solchem ursprünglich fremden, Maassstab daran heranbringt.

Was die Realdialektik eben nicht will, ist jenes gleissende Denkgetändel, welches am Ende in ein substanzloses Nichts zergeht. Grade weil sie keiner eingebildeten Synthese zustrebt, hält sie auch neben der Antithese die These in ihrem Vollbestande fest — bewegt sich nicht in haltlosen Oscillationen dialektischen Hin- und Herdenkens, sondern sucht es ihrem Gegenstande, dem bleibenden Nebeneinander der realen Widersprüche, gleichzuthun, an Ruhe der Constanz und Ausdauer im Widerstreit. Die Realdialektik führt sich deshalb auch nicht ein als eine blosse „Phänomenologie des Geistes", welche es als solche bloss mit dem Denken in seiner Erscheinung, nicht mit den Dingen in ihrem Wesen, zu thun haben will und deshalb sich Spässchen erlauben darf, wie den sophistischen Beweis: gleich und gleich sei doch eigentlich nicht gleich, denn $a = a$ sei etwas „ganz anderes", wenn man sich es denke als Ausdruck der „Wahrheit" $\frac{a}{a} = 1$ und wenn man damit besagen wolle: $a - a = 0$ — oder das Kunststücklein, durch Multiplication und Division zu dem nämlichen Resultat hinzuführen, indem die rein abstracte Zwei ebensogut Facit der Halbirung als der Verdoppelung sei, wie ja auch $1 \times 1 = 1$ und nicht weniger $\frac{1}{1} = 1$. Derlei verhält sich zur objectiven Weltdialektik wie verwaschene Lichtreflexe, die man als verzerrte leere Luftspiegelungs-Meteore auch Nebensonnen nennt, zur wirklichen Sonne sich verhalten. Am Blendwerk der Sophisterei mögen müssige Geister sich amüsiren und an ihrer Entwirrung Schülerscharfsinn sich üben — sei es auch nur, um das alte, immer wieder vergessene Geheimniss von der Trüglichkeit blosser Worte davon sich ausplaudern zu lassen.

Vollends ohnmächtig musste sich jene blosse Subjectivdialektik erweisen, soweit sie dem Nachweis Trendelenburg's erlag, dass ihre angebliche „höhere Einheit" nichts weiter sei als der indifferente Gattungsbegriff, oder, noch richtiger, die unentschiedene *vox media* zwischen nur conträren Gegensätzen.

Als bloss logische ist die Dialektik nur ein Produkt des „discursiven Denkens", dagegen als reale (als das Realdialektische selber) ein Resultat des „auseinanderlaufenden", in verschiedene Rich-

tungen auseinanderstrebenden, selbstentzweiten Willens, ein in der Negativität des Seienden selber, nicht bloss in dem Gedachten, sich vollziehender und deshalb schliesslich allerdings jeden positiven Ergebnisses entbehrender Process. Als Objectivdialektik will unsere Wissenschaft mehr sein, als woran man bei „Antinomistik“ allein zu denken ein Recht haben würde; denn in ihr handelt es sich nicht bloss um einen Widerstreit der Denkgesetze untereinander, sondern um einen Widerstreit der Realgesetze einerseits unter sich und andererseits zu den Denkgesetzen. Dass dabei das Verhältniss des gedachten Realen zum gedachten Realen das Thema bildet, ergiebt erst recht den Charakter dieses Verhältnisses als eines dialektischen; denn wir lernen dabei dieses Verhältniss als ein solches kennen, wie es sonst nur zwischen Gedanken bestehen kann, nämlich als eins des Widerspruchs. Und doch verhalten sich die Glieder des Realwiderspruchs — der Wille als ein in sich selber Contradictorisches zu sich selber — hinwiederum auch nicht als blosse Gedanken, sofern sie nicht innerhalb des Bereichs subjectiven Denkens verbleiben, sondern inmitten der Objectivität selber stehen. Darum ist auch — wie sich bei der eingehenden Betrachtung des Widerspruchs noch deutlicher herausstellen wird — das Facit beiderseits ein so grundverschiedenes: bei uns jenes Zero, welches schon Kant als den weltenschwangeren Urschoss alles Seins und das ewig neugebärende Grab alles Werdens erkannt hat, drüben jenes todte Nichts, wie es übrig bleibt in unserem leeren Schädel, wenn ein Paar widersprechende Begriffe einander darin wechselseitig den Garaus gemacht haben und wie es symbolisirt wird durch die simple, recht eigentlich nichtssagende und nichtsbedeutende Subtractionsgleichung: $1 - 1 = 0$.

Die Begriffsdialektik aber meint Wunders was an positivem Gehalt zu gewinnen, wenn sie mit Hülfe ihres treuesten Verbündeten, des Abrakadabras mathematischer Kabbalah, ihre Zauberformeln weiter spielen lässt:

$$\frac{0}{0} = \frac{1-1}{1-1} = 1$$

und übersieht dabei nur das Eine, wie eine so resultirende Eins nichts Wirkliches, nichts wahrhaft Positives, oder auch nur Affirmatives ist, sondern ein blosses Gedankending, eine unbenannte Ziffer oder Grösse und als solche nicht mehr werth als die voraufgehende in oder durch sich selber dividirte Null —

da ist nichts geändert als nur die Bezeichnungsweise eines in sich identisch (absolut gleich) Gebliebenen — der „Process", welchen dabei das subjective rechnende Denken durchgemacht, hat den Nullbestand intact gelassen, keinerlei *Plus* ergeben, aus welchem ein Entwicklungsadditament entspriessen könnte — das ganze Beginnen blieb ein absolut unfruchtbares: was vor sich ging, war eitel Namenswechsel: was früher Null hiess, heisst jetzt Eins — aber an der Sache, oder vielmehr Nicht-Sache, am ursprünglichen Nichts ist so wenig geändert, wie wenn Hegel im Anfang seiner Logik dasselbe je nach Belieben auch Sein nennt.

Weil uns die Dialektik mehr ist als eine blosse *μέϑ-οδος*, eine zickzackförmige Bewegungslinie, auf welcher Hegeln seine weltweite Reise durch das Fabelland der „Selbstaufhebungen" doch in alle Ewigkeit nicht über die Schwelle seiner eigenen Hausthür hinausführen konnte: deshalb haben wir vollauf Anlass, gleich Eingangs eine, jede Missdeutung fernhaltende, Verwahrung einzulegen gegen denkbare Verwechselung unserer „reelleren" Tochter mit ihrer, verdientermaassen in argen Misscredit gerathenen, Namensbase.

2. Genesis der Realdialektik.

Wäre die Welt nach Wesen und Dasein ein Selbstverständliches, so gäbe es keinen Antrieb zum Weiterdenken, kein metaphysisches Bedürfniss, keine Philosophie. Und weil die Menschheit mit allem Fragen und Forschen doch nur tappend in ein Dunkles greift, ob es ihr gelinge, zu erhaschen und zu packen, worauf sie Jagd macht mit ihren Netzen und Gruben: die Wahrheit und Gewissheit, so hat man längst erkannt: „wir können nur rathen und meinen" und hat demgemäss das uns vorliegende Problem einem aufgegebenen Räthsel gleich geachtet.

Nun gilt ein Räthsel für um so geistreicher und anziehender, je mehr es die Mühe des Errathenwollenden anlockt durch den Reiz, nebeneinander gestellte Widersprüche irgendwie mit einander ausgleichen zu sollen, und nicht umsonst hat die Sprache für beide Thätigkeiten das nämliche Wort — „Lösung" — in Anwendung gebracht.

Wenn aber der Effect des Räthselrathens einen humoristischen Beigeschmack hat, sofern das Räthselwort uns hinterdrein meistens verräth, wie wir uns durch blossen Schein und Doppelsinn haben äffen lassen: so klebt dagegen der Arbeit ums Welträthsel meistens der Blutschweiss der Tragik an, weil wir im Grunde vor einem endlosen Kettenräthsel stehen, an welchem jede einstweilige Lösung hineinhetzt in eine weitere, und Ruhe um so weniger zu erjagen ist, je unaustilgbarer Allen der Wahn innewohnt, endlich einmal müsse das Exempel doch ganz ohne Rest aufgehen.

Darum ist schon nicht wenig gewonnen, wenn wir nur erst zur Einsicht und Ueberzeugung von der sozusagen absoluten Räthselnatur der Welt gelangen und rückhaltlos anerkennen, dass wir mit ihr aus den Räthseln überhaupt gar nicht herauskommen.

In der That scheint es auch, als ob in der Befestigung dieser Erkenntniss das eigentlich vorwärtsrückende *movens* in der Geschichte der Philosophie bestehe. Ausgegangen von einem unwankenden Vertrauen auf seine Sinne, versuchte es der Mensch, einmal an diesen irregeworden, haltbarere Garantien zu gewinnen an den autonomen Normen seines Denkens. An dessen spontanem Consensus sollte die schwankende Gaukelei des Sensoriums Maassstab und Controle finden; diesem obersten Tribunal wurden auch die Acten der Mittelinstanz zur „Revision" unterbreitet: die trügerische Vorstellung sollte ihr festes Correctiv haben an der Unfehlbarkeit des Begriffs, und was man als logische „Gesetze" verkündet hatte, sollte bekleidet sein mit der absoluten Souverainetät eines, allen Instanzen aus eigener Machtvollkommenheit die ihrige zu Lehen gebenden, Autokraten, wie weltliche Richter ihre „Erkenntnisse" publiciren: „Im Namen des Königs". Und wie träge Orientalen noch heute aus Bequemlichkeit all die Unzuträglichkeiten des Despotismus über sich ergehen lassen, so währte es lange, bis Einer sich aufraffte, um wider das sich zu empören, was man mit gutem Fug eine Cabinets-Justiz der Vernunft nennen könnte.

Denn diese letzte Staffel des Skepticismus (die vierte, wenn wir den Kant'schen Kriticismus als dritte zählen seit dem Pyrrhonismus) erfordert einen festeren Geist und unbeirrbareres Wahrheitsstreben als alle früheren, indem sie ein Wissen anstrebt von der Negation derjenigen Wissensmöglichkeit aus,

welche bis dahin für die, vermöge ihrer rein subjectiven Immanenz, einzig unbestreitbare galt, und indem sie aller Selbstvergötterung heutiger Détail-Kunde das kleinmüthige Eingeständniss gegenüberstellt, dass wir noch immer an der Schwelle des verschlossenen Adyton hocken wie armselige Bukshis vor einer vermauerten Pagode.

In der Hauptsache liefert ja jedes neue System nur neue, wo möglich bestimmtere, zutreffendere, aufrichtigere und damit auch richtigere Namen für längst bekannte Verhältnisse. So glaubt auch die Realdialektik keineswegs in geschichtsloser Plötzlichkeit „die Continuität der Entwicklung“ zu durchbrechen, sondern ihr eigenes Wesen unter allerlei früheren Verkleidungen wiederzuerkennen. Unter den Maskenanzügen aber, in welchen sie am öftesten schon incognito sich in einzelnen Scenen auf der philosophischen Bühne bewegt hat, war einer der beliebtesten der in der Rolle des vielgewandten „Grenzbegriffes“. Der musste aushelfen, so oft einmal wieder ein Denker mit seinem Begreifen „zu Ende“ und „am Rande“ angelangt war. Ganz neuerdings hat man mit diesem Stempel auch das Kant'sche Ding an sich signirt, aber längst schon hiess der sonst undefinirbare mathematische Punkt die Grenze der Linie, die Linie die der Fläche, die Fläche die des Körpers, auch die Gegenwart die reine Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft, und Schopenhauer wies seiner sonst untractabeln Materie ihren Platz an im Grenzgebiet des Physischen und Metaphysischen.

Angesichts solcher Wahrnehmungen möchte nun die Realdialektik hoffen dürfen, ihre reichste Ernte werde überall da blühen, wo die logische Weltauffassung „einen Rest gesetzt“ hat, sei es als Problemrest oder als Restproblem.

Sahen wir die Hegel'sche Dialektik einer Ueberschätzung des Logischen als einer, ja als der einzigen wirklichen Macht entstammen, so nimmt umgekehrt die Realdialektik ihren Ursprung aus einer tiefen Demüthigung des Denkens. Ihre Keime entspriessen dem Moder der Verzweiflung an einer logisch correcten Erkennbarkeit der Welt, wie ihn ihre rationalistischen Vorgängerinnen ihr aufs Ackerfeld zu dessen unbeabsichtigter Düngung gefahren. All jene abstracten System-„Gründer“ müssen erst als Bankerottirer erkannt und vom Markt der metaphysischen Concurrenz beseitigt sein, ehe der Credit der Realdialektik erstarken kann. Eine Spätgeburt des menschlichen Geistes,

setzte sie eine Entwicklung voraus, welche den Muth gezeitigt hatte, die vorgefundenen und auf ehrlichem, sophismenfreiem Wege nicht zu hebenden Widersprüche als solche principiell zu acceptiren und so — der Zumuthung, Unmögliches leisten zu sollen, vorneweg ledig — mit einem einzigen Ruck sich alle jene Verlegenheiten, unter welchen jeder logische Widerpart des realdialektischen Denkens ersticken muss, vom Halse zu wälzen.

So alt wie die Menschheit ist deren vergebliches Bemühen um eine logische Erfassung der Welt; und solange es ein bewusst logisches Denken giebt, hat es gekrankt an der Tendenz, Alles erklären, Alles definiren und so den Dingen eine Form des Erkennens abtrotzen zu wollen, welcher diese ihrem innersten Wesen nach widerstreben, indem sie zuletzt einen Rest lassen, der in kein logisches Schema aufgeht. Wäre aber die Herrschaft des Logischen eine unbeschränkte, so könnte es gar keine falschen, von der Anschauung Lügen gestraften Consequenzen, keine aus richtigen Prämissen correct und dennoch nicht „zutreffend“ gezogenen Schlussfolgerungen geben: ein durch und durch Logisches könnte seine Gläubigen an keinem einzigen Punkte im Stiche lassen: Intuition und Ratiocination müssten allüberall aufs beste zueinanderstimmen, nirgends könnte eine Discrepanz zwischen ihnen klaffen, alle Erscheinungen müssten dem logisch Präsumirbaren entsprechen — z. B. Eigenschaften von Mischungen stets das einfache arithmetische Mittel aus den Eigenschaften der gemischten Bestandtheile ergeben. Umgekehrt müsste es eine baare Unmöglichkeit sein, dass man sich innerhalb logischer, d. h. abstracter, Denkgesetze erträumte Paradiese ausmalte; die ganze Märchenwelt, selbst als poetische Schöpfung, hätte ein ewig Unentstandenes bleiben müssen, wie Alles, was sich irgendwie ohne Verstoss gegen die formale Logik imaginiren liesse, von selber schon *eo ipso* als ein Wirkliches vor uns stehen müsste.

Die Realdialektik hat aber um so weniger Grund, das Empirische an ihrer Herkunft zu verleugnen, als in ihrer Geburtsstunde der mäeutische Dienst nicht von der herzlosen Frau Vernunft, sondern von der Schwester Herzensnoth selber verrichtet ward: sie entsprang nicht den schattenhaft chromatropischen Wirbeln lustig drehender Gedankenjongleure, sondern dem tieferschreckenden *θαυμάζειν,* mit welchem das concrete Individualwesen, sobald es einmal wahrhaft zu sich selber kommt, s e i n e r s e l b s t als eines Concrements unvereinbaren Zusammens von Ja

und Nein innewird, und mit welchem demgemäss ein Jeder, der nicht ganz gedankenlos seines Weges dahinschlendert, seine Strasse auf Schritt und Tritt von den Quergräben eines Dilemma durchsetzt findet.

Dem praktischen Impuls individuell subjectiven Erlebens gesellen sich aber alsbald die theoretischen Motive universell objectiver Geschichte: denn diese lehrt, dass zu allen Zeiten jede Wissenschaft — wie im Einzelnen noch näher soll gezeigt werden — irgendwo auf einen Widerspruch stösst, und wer an dessen Wegräumung arbeitet, nichts erreicht als denselben etwas weiter zurückzuschieben. Der sich allerorten — ebenso sehr bei den Grundproblemen sämmtlicher Einzelwissenschaften wie in allen Nebenverzweigungen der Philosophie als Gesammtwissenschaft — aufdrängende Urwiderspruch will aus seiner bisherigen Aschenbrödelstellung zu dem ihm gebührenden Fürstenrang endlich einmal aufsteigen.

Wenn aber endlich die Natur unseres Denkens selber so eingerichtet ist, dass sie einem Kant das entsagungsreiche Wort eingeben konnte: es giebt Fragen, deren Beantwortung der Vernunft unmöglich ist und welche diese doch nicht abweisen kann — so wird es der zureichenden Gründe genug sein, um begreiflich zu machen, wie zuletzt der Versuch gewagt werden konnte, den Stier an den beiden Hörnern dieses Dilemma selber zu packen und so den Ringkampf aufzunehmen mit Problemen, deren Bewältigung auf anderem Wege bisher nicht hat gelingen wollen.

So mit dreifachen Banden auf das Ixionsrad des Zweifels geflochten, mochte der gequälte Menschengeist sich wohl fragen, welcher dieser Stricke der festeste und einschneidendste sei, wo sich Möglich und Unmöglich in die Einheit des Zugleich verketten: zugleich etwas zu sein und es nicht zu sein, zugleich sich etwas ebenso sehr als unendlich wie als nicht unendlich, ebenso sehr als absolut wie als relativ denken zu müssen.

Wäre solches Gezerre nicht seit den ältesten Zeiten empfunden, so würde es so wenig je eine Mystik wie jenen Glaubensmuth gegeben haben, der sich des Opfers seines Intellects als des grössten und des Gehorsams als des schwersten berühmen durfte, in welchem er mit Paulus spreche: *αἰχμαλωτίζω πᾶν νοῆμα* (2. Cor. 10, 5). So früh also hat man schon erkannt, dass ein auf anderem Wege nicht zu stillendes Ruhebedürfniss nur mittels irgendwelcher General-Renunciation Befriedigung

finden könne; und wenn auch die Realdialektik in ihrer Weise sich bequemen will, einen solchen Verzicht vorneweg einzugehen, so thut sie nichts Anderes, als was Andere vor ihr gethan. Nur gedenkt sie sich dabei ebenso wenig auf das Lotterbett einer faulen Skepsis hinzustrecken, als bedingungslos sich dem ersten besten Wahrheit verhöhnenden Sophisten zu verkaufen. Denn was man an ihr als ein skeptisches Ingrediens ansprechen könnte, ist in ähnlichem Sinne ein nicht bloss ideell theoretisches, sondern reales Element, wie für sie das Dialektische nicht als hohles Formal-, sondern als erfülltes Realprincip Geltung hat: sie kehrt nämlich ihre Zweifel nicht gegen die Zuverlässigkeit der Erfahrung, sondern gegen die materiale Werthschätzung des absoluten Gehalts der Erfahrung. Das giebt ihrem Weltbilde seine bestimmte Färbung, ein Colorit, bei welchem rosiger Anhauch allerdings vermisst wird.

Also nicht die Gleichgültigkeit der Trägheit, welche es sich leicht macht mit ihrer Abkehr von allem Wissen, indem sie sich wohlfeil darauf beruft, dass jedes System einen Grundwiderspruch in seinem Fundament stecken habe, und welche nur deshalb alle schlecht macht, weil ihr jeder Vorwand gut genug ist, um eine Denkanstrengung sich zu ersparen — nicht die Feigheit eines geängstigten Gewissens, welches sich heute der absoluten Frivolität und morgen der Indulgenz eines zur Absolution bestallten Priesters in die Arme wirft — nicht pikante Kurzweil suchende Paradoxienjägerei ist die Muse des Realdialektikers, sondern dasselbe ernste Pathos, welches Religionsstifter begeistert und Wahrheitsmärtyrer standhaft gemacht hat und deshalb auch wohl zu dem Muthe befähigen kann, sich herzhaft am engsten grade mit dem zu verbinden, was die meisten anderen Systematiker stets am ängstlichsten geflohen. Und nur weil sie sich so sittlicher Wurzel entstammt weiss und von sittlichen Triebfedern getragen, geht die Frage nach ihrem Ursprung unmittelbar über in die nächste nach ihrem Zwecke, welcher als ein positiver, lebenbejahender anerkannt werden muss; denn grade eine den Widerspruch als eigentlichen Lebensgehalt constatirende Theorie muss unmittelbar zu einer affirmativen Willenspraxis führen, wo sie das Logische für viel zu ohnmächtig erkannt hat, als dass es je die (empirisch factisch gegebenen) Widersprüche, mithin auch das in und aus lauter Widersprüchen ...nde Sein selber, zu annihiliren vermögend sein sollte.

3. Aufgabe und Ziel der Realdialektik.

Aus dem Gesagten erhellte bereits, dass die Realdialektik ihr Absehen nicht darauf richtet, die vorgefundenen Widersprüche zu beseitigen, sondern vielmehr darauf, dieselben in ihrer Unüberwindlichkeit zu erfassen. Im vollen Einklang mit dem, wozu sie sich als ethischem Grundmotiv bekennt, legt sie selber es auf ein Erlösungswerk an: die Menschheit von einem marternden Wahn zu befreien, ist ihre nächste Absicht. Wie Paulus den im Sündenschuldgefühl zitternden Juden Beschwichtigung schaffte mit dem kühnen Ausspruch: es ist unmöglich, das Gesetz vom Sinai ganz zu erfüllen — so sagt die Realdialektik zu den in endlosem Hypothesengewirre um Vernichtung des Widerspruchs ringenden Geistern: all Euer Mühen ist eitel, Ihr hofft umsonst, jemals in Eurem Denken zu innerer Versöhnung zu gelangen, „gerecht zu werden durch Erfüllung der Gesetze", der logischen und metalogischen, welche eben nur statutarische Geltung haben, aber dem wirklich daseienden Weltwesen nimmermehr constitutiv entsprechen — es giebt kein ander Heil, als sich bei der Einsicht in diese Unmöglichkeit zufrieden zu geben und dem absoluten Widerspruch seinen unbestreitbaren Anspruch einzuräumen, dass in ihm grade der adäquateste Ausdruck für das innerste Kernwesen — für die geheimste Essentia in aller Existenz — gegeben sei. Das heisst denn freilich der Unfehlbarkeit des correct logischen Denkens den Glauben versagen, aber so wenig ihm völlig den Gehorsam aufkündigen, wie Paulus gemeint war, an die Stelle unentbehrlicher bürgerlicher Legalität das Belieben zügellosester Libertinage zu setzen.

So verzichtet denn allerdings die Realdialektik vorneweg darauf, die Welt zu begreifen, aber nicht darauf, sie zu verstehen und in dieser Einschränkung auch an ihrem Theile eine Welterklärung zu liefern. Mit solchem Geständniss bewirbt sie sich aber nicht sowohl um das Lob der Bescheidenheit, als vielmehr nur um das der Redlichkeit; denn sie ist allen Ernstes der Meinung, dass es im Grunde keine Wissenschaft weiter bringt und auch nicht einmal weiter bringen wollen kann, sobald sie sich nur erst entschliessen mag, ganz aufrichtig gegen sich selber zu sein.

Die einfache *ars interpretandi* ist doch das Höchste, wozu das menschliche Erkennen zu gelangen vermag: das Vorgelegte auslegen ist die Kunst, worin jede methodische Lehre die Jugend zu üben beflissen ist, und der gelahrteste der hochgelahrten Meister steht am Ende seines Könnens, wenn es ihm gelingt, in den Sinn dessen einzudringen, was den Gegenstand seines Erkundens und Denkens ausmacht: der Alterthümler deutet das ausgegrabene Geräth nach Zweck und Verwendung wie die ertasteten Runen nach Laut- und Bezeichnungswerth; der Theolog wendet die Regeln seiner Hermeneutik an auf die Urkunden seiner Religion, wie der praktische Jurist Geist und Buchstaben des richtig verstandenen Gesetzes auf die Verhältnisse und Beziehungen des Lebens — für den Arzt giebt es keine wichtigere Aufgabe als die diagnostisch richtige Würdigung der sich darbietenden Symptome, und den Naturforscher sehen wir beschäftigt mit dem Bemühen, dahinter zu kommen, was die unter dem Mikroskop oder in der chemischen Analyse blossgelegten und aufgedeckten Bestandtheile der Dinge ihm zu sagen haben von deren innerstem Wesen.

Aber sie Alle standen bislang unter dem Banne eines Vorurtheils, welches die Genossen der interpretatorischen Zunft im engsten Sinne, die Philologen, nur auf den naivsten Ausdruck brachten, indem sie als Urkanon für ihr Auslegungsgeschäft den Satz aufstellten: „wir haben von der Voraussetzung auszugehen, dass der Schriftsteller Vernünftiges habe sagen wollen“ — und wo es sich um einen sogenannten Classiker handelte, wurde noch hinzugesetzt: „und dass ihm dies Vorhaben in schlechthin correcter Form gelungen sei.“

Nicht anders sind schon lange vor Hegel die Philosophen von der Präsumtion ausgegangen, dass der Weltinhalt ein durch und durch vernunftentsprechender sein müsse und dass es nur an der Unzulänglichkeit unseres Erkenntnissapparates liegen könne, falls er uns noch nicht überall als ein solcher auch wirklich erscheine.

Was würden wir jedoch von einem Linguisten sagen, der an alle Sprachen der Welt etwa den Maassstab der indogermanischen als einzig normgebenden anlegen wollte und demnach Alles „verkehrt“ nennen, was davon abwiche? oder wie würde jemals mit Chinesen oder Hottentotten zu einer Verständigung kommen, wer nicht zuerst fragte: was meinen die Leute und was wollen sie uns wissen lassen? sondern vorher schon zu

„raisonniren“ anfinge über das scheinbar Unartikulirte ihrer Laute und das vermeintlich Irrationelle ihrer relativ syntaxlosen Wörterzusammenstellungen und ihrer flexionslosen Wortformen?

Nun hat aber doch selbst solch Musterbild pedantischer Periodendrechselei wie Cicero seinen schulmeisterlichen Bewunderern, zuweilen sogar mit unverkennbarer Koketterie, ein Schnippchen geschlagen und sich in recht kecken Anakoluthien und Irregularitäten gefallen, und längst ist eine Conjecturalkritik als unhaltbar aufgegeben, welche sich keine höheren Gesetze wusste als die der grammatischen Correctheit. Und selbst die auf die Reinheit logischen Vollbluts noch eifersüchtiger haltenden Mathematiker verhehlen sich nicht mehr die Discrepanz zwischen ihren „Consequenzen“ und dem „empirisch Gegebenen“ — ja, einer der erbittertsten Anfeinder des realdialektischen Princips liess sich dennoch in einer jener nicht ganz seltenen schwachen Stunden, wo er mit sich selber in greifbaren Widerspruch geräth, ein Zugeständniss entschlüpfen, welches alle mathematischen Ueberhebungen so gründlich wie möglich zu Schanden macht: im Zusatz 222 auf S. 351 der zweiten Auflage der Schrift: „Das Unbewusste vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie“ steht zu lesen: „Die reine Mathematik behandelt Möglichkeiten, die erst unter Voraussetzung des Unlogischen aufhören reell un-möglich zu sein.“ Das wäre aber doch nimmermehr denkbar, wenn nicht die Essenz der Dinge realdialektisch und nur ihre Existenz ein scheinbar logisch Nothwendiges wäre, wenn also nicht die ganze logische Pruderie der Mathematik sich als der Tugendstolz einer schönen Heuchlerin erwiese, welche zwar in ihrem Aeussern, in Kleidung, Gang und Manieren, auf strengste Decenz hielte, aber innerlich — wo es nicht auf das rein Formale, sondern auf den Material-Gehalt ankommt — total gleichgültig sich stellte zu der moralischen Integrität dessen, was sie durch ihr eigenes Wesen zu repräsentiren hat.

Da scheint denn doch die Stunde gekommen zu sein, wo auch die Philosophie sich emancipiren darf von der Vormundschaft dünkelhafter Hofmeister, um, veraltetem Schulzwang entwachsen, auf der Strasse der souverainen, aus eigener Machtvollkommenheit mit dem Privilegium der Regellosigkeit begnadeten, Wahrheit einherzuschreiten, — nicht mehr des Vorrechts, als wie man es längst dem Genius hat einräumen müssen, wo man es nicht vorzog, ihn zu kreuzigen.

4. Historisch-kritische Anknüpfung der Realdialektik an Weltanschauungen der Vergangenheit und Gegenwart.

Wohl folgt Jeder, der nicht ein geborener Geistessklave ist, den Eingebungen des eigenen Genius und Jeder gelangt so am Schlusse jeder seiner Schlussketten zu einem bestimmten *Ceterum censeo*, welches man als seine Wappendevise ansehen mag. Aber auch die stolzeste Adelsexclusivität bleibt nicht ungerührt, wenn sie an eines Andern Schilde einen ähnlich lautenden Wahlspruch entdeckt, und begrüsst dann in solchem Andern den Schützling eines dem eigenen verschwisterten Genius — die Vernunft redet dann von Congenialität, das Gemüth von Seelenverwandtschaft. Wie sollte also die Realdialektik, welcher noch leichter als Anderen unheimlich zu Muthe werden könnte in dem Bewusstsein einer gewissen Isolirtheit, sich die Mühe verdriessen lassen, aus dem verstaubten Wust alter Menschheitsacten Documente hervorzusuchen — und seien es zuweilen selbst nur die Familienpapiere eines ganz obscuren Namens — welche ihr die Gewissheit sichern, dass sie nicht ahnenlos dastehe in der Kette der Generationen? Und wie, wenn sich gar ergäbe, dass ihr Princip ein latentes Agens in den wichtigsten der bisherigen Weltsysteme gewesen, und damit dessen Unentbehrlichkeit, resp. Unausweichlichkeit und Unabweisbarkeit, dargethan wäre? Noch mit solch letzter Regung einer Sehnsucht nach Relationen (*relations* sagt der Engländer tiefsinnig tripelsinnig für: Beziehung, Verwandtschaft und — Erzählung) verräth das Willenswesen seine innerste Natur, das nicht entbehren zu können, was, wenn es da ist, eitel Schmerzen schafft: das Dasein, den Kampf und das Wissen:

> Und was Du nie verlierst, das musst Du stets beweinen,

diese ewig sich wiedergebärende Einsicht in das nichts gewährende und doch nie zu entbehrende Nichts!

Da dreht sich das nie rastende Triebrad des auf das Weltgewoge hinabschauenden Denkens: es schwebt darüber und bleibt ihm doch verkettet, wie ein im *ballon captif* Emporgestiegener — und wen Demantfesseln hielten, der könnte sie in ihrer absoluten Durchsichtigkeit dem leichtgeblendeten Auge des unten stehenden Zuschauerhaufens wohl unsichtbar machen — aber er

selber würde nur um so einschneidender zu fühlen bekommen, dass nichts härter, nichts unzerreissbarer als eben sie. Und so an den Block der Weltgalere geschmiedet ist niemand fester, als wer in den Aether sich erhob, um Vogelperspective zu gewinnen — jeder Andere trennt sich leichter von dem Strahl der Sonne als der, dem sie noch nicht tief genug hinabgeleuchtet hat in seine Abgründe. Insofern kann das Sterben Keinem schwerer fallen, als dem, der leben will, um zu wissen, nicht wissen, um zu leben, mit einem Ziele höherer Unendlichkeit als der des Kreislaufs, welchen das Dasein der Anderen in kläglicher Tretmühlenarbeit beschreibt.

Also weiter gedacht! weiter hinaus und weiter hinein — weiter fort und damit — für jetzt — wieder rückwärts!

Früh genug ging den Denkern der Vorwelt die Ahnung auf, dass derselbe Zwiespalt, welcher die Menschenbrust zerreisst, auch das Ganze der Welt durchsetze, und dass demgemäss der Makrokosmus so gut seine Sühne zu lösen habe, wie der Mikrokosmus. *) So hebt, was im Orient durch Brahmanen- und Buddhathum sich hindurchzieht, im Occident an mit dem Urwort der Realdialektik an der Spitze hellenischen Philosophirens, um sich fortzuentwickeln zu den Ausführungen unseres Jahrhunderts, die an den Begriffen: Polarität, Antinomie, Selbstentzweiung und Negativität ihren Mittelpunkt gefunden und behalten haben.

Bei Heraklit und Empedokles vertieft sich die Frage schon zu dem Zweifel, ob der *πόλεμος* allein oder *νεῖκος καὶ φιλότης* (*στοργή*) das eigentlich Weltzeugende und Weltbewegende sei, und wie wir heutzutage trotz der erkannten Widerspruchsnatur dessen, was nach unbefangener Anschauung als das in allem Sein Lebendige, als das einzig spontan Bewegliche in allem Beweglichen, als das einzige autonome Triebrad auch unseres Denkens sich darstellt, um die Nachweisung uns bemühen, dass es darum nicht aufhöre, ein durch und durch Einheitliches zu sein: so sehen wir auch bei der Auslegung jener Alten schon die Controverse sich erheben, ob nicht die „höhere Einheit" sich

---

*) Anaximander bei Simpl. Phys. S. 6. a. (aut. Zeller, „Die Phil. der Griech." 2. Aufl. Th. 1, S. 163. n. 2) *ἐξ ὧν δὲ ἡ γένεσίς ἐστι τοῖς οὖσι καὶ τὴν φθορὰν εἰς ταῦτα γίνεσθαι κατὰ τὸ χρεών. διδόναι γὰρ αὐτὰ τίσιν καὶ δίκην τῆς ἀδικίας κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν.*

ergebe, dass eben der Widerstreit als solcher das Zusammensein dieser Gegensätze schon in sich schliesse, indem Eines das Andere fordere; oder es heisst, die φιλία bethätige sich als ein zeitlich Endliches innerhalb des ewigen νεῖκος, was ein Analogon bildet zu der partialen Geltung, welche die Realdialektik der logischen Nothwendigkeit anweist in der Existenz der Welt trotz deren antilogischer Essentia, grad' so wie auch der „rationellste" Physiker von heute sich genöthigt findet, aus der Consequenz der Natur seines hypothetischen Aetheratoms mit abstossender Kraft Deductionen in entgegengesetzter Richtung durchzuführen als aus der Attractionskraft der angeblichen eigentlichen Körperatome. Wenn aber so schon bei den Griechen das dialektische Denken zu entgegengesetzten Resultaten gelangt ist, so heimst unsere Einsicht den unmittelbar realdialektischen Gewinn davon ein, zu sehen, wie Weg und Ziel den nämlichen Charakter des Widersprechenden an sich trägt, also sozusagen die Widersprüche selber sich einander widersprechen. Da muss denn doch wohl das Wesen des Substrats selber die absolute Negativität sein, als deren blosses Flächenabbild das Denken erscheint, solange sich dieses in einseitiger Dialektik bewegt, um erst in der vollconcreten Realdialektik zur vollständigen Congruenz, zu einer dem Gedachten völlig adäquaten Natur vorzudringen.

Die Eleaten hatten sich aus der Entzweiung des Denkens in eine Einheit zu retten gesucht, deren doketistischer Charakter auf die Versöhnung ihres Denkens selber übergehen musste. Heraklit und Empedokles überwanden den Gegensatz so wenig in ihrem System wie in ihrer Subjectivität: der Mythus verfuhr durchaus consequent, als er Beider Individualität mit einer Fülle von Zügen tiefster Dyskolie umkleidete:

> Nie erfreute sich des Lebens,
> Wer in seine Tiefen blickt.

Eine Weltanschauung, welche den Blick stets auf jene „Punkte" geheftet hielt, „in denen die entgegengesetzten Strömungen des Naturlebens sich kreuzen", (Zeller a. a. O. S. 457) und welche „in der Trennung des Verbundenen und der Vereinigung des Getrennten ... die Angelpunkte des Naturlebens" sieht (ebend. 572), — eine solche Philosophie ist über den süssen Wahn hinaus, dass Alles, wie es sei, gar herrlich sei. Auch lässt wohl das Wort des Heraklit (a. a. O. 489, 8): ἦθος ἀνθρώπῳ

δαίμων so gut die Deutung zu: „Des Menschen Hölle, das ist sein Gemüth“, wie die andere:

In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.

Die Autorität Alexander von Humboldt's (Kosmos, Stuttgart 1850, III. S. 15) mag uns an die Seite treten, wo wir in der aristotelischen ἀντιπερίστασις*) mehr sehen als eine die Einheit unvereinbarer Vorstellungen erzwingende Wortbildung, nämlich den Begriff einer gewissen „innern Entzweiung“ der Kräfte, zumal derselbe (a. a. O. S. 17) damit den Versuch Telesio's, Alles als „das Product jener ewig entzweiten Kräfte“, (dort *in specie* Wärme und Kälte) zu begreifen, unmittelbar zusammenbringt, wie auch das Widerstreben Newton's, sich bei der Gravitation zu beruhigen, wie es scheint, weil dessen frommer Monotheismus in der Uroffenbarung seines Gottes nicht solches Wider-sich-selber-Streben mochte bestehen lassen.

Jedenfalls lauter Belege dafür, wie grade da, wo jeder andere Erklärungsversuch versagt, die tiefsinnigsten Denker zuletzt ihre Zuflucht nehmen zu der Anerkennung, dass im letzten Grunde nicht die Einheit stehe, sondern der Widerspruch.

Damit quälten sich ja auch Plato und Aristoteles ab, als sie zur Annahme sich gedrängt sahen, dass zwei Kreise des Identischen und Veränderlichen sich durcheinander bewegten.

Wenn aber überhaupt etwas, so lässt sich dies aus der Geschichte der Philosophie lernen, dass immer dieselben Probleme wiederkehren, als hätte die „Proteus“-Mythe von ihrer Natur Namen und Ursprung; denn an diesem Punkte in der einen Form scheinbar überwunden, taucht jedes von ihnen an einem andern in neuer Gestalt wieder auf. Das hat insbesondere auch grade Aristoteles an seinem System erfahren müssen, wie es erwachsen ist aus der Kritik seiner Vorgänger.

Wie naiv, man möchte sagen: wie kindlich unschuldig, ist das Pessimistische bei Heraklit und Empedokles, wenn man es zusammenhält mit der von Aristoteles erreichten Einsicht in den Widerstreit zwischen den inneren Zweckursachen und der Materie. Grade, dass diese von jenen und jene von dieser sich

*) Als *antiparistasis* spielt sie noch in der scholastischen Philosophie wie in der Reaction gegen diese eine wichtige Rolle. Vergl. Linsenmann: Conrad Summenhart. Ein Culturbild. Tübingen 1877. S. 33.

nicht trennen lassen, dass sie in unentrinnbarer dialektisch-realer Correlation Eins das Andere fordern und sich doch nicht mit einander vertragen können, das macht diesen Fortschritt der Erkenntniss zu einer Vorstufe der Ahnung von dem Wesentlichen und Ewigen im Weltgesetz der Negativität.*)

Das schlechthin zwecklose Chaos ist genau ebenso undenkbar wie eine Welt, in welcher die zweckbeherrschende oder zweckbeherrschte Weisheit kampflos waltete; denn der Zweckbegriff implicirt die Vorstellung eines angewendeten Mittels, eines „Mittels" aber bedarf es nur da, wo eine Sache sich nicht „von selber macht", weil eben Hindernisse vorhanden sind, die das nicht zulassen. Ein absolutes Chaos und eine widerstandslos vollkommene Welt wären beide gleich schmerzlos — Schmerzen giebt es nur, wo es Zwecke giebt, die unerreicht bleiben, vergeblich angewendete Mittel, *irritus labor*, wie umgekehrt jedes Lustgefühl, jede Freude einen erreichten Zweck zur Voraussetzung hat — kurz: eine Welt, die nicht in ihrem innersten Kern Wille wäre, würde entweder ein fühlloses Tohuwabohu oder ein in seiner vollendeten Seligkeit eben so bewusstloses, weil gegensatzlos indifferentes Götterbild sein.

Es ist aber nur die subjective Abspiegelung dieses objectiven Weltgesetzes, dass es keinen Realismus geben kann ohne ein idealistisches Ingrediens (Beleg: Aristoteles) und ebenso wenig einen Idealismus ohne Anerkennung eines materiellen Substrats (Beleg: Fichte mit seinem Nicht-Ich). Der Kampf des *νοῦς δημιουργός* wider die *ὕλη* ist nichts als die mythische Personification dieses Dualismus.

Der stumpfsinnig ideallose Mensch wird so wenig jemals zum Pessimisten, wie der im dumpfen Dasein sein Genüge findende Optimist zum schöpferischen Künstler: Mutter Natur kämpft uns den ewigen hoffnungslosen Kampf vor, und wir, ihre Kinder, umspielen den Saum ihres Weltgewandes, ihn mit unseren Nachbildern umbrämend — dem Ikaros gleich, wie er neben dem Vater steht

*) Aristoteles ist es ja auch, der (*De coelo*) eine realdialektisch wohlverwerthbare Darstellung davon giebt, wie aus der ruhenden *φύσις* die *βία* hervorbreche und so aus dem Metaphysischen das Physische sich selbst gebäre, eine Nuance des Aseïtätsbegriffs, dessen realdialektische Natur so selbstevident ist, dass wir solchen Ausspruch den Urworten der Realdialektik einreihen möchten.

und die Flaumfedern flattern lässt — gleich auch in der Unrettbarkeit aus einem Verhängniss, das Jeden um so „tiefer“ elend werden lässt, je vermessener er es wagt, mit seinem Streben die Schranken des Könnens zu überfliegen. Je höher, d. h. je complicirter, ein Wesen angelegt ist, desto zahlreicher sind innerhalb seiner Gattung die Störungen des „Werdegangs“ — und vielleicht ist mit diesem Satze der andere identisch: je „höher“ eine Gattung entwickelt ist, desto schärfer markiren sich in ihr die Individualitäten. Denn das eigentlich Individuelle ist ja eben das, was von der Uniformität der Gattung unterscheidet — darum sind die abstract idealen Gestalten in aller Kunst so individualitätsentleert — darum die „ganzen Menschen“ so wenig „ausgeprägt“.

Wo alles zum „Gleichgewicht“ gelangt ist, also nichts „überwiegt“, da muss die μορφή vollen Sieg erkämpft haben — und umgekehrt: wo alles Widerstrebende überwunden ist, muss die Langeweile der Monotonie eintreten. Das sind die gemeinsamen Wurzeln des Pessimismus und der Individualitätsphilosophie: nur der Pessimist ist fähig, der Individuatität ihr volles Recht zu vindiciren; denn er erkennt in ihrem „Defect“ wie in ihrem „Excess“ das nothwendige Ergebniss des die Natur selber durchziehenden Ringens zwischen ins bewusste Dasein drängendem Individualwillen und passiv reagirendem Grundstoff. Deshalb gehört es zum Wesen des „Gesunden“, intolerant zu sein — denn sein eigenes Sein und Dasein stellt sich dar als eine optimistische Velleïtät, die nirgends ein gleichgewichtstörendes Uebermaass will gelten lassen, und die demzufolge ebenso eifrig die „Extravaganzen“ des hingebenden Gemüths, wie die der bloss aneignenden Selbstsucht bekämpft, — jene perhorrescirt sie als „sentimental“, diese als „gemein“ — bekanntlich zwei Lieblingsworte der „Gesunden“, zu deren Chorführern in doppelter Hinsicht Lessing und Kant geworden. Zum Gleichgewicht gehört ja auch die „Nüchternheit“ bei den plumpen Deutschen, wie bei den feiner organisirten Hellenen deren edlere Schwester: σωφροσύνη als antike Cardinaltugend, der Nullpunkt sozusagen auf der Skala der ethischen Werthe wie der ästhetischen Abschätzung: was unterhalb dessen liegt, ist platte Natürlichkeit kunstloser Banausie — was darüber hinausgeht, wird zur Romantik, Phantasterei, Schwärmerei geworfen. Das ist der Maassstab, nach welchem Aeschylos, Pindar vor, Euripides

und Pseudo-Anakreon hinter den Höhepunkt der griechischen Poesie gestellt werden, nach welchem Plato die höhere Mitte einnehmen soll zwischen ionischen und alexandrinischen Denkern, nach welchem man die Sturm- und Drangperiode wie Jean Paul und die Romantiker (einschliesslich Uhland, Heine und Hebbel) zu beiden Seiten des classischen Centrums gruppirt — und so durch alle Künste der Verfall datirt vom Augenblick der subjectiv-individuellen Erfüllung: Aegineten, Phidias, Rhodier — Gluck, Mozart, Beethoven — Michel Angelo, Raphael, Giulio Romano — wozu die Belege aus Baukunst (antiker und gothischer) ebenso leicht zu beschaffen sind wie aus den verschiedenen Perioden der Philosophie, deren letzte, die Trias: Materialismus, Kriticismus, Pessimismus, dies nur am reichsten entfaltet zeigt. Das *μηδὲν ἄγαν* ist die Formel für jenes Gleichgewicht — in der Welt wie im Denken — aber die Thatsache seiner ewigen Nichtverwirklichung kennzeichnet es als das nie erfüllte Postulat der Idee und des Idealismus — und als die Asymptote der Natur, als der Selbstwiderspruch des Willens geht es uns hier an.

So sind es denn ebenso sehr die Ethiker wie die Metaphysiker, an denen sich darthun lässt, wie die philosophische Forschung jeder Zeit mit all ihren blinden Enden genau da sich staut, wo allein die Realdialektik eine Aussicht bietet, sie wieder in Fluss zu bringen. Was Wunder also, wenn wir sehen, dass unter den wahrhaft grossen und unabhängigen echten Denkern die Einen den Knoten der Widersprüche mit einem Alexanderschwerte durchhauen (wie z. B. auch der heroische Spinoza, welcher mit seinem unvergleichlichen *eademque* der Realdialektik so wacker Bahn gemacht, indem doch wohl seine *res extensa* als die nichtdenkende auch den nicht in's Denken aufgehenden Bestandtheil der Existenz ausmacht), Andere schon einmal mitten dringestanden in der Realdialektik und nur wieder hinausgesprungen, sei es nach rechts, wie Schleiermacher, oder nach links, wie die ethiklosen Naturalisten der dialektischen Denomination, nach oben (zur Synthese), wie Hegel, oder nach unten (in's leere Auseinander), wie Herbart, oder in's weite Blaue verschwommener Mystik, wie der von Hause aus schon so tiefsinnig pessimistische Bonaventura-Schelling, als er es nicht mehr aushielt vor den Gespenstern der in der nackten Relativität ihres Rechts so wahrhaft genial von ihm enthüllten Vernunft: ihnen fehlte insgesammt nichts als die Courage, um auf

dem Boden des Antilogischen zu verharren, von dessen Weltmacht ihnen schon ein Wissen nicht bloss dämmerte, für welches das Logische nur noch die Bedeutung eines „aufgehobenen Moments“ hat.

Wo aber die Probleme der Ethik und Metaphysik mit einander verschmelzen, wie in der Willensphilosophie, da kann es nicht ausbleiben, dass des unwillkürlichen Entgegenkommens noch mehr wird. Das ist der Grund, weshalb ich mir es nicht erlassen darf, wenigstens mit ein paar, die beiderseitige historische Stellung markirenden, Worten zurückzukommen auf eine Zeiterscheinung, mit welcher man sich sonst nachgrade am liebsten schon gar nicht mehr möchte zu befassen haben. Aber mag nun die Philosophie des Unbewussten richtiger als Krypto- oder als Hyper-Realdialektik gekennzeichnet werden, immer bleibt es sich die echte Realdialektik schuldig, vor fernerer Vermengung mit dieser gefährlichen Bastardschwester nach Möglichkeit sich zu sichern.

Je mehr kritische Anfechtungen den Philosophen des Unbewussten nöthigten, in immer neuen „Erläuterungen“ Rechenschaft zu geben über die eigentliche Bedeutung seiner „Idee“ und deren Verhältniss zum blinden Willen, desto mehr gewann es den Anschein, als ob der ganze „Inhalt“ dieser „Idee“ sich darin erschöpfe, dass sie als das Nichtseinsollen des Willens sich darstelle. Ist dem aber also, dann wäre damit allerdings der Gipfel consequentester Realdialektik bereits so ziemlich erklommen, denn alsdann wäre „Idee“ kaum etwas Anderes als ein anderer Name für das, was die Realdialektik als die Nein-Seite des Willens bezeichnet. Doch bleiben neben solcher punctuellen Uebereinstimmung tiefgreifender Unterschiede noch genug bestehen. Zunächst schon darin, dass die Realdialektik für ihr *Ceterum censeo*: alle Wirklichkeit ist *au fond* Selbstnegation, durchaus keine dualistische Auffassung zulässt, aber ebenso sehr auch darin, dass sie nichts weiss von irgendwelcher — sei es realer, sei es idealer — Macht, die hoffen liesse, dass die „Verneinung“ des Willens als actuelle Selbstaufhebungsmöglichkeit jemals zu einer factischen Annihilation führen könne, und dass alle Stufen historischer Entwicklung für die logisch nothwendigen Phasen solcher Vernichtung anzusehen seien. Denn zu dieser überstiegenen Höhe der Vernunftverachtung vermag in der That die realdialektische Fassung des antilogischen Princips

nicht sich aufzuschwingen, dass sie das Antilogische selber für die eigentliche Selbstvollendung des Logischen auszugeben sich getrauen sollte. Darauf aber kommt es hinaus mit der, auch im logischen Sinne leeren, Kreisbewegung, wenn in den reinen *orbis mundi* — dessen eigentlicher Inhalt (denn die „Idee" wird ja grade auch als der „Inhalt", das Was des Willens, bestimmt) sich darauf reduciren soll, Negation der Realität zu sein — damit doch wieder ein Scheininhalt hineingebracht werde, der *circulus vitiosus* der Behauptung (welche so zugleich zu einer *petitio principii* sich gestaltet) hineinbeschrieben wird, dass auch die Weltentwicklung selber „thatsächlich" auf eine Negation ihrer selbst hinauslaufe — und das alles mit einer Zuversicht, wie wenn, der diese Lehre aufstellt, selber als Geheimsecretair des Demiurgen dabei gesessen, als dieser diesen Weltplan „concipirte". Als aber schon vor Jahren die Realdialektik geltend gemacht, dass ein rein negativer Endzweck nicht nur „für den realdialektischen (antilogischen) Charakter" des Weltprocesses „bewiese", sondern mit dieser absoluten Negativität desselben als identisch zusammenfalle, da wurde ihr (Unsere Zeit, 1876, S. 783) entgegnet: das seien „tautologische Bemerkungen, aus denen man nichts lerne" — deshalb formulirt sie heute ihre Aussage bestimmter dahin: sie kennt nichts, was sie eifriger perrhorresciren müsste, als solch eine in's Wahnwitzige potenzirte Ueberschraubung des antilogischen Princips, nach welcher das denkbar Widersinnigste als das eigentlich und specifisch Logische charakterisirt werden soll. Wo giebt es einen Punkt — so dürfen wir getrost fragen — wo die Realdialektik solch puren Nonsens vorzubringen hätte, wie dass eben das, was als Inhalt der „Idee" ein absolut Vernünftiges sein soll, im gleichen Athem als das Widervernünftige hingestellt wird? (Vergl. „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten". Berlin 1874 S. 57.)

Wo aber so der Hauptgedanke der metaphysischen Ethik als ein hyperrealdialektischer sich ausweist, da kann es wohl nicht anders sein, als dass im Einzelnen, (mögen die Masken, hinter denen sich dies versteckt, so einförmig oder so bunt sein, wie sie wollen) sämmtliche Beweisreihen in eine verschämte Realdialektik ausmünden müssen, wobei die Nüsse, welche es logisch zu knacken gibt, von ein gut Theil dickschaligerer Widersinnig-

keit umstarrt sind, als je eine, welche die Realdialektik den Zähnen ihrer Adepten aufgeben möchte.

Die Realdialektik weiss nur zu gut, wie ohnmächtig es bestellt ist um jenes prohibitive *Ne,* welches das Logische dem unüberwindlichen *Non* des Wirklichen so gern entgegensetzt.

So tritt die Ethik mit ihrem Sollen — welches nicht von ungefähr sich meistens in die Form des Nichtsollens, des Verbots, kleidet, weil, was dadurch negirt werden „soll", eben das Existirende zu sein pflegt — dem Sein des Schlimmen, des Bösen wie des Uebels, (denn das Böse ist das Uebelschaffende oder Uebelbestehenlassende) — gegenüber mit den „Postulaten" einer idealiter als leidensfrei gedachten Welt. Eine leidenslose Welt würde keine Ethik brauchen — das Leiden ist die von der Wesensessenz des Willens realdialektisch mitgesetzte höhere Voraussetzung alles Ethischen, dieses deshalb im realdialektischen System nicht zum Mittel eines blossen Processes degradirt, sondern zum Rang des höchsten Mittels der concreten Individualexistenzen erhoben, und die absolute Dignität der Individualsubstanzen hat deren Verhältniss zu andern gleich dignitätsvollen zu bestimmen, wobei die Norm als Regulativ und, wenn formulirt, als Statut (Kant's statutarische Moral) erscheint.

Dass es dabei nicht ohne den Schmerz der Collisionen abgeht, liegt keineswegs daran, dass nur Unvernunft auf Unvernunft stösst. Vielmehr liesse sich *in thesi* sehr wohl präsumiren, dass das Unvernünftige, als homogenes Gegenstück des Vernünftigen, sich mit sich selber in seiner eigenen Sphäre ebenso vortrefflich vertragen könne, wie das Vernünftige, dessen logische Continuität alle Conflicte fernhalten müsste, in der seinigen. (Die alltägliche Erfahrung zeigt uns stündlich in der Menschenwelt, wie eng eine Thorheit und eine Dummheit sich der andern verbündet!) Vielmehr scheint alles „Unglück" daher zu kommen, dass Unvernunft auf (die Postulate der) Vernunft stösst und *vice versa.* Das Schlimmste aber kommt aus dem eignen Innern, daher, dass der Wille gleichzeitig Vernünftiges und Unvernünftiges will. Wollte er nicht seinem idealen Inhalt nach was Anderes, als er will, wollte er nicht seinen eigenen Widerspruch und sich einander Widersprechendes, so gäbe es gar kein Unglück; und je fester die Realdialektik den monistischen Grundstock hält, welcher von solcher Selbstzerklüftung durchsetzt ist, desto „trostloser" lässt sich allerdings auch ihr Pessimismus an

— denn sie verschmäht die ontologischen Aeolosschläuche, aus welchen ihr eine Realisirung der Ideale heranwehen könnte, von deren Huldigung auch sie nicht lassen will noch kann, — oder vielmehr nicht lassen kann, weil sie nicht will. Sie allein rottet gewisse letzte Wurzelstuppen der Illusion aus, über welche wir alle ihre Vorgänger stolpern sehen.

Ganz und wahrhaft von Wahn emancipirt ist nur, wer von der Welt keine andere Identität und Uebereinstimmung verlangt, noch erwartet, als die, in welcher der Widerspruch mit sich selbst steht — und wenn ein Volkelt beredt genug den Satz vertritt: „je mehr der Weltgeist sich in sich vertieft . . . desto schärfere Widersprüche erzeugt er in sich", so wendet das die Realdialektik, damit es ihr nicht eine blosse Tautologie bleibe, zu der einfacheren Formel: in Einklang mit sich und dem Vorhandenen steht einzig die Dissonanz der Realdialektik, und diese setzt eben darin das „Höhere" ihrer Einsicht, dass sie nicht, wie die Disharmonien der Ideallogiker, prätendirt, selber Harmonie zu sein oder schliesslich irgend einmal in solche sich aufzulösen.

Die Realdialektik verkennt mit nichten, welch lebhaftes Bedürfniss, die Welt für vernünftig halten zu können, dem Willen beiwohnen muss, sofern für ihn als Wissenwollen keine adäquatere Erfüllung sich denken liesse, als friedselige Vernunftgemässheit des zu Wissenden, also volle Conformität zwischen Subject und Object des Erkennens. Die Einsicht in den entgegengesetzten Sachverhalt geht wie nichts anderes wider Fleisch und Blut. Deshalb ist es nichts Erstaunliches, dass das fortschreitende Bewusstsein erst so spät zu ihr gelangt ist und sich in so kurzen Schritten und unter so zahlreichen Rückfällen nur äusserst langsam diesem Ziele genähert hat. Im Gegentheil: viel bewundernswerther ist, dass die Menschheit trotz alledem endlich zu so viel Objectivität vorgedrungen ist, um ihrem eigenen logischen Naturdrang zuwider schliesssich doch einmal zur Anerkennung des antilogischen Charakters der Weltessenz sich durchzuarbeiten.

So oft aber ein Paar ideen-süchtige Logiker wider einander in's Turnier reiten, mag die Realdialektik sich bereit halten, die dabei umherfliegenden Späne fein säuberlich aufzulesen; denn die sind allesammt bestimmt, den Kessel zu ihrer Maschine heizen zu helfen.

5. Der methodologische Charakter der Realdialektik.

Die Frage nach den Methoden interessirt allerdings an und für sich nur innerhalb des discursiven Denkens, das sogenannte „Exacte“ will methodisch correct beglaubigt sein. Darum begegnen sich umsichtige Experimentalforscher und formelsüchtige Mathematici im dünkelhaften Stolz auf die Unanfechtbarkeit ihrer Methoden, und zum Zweck der Controle behalten diese ja auch ihre unleugbare Wichtigkeit. Ebendarum ist aber eine „dialektische Methode“ gewissermaassen eine *contradictio in adjecto,* sofern sie die Controle nicht auf das seinem innersten Wesen nach Uncontrolirbare ausdehnen will, und die Realdialektik hat, nach unliebsamen Erfahrungen von einer schwer abweisbaren Solidaritätspräsumtion, doppelten Anlass, der ehrlichen dialektischen Anschauung die verdächtigende Vermengung mit einer gleichnamigen Methode möglichst fernzuhalten, zumal Alles, was erst noch um seine Anerkennung ringen muss, nicht vorsichtig genug von jeder compromittirenden Gemeinschaft sich lossagen kann. Von der dialektischen Methode gilt treffender noch als von irgend einer anderen scientifischen Velleïtät das Wort:

Zwar Euer Bart ist kraus,
Doch hebt er nicht den Riegel.

Ein blosses äquilibristisches Herumstelzen auf dem dünnen Drahtseil, das mit syllogistischen Fäden den Abgrund der Weltfragen überbrücken soll, führt auch dann nicht zum Wartthurm der Wahrheit hinüber, wenn der Akrobat die Endpunkte seiner Balancierstange mit den Bleigewichten dialektischer Antithesen beschwert hat, und vor dem Eiertänzer zwischen den Messerspitzen verbaldialektischer Pointen thun sich die Pforten des Weltverständnisses nicht williger auf, wie vor den ungeberdig plumpen Hammerschlägen des massivsten Materialisten. Sie behalten Beide einen ungelösten Rest; nur dass er bei Beiden an entgegengesetzten Enden liegt — dem Einen bleibt das *caput mortuum* des ewigen „Dieses“, und der Andere findet sich, wenn anders er die Augen vor einem so unbequemen Residuum nicht eigensinnig zumacht, zu gleicher Verblüfftheit vor das seiner Methode undurchdringliche Factum eines ewig Geistigen gestellt. — Nur deshalb ist die Verständigung mit einem bereits — wenn auch zunächst nur verbalformalistisch — dialektisch Geschulten

leichter, als der wenigstens schon einigen Respect vor dem Widerspruch von Hause aus mitbringt, während der bockige Logiker *à tout prix* mit seinem halsstarrigen Rationalismus in der That kaum anders kann, als unwirsch den Rücken kehren und in aller Unhöflichkeit erklären: „mit Euch verrückten Kerlen lässt sich nicht weiter streiten".

Eine Wissenschaft, welche vom Widerspruch ausgeht und zum Widerspruch hinführt, kann auf diesem ihren Wege von den Hülfsmitteln des deductiven Verfahrens, von Syllogismen und sonstiger *ratiocinatio,* von Axiomen, Definitionen, Argumentationen und dergleichen, selbstverständlich nur selten Gebrauch machen, und ihre Sache ist nicht so sehr das schlussfolgernde Beweisen als das aufzeigende Nachweisen. Ihr liegt es sozusagen nur ob, den Widerspruch mit sich selber, nicht das Widersprechende unter einander in Einklang zu setzen. Ihre Stärke muss sie im Ueberführen durch unleugbare Thatsachen suchen, nicht im Ueberzeugen durch unwiderlegliche Gründe, ohne jedoch gänzlich eines deductiven Verfahrens sich entschlagen zu müssen. Denn heisst „erklären": aus höheren, „allgemeineren" Wahrheiten herleiten, so giebt es auch eine Welterklärung, wenn wir sagen: diese und jene Einzelwidersprüche sind unaufhebbar, weil sie dem alles Seiende durchziehenden Gesammtwiderspruch mittelbar oder unmittelbar entspringen. (Im Allgemeinen mag man ja sagen: ich verstehe etwas, wenn ich weiss, was es zu bedeuten hat, ich begreife etwas, wenn ich weiss, wie es zugeht, und ich erkläre, was ich Andern verständlich oder begreiflich mache.)

Was sich bei inductorischer Betrachtung der Welt dem Bewusstsein an Widersprüchen aufdrängt, hat die Realdialektik mittels descriptiver Präsentation in's rechte Licht zu stellen, und weil sie Jahrtausende alten Traditionen zuwiderläuft, so will jeder Schritt vorwärts in Fechterposition erkämpft sein. Sie muss sich ja gradezu ihr Existenzrecht erst erringen und befindet sich in ähnlicher Lage wie vor hundert Jahren Kant's Kriticismus, der sich ja auch herausnahm, an den allerältesten Denkautoritäten, unbekümmert um herrschende Meinungen, kühn zu rütteln. Eine gewisse Verwandtschaft mit der sogenannten höheren Skepsis ist also in der That vorhanden, was jedoch der Realdialektik die Nöthigung nicht erspart, sich andererseits gegen den Vorwurf eines naiven Dogmatismus vertheidigen zu müssen.

Allerseits mit Misstrauen empfangen, hat sie sich in ganz anderem Maasse absichtlicher wie unwillkürlicher Missdeutungen zu erwehren, als eine Weltanschauung, die mit dem Strom des Tages schwimmt, und muss zunächst viel mehr darauf Bedacht nehmen, sich überhaupt erst verständlich zu machen, d. h. zu zeigen, wie sie gemeint sein will und wie man sie nicht auffassen soll, als dass sie schon hoffen dürfte, für eine eigentliche Begründung ihrer Sätze Gehör zu finden. Entstellungen und Verdrehungen lassen sich, wie zahlreiche Erfahrungen bereits bewiesen haben, nirgends erfolgreicher anwenden, als gegen eine Lehre, die sich als antilogisch ankündigt und damit dem Durchschnittsdenken den Fehdehandschuh hinwirft. So hat die Realdialektik einstweilen nichts angelegentlicheres zu thun, als bewusst oder unbewusst schiefer und verkehrter Auffassung ihres Grundgedankens vorzubeugen; und Polemik und Apologie sind vor der Hand noch so unzertrennlich von ihrer Darstellung wie ständige Variationen ihres Leitmotivs, weil es vor Allem darauf ankommt, von Hause aus so Befremdliches erst einmal ein wenig geläufiger zu machen. Auf ringsumdrängtem Terrain hat sie in scharfer Defensive, um eine Selbstbehauptung überhaupt möglich zu machen, sich einen „Standpunkt“ erst zu erobern, buchstäblich als eine Stelle, wo man ihr überhaupt gestattet, überhaupt irgendwie zu stehen, da man sonst viel grössere Lust bezeigt, sie im Sinne des Nichtbeachtens „stehen zu lassen“. Es soll ja, soweit es nach dem exclusiv aristokratischen Willen der Logiker geht, kein Plätzchen geben, welches die Logik nicht bereits präoccupirt hätte — die Logik ist das absolut Intolerante — das muss es verzeihlich machen, wenn, wer sich gegen solche Despotie in der Nothwehr befindet, zuweilen schneidigere Waffen führt, als durch das augenblickliche Bedürfniss motivirt scheinen könnte.

Wess Anderen, als des heftigsten Widerspruchs seitens aller logisch Gesinnten, könnte sich auch wohl versehen, wer Alles auf den Widerspruch stellt, während die ganze übrige Welt in ihrem Wissen nach Widerspruchslosigkeit trachtet, also von Widersprechendem nichts hören will? Nun ist aber einen Andern *ad absurdum* führen schon an und für sich kein ganz höfliches Geschäft; jedoch liegt nun einmal solch apagogische Arbeit der Realdialektik ob, weil sie dazu durch den Anspruch der Logik, das Wirkliche bis auf den Grund mit ihrem Lichte durchsichtig machen zu wollen, provocirt wird. Sie muss dabei darthun, wie

ihre Gegnerin überall auf unhaltbaren Prämissen fusst, sei es, dass sie als Mathematik sich des Raum-Zeitlichen, sei es dass sie als Physik des Materiellen mittels begrifflicher „Fassung“ sich zu bemächtigen unternimmt.

Denn das ist ja das Urmissverständniss, als ob die Realdialektik mit ihrem antilogischen Princip sich zur Vertreterin des completen Unsinns habe machen wollen (wir werden hierauf ausführlicher zurückkommen müssen) und damit sich des Rechts begeben, ihre Gegner nach allgemein logischen Normen zu bemessen. Vielmehr ist das erste Postulat, welches sie an sich selber stellt: so viel Geisteskühle sich zu bewahren, als nöthig ist, um nicht durch die Widersprüche des Seins in solche des Denkens sich hineinzerren zu lassen; und je mehr die Verdächtigung des Subjectivismus gegen ihren Urheber in's Feld geführt ist, desto mehr ist sich dieser der Verpflichtung bewusst geworden, seinem Lehrgebäude nach Möglichkeit eine objective Fundamentirung zu beschaffen.

Wo sie auf Gründe fusst und aus einem Grunde ableitet, verfährt sie genau ebenso logisch wie jede andere Philosophie und bedient sich ebenso gern directer, d. h. logischer, Deductionen, je nachdem das Bedürfniss es erfordert, wie sie *διαλεκτικῶς* vorgeht, wo es nöthig ist, *e contrario* recht eigentlich zu „widerlegen“. Vollends aber unterscheidet sich ihre Induction in nichts von irgendeiner, die nicht realdialektische Tendenzen verfolgt. Auch sie sucht Rettung vor jener Unruhe, welche alles Oscillirende in unseren Denkvorgängen so schlechthin unerträglich macht, dass sich die davon und darin die Jahrtausende hindurch abgehetzte Menschheit zuletzt lieber der trügerischen Einheit des Logischen in die Arme warf, um nur irgendwie dem unausstehlich schillernden und flimmernden Blendwerk zu entrinnen, welches nach Hegel das ewige Wesen des Welt- „Processes“ ausmachen soll. Demgegenüber verheisst die Realdialektik den Verstehenden eine Befriedigung jenes Friedensbedürfnisses, welche sich als eine besser garantirte, denn die der Logiker ausweisen soll.

Aber die Hauptsache bleibt der Realdialektik doch das Erschauen, nicht das Erbauen nach sauberer Symmetrie und wechselseitig bedingter Construction. Denn Schauen heisst ihr, mit den Augen des Leibes oder der Seele, jedenfalls mit den wahrnehmenden Organen des homogenen Willens, der Dinge Wesen

in sich aufsaugen. Darum gilt ihr freilich auch der eindringende Blick mehr als die correcte Gruppirung, bei welcher nur allzuleicht vergessen wird, dass alles Systematisiren als solches doch immer nur ein Können, nicht an sich schon ein Wissen ist, nur ein mehr oder weniger künstliches (selten künstlerisches) Anordnen des Gewussten, die Kunstseite am Wissen, und obendrein mit der Gefahr der Versuchung verbunden, die Lücken des Wissens auszufüllen mit allerlei Flickwerk von blossem Scheinwissen, wie der Architekt der Symmetrie nachhilft mit blinden Fenstern und todten Gliedern.

Bezeichnenderweise sind es aber die letzten Ausläufer des Hegelianismus, welche der Philosophie das Recht zu einer nachträglichen Induction am lebhaftesten bestritten haben. Es soll vermuthlich der Würde reiner Gedankenarbeit nicht angemessen sein, hinterdrein Belege aufzusuchen für das, was auf dem Wege intuitiver Anticipation percipirt ist, obgleich eine solche Prolepsis der Wahrheit von jeher — wenigstens schon seit der Psychologie der Epikureer — für das zuverlässigste Vehikel fortschreitender Erkenntniss gegolten hat. Aber höchstens den eigentlichen Erfahrungswissenschaften will man ein solches Experiment gestatten, an blossen Hypothesen als einstweiligen Nothbehelfen einen interimistischen Gerüsthalt zu suchen und dann abzuwarten, ob „Bestätigungen" in nöthiger Anzahl eingehen, um die Hypothese zum Rang einer „Theorie" zu erheben. Der Philosophie dagegen soll nur das vornehmere Verfahren anstehen, ihre Resultate zu „erschliessen", sei es deductiv aus allgemeinen Vordersätzen, oder inductorisch aus einer Fülle von Analogien. Allein eben die so auf Infallibilitätsansprüche abzielenden Velleïtäten sind es ja gewesen, was nüchternere Geister zur Abkehr von aller Philosophie gebracht hat, und der allgemein wissenschaftliche Charakter bleibt doch auch bei jener Selbstbescheidung nicht minder gewahrt, wie das persönliche Vertrauen nur neue Bürgschaften gewinnen kann, wo Einer nicht mehr versprechen will, als er auch hoffen darf, halten zu können. Man begiebt sich damit ja nicht des Strebens, etwas Dauernderes aufzustellen, als Eintagstheorien, wie sie in Chemie und Biologie einander abzulösen pflegen; denn die „mühsame" Ernte einer mehr als dreissigjährigen Lebensarbeit muss doch wohl für etwas mehr angesehen werden als zufällig Aufgelesenes, und über roh empiristische Auffassung des zusammengetragenen Stoffes muss doch

wohl hinaus sein, wer sich auf seinem Wege von der nämlichen Allgemeinpotenz hat leiten lassen, welche bereits ebenso sehr in der an Aporien sich fortspinnenden Metaphysik des Aristoteles wie in der zwischen Antinomien sich bewegenden Kritik Kant's und in der vorzugsweise mit Lösung vorgefundener Widersprüche sich abmühenden Denkarbeit Herbart's als mächtigste Impulsivkraft sich bethätigt hat.

Wer solche Garantien bietet, braucht auch vor der verleumderischen Drohung nicht zurückzuschrecken, dass seine Weltanschauung auf ewig verdammt sein müsse, eine „fragmentarische" zu bleiben. Wessen geistiges Uhrwerk sich in Bewegung gesetzt weiss von der nämlichen Unruhe, die nach Ausweis aller Geschichte dem sich selbst bedenkenden Denken allezeit den ersten Anstoss gegeben, wird sich ob des Vorwurfs, auf unphilosophischen Pfaden sich zu ergehen, wohl nicht allzuschwer zu grämen brauchen.

Nur dass freilich in den Augen der antilogischen Realdialektik nicht Jeder, der sich für einen Philosophen ausgeben will, auch gehalten ist, den ganzen Wust erkenntniss-theoretischer „Untersuchungen" vom ABC an wieder durchzukauen. Sie glaubt vielmehr auch in diesem Stücke keines Verraths an philosophischer Selbständigkeit sich schuldig zu machen, wenn sie von dem profitirt, was die Menschheit hierfür schon vorgearbeitet hat. Sie begnügt sich deshalb damit, an etliche dianöologische Lemmata zu erinnern, um in solcher Anlehnung Stellung zu nehmen zu gewissen Einwendungen, welche sie als verzerrende Ueberspannungen ihres eigenen Princips glaubt perhorresciren zu sollen. Denn grade wo man die Schwelle des erkenntnisstheoretischen Theiles der Philosophie betritt, starren Einem grinsend die allerperniciösesten Widersprüche entgegen, so dass, wer sich nicht entschliesst, diese vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, gleich vor dem Eingang wieder Kehrt machen muss, weil nirgends die abstract logische Consequenz schikanöser in die Enge treibt, als wo sie sich auf Ausdenken des Satzes: „die Welt ist meine Vorstellung" capricirt.

Gewisse Castelle lassen sich nun einmal nicht anders als durch ihre hinteren Ausfallsthore betreten — und wer dann von der andern Seite her, also von innen, wieder an der Vorderpforte steht, wird auch schon wissen, wie es drinnen aussieht, und braucht sich vor keinem Drudenfuss mehr scheu zurückzuziehen.

Wenn also die Realdialektik nicht ohne Stolz sich zu einer Art von Empirismus bekennt, so hebt ihr den Kopf das Bewusstsein, in den Fusstapfen nicht verächtlicher Vorgänger einherzuschreiten, deren Signalement hier seinen Platz finden mag als

6. Lehnsätze aus der Erkenntnisstheorie zu realdialektischem Gebrauch.

Wir thun also, — um nicht, nach Weise der Handlanger, die damit ihre Legitimation zum Eintritt in die Zunft vorzuweisen pflegen, die Danaïdenarbeit der Erschöpfung der erkenntnisstheoretischen Probleme von vorne anfangen zu müssen, und zu aristokratisch gesinnt, um nicht als gethan vorgefundene Arbeit uns zu Nutze zu machen, — den Sprung nach, mit welchem der junge Schopenhauer den Autoritätsbann seines persönlichen Lehrers Fichte sprengte, und lockern unsererseits noch ein paar mehr der Umschnürungen, in welchen wir den Meister von Kant'schen Kriticismen gefesselt sehen. Denn man darf es wohl einen *salto vitale* für die Philosophie nennen, wie ihn in dieser oder jener Form Jeder machen muss, der nicht sofort mit seinem Philosophiren am Rande sein will, wenn Einer mit herzhaftem Ruck allen Einreden niederer Skepsis wie subjectiven Idealismus' den Rücken kehrt, um auf der Basis einer dogmatistischen Willensanerkennung Posto zu fassen und damit zugleich eines archimedischen *πού στῶ* für die Welterfassung sich zu bemächtigen.

Das ursprünglich Erste ist uns die Selbsterfassung des Ich als eines wollenden. Nur in solchem Selbstinnesein eines Willenswesens, dessen Natur es ist, Function und Functionirendes in Einem zu sein, können sich all die Räthsel sonst schlechthin unergründlicher Beziehungen erschliessen. Der blosse Engels-Kopf hätte in seiner abstract-absoluten und absolut-abstracten Beziehungslosigkeit und „Objectivität“ die Wirklichkeit nimmermehr verstehen können. Nur wem das Motiv der Gattungsbegriff ist, zu welchem sich physische Ursache und logische Begründungskraft als untergeordnete Species, resp. secundäre Application verhalten, versteht, was an logischer Begründung vom Engländer *the inference* genannt wird und wie es zu diesem Namen kam. Ohne dieses enge Band zwischen wollendem und

erkennendem Subject wäre es nie zu irgendwelcher intellectualen Function und Einsicht in der Welt gekommen; insbesondere aber wird nur hieraus die zwingende Gewalt der Analogieschlüsse begreiflich: nur wenn Analogien bloss verschiedene Namen für etwas im Grunde Identisches sind, lässt sich mit Sicherheit vom Einen zum Andern sozusagen hinüberschliessen.

Selbst wer sich auf den Standpunkt des *Cogito ergo sum* und der Kant'schen Subjectivität des Causalitätsbewusstseins stellt, kann sich der Anerkennung eines „Primats des Willens im Selbstbewusstsein“ nicht entziehen in dem Sinne, dass alle Apperception einen Willensact zur Voraussetzung hat und jede Vorstellung bereits eine praktische Anwendung des Causalitätsbewusstseins in sich schliesst in der Beziehung, in welche wir die Empfindung zu einem ausser uns Gegebenen setzen.

Auf solchen Empfindungs-, resp. Willens-Realismus sehen sich schliesslich alle Erkenntnisstheoretiker zurückgeworfen, die nicht an den Klippen eines starren Solipsismus stranden oder im Aether eines absoluten Illusionismus haltlos verduften wollen. Weiter haben uns all die gewaltigen Anläufe alter und neuer Erkenntnisskritiken niemals geführt, und es dünkt uns eine recht alberne Ziererei, wenn man meint, anstandshalber die Umwege, welche doch schliesslich auf nichts anderes als auf dies natürliche Ziel hinauslaufen, durch möglichst weitschweifende *ambages* recht weit machen zu müssen. Dem Gefühl als Bewusstseinsinhalt ist es eigen, nicht als Object, d. h. als ein vom fühlenden Subject Losgelöstes, „vorgestellt“ werden zu können. Mein Schmerz ist m e i n Schmerz, sozusagen ein unzertrennliches Stück von mir, und kann als solcher nicht zugleich eines Andern sein. Diese im eminenten Sinne „unmittelbare Gewissheit“ ist das für die Geschosse keines Skepticismus erreichbare, bombenfeste Gewölbe, wo der Realismus seine unantastbaren Deckungswerthe aufbewahrt. An dessen Festigkeit müssen alle Angriffe zu Schanden werden. Dies Fundament eines Seins aber ist, so schmal es aussehen mag, doch breit genug, um die Existenz nicht bloss, sondern die Subsistenz einer Welt darauf zu gründen — denn wer sich dahinüber rettet, hat doch einen ganz andern Boden unter seinen Füssen, als die Ungedanken sind, mit denen die Ueberspannungen eines Idealismus vexiren, welcher auf dem Wege der Ansteckung in die Denkkrämpfe der vergeblichen Anstrengung des Denkens als eines Denkenwollens und Doch-

nichtdenkenkönnens versetzt, während der Wille bei all seinem essentiellen Selbstentzweitsein doch nicht bloss spasmische Zuckungen zeigt und sehr wohl geeignet ist, statt mit einer zaghaft idealistischen Dianöologie abzuspeisen, zu einer unverängstigt realistischen Ontologie zu verhelfen. Aber obgleich es Nichtssagenderes nicht geben kann, als: es sei Etwas etwas, so lässt sich doch schon kein Etwas, das wahrhaft so zu heissen verdient, denken ausserhalb der Kategorien der Existenz, Essenz und Subsistenz, und wo Trendelenburg (Log. Unters. 2. Aufl. II. S. 439) von der Erhabenheit des Widerspruchs zwischen der ewigen Idee und ihrem endlichen Organe spricht, muss er doch zugestehen: „wir vernichten die Kategorien, und was sich auf ihren Trümmern erhebt, ist doch wieder nur durch die Kategorien“, was die Realdialektik so wenden möchte: wir möchten das Antilogische denkbar machen und können's doch nur auf logischem Wege.

Wenn wir mit recht unscheinbarer Einfachheit das Gefühl als das Selbstinnesein des Willens zum Ausgangspunkt nehmen, so meinen wir damit nur einen andern Ausdruck zu geben für das, was Schopenhauer als Einheit des wollenden und erkennenden Ich das Wunder κατ' ἐξοχήν genannt hat.

Man vergegenwärtige sich nur, um sich über das Gefühl als Bindeglied zweier Welten — der materialen und der bloss gedachten — klar zu werden, welche Stellung dasselbe einnimmt, wo ein gedrucktes Placat zur sogenannten unmittelbaren Ursache (Anlass) eines blutreichen Revolutionskampfes wird. Da ist es das blosse Abbild (Schrift) des Sinnbilds (Wort) des abstracten Gedankenbildes (Vorstellung) des Gefühls als des bildlosen Selbstinneseins des Willens, was Vermittelungen herstellt, die im Stande sind, die wesentlichsten Verhältnisse der gesammten Menschenwelt von Grund aus über den Haufen zu werfen. Man sieht aber sofort, dass an dieser Kettenbrücke die entscheidende Mittelstelle zwischen der metaphysischen und empirisch realen Welt eingenommen wird vom Gefühl, von dem aus die Fortentwicklung zu Vorstellung, Abstraction und deren conventioneller Zeichensprache in leicht ununterbrochen zu verfolgender Continuität verläuft.

Wem es gelänge, diesen Uebergang greifbar darzustellen, der hätte den archimedischen Punkt der Metaphysik und der Erkenntnisstheorie in Einem gepackt, während wir — und voraussichtlich

alle Intellectualwesen, denen nicht ein uns versagtes Organ der Subject-Objectivität verliehen wäre — uns bescheiden müssen, in stetiger Approximation, aber mit der deprimirenden Gewissheit einer ewigen Asymptote, aus grösserer oder geringerer Entfernung dorthin zu weisen als auf den Einheitspunkt der reinen Grenze zwischen dem Ding an sich und dem reinen Fürsich des, doch auch seinerseits nur in der Correlation zu einem Objectiven denkbaren, Subjects.

Allein näher zugesehen dient ja diese Unmöglichkeit selber um so mehr zu einer unmittelbaren Beglaubigung der Realdialektik, als ihr eine Reihe gleichartiger zur Seite stehen. Oder ist es nicht etwas ganz Analoges um die verwunderliche zweite Grundthatsache der Erkenntnisstheorie, dass kein empirisches Wissen ohne Mitwirkung eines Apriorischen zu Stande kommt und dennoch hinwiederum das Apriorische rein für sich niemals, sondern allemal nur als Ingrediens eines Empirischen zum Bewusstsein gelangt?

So oft aber eine solche dianöologische Schlange sich in den Schwanz beisst — und jede Psychologie bietet deren ganze Ketten, die sich aus lauter so gebildeten Ringen zusammensetzen — reiht sie sich *eo ipso* auch selber dem realdialektischen Material ein, bis dieses auf der Höhe seiner Erkenntnisstheorie zu der Einsicht führt, wie alles Denken sich ebenso sehr wie ein logisches als wie ein antilogisches geriren muss. Aus dem bösen Cirkel kommt niemand heraus: Schopenhauer nicht, indem er das Subject als Träger aller Erscheinung proclamirte und dennoch damit in Einem zugleich auch das Subjectsein selber für eine blosse Erscheinung erklärte, und wir selber nicht, als wir oben an die Unvermeidlichkeit einer Selbstanticipation des Erkennens erinnerten. Und selbst wenn wir ganz absehen wollten von dem direct realdialektischen Factum, dass die Causalität ihrer eigenen Erkenntniss schon vorausgesetzt ist und umgekehrt ohne apriorische Prolepsis ihres eigenen Wesens nimmermehr erkannt werden könnte, spränge uns als ein Zweites in die Augen, dass jedes einfachste Bewusstsein bereits als solches an sich eine Einheit von Subject und Nichtsubject, mithin ein Ineinander, ein absolutes Zusammen contradictorischer Gegensätze, *i. e.* eine Thatsache von ausgesprochen realdialektischem Charakter ist.

Es charakterisirt sich die Geistesthätigkeit von ihrem ...sten Ursprung an bis hinauf zur eigensten Natur des

abstract reflectirenden Denkens als ein selber von Grund und Haus aus Antilogisches. Das Selbstbewusstsein kann sich selber am allerwenigsten begreifen; die Einheit in der Doppeleinheit des Selbstbewusstseins — die ewig wiederkehrende Ich-Frage — ist und bleibt ein den logischen Anforderungen des Denkens selber schnurstracks Zuwiderlaufendes — und dennoch ein Postulat, dessen Befriedigung sich zu einem ebenso unlogischen wie immer wieder unausweichlichen Gedanken, also genau zu dem zuspitzt, was Kant ein antinomisches, ich ein realdialektisches Ineinander von Widersprüchen genannt habe. Mit einem solchen aber ist alle logische Congruenz zwischen Denken und Sein an ihrer eigenen Schwelle todtgeschlagen und der Realdialektik ungehemmter Zutritt von selbst eröffnet, da es eines Eroberns gar nicht erst bedarf. Denn nun brauchen wir uns nur dem nämlichen sichern Instinct ursprünglichsten Selbstinneseins anzuvertrauen, welcher seine Beglaubigung findet, so oft ein argloses Gemüth unverhohlen seine Freude kundgiebt an irgendeinem Paradoxon oder Oxymoron. Die angeborne Lust an antithetischer Negativität ist das primitive Naturzeugniss für die allerverfänglichsten Lehren der Realdialektik — ein intuitiver Protest gegen alle Vergewaltigungen durch die Prätensionen logischer Omnipotenz, die urprotestantische Selbstbehauptung des in antilogischer Widerspruchsnatur urständenden Willenswesens, — der Keimpunkt aller Wahrheit wie aller Ethik. In sich selber findet Jeder, sobald er nur auf die Ziele seines eigenen Willens achtet, die Thatsächlichkeit von Widersprüchen, an deren Existenz — ja Möglichkeit — auch nur zu glauben, der in seiner logischen Tendenz recht eigentlich „eigensinnige“ Kopf ihm dennoch verbieten möchte. Und wo es zur Realdialektik nicht langt, durchstreift ein gewisser oberflächlicher Scharfsinn, dem mit dieser Bezeichnung ausgedrückten Gegensatz seines Wesens — der aber noch kein wirklicher Widerspruch ist — entsprechend, das Gebiet blosser Relationen nach scheindialektischer Jagdbeute — mit einer Oberflächlichkeit, die nicht ganz ohne Tiefe und einem Scharfsinn, dessen *acumen* nicht ganz ohne Abstumpfung geblieben oder sich mit einem Zerpflücken bloss oberflächlich aufgefasster Theorien begnügt.

Man mag es anfangen, wie man will: immer sieht sich das erkenntnisstheoretische Speculiren früher oder später in

das Centrum einer end-, weil anfangs- und damit zuletzt auch zwecklosen Kreisbewegung hineinversetzt, da jede auf ein zeitliches Nacheinander gerichtete Analyse der Intellectualmomente sich selber vereiteln muss vermöge der vor allem Anfang eines Bewusstwerdens mitgesetzter Prolepsis ihrer selbst.

Vollends aber entspinnt sich dem Ursatze aller — in ihrem weiteren Fortgang wie immer gearteten — Erkenntnisstheorie: „Die Welt ist meine Vorstellung" eine unaufhaltsame Dialektik, welche nimmermehr aus sich selber, sondern nur mittels eines Willensgebots zum Stillstand gebracht werden kann. An und für sich ist dies ja nämlich ein völlig neutraler Satz, welcher noch gar nichts darüber aussagt, ob die Welt „bloss" oder ob sie zugleich mehr als meine Vorstellung sei. Wenn aber erst der consequent subjective Idealismus jenes, der dogmatische Realismus dieses behauptet hat, dann kann sich als Balance zwischen diesen beiden Wechselnegationen nur eine höhere Negation ergeben, da jede höhere Einheit von affirmativem Ausspruch ganz auf die eine oder andere Einseitigkeit hinüberfallen müsste. Wo aber so die reine Theorie aus der absoluten Kampfespermanenz nicht herausführen kann, weil sie keinerlei Compromiss-Versöhnung offeriren darf, da setzt praktisch mit einer, nicht minder subjectiv wie objectiv, gleich centraltiefen Selbstentzweiung der Erkenntnisswille ein, um Halt zu gebieten, wo es ihm beliebt oder seinen Zwecken entspricht. Und das geht so zu: schon ehe es zum Erkennen selber kommt, zeigt sich der Erkenntnissdrang als einen sich in sich widersprechenden, indem seinem Triebe zur kritischen Prüfung, als der Energie der spontanen Seite seines Wesens, ein ebenso ausgesprochenes Streben nach abschliessender, Ruhe gewährender Affirmation parallel geht. Die Unfähigkeit, sich beim Bewusstsein seines Nichtwissens zu beruhigen, verleitet dazu, in Trägheit oder im Gefühl erschöpfter Kraft stehen zu bleiben bei irgend einem Glauben, einer „Annahme" — sei dies eine *per majora* der Gründe selbstgebildete Ueberzeugung, oder auf blosse Autorität hin geschehen. Schon Baco spricht von diesem Bedürfniss, dessen Kehrseite eine Lust am Behaupten ist, welche der Wahrheit ebenso gefährlich ist wie ihr Gegentheil, die Lust am Verneinen. Die unmittelbare Einheit dieser Antinomie stellt der seinen Standpunkt mit Eifer vertretende Skeptiker dar, weshalb die Naivetät auch fragt, ob ein Skeptiker den andern

bekämpfen könne — denn darauf, dass die Skepsis selber als Autorität wirkt, beruht ja jener vulgäre Unglaube, welcher in nichts besteht, als in einem leichtgläubigen Nachsprechen dessen, was selbständig denkende oder forschende kritische Geister an Zweifelsgründen vorgebracht, während man einen J. J. Rousseau mit gutem Fug einen Skeptiker aus Enthusiasmus und einen Gläubigen unter den Zweiflern nennen durfte.

Mit solcher gläubigen Skepsis geschieht es denn auch, dass die Realdialektik, dem Charakter ihrer eigenen Theorie getreu, sich auflehnt gegen die Decrete eines Berkeley'schen Idealismus. Wo dieser sich nicht in sich selbst verrennt, so dass er nirgends mehr vom Fleck kann, keines innern Fortschritts, keiner Erkenntniss- — kaum einer blossen Kenntniss- — bereicherung mehr fähig bleibt, da durchbricht er irgendwo die selbstgezogenen Schranken, weil er sonst auf alle Kriterien, alle fernere Belehrung verzichten, die gesammte psychologische Entwicklung und deren Bedingungen ignoriren muss, so dass im Grunde für ihn Alles gleich wahr wäre.

Denn vor ihm in seiner klaren Consequenz verschwinden nicht nur die Unterschiede von Traum und Wirklichkeit, sondern auch die von Irrthum und Wahrheit. Die Kriterien, welche hierfür Berkeley selber beizubringen versucht, sind keine, indem sie selber in das selbige Luftmeer zerrinnen müssen wie all der Vorstellungsnebel, dem sie zu einer Quasi-Subsistenz verhelfen sollen. Nirgends ist da der Beweis geliefert, dass es eine andere Erklärungsweise für unsere Vorstellungstotalität nicht geben könne, vielmehr überall nur eine Hypothesenmasche mittels allerlei Sophismen an die andere gehäkelt, so dass es sogar um die vielgepriesene Geschlossenheit und Bündigkeit des so aufgeschlagenen logischen Gewebes schwach genug bestellt bleibt. Darum behält es sein Bewenden bei der Weise, wie bereits Hume eine Einseitigkeit abgethan, auf welche sich vorzugsweise Köpfe von besonders starkem Eigensinn zu steifen pflegen: ein solcher Standpunkt lasse so wenig eine Antwort, bezw. Widerlegung zu, als er seinerseits Ueberzeugung wirken könne — letzteres offenbar schon deshalb nicht, weil ohne Zustimmung des Willens überhaupt kein wirkliches Ueberzeugtwerden erfolgt, wir aber mit dem Willen in einer Welt urständen, welche sich unmittelbar als etwas aufdrängt, was nicht blosse Vorstellung ist. Ohne diese Grundlage giebt es schon gar kein eigentliches

Wahrheitspathos, und jeder Impuls zum Weiterforschen muss ersticken, wo Einer sich in frommer Resignation bei dem zufrieden giebt, was ein Gott ihm an Kenntnissen zu verleihen geruht hat. Das aber, was Berkeley in all seine Absurditäten hineintreibt, erweist sich abermals als eine der realdialektischen Grundwahrheiten, die wir an jedem Eingangsthor zur Erkenntnisstheorie aufgepflanzt sehen: die Flucht vor dem Widerspruch jagt blindlings in noch grössere Verlegenheiten hinein, aus welchen einzig und allein die Realdialektik einen Ausweg eröffnen kann. Die morsche Unhaltbarkeit eines solchen Ecksteins erweist sich als eine recht eigentlich „grundstürzende" Mürbheit; denn der Urschluss: „bei der Annahme, dass die Objecte unserer sinnlichen Wahrnehmung .... unwahrgenommen an sich existirten, müssten wir uns vorstellen, dass sie existiren, ohne dass sie vorgestellt werden, ein offenbarer Widerspruch" ist ein Gewaltsatz, wo möglich noch brutaler als sein antiskeptisch sein sollender Zwillingsbruder, nach welchem, wer denkend die Richtigkeit des Denkens prüfen wolle, diese schon voraussetze, indem das Denken sich selber zu seiner eigenen Norm nimmt, wie nach Berkeley die Vorstellung ihren ganzen Realitätsgehalt lediglich an sich als subjectiver besitzen soll. Was dabei übersehen wird, ist, dass es lediglich die Abstraction ist, welche den Unterschied ignorirt zwischen dem allgemeinen Existenzgedanken und der ein Einzelnes als solches wirklich repräsentirenden Imagination, deren Essenz wie Existenz an sich völlig unberührt davon bleibt, ob sie zuvor von einem Subject wirklich gedacht wird oder nicht.

Von derselben realdialektischen Art sind ein paar Sätze, die wir neueren Bewusstseinskritikern entnehmen: J. J. Baumann sagt: „In der Vorstellung finden wir keine andere Art des Sein als das Vorstellendsein .... die oberste Thatsache des Bewusstseins sagt auch nur: ich finde mich vorstellend" — aber das genügt ja auch vollkommen, denn alsdann „bin ich vorstellend, das ist felsenfeste Gewissheit, nicht bittweise Annahme"; und O. S. Seemann gefällt sich in dem Ausspruch: „Schon das Wort Seiendes ist ein Product des Denkens — indem man ausspricht: das Sein bleibt, auch wenn es nicht gedacht wird, denkt man es als Bleibendes" — das ist ja sehr richtig, doch diese hypertiefsinnige Weisheit vergisst die einzige Kleinigkeit, dass wie das Aussprechen das Denken, so das Denken das Sein

zur Voraussetzung hat, und dass doch niemand sich die absolute Subsistenz wegraisonniren lässt mit Erwägungen wie Herbert Spenzer sie zum Besten giebt: „Die Vernunft kann ihre Competenz nie nachweisen, denn jeder Schritt, den sie zu diesem Zwecke thut, ist bereits eine *petitio principii*; sie soll beweisen, dass sie berechtigt sei, einen Ausspruch zu thun, und muss schon etwas aussprechen, um den Beweis auch nur anzutreten.... Wir finden den Werth von x in den Gliedern von y, dann finden wir den Werth von y in den Gliedern von x, also können wir in alle Ewigkeit fortfahren, ohne je einer Lösung näher zu kommen." ... „Die Regel, dass Entgegengesetztes nur in seiner Relation aufgefasst werden kann, versagt den Dienst, sobald der Gedanke versucht, über das Relative hinauszuschreiten. Das Denken leistet seinem Gesetz Folge, es betrachtet das Unbedingte als Gegensatz des Bedingten, allein ein Resultat ist unmöglich, weil das Unbedingte weder Beziehung noch Unterschied, noch Aehnlichkeit zulässt, also dem Denken seine Lebensader unterbindet, ihm ein Ende macht." Aber um gerecht zu sein, muss man bekennen, dass nicht das unschuldige Unbedingte für all solchen Frevel verantwortlich zu machen ist, sondern das logische Regelwerk, mit welchem sich ein der wahren Realität abgewandtes Denken nicht nur unnöthiger-, sondern fälschlicherweise selber tyrannisirt. Alles bloss apagogische Beweisen thut irgendwie der unveräusserlichen Denkfreiheit Gewalt an, denn es drängt ein blosses Ueberzeugtwerden auf, ohne über das Warum des Soseins das Mindeste beizubringen. Dawider lehnt sich jeder zur Unabhängigkeit geborene Kopf auf und verlangt einen Nachweis von einer im tiefinnersten Grunde belegenen positiven Nothwendigkeit, die mehr bietet als ein leeres Nicht-anders-seinkönnen, und dem entsprechend lässt die Realdialektik alle Umwege mystisch verschleiernder Erklärungsversuche unbetreten und führt vorkommenden Falls eine Unbegreiflichkeit, ein anscheinend Wunderbares, lieber direct auf den metaphysischen Urwiderspruch zurück. Denn was ihr Gegenstand nicht zu bieten vermag, darüber will sie sich auch anderweitig nichts weismachen lassen — so weit behauptet sie einen prononcirt rationalistischen Charakter — und hegt deshalb gern jenen Zweifelskeim, welcher die Wurmstichigkeit jeder bloss logischen Gewissheit früh durchschauen lehrt und sich das Sträuben gegen jene *violatio logica* bewahrt, um sich in solcher Keuschheit die Sinne offen und

unverdorben zu erhalten zur Aufnahme der realdialektischen Wahrheit.

Ueberhaupt sich nicht einschüchtern zu lassen durch abstract logische oder gar bloss verbaldialektische Instanzen, das erachtet die Realdialektik für ihre vornehmste Stärke. Der nächste Gewinn, welchen sie hiervon hat, ist, dass sie sich auch nicht braucht beirren zu lassen von den „Paralogismen der reinen Vernunft“, welche Kant an der „rationalen Psychologie“ seiner Zeit aufgedeckt hat. Der Realdialektik ist das Ich von Hause aus mehr als ein blosses Gedankending — so tangiren sie die Einwürfe gar nicht, vor welchen sich ein solches zurückziehen musste; und indem sie an ihrem erkenntnisstheoretischen Ausgangspunkt das Ich als ein Wesen von unbezweifelbarer Subsistenz erfasst, nimmt sie zugleich von vornherein einen so ausgeprägt individualistischen Charakter an, dass sie unerschüttert bleibt von allen Anstürmen alleinlerischer Verblasungen, vielmehr an dem Grade ihrer eigenen Subsistenz einen sozusagen ihr schon angeborenen Maassstab für die aller übrigen Wesen besitzt.

Denn wie der Mineralog den Härtegrad der Substanzen nach dem Widerstande seiner eigenen Körpertheile abschätzt (z. B. darnach, ob sie sich mit dem Nagel seines Fingers ritzen lassen), so können wir die Subsistenzqualitäten der Aussenwelt auch nur an denen unseres eigenen Seins messen, an der unmittelbaren Selbstgewissheit von der Selbstmacht eines Willens, an welchem alle Anläufe einer blossen Denkrichtigkeit in factischer Ohnmacht abprallen.

In solchem Sinne bleibt auch uns der Mensch das Maass aller Dinge. Was wir selber sind, meinen wir wenigstens — wenn auch nicht allemal zu wissen — doch zu verstehen, und Alles wird uns in dem Maasse mehr erkennbar, erklärlich und begreiflich, als es mit dem Charakter der Homogeneïtät zu unserm eigenen Wesen an uns herantritt. Seitdem Schopenhauer die Aussenwelt zu unserer Innenwelt in dies beruhigendere Verhältniss gebracht hat, steht uns diese nicht mehr so schlechthin „fremd“ gegenüber, dünkt uns vielmehr „vertraut“, ist uns näher gerückt, seitdem wir Angesichts ihrer nicht mehr vom Gefühl unheimlicher Unnahbarkeit und Unerforschlichkeit bedrückt werden. Nun ist ihre Erkennbarkeit nicht mehr abhängig von der logischen Beschaffenheit ihres Grundwesens und der Er-

scheinungsformen desselben, sondern das Ich mitten hineingestellt in das Seiende selber und doch zugleich wohlgeborgen gegen die Attacken der materialistischen Persönlichkeitsleugner.

Den Worten, mit welchen der Herzog von Broglie diese persiflirt: „Bis jetzt habt Ihr geglaubt, dass Ihr existirt, und dass Jeder von Euch einen Körper hätte; enttäuscht Euch: Ihr existirt nicht, Eure Körper sind es, die Euch haben; Ihr existirt nur scheinbar; was Jeder sein Ich nennt, ist ein leeres Wort, ein Hirngespinst, ein Etwas ohne Wirklichkeit und Bestand, was wirklich darunter verborgen ist, ist etwas, dessen Ihr Euch nicht bewusst seid und das ebenso wenig von Euch weiss" — dieser Apostrophe schliesst die individualistische Realdialektik die Frage an: Woher stammt denn aber der Wahn, dass das Ich nur ein Wahn sei? — und ertheilt darauf auch selber kraft ihrer antilogischen Vollmacht die Antwort: eben nur aus einer Ueberhebung dieses selbigen Ich selber, welches sein Denken für das absolut Setzende und damit auch zugleich für das ebenso absolut Aufhebende ausgiebt. Nur der abstracte Gedanke von unserm Ich ist aber solch ein Negirbares, nicht sein Sein als Seinselbstinnesein eines wahrhaft Subsistenten.

Es muss den Special-Ausführungen des die Einzelbewährungen liefernden Theiles aufbehalten bleiben, die ergebnissreichen Ausblicke zu verfolgen, welche sich von hieraus in sämmtliche Verzweigungen des philosophischen Problems eröffnen — an dieser Stelle ist nichts weiter am Platze als ein Hinweis darauf, wie bereits die einfache Thatsache des Bewusstseins die realdialektische Natur ihrer Voraussetzungen offenbart. Denn der erste Schritt der Selbstbesinnung des zum Bewusstsein erwachenden Willens führt diesen ja bereits zu der Einsicht, dass er als ganz reine Spontaneïtät nimmermehr ein bewusster hätte sein, resp. werden können. Ohne die Antithese eines seine potenzielle Energie „anregenden" Motivs hätte er ja in so todter Ruhe verharren müssen, wie wir sie uns etwa vorstellen in den innersten Atomen eines gewaltigen Felsens, zwischen welchen — infolge der gegenseitigen Bindung der Kräfte — eine actualisirte und actualisirende Relation keinen Raum zu finden scheint, bis etwa im Augenblick einer Zersprengung die auf so lange in der Latenz gehaltenen Potenzen die Möglichkeit *(condicio occasionalis)* zu einer abermaligen Bethätigung erlangen. Erst wo der von aussen her wirkende (also in Vielheit gesetzte) Impuls mit der Reaction

der in Aneignung desselben sich zugleich selbstbehauptenden — mithin in diesem ihrem Uracte bereits realdialektisch agirenden — Spontaneïtät verschmilzt, kann in solcher Doppeleinheit relativ vereinheitlichter und ebenso relativ selbständig verbliebener Functionen das wunderbare, encyklisch zu sich zurückkehrende und grade vermöge dieses seines, nur in der Verbindung existirenden, Ursprungs ewig unanalysirbare, selbstschöpferische Bethätigungsgebilde des Bewusstseins aufleuchten — und die Realdialektik braucht, dank der an keine logischen Rücksichten gebundenen Unabhängigkeit ihres Princips, nicht anzustehen, das so erkannte Grundwesen des Bewusstseins durch das paradoxe Prädicat der Zweieinigkeit zu kennzeichnen.

Da müssen wir denn alsbald auch der Frage begegnen:

7. Ist die Realdialektik eine dualistische Lehre?

Darauf können wir getrost den Bescheid ertheilen: im Gegentheil, sie ist von entschieden antidualistischer Tendenz.

Ihre Metaphysik weiss nicht von zwei Substanzen, sondern nur von Einer, aber diese als eine in sich selbst entzweite. Indem sie aber so als einen Duplicismus sich präsentirt, legt sie entschieden Verwahrung ein gegen jedwede Auslegung, nach welcher sie die Einheit und Einheitlichkeit des Weltprincips preisgeben müsste. Nicht wir, sondern grade die logisch gesinnten Empiriker sind diejenigen, welche — wie seiner Zeit die Betrachtung der Materie bestätigen wird — in ihrem Bestreben, die Weltconstitution als eine „denkbare" darzustellen, sich dahin haben drängen lassen, zwei dualistisch gegen einander gestellte Factoren zu statuiren. Grade *ad normam logices vulgaris* wird es zur unabweisbaren Consequenz, die Welt dualistisch zu zerreissen — wir aber sind solches Zwanges überhoben eben vermöge unseres antilogischen Princips. Die Realdialektik hat ja nicht ihr Ja hüben und ihr Nein drüben, sondern Beides auf derselben Seite; sie weiss, dass in jedem Ja zugleich ein Nein steckt und in jedem Nein noch ein Ja mitenthalten ist, jedoch nicht im Sinne der Unentschiedenheit, welche in ihr „O ja" ein halbes Nein und in ihr „Nein, nein" dreiviertel Ja hineinlegen will; sondern was gemeint ist, ist das mit der Energie des Einen wachsende [illegible] seiner selbst — das an der Kraft

des Nein erstarkende Ja und das von seinem eigenen Ja gekräftigte Nein, wie ja männiglich weiss, dass jedes Negiren ein Poniren in sich schliesst und umgekehrt.

Die rechte Erläuterung zum realdialektischen Grundgedanken wird erst das nächste, dem Widerspruch als solchem gewidmete Capitel geben können. Bis dahin aber giebt es kaum einen andern Punkt, an welchem die Schwierigkeit, antilogisch Gedachtes im durch und durch logisch formirten Stoff der Sprache ausprägen zu sollen, mehr hervortritt als wie an dieser Stelle, wo immer wieder der Schein entstehen muss, als ob ein Dualistisches gemeint sei. Je energischer Ergründung und Darstellung in die innersten Geheimnisse des essentiellen Seins vorzudringen sich abmüht, desto hemmender muss sich als lästige Schranke für Verständlichkeit und Verstandenwerden fühlbar machen jene Incongruenz zwischen einem so specifisch logisch gearteten Geistesproduct, wie die Sprache es ist, und dem antilogischen Ergebniss realdialektischer Anschauung. Wie der Gegenstand der Mystik ein im Grunde Unsagbares ist, so auch der ihrige; deshalb theilt sie auch oft genug deren Schicksal: zu einander wechselsweise aufhebenden Worten greifen zu müssen, um zu einer annähernd noch am besten ihren Inhalt symbolisirenden Bezeichnungsweise zu gelangen, dem Wortlaute nach mit einer bewussten *contradictio in adjecto* sich zu behelfen, um nur eine Relation nicht gänzlich unbezeichnet zu lassen; und in der Unmöglichkeit, die Weltcurven in sich zurücklaufender Seins-Widersprüche in die Gradlinigkeit logischer Gedankenfolge zu zwängen, widerfährt ihr etwas ganz Analoges wie den arabischen Theosophen, wenn sie klagen: „Wenn der Verstand der Verständigen beim Gottesbegriff angelangt ist, dann ist er bei der Verzweiflung angelangt“ und: „Wer sich über das Wesen Gottes in Worten ausspricht, ist ein Atheist“. Sie muss es also wohl als ein unentrinnbares Loos hinnehmen, wenn man der von ihr festgehaltenen Einheitlichkeit des Princips keinen rechten Glauben schenken wollte, sondern aus der Selbstentzweitheit eine in sich getrennte Zweiheit herauszuklauben versuchte und höchstens einen gemeinsamen Wurzelstock für die vermeintlich dabei herauskommenden beiden Willen zugestand, weil der logische Fanatismus so wenig eine Zweieinigkeit als eine Trinität will gelten lassen.

An dem ungeschieden Einen die sich widersprechende Zweiseitigkeit zu erfassen und herauszukehren: darin sucht die Real-

dialektik ihr Verdienst wie ihren Vorzug — so von jederlei Einseitigkeit sich frei zu erhalten und damit sich das Lob der Objectivität zu sichern, macht ebenso sehr ihren Stolz aus, wie andererseits das Bewusstsein, zu nichts weniger zu taugen als zur Vermittelung vertuschenden Transigirens. Ihr Streben geht ihrem eigensten Wesenszuge nach dahin, selbst den äussersten Extremen gerecht werden zu können, ohne je auf Vereinbarungen mit den Unbestimmtheiten eklektischer Halbheiten sich einzulassen. — Ihre Entschiedenheit ist mehr die des Weder-Noch als die der positiven Disjunction eines *Aut-Aut.* Mattherzige Ausgleichungen sind ihr ein Greuel, weil sie nicht wie Neuplatoniker, Sufis, Schelling und das Reiff'sche System der Willensbestimmungen von einem zahmen „Einen" ausgeht, das sich als ein ursprünglich indifferentes in sich selber erst differenzirt, sondern von einem Willen, dessen Selbstentzweitheit *a parte ante* wie *a parte post* für gleich ewig zu gelten hat.

Das ist ja auch der tiefere Grund, weshalb sie die Hoffnung nicht theilen kann, es werde jemals eine der beiden Hälften zu einer Prävalenz gelangen, vermöge deren die Möglichkeit einer Erlösung winke, sei es durch ein „besseres Selbst", oder den „Intellect", die „Vernunft", oder die „Idee" — lauter Recidive in dualistische Auskünfte, aus deren idyllischem Port sie wieder hinausschifft auf den endlosen Archipelagus der ewigen Kalpa-Reihe. Erst als eine vor keiner Consequenz zurückschreckende Einsicht sie auf so vorbehaltlosen Gipfel emporgehoben, konnte der blindgeborenen Voluntas der letzte Schleier vom allgemach sehend gewordenen Auge herniedergleiten. Diejenige Einheit, welche die Realdialektik bestehen lässt, liegt nicht als „versöhnende" Perspective „hinter" dem, was ihr den äussersten Hintergrund der Weltcoulissen bildet, dem Selbstentzweiungstableau, sondern zwischen den Widersprüchen — ob das Auge Derer, die nach uns kommen, weiter reichen werde, bleibt abzuwarten; die mit uns auf dem Wege waren, vermochten nichts derartiges aufzuzeigen, so wenig die modernsten Unterdenker Hegel's, wie die bestallten Antipessimisten, deren platonisches Transparent immer noch in den Nebel einer blossen Phantasmagorie zerfloss.

Die unverlierbare Einheit, welche ein Auseinanderfallen des Princips der Realdialektik in zwei gesonderte Hälften für immer unmöglich macht, ist die hinter allen Widersprüchen

stehen bleibende, ja dieselben *essentialiter* zusammenschliessende Natur des metaphysischen Urwesens Wille zu sein. Denn was sich — nach einem brieflichen Ausdruck Heinrich Landesmann's (Hieronymus Lorm's) — „schon empirisch erweist an jedem einzelnen Willen oder Wunsche, der an seiner Erfüllung zu sterben trachtet", das lautet, indem sich daraus ganz von selber die umfassendere Formel extrahirt, als realdialektisches Urwort: „Das metaphysische Ens ist ein Wille, der nichts will als Nichtwollen."

Mit dieser Formel aber sind wir unaufhaltsam dem Centraltheile unserer Aufgabe zugedrängt: dem

8. Begriff des Widerspruchs nach realdialektischer Fassung.

Allzulange ist man gewohnt gewesen, den Widerspruch in unmittelbare correlativische Beziehung zur Identität zu setzen. Damit war zum Voraus der Wagebalken für eine gerechte Beurtheilung verschoben; denn nun entstand eine Verwechselung des blossen Widerspruchs mit dem Widersinn, welche für die Realdialektik und deren unbefangene Würdigung höchst gefährlich werden musste. Schon glaubte man, dieselbe in mehr denn einer Sprache verdächtigen zu dürfen als eine Philosophie des Unsinns, und mit den so gewonnenen Waffen wurden wuchtige Keulenschläge gegen sie geführt, welche sie womöglich zermalmen sollten, noch ehe sie aus ihrer Embryonalexistenz heraustreten konnte. Dagegen sich wehren zu müssen, wird ihr das Recht geben, in gelegentlichen polemischen Excursen die Gesetze einer sonst gebotenen Symmetrie zu überschreiten.

Historisch angesehen, gehört bekanntlich das Capitel von den Gegensätzen zu den umstrittensten Partien der formalen Logik. Die Schwierigkeit, hier mit festen Determinationen die synonymischen Grenzen abzustecken, hat eine scholastische Fülle unbestimmter Terminologien in's Kraut schiessen lassen; neben dem conträren und contradictorischen Gegensatz wucherten noch der diametrale, subconträre, subalterne, und neben dem repugnativen der privative und negative auf; und was die Schullogik an so subtilen und doch seit drittehalb Jahrtausenden noch immer nicht definitiv fixirten Divisionen und Subdivisionen geliefert hatte, ergänzte später die Mathematik mittels ihrer Lehre von den negativen Grössen, welche der Realdialektik

allerdings insofern vorarbeitete, als sie das Denken gewöhnte, sich nicht bloss mit Begriffs-, sondern auch mit Realoppositionen zu beschäftigen. Auf factisch wirksame Grössen, auf Kräfte angewandt, konnte der Widerspruch als Widerstreit erfasst werden, und mit der wachsenden Klarheit des Begriffs „Conflict" war zugleich bereits eine Wegstrecke weiter in der Richtung hin beleuchtet, wo die Realdialektik belegen ist.

Einstweilen aber haftete den meisten der zur Verwendung gelangenden Ausdrücke noch die Eierschale ihres logischen Ursprungs an: sie waren doch eben zunächst dem Bereich des Denkens und Sprechens entnommen: der „Gegensatz" selber wies zurück auf einen Act des innern (gedanklichen) Entgegensetzens (der *oppositio*, wie die Uebersetzung von ἀντίθεσις von jeher gelautet hatte). So hatte das Ganze das Aussehen einer bloss subjectiven Gegenüberstellung bekommen, und was darüber verkannt blieb, war das objective Verhältniss auf Seiten der Dinge selber, der innere Zwiespalt, welcher diese selbst zerklüftet, die feindselige Zerrissenheit, welche alles durchzieht, was in die Erscheinung tritt, jener Widerstreit, den das Angeschaute selber, also das specifisch Reale, in sich selber trägt und demgemäss in sich selber darstellt, zu dessen Erkenntniss es deshalb auch gar nicht erst irgendwelcher abstracten Bemessung nach logischen Normen bedarf, um das Widerstreitende auch *nominaliter* als ein Widersprechendes zu bezeichnen. Selbst die Physik sträubte sich so lange wie möglich, die „entgesetzten Grössen" anders zu fassen, als wie die zu beiden Seiten eines Indifferenzpunktes belegenen Seiten einer Scala: das Verhältniss zwischen Wärme und Kälte ward ihr dabei in seiner alleräusserlichsten Auffassung das typische: den Gefrierpunkt des Wassers bezeichnete man als Nullpunkt, obgleich schon der ein paar Grad aufwärts davon gelegene Punkt der grössten Dichtigkeit zur Marke eines realdialektischen Verhaltens hätte dienen und einer echt realdialektischen Eigenschaft hätte gemahnen können. Aber wie spät erst verstand sich die physikalische Theorie zu der Einsicht, sich zu bekennen, dass wir in Magnetismus und Elektricität „irrationale" Kräfte vor uns haben, und dass die Polarität als etwas aufzufassen ist, was keine reine Compensation ergiebt, weil da das Hüben und Drüben doch noch etwas Anderes darstellen als die einfachen Unterschiede des Plus und Minus oder als in mathematischen Formeln

erschöpfte Gedankenproportionen, vielmehr eine effective Realrelation ausdrücken, in welche vielfach bereits dasjenige eingreift, wofür der naturphilosophische Theil der Realdialektik den Namen des „homöopathischen Princips" vorschlägt.*)

Mit jenen blossen Idealantithesen hatte ja die Begriffsdialektik ihr schillerndes Spiel getrieben — die Realdialektik gedenkt strengen Ernst zu machen mit einer Weltnegativität, die sich nicht bloss zwischen „Sätzen" bewegt, sondern zwischen Willenspolen, und als deren bitterste Frucht bereits das Tragische beschrieben worden, für welches es keine andere Versöhnung giebt als die ideale des geistbefreiten und geistbefreienden Humors.**)

Wir wissen es sehr wohl, dass es für eine Dialektik, welche ihr ganzes Wesen an ihrem Etymon hat, eine leere Tautologie ist, sie als Verbaldialektik zu kennzeichnen, — denn sie geht ja rein *διὰ λόγου* vor sich und hat es mit Widersprüchen und contra-dictorischen Urtheilen im allereigentlichsten Sinne zu thun. Aber der von uns aufgebrachte Gegensatz soll in jedem Augenblick gegenwärtig halten, dass das Seiende als solches schlechthin objective, nicht erst vom Denken „hineingelegte" *contraria* umschliesse, welche als reale Mächte sich wirksam erweisen und sich zum Prädicate der Vernünftigkeit oft recht „repugnativ" stellen, wie denn z. B. der Logiker Alb. Fr. Lange in seinem Schriftchen über die Arbeiterfrage dies Prädicat auch der Thatsache glaubt versagen zu dürfen, nach welcher Mutter Natur all ihre Kinder mit dem *onus* des Kampfes um's Dasein belastet hat.

Wie Hegel die bloss extensiven Unendlichkeiten die „schlechten" nannte, so könnte man seine Dialektik die „schlechte" nennen, falls man es nicht vorzieht, sie als Diallelektik abzustempeln, weil sie sich mit Vorliebe in leeren Diallelen bewegt, deren Hebelwerk sich — wie übrigens gewöhnlich in der Sophistik — überwiegend aus missbrauchten Homonymien zusammensetzt, indem mittels solcher Scheingegensätze untergeschoben werden.

Der schlimmste Vorwurf, welcher die Philosophie Hegel's trifft, ist nicht jener alte: er habe aus der Nacht des Abso-

*) Vergl. meine Abhandlung: „Die Homöopathie vor dem Forum der Philosophie" in der Allg. homöopath. Zeitung Band 91, Nr. 14, ff.

**) Vergl. meine Festschrift: „Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen". 1877.

luten, „wo alle Kühe schwarz sind", die Welt der Begriffe in jenes Zwielicht hinausgeführt, „wo alle Katzen grau", sondern, dass er nur die blassen Schemen der Gedankendinge in solche Rüysdael'sche Beleuchtung rückte, statt das Seiende selber mit seinem innersten Kerne in diesen Schwebeprocess der wechselseitigen Negation („Selbstaufhebung") hineinzustellen. Jene ja bereits von den Eleaten anhebende Dialektik hat sich begnügt, die Welt einzutauchen in ein Bad sein sollender Negativität, aus welchem sie schliesslich im innersten Wesen unversehrt und wie mit einer im Silbergraugrün des Zitterpappelblätterflaums schillernden Tropfenkugel umgeben zu neuem Glanz der darin angeblich sich selbst gebärenden „Idee" ersteht. Das ist die Dialektik eines optimistischen Pantheismus; der steht die Realdialektik gegenüber mit der so viel älteren Autorität der arischen Urphilosophie, welche früh genug erkannt hat, dass es nicht abgethan ist mit glitzernden Reflexen interessanter Gedankenirradiationen, sondern jeder Einzelne im innersten Herzen zu spüren bekommt, was es auf sich hat mit einem Realwiderspruch, von welchem schon Sanches erkannt hat: es wäre überhaupt nichts da, wenn nicht Alles entgegengesetzt wäre — was als Thema der Realdialektik in deren Sprache so lautet: es giebt nur deshalb Existenz und ein Existirendes, weil die Essenz des absolut Seienden ein in sich Widersprechendes ist. Das ist doch wohl ein Satz von etwas handgreiflicherer Substantialität als all das Gerede von sich differenzirendem Indifferenten in Systemen, mit welchen das realdialektische wie durch eine Nabelschnur verbunden zu sein scheint, für welche aber Freiheit und Nothwendigkeit *à la* Spinoza mehr zu Identitäten als zu Widersprüchen zu werden pflegen. Dasselbe variirt auch der Satz, welchen neuerdings Caspari durchzuführen liebt: jede Kraft bleibt ein Kraftloses, solange sie nicht auf einen Widerstand stösst. Darum ist die Realdialektik, von Hause aus den kosmischen Gesetzen tragischer Constellation zugewandt, eine urpessimistische, ja im Grunde die einzige unverfälscht pessimistische Weltanschauung.

Widerspruchsverwirklichung begleitet jedes Wesen vom Augenblick des Erzeugtwerdens bis zu dem des Sterbens: sichtbar kann der Wille nur werden, weil und soweit er irgendwie und irgendwo — innerhalb oder ausserhalb seiner selbst — in Conflict geräth, und aus der Sichtbarkeit scheiden und in die

Latenz zurücktreten kann nur, was nichts zur Existenz Provocirendes mehr sich gegenüber hat, sei es, dass ein Uebermächtiges alles Widerstehende verschlingt, sei es, dass in äquilibristischer Ausgleichung neutralisirende Ruhe eintritt.

Jede Zeugung als solche besteht ja unmittelbar in einer Production von Widersprüchen — denn bei der geschlechtlosen so gut wie bei der geschlechtlichen Generationsform verwirklicht sich im Erzeugten das contradictorische Widerspiel eines zugleich ebenso sehr Andern als mit dem Erzeugenden Identischen — und noch vermochte keine Genesiologie den directen Widerspruch zu heben, dass jedes so oder so entstehende Individuum metaphysisch angesehen ebenso gut in ewiger Aseïtät urständen muss, wie es, unter die Momentanbeleuchtung des Bewusstseinblitzes gerückt, als Glied einer unzerreissbaren Kette zeitlicher Dependenzen und Successionen vor uns steht.

Das Urgeheimniss des Willens besteht darin, dass er anders keine Ruhe findet, als in der Unrast des ewig trotz aller Vereitelung neu aufschnellenden Strebens.

Der erdwärts gerichtete Zug unseres Wesens ist so unaufhebbar wie das Trachten „nach dem, was droben ist", unausrottbar und die Verbindung zwischen beiden unzerreissbar:

> Das Gute, das Rechte führt ewig Streit,
> Nie wird der Feind ihm erliegen.

Darum kommt es für die Wahrheit des realdialektischen Pessimismus nicht so sehr auf ein ängstliches Abwägen des Mehr oder Minder von Gut und Uebel, als auf die Einsicht an, dass die Welt vermöge der *dira necessitas dupliciter volendi i. e. essendi* eine andere gar nicht sein kann, als welche sie ist, und an dieser Seinsnothwendigkeit keine Denknothwendigkeit, sei es logischer, sei es ethischer Postulate, etwas zu ändern im Stande ist. Der Wille würde aufhören Wille zu sein, wenn er überhaupt fähig würde zum Verharren, er muss wollen, und nur logisch, *in abstracto,* niemals factisch, geht dem Wollen ein blosses Wollenkönnen vorauf (und Alles, was die Philosophie des Unbewussten aus einem so willkürlich ponirten „Vermögen" herausdeducirt, ist, berlinerisch gesprochen, einfach „übrig").

Die Wahrnehmung dessen garantirt den Besitz eines Realgrundes für alle Widersprüche „im Wissen und Wesen der Welt", und um zu diesem Besitz zu gelangen, bedarf es weiter nichts als der ersten Vorbedingung zu jeder wahrhaft philosophi

schen Betrachtungsweise: einem hinlänglichen Grade von Selbstobjectivirung Genüge zu leisten und die so erfasste Selbstentzweiung, welche jeder Achtsame bald genug an sich selber und an allen Objecten seiner Aussenwelt erfährt, macht die Ethik der Realdialektik zu einer intuitiv idealen, wie ihre Erkenntnisstheorie zu einer realistisch intuitiven.

Beleuchtet von der Tageshelle des Bewusstseins, muss die realdialektische Natur des Willens zunächst die Gestalt der Sehnsucht nach innerer Selbstversöhnung annehmen: der Wille möchte dem — zunächst nicht ohne Missverständniss seines Intellects ihm zugeführten — Einigkeitspostulat der Vernunft entsprechen können, er möchte den Schmerz los sein, und da er innegeworden, dass die eigentlichste und einzige Quelle dieses Schmerzes die Selbstentzweiung ist, so möchte er mit sich eins und harmonisch wenigstens werden. So erzeugt und gebiert er in und aus dem eigensten Schos seiner Selbstentzweiung die Welt der Ideale: es ist der Pessimismus in seiner naivsten Gemüthsform, als Sentimentalität. Da offenbart sich, dass das Sehnen nach Vernunftentsprechendem (Idealem), welchem der Optimismus Verwirklichung verheisst, selber mitgehört zum eigensten realdialektischen Wesen und Inhalt des Willens, wie er in unbestreitbarer empirischer Gegebenheit vor uns steht.

Das ist's ja auch, was den tragischen Conflict nach realdialektischer Auffassung in seiner Intensität so ungeheuer verschärft, dass nicht heteronomisch Gebote von aussen an den Menschen herantreten, welche einander widersprechen, sondern dass sich der Wille selber sich widersprechende Ziele setzt, welche ihm beide für gleich ethisch gelten und welche er auch nur in diesem Sinne consequentester Autonomie als verbindliche „Pflichten" für sich ansieht: frei übernommene Engagements, aber von einander wechselseitig ausschliessendem Inhalt. Da ist es grade die Macht des Identitätsprincips, was sich in der Schmerzlichkeit des Conflicts offenbart (so führt auch A. Spir allen Schmerz auf ein Nicht-mit-sich-selber-übereinstimmen-können zurück): das ist's ja eben, dass der Wille Entgegengesetztes zugleich wollen, aber nur Eines von Beidem auch wirklich ausführen, in die Wirklichkeit hineinsetzen kann, und dass, wo er Beides unterlässt, weil Ja und Nein in ihm sich die Wage halten, die Resultante dieser beiden Componenten also gleich Null wird, eben in dieser Unthätigkeit die Qual sich

verdoppeln muss, weil er beiden Seiten der Alternative gegenüber sich von der Unmöglichkeit zu handeln umdrängt findet — wo aber das eine der beiden einander widersprechenden Motive endlich ausschlaggebend zum Uebergewicht gelangt, damit doch das andere mit nichten zugleich auch gänzlich überwunden, gleichsam todtgeschlagen ist, vielmehr fort und fort reagiren wird als das Bewusstsein einer, ob auch aufgedrungenen, Unterlassung.

Wenn sich hier eine vorgreifende Exemplification nicht gänzlich umgehen liess, so wurde damit auf inductorischem Wege ein Vorbegriff vom Wesen des Realwiderspruchs extrahirt welcher nunmehr geeignet sein wird, als vorläufiges Schema die Grundlage zu bieten für die Doppelbehauptung der Realdialektik von der Existenz des Widersprechenden und von dem Widerspruch des Existirenden.

Die Widerspruchsnatur des Willens offenbart sich darin, dass er sich zu den Gegensätzen von Ja und Nein gleich verhält, und zwar sowohl im Verneinen, wie im Bejahen: will, was er nicht will, und nicht will, was er will — darin widerspricht er sich, ohne doch von sich verschieden zu sein und so die Identität mit sich aufzugeben.

Dass den Gegensatz zum Widerspruch nicht die Identität (Einerleiheit) bilde, sondern die Uebereinstimmung oder Vereinbarkeit, die Identität aber den ihrigen an der Verschiedenheit habe, führt auch Eugen Dühring in seiner „Natürlichen Dialektik" (S. 36) aus. Darnach kann es also seiner Zeit auch für uns, wo es gelten wird, die für die Realdialektik verbindlich bleibenden logischen Normen zusammenzustellen, nur darauf ankommen, dass dargethan sei, wie Widerspruch und Identität unter einander selber keinen Widerspruch bilden, also auch unter gewissen Umständen und in gewissen Hinsichten miteinander vereinbar bleiben müssen — und wir werden dies um so weniger fahren lassen, als es in der That eines der Urpostulate der Realdialektik ist, das sich in sich Widersprechende in dieser seiner Widerspruchsnatur als sich durch alle Zeiten gleich bleibend und insofern als mit sich identisch vorstellen zu sollen; eine Zumuthung, welche auch kein Logiker als eine Unmöglichkeit von sich ablehnen kann, weil er ja sogar genöthigt ist, an dem viel schärferen Gegensatz zur Identität, an der Verschiedenheit selber, die begriffliche Identität fest-

zuhalten, wobei bekanntlich die Verbaldialektik der allzulockenden Versuchung nicht hat widerstehen können, daraus die Identität des Identischen mit dem Verschiedenen in charakteristischer Diallele deduciren zu wollen.

So sind es denn nicht wir, die des Unsinns sich schuldig machen, das Verschiedene als das Identische zu denken. Vielmehr verlangen wir, dass die Unterschiede von Verschiedenheit und Widerspruch, sowie von Widerspruch und Widersinn nicht doch gleich wieder vermischt werden, wie es auf derselben Blattseite bei Dühring geschieht. Denn nur auf den Widersinn, nicht auf den Widerspruch, passt die dort gegebene Definition, „dass das Identische als nicht identisch und umgekehrt das Nichtidentische als identisch vorgestellt werde“, oder, wie es auf S. 113 lautet: „dass zwei Begriffe in einer Hinsicht als identisch gesetzt werden, in welcher sie verschieden sind“.

Weil die Verschiedenheit (Nichtidentität) allemal eine Zweiheit von grammatisch-logischen Subjecten voraussetzt, deren eines der Träger des einen, wie das andere der des andern, eben davon verschiedenen Prädicats sein soll, so folgert man voreilig: dasselbe sei auch vom Widerspruch anzunehmen — bloss weil man den Begriff des S e l b s t entzweiten in seiner ganzen Strenge nicht zu fassen vermag und daran mit der Einerleiheit auch die Einheit meint preisgeben zu müssen.

Die Realdialektik sinnt ihren Bekennern nicht die Absurdität an, den Unterschied des Verschiedenen vom Identischen zu ignoriren oder gar — wie manche Hegelianer — zu leugnen; sie sagt keineswegs: das Widersinnige ist das Wahre, sondern nur: die Wahrheit selber ist mit einem Widerspruch behaftet und m u s s d i e s s e i n, weil sonst eine Verschiedenheit (Nicht-Identität) bestehen würde zwischen ihrem Inhalt und dem, wovon dieser der Ausdruck sein soll, dem Seienden. D a s ist die Congruenz, welche wir fordern, nicht jene zweideutige blosse Vereinbarkeit oder Uebereinstimmung, ein Begriff, mittels dessen ein Merkmal eingeschmuggelt werden soll, welches den Widerspruch vom Seienden selber wie von dessen Erkenntniss auszuschliessen bestimmt ist.

Wenn also die Einheit dessen, was uns als das eigentliche Object unserer Erkenntniss gegeben ist, dessen Durchdringung das eigentlich metaphysische Problem ausmacht, die Forderung an unser Denken stellt, ein Seiendes sich

zugleich als ein Nichtseiendes und ein Nichtseiendes als ein Seiendes, ein Wollendes als ein Nichtwollendes und ein Nichtwollendes als ein Wollendes sich vorstellen zu können: so unterscheidet sich die Realdialektik von andern Denkweisen nur darin, dass sie nicht im Trotz absoluter Selbstherrlichkeit logischer Ursätze sich auflehnt gegen das Heischen der Wirklichkeit, sondern sich diesem unterwirft, wie schon Plato sich ihm unterworfen hat, als er erkannte, dass man von gewissen Dingen ebenso wenig sagen könne: sie sind, als: sie sind nicht, und wie wir muhamedanische Theosophie von der göttlichen Substanz sagen hörten: „Das Ist ponirt sie nicht und das Ist-nicht negirt sie nicht".

Angesichts der thatsächlich gegebenen Welt- (weil Willens-) beschaffenheit opponirt die Realdialektik dem logischem Decret: das Widersprechende kann nicht seiend sein, *ergo* das Seiende nicht widersprechend — allein grade weil sie sich der Majestät des Seienden beugt, ist sie so weit wie möglich von dem entfernt, was man ihr immer wieder hat unterschieben wollen, jeder Tollheit, welche eine entzügelte Phantasie sich aussinnen möchte, einen Freibrief der Existenz auszustellen. Jedoch, indem sie gegen die Perfidie protestirt, welche ihr Antilogisches in ein Widersinniges, ihr Vernunftloses und Unvernünftiges oder Nichtvernunftentsprechendes in Sinnloses, resp. Unsinniges und Verrücktes verkehrt hat, acceptirt sie den Satz E. v. Hartmann's („Neokantianismus" etc. S. 265): „Das Logische und das Unlogische zu vereinigen ist die Aufgabe j e d e r Philosophie, da beide sich empirisch aufdrängen, da das Weltwesen sich thatsächlich sowohl in Weisheit wie in Widersinnigkeit offenbart. — Volkelt hat daher Unrecht, das Problem einer substantialen Vereinigung mir als vernunftmörderisch vorzuwerfen, da es Problem aller Philosophie ist" — (was die Realdialektik freilich lieber so gefasst sähe, dass zum Inhalte dieses Problems die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens der beiden Seiten des Widerspruchs gemacht wäre) — aber ganz genau dasselbe Unrecht begeht Jeder an der Realdialektik, wer sie, wie der nämliche E. v. Hartmann sattsam beflissen gewesen ist, als „einen Kehrichthaufen des Weltunsinns" (ebend. S. 238) darzustellen versucht, um sie so als „eine Bankerotterklärung der Philosophie" anzuschwärzen, „mit welcher ihr Urheber das Recht verwirkt hätte, als Philosoph seine Stimme zu erheben" — um so auffallender aus dem Munde eines Philosophen, der nicht nur selber anerkannt: „es ruhe alles Logische

auf einem unlogischen Grunde", sondern der auch mit dem an sich wenig logischen Begriff eines „relativ Unlogischen" sich ein Hinterpförtchen geöffnet hat, durch welches grad' so viel „immanente Negativität" hereingelassen wird, als wie ein bescheidener Realdialektiker für seinen Hausbedarf braucht.

Allerdings aber nimmt derartigen Gewaltsprüchen gegenüber die Realdialektik für ihr Princip *mutatis mutandis* ein entsprechendes Vorrecht in Anspruch, wie der doch gewiss nicht antilogisch gesinnte Trendelenburg als Bewegungsphilosoph für das seinige, und das um so mehr, als sie mit nichten anerkennt, dass die Fixirung des Widerspruchs jede Möglichkeit eines indirecten Beweises ausschliesse („Logische Untersuchungen" 2. Aufl. B. 1. S. 44 Anm. 2) und als sie deshalb auch sich die indirecte Bestätigung für die Wahrheit der Realdialektik nicht braucht entgehen zu lassen, welche ihr Trendelenburg selber liefert, indem er sich nicht anders zu retten weiss als in der Flucht zu einem Begriff, dessen elementarrealdialektische Natur mit ganz überwältigender Evidenz männiglich sofort in die Augen springt. Das erkennt er gewissermaassen auch an, meint aber, die Bewegung bleibe als das absolut Ursprüngliche unangefochten vom Satz der Identität, welcher für alle Negation eine Determination durch ein A voraussetze (a. a. O. Bd. II. S. 154). Soll damit was Besseres als eine *petitio principii* ausgesprochen sein, so gilt genau ebenso für unsern Urwiderspruch im Willen, was ebendaselbst so ausgedrückt wird: der Identitätssatz wahrt nur das Gewordene, ist ein Princip des fixirenden Verstandes, nicht der erzeugenden Anschauung und die Frage nach der Möglichkeit des Seienden und als seiend Gegebenen liegt ausserhalb seines Bereichs. Wie Trendelenburg sagt: Bewegung ist und deshalb muss sie auch sein können, so sagen wir: das Zusammen von Ja und Nein ist im selbstentzweiten Willen, deshalb muss es auch existiren können. Auch das, was daraus hergeleitet wird, mag man an jene Norm binden, aber nicht das Ursein selber, nicht dasjenige, was, wie Trendelenburg Bd. I. S. 180 von seiner Bewegung es ausdrückt: „ein für den zerlegenden Verstand allerdings unauflösliches Räthsel — Sein und Nichtsein ewig ineinander arbeitet".

Worin ich demnach einverstanden bin mit Trendelenburg, ist dies: innerhalb des Gedachten machen die „metalogischen" Wahrheiten ihre Macht geltend, aber auf das Metaphysische, auf das, was

allem Gedachtwerden vorangeht, leiden sie keine Anwendung*); denn das Denken muss sich nach dem Sein richten, weil dieses viel zu stark ist, sich den Gesetzen jenes zu fügen — ohne diese Annahme hätte auch der Satz: *ab Esse valet consequentia ad Posse* gar keinen Sinn; denn er besagt nur, dass die blosse Denkunmöglichkeit niemals gegen die Seinswirklichkeit durchzudringen vermöge.

Vor dem inneren Forum des Selbstinneseins hält nicht einmal das Axiom der quantitativen Identität Stand, nach welchem jede Grösse sich selber gleich sein soll. Denn der Wille fühlt sich als ein gar verschiedenes Quantum, und was als ein Abzug sich anlässt, erweist sich oft genug *re vera* als ein Additament und umgekehrt: es giebt so gut erfrischende Arbeit (also stärkenden Kraftconsum) wie zehrende Langeweile, d. h. vermindernde Capitalansammlung, und wie im Widerstande das Vermögen zu widerstehen wächst (nicht bloss in phänomenaler Selbsttäuschung, sondern objectiv an sich), so fesselt uns das Abstossende: die Trennung von Unglücksstätten wird uns oft noch schwerer als die vom Heim unserer besten Freuden. Eine gleiche Umkehr der Proportion besteht zwischen der Ruhe des Gegners und der eigenen: nichts bringt leichter und gewisser auf, als die Gelassenheit, welche uns entgegentritt, wo wir das Gegentheil

*) Selbst ein O. Liebmann erkennt an, es sei möglich, dass in einem „überlogischen" Reich der Satz vom Widerspruch ohne Geltung sei, wiewohl er sonst meint: da die Natur Vernunft producire, müsse ihr selber Vernunft innewohnen und ihren Organisationen eine objective Weltlogik zu Grunde liegen, und derselbe Volkelt, welcher hiervon berichtet, spricht ebenda (Bl. für liter. Unterh. 1878, Nr. 3) gelassen aus: „das Bewusstsein kann nur dann begriffen werden, wenn man den in ihm fungirenden ungeheuren Widerspruch . . . . erfasst hat", was allerdings mit einiger Hegel'scher Abschwächung will verstanden sein, wie vermuthlich auch, was er anderswo zugiebt von einem Kant's ganzes System durchziehenden Grundwiderspruch, jedoch nicht ohne es gleichzeitig zu unternehmen (in Nr. 35 von P. Wislicenus' „Literatur" 1874) gegen Witte die „in Kant durch die Widersprüche hindurchgehende Einheit" darzulegen — ein Zugeständniss, welches doppelt werthvoll ist im Munde eines Gegners, der zu allererst der Realdialektik das Recht hat bestreiten wollen, von dem Weltwiderspruch als einem gesetzlichen oder von einem auch noch durch die Widerspruchsnatur sich hindurchziehenden Gesetz (der Identität) zu sprechen.

meinten erwarten zu müssen, und nichts erleichtert uns mehr die Fassung der Selbstbeherrschung als jenseitige Heftigkeit: also auch Wirkung und Gegenwirkung stehen keineswegs unter dem pseudophysikalischen Postulat ihrer Gleichheit. Nicht einmal dem Wachsthum seines Inhalts entspricht die Steigerung der Intensität des Wollens: bei völliger Gleichgültigkeit gegen den Gewinn kann der Eifer in Glücksspielen der allerlebhafteste sein — dann will, scheint es, der Wille nur wissen, wie er zum Zufall steht, wie er mit diesem dran ist, um in trotziger Auflehnung dawider sein Selbstgefühl zu steifen; nicht um die Sache ist es ihm zu thun, sondern um die darin sich bethätigende Macht. Wie es heisst: im Unglück unserer besten Freunde ist etwas, was uns nicht ganz missfällt, so kitzelt uns bei Zerwürfnissen ein Vorgefühl des Reizes künftiger Versöhnung, und mitten in zunehmender Erbitterung regen sich bereits die Keime dereinst wiederzubelebender Zärtlichkeit.

Wiewohl billiger Kritik gegenüber das Gesagte ausreichen könnte, die Realdialektik mit den nöthigen Stützen zu versehen, so erscheint es Angesichts unermüdlicher Gehässigkeit oder blinder Verstocktheit doch nicht als überflüssig, eigens noch die Frage zu erörtern:

9. Ist die Realdialektik eine Systematisirung des Unsinns?

Kaum hatte sich ein erstes Stück Realdialektik in „einer kritischen Besprechung des Hegel-Hartmann'schen Evolutionismus": „Zur Philosophie der Geschichte" (Berlin 1872) an die Oeffentlichkeit gewagt, als die logische Meute darauf losstürzte, um dies Fragment vollends zu zerfetzen.

Uebler fast noch als der antilogische Untergrund schien es vermerkt zu werden, dass darin von partieller Geltung des Logischen war geredet worden; das sollte vollends die absolute Regellosigkeit verrathen, eine reine Gedanken-Anarchie, wie sie dem Wahnwitz eigne, in dem Methode geblieben, so dass er Sinn und Unsinn durcheinander wirre. Da war es so bequem gemacht, der Realdialektik eine Stellung ausserhalb der Gesetze der logisch-wissenschaftlichen Debatte anzuweisen, sie als einen *exlex* oder *outlaw* der philosophischen Gemeinde zu behandeln und ihr den Mund zu verbieten, sobald sie sich anschickte ihn auf zuthun, wie andere Kinder der Sterblichen auch. Man ignorirte ge-



flissentlich Alles, was ihr an wesensverwandten Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie voraufgegangen; denn dem gegenüber hätte man ja das Interdict nicht aufrecht erhalten können, mit welchem man ihr, wie auf Verabredung, den Zutritt zur zünftigen Philosophenarbeit hatte versperren wollen. So übel sollte es ihr bekommen, dass auch sie sich zu dem simplen Satze bekannt hatte, ein Unsinn lasse sich durch den andern weder beweisen, noch auch nur plausibler machen, und dass die Consequenzenkette, welche sich aus der Verzweiflung an der Weltlogik entsponnen hat, in sich mit untadeliger Correctheit abläuft, also die verschrieene Anarchistin sich *in praxi* den Gesetzen des Denkens gegenüber mit durchaus loyaler Folgsamkeit benimmt.

Das unbestreitbarste aller allgemeinen Menschenrechte, wenn es deren überhaupt giebt, das, verständig zu sprechen, dem Realdialektiker sollte es aberkannt werden, und gleich ihr erster Recensent — Joh. Volkelt in den „Philos. Monatsheften" — gefiel sich in Heine'schen Witzeleien von der um die rothe Nase des trunkenen Weltgeistes taumelnden Unsinnsverkörperung, und noch einer ihrer jüngsten Kritiker (A. Burdeau im Octoberheft des Jahrgangs 1878 der *Revue philosophique*) hat geglaubt, sie gegen die zur *fable convenue* gewordenen Verdrehungen Joh. Huber's wunders wie gerecht in Schutz zu nehmen, wenn er meinte, mit dem Tragischen als Weltgesetz sei ein *fou* auf den Weltenthron gesetzt. Aber die Realdialektik weiss sich daran unschuldig, wenn man so den lieben Gott zum Narren machen wollte. Ihr ist es nie eingefallen, die Welt auf den Kopf stellen zu wollen; und solange sie nichts thut, als sich redlich um adäquate Auffassung und Darstellung des Wirklichen bemühen, kann sie die Schuld nicht treffen, wenn ihre Darstellung, ihrem Gegenstande angemessen, den Charakter des Widersprechenden trägt. Solange es nicht gelingt, aus dem Wesen des Seienden selber das Widersprechende zu „eliminiren", darf sich die Realdialektik sogar die ehrlichste unter allen bisherigen Weltanschauungen nennen (heisst's doch lange schon: „Narren sagen die Wahrheit"); denn sie will nichts als in unbefangener, von keinem logischen Vorurtheil gefälschter Aufnahme das Gegebene so wiederspiegeln und so wiedergeben, wie es sich eben selber giebt, ehe die gliederverrenkenden Correcturen tendenziöser Begriffsrevisoren damit vorgenommen sind. Dann muss sie aber auch

in Gelassenheit und ohne Widerstreben die Thatsache hinnehmen, dass es sich in seinem Kernwesen als eine Einheit von Wollen und Nichtwollen selber widerspricht und demgemäss auch nur in der Gestalt des Widerspruchs seinem Wesen conform dargestellt werden kann. Solange sie sich innerhalb dieser Grenzen bewegt, ist sie aber auch vollständig befugt, sich gegen alle Consequenzen zu verwahren, wie sie ihr nur von Solchen untergelegt werden können, welche ihrerseits selber unfähig geblieben sind. hergebrachten Voraussetzungen von der universellen Macht des Logischen zu entsagen.

Wer diesen Glauben gehegt hat, dem muss freilich, wenn ihm mittels einer entgegengesetzten Lehre die Augen geöffnet werden, die Welt vorkommen, wie ein Mensch, der plötzlich seinen Verstand verloren hat — und nur solchen pflegt man ja einen Narren oder verrückt zu nennen, nicht ein Wesen, an dessen Begriff man nicht schon von Hause aus den der Vernünftigkeit geknüpft hat. Wer also der Realdialektik nachsagen will, sie lehre eine *déraison suprême qui gouverne le monde* (Burdeau l. c. S. 402), der übersieht, dass sie nicht nur nirgends von einem Regieren, Herrschen oder Walten in der Welt spricht, sondern lediglich von einem Sein — dieses aber bestimmt sich selbst: *Operari sequitur Esse* — und dass sie, überhaupt aller Hypostasirung und als consequente Individualistin vollends auch aller Ver-absolut-irung ihres von Hause aus als Henade Gesetzten so fern wie möglich sich haltend, auch nirgend ihren Urwillen als ein Wesen betrachtet, welches — wie es die Gegner, den einzigen Schelling vielleicht ausgenommen, immer unbesehens präsumirt haben — Verstand haben und darnach handeln könnte und sollte, ja solchen eigentlich einmal besessen hätte.

Darum verschmäht sie es auch, Schutz zu suchen hinter den — gleichviel, ob echten oder apokryphen — Worten Spinoza's: „Was heisst Vernunft? Der Wahnsinn Aller. — Was heisst Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen. — Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden. — Was Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute alt geworden" — oder dem parallelen Ausspruch Jacobi's: „Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heisst Vernunft". Und ebenso wenig will sie sich decken mit einem stolzen *Credo, quia absurdum est*, wenn sie daran erinnert, dass Augustinus (*De trinitate* V, 1 u. 2) sagt, es sei *Deus — sine qualitate bonus, sine quantitate magnus* . . .

sine loco ubique totus, sine tempore sempiternus, und gar ein Scotus Erigena als tiefsinnigster der Scholastiker kein Ende finden kann für seine Antithesenkette, aus der nur ein paar Glieder hier mögen herausgehoben werden: (*De divisione Naturae* I. 3. 17. p. 678 sq.) *incomprehensibilis se faciens comprehensibilem ... superessentialis essentialem, supertemporalis temporalem, superlocalis localem ... et aeternus coepit esse et immobilis movetur in omnia et fit in omnibus omnia*; *coll. ibid.* I, 3, 4: *Omne namque in omnia quod intelligitur et sentitur nihil aliud est nisi non apparentis apparitio ... informis forma — carentis tempore temporalitas* und wie sie weiter lauten die ἄῤῥητα ῥήματα des Paulus (2. Cor. 12, 4).

Dann durfte sie aber auch nicht als Rebellin gegen alle logische Gesetzlichkeit gebrandmarkt werden. Wie man in der bürgerlichen Gesellschaft nach der Maxime vorgeht, dass wer ausserhalb des geltenden Rechts seinen Platz nehme, oder gar auf dessen Umsturz sinne, damit auch das Anrecht auf den von der staatlichen und völkerrechtlichen Ordnung gewährleisteten Schutz einbüsse, und dass gegen solch unbedingten Revolutionär einfach Acht und Aberacht zu verhängen sei: so sollte sich die Realdialektik, weil sie die Souverainetät der Logik bekämpfe, nicht beklagen dürfen, wenn die Herren von der Logikpolizei sie auch für vogelfrei erklärten — sollte nicht verlangen können, dass man sie mit Vernunftgründen widerlege, und könnte noch von Gnade sprechen, wenn man sie, soweit sie sich nicht als gemeinschädliche Irre erweise, dem selbstgeschaffenen Schicksale absoluter Vereinsamung überlasse.

Aber wo hat denn schon jemals die Realdialektik sich den Garantien der Denkcontrole entzogen? Arbeitet sie nicht vor aller Welt Augen mit dem nämlichen Apparat, wie all ihre übereifrigen Verleumder? kocht sie nicht — nach vulgärer Ausdrucksweise — ebenso gut mit dem Wasser gemeinmenschlichen Denkens, wie all ihre logischen Nachbarn? Nicht für etwas Hagelnagelneues giebt sie sich aus, sondern nur für eine Fortsetzung längst begonnener Bemühungen: zum Bewusstsein zu bringen, was unbewusst schon von jeher vor sich gegangen, so oft und so lange als Menschen überhaupt darauf ausgewesen sind, für Denken und Sein parallele Wege ausfindig, bezw. aufgefundene gangbar zu machen. Sie verlangt von ihren Gegnern weiter nichts, als dass diese sich darauf besinnen, wie sie sammt und

sonders selber in ihren letzten Voraussetzungen mit puren Widersprüchen hantiren — und verfolgt dabei nebenher den menschenfreundlichen Zweck, endlich einmal das athemlose Gehetze zum Stehen zu bringen, in welchem sich das logisch verrannte Denken mit dem hoffnungslosen Versuche abquält, das sich in sich Widersprechende als ein logisch mit sich Einstimmiges zu erfassen und zu begreifen. Oder heisst es nicht Entlastung bringen von allverbreiteter, herzbeklemmender Todesangst, wenn nicht jeder Widerspruch mehr als drohende Sphinx dem Denker gegenübersteht, vor deren ungelöstem Räthsel er sich in den Abgrund stürzen muss?

Weil sie nicht ist, als was man sie charakterisirt hat: die Systematisirung des Widersinns, hat sie auch nicht nöthig, vor dem ersten besten Nonsense, als einer ihr selber homogenen Macht, die Segel zu streichen, oder jeder beliebigen Absurdität bei sich Einlass zu gewähren; denn nie und nirgends hat sie behauptet, aller irgend ersinnbare Unsinn sei *eo ipso* real, weil er eben Unsinn sei, sondern sie hat sich stets darauf beschränkt auszusprechen: alles Reale sei im tiefuntersten Grunde mit einem Widerspruch behaftet — eine Ketzerei, welcher, obschon in einer etwas anders lautenden Einkleidung, im laufenden Jahrhundert bereits ein Hegel und Herbart gar so fern nicht mehr gestanden. Sie ist also auch durchaus nicht wehrlos, wo es gilt, Front zu machen gegen die gedankenlosen oder gar böswilligen Vernunftverächter, und noch weniger braucht sie sich zu fügen und zu ducken, wenn es dem ersten besten Wortführer der Logik beliebt, ihr und damit dem von ihr vertretenen Seienden in deren Namen zuzurufen: weil Du nicht in allen Beziehungen bist, wie es meinen Formen und Normen angemessen sein würde, musst Du nun auch ganz verkehrt, total pervers sein, das Verhältniss zwischen Vernunft und Unsinn völlig umkehren und darfst bei todtbringender Strafe der Inconsequenz gegen Dein Princip in keinem Stücke so Dich ausnehmen, wie Du es müsstest, wenn Du meines — d. h. durch und durch denkrichtigen — Geschlechtes wärest.

Solch ein Ukas kann nun aber nur aus dem Munde fundamentalen Missverständnisses der Realdialektik oder schrankenloser Ueberhebung hyperlogischer Pseudo-Souverainetät ergehen; denn nur solche kann auch da noch mit logischen Heischesätzen vorgehen wollen, wo deren Anwendbarkeit von der Essenz des

Realen perhorrescirt wird, und nur jenes kann mit unverwundenen Reminiscenzen aus den Tagen naiven Respects vor der Allgewalt des Begriffs in derartigem Tone zu consequenzeln sich vermessen.

Die Realdialektik darf es ihrerseits überaus naiv finden, wenn man in gründlichster Verkennung ihrer wirklichen Intentionen, nach denen sie nur die Wirklichkeit des Widerspruchs anerkannt wissen will, ihr zumuthet, darum nun auch an sich ein Ideal der Verrücktheit darstellen zu sollen, und zwar ein nach den von ihr perhorrescirten logischen Consequenzen zugeschnittenes Ideal. Man will ihr ein Sollen vorschreiben, nach welchem sie sich benehmen müsse, um sich selber kunstgerecht zu köpfen, und jeder ihrer logischen Kritiker möchte es sich nach seinem individuellen Geschmack austüfteln, wie sie es anzufangen habe, um sich im Stile abstractester Umkehr alles einfach Vernünftigen selber aufs allerbequemste den Garaus zu machen. Die Realdialektik bedarf gegen dergleichen keines anderen Schildes als des guten Gewissens der *bona fides*, mit welcher sie mitten hineingesprungen ist in die Realität und von so sicherer Burg aus allen tückischen Anläufen Trotz bieten kann mit einem selbstgewissen: hier stehe ich und hier bleibe ich stehen.

Die Realdialektik setzt sich genau dieselben Schranken wie der Kant'sche Kriticismus: was ausserhalb des Erfahrungsbereichs belegen ist, existirt für sie nicht — auch den Widerspruch verfolgt sie nicht weiter als wie er der Realität angehört, d. h. dem existenten Sein und der Essentia dieses, ihm nachzugehen in das phantastische Reich der blossen Gedankendialektik hat für sie wenig Werth — und den Anmaassungen einer in bloss logischen Erzeugnissen sich gefallenden Vernunft widersetzt sie sich nicht anders, wie etwa ein Kant, als er die haltlosen Constructionen der rationalen Psychologie und Theologie über den Haufen warf. Auf dem der Logik erbeigenthümlich angehörenden Felde lässt sie so wenig einen Widerspruch zu, als sie ganz abstracten, dem Boden concreter Wirklichkeit entrückten, blossen Begriffsfolgerungen irgendwelche Macht über sich einräumt.

Arg verrechnet in ihr hätte sich Jeder, der sich einreden wollte, sie müsste sich, weil sie das Logische seiner absolutistischen Prätensionen so unerbittlich entkleidet, nun auch dazu hergeben, allen Gelüsten wohlbekannter Verdummungs-

tendenzen in die Hände zu arbeiten. Aber sie ist ebenso wenig bereit, eine Generalrenunciation auf all jenes Terrain zu unterschreiben, welches der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts dem wundergläubigen*) Supranaturalismus in ehrlichem Kampfe abgerungen hat, als sie irgendwie sich geneigt zeigt, auch nur um eines Haares Breite zurückzuweichen vor den in formaliter unantastbarer Correctheit aufmarschirenden Syllogismencolonnen mittelalterlicher oder allerneumodischester Scholastik. Weil sie als Realdialektik das logische Verhältniss der Begriffe zu einander durchweg intact lässt, bleibt sie gegen jede Versuchung gewappnet, wo man wider sie anrückt mit den Mauerbrechern scheindeductivistischer Trugschlüsse. Sie ist geschützt vor Verirrungen, die denen gleich wären, welche ihre Bastardbase in die Frohnknechtschaft eines widervernünftigen Orthodoxismus

*) Etwas ganz anderes aber ist es, wenn sie glaubt, sich gleichfalls ein Verdienst daraus machen zu dürfen, dass sie wie keine andere Philosophie im Stande ist, die allgemeine Verbreitung des Wunderglaubens an sich als psychologische Thatsache begreiflich zu machen. Allerdings nämlich ist es an sich eine Unterstützung ihrer Anschauung, dass überhaupt der Glaube an Wunder in der Menschenwelt aufkommen konnte, ja dass die Wundersucht aller rationellen Erklärung voraufgeht, diese noch weithin begleitet und irgendwie bis in die neuesten Systeme fortwuchert. Denn darin zeigt sich eine volksthümliche Reaction gegen die Souveränetäts-Prätensionen der Vernunft, ganz analog derjenigen, mittels welcher sich das Volksgewissen Mythen schafft, um der ethischen Skepsis des morallosen, rein mechanischen Naturalismus mit seinem absoluten Egoismus gegenüber einen Halt für die antiegoistischen Motive zu retten, deren unabweisbare Realität von der innersten Seite des Selbstbewusstseins her die Wahrheit der realdialektischen Selbstentzweiung am sichersten verbürgt, nämlich in Einem empirisch und metaphysisch. Nur wenn wir in der allverbreiteten Neigung, die realen Geschehnisse auf ein Wunderbares, als ein Gegennatürliches, zurückzuführen, die Auflehnung der Ahnung von der antilogischen Beschaffenheit des innersten Weltwesens wider die allseitige Behauptung der Wissenschaftler von der „Vernünftigkeit" derselben erkennen, wird uns deren Macht über die Gemüther bei allen Völkern und zu allen Zeiten überhaupt verständlich und erklärlich. Wäre nicht die Wirklichkeit selber ein Schauplatz des Wunders, als des der Vernunft Widersprechenden, so wäre nicht abzusehen, woher die — doch unzweifelhaft hier als allgemein menschliche zu bezeichnende — Phantasie sich die Vorstellung und demnächst den Begriff von Wundern hätte herholen sollen.

führten — ein Schicksal, über dessen historische Unentrinnbarkeit man die betreffenden Abschnitte in Trendelenburg's „Logischen Untersuchungen" nachlesen mag.

Oberflächlich hinhorchenden Ohren mag es ja freilich ganz realdialektisch klingen, wenn Einer predigend zu demonstriren anhebt: „es gehört zum Begriff der Allmacht, dass sie auch im Stande sein muss, freie Wesen zu schaffen" — denn darnach würde es ja das Wesen der Allmacht sein, ihrem eigenen Begriffe zu widersprechen, oder ihren Begriff in demselben Momente zu eludiren, wo sie ihn verwirklichte, was immerhin antilogisch genug sich anlässt. Dennoch hält solcher Sophistik gegenüber die Realdialektik eine gesunde *ratiocinatio* aufrecht, welche nachweist, dass eine Allmacht in demselben Augenblicke aufgehört haben würde, Allmacht zu sein, wo sie — im strengen Sinne — freie Wesen neben sich hätte.

So zu schliessen sind wir berechtigt, weil keine Erfahrung uns eine andere Wahrheit aufnöthigt. Allmacht ist überhaupt kein Gegenstand empirisch entstandener Vorstellung, sondern ein auf dem Wege der Abstraction formirter Begriff, welcher als solcher auch nur begrifflich bemessen werden kann. Denn für blosse Gedankendinge den Maassstab der Vernunft unbedingt gelten zu lassen, wird die Realdialektik keinen Augenblick anstehen, da es ihr Grundsatz ist, dem Kaiser zu lassen, was des Kaisers ist. Wie wer das sprach, sich jeder Uebergriffe in rein weltliche Verhältnisse enthalten wollte, so hat die Realdialektik niemals daran gedacht, die Anerkennung des Logischen innerhalb der diesem zustehenden Sphären zu versagen; sie will, wo das Logische am Platze ist, dessen Geltung nicht schmälern, geschweige leugnen, warnt aber vor rechtswidrigen Ausschreitungen und mahnt die Logiker zur demüthigen Selbstbescheidung, indem sie der Logik zu bedenken giebt: Du hast mit einem Deinen Formen im Innersten widerstrebenden Material zu arbeiten; ehe Dein Werk beginnt, hat das Gegentheil Deiner selbst, der absolute reale Widerspruch, in allem Sein sich eingenistet und duldet logische Behandlung nur so weit, als man seine Existenz ausser Frage lässt — allerdings ein Skepticismus höherer Art als jener andere, der in seiner theoretischen Selbstbeschliessung kein höheres Urmaass weiss, seine sämmtlichen Bemessungen darnach zu aichen, als den Identitätssatz, der Widersprechendes wohl im Empirischen,

aber nicht im Wirklichen selber anzuerkennen wagt und deshalb aus irgend einem metaphysischen Jenseits sich Rettung für seine Logik herabzulangen versucht.

Aber ob jenes wohl gar so aberwitzig sich anhört? oder sieht es nicht mehr nach „Deliriren" aus, wenn sich von jeher die Abstraction herausnehmen wollte, die Anschauung zu meistern durch die Consequenz des Denkens? Und wo man mit Recht von eigentlichem „Aberwitz" reden konnte, da war es sicherlich, weil die Vernunft selber sich in Transscendenzen verstiegen hatte, wo allem Denken der Athem ausgehen muss, während alle anschauende Erkenntniss sich den Doppelvorzug wahrt, nicht bloss nüchtern zu bleiben, sondern auch die Wärme des „Herzens" mit „des Wissens Gut" verbinden zu können. Wer war denn wohl mehr „bei gesunden Sinnen": der sich der Demonstration der Unmöglichkeit der Bewegung vermass, oder jener unverdrehte Kopf, der sich anders auf keine Widerlegung einliess, als dass er seine Strasse fürbass zog („siehe, ich gehe!") und so die Wirklichkeit dessen zeigte, was ihm hatte „ausgeredet" werden sollen? Wäre alles factisch unmöglich, was logisch unausdenkbar ist, so könnte es ja auch nirgends in der Welt nur das einfachste Werden geben.

Indem sich aber so die Realdialektik mit allen Kräften wider die Unterstellung stemmt, als müsse sie nun auch alles, was antilogisch ist, *eo ipso* für realdialektisch gelten lassen, erwächst ihr die weitere Verpflichtung, nähere Auskunft zu geben auf die Frage:

10. Warum und inwiefern nennt die Realdialektik ihr Princip ein antilogisches?

Es muss wohl eine Naivetät von mir gewesen sein, wenn ich annahm, dass bei „Widerspruch" jedermann das Zusammen von Ja und Nein sich vorstellen werde, und dass ich, weil solches Zusammendenken eine den Grundgesetzen der gemeinen Logik zuwiderlaufende Zumuthung in sich schliesst, mich nun auch für berechtigt hielt, es etwas Antilogisches zu nennen, wenn die Realdialektik zu ihrem metaphysischen Princip einen sich selber widersprechenden, nämlich seinen eigenen Inhalt zugleich bejahenden und verneinenden, oder genauer: einen Ja und Nein zugleich zum Inhalt habenden Willen nimmt. Damit, dass ich

zugleich gesagt hatte: innerhalb seiner Widerspruchsnatur verlaufe das Geschehende logisch rectograd, sollte ich sofort wieder diesen antilogischen Grundcharakter meiner Lehre aufgegeben haben, während damit doch weiter nichts ausgesprochen sein sollte, als: der Wille bleibt sich in seinem widersprechenden Wesen selbst getreu, mit sich selber identisch und insoweit logisch correct. In solchem Sinne hatte ich (schon in der Schrift „Zur Philosophie der Geschichte") allerdings auch gewagt, von einer Gesetzlichkeit des Widersprechenden als solchen zu reden. Bei dem, was ich „partiell vernünftig" nannte, sollte also auch nicht etwa an ein strichweises oder schachbrettartiges Nebeneinanderbestehen logischer und antilogischer Vorgänge gedacht, sondern es sollte damit ganz einfach dem Begriff des Antilogischen die ihm gebührende Einschränkung (Limitation und Restriction) beigegeben werden, weil wir denn doch den Verlauf des Geschehenden, soweit dabei nicht der zu Grunde liegende Wesenswiderspruch des mit sich selber entzweiten Willens in Betracht kommt, sehr wohl streckenweise mit logischen Kategorien begleiten können. Die Realdialektik muss doch so gut wie jede andere Philosophie für die Entstehung der logischen Kategorien eine wenigstens psychologische Herleitung zu geben wissen, und woher sollte sie diese denn anders entnehmen, als aus einer Erfahrung, welche dazu angethan ist, derartige Schemata psychisch zu formiren? Was wir oben (S. 15) E. v. Hartmann von „Möglichkeiten" sagen hörten, welche erst unter Voraussetzung des Unlogischen — was ich das realdialektische Grundwesen der Welt nenne — aufhören reell unmöglich zu sein und welche doch von logisch so rigoristisch zu Werk gehenden Wissenschaften, wie die Mathematik eine ist, sich tractiren lassen: das wird erst recht verständlich dadurch, dass eben im Verlauf des Sichselberwidersprechenden im vorher erläuterten Sinne eine „partiell logische" Folgerichtigkeit waltet, vermöge deren die halbseitige (existentielle) Manifestationsweise des essentiell realdialektisch Gespaltenen (Selbstentzweiten) in den Formen logischer Nothwendigkeit vor sich geht.

Grade als Realdialektik hat unsere Auffassung das Recht, ihren Inhalt als einen specifisch antilogischen zu charakterisiren; denn in diesem steht Logisches wider Logisches: die eine Seite der widersprechenden Willensrichtungen in ihrem immanent lo-

gischen Verlauf gegen die andere in deren nicht minder logisch correctem Hergange, sodass wir in dieser contradictorischen Halbirtheit in der That eine wider sich selber gekehrte Logik haben, indem jede Hälfte des in sich Selbstentzweiten in sich selber sich nach logischer Folgerichtigkeit geberdet.

Nur weil dem so ist, sind wir überhaupt im Stande, mit unserer gegebenen Denkorganisation dem Seienden nachzukommen. Wäre dieses das, wozu es mir landläufige Entstellung unter den Händen hat verdrehen wollen, das „absolut“ Unsinnige, dann wäre es auch das für unsere geistigen Organe schlechthin Unfassbare und Unbegreifliche, und dann wäre allerdings auch keinerlei Philosophie möglich, so wenig nach einseitig logischer, wie nach doppelseitig realdialektischer Anlage.

Das absolut Sinnlose dünkt uns so wenig denkbar wie andern vernünftigen Menschen — denn das müsste ein solches sein, worin auch jene halbseitige Consequenz nicht vorhanden wäre, auf welche die Denkorganisation, *qua* logisch functionirende, accommodirt und eingestellt ist. Die realdialektische Functionirungsweise ist ja eben nur die zweiseitige, nämlich jene einseitige durch ihre Kehrseite ergänzt. Wollte man also dieses realdialektische Denken, das als solches ebenso das entsprechende Correlat zur Ganzheit und Einheit des Selbstentzweiten bildet, wie das logische Denken das zu je einer der beiden Hälften, selber auf je nur eine dieser beiden Seiten appliciren, so müsste sich grade so eine unerträgliche (sozusagen metadialektische) Inadäquatheit herausstellen, wie da, wo man — nach bisheriger Weise vulgärlogischer Systeme — den Versuch machte, für das Ganze auszukommen mit dem, was nur je mit einer der Hälften als deren subjectives Spiegelbild zu dianöologischer Deckung gebracht werden kann.

Seitdem die hier verhandelten Instanzen zum erstenmale wider mich erhoben wurden, bin ich darauf bedacht geblieben, das antilogische Verhalten der Realdialektik durch ein einfaches Bild zu veranschaulichen.

Die Wege der einfachen Logik lassen sich Strassen vergleichen, in welchen die Hausnummern beiderseits rectograd fortlaufen, etwa rechts die graden, links die ungraden Zahlen. Wie es aber in grossen Städten bei langausgedehnten Häuserzeilen beliebter ist, die Nummern auf der einen Seite da anfangen zu lassen, wo sie auf der andern aufgehört haben, so

dass die Fortgangsrichtung beiderseits eine entgegengesetzte ist, und wie, wer etwa unversehens in die Mitte gestellt sich umsehen wollte, schwer begreifen könnte, wie so weit auseinanderliegende Ziffern einander *vis-à-vis* zu stehen gekommen wären: so macht die Realdialektik auf den nicht sogleich Orientirten leicht den Eindruck des Regellosen, wie wenn etwa Einer aus der vereinzelten Wahrnehmung, die er an zwei einander gegenüberliegenden Häusern gemacht hätte, schliessen wollte, dass hier Alles durcheinanderginge, oder vermuthen, dass die Häuser nach der Reihenfolge ihres Aufbaus numerirt wären. Die Schwierigkeit wäre also ziemlich dieselbe, wie sie eine Handschrift bereiten konnte, welche unentzifferbar schien, ehe man die Entdeckung gemacht hatte, dass man bei manchen Völkern zu gewissen Zeiten *βουστροφηδόν*, die Zeilen abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links führend, geschrieben hat.

Wenn aber nun in analoger Weise die Selbstverwirklichung des selbstentzweiten Willens einerseits logisch rectograd und andererseits logisch retrograd verläuft, so hebt doch eine derartige Alternation des Gedankens so wenig das Recht auf, jede der beiden Parallelen in sich logisch correct fortzuführen, als das andere: das Verhältniss beider Bewegungsweisen zu einander als ein antilogisches zu bezeichnen.

Quer zu quer giebt ja wieder die ursprüngliche Längsrichtung, und das „Superkluge", welches auf halbem Wege als halbe Wahrheit stehen bleibt, weist „über sich hinaus" zur Vollendung jener Kreisbewegung, welche zur Einfachheit des Richtigen zurückkehrt. Die *coincidentia oppositorum*, von der schon Jacobi sagte, dass Hamann ihr immer nachgegangen, während derselbe dem *principium contradictionis* wie dem des zureichenden Grundes von Herzen gram gewesen, gehört erst unter die Vorahnungen von der Wahrheit des realdialektischen Gedankens, wie auch was Lassalle in seinem Heraklit fand: die Philosophie der Identität der Gegensätze. Als aber Herbart sich unterfing, eine widerspruchsfreie Metaphysik herstellen zu wollen, warf ihm Fechner die Frage entgegen: heisst es das Gegebene begreiflich machen, wenn man die Widersprüche mit höheren überbietet?

Ihren Adepten möchte die Realdialektik eher den Weihespruch entgegentragen: lernet das *ἀληθινὸν ψεῦδος* des Plato ehren! oder als Deutsche anerkennen, dass es nicht bloss an

den individuellen Unterschieden der einzelnen Fälle liegt, wenn so oft das nach Maassgabe der abstract logischen Regel Verkehrte das einzig Richtige, nämlich das von der eigentlichen Natur der Verhältnisse Vorgeschriebene ist.

Die Welt dünkt uns nur so, wir nennen sie nur antilogisch, weil sie zu dem Schema nicht passt, welches wir psychologisch als logische Schablone für ihre Auffassung und Bemessung mitbringen — in sich, d. h. auf der Grundlage ihres sich selbst widersprechenden Wesens, stimmt sie durchaus folgerichtig mit sich selber überein. Nur wenn wir den logischen Ausdruck auf die Welt anwenden wollen, so findet sich, dass sie in ihrem innersten Kerne ganz antilogisch ist.

Was nun der „exacte" Forscher anstrebt, ist doch immer nur dies: einer Beobachtung, bezw. Erscheinung, „ein näheres Verständniss abzugewinnen", indem er sie mit bereits Bekanntem irgendwie in gedanklichen (logischen) Zusammenhang bringt, bis er irgendwo innewird, dass alles blosse „Erklären" einmal ein Ende findet, weil eine Grenze vorhanden ist, jenseit deren das bloss rationelle Begreifen auf das Gegentheil seiner selbst stösst oder auf jenes übervernünftige (aber beileibe nicht: „supranaturalistische") Selbstinnesein, welches Novalis gemeint haben muss, als er den Satz niederschrieb: „Ganz begreifen können wir uns nie, aber wir können uns mehr als begreifen."

Wer dagegen einwenden möchte: mit ihrem erkenntnisstheoretischen Standpunkt eines (vermeintlich) „naiven Dogmatismus" implicire die Realdialektik bereits die Anerkennung einer affirmativen Stellung zur Logik, nämlich die einer Identität zwischen Gedachtem und Seiendem, welche auch eine zwischen Seiendem und Gedachtem sein müsse, der müsste ignorirt haben, wie die Realdialektik der Anschauung selber auch nicht etwa eine unbedingte Zuverlässigkeit beilegt, nirgends aber gar deren Conformität mit dem syllogistisch abstracten Denken behauptet, mithin auch keineswegs die Gültigkeit der Consequenz des „Begriffs" für das Seiende zuzugestehen braucht. Sie ist vorsichtig genug, nirgends ohne den stillschweigenden Vorbehalt aufzutreten: soweit der Welt überhaupt Erkennbarkeit zukommt, stellt sie sich dar als eine von realdialektischer Beschaffenheit.

Kehren wir zurück zu unserm Bilde, so können wir darin dem realdialektischen Philosophen die Stellung Eines anweisen, welcher aus der Vogelperspective hinabschaut auf die Häuser-

linien und nun gewahr wird, dass Alles seine Richtigkeit behält, ob es schon nicht jener einfachsten Form rechtläufiger Correspondenz entspricht, wie der sie erwarten möchte, welcher an einreihig fortlaufende Linien gewöhnt ist. Der wird selbst dann nicht irre an „gesetzlicher" Folge des in sich Entgegengesetzten, wenn er sieht, dass wiederum nebeneinander herlaufende Strassen umgekehrte Ausgangspunkte darbieten können, indem die eine an ihrem Ost-, die andere an ihrem Westende mit der Eins anhebt. Wer so über scheinbarem Wirrsal schwebt, dem lichtet sich das Labyrinth, und wo Andere fürchten müssen, sich in eine Sackgasse zu verrennen, offenbart sich dem weiterblickenden Auge der Anfang eines Fortschreitens nach der conträren Richtung.

Die jeweilige Bahnstrecke, auf welcher die Realdialektik ihren wissenschaftlichen Gang nimmt, muss selbstverständlich logisch rechtläufig gepflastert und geschient sein. Wir sahen ja schon oben, wie der Charakter der Realdialektik Keinem das Recht giebt, ihr einzuwenden: nun müsse der lieben Consequenz zulieb auch alles bei ihr drunter und drüber gehen. Die Realdialektik hat so gut ihr Soll und Muss wie die Logik — es sieht nur ein wenig anders, durchweg wohl etwas krauser, aus. Am allerwenigsten aber lässt sie es sich als das Machtgebot des ihr heterogenen logischen Soll vorschreiben, sie ihrerseits dürfe eben gar kein Soll haben und ihre einzige Pflicht sei die, keine Pflicht zu haben. Denn sie hat, wie alles Andere auch, die Verpflichtung, ihr eigenstes Wesen darzustellen, und das geschieht, wenn sie *logice* demonstrirt, dass das *ens metaphysicum* nicht ein (oder gar das „absolute") *ens logicum* sei.

Ein Widerspiel zum Logischen führt der Wille in seiner Selbstverwirklichung auf, nicht das Gegentheil des Logischen in jenem strict logischen Sinne, dass nun Alles um so gewisser wirklich sei, je weniger es sich als ein logisch Denkbares erweise.

Gegen solche Auslegung kann sich die Realdialektik nicht zu oft verwahren. Dass sie nach Maassgabe logischer Beurtheilung Vieles in der Welt (namentlich auf dem Felde teleologischer Organisation und historischer Evolution) von Grund aus verdreht und verkehrt nennt wie findet, heisst noch lange nicht, dass sie alle Consequenzen eines Satzes wie: alles Logische ist ein Nicht- oder Antidialektisches — ohne Einrede wolle über sich ergehen lassen.

Solange ein Logiker bei der Kritik der Realdialektik nicht Unbefangenheit genug beweist, um sich von doctrinären Verconsequenzelungen zu emancipiren, verfällt er in einen Fehler, dem ähnlich, mit welchem der Theist (und leider selbst ein Vischer in „Auch Einer“!) dem Pessimismus einen Makel anzuheften versucht: weil der im Gottesglauben Aufgewachsene die Fähigkeit verloren, sich die Welt ohne einen persönlichen Schöpfer und Regierer vorzustellen, so stempelt er gern in unvermerkter Verfälschung das Weltprincip des Pessimisten um in den Widerpart eines guten, liebenden Gottes, überträgt auf das blinde Willenswesen alle Bedingungen personeller Zurechenbarkeit und Verantwortlichkeit und hört nicht auf, von der Beschaffenheit der Welt als von dem Product eines bewussten Willens zu reden, als müsste es dann einen Urteufel gegeben haben, der seine sehr expresse Freude daran gehabt hätte, eine in ihrer Vollstreckung so leidensvolle Weltlegislatur zu etabliren. Und diese Verwandtschaft zwischen der Strategie der Theologen und der der Logiker dürfte in der That schon insofern keine ganz zufällige sein, als die theistische Urhypothese mit ihrem persönlichen Welturheber zwei Löcher zumal zu stopfen bedacht ist: die „offene“ Frage nach der Hypostase des theoretischen Geistes und den weiten Hiatus zwischen ethischen Postulaten und den Bescheidungen, welche diesen von aller Wirklichkeit, soweit Sinne und Gedanken der Menschen reichen, noch je und je ertheilt worden sind.

Um aber nun ihrerseits auch im Einzelnen keinen Zweifel darüber zu belassen, was denn vom Hausstand des Logikers der Realdialektiker für seinen Haushalt in Gebrauch behalte, so werden die nächsten Kapitel die Detailfragen zu erörtern haben, welche sich hieraus ergeben, und es mag dabei die in den Lehrbüchern der formalen Logik hergebrachte Reihenfolge beobachtet werden, obgleich die Realdialektik als Metaphysik ein näherliegendes Interesse haben könnte, zuerst ihre Stellung zu den Kategorien auseinanderzusetzen.

11. Die Realdialektik und der Begriff.

Wie wenig die Realdialektik gesonnen ist, die Bedeutung der Begriffe als solche herabzusetzen, hat ihr nächster Vertreter jederzeit in einer besondern Vorliebe für scharfe, namentlich

synonymische Begriffssonderungen bethätigt. Wer aber an solchen seine Freude hat, dem kann doch unmöglich mit einer Confusion der begrifflichen Conceptionen, als der einfachsten Verletzung des Identitätsprincips, gedient sein — denn was könnte es für einen Zweck haben, Begriffe mittels Definition oder Unterscheidung erst festzustellen, wenn nicht die Absicht obwaltete, das so einmal Festgestellte auch als solches festzuhalten?

Begriffe, die mit einem Widerspruch behaftet sind, kann das Denken nicht gebrauchen; die sind zu nichts gut, als den Verbaldialektikern Futter in ihre Krippe zu liefern, und von deren Treiben hat sich die Realdialektik ja oft genug schon losgesagt. Wäre unser Denken wirklich unfähig, es über solche Begriffe hinauszubringen, welche dem Wesen des begrifflich zu Fassenden widersprechen, so müsste dies Verhältniss des Widerspruchs doch wohl auch ein wechselseitiges sein und demgemäss, wenn *a* dem *b* widerspricht, auch *b* dem *a* widersprechen, in diesem Falle also auch das begrifflich zu Fassende dem Begriffe oder der begrifflichen Fassung. Darum überlässt die Realdialektik das ganze Gerümpel der hölzernen Eisen und der viereckigen Kreise um den „Spottpreis" der Unentgeltlichkeit dem nächsten besten logischen Trödler, der sich nicht mehr oder noch nicht gênirt, damit hausieren zu gehen. Solche Scharteken aus verstaubten Winkeln in irgend einem Hintergebäude der ehrsamen Matrone „formale Logik" passen nicht hinein in den Hausrath der Realdialektik. Da sind ausser Cours gesetzt alle bloss gemachten, rein conventionell in Umlauf gekommenen, nirgends auf irgendwelcher empirischen Grundlage der Gegebenheit fundirten Begriffe: an den Realvaluten der Willensgegensätze gemessen, erscheinen die blossen Begriffswidersprüche als Kellerwechsel oder blecherne Rechenpfennige. Am Ladentisch der Scholastik mag für „verflucht gescheit" passieren, was vor den prüfenden Augen der Realdialektik als „herzlich dumm" sich herausstellt, wie jene Allmacht, welche aufhören sollte, sie selbst zu sein, indem sie sich — sei es auch angeblich aus sich selber heraus — selber beschränkt. Es macht ja die specifische Beschäftigung der Scholastik und professionellen Apologetik aus, mittels wohl verketteter *argumentationes ex concessis* den Schein aufrecht zu erhalten, als ob sich der Inhalt der meistangefochtenen Dogmen ganz bequem um den Spinnrocken

der formalen Logik legen lasse. Von irgendeinem Begriffscocon den seidenen Faden solch pseudologischer Syllogismen herunterzuhaspeln ist ja das Handwerk bestallter Sophisten, mit welchen die Realdialektik keinerlei Gemeinschaft hat, noch haben will. Dem, der durchaus tanzen will, ist bekanntlich leicht gepfiffen, und bald zu überzeugen, wer wähnt, an äusserlicher Correctheit bereits eine Gewähr für materielle Richtigkeit eines Gedankens zu besitzen.

Die Realdialektik, niemals auf täuschende Tücke bedacht, stimmt wahrlich nicht ein in das bedenkliche Lob, welches Hegel seiner Muttersprache soll gespendet haben: sie sei darum die beste zum Philosophieren, weil es in ihr so viel doppelsinnige Wörter gebe. Ihre Zwecke, die nicht auf Einschüchterung ausgehen, werden nicht im Geringsten gefördert mittels jenes „vollkommenen Widerspruchs", der „gleich geheimnissvoll für Kluge wie für Thoren"; ihr ist unvergessen, was gleich darnach aus Mephisto's spottendem Munde ergangen:

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu;

sie kennt die Liebhaberei der Geistessterilität der Faustbewunderer *à la* Wagner für

Reden, die so blinkend sind,
In denen sie der Menschheit Schnitzel kräuseln,

schon aus ihrem Plato, allwo sie (*Hippias maj.* 304 a) *κνίσματα καὶ περιτμήματα τῶν λόγων* heissen. Ihr ist die Sprache sozusagen die blosse Erscheinung des Denkens, hinter welcher das „reine", wortlose Erkennen der Intuition stehen bleibt, als das zu dieser Erscheinung gehörende Ding an sich des Denkens.

Aber grade um auch hier das Unechte von dem Echten, den bloss eingebildeten von dem wirklichen Widerspruch zu unterscheiden, giebt es ja keinen zuverlässigeren Probierstein als die feinere Begriffsdestinction, und weit entfernt, uns Amphibolien zu Nutze machen zu wollen, freuen wir uns vielmehr des Vorzugs unserer ausgefeilteren Sprache, die uns so mancher Verlegenheit enthebt, in welcher sich die Plato und Aristoteles noch von ungeklärten Relativitäten und unüberwundenen Aporien umschnürt fanden.

Diese ihre Gewissenhaftigkeit ist es nun auch, was die Realdialektik vor dem Schicksal bewahrt, welches ihr die Gegner zugedacht hatten, als sie darauf sannen, sie dialektisch abzuthun. Da wurde versucht, mit einer Art von Dia-

lektik in der zweiten Potenz (wo es in der That vielleicht gelingen könnte, sie in die einfache gradlinige Strasse der richtigen Logik zurückzubiegen) die Realdialektik in Selbstaufhebung und Selbstauflösung zu verstricken. Durchweg mit dem Handwerkszeug einer correcten Logik für Schule und Haus operirend, decretirte oder vielmehr octroyirte man ihr Consequenzen, zu welchen sie sich richtig verstanden keineswegs zu bekennen braucht, und zwar deshalb nicht, weil sie eben nicht „in ihrem Begriffe liegen." Deshalb unterliessen wir es ja nicht, unsern Begriff des Widerspruches selber in Einklang zu setzen mit unsern eigenen Identitätsforderungen und so Denen einen Hauptspass zu verderben, welche schon am liebsten die Realdialektik realdialektisch an einem Selbstwiderspruch möchten verenden sehen.

Eher kann man natürlich der Begriffsdialektik mit in ihrer eigenen Werkstätte geschmiedetem Rüstzeug beikommen, und wenigstens scheinbar gelungen war der Versuch E. v. Hartmann's (in seiner Kritik der dialektischen Methode S. 42 ff.), die formale Dialektik in ihren eigenen Netzen zu fangen und deren Princip mittels einfachen Consequenzenziehens wider sich selber zu kehren. Solle, so concludirt er dort, der Widerspruch in allen Dingen und Begriffen wesentlich und nothwendig sein, so müsste er in der Totalität sowohl aufgehoben werden, als bestehen bleiben und in derselben Beziehung zu gelten sowohl aufhören, als fortfahren. Dies aber sei der Widerspruch in höchster Potenz . . . „ist die Aufstellung der Behauptung möglich, so ist ihr Inhalt falsch; ist ihr Inhalt richtig, so ist sie als Behauptung unmöglich. Die Behauptung stösst ihren eigenen Inhalt um, der Inhalt tödtet sie im Entstehenwollen. Den Dialektiker aber kümmert dies Alles nicht; selbst da, wo er sich wider den Vorwurf, in Widersprüchen zu reden, verwahrt, redet er in Widersprüchen." Allein so wenig sonst auch die Realdialektik sich berufen fühlen kann, der Caricatur ihrer selbst als Anwalt beizuspringen, so heischt doch Billigkeit und Recht, zu Gunsten der so unglimpflich Angegriffenen aus deren Sinne den Gedanken vorzubringen: der Satz vom Widerspruch ist das Triebrad der Dialektik — aber eben darum muss er ihr selber verfallen: in ihr zugleich gesetzt und aufgehoben sein — denn wäre er etwas absolut Feststehendes, so gäbe es keine unbedingte Dialektik, da sie ja an ihrem eigenen Princip ihre

Schranke fände; und wäre er etwas schlechthin Aufgehobenes, so hätte man erst recht nicht, was von einem Widerspruch zum andern fortjagte, d. h. vorwärtshetzte — dann also wäre das Princip der sich selber mit logischen Stachelgeisseln weiterpeitschenden Dialektik in sich selber todt, und alle „dialektische Bewegung“ fände in sich selber ihr Ende, ehe sie noch hätte recht beginnen können.

Anstatt in solchen Schlingen sich erwürgen zu lassen, geht die Realdialektik lieber selber auf den Anstand. Sie weiss sehr wohl, dass es der Grenzrain der Axiome und Fundamentaldefinitionen ist, wo am meisten philosophische Schmuggelwaare eingeschwärzt wird, und legt sich deshalb auf die Lauer, um das unsaubere Gewerbe zu hintertreiben. Sie setzt die Hebe ihrer Kritik und Polemik da an, wo sich ein System allein aus den Fugen rücken lässt: an den Urbegriffen, und weil hier des Unfugs am meisten getrieben wird von der scheinheiligen μάθησις, die sich mit diesem ihrem Namen schon das Privilegium erheuchelte, für die Lehre und Wissenschaft *par excellence* zu passieren, so weiss sich die Realdialektik keinen schöneren Triumph, als grade dieser arrogantesten ihrer Widersacherinnen gelegentlich das Lärvchen herunterreissen zu dürfen. Das giebt ihr einen Eugen Dühring zum brauchbaren Bundesgenossen, weil der sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht hat, die Fälschungen zu enthüllen, welche namentlich unter dem Deckmantel einer Pseudo-Unendlichkeit auf mathematischem Felde sind betrieben worden. Denn auch sie will das πρῶτον ψεῦδος hier in den Vorbedingungen zu allen späteren Demonstrationen aufweisen, um so den Feind schon in der Wiege lahmzulegen und hier auf immer zu entwaffnen. Zu vornehm, ihren Witz zu üben an den logischen Unhaltbarkeiten, die herauskommen, sobald man sich anschickt, für Dinge wie den mathematischen Punkt, die geometrische Linie u. dergl. den congruenten begrifflichen Ausdruck zu finden, geht sie lieber der principiellen Prätension der Mathematiker zu Leibe: das Anschauen solle sich vom Denken controliren lassen. Armselige Nothbehelfe dünkt es sie, wenn die Mathematik, welche wie keine andere Wissenschaft in die angebliche Unfehlbarkeit ihrer Methode vernarrt ist und wie das verwöhnte Kind reicher Eltern *à Conto* ererbten Credits sich des Allerkeckesten meint erdreisten zu dürfen, — wenn die zu solchen Undenkbarkeiten greifen muss wie:

„Parallelen sind Linien, welche sich in der Unendlichkeit schneiden".

Schon in unserm zweiten Capitel sahen wir im Mutterschos der Realdialektik das Unvermögen des Denkens liegen, Alles seinem logischen Gerüste einzuzwängen. Das Logische stösst sehr bald auf Dinge, an denen alle Kunst der Definition scheitert, weil ihr Wesen sich begrifflicher Fassung absolut nicht fügen will, und glücklicherweise ist die Realdialektik nicht der erste Versuch, das logische Denken in die damit angezeigten Schranken seiner Natur zurückzuweisen.

Wo das Logische an diese feste Grenze gelangt ist, empfängt es die Realdialektik mit der Mahnung, abzustehen vom Verfolgen doch ewig unerreichbarer Ziele und sich der vorhandenen Kräfte lieber in der Richtung zu bedienen, wo sie besseren Erfolg versprechen. Aber ein dankbares oder auch nur willkommenes Geschäft pflegt es allerdings nicht zu sein um solch Bemühen, vom Trachten nach eingebildeten Möglichkeiten zurückbringen zu wollen. Wer sich einmal in den Kopf gesetzt, er habe das Zeug dazu, den allerverlockendsten Beruf sich erwählen zu dürfen, leiht kein willig Ohr dem aufrichtigen Mentor, der ihm zu Gemüthe führt, dass er Dingen nachjage, die ihm auf immer versagt bleiben müssen, wie dem Stimmlosen der Ruhm, als Opernsänger zu glänzen; und da wie dort pflegt die beliebteste Ausrede, mit welcher man sich die Unbequemen vom Leibe zu halten sucht, ein „Was nicht ist, kann werden" zu sein. Man verweist darauf, wie viel Ungeahntes schon verwirklicht sei, und baut auf die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit unbeschränkte Hoffnungen für die Zukunft. Dem gegenüber und insbesondere angesichts der Ueberhebungen moderner Rechenkünstler und Kunstrechner sammt deren immerhin staunenswerthen mechanischen Leistungen, erinnert die Realdialektik — welche sich allerdings vorzugsweise und nicht aus blosser Laune oder Privat-Malice als Anti-Mathese weiss — gern auf die ägyptischen Pyramiden- und Cölner Dombaue, die auch ohne solchen Krimskrams fertig geworden, bei dem es Einem doch zuweilen widerspruchsvoll genug zu Sinn wird, wie zum Exempel bei „cubischen Plancurven des nullten Geschlechts" (Klein und Mayer's Mathem. Annalen, B. 13. H. 3). Das *Ignoramus* gesteht man seufzend zu, aber vom *Ignorabimus* will man nichts hören. Und doch kann man

nur auf ein Wachsen unseres Erkenntnissstoffes, nicht auf entsprechende Zunahme unserer Grundvermögen rechnen. Oder sollte wirklich ein darwinistischer Evolutionist in seiner Zuversicht so weit gehen, dass er glauben möchte, es werde dem Menschengeiste noch dereinst gelingen, z. B. vom Urbegriff alles Mathematischen, von der Grösse, eine Definition*) zu geben, bei welcher man sich nun auch wirklich definitiv beruhigen könnte? Dünken uns nicht vielmehr einstweilen Diejenigen nicht bloss die Ehrlichsten, sondern auch die Gescheitesten, welche offenen Verzicht geleistet haben auf Analyse des Einfachen wie auf Versöhnung des Widersprechenden und Herleitung des Ursprünglichen, oder auf Beweise für das Axiomatische, kurz auf alle Verendlichung des Ewigen? Deshalb wollen ja auch wir nicht weichen aus den Fusstapfen, in denen Kant uns vorangegangen, und es insbesondere mit Denen unter den Mathematikern halten, welche lieber zur Anerkennung einer äussersten, in einem letzten Widersprechenden gegebenen Wissensschranke sich verstehen wollen, als in eine vierte Raumdimension sich versteigen. (Auch Zöllner erklärt nämlich ausdrücklich: in je mehr Dimensionen, desto widerspruchsfreier könnten wir uns die Objecte denken — wie sich Schwere, Härte, Widerstand blossen Schattendimensionen nicht beilegen liessen, so würde was jetzt räthselhaft und unerklärlich bleibe, verständlich werden durch die Annahme weiterer Dimensionen, vor allem also auch die Unbegreiflichkeiten der Organisation, welche in das im Raum von drei Dimensionen waltende Mechanische nicht rein aufgehe!)

Von einer gewissen Klassicität der Präcision ist die Fassung, in welcher Wundt (Grundzüge der physiologischen Psychologie S. 690) dem Ansinnen Zöllner's entgegentritt, wir sollten uns nun auch den vierdimensionalen Raum als wirklich vorhanden, ja als den eigentlich allein wirklichen Ort des Dings an sich vorstellen oder wenigstens denken. Wundt sagt dort: „wir dürfen nicht annehmen, dass wir die Welt so vorstellen

---

*) Wie sehr es mit der logischen Unantastbarkeit mathematischer Grunderklärungen seinen Haken hat, wissen die Mathematiker selber nur allzugut — es gehört dies Thema ja zu denen, deren Erörterung in ihren Zeitschriften — z. B. der Hofmann'schen — beinahe einen stehenden Artikel bildet.

müssen, wie wir sie nicht vorstellen können." — ein Ausspruch, welcher für die Realdialektik doppelt interessant ist, weil er oberflächlich angesehen seine volle Schärfe ebenso sehr gegen diese selber wie gegen jene hypermathematischen Verstiegenheiten zu kehren scheint, dagegen richtig verstanden sehr wohl von der Realdialektik zur eigenen Devise genommen werden kann. Denn es ist ja grade deren eigene Grundbehauptung, dass wir uns bei näherer Prüfung unvermögend finden, die Welt logisch auszudenken, und eben weil wir dies nicht können, uns dazu genöthigt finden, dass wir sie antilogisch auffassen müssen. Dem entsprechend wird sich die Realdialektik auch bescheiden, auf die (ebenda S. 691) aufgeworfene Frage, ob Vorstellbares aus Unvorstellbarem dürfe abgeleitet werden, nicht gleich eine entschiedene Antwort bei der Hand zu haben; denn als wir die Einzelwidersprüche aus dem Universalwiderspruch herzuleiten uns vorbehielten, machten wir uns damit nicht anheischig, das Erkennen einer totalen Vorstellbarkeit zuzuführen, ohne jedoch andererseits absolute Unvorstellbarkeit vom realdialektischen Grundgedanken aussagen zu wollen. Lässt sich das Widersprechende auch nicht ganz aussprechen, so muss sich doch davon oder darüber sprechen lassen, wenn es überhaupt Gegenstand philosophischer Erörterung sein soll.

Seine nächste Probe besteht jener Zweifel bei den Herleitungen aus dem Begriff und Wesen der Unendlichkeiten. In dem betreffenden Capitel seiner „Natürlichen Dialektik" bemüht sich E. Dühring angelegentlich, die unvorstellbare unendliche Zahl als mit einem Widerspruche behaftet darzustellen, sobald sie als eine gegebene soll gedacht werden. Es heisst da S. 116: „der erste Widerspruch wird begangen, indem vorgestellt wird, dass das, was nicht abgeschlossen werden kann, dennoch abgeschlossen sei." Aber es ruht dies auf der bereits (Cap. 7) erwähnten zu engen Definition des Widerspruchs, nach welchem dieser „darin bestehen" soll, „dass zwei Begriffe in einer Hinsicht als identisch gesetzt werden, in welcher sie verschieden sind"; während für uns das Wesen des Widerspruchs in der Aussage besteht, dass etwas — gleichviel ob Ding oder Eigenschaft, Subject oder Prädicat — zugleich sei und nicht sei. Darnach bemessen erweist sich aber obiger Schluss Dühring's als eine *fallacia per homonymiam*, indem „abgeschlossen" das eine mal von der subjectiven Synthese, das andere mal von der objectiven Vollständig-

keit oder Totalität verstanden sein soll — und grade von der, *au fond* doch antiidealistischen, Auffassung des Positivismus aus ist doppelter Grund vorhanden, die objective Wirklichkeit nicht von der subjectiven Vollziehbarkeit abhängig zu machen (was Dühring a. a. O. S. 117 gegen diesen Einwand vorbringt, fällt nach obiger Unterscheidung in sich selbst zusammen). In diesem Sinne hat Wundt vollständig Recht, wenn er in den abstracten Begriffen wesentlich „Postulate" des Denkens erkennt, mittels deren wir die Schranken des effectiv (synthetisch) Vorstellbaren überschreiten müssen, wenn wir nicht überhaupt auf ein grössere Gedankenmassen bewältigendes Denken verzichten wollen — ein Verzicht, zu welchem der Mathematiker am wenigsten geneigt sein wird, weil er seine grossartigsten Operationen lediglich mittels eben solcher Symbolisirungen vollzieht; nur dass seine algebraischen Buchstaben noch ungleich mehr vom Charakter blos angedeuteter Postulate haben, als die Wortsprache, welche doch mehr oder weniger unmittelbar auf einem mehr sinnlichen Fundamente ruhen bleibt. Wie es aber um deren Zuverlässigkeit bestellt sei, davon plaudert derselbe Dühring ein unbezahlbares Geheimniss aus der Schule seiner mathematischen Freunde, wo er (a. a. O. S. 134 ff.) sagt: „Wenn man in den Differentialgleichungen überall genaue Gleichungen finden will, so verschliesst man sich selbst den Weg zur Lösung der Schwierigkeiten. Carnot kam auf den sehr einfachen, aber an das Ei des Columbus erinnernden Gedanken, gradezu unvollkommene Gleichungen einzugestehen und als Vermittler der gewöhnlichen Operationen anzuerkennen. . . . Das Gleichheitszeichen ist . . hier nie . . . ein Zeichen der Gleichheit, sondern nur ein Zeichen einerseits . . . . einer Ungleichheit von einer gewissen Kleinheit und andererseits . . . . einer ebenfalls stetigen unbeschränkten Verminderung. Dies ist der genaue Begriff, den man sich von der sogenannten unvollkommenen Gleichung Carnot's zu machen hat." — Also Gleichheiten, die keine Gleichheiten sind! was bedarf es weiter Zeugniss, um die Grundlehre der Realdialektik zu erhärten, dass es ohne fundamentalen Widerspruch nirgendwo beim logisch sein wollenden Denken abgeht? Kann es einen glänzenderen Triumph für uns geben, als dass die anspruchsvollste Erbfeindin des antilogischen Princips selber sich zu dem Bekenntniss gedrängt sieht: sie arbeite, wo sie am „elegantesten" „operire" mit einem eingestandenen Blendwerk?! Die Incongruenz des angeblich Congruentesten,

das ist dieser Weisheit „letzter Schluss“ — also genau das, was wir sagen: die Welt absolut unfähig, logisch begriffen zu werden, weil in ihrem Wesen an sich das directe Gegentheil alles logisch „Correcten.“

Darum erinnert es uns an das *Stat pro ratione voluntas*, wenn derselbe Dühring S. 7 den Anspruch der Erkenntniss dahin formulirt: „Wir wollen wissen, wie wir das System der Dinge ohne Widerspruch denken können“; denn die Antwort müsste lauten: gar nicht! und wer Unmögliches begehrt, hat das Anrecht verwirkt, gehört zu werden, und den Anmaassungen der Mathematik, die Vertreterin des Logischen κατ᾽ ἐξοχήν zu sein, setzen wir den Ausspruch, welchen Dühring ebenda citirt, von ihrem eigenen Meister Lagrange entgegen, dass das Verfahren des höheren Calcüls regelmässig eines zweiten Denkfehlers bedürfe, um einen ersten wieder gut zu machen — ein Wort, welches füglich dieser ganzen Betrachtung hätte zum Motto gegeben werden können.

Falls aber darnach jemand höhnen möchte: „Nacht muss es sein, wo Eure Sterne strahlen“, so darf sich die Realdialektik auf ihr gutes Gewissen zurückziehen, dass sie keinen Theil hat an dem vielfach zur Anwendung gebrachten Kunstgriff, ein Mysterium durch das andere erläutern zu wollen, wie wenn Dunkel Licht in die Finsterniss tragen könnte. Was ihr an der Klarheit voller Tageshelle gebricht, kommt auf Rechnung der Incongruenz zwischen logischen Sprachmitteln und antilogischem Denkstoff; aber solange die Mathematik der Mittelbegriffe des Irrationalen und Imaginären nicht entrathen kann, hat die am allerwenigsten ein Recht, zu einer Weltanschauung die Nase zu rümpfen, welche nur ehrlicher als sie selber die Dinge beim rechten Namen nennt.

Obzwar dem realdialektisch dreinschauenden Auge Alles ringsumher in das schwärzliche Grau einer geistig vollzogenen Götterdämmerung sich hülle, so strahlt doch auch dahinein ein die Nacht durchbrechendes Sternengeflimmer durch jene Löcher der Weltkrystalldecke, von denen alte Mythen erzählen. Wenn die modernsten Vertreter „höheren“ und höchsten Formelkrams sich schon rühmen: die Vorstellbarkeit ihrer Begrifflichkeit gehöre nur noch zu den Ausnahmen, so vernimmt daraus die Realdialektik nur die Kehrseite derselben Einsicht, von welcher sie selber ihren Hauptimpuls empfangen, dass nämlich die Begriff-

lichkeit, d. h. das Aufgehen in rein logische Ausdrucksweise, beim anschaulichen oder gefühlsmässigen Wissen kaum je einmal sich einfinde.

Ist dem aber also, dann können wir uns auch einer Abschätzung des Abstractionsvermögens überhaupt nach seiner scientifischen Dignität nicht länger entziehen, und aus dem Thema dieses Capitels entspinnt sich so ganz von selber die Frage des nächsten:

12. Welche Stellung und Bedeutung weist die Realdialektik der Abstraction als solcher an?

Dass die Realdialektik in der Vernunft nicht die höchste, geschweige die allein normgebende Functionirungsweise unserer Fähigkeit zum Erkennen des Seienden respectiren könne, erhellt bereits sattsam aus allem Bisherigen. Aber auch abgesehen von der Unfähigkeit der Vernunft als solcher, sich in Widersprüche hineinzufinden und das Wirkliche begrifflich zu erschöpfen oder auch nur auszumessen, kann die Realdialektik dem blos abstrahirenden und in Abstractionen sich ergehenden Denken, selbst schon nach seiner Stellung im Complex der psychischen Functionen, überhaupt keinen allzuhohen Rang einräumen, und eben darum muss es ihr vollends lächerlich erscheinen, wenn das Logische nichts Geringeres als die Weltherrschaft selber prätendirt, da doch die Logik als Doctrin nichts weiter bieten kann, als sozusagen eine Gesundheitslehre für die Functionen des Abstractionsvermögens.

Auf wie niedriger Stufe die blosse Abstrahirfähigkeit in ihrer Isolirung stehen bleibt, mag man bei Cretinlehrern erfragen, welche z. B. in der unmittelbar der Anschauung folgenden Nachahmung von Bewegungen einen ungleich höheren Entwickelungsfortschritt begrüssen, als in den auch Thieren so leicht beibringbaren Reflexbewegungen nach gewissen Commando**worten** (für welche bekanntlich beim Hühnerhund ein blosser Pfiff mit noch zwingenderer Gewalt der „Auslösung" eintreten kann). — Das Abstracte in seiner Isolirtheit erweist sich so schon auf elementaren Vorstufen als das schlechthin Improductive — alles wahre Talent bewegt sich ausserhalb seiner, besitzt seine Keime im Vermögen zum inneren Nachzeichnen des innerlich oder

äusserlich Erschauten — das gilt vom Denker so gut wie vom Künstler.

Die Realdialektik weiss sich als das unmittelbare Spiegelbild des aus der Willensnatur fliessenden Willensschicksals, dessen unendliche Tragik erst da in ihrer ganzen Tiefe empfunden wird, wo sich die Continuität zwischen Atom und Ich lückenlos vor dem inneren Schauen dergestalt hingebreitet hat, dass dieses den Ausspruch fällen darf: ein andersgeartetes Was der Welt hätte sehr wohl ein durch und durch vernünftiges Dass derselben ergeben können; oder mit andern Worten: es war keine „absolute" Nothwendigkeit, dass die Welt als diese endlos sich verschlingende Kette von Räthseln vor uns steht. Wie aber jetzt einmal die Dinge liegen, können wir nicht darum herum, dem Logischen eine blosse Unterthanenstellung anzuweisen gegenüber der Unlogicität als einer Essentialbestimmung des Seienden (des Willens) — das Logische als einen Unterthanen des realdialektischen Weltprocesses zu charakterisiren, welcher gegen diesen oft rebellisch wird und damit zum Vater aller Unzufriedenheit und Ungeduld in der Welt; denn Ungeduld ist nichts als die Qual des unter einer Verzögerung leidenden und darin der Realität der Zeit unmittelbar (und nicht etwa erst mittels einer dualistisch neben ihn gestellten „reinen Anschauung") innewerdenden und darin das subjective Zeitgefühl endlos hindehnenden und auseinanderzerrenden Willens, der sich durch irgend eine ausser ihm befindliche Causalität gehemmt findet. Die Abstraction war es auch, welche sich in der sophistisch scholastischen Spielerei des Gedankens gefiel, als „ungemessene" Zeit lasse sich die Ewigkeit nicht vom Nu unterscheiden, weil beide nur die Extreme derselben Unendlichkeit sind, unendlich gross und unendlich klein, von Endlichkeit aber überhaupt erst die Rede sein kann, wo Messbarkeit eintritt. Aber solch subjective Unmöglichkeit zu unterscheiden hebt doch den objectiven und zwar selber unendlichen Unterschied zwischen Nu und Ewigkeit nicht auf, und nur phänomenaliter angesehen kann man sagen: die Ewigkeit e r s c h e i n e als *Nunc stans*, weil ihr eben die discrete Vielheit nach ihrem Geschehensinhalt unterscheidbarer Momente abgeht, solange sie sich nicht in wirkliche, d. h. von Willensacten erfüllte und an diesen ihr Maass gewinnende, Zeit umsetzt. Nur die reine Logik kann sich den Luxus gestatten, eine solche Plantage von „Herbst"-Zeitlosen sich anzulegen auf dem Brachfeld der mensch-

lichen Geisteserente. Weil aber all derartige Erkenntniss selbstverständlich erst auf der Stufe des Selbstbewusstseins dem Willen aufgehen kann, so muss dieses zur rückwärts gekehrten Leuchte werden, welche auch das erhellt, was bereits die einfachsten Elementarkräfte in eben soviel Polaritäten dirimirt als das in Selbstentzweiung Sichwiderstrebende — und dabei zumeist gilt es die Schwierigkeit überwinden, ein an sich (objectiv) Antilogisches mit den Hülfsmitteln der im Selbstbewusstsein angelegten (subjectiv) logischen Formen dennoch möglichst unentstellt und unverzerrt ins Bewusstsein aufzunehmen. Dabei muss denn also das Wissenwollen auf der höchsten ihm erreichbaren Stufe erkennen, dass es mit jenen höheren Elementargewalten auch das Schicksal theilt, ewig nimmer zur vollen Realisation seiner Strebungen gelangen zu können.

Die blosse Abstraction ist die unverkennbar bequemere Erkenntnissweise und empfiehlt sich obendrein bei allen faulen Geistern durch ihre unbeschränkte Mittheilbarkeit. Was eigentliche Denkanstrengung erfordert, ist viel mehr das Mithineinsteigen in intuitive Tiefen als das Mithinauffliegen in abstracte Höhen. Je einseitiger abstract — und zwar vornehmlich durch die Mathematik — unsere Zeit gebildet ist, desto lieber entzieht sie sich jeder Nöthigung zu intuitivem Mitdenken; das einfache Nach-denken eines, schon in den abstracten Rahmen eingespannten, Vor-gedachten ist so unaussprechlich viel leichter, und deshalb nichts gemeiner geworden als das Geschrei nach wasserheller Klarheit und jene Ungerechtigkeit, welche sich der Einsicht verschliesst, dass dem aus intuitiver Originalität geschöpften Gedanken heutzutage noch ebenso gut wie zu den Zeiten des Heraklit, Thucydides oder Aristoteles ein gewisses Maass von Dunkelheit nothwendig und unabtrennbar anhaften wird, schon deshalb, weil das Neue als solches sich seine Sprache erst schaffen, einstweilen aber mit der vorhandenen noch „ringen“ muss. Wer also in seinem Stolz als Selbstdenker wohlfeile Erfolge des Augenblicks verschmäht, thut das ebenso wenig aus stilistischer Ungelenkheit (er kann auf andern Gebieten eine ganz exorbitante Sprachgewalt bethätigen) als aus Eigensinn, sondern einfach einer Nothlage nachgebend, in welche Jeder sich versetzt sieht, der — nach dem Grundsatz: was die Welt ohnehin schon weiss, braucht ihr von mir nicht erst gesagt zu werden — den Mund überhaupt nur aufthut, weil er glaubt, er habe etwas zu

sagen, was ohne ihn eben nicht gesagt werden würde; so dass es für Solchen allerdings nichts Ehrenvolleres oder Schmeichelhafteres geben kann, als allerseits auf Widerrede zu stossen, weil niemand gern sich in gewohnten Anschauungen stören lässt.

Von J. France (*Conséquence logique de l'origine réelle des idées*) wird, wer so denkt, mit Freuden den Satz acceptiren: „unsere Gedankenverbindungen sollten um so schärfer geprüft und untersucht werden, je älter sie sind und je mehr sie natürlich erscheinen."

Weil jedoch noch immer die falsche Taxe im Schwange geht, als sei die Abstraction der Mathematiker eine vorzugsweise sublime, so ist es auch noch immer nicht überflüssig geworden, an Urtheile so exacter Intuitivgeister, wie Liebig einer war, zu erinnern. Aus dessen Sinne brachte Fr. Mohr*) die Sätze: „Es giebt keine Wissenschaft, in welcher sich mehr Geistesarmuth, Unfähigkeit zum Denken, ein grösserer Mangel an Einsicht und Verstand, mehr Kurzsichtigkeit und Schwäche unter dem Mantel des Wissens und der Gelehrsamkeit versteckt, als in der Mathematik." „Es giebt kaum eine Täuschung, welche grösser ist als die, dass die Mathematik *a priori* zur Entdeckung einer neuen Wahrheit gelangen könnte; es muss ihr etwas Bekanntes, Untersuchtes untergelegt werden, und wenn dies Vorbereitete nach ihren Regeln zur Verarbeitung sich eignet, so zieht der Astronom, der Physiker, der Mechaniker die bewunderungswürdigsten Resultate daraus, der reine Analytiker kann es aber nicht."

Die Skepsis selber kann ja nichts Schlagenderes für die Haltlosigkeit alles Denkens vorbringen als einen Hinweis darauf, wie dieses sich genau in ebenso unzulänglichen Symbolen (im Vergleich zu den dadurch bezeichneten Dingen selber) bewegt wie die Mathematik mit ihrer algebraischen Zeichensprache.

Das Verhältniss zwischen Wort und Erkennen ist ja nirgends ein unmittelbares — um so weniger sollte man sich einen zweiten Riegel vorschieben lassen in Gestalt übertriebenen Respects vor den Producten der abstracten Denkthätigkeit.

In einer Reaction gegen die Ueberschätzung des blos Vernünftigen sind sich geistige Kräfte der Gegenwart begegnet, welche von gar verschiedenen Standpunkten ihren Ausgang ge-

*) Westermann's Monatshefte 1874 März, S. 591.

nommen, und es darf dabei dem Schüler Schopenhauer's eine besondere Genugthuung sein, dass Tendenzen so heterogenen Ursprungs sämmtlich in einem Centrum convergiren, welches mit dem Kerne seiner Lehre coincidirt.

Lazarus Geiger wies vom sprachgeschichtlichen Gesichtspunkte aus nach, dass die Vernunft ein Gewordenes, von der Entwickelung des Sprachvermögens Abhängiges sei. Die Darwinisten der Psychologie — Preyer, Hering, E. v. Hartmann als Anonymus u. A. — suchten das *A priori* in heutiger Gestalt descendenztheoretisch herzuleiten aus einer Consummation vererbter Anlageentwickelungen. — Wundt trat für eine Sprachphilosophie ein, nach welcher das Mittheilungsbedürfniss rein aus Gemüthsbewegungen hervorgegangen, ja das Wort ursprünglich ganz im Dienst des Willens entstanden ist, und ebenderselbe wies nachdrücklich darauf hin, wie der Process der Abstractions- und der Illusionsbildung an der gemeinsamen Quelle auf's innigste verwandt seien, indem beide mittels „Zerfliessung“ zu Stande kämen (Grundzüge der physiolog. Psychologie S. 671). Auch er hebt hervor, wie das eigentlich Abstracte immer nur Beziehungen ausdrückt und von gegenständlichen Allgemeinvorstellungen nichts mehr enthält, und wenn er die Begriffe als blosse „Postulate“ bezeichnet, so rückt er sie damit nicht bloss in die Sphäre von Willensacten, sondern will ausdrücklich das ewig bloss Approximative damit bezeichnet haben, indem er hinzufügt: zuletzt wird im Denkprocess gar nicht mehr mit den Begriffen selber, sondern nur mit deren „Zeichen“ operirt, mag dies nun ein hörbares (resp. im Lesen blos innerlich gehörtes) Wort oder ein beliebig fixirtes algebraisches Symbol sein. Ein Erkenntnissmechanismus, welcher sich mit solch schemenhaften Surrogaten des wirklichen Denkinhalts (des intuitiv Appercipirten) begnügt und seinem eigensten Wesen nach begnügen muss, hat aber sicherlich keinen Grund, sich allzuviel einzubilden auf die weltdurchfliegende Raschheit seiner Operationen, deren Zuverlässigkeit und eigentlicher Wahrheitsgehalt in gleicher Progression sich entleeren muss.

Uralt ist das Gefühl in der Menschheit, dass unser Erkenntnissapparat uns das wahre Wesen der Dinge mindestens ebenso sehr verhülle als offenbare: „der Schleier der Maja“ umfange uns mit Trugbildern, und das „Licht der Natur“ dringe nicht in den „Abgrund“ hinein, wo „die Wahrheit wohnt.“ Jenen müssten wir zerreissen, um das Wesen des Seienden zu

erkennen, wie es ist, dieses ergänzen lassen durch die „Eingebungen“ einer „übernatürlichen Offenbarung“ — wer nicht durch solche Inspirationen erleuchtet werde, tappe im Dunke ewiger Unwissenheit. Solchem Bedürfniss entstammt ja letzten Endes alle Religion, und wer es ein metaphysisches nennt, bekennt damit zugleich, dass die Metaphysik eines Organes nicht entrathen könne, welches nicht nur, wie die abstrahirende Vernunft, für die Verhältnisse der natürlichen (bloss physischen) Dinge ausreicht. Selbst ein Helmholtz erkennt an, dass die eigentliche Einsicht ihre Gränze finde an dem höheren, indirect vermittelten Naturbedürfniss. Die Entwickelung des subjectiven Erkennens besteht aber in nichts Anderem, als in einer immer günstiger sich gestaltenden Combinationsweise empfindungsfähiger Individual-Atome. Allein solch graduell sich abstufende Empfindungspotenzialität kann doch nicht das Mindeste garantiren für einen objectiv rationellen Verlauf der Welt. Wenn aber das vernünftige Erkennen selber seine eigenste Teleologie so gründlich verfehlt, dann ist es gar so überparadox nicht mehr zu sagen: die Vernunft selber ist ein Widersinniges, Unvernünftiges, Antilogisches, denn sie ist ihrem Zwecke der Welterkenntniss durchaus nicht gewachsen, solchem entspricht nur ihre Antipodin, die Dialektik und zwar die synthesenlose.

Weniger noch als andere Philosophien hat also die realdialektische sich jener Empfindung der Unzulänglichkeit verschliessen können, und als sie sich dessen bewusst geworden, dass man mit bloss vernünftiger Erkenntniss nicht auskommt, brauchte sie die Annahme nicht zurückzuweisen, in ihr sei eine Erkenntnissstufe erreicht, welche historisch ihre Vorbedingungen erst in der Gegenwart habe erfüllt sehen können. Die Realdialektik tritt damit auch in keinen Widerspruch zu dem, sonst von ihr vertretenen, antievolutionistischen Princip; denn was sie mit diesem bestreitet, ist nur die objective Selbstverwirklichung der logischen Idee im Weltprocess; dagegen braucht sie eine allmählich zunehmende Abklärung der Begriffe als einen subjectiven Vorgang durchaus nicht in Abrede zu stellen.

An sich betrachtet, lässt es sich ja freilich wie eine Selbstironisirung der Leugnung des logischen Fortschritts in der Geschichte an, wenn die Realdialektik für sich eine höhere, historisch bedingte Erkenntnissart oder -form in Anspruch nimmt. Allein andererseits liegt, genauer zugesehen, darin ebenso sehr

eine realdialektische Potenzirung ihrer selbst. Denn sofern sie sich gegen das Souverain-Logische kehrt, ist die Realdialektik doch zugleich selber ein dialektischer Umschlag der ganzen bisherigen — eben durch und durch logisch gearteten — Fortschrittsbewegung, eine Umkehr in deren Richtung. Sie bleibt also in soweit ihrem Princip doch auch wieder getreu, als sie selber die polarische Drehung darstellt, welche sich jenseit eines gewissen Indifferenzpunktes (wie solchen der Skepticismus repräsentirt) vollziehen muss.

Doch hiervon abgesehen: den Evolutionismus, welchen das Hegelthum in die werdenden Dinge selber verlegt, wir betonen ihn ja für die — subjectiv innerlich verlaufende — Geschichte der Begriffe. Die Denkproducte sind uns ein Gewordenes, nicht ein dem Denken vordenklich Voraufgehendes. Die Begriffe sind unserm Realismus nichts weiter, als die psychologischen Voraussetzungen der generalisirenden Sprachbildung und als solche nicht im Stande, der discursiven *ratiocinatio* und deren Formen eine wirklich sachliche Geltung zu verschaffen. Längst, ehe in Menschenhirnen der Begriff der Identität oder Constanz sich zur Klarheit durchgerungen, gab es da draussen im Weltgang die Correlate dieser Begriffe. Uns ist das Gedachte unabhängig von dem Worte, in das es sich kleidet; aber damit, dass wir ein objectives Correlat dessen, was als subjectiv Gedachtes „Gesetzlichkeit“ heisst, anerkennen, ehe es irgendwo als solches gewusst wird, hypostasiren wir nicht alles derartige Nochnichtgewusste zu jener objectiven Macht des bekannten (oder doch für bekannt geltenden) „Unbewussten“. Die Geschichte des menschlichen Denkens und Wissens (der Philosophie und der Einzelwissenschaften) interessirt uns nicht — wie den Hegel und dessen Schule — als der Rahmen des Weltgeschehens selber, als das Gemälde (die „Phänomenologie“) „der sich entwickelnden objectiven Begriffsmacht“, „der zu sich selber kommenden Idee“, sondern nur als die Summe der psychologisch sich herausarbeitenden Anschauungstypen, mit denen die exacte Forschung als mit ihren eigenen, an Genauigkeit stetig (?) zunehmenden Niederschlägen hantiert. Da fragen wir uns denn: welcher unter diesen logischen Gebilden sind wir schon ganz und voll mächtig und gewiss geworden, d. h. so, dass keine Folgezeit ihre Richtigkeit mehr in Frage stellen kann? — und hinwiederum: welche bedürfen noch weiterer Correction, ehe sie zu einem sicheren Eigenthum werden?

Wäre dies nicht ein so mühsam am Saume der Erfahrungsstrasse sich hinziehender Weg, gäbe es keine Geschichte der Wortbedeutungen, keine — die Prägungen der verschiedenen Sprachen unter einander vergleichende — Synonymik, keine nur allgemach in allgemeine Fassung sich umschmelzenden Wahrnehmungen: dann wäre ja das weltbegreifenwollende Fragen gleich bei seinem ersten Erwachen sofort auch an seinem Ziele gewesen, und die erste Begriffssprache hätte den nachfolgenden Geschlechtern keine Arbeit mehr übrig gelassen — wie ja in der That jene Logophilen wähnten, welche in der Grammatik ihrer Philologen schon den Inbegriff des ganzen Weltverständnisses, allerdings bequem genug, unterm Arm zu tragen sich einbilden mochten — ein Standpunkt, der vollends überwunden ward, seitdem man inne geworden, wie auch die vollkommensten Sprachen mit ihren tausendfach sich nuancirenden Begriffs-Formationen und -Relationen, solange sie lebende sind, niemals etwas Fertiges, bestenfalls nur ein Approximatives, ein die Einsicht Vorbereitendes und leider auch, zumal in Zeiten rasch zunehmenden Sprachverfalls (der meistens auf dem Wege des Hyperabstracten sich zu vollziehen pflegt), öfters ein sie zum Voraus störendes und trübendes Material uns darbieten.

Der Wahrnehmung eines so langsamen und unsichern *modus procedendi* gegenüber könnte auf einen Augenblick der Einwand stutzig machen: warum in aller Welt ging denn nicht die Accommodation des Gehirndenkens an die Wirklichkeit sofort auf kürzerem Wege im conträr-logischen und realdialektischen Sinne vor sich? Jedoch ebenso rasch wird man sich besinnen, dass letztere einen geradezu doppelt so complicirten Denkmechanismus erfordert, und dass — einmal evolutionistisch gesprochen — die in aller Entwickelung waltende *parsimonia naturae* (was Avenarius in besonderer Anwendung auf's Denken als das Princip des kleinsten Kraftaufwandes durchgeführt hat) es als ganz „natürlich" erscheinen lässt, dass auch hier kein Sprung geschah, sondern die anfängliche Enge des Blicks zunächst nur die logisch rechtläufige Seite am Wirklichen zu erkennen gestattete und sich allmählich grade so in dieser Oberflächlichkeit des nächsten Scheins verhärtete, wie die unreflectirte Wahrnehmung in dem Glauben, die Sonne sei es, die sich um uns herumbewege. Das Denken muss zuvor in gewissem Grade die Schwerfälligkeit einer ausschliesslich gradlinigen Fortbewegungsweise abgestreift und

in entsprechendem Maasse die Gewandtheit (recht eigentlich: „Volubilität“) abstracterer Selbstführung sich angeeignet haben, ehe es der Einsicht in dialektisch geartete Seins- und Wirkungsweisen zugänglich wird. Jedenfalls haben wir es als historisch-psychologische Thatsache zu respectiren, dass erfahrungsmässig eine zu höherer, freierer und unbefangenerer Umschau sich erhebende Reflexionsfähigkeit — in vollem Einklang mit den Analogien aller andern psychischen Entfaltungsprocesse — erst auf den spätest erreichten Bewusstseinsgipfeln sich einfindet. Insofern hat die Realdialektik gar nichts dagegen, wenn man sie als hinüber- und herübersehende „Reflexionsphilosophie“ classificirt, wofern man darüber nur nicht ihren Ursprung aus dem Willensgrunde verkennen will. Denn allerdings tritt sie in bewussten Gegensatz zu dem, was das eigentliche Wesen jeder naiven Anschauung ausmacht: von sich und somit von den im eigenen Innern vorhandenen Widersprüchen noch nichts zu wissen. Bei Australnegern hat man kein realdialektisches Selbst-Bewusstsein zu erwarten, ob sie zwar — wie alle bewussten Wesen — in ihren Anschauungen und Empfindungen unbewusst an ihrem Theil gleichfalls Actualitäten der realdialektischen Potenzen in sich tragen — und obgleich sie sogar in ihren Lebensformen den unverlierbaren Reichthum der äussersten Armuth darstellen, ja in ihrer Besitz- und Familienlosigkeit genau dasselbe Ideal realisiren, welches als raffinirtestes Resultat complicirtester Berechnungen dem consequentesten Socialismus vorschwebt, so bleibt es doch das Wesen der Naivetät, „einfältig“ zu sein.

Da dürfen wir denn wohl mit einiger Zuversicht vermuthen, dass auch förderhin der „Fortschritt“ für die Zukunft in der Richtung der „Duplicität“ der Realdialektik belegen sein werde, zumal wenn E. v. Hartmann Recht hat mit dem, was wir, unbeirrt durch die seinsollenden Retractationen seiner Anm. 118 der zweiten Auflage, dem Text der ersten entnehmen, wo er sich in anonymer Selbstpolemik vom Standpunkt des Darwinismus so aussprach: „Nicht deshalb haben im Kampf der Associationsformen im Denken die logischen Associationsformen den Sieg davongetragen, weil sie logisch, sondern weil sie praktisch sind, weil *sie allein* den *thatsächlichen* Verhältnissen entsprechen — und dass sie hintennach sich als logisch herausstellen, ist ganz ausschliesslich dadurch bedingt, dass die thatsächlichen Verhältnisse, aus der Anpassung an welche sie ent-

standen sind, ebenfalls logisch sind" — (womit, wen die Feststellung der Priorität des Gedankens interessirt, vergleichen mag, was ich bereits auf den Schlussseiten meiner Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" gesagt hatte, mit welcher ich doch wohl dem „noch nie dagewesenen" Selbstpolemiker etwas zuvorgekommen sein muss, da sich dieselbe u. A. auch auf dem Umschlag jener ersten Auflage, und zwar als bereits erschienen, annoncirt findet — hier aber brauche ich zur Fortführung des jetzt in Rede stehenden Gedankens nur noch hinzuzufügen:) soweit sie sich nicht nachträglich einer tiefer eindringenden Auffassung als realdialektisch erweisen. Aber der „praktischen" genügte allerdings einstweilen die logische Gesetzlichkeit. Das eigentlich praktische Interesse wird von der Realdialektik erst sehr spät berührt. Solange dies vorwaltet, sind Einem die Augen gehalten, dass sie zu tiefer eindringender Perception nicht gelangen können.

Erst wenn sich der Mensch auf Grund pessimistischer Erfahrung abgekehrt hat von den Zwecken der Willensbejahung, die als einseitige ungestört logisch rectograd verlaufen, kann er diejenige Unbefangenheit gewinnen, ohne welche immer wieder das Veto der Logik die Selbstverwirklichung des realdialektischen Gedankens suspendirt. So lange zeigt sich auch in diesem Bezirk der Communionsprovinz der Primat des Willens übermächtig: erst muss bis zu einem gewissen Grade die Emancipation des Erkennens vom Wollen vollzogen sein — worein ja Schopenhauer das eigentliche Kriterium des Genie's setzt — ehe sich der Geist (Intellect) getrauen darf, den Vorschriften seiner „angestammten" Gesetzgebung zu opponiren. Solange das Denken sich noch nicht den Banden logischer Allgewalt entwunden, so lange steht es noch auf dem niedern Niveau jener Allgemeinheit, welche zugleich die Gemeinheit ist, und insoweit war Hegel vollständig im Rechte, über das „gemeine Bewusstsein" so abfällig zu urtheilen, und der geistreiche du Prel secundirt ihm in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Trüglichkeit der Instanz des „Gesunden Menschenverstandes" in einer Weise, welche vor der Zweizüngigkeit des damit vertretenen Clienten ohne Frage das Lob unumwundener Ehrlichkeit voraus hat. Uns geht insbesondere die Stelle an, wo du Prel sich rückhaltlos dem realdialektischen Gedanken eine weite Strecke entgegen bewegt (a. a. O. S. 112 ff. Anm.): „beim Beginn des Weltprocesses ist die vom blinden Willen gesetzte Welt nur vernunftlos (privativ

genommen), alogisch. Wenn aber schon dieses ... in Widerspruch mit der Allweisheit des Unbewussten steht, so steigert sich dieser Widerspruch in der Philosophie Hartmann's noch unendlich, indem dieser den Weltprocess in seinem Verlauf durch Individuation und Bewusstsein zum positiv unvernünftigen, antilogischen werden lässt. Und wenn man Hartmann fragen würde, wie sich das mit der Allweisheit des Unbewussten vertrage, so würde er die Antwort geben, darin documentire sich diese erst recht."

Freilich bekennt sich derselbe du Prel auch zum Ausspruch Jean Paul's, dass alle Philosophie genöthigt sei, die Sprache der Nichtphilosophie zu reden. Immerhin aber mag solch anständige Bundesgenossenschaft die Realdialektik ermuthigen, nicht als Gegensatz, sondern als rechte Auslegung des alten *Sapere aude!* auf ihre Fahne die Devise zu schreiben: *Aude desipere!* jedoch nicht ohne die stille Hoffnung, es könne auch ihr dereinst ein Tag des Trivialgewordenseins beschieden sein, wo sie sich zur Vulgarlogik nicht anders verhalten wird, als wie heutzutage die Theorien der Physiker von Licht- und Schallbewegungen zu den unreflectirten Gesichts- und Gehörwahrnehmungen.

Demnach würde die durch Abstraction vermittelte logische Auffassung der Welt nichts weiter zu bieten vermögen, als sozusagen ein pädagogisch-didaktisches Interimisticum oder eine exoterische Propädeuse, welche sich zur vollen Wahrheit etwa so verhält, wie die Sinnestäuschung eines Wilden zum copernicanischen System — als eine Elementarstufe des Weltverständnisses, welche grade so gut durch höhere und adäquatere Erkenntnissformen zu überwinden ist, wie die bloss sinnliche Empfindung der Wärme und dergleichen durch die richtige und vollständige wissenschaftliche Einsicht in das wahre Wesen all derartiger Objecte des Empfindens.

Das Alles aber giebt der Realdialektik das Recht, das Tribunal der gemeinen Logik als ein zu ihrer Aburtheilung ebenso incompetentes Forum zu perhorresciren, wie jede echte Philosophie es sich längst verbeten hat, von Hinz und Kunz nach den Regeln des „gesunden Menschenverstandes" hingerichtet zu werden.

Indirect geht aus diesem Capitel das positive Ergebniss hervor, dass für die Realdialektik Möglichkeit und Denkbarkeit verschiedenen Umfangs sein müssen, und damit entsteht die weitere Aufgabe, das Verhältniss dieser Beiden zueinander einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

13. Das Mögliche und das Denkbare.

Wenn möglich ist, was verwirklicht werden kann, so scheint es zunächst, dass dessen Bereich ein viel engerer sein müsse, als der des Denkbaren, wenn so Alles heissen soll, was sich vorstellen lässt. Allein anders stellt sich die Sache, wenn wir letzteren Begriff einschränken auf das, was mit den sogenannten Gesetzen des logischen Denkens und insbesondere mit den metalogischen Principien der Identität und des Widerspruchs in Einklang zu bringen ist.

Andere sind auch hierfür die Maassstäbe der Realdialektik. Für die tritt ein scharfer Unterschied zwischen dem Denkbaren und bloss Vorstellbaren zu Tage. Was weiter nichts erfordert als den unmittelbaren Spiegelreflex receptiver Geistesthätigkeit, tritt nicht in Conflict mit den Forderungen der Logik; ein solcher Zwiespalt tritt erst ein bei den Versuchen, zu definiren und auf dem Wege syllogistischer Uebereinstimmung das Erkannte unter sich in Einklang zu setzen. Unsere Vorstellungen können den Dingen und Verhältnissen der Wirklichkeit genau entsprechen, ohne den Postulaten der logischen Concordanz unter einander Genüge zu leisten.

Aber nirgends hat auch die Realdialektik behauptet, vor der widersprechenden Natur des Seins verschwinde jeder Unterschied zwischen denkbar und undenkbar. Damit, dass ein Wesen in sich selbst entzweit ist und gleichzeitig Entgegengesetztes anstrebt, hört es nicht auf, an die bestimmten Schranken seiner Essentia und damit an gewisse unwandelbare Gesetze seiner Existenz gebunden zu sein.

Im Gegentheil: die Realdialektik theilt ihren Ursprung mit dem consequentesten Determinismus, und nichts liegt ihr ferner, als sich den Tollheiten der Lehre vom *liberum arbitrium indifferentiae* zu ergeben.

Andererseits jedoch ist das Rechenexempel, ob etwas möglich sei oder nicht, auch nicht so einfach zu lösen, wie der „gesunde Menschenverstand" sich sein Weltverständniss zurechtlegt, — deshalb nicht, weil der Ansatz zu demselben selber aus allen Chicanen negativer und irrationeller Grössen will enucleïrt sein.

Nachdem Kant in seiner Abhandlung über die negativen Grössen hierüber sich klar geworden war, sind es im Wesentlichen

nicht andere Pfade gewesen, die er gewandelt, als er sich aus dem Gedränge der Antinomien in das Reich eines Intelligibelen flüchtete, um alldort die Möglichkeit einer Freiheit zu postuliren, wie sie im Gebiet des bloss Vernünftigen ewig unausdenkbar bleibt.

Wir sahen bereits, wie die Realdialektik vollkommen berechtigt bleibt, Alles zurückzuweisen, was innerhalb einer gegebenen Begriffserklärung als ein Widersinniges sich den Anforderungen der Denkbarkeit widersetzt; denn als Realdialektik will sie ihre Zuständigkeit nicht ausgedehnt wissen über den Bereich erfahrungsmässig erkannter Wirklichkeit hinaus — insbesondere ressortiren willkürlich erklügelte Denkkunststückchen nicht vor ihrem engeren Forum — darüber ein Urtheil abgeben zu sollen, kommt ihr nicht anders vor, als wie wenn ein Märchendichter sich darauf steifen wollte, zu erklären: niemand könne ihm die Unwahrheit der von ihm ersonnenen Geschichtchen beweisen. Auf dem Gebiet der ganz abstracten, keiner Erfahrungscontrole sich mehr unterwerfenden Vernunft giebt es kaum mehr absolute Unmöglichkeiten, als auf dem der völlig ungehemmt schaltenden Phantastik. Desto zahlreicher werden dieselben innerhalb der Schranken des empirisch Wirklichen, von welchem die Realdialektik eben als solche sich ja auch ihre eigenen Grenzen vorschreiben lässt. Sie begnügt sich damit, die Geltungssphäre des Logischen auf dessen eigenste Domaine einzuschränken, nämlich eben auf's Denken, und damit auszuschliessen vom Bereich des Seins, als welches nun einmal in seiner Gegebenheit sich der logischen Legislatur nicht will unterwerfen lassen, vielmehr in seiner innersten Qualität die logischen Urgesetze Lügen straft, und zwar dergestalt, dass der Realdialektik die Wirklichkeit als ein, nach blossen Denknormen bemessen, Unmögliches und das nach logischen Postulaten für ein unmögliches Ausgegebene als ein faktisch Nothwendiges dasteht — oder umgekehrt: die Realdialektik behauptet das Nichtdasein des logisch Nothwendigen (also z. B. des teleologisch correct Vollendeten).

Sie hat ja einen ihrer energischesten Proteste gegen jene Pseudologiker gekehrt, welche nicht aufhören wollen, die ewig incommensurabelen Geraden ihrer logischen Correctheit an die ebenso ewig unrectificirbaren Curven der wirklichen Welt als angeblich einzigen und allgemeingültigen Maassstab anzulegen. Den Willen aber soll uns das Logische nicht meistern wollen. Dagegen giebt

dem Logischen nichts die Befugniss, gegen die Anwendung seiner eigensten Maassstäbe auf seinem eigensten Felde sich sträuben zu dürfen. Darum verlangt die Realdialektik von der Mathematik, die solle niemals vergessen, wie sie nur deshalb und insolange auf ihre saubere Selbstbewährung pochen dürfe, weil und als sie das Gebiet der formalen Relationen nicht überschreitet und sich materialiter vorbehält, **je nach Bedarf der widersprechenden Wirklichkeit** die Vorzeichen ihrer Grössen zu wechseln. Deshalb, weil sie sich durch nichts provociren lässt, das Glatteis formal unanfechtbarer Syllogistik zu betreten, durfte die Realdialektik es sich auch verbitten, dass man sie zu Anerkennung der Consequenz verleiten wollte, etwas sei darum, weil es durch und durch antilogisch sei, nun sofort auch schon realdialektisch. Weil sie nicht das System des realisirten, bloss in traumhaften Phantasien möglicherweise „vorschwebenden“ Unsinns sein will, darf man ihr auch nicht die Last aufbürden wollen, sie solle sich jeden beliebigen Nonsens vom Leibe halten, den irgendein Hansnarr ihr nachzusagen gut und zweckmässig finden möchte. Sie überlässt es einem Jules Verne, sich den Spass zu machen, mit seinen ausschweifendsten Phantastereien scheinbar noch innerhalb dessen sich zu bewegen, was in dem Sinne noch ein physisch Mögliches bleibt, als es keine Voraussetzungen erfordert, die nicht innerhalb der uns bekannten Naturkräfte und der Gesetze dieser allenfalls noch für „vorstellbar“ passieren könnten.

Als das eigentlich und wahrhaft — auch im Sinne der Realdialektik — Unmögliche wird sich thatsächlich nur allzu oft grade das herausstellen, was an dem gegebenen Punkte nach Vernunftconsequenzen als das eigentlich Unausbleibliche möchte erheischt werden. Da lacht ja der Humor am hellsten auf, wenn grad' im Moment des Ausführenwollens das als baare Unmöglichkeit sich erweist, was die Vernunft am allerentschiedensten fordert — und doch liegt sicherlich in solchem Gebaren nicht das Mindeste von der Albernheit *(folie)* eines Carnevals-Hanswurst — zumal damit ja nicht das Geringste von den Qualen erspart bleibt, welche jede Unerreichbarkeit eines Ideals mit sich bringt — nur dass eben im Humor der selbstentzweite Geist zugleich als der selbstbefreite auftritt, indem er das Erkenntnisstheoriewidrige seines eigenen Erkennens vollauf erkennt.

Indem wir aber uns Denen beizählen, welche von Kant ihr Theil gelernt haben und sich diesem gewaltigen Weltaus-

kehrer für das beste Theil ihres Wissens in vollem Maasse verpflichtet fühlen, dürfen wir *mutatis mutandis* die Formel acceptiren: im *mundus noumenon* hat Manches für möglich zu gelten, was im *mundus phaenomenon* als ein schlechthin Unausdenkbares sich darstellt — oder wie wir es lieber ausdrücken möchten: in der *existentia* gelten die logischen, für die *essentia* die realdialektischen Principien, so dass sich die Realdialektik versucht fühlen könnte, zu Ehren Kant's, wie zu noch schärferer Formulirung ihrer eigentlichsten Tendenz, den Namen Essentialdialektik anzunehmen.

Genau genommen, kommt ja dem Kant'schen Ding an sich selber als einziges Merkmal die Unvorstellbarkeit zu, sofern man eben das darunter versteht, was nicht darin aufgeht, Vorstellung zu sein. Deshalb hat man sich ja neuerdings darin gefallen, es lediglich als einen „Grenzbegriff" zu charakterisiren — und Schopenhauer concludirte eigentlich *ex meris negativis*, als er demzufolge glaubte, dem Ding an sich all die Merkmale (Räumlichkeit, Zeitlichkeit, Vielheit) absprechen zu dürfen, welche als apriorische und „bloss" subjective Bestandtheile des Vorstellungsseins von ihm nachgewiesen wären. So entrückte man das Ding an sich der Causalität und damit jeder Frage nach einem Warum und meinte so, dem Ding an sich alle Endlichkeit abgestreift, *eo ipso* aber jeden Pluralismus und vollends Individualismus „unmöglich" gemacht zu haben.

Dem gegenüber sagt die Realdialektik: die Denkunmöglichkeit ist uns kein undurchbrechbarer Riegel. Wie das Ding an sich in dem einzigen Merkmal der Unvorstellbarkeit seinen ganzen Begriff hat und darum doch nicht aufhört, ein schlechthiniges Denkpostulat zu sein, so hat man den Begriff des Widerspruchs mit dem der inneren Unvereinbarkeit erschöpfen wollen und doch nicht hindern können, dass man den Sitz des Seinswiderspruchs in der Essentia selber entdeckte und nur dem gewissermaassen niedern Bereich blosser Phänomenalität oder Existentialität die Geltungssphäre logischer Correctheit zuwies.

Wenn, was in der Erscheinung als unvereinbar sich darstellt, es damit noch nicht an sich auch wirklich zu sein braucht, so lassen sich eine Reihe von Anständen aus dem Wege räumen, welche dem realdialektischen Princip entgegentreten.

Es klingt z. B. unwiderleglich genug, was E. Dühring beibringt für die Unmöglichkeit, sich einen Punkt in Beziehung

auf einen ausdehnungslosen Zeittheil zugleich als bewegt und als unbewegt vorzustellen, und bestechend genug scheint die Analogie zwischen Bewegung und Willensthätigkeit, um auf diese sogleich dieselbe Schlussfolgerung zur Anwendung zu bringen. Allein dennoch drängt sich eben so unabweisbar sofort ein nicht minder bestimmtes Gefühl davon auf, dass es sich doch in beiden Fällen um zweierlei, also nicht um ein Identisches handle. Denn die Bewegung steht offenbar nur in Beziehung zur Willensbethätigung, zur Existenz des Wollens, nicht zur Essenz des Willens an sich, und nur was von der actuellen Ausführung gilt, kann in Parallele gestellt werden zur effectiven Bewegung, nicht was von der — noch in der Potenzialität verharrenden — Essenz selber zu sagen ist. Dieser vindiciren wir ja in einem gewissen Sinne mit allem Fug das Prädicat der Zeitlosigkeit, der Ewigkeit, insofern wir die Essenz als ein Unwandelbares uns denken, welchem kein Wechsel der Zeit irgend etwas in seiner Subsistenz anhaben könne. Erst die Beziehung auf die Zeit aber ist es, mittels deren es Dühring gelingt, der Vorstellung von dem zugleich Bewegten und Unbewegten den Vorwurf anzuheften, dass sie unvollziehbar bleibe, weil sie gegen das Identitätsgesetz in seiner Grundform verstosse (wonach das Identische nicht als ein Verschiedenes darf vorgestellt werden) und somit eine absurde Conception sein würde.

Und ganz in demselben Sinne reducirt Dühring (a. a. O. S. 72) die Widerlegung des absoluten Freiheitsbegriffs auf die Unmöglichkeit, sich einen bestimmten Zeitpunkt der Zukunft zugleich von einer bestimmten Handlung ausgefüllt und nicht ausgefüllt zu denken — etwas, was zu bestreiten die Realdialektik, an welcher ihr streng deterministischer Charakter ja eine Hauptstütze ihrer Willensmetaphysik ausmacht, am allerwenigsten Ursache hat; denn die Freiheitsfrage bezieht sich allemal auf das Verwirklichen- — nicht auf das blosse Wollen- — können, und grade als ewige Selbstentzweitheit ist das Wollen über die einfache Disjunction hoch hinausgerückt: es fragt sich in ihr nicht, ob dem einen oder andern Motiv gegenüber diese oder jene Handlung erfolgen müsse, sondern ob entgegengesetzte Handlungen zugleich und mit gleicher Nothwendigkeit können gewollt werden. Das *liberum arbitrium* entscheidet nur über Thun oder Unterlassen; die Realdialektik aber hat das allem Thun oder Nichtthun vorausgesetzte Wollen und Nicht-

Wollen zu ihrem Betrachtungsgegensatze, die subsistirende *voluntas*, nicht die bloss existirende *volitio* oder gar die bloss phänomenale (scheinbar-existenzielle) Velleïtät (der blossen Selbsttäuschung).

Gegenstand der realdialektischen Willensmetaphysik ist jene Duplicität eines schlechthin simultanen Ineinander von Wollen und Nichtwollen, ohne welche alle Thatsachen der Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Selbstverleugnung, Selbstaufopferung ein ewig unbegreifliches Räthsel bleiben, unausdenkbar, weil nur herleitbar aus dem zu Grunde liegenden Real-Urwiderspruch, wie ihn einzig und allein unsere Essentialdialektik rückhaltlos anerkennt.

Aber es tritt noch ein Weiteres hinzu, warum ein zugleich Wollendes und Nichtwollendes eher denkbar ist, als ein zugleich Bewegtes und Nichtbewegtes vorstellbar. Bei jedem Bewegten haben wir uns einen Träger der Bewegung zu denken, der in einen passiven Zustand versetzt wird; das Wollen dagegen kennen wir als sein eigenes Subject, — Function und Functionirendes in Einem, — und damit als das absolut Active, als das in reinster Spontaneïtät ganz ausschliesslich durch seinen eigenen Inhalt Bestimmte (obschon erst durch den nach aussen projicirten Inhalt in Form eines von aussen auf es zurückwirkenden Impulses — Motivs — in Actualität Versetzte).

Alle Actualität ist nun aber der Zeit verschrieben — also gilt von den einzelnen Willensacten dasselbe, was von den Bewegungen: sie dulden keine Verwirklichung von entgegengesetzten Prädicaten im ausdehnungslosen Zeittheil — zeitlich kann sich das an sich innerlich Sichwiderstrebende nur in der Form des Nacheinander actualisiren. Aber dies ist eine „allgemeine Eigenschaft“ des Wollens schon als solchen und diesem nicht etwa erst durch ein logisches Gesetz aufgenöthigt — auf ihm beruht ja insbesondere das ganze Geheimniss der *causa finalis*, und die materialistische Superweisheit hat sich von jeher gewaltig klug gedäucht, so oft sie jeder Art von Teleologie die banale Phrase entgegenschleuderte: was noch nicht ist, kann doch auch noch nicht wirken, so wenig etwas da wirken kann, wo es nicht ist — eine Instanz, mittels welcher bekanntlich der *actio in distans* der Garaus gemacht werden sollte, obgleich grade der absolute Materialismus der reinen Mechanisten eines derartigen „Hülfsbegriffs“ am allerwenigsten entrathen kann.

So sind es denn auch hier wieder die ältesten und anders nicht zu beseitigenden Aporien, welche der Realdialektik in die Arme treiben, und selbst ein E. Dühring, wie positivistisch er er sich sonst auch geberden mag, muss sich gelegentlich zu einem Zugeständniss bequemen, welches ganz in den Gleisen der Realdialektik einherläuft, obgleich bei ihm die Argumentation grade an der Hand des Identitätsprincips vor sich geht: nämlich für die Behauptung (a. a. O. S. 48), dass die einheitliche Combinationsbewegung eines Moleculartheilchens nur dann oder deshalb zu einer Vorstellung von den combinirten Elementarantrieben führen könne, wenn oder weil nicht — wie doch die Mechanisten wollen — die Bewegungserscheinung, sondern deren erzeugende Kräfte den unmittelbaren Gegenstand der Wahrnehmung bilden — doch gewiss *in optima forma* ein Anerkenntniss nicht bloss des Unterschiedes von Phänomenalität und Ansich, sondern zugleich für die intuitive Natur unserer Fähigkeit zur Synthese der einzelnen Wahrnehmungselemente — Beides Dinge, von denen sonst die Positivisten so wenig etwas wissen wollen, wie ihre Herren Vettern, die reinen Mechanisten der physiologischen oder descendentalen Schulung.

Ohne der Mystik eines *Nunc stans* uns zu ergeben, dürfen wir doch getrost — gegenüber dem Nacheinander in der Relativität blosser Erscheinungen — dem Ding an sich ein absolutes Zumal (*simul*) beilegen.

Wie, wer wahrhaft offenen Auges in die Natur hineinblickt, sich der Einsicht nicht verschliessen kann, dass sich als Erscheinung in ein Auseinander von Zwecken zerlegt, was wir uns an sich als einen in sich ungetheilten Willensinhalt zu denken haben — wie also hier eine Nichtidentität zwischen der Vielheit der Verwirklichungsphasen und der Einheit des Verwirklichungsstrebens sich nicht verkennen lässt: so stellt sich in der Phänomenalität der Actualisirungen als ein Gegeneinander successive sich effectuirender Widersprüche dar, was wir — aller Erscheinungslogik zum Trotz — uns doch als ein Ineinander im Ansich eines selbstentzweiten Einen und eines einheitlich subsistirenden Selbstentzweiten denken müssen — ein Paar ehrlicher *contradictiones in adjectis*, welche wir doch eben als solche für den einfach adäquaten sprachlichen Ausdruck für das eigentliche Wesen sämmtlicher Weltessenzen anzusehen, durch unbefangene Auffassung des Gegebenen uns genöthigt finden.

In der Existenz giebt es blosse Eigenschaften — die dürfen sich nicht widersprechen, denn sie stehen als Prädicate eines Subjects unter der Botmässigkeit des logischen Gesetzes, als Inhärenz in Abhängigkeit von der Substanz; aber diese selber muss erkannt werden in ihrer Beschaffenheit, welcher als solcher nicht (wie der blossen Eigenschaft) eine Correlation zu einem subjectiven Erkennen eignet, welche vielmehr in ihrem reinen *An-und-für-sich* nicht fragt nach Prohibitivbestimmungen einer an sie gar nicht heranreichenden Logik und darum auch der Möglichkeit nicht entzogen (durch kein undenkbares „Drittes" davon „ausgeschlossen") zu sein braucht, als ein innerlich Widersprechendes gedacht zu werden.

So kann denn auch die Essentialdialektik sich vollkommen einverstanden erklären mit Sätzen wie (Dühring a. a. O. S. 57): „Die Thatsächlichkeit ist allerdings der letzte Grund aller Satzungen; sie ist die einfachste Form, auf welche alles Wissen in letzter Instanz zurückgeführt werden muss. *Allein in dieser Beziehung stehen apriorische und empirische Einsichten auf gleicher Linie*" — nur dass wir daraus die Consequenz ziehen: also haben wir uns auch der etwaigen Thatsächlichkeit eines im Selbstentzweitsein vorhandenen Widerspruchs zu fügen. Insofern sind wir positiver gesinnt als die Positivisten selber, wenn diese noch (a. a. O. S. 58) vor einer „apriorischen Unmöglichkeit" die Segel streichen — und berufen uns dafür wieder auf die gleiche antipanlogistische Anschauung, welcher (ebendaselbst S. 59) der Ausspruch entstammt: „Die Nothwendigkeit der reinen Verstandesbestimmungen gründet sich nicht eigentlich in den Denk- und Vorstellungserzeugnissen, sondern in einem Zwange, der von einer Macht ausgeht, *die das Denken nur hervorbringt, aber nicht selber Denken ist*" — für uns eben der metaphysische Urwille.

Weil uns aber die Selbstentzweiung dieses Urwillens ganz ebenso ein Thatsächliches ist, wie „die thatsächliche Verfassung des formalen Verstandes", nämlich eben „die thatsächliche Verfassung des Systems der Dinge und Vorgänge" (a. a. O. S. 58 oben), so müssen wir neben den (ebenda Mitte) „erfahrungsmässigen Unvereinbarkeiten und Ausschliessungen" auch erfahrungsmässige Vereinigungen von apriorisch Unvereinbarem gelten lassen — und zwar genöthigt durch jenen selbigen realen „Zwang", welcher in aller aus empirischer Quelle überhaupt stammenden

Erfahrungscombination waltet. Denn darin bekennen wir uns ja eben als Realisten, dass wir dem Subsistirenden als dem auf dem Grunde des empirisch Gegebenen zu Suchenden nachspüren und uns nichts aus blossen Gedankengespinnsten aufoctroyiren lassen, wie die Panlogisten, welche decretiren: es muss so sein, weil es nur so sich denken lässt! So ist unser Empirismus ein consequenterer selbst als der Derer, welche sich ihres Positivismus rühmen und Antimetaphysiker zu sein vorgeben, obgleich sie im Conflictsfalle das Wirkliche dem bloss Denkbaren — ihren angeblichen „apriorischen Unmöglichkeiten" — preisgeben. Erst damit, dass wir unsere Begriffe von Nothwendigkeit (auf welche uns die nächsten Capitel nochmals zurückbringen werden) und Möglichkeit in eine zuverlässigere Sphäre als die des blossen Denkens entrückten, gewannen wir einen Halt, dessen Festigkeit, trotz all seiner innern Zerklüftung, die Prätensionen jedes ganz rein auf sich selber sich stellenden und eben darin seine Unerschütterlichkeit suchenden Denkens arg zu beschämen geeignet scheint — so zwar, dass wir mit Dühring, wenngleich vielleicht nicht ganz in seinem Sinne, sagen können (a. a. O. S. 72): „dass das Dasein logischer Funktionen für sich selber keine andere Realität als eben die der Form dieser Funktion gewährleiste"; denn das heisst doch wohl: der absoluten Realität gegenüber giebt es für die Gesetze logischer Relativität kein Einspruchsrecht: ist das Widersprechende, so kann es seinen Bestand auch aller Logik zum Trotz behaupten.

Auch die Realdialektik bleibt gewillt, „das Nichtidentische als nichtidentisch zu denken", aber sie wahrt sich das Recht, das Widersprechende als essential-existent zu poniren, denn also fordert es unabweisbar die Seinsnothwendigkeit, und deshalb wenden wir uns an dieser Stelle zurück zu einer Betrachtung von deren Verhältniss zur „blossen" Denknothwendigkeit.

14. Das Seins- und das Denknothwendige.

Die Realdialektik ist nichts weniger — und wir nahmen schon wiederholt Gelegenheit, eine dahin zielende Erklärung abzugeben — als ein Product der Willkür oder gar ein blosses Conglomerat launenhafter Einfälle, sondern, so gut wie alles Andere, was in der Welt sich in's Leben ringt und sein Dasein

fristet, ein Kind aus dem Schoosse der unerbittlichen Ἀνάγκη des Seins geboren, gezeugt in Noth und Zwang vom Sohne des allschaffenden Willens, dem in hartem Frohndienst arbeitenden Intellect. Bei solcher Herkunft müsste es sonderbar zugehen, wenn diese Tochter nicht ein sehr klares Bewusstsein um Alles, was nothwendig heisst im Himmel und auf Erden, sollte zur Welt gebracht haben.

Aber noch wunderbarer wäre es, wenn sie bei der Constellation, welche ihren Lebensgang beherrscht, nicht auch alsbald innegeworden, wie selbst dem Nothwendigen der nämliche Widerspruch eignet, wie allem Andern — wie es eine zweifache Nothwendigkeit giebt, eine der andern widerstreitet, und dieser Zwiespalt die Unseligkeit alles bewusst Seienden verdoppeln „muss". Fielen die Nothwendigkeiten des Seins und des Denkens harmonisch zusammen, wie die Partialtöne eines Akkords, so wäre dem nach Wissen trachtenden Erdensohne seine schlimmste Qual erspart geblieben. Nun aber zerrt ihn die eine hierhin, die andere dorthin, und wie überall in der Welt, wo es Conflicte giebt, stellen sich auch hier Parteien ein mit ihren vergifteten Gehässigkeiten, aus arg ärger zu machen, und zwischen diese mitten hinein gestellt muss die Realdialektik obendrein all die Unzuträglichkeiten eines neutralen Verhaltens über sich ergehen lassen. Denn allerdings gehört ihre Neutralität zu der Art der bewaffneten, die sich gegen beide Antagonisten wehren muss, weil sie gegen beide gerecht sein möchte. Da soll sie gleich anfangs einen Rang- und Prioritätsstreit zwischen Beiden entscheiden: von Seiten des Seins wird geltend gemacht: ohne Seiendes giebt es nichts Denkendes — und das Denken beruft sich auf die, ob nicht logische, so doch psychologische Unmöglichkeit, irgend ein Sein anders, denn als ein Vorstellungssein „denken" zu können, und nennt es überdies eine Absurdität, denken zu wollen und doch den Gesetzen des Denkens unbedingte Huldigung zu versagen — denn, meint es, wer sich von der zwingenden Gewalt logischer Nothwendigkeit emancipiren will, der braucht gar nicht erst zu denken anzufangen, der bleibt dann in all seinen Erkenntnissversuchen ein Spiel desselben blinden Zufalls, der die Welt des vernunftlosen Wollens beherrscht.

In solchem Gedränge ist es sicherlich schwer, dem *Suum cuique* Genüge zu leisten, und die Realdialektik muss sich mit

dem undankbaren Schicksal anderer ehrlicher Schiedsmänner trösten, die auch jedesmal am Ende zu erfahren pflegen, dass sie „es Keinem recht gemacht."

Ihr Ausspruch lautet nämlich dahin, dass allerdings der Nothwendigkeit des Seins der Vor-Rang gebühre, jedoch aber auch der Nothwendigkeit des Denkens zukömmlicher Respect zu erweisen sei; und darüber, wie sie dies „zukömmlich" wolle begrenzt und verstanden wissen, findet der Urtheilsfähige bereits im Bisherigen die nöthigen Linien und Striche ausreichend gezogen, so dass bei einigem guten Willen niemand mehr in Zweifel darüber sein kann, ob wir wirklich der Absurdität uns zu verkaufen und zu überantworten Willens sind.

Wir liessen die Consequenz nicht zu, es müsse nun auch Alles, was, denknothwendig angesehen, ein Widersinniges sei, seinsnothwendig ein Wirkliches werden. Damit, dass die Realdialektik sagt: was auf logischem Gebiet als unmöglich erscheint, ist in der Realität unter Umständen das einzig Nothwendige und damit auch das einzig Wahre, sagt sie nicht — was man ihr freilich mehrfach hat unterschieben wollen —: was wahr sein soll, muss sich als ein logisch Widersinniges präsentiren — und damit, dass sie die absolute Vernichtungskraft bestreitet, welche dem Widerspruch von Seiten der Logik beigemessen wird und, soweit es sich um r e i n Logisches handelt, auch zugeschrieben werden muss, damit behauptet sie nicht etwa: der baare blanke Widerspruch an sich, gleichviel welcher Art und welchen Ursprungs (logisch oder real), reiche hin, als schöpferisches Princip aufzutreten und zu agiren. Im Gegentheil: unfruchtbareres kennt sie nichts, als den Gegensatz-Hocuspocus der blossen Begriffsdialektiker, und stimmt in nichts aus vollerem Herzen ein, als in Trendelenburg's Schlussstossseufzer solchen Narrentheidingen gegenüber (Log. Unters. 2. Aufl. I, S. 60): „Das Nichtssagendste von der Welt!"

Der Widerspruch, aus dem wirklich etwas hervorgehen soll, muss ein sachlich contradictorisches Verhältniss sein, nicht ein im blossen Wortlaut von Begriffen gegebener. Die Begriffe als solche sind ein ewig Impotentes.

Zum (Real-) „Princip" taugt überhaupt das Logische mit seiner blossen Denknothwendigkeit absolut nicht, weil sich in Wahrheit mit ihm allein „nie etwas anfangen lässt" — nicht einmal dialektisiren; denn selbst dazu schon gehören Realitäten,

denen die Begriffe erst abstrahirt sind, auf die man aber auch im dialektischen Denken muss hinüberschielen können, um reale Beziehungen zwischen den Begriffen zu gewinnen, wie sie letzten Endes selbst die blosse Gedankendialektik nicht entbehren kann. Sonst bleibt man in einer Caricatur der Realdialektik stecken, wie das Hegel'sche Werden sie bietet, das (im Eingang der „Logik") in dem dritten Nichts schwebt, welches zwischen dem ersten Nichts und jenem berüchtigten „Sein, welches gleich nichts ist", sich herumtreibt, und als ein Werden ohne ein Etwas, das oder aus dem wird, je nach Belieben als ein nichtswerdendes Werden oder als ein werdendes Nichts in die verbaldialektischen Formeln kann eingestellt werden.

Wo die Nothwendigkeit nichts weiter ist, als eine logische Kategorie, da kann es selbst „natürlichen Dialektikern" so gut gelingen wie supranaturalistischen Logikern, sie gar „elegant" abzuleiten mittels des „ausgeschlossenen Dritten". Dagegen bleiben ja dem Realdialektiker sogar Widerspruch und Nothwendigkeit (in denen auch Dühring die vollsten Gegensätze sieht) thatsächlich vereinbar; denn er lässt sich von gegebenen Situationen belehren, in denen z. B. vom Vermittler Offenheit und Verschwiegenheit nach der nämlichen Richtung hin in gleicher Stärke verlangt werden, oder in denen von Einem, für den soeben noch das Verbot: Du sollst nicht tödten! ein unbedingtes war, plötzlich als nächste und höchste „Pflicht" verlangt wird, möglichst Vielen den Untergang zu bereiten. Aber dafür besitzt der Realdialektiker an seiner Nothwendigkeit mehr, als einen bloss logisch deducirten Begriff, nämlich eine sachlich fundirte, im metaphysischen Wesen selber urständende factische Macht.

Soweit sie ein blosses logisches Correlat zur Unmöglichkeit sein soll, kann die Nothwendigkeit keine weitere Geltung haben, als der Begriff der Möglichkeit *qui* rein logischer selber, welcher als solcher mit dem der Denkbarkeit identisch ist, mit diesem zusammenfällt und dann nichts Anderes besagt, als dass etwas gedacht werden kann, wie die entsprechende Nothwendigkeit, dass etwas gedacht werden muss, womit über das Seinkönnen, resp. Seinmüssen noch gar nichts ausgesagt ist. Darum sahen wir ja eben auch die Realdialektik unberührt bleiben von der aus solchen Prämissen emanirenden logischen Legislatur, nach welcher das logisch Unausdenkbare auch factisch niemals sollte existiren können. Die Realdialektik vermisst sich nicht, dem

Sein die Gesetze des Denkens octroyiren zu wollen, sondern bescheidet sich, ihre eigenen Maassstäbe lieber jenem als diesem entnehmen zu müssen. So kommt sie ein gut Theil hinaus über jenen Zauberkreis blosser Tautologien, in welchem sich jede rein logische Betrachtung umgetrieben sieht, solange sie sich nicht entschliesst, ihr Correctiv zu suchen an den sie umgebenden Wesen und ihre eigenen Gesetze unterzuordnen denen des *ὄντως ὄν*.

Nur weil man ein unbegründetes Vorurtheil mitbringt, gelangt man dahin, auch ungerechte Anschuldigungen auszusprechen: man begeht die *petitio principii*, vorneweg an das Existirende einen logischen Maassstab anzulegen, und weil sich dem die Realdialektik sowenig wie die Wirklichkeit anbequemen will, so schilt man sie Unsinn.

Als wir*) das Wesen der Nothwendigkeit wie das der Wahrheit selber in das Verhältniss zwischen Existenz und Essenz setzten, hatten wir damit die Kategorie des real Möglichen und Unmöglichen in ihrem Vollbestande belassen, aber damit allerdings gleichzeitig die Warnung hingenommen, die reale Möglichkeit nicht ohne Weiteres mit der logischen zu identificiren, und demgemäss sich vor jeder präsumirenden Schlussfolgerung von der einen auf die andere sorgfältigst zu hüten. Denn wenn das metaphysische *Ens* ein in sich sich selber widersprechendes Wesen ist, so erleidet der Satz *Ab Esse valet consequentia ad Posse* bereits insoweit eine frappante Einschränkung, als sich von der Existenz einer Sache oder eines Verhältnisses schon nicht mehr auf deren logische Möglichkeit, d. h. auf die Vereinbarkeit ihres Erkenntnissausdrucks mit gewissen Forderungen der formalen Logik schliessen lässt, oder kurz: *ab realiter Esse non valet consequentia ad logice Posse.* Wo nun aber die realdialektische Natur des metaphysischen Grundwesens Erscheinungen hervorbringt, die sich nicht einrahmen lassen in die logische Congruenz, oder wo umgekehrt logischen Postulaten von der Wirklichkeit ein unzweideutiges Démenti widerfährt, da hat das Denken — das ist unsere dogmatische Urforderung — sich vor dem Sein zu beugen und nicht von diesem zu verlangen, dass es sich *bon gré, mal gré* in die starre Maschinerie seiner

*) Schon im Jahrgang 1870 der Philosoph. Monatshefte in „Andeutungen über die Arten des Seins" S. 219. ff.

schematischen Formeln solle einzwängen lassen. Insofern traten wir — in diesem einzigen Stücke der Begriffsdialektik verbündet — ganz auf die Seite der Gegner jenes falschen Rationalismus, welchem seine, doch in Sachen des wahrhaft ganzen Wissens so unzulängliche, Vernunft über Alles geht, und welcher sie nicht unterordnen will dem ungleich mächtigeren Erkenntnissprincip unmittelbarer Wahrnehmung und intuitiver Anschauung.

Die Anschauung vermittelt uns das Bild des Geschehenden, und dessen innerer, dem Denken als Willensbewusstsein sich aufdrängender Zusammenhang giebt die Typen der Nothwendigkeit und eröffnet damit allerdings zugleich die Möglichkeit einer Täuschung über das Vorhandensein eines solchen Zusammenhangs, indem das Denken nach apriorischer Tendenz darauf hinstrebt, die wahrgenommenen Lücken dieses Zusammenhangs aus eigenstem Vermögen — d. h. abstract construirend — zu ergänzen und seine — die bloss logische — Nothwendigkeit an die Stelle der realen zu setzen. Aber ein gewissenhaft sich selber controlirendes Denken, das sich nirgends vom festen Halt der sorgsam geprüften („revidirten") Erfahrung entfernt, weiss, dass alle Macht, auch der Denknöthigungen, zuletzt auf dem Grunde der Realcausalität oder der Willensmotivationskraft („Necessitation") ruht und diese das *prius* ist, nicht jene, als als ob die reale Nothwendigkeit der Identitätsconsequenz ihre *vis* nur zu Lehen trüge von der der bloss logisch-syllogistischen „Folgerichtigkeit". Denn was ist wahre Real-Consequenz? — wie alles was „Constanz" heisst, nichts als ein „specieller Fall" der „Identität". Was heute ein widersprechendes ist, ist nicht morgen ein widerspruchsfreies, sondern bleibt, was es ist und von je gewesen ist, von nun an bis in alle Ewigkeit: die Selbstverwirklichung der Selbstentzweiung — es waltet, wie wir dies bereits oben in Cap. 10 dargelegt haben, innerhalb des Nebeneinanderbestehens der Widersprüche selber zugleich das (meta-) logische Gesetz der Identität, und alles, was sich aus der widersprechenden Natur des Willens ergiebt, ergiebt sich ohne Widerspruch, also mit logischer Nothwendigkeit. So schneiden wir alle wider uns gerichtete falsche Consequenzenmacherei an der Wurzel ab mit dem scharfen Messer der allein wahren Consequenz des immanenten Sichgleichbleibens jedes Wesens mit seiner eigenen richtig erkannten Natur. Und wir entnehmen hier den Ausdruck „specieller Fall" grade deshalb gern

von den Mathematikern, weil diese, streng genommen, mit all ihren Rechnungen und Gleichungen, wenigstens der eigentlichen Intention nach, niemals aus dem Identitätsbereich heraustreten können. Mit der simplen Thatsache der Constanz ist nun aber noch lange nicht anerkannt, dieselbe imprägnire nun etwa auch das Seiende durch und durch mit aller Gewalt sämmtlicher logischen Schemata und mache so etwa das Weltwesen selber doch wieder zu etwas rein Logischem; sondern nur unserer partiellen Betrachtung wird damit ein bestimmter Charakter aufgeprägt, und soweit wir im Anschluss an das Empirische an diesem festhalten, waltet eben die „Consequenz", welche sich damit als ein noch mehr specifisch und ausschliesslich logischer Begriff erweist, nämlich als die bloss logische Benennung für das Factum eines einheitlich ungestörten Ablaufs, sei es unserer psychologisch-logischen Denkthätigkeiten, sei es äusserlich causalitätsgemäss oder innerlich motivationsmässig bestimmter Vorgänge, wo sich dann herausstellt, wie Consequenz von Hause aus noch viel mehr ein dem Willen als dem Denken zukommendes Attribut ist.

So eröffnet sich schon hier der Einblick in eine Wesensverwandtschaft des Intellectualen und Charakterischen, welcher uns für später eine in eigenthümlicher Weise verbürgte Versöhnung zwischen dem metaphysisch Realdialektischen und dem physisch Logischen in Aussicht stellt.

Einstweilen aber käme solcher Friedenszustand noch zu früh. Zunächst gilt es noch zu betonen, dass wir dem Logischen nur soweit Macht einräumen, als es sich auf dialektischem Fundament bewegt und zu behaupten vermag. Während Hegel umgekehrt eine auf logischem Grunde basirte Dialektik entwickelt, corrigiren wir in Collisionsfällen die Logik des Denkens durch die Dialektik des Seienden. Für Hegel bleibt das Logische bindende Norm innerhalb des Dialektischen, weshalb er *eventualiter* dieses nach jenem modificirt, und insofern ist die Polemik Volkelt's gegen die Realdialektik ganz im Sinne Hegel's gehalten, als sie mir als eine Inconsequenz aufzuwälzen versucht, was solche nur im Sinne der Hegel'schen Dialektik sein würde. Da wird die Realdialektik vor das *Aut-Aut* gestellt: entweder die Identität ihres Widersprechenden und damit das Anerkenntniss der aus dieser Identität u n m i t t e l b a r fliessenden „Gesetzlichkeit" preiszugeben, oder es als „Selbstfolge" hinzuneh-

men, dass, weil der Weltlauf in Einem Stücke — und selbst darin auch nur ganz äusserlich — als nach logischer Norm zugeschnitten sich präsentire, derselbe (mithin auch sein Subject oder Träger, das Weltwesen selber) durch und durch in seiner innersten Qualität logisch geartet sein müsse.

Hierzu soll es ja dann nur die einfache Kehrseite bilden, dass nach der von uns schon oben gewürdigten supercorrecten Consequenz das Wesen der Welt, wenn wir es als innerlich vom Widerspruch durchsetzt sehen sollten, auch äusserlich die pure Tollheit ohne alle Consequenz, selbst ohne die des Tollhäuslers darstellen müsste — denn einen solchen halte, wie dort gesagt wird, die ausser und neben ihm befindliche Weltvernunft doch noch *quodammodo* im Zaume, dass er nicht ganz und bloss rase — in der That eine Scheinconsequenz von ergötzlicher Naivetät — denn wer ist es darnach, welcher der realdialektisch gespaltenen Welt das logische Gesetz einer undialektischen Consequenzlogik octroyirt — die Realdialektik selber oder deren Gegner? „Ausser sich" hat auch der Urwille so gut wie der Wahnsinnige das logische Schema, nämlich in unserm menschlichen Denken. Aber mehr nach Frivolität als nach ernster Kritik sieht es aus, wenn der Realdialektik vorgeworfen wird, sie werde ihrem eigenen Princip untreu, indem sie vom widersprechenden Willen zu viel logische Consequenz aussage, und wenn man ihr in demselben Augenblicke das Ansinnen stellt, sie solle das Aeusserste an Consequensenreiterei leisten und in selbstmörderischer Selbstverleugnung dem Widerspruche selber (als abstractem Begriff, nicht seinem Träger, dem metaphysischen Willenswesen) das Gesetz logischen Sichselbstgleichbleibens in der Form absoluter Gesetzlosigkeit vorschreiben lassen — in der That eine „Consequenz", welche ihrem eigensten Begriff und Wesen diametral zuwiderlaufen würde, da ihr so wenig etwas von Denk- als von Realnothwendigkeit innewohnen würde.

Es ist nur eine Specialanwendung, welche wir an dieser Stelle unserm erkenntnisstheoretischen Generalsatze: in der Selbsterfassung des wollenden Subjects vollzieht sich die Selbstvermittelung des subjectiven mit dem objectiven Sein — geben, wenn wir daran erinnern, wie das, worin uns das Verständniss für den apriorischen Begriff irgend einer Nothwendigkeit überhaupt erst aufgeht, wo wir also auch den Ursprung dieses

apriorischen Zwanges selber letzten Endes zu suchen haben, eben die Gewalt ist, welche das Motiv über den Willen ausübt*), und zwar weil und insofern dieses als identisch in seiner Wesenheit zusammenfällt mit dem Willensinhalte selber, so dass es von hieraus angesehen begreiflich wird, wie man selbst alle Causalitätsvorgänge auf das einfache Identitätsverhältniss hat zurückführen wollen. Denn beruht die Unausbleiblichkeit der Motivwirkung einzig und allein darauf, dass ohne Correlation zwischen Motiv und Willensinhalt (und das gilt auch schon für die allerelementarsten, rein mechanischen Vorgänge der anorganischen Welt) überhaupt gar kein Wollen und somit auch kein Erscheinen, kein Verwirklichen erfolgt, so liegt auch im metaphysischen Hintergrunde alles Geschehens ein Identitätsverhältniss vor, welches als das Ansich der Nothwendigkeit kann betrachtet werden, die man darnach als ein realisirtes Walten der vom Indentitätssatze ausgedrückten Wahrheit auffassen darf,**) wie in den Augen des Realdialektikers die Causalität ihr Ansich hat an dem Sichtbarwerden der ewigen Differenzen des in sich selbstentzweiten Metaphysischen. Davon drückt selbst der populäre Sprachgebrauch ein Bewusstsein aus, wenn er mit den Worten: „es ist wesentlich so" und „es ist nothwendig so" Ein und Dasselbe besagen will; denn jede wahrhafte Essenz ist die *causa sufficiens* oder der ausreichende „Seinsgrund" (*raison d'être*) der Existenz, und zwar dergestalt, dass sie als ewige diese nicht „setzt", sondern recht eigentlich in sich schliesst, nämlich grade *quâ* Wille, was ja eins der fruchtbarsten Momente der Willensmetaphysik ausmacht. Denn der Wille ist ja wesentlich Existentialdrang, und wer in ihn die Quelle aller Nothwendigkeit verlegt, sichert sich damit zugleich den nöthigen Raum für jede beliebige Anzahl Individuen und Qualitäten henadischer Urwesen, welche

*) So stösst auch Wundt in seinen „Grundzügen der physiolog. Psychologie", auf den Willen als das eigentlich nicht Wegzubringende und auch in diesem Sinne letzte Nothwendige. Ja, er glaubt sogar die Apriorität des Begriffs der Nothwendigkeit selber mit einem Hinweis darauf bestreiten zu können, dass wir grade in der Wirkung des eigenen Willens zuerst und zumeist einer Nothwendigkeit inne werden, welche über die halbe Zufälligkeit einer blossen Regelmässigkeit mit ihrem Sehr-wohl-auch-anders-sein-können denn doch sehr weit hinausführt.

**) Vergl. meine Abh. „Zum Verh. zw. Wille und Motiv" S. 29.

rein logisch bemessen allerdings als ein Zufälliges und insofern auch als ein *non praeter necessitatem logicam multiplicandum* dastehen würde. Die Realdialektik kann Allem Herberge geben, was sich als ein *ὄντως ὄν* ausweist, und braucht nichts nach seiner logischen Nothwendigkeit zu fragen, um ihm mangels dessen als legitimationslos den Riegel der Existenzlosigkeit vorzuschieben.

Dies Innewerden einer Realnothwendigkeit wird nun auch nicht mitbetroffen von den Einreden, mit welchen Causal-Kritiker wie Stuart Mill und v. Kirchmann andere Aprioritäten bekämpfen: wir brächten es (inductorisch) immer nur zur Wahrnehmung einer „Regelmässigkeit", nicht zur Einsicht in eine (Seins-) Nothwendigkeit — denn solcher Einwand kann sich nur auf den Ablauf ausser uns vorsichgehender Thatsachen-(Reihen-) Folgen beziehen. Selbst Kant's Weisheit muss hiervor verstummen; denn vor jener am Grenzsaum der physischen und metaphysischen Welt sich vollziehenden Necessitation würde Kant selber den Satz nicht aufrecht erhalten wollen: die Nothwendigkeit thue als blosse Modalitäts-Kategorie zum Inhalt des Urtheils nichts hinzu, sondern beziehe sich nur auf den Werth der Copula — denn grade Kant hat es ja gleichfalls darauf angelegt, das Ethische nicht vom Logischen verschlingen zu lassen, obgleich allerdings in anderer Hinsicht Kant es auch gewesen, welcher am wenigsten der Klippe entgangen ist, das Ethische zu einem bloss Logischen zu degradiren.

Glücklicherweise ist ja doch auch die Realdialektik nicht die einzige, noch erste Denkweise, welche sich der Tyrannisirung durch das *Sic volo, sic jubeo* des Logischen so weit entgegenzustemmen wagt, wie dazu gehört, um den Satz zurückzuweisen, dass das nothwendig als seiend zu Denkende deshalb auch schon (seins-) nothwendig sei.

Nur deshalb waren wir ja so beflissen, das real Mögliche von dem bloss Denkbaren scharf zu sondern, weil uns das rein und bloss Ideale ein schlechthin Impotentes ist. Das bloss Denkbare, das potenzlos Ideale, haben wir ja auch nie würdig gefunden, mit dem Namen „Idee" bezeichnet zu werden; es ist nichts als ein Phantasma, ohne alle objective Geltung, ein im Grunde begriffloses Wort, während Alles, was „Idee" zu heissen verdienen soll, doch wenigstens ein Bild — ob auch nicht das Urbild, so doch ein Abbild — des Realen sein muss. Das Denkbare hat seine Schranken nur an den bekannten logischen

Naturgesetzen als den Bedingungen der idealen Existenzfähigkeit; das Mögliche dagegen hängt ab von Realbedingungen und hat an der Bedingung überhaupt sein Correlat, wie das in früher von uns veröffentlichten Abhandlungen*) des Näheren ausgeführt ist, weshalb wir uns hier einer nochmaligen Erörterung des realdialektischen Bedingungsbegriffs glauben entschlagen zu dürfen, zumal der ontologisch-metaphysische Theil uns auf dies Thema zurückführen muss.

Aber wenn wir uns das Recht wahrten, nicht jederlei logische Nothwendigkeit als im Weltlauf gültig anzuerkennen, so wollten wir damit doch nicht etwa auch auf ein Recht verzichten, welches wir wohl als ein allgemein menschliches in Anspruch nehmen dürfen: die eine besondere Art von Nothwendigkeit, welche wirklich in allem Geschehenden waltet, auch nach ihrem logischen Charakter anzuerkennen: die causale — was übrigens ganz etwas Anderes ist, als nun auch fortzugehen zu jener logistischen Auffassung, welche in der causalen Nothwendigkeit eine gewissermaassen erst secundäre und wesentlich nur phänomenale Selbstverwirklichung der logischen gewahren will.

Daraus, dass innerhalb der Geschehnissreihe eine unzerreissbare Kette die einzelnen Glieder verbindet, folgt noch lange nicht, dass sich auch jenseit ihres Anfangs ein rationelles Warum für ihr Dasein und das ihrer Einzelgestaltungen müsse auffinden lassen; — würde doch vielmehr die idealsetzende Vernunft und jeder kritisch revidirte Werthbegriff deren Nichtsein, als etwas dem Sein nach idealer Werth-Bemessung Vorzuziehendes, fordern.

Nur ein Rest falschen Idealismus', der zuletzt überhaupt keine andere als subjective (oder Denk-)Nothwendigkeit anerkennen dürfte, kann der Nothwendigkeit als solcher einen ausschliesslich logischen Charakter vindiciren wollen. Unser relativ antikriticistischer Realismus sucht Ursprung, Grund und Wesen der Nothwendigkeit in der metaphysichen Essentia und deren Verhältniss zur Existentia, nicht einseitig bloss in der Abspiegelung dieser in unserer logisch fungirenden Erkenntnissweise. So ist

---

*) Vergl. Intern. hom. Presse 1876, Bd. VII, S. 79—96. „Der Bedingungsbegriff in kritisch-historischer Beleuchtung“ und „Bedingter Gedanke und Bedingungssatz“. 1877. (Progr. des Progymnasiums zu Lauenburg i/P.)

uns die Nothwendigkeit an sich ursprünglich eine rein objective, dem Sein und der Facticität anhaftende, nicht durch ihr subjectiv-logisches Erkanntwerden erst secundär bedingte und zunächst nur einseitig der Erkenntniss immanente Eigenschaft, ist uns eine Qualität des Seins und seiner Formen wie des wahrhaft Seienden selber. Auf Grund dessen geschieht es, wo die Realdialektik bescheidentlich dem Logiker verwehren will, lustig darauf los zu decretiren: so heischt es die Vernunft, *ergo* muss es so auch wirklich sein, im Transcendentalbereich des Metaphysischen so gut wie in der Diesseitigkeit des bloss Physikalischen. Und solcher auf unsern Nothwendigkeitsbegriff gegründeter Protest stimmt zugleich auf's beste zu dem in Anspruch genommenen antidualistischen Charakter unserer Lehre — denn was wäre das für eine schwanke Nothwendigkeit der Weltbeschaffenheit, welche auf nichts als einer, dieser gewissermaassen äusserlichen, Discrepanz zweier einander von Haus aus — essential — wildfremder (heterogener) Principien (Wille und Idee) beruhte, im Vergleich zu einer, welche mit einer, im strictesten Sinne so zu nennenden, Immanenz im eigenen Was des Willensinhalts selber mitten drinsteckt? — womit sich denn freilich verbietet, noch irgendwelche Hoffnung zu hegen, als ob aus solchem Innern jemals was anderes — nämlich deren erlösende Vernichtung — herauskommen könnte, als eben wieder nur diese recht eigentlich grundschlechte und durch und durch elende Welt.

Nur sofern über die Essentia hinaus keine Nöthigung zur Existentia gelegen ist, liess sich von einer Zufälligkeit der Welt reden; dass die Welt so ist, ist nothwendig, weil mal ein Subsistirendes von bestimmter Beschaffenheit vorhanden ist — aber an dies Subsistirende selber reicht der Begriff der Nothwendigkeit nicht mehr hinan. Den einzelnen *Causae* gegenüber bleibt eine Nothwendigkeit bestehen, welche von jener Nicht-Nothwendigkeit nicht berührt wird. Die Summe der *essentiae*, welche als einzelne für sich in oder mit ihrem Wirken die Componenten für die Resultanten des Geschehenden ausmachen, diese Summe ist das, was jene Gesammtnothwendigkeit constituirt, zufolge welcher Alles nothwendig geschieht, weil jedes Einzelfactum (als Individualgrösse) aus der Essenz der concurrirenden Factoren sich ergiebt.

Alles, was ausserhalb der Einzelessentia liegt, ist im Sinne dieser ein Zufälliges (Accidentelles) an der bestimmten Form

und Weise ihrer (von aussen modificirten) Selbstbethätigung im einzelnen Falle. Die *necessitas essendi* drückt die Einheit der Essentia und Existentia in einem und demselben Individuum aus; die *necessitas fiendi* die Einheit zwischen verschiedenen Essentien und Existentien, also z. B. zwischen der Essentia des Wesens *A* und der Existentia (resp. dem *modus existendi*) des Wesens *B*.

So mischen sich Nothwendigkeit (Freiheit im Sinne Spinoza's) und Zufall (äusserer Zwang im Sinne der Indeterministen) in jeder Einzelhandlung — und die „Gelegenheit", von welcher gesagt ist, dass sie „aus den Sentimentalen schlechte Gesellen machen" könne, analysirt sich sozusagen ontologisch folgendermaassen: an die Essentia des Sentimentalen, vermöge welcher er seiner momentanen Gefühlsweihe unmittelbar nachgiebt (das ist die für den gegebenen Fall nothwendige Bethätigung seines eigenen Wesens) tritt, von einem Zufall (von etwas dem Handelnden Nichtwesentlichem) herbeigeführt, der gegebene Fall heran. So weit reicht die logische Form des causalen Verlaufs. Dass aber dabei etwas geschieht, was der Handelnde selber lieber nicht hätte geschehen sehen, weil er es so nicht wollte: das ist das sachlich Realdialektische an diesem Vorgange.

Also auf Seiten des äusseren Motivs liegt das zufällige Moment an der frei-nothwendigen That: das Eintreten der erforderlichen Bedingung (der *συναιτία*) ist das Accidentelle an jedem Geschehen. Was aber hüben essentiell ist, erscheint von drüben angesehen als accidentell und *vice versa* — das macht den Begriff des Zufälligen zum Ausdruck eines durch und durch Relativen.

15. Die Denknothwendigkeit als erkenntnisstheoretisches Princip.

Von wenigen Autoren und in wenigen Schriften ist der Knäuel der erkenntnisstheoretischen Probleme mit so viel Scharfsinn entwirrt und die einzelnen darin zusammenlaufenden Fäden mit so viel Gründlichkeit abgehandelt, als in Johannes Volkelt's „Analyse der Kant'schen Erkenntnisstheorie" (Leipzig, Leop. Voss. 1879).

Nachdem der Verfasser mit gleicher Consequenz und Unerschrockenheit die einzig absolute Gewissheit und zugleich die

geringe Leistungsfähigkeit des von ihm sogenannten positivistischen Erkenntnissprincips dargethan, sehen wir zu unserem grössten Erstaunen den ehemaligen panlogistischen Hegelianer mit nicht geringerer Unbefangenheit die Unzulänglichkeit des auf dem Postulat der Identität der Denknothwendigkeit mit der Seinsnothwendigkeit beruhenden logischen Zwanges erörtern und kleinlaut genug dem absolut skeptischen Standpunkt auch auf diesem Gebiete die weitestgehenden Concessionen machen.

Was sich unbesehens erwarten lässt: dass bei solcher „eminent kritischen" Betrachtungsweise auch für die antilogische Realdialektik manch unfreiwillig gezollter Tribut abfallen müsse, bestätigt sich thatsächlich sowohl direct wie indirect im reichsten Maasse.

Zunächst begegnen wir hier — wenn schon nur innerhalb einer *ad hominem* argumentirenden Polemik — der Wiederholung des bereits von Otto Liebmann (vergl. o. S. 57 Anm.) gemachten Zugeständnisses, dass es durchaus kein Mittel gebe, auszumachen, ob auch für das Ding an sich der Satz vom Widerspruch seine Gültigkeit behalte oder nicht, und die Leistungsfähigkeit des logischen Erkenntnissprincips wird schliesslich als eine durch so vielseitige Relativitäten limitirte nachgewiesen, dass dem Realdialektiker kaum noch etwas zu thun übrig bleibt, als für die ihm wieder einmal abgenommene Arbeit dankbarst zu quittiren.

Noch zahlreicher aber sind begreiflicherweise diejenigen Stellen jenes Buches, welche sich einer Beweisführung bedienen, die mit völlig gleichem Recht auch auf den von der antilogischen Realdialektik vertretenen Intuitiv-Dogmatismus Anwendung finden würde. Denn schliesslich ist doch auch hier der Nachweis der sonst unentrinnbaren Verzweiflung an allem Wissen der letzte und eigentliche *nervus probandi*, und dem individualistischen Willensmetaphysiker muss es höchst auffallend sein, wie der von Schopenhauer eingeschlagene Weg zwar ein paarmal *obiter* gestreift, aber auch nur berührt wird, um sofort wieder ignorirend verlassen zu werden.

Mit der feinen Fragstellung, ob Kant das Apriori aus der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit oder diese beiden von ihm behaupteten Eigenschaften gewisser Erkenntnissarten aus deren Apriorität hergeleitet habe, kommt auch die angebliche absolute Gewissheit des mathematischen Erkennens zur Sprache, was eine vom antilogischen Gesichtspunkt überaus werthvolle

Illustration erhält durch das ziemlich gleichzeitig veröffentlichte Geständniss des Mathematikers K. H. Liersemann (in der Abhandlung zu dem Programm der König Wilhelms-Schule zu Reichenbach in Schlesien f. 1878/79), nach welchem (S. 37) „nicht zwei Mathematiker zusammenkommen können, ohne über eine grosse Zahl fundamentaler Fragen differenter, ja diametral entgegengesetzter Ansicht zu sein.“. Das wird allerdings weniger befremdlich, wenn man noch folgende Aeusserungen desselben Mannes hinzunimmt, welcher an das Citat aus „Stoy, Philos. Propäd.“ I § 89. 2: „Reelle Grössen sind logisch denkbar. Einige mathematische Grössen sind logisch nicht denkbar“, die Bemerkung (S. 5) knüpft: „Seit uralten Zeiten ist die Mathematik von den Logikern als dienende Magd herangezogen worden; nicht immer scheint sie sich dafür dadurch bezahlt gemacht zu haben, dass sie sich der Logik in ihren Speculationen befleissigt.“ Er will (S. 7) „nachweisen, dass das Unendliche, obwohl es sich den für das Endliche geltenden logischen Gesetzen nicht durchweg fügt, darum doch nicht von der Untersuchung ausgeschlossen zu werden verlangt.“ Er erinnert S. 10 an das „wenigstens schon seit Aristoteles bekannte Paradoxon, welches sich bei gleichzeitiger Entstehung von Cycloide, Epi- und Hypocycloide dreier mit einander fest verbundener concentrischer Kreise ergiebt“, um zu belegen, wie man auch „trotz ... scheinbar in sich widerspruchfreien Definitionen doch nicht zu widerspruchfreien Sätzen und Folgerungen kommt“, und um schliesslich (S. 12) unumwunden zu bekennen, „als unwiderlegliche Wahrheit,“ dass „der Begriff der Bewegung, als ein in sich widerspruchsvoller, sich der verstandesmässigen Erfassung entzieht“ — und: „die Zeit mit hineinzuziehen, würde nur die Schwierigkeit steigern, denn es würde dadurch der Begriff Unendlichklein, welcher eben das Unerkennbare an der Bewegung ausmacht, nicht bloss am Raume, sondern auch noch an der Zeit (Moment) in Betracht gezogen werden müssen.“ Ueberall wird dort aufgezeigt, wie schliesslich die Anschauung das logisch mit unleugbarer Correctheit Erschlossene irgendwie Lügen straft, und S. 47 eine Reihe solcher Belege abgeschlossen mit dem Satze: „Dies wirft gleichzeitig ein Licht auf das thörichte Dictum: Was der Mensch mit seinem Verstande nicht begreift, existirt nicht, nicht bloss für den Menschen, sondern an sich!“ und S. 48 heist es: „Als Resultat verzeichne ich zunächst das negative, dass das Unendliche nicht überall unsern, vom Endlichen abgeleiteten,

Denkgesetzen sich fügt," nachdem es schon früher (S. 44 Anm.) einmal geheissen hatte: „So sicher richtig obige ‚Folgerung' ist, so sicher wäre es doch falsch, darauf weiter zu bauen, d. h. die im Endlichen geltenden logischen Gesetze auf diesen Satz anzuwenden. Man müsste denn sich nicht daran stossen, zu Schlüssen zu kommen, welche den übrigen Aufstellungen der Mathematik gradezu widersprechen."

Wenn nun auch derselbe Theoretiker für seine Wissenschaft das beste Heil von der Strenge des Definirens erhofft, so verhehlt er sich doch zugleich nicht, dass auch damit noch nicht alles Widersprechende beseitigt werde, und bestätigt andererseits mit seinen eigenen Versuchen nur, was die antilogische Realdialektik über den bedingten Werth aller Definitionen zu sagen hatte.

Das Gebiet der Mathematik participirt ja gleichermaassen an realdialektischen wie verbaldialektischen Marken — und die auf ihrem Felde erwachsenden Aporien weisen ebenso sehr auf den Bereich eigentlicher Realwidersprüche hinaus, wie sie anderntheils bei hinlänglich behutsamer Revision für manche ihrer abstract logischen Antinomien die Möglichkeit einer gewissen Auflösung offener halten (wovon die erwähnte Abhandlung gleichfalls beachtenswerthe Proben bietet).

Im Einzelnen aber sehen wir denn doch auch den Verfasser sich manchmal damit begnügen, den aufgedeckten Schwierigkeiten nachträglich wieder ein logisches Mäntelchen umzuhängen, nämlich eine Abstraction hinter der andern zu verstecken, z. B. gleich auf S. 4, wo es heisst: „während im Gebiet der absoluten Zahl ein steigendes Verhältniss nur einem steigenden, ein fallendes nur einem fallenden gleich sein kann, ist im Gebiete der negativen Zahlen grade gegentheils ein steigendes Verhältniss einem fallenden gleich" — ein Satz, welcher offenbar nur dem verständlich ist, welcher zuvor schon eine klare Einsicht in das eigenthümliche Wesen der negativen Zahlen sich verschafft hat, so dass also auch hier das logische Verhältniss der Identität nur zu einer steigenden Klarheit für das Bewusstsein, nicht zu einer eigentlichen Wissensbereicherung führen kann oder mit andern Worten: nur die formale, nicht die materiale Seite des Wissens fördert.

Deshalb können wir den Verfasser, der so grosses Gewicht auf die doppelte Entstehungsweise der Null*) legt, auch nicht für berechtigt ansehen (S. 13), darüber zu spotten, dass Guido Grandi glaubte, aus unzählig vielen $1-1 = 0$ könne etwas Endliches entstehen, und darin — eine Erklärung der Schöpfung aus Nichts suchte, wo er doch selber wieder in seinem Schlusswort einen nicht minder theologischen Hintergrund (S. 48) durchblicken lässt: „θ, das unveränderliche, producirt aus dem 0 das 1." Denn dies ist in dem Voraufgegangenen eben nur als ein intrasubjectiver Hergang von rein methodologischem Charakter aufgezeigt worden; und so liegt Beidem doch wohl eine ziemlich gleichartige Ueberschätzung des Logischen zu Grunde, wie sie auch in der mindestens gewagten Analogie zu Tage tritt, mittels welcher die „Unmöglichkeit" der imaginären Zahlen (S. 6 ff.) soll beseitigt werden. Das ist logisch ebenso wenig überzeugend, wie die Deduction (S. 43 Anm.), nach welcher es „nach allgemein anerkannten logischen Gesetzen" unstatthaft sein soll, wenn man dem Raum (als Ganzem) Begrenztheit abspreche, von einem begrenzten Raume oder einem begrenzten Theile des Raumes zu reden, sofern der Theil seinem Ganzen wesensgleich sein müsse, was doch grade in diesem Stücke oder Falle, weil es hier Merkmale gilt, die ihn eben erst als Theil constituiren und ihm grade als solchem, im Unterschiede von seinem Ganzen, zukommen (begrenzt und nicht unendlich) nicht zutreffend sein dürfte. Dergleichen fordert doch wohl kaum weniger die Ironie heraus, als (S. 46 Anm.) Friedrich Zöllner's Versuch, die „neuentdeckte ‚mehrfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit von Dingen', mit Hülfe Henry Slade'scher Geisterschlingen aus der durch Gauss und Riemann ihr gegebenen hypothetischen Existenz in reale Wirklichkeit überzuführen.

Nur mit um so grösserer Genugthuung acceptirt die Realdialektik das nüchterne Wort, mit welchem (S. 47) das Hauptergebniss dahin resumirt wird, dass es „den Philosophen und Mathematikern aller Zeiten trotz den exactesten Speculationen nicht gelungen ist, den Uebergang von 0 zu ε [Unendlichklein] und ebenso wenig das Abnehmen des ε zu 0 verstandesmässig

*) S. 28 Anm.: „was auf der ersten Stufe (Addition und Subtraction) die Null ist $[a - a = 0]$, ist auf der zweiten Stufe (Multiplication und Division) die Eins" $\left[\frac{a}{a} = 1\right]$.

zu erfassen, obwohl, geometrisch zu reden, sich dieser Uebergang vor unseren Augen vollzieht." *)

So scheiden wir von einem solchen unwillkürlichen Verbündeten mit einem Danke, welcher etwas Besserem gilt als einer bloss pikanten Sammlung zu immer neuen Erörterungen nöthigender Paradoxien oder Antinomien, und nehmen damit unsern Gang zu Kant zurück.

Liersemann findet sich mit Kant — welchem er übrigens S. 39 seine Raumanschauung bestreitet — namentlich in dem Gedanken zusammen, dass im Bereich des Unendlichen die logische Correctheit nach Maassgabe des Endlichen vielfach zum Absurden führe. Dies ist ja doch auch der eigentliche Grundgehalt der ganzen Antinomienbesprechung, und wenn Volkelt (a. a. O. S. 61 ff.) diese namentlich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, dass sie als „indirecter Beweis des exclusiven Subjectivismus" dienen solle, so interessirt das den Realdialektiker vorzugsweise insofern, als Volkelt dabei zu Sätzen wie folgenden gelangt: „Da sich in den Antinomien die Welt sowohl nach räumlicher und zeitlicher Seite, als auch nach den verschiedenen Kategorien mit Widerspruch behaftet zeigt, so dürfen wir sagen: solange Raum, Zeit und die Kategorien als Beschaffenheit des Dinges an sich gelten, bleiben auch jene Widersprüche unaufgelöst. Die Antinomien nöthigen also indirect dazu, die Anschauungs- und Verstandesformen dem Dinge an sich abzusprechen, also ihre exclusive Subjectivität zu behaupten" (S. 63), nebst dem Citat aus Kant selber (ebenda): „Die Antinomie der reinen Vernunft führt also unvermeidlich auf jene Beschränkung unserer Erkenntniss zurück, und was in der Analytik vorher *a priori* bewiesen worden war, wird hier in der Dialektik gleichsam durch ein Experiment der Vernunft, das sie an ihrem eigenen Vermögen anstellt, unwiderruflich bestätigt."

---

*) Damit wollen wir uns jedoch nicht anheischig machen, auch das zu vertreten, was er S. 7 (und ähnlich, z. B. über die Asymptoten als „unwillkürlich gezeichnete Geraden", öfter) behauptet, aber mit seinen Herren Collegen vom Fach abzumachen hat: die Operation, incommensurable Strecken durch einander zu messen, resp. das grösste gemeinschaftliche Maass durch wiederholtes Auftragen zu finden, ergebe stets ein gemeinschaftliches Maass für dieselben, allerdings ein desto kleineres, je sorgfältiger die Messung vorgenommen werde und je genauer die dazu verwendeten Instrumente (Lineal und Zirkel) seien.

Während nun der Realdialektiker sich bescheidet, bei den so unausweichbar sich aufdrängenden Widersprüchen einfach stehen zu bleiben, führt Volkelt aus, wie jene ganze Nöthigung eben nur für den existirt, welcher sich vorneweg dem Zwang logischer Nothwendigkeit unbedingt unterworfen, indem dabei eine ebensolche selbstverständliche – und setzen wir hinzu: als solche zwar logisch nöthigende, aber darum noch lange nicht objectiv wahre — Uebertragung von Denkbestimmungen auf das Ding an sich stattfinde. Hier (S. 64) ist es, wo die beherzigenswerthen Sätze zu lesen stehen: „für Kant müsste im Ding an sich Alles, absolut Alles möglich sein! Er müsste consequent zugeben, dass die Denkbestimmungen, durch die er die Antithesis *ad absurdum* führt, möglicherweise für das Ding an sich nicht gelten, und ebenso, dass dies möglicherweise mit der Denkbestimmung der Fall sei, durch die er die Thesis *ad absurdum* führt. Ja, er müsste zugeben, dass möglicherweise die Thesis sowohl als die Antithesis im Ding an sich Geltung haben. Denn vielleicht hat der Satz des Widerspruchs für das Ding an sich keine Geltung, vielleicht kann ein Ding an sich A in derselben Beziehung, in der es *A* ist, auch *non-A* sein“ und S. 65: „Es ist nöthig, mit aller Schärfe darauf hinzuweisen, dass derjenige, der die Möglichkeit, über das Vorstellen theoretisch hinauszugreifen, in uneingeschränkter Weise leugnet, auch gezwungen ist, zuzugeben: aus dem Factum, dass seinem Denken etwas als in sich widersprechend erscheint, lasse sich für das Denken an sich absolut Nichts folgern“; . . . „von jenem Standpunkt aus muss die Möglichkeit zugegeben werden, dass selbst der evidenteste logische Widerspruch im Dinge an sich entweder gar kein Widerspruch sei, oder, trotzdem er auch in ihm ein Widerspruch ist, dennoch in ihm existire.“

Der Realdialektiker aber seinerseits wird sich sagen, dass die objective Bedeutung der Denknothwendigkeit schon deshalb „nicht eigentlich bewiesen werden könne“ (ebenda S. 66), weil sie für jeden solchen Beweis sich bereits selber voraussetzen würde — und daraus wird er weiter folgern: grade das adäquate Denken, Vorstellen und Erkennen muss der antilogischen Natur des Seins entsprechend ein realdialektisches sein; denn neben der Möglichkeit, dass die Denkbestimmungen der Anschauungs- und Verstandesform sowohl dem Ding an sich als dem Vorstellen angehören, bleibt die entgegengesetzte: dass nicht nur das wahre

Denken, sondern auch das eigentlich objectiv reale Sein ein widerspruchsvolles sei. Wenn also Kant (nach S. 68) bei der ersten und zweiten Antinomie consequent daran festhält, dass Thesis wie Antithesis beide falsch seien, weder vom Ding an sich noch von der Erscheinung gelten, und demgemäss (wie es S. 65 heisst) „alle Beweise (mit einer einzigen Ausnahme), apagogisch geführt sind," so wird die Realdialektik mehr geneigt sein, diese Auffassung umzukehren.

Thatsächlich scheut auch das Denken — das philosophische so wenig wie das „gemeine" — den Widerspruch keineswegs so unbedingt, wie es sich gewöhnlich gern den Anschein giebt. Volkelt bekennt (S. 161) gradezu: „So sind die Widersprüche, in denen Kant sich bewegt, selbst schon ein Beweis für das Umfassende und Tiefgehende seines Denkens", und seine Schlussbetrachtung führt ihn auf Anerkennung einer „Mehrheit von Denknothwendigkeiten" (S. 249), wie er sich nicht getraut, gewisse Partialwidersprüche als Ingrediens einer achtunggebietenden Ueberzeugung absolut auszuschliessen. Wenn aber die Wahrnehmung solcher unüberwunden gebliebener Widerspruchsreste nicht jeden logischen Zwang des Gegentheils aufhebt, so implicirt das bereits eine bloss relative Geltung des Satzes des Widerspruchs; denn man bleibt ja dann eingestandenermaassen bei der Behauptung des Ja trotz des vorhandenen — umgekehrt für das Nein zeugenden — Widerspruchs, respectirt somit den Widerspruch nicht als absoluten logischen Gebieter, nicht einmal als einen auch nur mit negativer Machtvollkommenheit, einem uneingeschränkten blossen Veto, ausgestatteten Souverain. Vollends aber begiebt man sich damit des Rechts, irgendeiner, und sei es selbst der verfehmten realdialektischen, Weltanschauung, den Vorwurf absoluten Un- oder Widersinns in's Gesicht zu schleudern.

Wer „den endlich-subjectiven Ursprung der Denknothwendigkeit" nicht verkannt wissen will (S. 251) und sich in dem Nachweise gefällt, wie schliesslich auch dem „rationalistischen Erkenntnissprincip" ein Glaube an seine Gültigkeit zu Grunde liegt, der kann sich unmöglich intolerant gegen eine antilogische Auffassung verhalten, welche, von allseitiger Erfahrung gedrängt, mit dem „Glauben" an die Existenz des Widerspruchs anhebt, so sauer das auch anfangs einen Jeden angeht, weil es ebenso wider Fleisch und Blut des alten logischen Adam läuft, wie die logi-

sche Resignation auf allen Vernunftgebrauch in religiösen Angelegenheiten.

Wenn aber Volkelt (S. 10) den Ausspruch Lichtenberg's beibringt: „äussere Gegenstände zu erkennen sei ein Widerspruch," so begegnet der Realdialektik darin nur ein längst von ihr erfasster und auf psychologischem Gebiet ausgeführter Gedanke; und wenn S. 13 Anm. gezeigt wird, wie der Behauptung von der angeblich absoluten Unerkennbarkeit des Dings an sich selber eine gewisse relative „Erkennbarkeit desselben als stillschweigende Voraussetzung zu Grunde liege," indem sie nur auf dem „Erkennen seiner, im Vergleich zu unserem Vorstellen absolut heterogenen, Beschaffenheit" beruhen könne, was schon E. v. Hartmann die negativ dogmatische Seite des exclusiven Subjectivismus genannt hat: so steht solcher bloss abstract logisch negativ erschlossenen Aussage mit völlig gleichem Rechte die Annahme der Realdialektik gegenüber, dass die Dinge, von denen Kant (vgl. S. 17) sagt: „diese richten sich nicht nach meinem Verstande," in ihrem innersten Wesen gradezu antilogisch geartet sein können.

So oft die Vertreter des rein positivistischen, absolut skeptischen oder exclusiv subjectivistischen Princips innewerden, wie sie sich damit in schlechthin unhaltbarer Schwebe befinden, pflegen sie irgendwie einen maskirten Rückzug auf besser fundirte Basen zu nehmen, und Volkelt unterscheidet sich von zahlreichen Vorgängern nur durch ein grösseres Maass von Ehrlichkeit, indem er schliesslich sich selber nicht verhehlt, wie es um die „unmittelbare Gewissheit" der Denknothwendigkeit doch recht fraglich bestellt sei, eben weil der von ihr ausgehende Zwang doch immer nur als eine subjective Nöthigung empfunden werden kann, wobei sehr viel blosse Gewohnheitstäuschung mit unterlaufen muss, oder wie Kant (nach S. 25) das ausgedrückt hat: die Unvermeidlichkeit, die subjective Nothwendigkeit für eine objective anzusehen, sei „ein blosser Schein, eine blosse Illusion, eine transscendentale Subreption. Die logische Nothwendigkeit ist noch lange keine absolute Nothwendigkeit der Sachen." — Und wenn (ebenda) weiter die Rede ist von „Sophisticationen der reinen Vernunft selbst, deren zwackenden und äffenden Schein selbst der Weiseste, mag er auch infolge vieler Bemühungen vor der Verführung durch denselben sicher sein, niemals los werden könne", so acceptirt die Realdialektik darin das Zugeständniss von einer schlecht-

hin antiteleologischen, insofern also auch a n t i l o g i s c h e n N a t u r d e s D e n k e n s, welches, bestimmt uns Wahrheit zu geben, vermöge seiner eigensten Wesensbeschaffenheit uns „unvermeidlich" zum Gegentheil führen muss. Es ist also Wort für Wort aus dem Sinne der Realdialektik gesprochen, wenn Kant (nach S. 26) „fordert, dass wir durch kritische Selbstbesinnung der Denknothwendigkeit den Charakter der Existenznothwendigkeit entziehen und diese ja nicht als schon durch jene gegeben ansehen" sollen.

Wie sich damit *implicite* das Bedürfniss fühlbar macht, ein intuitiv erfasstes Sein zur erkenntnisstheoretischen Grundlage zu nehmen, hat Schopenhauer an der entsprechenden Stelle dargelegt und die Realdialektik gehörigen Orts sich zu gleicher Auffassung bekannt, unbeirrt von Gegnern, welche, in die Fusstapfen Hegel's tretend, in der Art wie sie, nach dem Vorgange Kant's, (S. 27) „die Denknothwendigkeit behandelt, eine empörende Degradation des philosophischen Denkens erblicken." Sie glaubt sich einer besonders unbefangenen Vorurtheilslosigkeit zu befleissigen und etwas Solideres, denn einen bloss eklektisch zusammengestückelten Mosaik-Estrich als Boden unter den Füssen zu behalten, wenn sie zu den auf S. 28 von Volkelt zusammengehaltenen Standpunkten in der Weise Stellung nimmt, dass sie sagt:

Kant tritt gegen die Ueberhebung des positiv decretirenden Logischen auf — *ego assentio,*
Hegel gegen das Berkeley'sche Element in Kant — *ego assentio,*
K. Ch. Planck gegen die Missachtung der intuitiven Receptivität — *ego assentio,*
Herbart gegen die Einseitigkeit des subjectivistischen Ausgangspunktes — *ego assentio,*
Dühring gegen die auf absoluten Solipsismus hinauslaufenden Consequenzen des reinen Positivismus — *ego assentio.*

Sie theilt ja in vollem Maasse Kant's Indignation über „die Luftbaumeister der mancherlei Gedankenwelten", über die Erschleichungen des apriorischen Construirens, über „die schwindlichen Begriffe einer halb dichtenden, halb schliessenden Vernunft" und weiss ihrerseits erst recht „nicht nur von Wirklichkeitsgebieten, die nicht erkannt werden können, sondern auch von Functionen des Denkens, die nicht erkennen können" (S. 41), nur dass sie letztere lieber in den specifisch logischen Intellectualfunctionen suchen möchte, vollends nachdem sie zum Zuschauer geworden,

wie diese — S. 49 — an der eigenen erkenntnisstheoretischen Leistungsfähigkeit vollständigen Selbstmord — oder soll man, im Bild von der Potenz bleibend, lieber sagen: totale Castration? — ausüben.

Denn dort ist es grade der „rationalistische Factor“ im Princip des exclusiven Subjectivismus, welcher zu dem falschen Schluss verleitet, „dass das Ding an sich an bestimmten Beschaffenheiten keinen Theil habe“ — sicherlich vorneweg ein bedenkliches Démenti für die Zuverlässigkeit dieses als erkenntnisstheoretisches Subsidiar-Princip *in petto* behaltenen Factors. Dann heisst es mit einer Bündigkeit der Schlussfolgerung, wie sie kein Realdialektiker sich stringenter wünschen kann, weiter: „Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf den Inhalt jenes Denknothwendigen, das zugleich die Seinsnothwendigkeit in sich enthält. Dieser Inhalt lautet: ‚Bedeutungslosigkeit des sämmtlichen Vorstellens und seines Inhalts für das Ding an sich!‘ Da nun auch das Bewusstsein der Denknothwendigkeit und ihrer Bedeutung selbstverständlich zum Vorstellen gehört, so wird durch die Beschaffenheit des Inhalts jener Denknothwendigkeit eben diese selbst für völlig bedeutungslos und nichtig erklärt.“ Das besagt denn doch mit andern Worten genau wieder: das Logische führt sich selbst *ad absurdum.* Ein glänzenderer Triumph des Antilogischen aber lässt sich füglich doch nicht denken, als dass grade das Erkennenwollen seinen eigensten Zweck vereitelt und sich darin als ein *funditus* realdialektisch fungirendes und geartetes Wollen offenbart.

Wenn aber Volkelt ebenda gleich im nächsten Satze fortfährt: „Der Inhalt, ‚Bedeutungslosigkeit alles Vorstellens für das transsubjective Gebiet‘ darf demnach nicht, wie der exclusive Subjectivismus thut, zum Inhalt der objectiv genommenen Denknothwendigkeit, zum Inhalt des rationalistischen Erkenntnissprincips gemacht werden,“ so vergisst er, dass er mit solchem Verbot selber wieder sich auf die nämliche logische Voraussetzung stellt, deren absolute Selbstvernichtung er noch in demselben Athemzuge dargethan hatte; denn grade die logische Identität selber ist es ja, an welcher wir soeben — in den voraufgehenden Sätzen — die Möglichkeit des Erkennens überhaupt hatten zerschellen sehen. Mithin ist auch für die Realdialektik nicht der mindeste logische Zwang vorhanden, wie er allerdings für Kant würde bestanden haben, das eine oder das andere Princip fahren zu lassen,

sobald er sich zum Bewusstsein gebracht, wie sie „nur vermittelst einer *contradictio in adjecto*“ (S. 56) in ein Verhältniss wechselseitiger Unterstützung zu einander konnten gesetzt werden — denn sie hat sich ja vielmehr jedes neuen Beleges für die reale Einheit des scheinbar (logisch) Unvereinbaren als eines weiteren Zeugnisses für ihre eigene Wahrheit zu freuen.

Aber neben diesen directen Förderungen heimst die Realdialektik bei solcher *rixa domestica* zwischen den Kant-Auslegern noch eine ganze Reihe indirecter Concessionen, grade auch an ihr eigenes erkenntnisstheoretisches Princip ein.

Wer die Leistungsfähigkeit des Princips der Denknothwendigkeit als eine so limitirte durchschaut hat, wie Volkelt, behält kaum noch das Recht, ihr andererseits wieder eine so absolute Gültigkeit beizulegen, wie z. B. in der Polemik gegen Göring (der einzigen Partie der Schrift, wo den Verf. seine wissenschaftliche Ruhe verlassen hat) zu geschehen scheint (S. 76 ff.). Denn der muss auch zugeben, dass die Erfahrung selber, gleichviel ob moralische oder unmoralische, uns nöthigen kann, das Widersprechende, also das Gegentheil seiner selbst, als das allein Wahre hinzunehmen.

Wo es aber gilt, Kant mit der Einsicht gerecht zu werden, dass er (S. 82) „consequent sei im Durcharbeiten gewisser fundamentaler Widersprüche“ und deshalb ihn nur richtig beurtheilen könne, wer aller einseitigen Consequenzenmacherei entsagend (mittels deren sich Paulsen, Riehl und B. Erdmann, wie Cohen und Stadler in völlig unhaltbare Aufstellungen verrannt haben) selber nicht „ausser Stande, das widersprechende Zusammenwirken der Factoren in Eins zu fassen“ (S. 81 ff.): da hat offenbar der Realdialektiker einen weiten Vorsprung vor den Vertretern aller übrigen Standpunkte, weil er sich damit schon auf seinem allereigensten Gebiete ergeht. Denn „denkbar“, d. h. den Bereich des Identitätssatzes nicht verlassend, ist ja das Widersprechende eben nur für die Realdialektik.

Nur dieser ist es im tiefsten Grunde verständlich, wie auch auf erkenntnisstheoretischem Gebiet wieder eine Identität der Gegensätze zu Stande kommt, z. B. in der Darlegung (auf S. 83), wie „der Idealismus bei Kant nichts Anderes ist, als der einfache, sachliche Ausdruck desselben Gedankens, den die empiristische Formulirung polemisch, mit Rücksicht auf ein anders verfahren-

des Erkennen, das als möglich oder wirklich vorausgesetzt wird, zum Ausdruck bringt."

Da verliert es denn wohl auch sein Verwunderliches, dass wir Volkelt den Trugschlüssen des bei seinen Argumentationen rein verbaldialektisch zu Werke gehenden Berkeley genau mit denselben Einreden zu Leibe gehen sehen, auf welche sich auch die Realdialektik bei der Fundamentirung ihres erkenntnisstheoretischen Standpunkts beruft. Denn auch hier (S. 53) ist es grade das ganz abstract logische Denken, welches über seine reine Form seinen eigenen Inhalt total vergisst und so mittels seiner rein formalistischen Consequenz in die allertollsten Absurditäten hineinführt, wie z. B. bei Berkeley, Kant und Schopenhauer, wo diese die Augen gegen die einfache Thatsache verschliessen, dass das blosse Vorgestelltsein nichts mit der Entscheidung über die Frage zu thun habe, ob der Inhalt des Vorgestellten „als ein von der Form unseres Vorstellens abgetrennt gedachter" (S. 53 Anm.), zugleich auch „in einem Existenzmedium" (S. 52) vorhanden sei oder nicht — sicherlich „eine Frage, die sachlich untersucht werden muss, die sich aber nach dem Princip der formalen Identität und des formalen Widerspruchs nicht entscheiden lässt" (ebenda). (In den Sätzen Kant's — S. 51: — es ist „offenbar widersprechend, dass eine blosse Vorstellungsart noch ausser unserer Vorstellung existire," also „der Begriff einer für sich existirenden Sinnenwelt in sich selbst widersprechend" sei, gesellt sich dem *Idem per idem* und der reinen *petitio principii*, welche in dem „blosse" wie in dem Vorwort „Sinnen"-Welt steckt, noch *implicite* die Verwechselung zwischen Erfahrungsobject und Erfahrungsthätigkeit hinzu, wenn wir zurückgeschreckt werden sollen mit dem Satze, sonst sei „Erfahrung auch ohne Erfahrung möglich," zumal es durchaus zweideutig bleibt, ob bei „Vorstellungsart" an ein *genus repraesentati* oder einen *modus repraesentandi* solle gedacht werden.)

In seinem rationalistischen Absolutismus ist Kant freilich ein Anti-Anti-Logiker und als solcher Gegner der Realdialektik — wird ihr dafür aber um so wirksamer dienstbar, wo er den Ueberhebungen der „Ideen dichtenden Vernunft" mit aller Schneidigkeit entgegentritt, und wird ihr zum willkommensten Bundesgenossen, so oft er sich von irgend etwas „Selbstverständlichem" so hinnehmen lässt, dass er über das unmittelbare Realitätsbewusstsein alle Flausen verkünstelter „-ismen" vergisst. Inso-

fern klingt grade unsern Ohren höchst ergötzlich, was S. 96 zu lesen steht: „So bewegt sich sein Denken in dem unbewussten (oder doch nur zuweilen ganz dunkel gefühlten) Widerspruche des skeptischen und des rationalistischen Erkenntnissprincips; es ist zum grossen Theile nichts Anderes, als die Explication dieses Widerspruchs im Element der Selbstverständlichkeit." So erscheint denn das Widersprechende selbst als ein Selbstverständliches, d. h. mit keinerlei Sophisticationen aus dem naiv den Erfahrungsmächten sich hingebenden Bewusstsein Wegzubringendes. Wie sollte nicht die Realdialektik hierzu von Herzen mit Ja und Amen ihr *Accedo* bekennen!

Für den schon anderweitig von der Realdialektik gerügten Missbrauch des Identitätsprincips aber ist überaus lehrreich, was S. 107 citirt wird: „Das Ding, wovon selbst der blosse Gedanke unmöglich ist, d. i. der Begriff sich widerspricht, ist selbst unmöglich" — denn das fällt ja ganz unter das oben aus Liersemann's Abhandlung Hervorgehobene: allaugenblicklich zeigt uns die sinnliche Wahrnehmung die Wirklichkeit der Bewegung — und da ja wohl vom „rationalistischen Princip" aus das *Valet consequentia ab Esse ad Posse* am wenigsten bestritten werden kann, zugleich *ipso facto* deren Möglichkeit allen eitlen Anmaassungen des „Verstandes" zum Trotz. Wir erfahren eben tausendfach, dass der „logische Gedanke" in abstracten Rücksichten unendlich viel anspruchsvoller sein kann als das Sein; denn das Sein kann sich widersprechen und dennoch in Worte, d. i. Begriffe, sich fassen lassen, wie die Realdialektik unmittelbar durch ihre eigene blosse Existenz, also gleichfalls *ipso facto*, der Welt nun schon seit etlichen Jahren gezeigt hat.

Die Realdialektik schliesst sich also vollständig Laas an, wo dieser (ebenda) „an Kant die Frage richtet, wie es denn komme, dass, wiewohl er . . . neben dem empirischen Sein eine nicht weiter bestimmte Anzahl anderer Seinsmöglichkeiten statuire, trotzdem der Satz des Widerspruchs auch von jenen nichtsinnlichen Gegenständen gelte, denen keine mögliche Anschauung zukomme . . . . Woher wisse er, dass Widersprechendes in keiner Weise wirklich sein könne, dass das Sein an sich nicht ruhelose Identität von Sein und Nichtsein" — oder wie die Realdialektik lieber sagt: von Ja und Nein — „fortwährende *coincidentia oppositorum* sei? — In der That, der absolute Skepticis-

mus darf von dem etwa vorhandenen Reiche des Dinges an sich nicht einmal behaupten, dass daselbst Alles nach dem Satze der Identität geordnet sei", oder, wie Volkelt ganz *de suo* hinzufügt, (S. 108): „wem das Denknothwendige nicht principiell als das sich unmittelbar aussprechende Seinsnothwendige gilt, der hat nicht den mindesten Grund, die Gültigkeit des Identitätsprincips im Dinge an sich auch nur für wahrscheinlicher zu halten, als das Gegentheil. Zu der Annahme, dass alle Wirklichkeit dem *principium identitatis et contradictionis* entspreche, ist nur derjenige berechtigt, der dies Princip als denknothwendig und das Denknothwendige unmittelbar als Ausdruck der Vernunft der Wirklichkeit anzusehen sich gezwungen fühlt" — ein Zwangsgefühl, welches, wie wir bereits vorläufig gesehen haben, Volkelt selber nicht als ein gänzlich unbedingtes oder völlig uneingeschränktes empfindet, vielmehr mit graduellen Unterschieden der Intensität wie der „individuellen Organisation der geistigen Monade" (vgl. S. 78 ff.).

Ja, die Realdialektik könnte sich eines noch unmittelbareren Zusammenhangs mit einem der Kant'schen Principien rühmen, wenn sie es nicht verschmähte, die Behauptung des exclusiven Subjectivismus von der absoluten Heterogeneïtät des Dings an sich mit aller denkbaren Vorstellung für sich in Anspruch zu nehmen: denn so angesehen, würde sich die realdialektisch-antilogische Metaphysik genau ebenso unmittelbar als Consequenz aus Kant'schen Prämissen ergeben, wie etwa die Behauptung: das Ding an sich könne nicht räumlich, nicht zeitlich und deshalb auch nicht der Zahl unterstellt sein, sondern müsse — wie es allein correctermaassen ganz mit den Worten Plato's zu lauten habe — weder eines noch vieles sein.

Ebenso nahe aber berühren wir uns mit dem Satze aus Kant (S. 116): „Die Ordnung und Regelmässigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein," dem wir nur die bestimmtere Auslegung geben: die logische Anordnung schieben wir mit unserm Denken den Dingen nur unter; und wenn „an hundert Stellen das Gegentheil von jener Lehre, dass das Ding an sich die Erscheinungen einige und ordne, ausgesprochen" ist (S. 138), so gewinnt das für uns den Sinn: dann kann dies Ding an sich auch ein widersprechendes, in sich nicht geeinigtes, geschweige Anderen die Einigung activ aufzwingendes sein.

Vor Allem fragt es sich denn aber doch im Allgemeinen, welcherlei Art dies Aufzwingende überhaupt sei. Denn mit nichten darf man die, die Vorstellungsreihen begleitenden, Nothwendigkeiten, also, das Wort in einem weiteren Sinne genommen, das Denknothwendige als solches beschränken auf die einzige Abart des eigentlich logischen Zwanges. Was sich so „aufdrängt," kann ebenso gut ein Antilogisches sein, ein Sichselbstwidersprechendes, und grade die erkenntnisstheoretischen Processe selber sind ja reich an Beispielen von Vorgängen, in welchen Alles auf das Gegentheil seiner selbt, also auf schlechthin realdialektische Resultate hinausläuft — wie wenn Volkelt S. 187 darlegt, dass sich „im Positivismus das ... Misstrauen in die objective Gültigkeit des Vorstellens verwandelt in eine unglaublich bornirte Selbstüberhebung desselben"; denn „der Positivismus ist aller kritischen Besinnung so durchaus baar, dass es ihm gar nicht einfällt, dass die wahre Wirklichkeit noch etwas ganz Anderes sein könne, als das Vorstellungsaggregat, das unser Bewusstsein ausfüllt." So wird der „Positivismus zu einem ganz rohen Dogmatismus: ihm imponirt das unmittelbare Gegebensein der Vorstellungen dermaassen, dass er sich angesichts desselben alles weiterfragenden Denkens entäussert und in ihm die einzige Wirklichkeit anbetet." Und nicht anders hatte sich schon S. 143 ergeben, dass Kant „sein Erkennen nach Analogie zugleich im vollen Umfang als Nichterkennen anerkannt" habe; „definirt er doch selber die Erkenntniss nach Analogie als eine Erkenntniss, die ‚eine vollkommene Aehnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen bedeute'." Darum hat es auch wohl dem Kant-Apologeten Arnoldt widerfahren müssen, dass dieser (nach S. 158 Anm.) „dem Ding an sich die verschiedenen Seiten, welche Kant demselben in naivem, unbewusstem Widerspruch beilegt, sämmtlich unter bewusster Abweisung des Widerspruchs zuspricht, wodurch die Widersprüche nur noch härter und unerträglicher werden."

Es brauchen ja nicht grade die specifischen „Denk"-Formen zu sein, nach deren Beschaffenheit über die Erkennbarkeit des Dings an sich entschieden werden muss; es kann ja doch auch noch anderartige Auffassungs- und Erfassungsformen geben, und wenigstens von der Kritik Volkelt's werden diejenigen Möglichkeiten nicht berührt, auf welche nach dem Vorgange Schopen-

hauer's die erkenntnisstheoretische Voraussetzung der Realdialektik hinweist. In der Selbsterfassung des Willens packen wir einen von dem blossen Vorstellungs-Ich verschiedenen Inhalt, und demzufolge werden wir im Motivationsbewusstsein der Causalität in einer Weise inne, die sich nimmermehr als bloss „begleitende Vorstellung“ abthun lässt.

Dieser intuitiven Selbstergreifung wohnt in mindestens nicht geringerem Grade als der logischen „Denkenergie“, an welche Volkelt „appelliren zu müssen“ bekennt, ein „sich aufdrängender Zwang“ bei, und diese instinctive Anschauung des Causalitätsbewusstseins, in welcher uns grade vom Metaphysischen her vermöge dessen durchgehender Wesenshomogeneïtät (der allgemeinen Willensnatur) der Causalzusammenhang durchsichtig, verständlich und begreiflich wird, ist denn doch ein gut Theil was Besseres, als ein bloss momentan in unsere Vorstellung auftauchender Fetzen, wie jeder andere auch. Vielmehr bedarf es gar keiner besonderen Reflexion, um diesen Instinctinhalt als einen von allen zusammenhangslos vorüberhuschenden Phantasmen specifisch verschiedenen unmittelbar zu empfinden; verhält er sich doch zu diesem wie die Schnur zu den darauf aufgereihten Perlen, mag er nun als rein psychologische Gesetzmässigkeit der sogenannten Ideen-Association oder als logischer Zusammenhang der inneren Continuität des mit sich identischen Begriffs oder endlich als in irgendeine Thathandlung ausmündende Motivkette sich wirksam erweisen.

Unter all diesen Formen ist aber „das Schnürchen“ der ganz formalen „Consequenz“, wie Volkelt (S. 157) selber gegen deren Ueberschätzer andeutet, unfraglich das „wohlfeilste“. Wäre jedoch der Causalitätsinstinct nicht selber mit diesem specifischen Nothwendigkeitszwange behaftet, so könnte (wie S. 174 ff. richtig auseinandergesetzt ist), der Positivist überhaupt gar nicht auf den Gedanken kommen, dass denn doch eben die Causalität auch da noch gelte, wo das Bewusstsein aufhört. Es ist grade das auszeichnende Merkmal dieser Intellectualfunction, dass sie als eine immanent allen andern zugrundeliegende und so als eine beherrschende und bestimmende appercipirt wird, wo und so oft sie überhaupt in's Bewusstsein tritt. Darum erkannte Schopenhauer: Skeptiker kann nur bleiben, wer den Willen selber ignoriren will; denn die Selbsterfassung des Willens ist, obzwar nicht aller Weisheit, doch allen Wissens Anfang.

Um nun aber der Anerkennung dieses erkenntnisstheoretischen Princips Geltung zu verschaffen, bedarf es heutzutage, wo sich der Positivismus in seinem Eigendünkel breiter denn je macht, einer Arbeit, welcher sich nicht Jeder unterziehen mag, und dass diese nunmehr geleistet ist, hat man Volkelt vorzugsweise zu danken. Dabei ist es gradezu ergötzlich, wie er auf's allersubtilste die Superfeinen und Superklugen nach ihrer eigenen Manier und auf ihrem eigensten Felde *ad absurdum* führt (so springen als besonders gelungen Stellen in die Augen wie SS. 175, 180, 182, 186 Anm., 188, 202 u. ö.) und das eigene skeptische Verhalten zum rationalistischen Princip ist gewissermaassen schon eingeleitet, wo dargethan wird, wie, unauflöslich durch tausend Bande der Identität damit ineinanderverschlungen, Apriorität mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit subjectivistisch angesehen lediglich in einem Verhältniss der Wechselbegründung stehen könne (S. 193 bis 203). Das genügt, um auch die so gern auf Kant's Autorität pochenden Ansprüche der Mathematiker auf ein bescheideneres Maass zurückzuführen — weil grade das Apriori es ist, aus dessen Abgrund die ganze Irrsal der Antinomie-Aporien sich letzten Endes erhebt. Denn der interessante psychologische Cirkel, welchen Volkelt S. 201 bei Kant aufzeigt, hat ja seine sozusagen concentrische Parallele am Durcheinanderlaufen der rationalistischen und skeptischen Sphären bei Kant, daran, den Schein zu erregen, „als wäre die apriorische Synthesis schon anderswoher, auch wenn man die gesetzmässige Verknüpfung der Erfahrung nicht voraussetzte, gesichert; während doch diese synthetische Methode in Wahrheit nur dadurch Halt besitzt und überhaupt möglich ist, dass vorher umgekehrt die apriorische Synthese aus dem Factum der nothwendigen Verknüpfung der Erfahrung durch die analytische Methode gewonnen wurde.“ Also das Berückende der Pseudo-Beweiskraft eines solchen *circulus vitiosus* wird nur dadurch begreiflich, dass der Erkenntnisstheoretiker immer wieder einen Anlauf nimmt, um über seinen eigenen Schatten zu springen — und so oft er sich auch von der thatsächlichen Unausführbarkeit solcher Versuche überführt hat, doch von ihrer Erneuerung nicht lassen kann, weil dieselbe Un- [illegible] wie bei der Quadratur des Kreises und dem [illegible]em *perpetuum mobile* im Bann des Wahnes, es [illegible] *acto* als möglich Gedachte sich doch auch irgend- [illegible]lichkeit umsetzen lassen, äffend festhält. Allen solchen

Dingen gegenüber aber ist der „Weisheit letzter Schluss“ die Resignation auf das Unmögliche — und weil sich nun einmal die absolute Gewissheit unseres Wissens niemals erweisen lässt, so müssen wir uns resignirend bei der relativen und approximativen beruhigen, um nicht in vergeblichem Abmühen zuletzt den eigenen gesunden Verstand zu riskiren. Und wenn wir jener ewigen Asymptote innegeworden sind — nicht anders, wie der andern auch, auf strict logischem, die Rectification durch die unmittelbare Anschauung verschmähendem Wege — dann müssen wir auch den weiteren Muth finden, dem logischen Zwange überhaupt den unbedingten Gehorsam aufzukündigen und ihm uns nur so weit zu unterwerfen, als sich mit der unmittelbaren Erkenntniss des unzweifelhaft Wirklichen verträgt, — vermöge jener Handhabung des Identitätssatzes, zu welcher auch die Realdialektik uneingeschränkt sich bekennt, sammt der darin „schon stillschweigend vorausgesetzten Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit“ (vergl. Volkelt S. 202 Anm.), dafür aber auch von niemand, also auch von sich selber nicht, „etwas fordert, was sich in gewissem Sinne gar nicht leisten lässt“ (ebenda S. 203), nämlich u. A. auch zu „beweisen“, welcher von zwei „*implicite*“ identischen Begriffen als der erste müsse gedacht werden — ein *hors d'oeuvre* müssigen Streitens, zu welchem sich versucht nur fühlen kann, wer noch in der Ueberschätzung syllogistischer Argumentationsformen befangen ist.

Nur um so verdienstlicher dünkt mich darnach die Offenheit, mit welcher Volkelt ein eigenes Capitel schreibt über „die Glaubensgrundlage des rationalistischen Erkenntnissprincips.“ Darin ist er sich ebenso klar darüber, wie der letzte Grund und Halt (die Nothwendigkeit) sich nicht selbst wieder an ein noch weiter Zurückstehendes anlehnen kann, als darüber, dass sich nimmermehr ausmachen lässt, ob letzten Endes alle Denknothwendigkeit auf einer Seinsnothwendigkeit ruht oder umgekehrt überhaupt eine Seinsnothwendigkeit nur erst vermöge einer Denknothwendigkeit vorstellbar wird. Insofern behält ja jede Betrachtung des Apriori selbst wieder unausweichlich einen *quodammodo* apriorischen Charakter (S. 204 Anm.), nämlich der materialen, wenn auch nicht der formalen Begründung nach.

Kommt aber gar keine, die Schranken des absoluten Skepticismus irgendwie durchbrechende Erkenntnisstheorie ganz ohne ein Urdogma aus, so ist es ziemlich gleichgültig, wo man mit

einem solchen einsetzt: ob erst bei der ursprünglichen Anwendung des rationalistischen Princips oder gleich bei der transsubjectiven Gültigkeit der Causalität überhaupt, wie sie bereits Schopenhauer bei dem allereinfachsten Wahrnehmungsvorgang in ihrer Apriorität und Subjectivität so unwiderleglich aufgezeigt hat. Wenn aber letzteres geschieht, dann empfiehlt sich auch mit unwiderstehlicher Lockung — die allerdings selber ihr Prädicat der Unwiderstehlichkeit einer Art von Denknothwendigkeit verdankt — das nahegelegene Brückchen zum Hinüberschreiten, wie es uns Schopenhauer in seiner Selbsterfassung des Doppel-Ich so hübsch parat gestellt hat.

Wer sich schliesslich auch — wie Volkelt S. 207 — auf „eine Art von unmittelbarer Gewissheit oder Offenbarung" hinüberrettet und so selber nach einem intuitiv gearteten Rettungsanker hascht, der darf es dem Willensmetaphysiker auch nicht verargen, wenn dieser, statt mit so bedenklich vagen Fühlfäden in die Welt des Dings an sich bloss hinüber zu tasten, lieber im wollenden Ich dessen unmittelbares Massiv selber zu packen versucht. Das ist ein mehr als bloss „vielleicht irgendwie dynamisches Ueber-sich-hinaus-greifen-können des vorstellenden Ich" (wie es ebenda heisst) und auch mehr als „gleichsam eine Stimme aus dem transscendenten Gebiete" (S. 208): das ist ein Stück von diesem selber in unmittelbarem Selbstinnewerden und als solches auch *a priori* mindestens ebenso gut legitimirt als etwa der specifisch logische Zwang.

Wer sich an „das einfach Gegebene" der „unmittelbaren Erfahrung" (ebenda) halten will, kann eben nichts Besseres thun, als sich in dem allerunmittelbarst Gegebenen des eigenen Ichinhalts zu erfassen, wozu ihn eben das befähigt, was Schopenhauer als das eigentliche Urwunder bezeichnet hat: die untrennbare Einheit, in welcher sich unser erkennendes Ich mit unserm wollenden Ich verbunden vorfindet.*)

---

*) Frohschammer (Monaden und Weltphantasie S. 51 ff. u. 80 ff.) wird auf Betrachtungen geführt, welche der Schopenhauer'schen Anschauung sehr nahe kommen: „im Selbstbewusstsein bleibt das Ich unmittelbar bei sich, wird seiner selbst und seiner Thätigkeit unmittelbar inne, und zwar seiner selbst nicht erst durch seine Thätigkeit, sondern diese Thätigkeit kann als die des Ich erst eben durch das Ichbewusstsein erkannt werden. Demnach muss das Ich selbst unmittelbar (wenn

Weil nun aber die Realdialektik nicht zugiebt, dass jede Vorstellungs- oder Denknothwendigkeit auch *eo ipso* eine logische sei, weil sie das Charakteristische des subjectiv empfundenen Zwanges nicht darin sieht, dass das objective Sein sich in sich selbst aufheben, seine Existenzmöglichkeit verlieren müsste, wenn das Gegentheil von dem, was sie vorschreibt, bestehen sollte, nicht darin, „dass der Gedanke, es solle das Gegentheil der sich uns aufdrängenden Nothwendigkeit existiren, sich uns unmittelbar als eine Forderung, dass sich die Realität gegen ihre Existenzbedingungen empören solle, kundthut" (ebenda), weil sie vielmehr ihre Augen nicht verschliesst gegen die Fülle der Thatsachen, welche täglich tausendfach bezeugen, dass Logik und Erfahrung, Denken und Sein sich nicht decken, und dass die Wirklichkeit noch krauser und überhaupt erst recht verworren sich darstellt, wenn die Logik mit ihren Ansprüchen ihr als Maassstab untergelegt wird: deshalb verzichtet sie allerdings auch

die Bedingungen erfüllt sind) aufleuchten, kann nicht erst durch einen Schluss gewonnen werden. Das Ich kann indess im Selbstbewusstsein allerdings sich selbst scheiden oder unterscheiden in zwei Momente: in ein Ich oder Subject und ein Mich oder Object. Es sind beide Momente darin enthalten und bethätigen sich bei psychischen Thätigkeiten im Selbsterkennen, Selbstbesinnen, in der Selbstbestimmung; wie schon der sprachliche Ausdruck: Ich besinne mich, ich entscheide mich, es klar ausdrückt. Diese beiden ‚Ich' sind aber doch nicht dasselbe und es ist keine blosse Tautologie damit ausgesprochen. Das Ich als Subject ist gleichsam das reinere, das centralere; das Ich aber, welches das zu erkennende oder zu bestimmende Object darstellt, ist der psychische Organismus selbst mit allen seinen Kräften, nicht bloss das reine Moment des Ichseins, obwohl er allerdings das Ich, das eigentliche Selbst, auch in sich enthält, das eben vom Ich als Subject erkannt, erfasst oder bestimmt wird. Im gewöhnlichen, empirischen Selbstbewusstsein sind übrigens diese beiden Momente ineinander und die Selbstbethätigung vollzieht sich ohne diese künstliche Scheidung". „Bei der Willens-Entscheidung in der Selbstbestimmung ist übrigens ebenso wie bei dem Selbstbewusstsein das Ich als Subject nicht ganz identisch mit dem Ich als Object oder dem Mich. Bei dem: Ich bestimme oder entscheide mich (mein Ich) ist das erste Ich der eigentliche Mittelpunkt und die Grundkraft des psychischen Organismus, das zweite dieser selbst mit all seinem Inhalt und seinen Kräften, die eben die entsprechende Tendenz und Richtung erhalten sollen. Das erste Ich ist mit dem theoretisch thätigen Ich verbunden."

nothgedrungen auf „die eigenthümlich sinnvolle Bedeutung“ und „lichtvolle Durchleuchtung“ des Wirklichen, von welcher S. 209 die Rede ist — „nothgedrungen,“ sofern auch solcher Verzicht ein empirisch aufgezwungener ist, nämlich aufgedrängt wird durch die Facticität des realen Widerspruchs.

Mag man das Postulat, es solle die Einstimmigkeit des erkenntnisstheoretischen Princips mit dem Inhalt der unmittelbaren Wahrnehmung (mit der Erfahrung im weitesten Sinne) gewahrt bleiben, selber ein apriorisch-dogmatisches nennen, so bringt dessen Erfüllung wenigstens die Beruhigung mit sich, dass der so gewonnene Wissensstoff nicht erst zugestutzt wird nach gewissen logischen Kategorien, deren Anwendbarkeit auf ihn vorläufig jedenfalls selber eine den Zweifeln des Skepticismus blossgestellte bleibt.

Wer irgendwie, sei es auch mit bloss „methodischer Bedeutung“, sein Erkennen mit einer „Aufforderung“ anhebt (S. 210 n. Anm.), also an den Erkenntnisswillen appellirt, der kann sich schwerlich der Anerkennung der realdialektischen Willensmetaphysik auf die Dauer entziehen, während der Realdialektiker sich *nulla ratione* gemüssigt findet, eine Denknothwendigkeit gelten zu lassen, welche „nach ihrer negativen Seite.... besagt, dass das, was als sich direct widersprechend, als sich logisch vernichtend gedacht werden muss, auch nicht objectiv existiren könne“ (S. 211). Denn wenn es S. 66 heisst: „in diesem Falle mache sich der Zwang, das Denken zum Maassstab für das Sein zu erheben, viel unwiderstehlicher und selbstverständlicher geltend, treten die Bedenken und Zweifel an der Berechtigung hierzu viel weniger auf“, als in dem andern Falle, „wo etwas positiv Bewiesenes auf das Ding an sich übertragen werden soll“: so braucht die Realdialektik nur Act zu nehmen von der Anerkennung der Existenz solcher „lähmenden Zweifel und Bedenken“, um ihrerseits zu constatiren, dass jene „Unwiderstehlichkeit und Selbstverständlichkeit“ eben nur so lange „dynamisch“ mitbestimmend wirkt, als der Standpunkt des Logikers noch nicht aufgegeben und die Wahrheit des antilogischen Princips noch nicht muthig ergriffen ist. Für denjenigen aber, welcher sich unerschrocken zu dieser bekennt, verliert auch der folgende Satz (S. 211) alle einschüchternde Bedeutung: „Wer der Ansicht ist, dass sich in der Denknothwendigkeit nicht *eo ipso* zugleich Seinsnothwendigkeit ausspreche, darf auch nicht die Denkunmöglich-

keit als ein Zeichen der Seinsunmöglichkeit ansehen." Nur verwahrt sich die Realdialektik dagegen, dass man ihr reine Begriffs-Identitäten als reale Concordanzen unterschiebe, wie z. B. (ebenda) geschieht, wenn es heisst: „in der Annahme, dass es nirgends eine Wirklichkeit geben könne, in der ein Dreieck, sofern es ein solches ist, zugleich ein Viereck ist, liege die Anerkennung enthalten, dass das Denknothwendige (wovon ja zugleich das Denkunmögliche befasst werde) principiell unmittelbar über das Sein zu entscheiden im Stande sei." Sicherlich aber ist es (ebenda) „ganz willkürlich, die objective Geltung des Denkens auf die blosse Denkunmöglichkeit einzuschränken."

Der realdialektischen Auffassung der Nothwendigkeiten gegenüber erscheint es als ein Rückfall in Reste von Panlogismus, wenn Volkelt S. 212 die Seins- und die Denknothwendigkeit dergestalt als congruente Sphären behandelt, wie wenn schliesslich alle Causalitätsnothwendigkeit doch wieder ihren Halt an einem logischen Zusammenhang zu suchen hätte: mag auch das Innewerden beider gleich apriorischer Natur sein, so kann doch der Willensmetaphysiker von dem „Glauben" nicht lassen, dass vielmehr umgekehrt dem logischen Zwange nur so weit nachzugeben sei, als er sozusagen Fühlung behält mit der Necessitation der allgemeinen Motivation, wie sie in der unmittelbaren Selbsterfassung des Willens empfunden wird.

Vorsichtig genug, um (S. 212) auszusprechen, dass man „zu Beginn der Philosophie weder für noch gegen die Möglichkeit eines auf das Allgemeine, Objective gehenden Erkennens Partei nehmen dürfe", und ehrlich genug, um (S. 213) zuzugeben, „die innere Uebereinstimmung" — d. h. doch wohl: die logische, nicht gegen den Satz vom Widerspruch verstossende Correctheit — „eines Resultats verbürgt nicht seine Wahrheit: denn auch das Absurde kann in sich zusammenstimmen" — behält Volkelt schwerlich noch viele Pfeile in seinem Köcher, welche der Realdialektik tödtliche Wunden zu versetzen geeignet wären.

Ergiebt sich die „absolute Voraussetzungslosigkeit der Erkenntnisstheorie" als eine praktisch undurchführbare Abstraction und damit die unausweichliche Nöthigung, irgendwo auf einen dogmatischen Seitenweg abzubiegen: so ist auch hier — nach derbem Volkswort — kein Esel berechtigt, den andern Langohr zu schelten. Vielmehr ziemt sich dann allerseits Bescheidenheit und Toleranz, und auch die, von „speculativ" angelegten Köpfen

immer so gern unter dem Deckmantel irgendwelcher Abstractions-Chikane in den Winkel geschobene, Erfahrung erhebt mit allem Fug den Anspruch, mit den Erinnerungen an die von ihr geaichten Maassstäbe nicht ungehört ignorirt zu werden — wenigstens soweit sie das durch den Augenschein vor dem leiblichen und geistigen Blick Bestätigte als ihren eigentlichen Inhalt präsentirt, so dass auch das eigentlich Psychologische, unter der Reservation eines *granum salis* und ohne alle infallible Ueberhebung vorgebracht, sein gutes Recht behält.

Schwerlich kann es jemals den Götzendienern der Logicität gelingen, den Beweis zu führen, dass die einzige Möglichkeit, „Zusammenhang“ in unser Erkennen zu bringen, von der „Vernunft“ dargeboten sei. Diese kann als solche auch immer nur eine subjective Zusammenfassung geben, während das Innesein der eigenen spontanen Willenscausalität unmittelbar zu einer centralen, metaphysisch beglaubigenden wie beglaubigten Einheit führt und überhaupt jedes beliebige „Geistige“ (S. 218) genügt, um geistige Auffassung zu vermitteln und zu garantiren. Demgemäss erscheinen denn auch „Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit“ nicht, wie S. 220 behauptet wird, „überall als eine Leistung des denkenden Selbstbewusstseins“ — denn die Nothwendigkeit, welche dessen abstracten Verbindungen eigenthümlich ist, hört selbst dann nicht auf, als secundäre eine objective Herleitung zu erheischen, wenn sie dem subjectiven Bewusstsein sich als apriorische darstellt.

Aber freilich: dies ist eine der allerärgsten Ketzereien, deren man sich in den Augen der Kant überkantenden Nach- oder Neukantianer schuldig machen kann. Denn grade die allereifrigsten Aprioristen (Cohen und Stadler) wollen am wenigsten davon hören, dass das Apriori in einer psychologischen Spontaneïtät oder Productivität des Ich seinen Ursprung haben könne (S. 231 ff.). Offenbar wird ihnen so weit unheimlich auf der *instabilis unda* ihres superfeinen Subjectivismus, dass sie nicht „ängstlich“ genug alles fernhalten können, was irgendwie auf eine Anerkennung empirischer Grundlagen zurückleiten müsste. Und doch kann sich kaum noch Einer von Allen dem Zugeständniss entziehen, welches B. Erdmann (S. 232) dahin formulirt, „das Apriorische sei die ‚Form‘, die wir aus angebornen Gesetzen unabhängig von der Erfahrung, wenn auch zeitlich nach derselben, erwerben, um den erfahrungsmässig gegebenen

Stoff zu ordnen — ein so schmuck poliertes hölzernes Eisen, dass es nicht ohne Seitenstück aus dem Stadler'schen Raritäten-Cabinet — nach dem des Herrn Zauberers Philadelphia bei Lichtenberg — gelassen werden soll (S. 231): „nur erkenntnisstheoretisch, nicht psychologisch, nur für das gebildete Bewusstsein, nicht für das primitive soll das Apriori der Erfahrung vorausgehen!“

Wenn aber Volkelt für sein Theil schliesslich sich zu der Ansicht bekennt (S. 232), nach welcher das Ursprüngliche des Apriori in der gesetzmässigen Functionsanlage bestehen soll, so darf wohl auch die Willensmetaphysik die Frage erheben: warum soll denn nicht diese ihrerseits in der metaphysischen Homogeneïtät (Wesensgleichartigkeit) der Individualwillenswesen bestehen können? Dies verträgt sich auf's allerschönste mit der Annahme, dass ein aus dem Urschose alles Seienden selber „Eingebornes“ grade als solches einer zeitlichen Entwickelung fähig sei, wie ja überhaupt alles Essentielle in seiner Existenz (die als solche den Begriff der zeitlichen Endlichkeit in sich schliesst) einem Werdeprocess und, als dessen einfacher Kehrseite auch einem Untergange ausgesetzt ist — und diese einfache Unterscheidung der potentiellen Essentia und der actuellen Existenz wird noch andere Auffassungsweisen — z. B. auch die von Fr. Harms vertretene, S. 233 Anm. — unter sich wie mit der eigentlichen Meinung Kant's vermitteln können.

Die nämliche Unterscheidung erweist sich aber sofort auch noch in anderer Richtung fruchtbar. Was so gemeinhin als Seinsnothwendigkeit bezeichnet wird, charakterisirt sich vor näherer Prüfung alsbald als blosse Existentialnothwendigkeit. In den Begriff der Essentia greift ja der der Nothwendigkeit selbst da nicht hinein, wo wir uns klar machen, dass die Nothwendigkeit selber in nichts Anderm als einem bestimmten Verhältniss zwischen Essentia und Existenz besteht. Sicherlich hat die Causalnothwendigkeit nicht nur ihr Maass, sondern auch ihren „Causalität verleihenden“ letzten Grund und Halt an der Essentia der causalen Factoren; aber woran alle Nothwendigkeit zur Erscheinung kommt, ist doch stets nur das Existentielle. Die Essentia, rein an sich betrachtet, ruht so ganz und ausschliesslich nur auf sich selber, dass bei ihr ein weiteres Forschen nach irgendwelcher Nothwendigkeit seinen Sinn verliert — was Kant und Schopenhauer so ausdrücken: die Kategorie der

Causalität verliert für das Ding an sich jede Bedeutung. Davon ist dann aber nur die Kehrseite, dass auch die sogenannte Denknothwendigkeit auf den Charakter irgendwelcher Essentia durchaus keinerlei Anwendung mehr leidet.

Nur an der Hand solcher Erwägungen lässt sich vordringen zu der Einsicht, in welcher Hinsicht „das rationalistische Princip, ... dass die Denknothwendigkeit *eo ipso* Seinsnothwendigkeit bedeute“, wesentliche Einschränkungen erleidet. Weil jede Existenzmöglichkeit eine Existenzfähigkeit implicirt, so hat sie ihre „absolute Bedingung“ an einer bestimmten Essentia, und diese — und nicht letzten Endes die blosse Denkmöglichkeit — entscheidet über die Wirklichkeit einer Vorstellung. Das ist, in's helle Licht des Bewusstseins gerückt, der eigentliche Grund, weshalb nicht alles Denkbare sofort auch als ein Wirkliches vor uns steht. Und vermöge der antilogischen Natur des Metaphysischen wiederholt sich ja ebenso oft die Erfahrung, dass auch hinwiederum das Wirkliche seinerseits nur unter gewissen Einschränkungen denkbar, d. h. vorstellbar, in die Vorstellung ohne Rest aufnehmbar, percipibel ist. Insofern lässt selbst die limitirte Fassung, welche Volkelt dem rationalistischen Princip auf S. 237 giebt, noch zuviel bestehen — denn wenn wirklich „die Wirklichkeit gemäss der Nothwendigkeit des Denkens gestaltet“ wäre, so wäre damit *ipsis verbis* schon die Anerkennung der Thatsache ausgeschlossen, dass es doch „wirklich“ auch Widervernünftiges in der Welt giebt in voller Leibhaftigkeit der Existenz.

Bis auf Händedrucksnähe kommt Volkelt S. 241 mit seinen überaus weitgehenden Concessionen dem Standpunkt der Willensmetaphysik entgegen. Aber, so wacker auch die selbstthätige Emancipation, mit welcher er sich losgewunden aus dem Mutterschos des Panlogismus, der seine bisherige Philosophie geboren: die Nabelschnur ganz zu durchreissen getraut er sich doch nicht: er macht Kehrt vor der Frage nach der Negativität des Willensinhalts: „ein wahrhaft Inhaltvolles, ein positiv Zielvolles“ bleibt ihm die Weltsubstanz, obgleich nur, „insofern als ein ... logischer Process zu bezeichnen, als die concrete Weltsubstanz von innerer, ideeller Nothwendigkeit gebunden ist.“

Bescheiden genug soll dem menschlichen Denken fortan keine höhere Bedeutung mehr beigelegt werden, als dass es „das subjective Bewusstsein der ideellen Nothwendigkeit sei“, und „ebendarum

dürfe von einem objectiven, der Welt immanenten Denken nur in der Bedeutung der innerlichen Form der Gesetzmässigkeit, der ideellen Nothwendigkeit gesprochen werden" — lauter Sätze, mit denen selbst die Realdialektik sich einverstanden erklären könnte, die vollends freudig den nächstfolgenden unterschreiben würde: „dass das Denken, auch wenn es noch so sehr potenzirt und verinnerlicht werde, rein in seiner Isolirtheit betrachtet, doch immer nur etwas Formales, im allerletzten Grunde Bedeutungsloses und Schattenhaftes sei; dass daher das Was, der Inhalt, das positive Ziel der Welt etwas ganz Anderes sein müsse, als das Denken" — wofern nur nicht auch hier schon das leidige „positive Ziel" sich eingeschlichen, um als blinder Passagier mitzufahren, und nicht noch ein paar hinkende Boten nachgehumpelt kämen: „doch würde das Denken zu dieser (monistischen Weltpotenz) als ihre wesentliche Form, als ihre innere Durchleuchtung und Bindung gehören. Es dürfte sonach das reale Weltprincip keine den Eigenthümlichkeiten des Denkens heterogene Beschaffenheit haben" — denn da müssen wir den Einspruch erheben: für ihre „Bindung" zu sorgen, wird man füglich der materialen Weltsubstanz selber überlassen dürfen, sofern man erst einmal so unumwunden sich zu Anschauungen bekannt hat, welche mit unmittelbarer Consequenz (nämlich als ein logisch Identisches) das Anerkenntniss in sich schliessen, dass die logische Nothwendigkeit, eben als ein bloss subjectives Abbild der Seinsnothwendigkeit, nur für eine secundär abgeleitete gelten könne, als specielle Form der allgemein geistigen und damit möglicherweise auch realdialektisch gearteten metaphysischen Nothwendigkeit.

Weil die Realdialektik vor keiner noch so grausen Larve zurückbebt, weil ihr Pessimismus von jeder Gespensterfurcht absolut frei sich weiss: deshalb schrickt sie auch nicht in sich zusammen vor dem ihr hier wieder einmal abgenöthigten Paradoxon, dass die logische Nothwendigkeit „im allerletzten Grunde" selber von antilogischer Abkunft sei, weil eben die Essentia des „realen Weltprincips" allerdings eine „den Eigenthümlichkeiten des Denkens" — und zwar von Grund aus — „heterogene Beschaffenheit habe," mag auch die Existential-Phänomenalität desselben theilweise nach einem noch so correct logischen Schema verlaufen.

Ist das rationalistisch logische Erkenntnissprincip nur eines unter mehreren, als solches schon erkannt und damit seines

Anspruchs auf Absolutheit entkleidet, dann muss es sich auch gefallen lassen, noch zu weiterer Bedingtheit degradirt zu werden, nämlich je nach Umständen sogar dem Gegentheil seiner selbst Platz machen zu müssen. Wer in seinen Limitationen so weit geht wie Volkelt, kann sich schliesslich auch nicht gegen die Zumuthung sträuben, das antilogische Princip zunächst wenigstens als ein vorstellbares, d. h. intuitiv erfassbares, ob auch nicht logisch ausdenkbares, gelten zu lassen.

Volkelt tritt auf seinem weiteren Wege hierher einschlagenden Erwägungen selber näher. Schon S. 242 bezeichnet er es als eine „nachträglicher Rechtfertigung bedürftige Verallgemeinerung" des Princips, wenn man den Satz, „dass alles Denknothwendige für das Sein Bedeutung habe, dahin umkehre, dass alles Sein der Denknothwendigkeit unterliege"; es „ergebe sich unmittelbar nicht einmal so viel, dass die gesammte Wirklichkeit durch sachlich gewirkte (resp. innerliche) Nothwendigkeit beherrscht sei." Aber selbst jene Verallgemeinerung besage noch keineswegs, „dass die Wirklichkeit so beschaffen sei, dass sie in ihrer näheren Bestimmtheit von unserm Denken erkannt werden könne .... Es bleibt sonach die Möglichkeit offen, dass in gewissen Gebieten und Tiefen der Wirklichkeit eine unserm Denken ganz unfassbare Art von Nothwendigkeit walte. Jene Verallgemeinerung behauptet nur, dass das direct verneinende Gegentheil der Nothwendigkeit, der absolute, ungebundene, gesetzlose Zufall nirgends in der Welt stattfinden könne." So viel kann aber selbst die Realdialektik concediren und hat oft genug dem Entsprechendes aufrecht erhalten gegen unberechtigte Unterschiebungen und verdächtigende Missdeutungen ihres Princips, wie sich deren zu allererst grade Volkelt selber (in seinem „Das Unbewusste und der Pessimismus") gegen sie schuldig gemacht hat. Führt uns das logische Erkenntnissprincip nicht weiter als zu der Annahme, „dass innere Nothwendigkeit überhaupt die gesammte Wirklichkeit beherrsche und diese daher in der ganz allgemeinen Form ihrer Nothwendigkeit dem Denken zugänglich sei": dann steht der Möglichkeit, dass diese Nothwendigkeit selber eine in sich widerspruchsvolle, realdialektische sei, auch weiter nichts im Wege als eine Erinnerung daran und eine Reflexion darauf, dass der subjective Ursprung dieser Nothwendigkeitserkenntniss das Besinnen auf das logische Erkenntnissprincip gewesen sei. Allein dieser Behauptung ist ja eben die

Realdialektik ihrerseits gleich vorneweg entgegengetreten, indem sie den Ursprung des apriorischen Nothwendigkeitsbewusstseins vielmehr herleitete aus dem unmittelbaren Selbstinnesein der Motivations-Necessitation, welchem wir mit mindestens ebenso viel Recht die Merkmale eines „absolut ursprünglichen, auf sich selbst ruhenden Erfahrens“ beilegen dürfen, wie Volkelt auf S. 243 seinem logischen Princip. Die Realdialektik negirt mit den Logikern die Wirklichkeit eines absoluten Zufalls (der Frage nach seiner Möglichkeit kann sie sich entschlagen, weil sie ganz abstracte „Speculationen“ überhaupt nicht ihres Amtes erachtet); aber dem Zufall selber schafft sie erst einen metaphysischen Raum, indem sie vermöge ihres Individualismus sozusagen ein Reich von Intermundien offen behält, wo alles das seinen Tummelplatz haben kann, was irgendwie unter den Begriff des Zufalls fallen kann. Denn nur wenn man den Begriff des „absoluten“ selber wieder ganz abstract, sozusagen selber wieder „absolut“, presst, darf man ihn als „einen absolut denkunmöglichen und daher nichtigen Begriff“ oder gar (S. 243) als „eine so nackte Aufhebung der Denknothwendigkeit“ bezeichnen, „dass jedes intensive, energische Erfassen derselben unmittelbar schon die Nichtigkeit dieses Begriffs mit erfährt.“ Denn es bedarf doch einer noch unter einem starken Druck von panlogistischen Resten stehenden Denkorganisation, um sich „dem logischen Zwang“ mit solcher „Energie hinzugeben,“ dass man darin wie in Offenbarungshelle „unmittelbar gewiss wird, dass das Logische eine allgemeine, uneingeschränkte Ausbreitung in der Wirklichkeit habe“ — ein Dithyrambus des Logikers, an welchen sich wenig Zeilen später das ehrliche Bekenntniss schliesst: „die Beherrschung des gesammten Seins durch das Denken darf als eine ganz allgemeine, abstracte mit absoluter Zuversicht behauptet werden.“ Bleiben so Schritt für Schritt oder von Fall zu Fall gewisse Restrictionen vorbehalten, so darf sich die Realdialektik mit Zuversicht der Möglichkeit getrösten, dass auch ihr noch ein Existenzrecht reservirt bleibe. Einstweilen genügt's ihr, sich daran zu halten: „vielleicht ist jedoch die menschliche Denknothwendigkeit ausser Stande, gewissen besondern Verzweigungen, Vertiefungen, Verwickelungen des Inhalts der ideellen Seinsnothwendigkeit nachzukommen.“

Muss das logische Princip, wie es S. 243 ff. heisst, den Maassstab für die Grenzen seiner Gültigkeit in sich selber tragen, dann kann es eben darum auch aus sich selber die Realdialektik

erzeugen, und wenn (S. 244) „gewissen Problemen gegenüber der logische Zwang völlig ausbleibt," so liegt es mindestens ebenso nahe, zu folgern, sie müssten alsdann als a-, resp. antilogische erfasst, also auf anderem — nämlich intuitivem — Wege bewältigt werden, wie alles weitere Forschen abzuschneiden mit dem Decret: sie seien unserer Erkenntniss „absolut unzugänglich," was immer wieder *per diallelen* voraussetzte, dass all unser Erkennen ein logisch denkendes sein müsse.

Können (ebenda) „auf Grund des rationalistischen Princips gefällte Entscheidungen einen nur wahrscheinlichen, mehr oder weniger unsichern Charakter behalten", dann kann es Niemand verwehrt sein, sich, wie Skeptiker vom Schlage Hume's und die Realdialektik es von sich bekennen, von gewissen logischen Ursätzen nicht als absolut gebunden zu fühlen, dann gewinnt die individuelle Subjectivität einen Spielraum, welchen ihr Volkelt, wie bereits angedeutet, im weitern Verlauf auch in voller Breite zugesteht.

Dass die Köpfe in Hinsicht auf die innere Canalisation zur Fortleitung des logischen Zwanges gar verschieden construirt sind, ohne dass damit eine Rangordnung für ihre Gesammtqualitäten constituirt wäre, ist längst erkannt: wo der eine Denker glaubt, sich allerbündigster Argumentation schlechthin gefangen geben zu müssen, gewahrt der andere noch eine ganze Reihe von „Lücken", um vielleicht seinerseits sich für absolut „überzeugt" zu bekennen, wo jener Erstere nichts weniger als stringente Beweise findet und kein unparteiischer Dritter sich getrauen würde, zu entscheiden, wem von Beiden er das grössere Maass von Scharf- oder Tiefsinn zuzusprechen habe. Dies ist von Volkelt mit grossem Freimuth dargelegt, und eben deshalb muss auch sein Versuch misslingen, trotz alledem „den sachlichen, mehr als subjectiven Charakter der Denknothwendigkeit" gegen „Zweifel" aufrecht zu erhalten. Giebt sich die Denknothwendigkeit als einen „von der Wirklichkeit herstammenden", somit als einen bloss derivirten, „Zwang" kund, so läuft sie auf eine Selbstaufhebung ihres eigenen Begriffs hinaus, wo sie selber nöthigt, sich selber „stets durch ein mehr oder weniger intensives Fragezeichen zu begleiten" (S. 245); denn was bleibt da von einer eigentlichen Nothwendigkeit noch übrig, wo die vorhandene im Grunde keine, sondern nur eine vermeintliche, subjectiv gestützte ist?

In der beredten Schilderung des innern Deliberationsvorgangs auf S. 246 glauben wir eine Nachwirkung der *ci-devant* dialektischen Schulung des Verfassers zu erkennen. Aber wenn bei zwei entgegengesetzten Gedankenbewegungen der logische Zwang selbst bei solcher „Beantwortung", welche „letzten Endes" gradezu zu Widersprüchen „hinführt", noch „keineswegs aufgehoben" sein soll, so weiss ich nicht, wie das anders soll zugehen können, als so, dass in solchen Fällen eben die Realdialektik in ihrer absoluten Objectivität siegreich durchbricht und ihrem Urprincipe Geltung verschafft: dass das Ja und Nein in ungeschwächtem Vollbestande realiter neben einander bestehen und also auch wohl müssen bestehen können.

Ist es mehr als die individuelle Eigenthümlichkeit eines einzelnen Kopfes, was Volkelt mit den Worten beschreibt (ebenda): „Es findet eben zweierlei zugleich statt: wir können uns, durch logische Gründe getrieben, die Lösung der Frage, um die es sich handelt, unmöglich anders denken, und doch müssen wir zugeben, dass auch so eine absolute logische Befriedigung nicht erreicht werde", — dann steht wohl aus solchem Dilemma kaum noch ein anderer Ausweg offen, als eben die Schlussfolgerung: *ergo* ist die logische eben nicht die allerletzte und höchste Instanz für unser Erkennen. Wo, was „sich dem Denken als unvermeidlich aufzwingt", doch auch „zumuthet, Unvereinbares, Widerspruchvolles zusammenzuknüpfen", da sind wir erst recht an die Intuition als einziges Rettungsmittel der Erkenntnissmöglichkeit verwiesen; und wenn wir uns „eben auf dem Hauptwege, der zur Lösung führen soll, zu wahren Abgründen des Nichtdenkenkönnens hingeführt" finden, dann bleibt doch wohl dem gebrochenen Logikerstolze ehrlicherweise kein anderes Auskunftsmittel, als demüthig an seine Brust zu schlagen und in das Geständniss auszubrechen: das muss — denknothwendigermaassen, nämlich unter dem einzig unverbrüchlichen Maassstab der Begriffsidentität und seiner Consequenzen, als der explicirten Selbstfolge — doch wohl daran liegen, dass die Sache selbst, die Welt selber nicht von rein logischem, vielmehr von widersprechendem Charakter ist und nur die meisten Menschen sich eben bei einer gewissen Probabilität beruhigen, und zwar in der Regel (wie vorzugsweise bei allen Parteifragen) bei derjenigen, welche dem eigenen Individualcharakter die angemessenste ist — z. B. Molluskenseelen von der absoluten Impressionabilität eines Beneke

bei der Theorie von einer Seele, die aus nichts als blossen „Spuren" besteht. Das Weltwesen dagegen nöthigt, so sauer es dem zu logischer Denkweise „entwickelten" Intellectualwesen auch zuerst angehen mag, an die Existenz des Widerspruchs zu glauben..

Darin aber denkt die realdialektische Willensmetaphysik noch strenger logisch als der Apologet der Denknothwendigkeit, dass sie zwischen Ja und Nein keine Grade kennt, deshalb auch von „intensiveren Widersprüchen" (S. 247) nichts hören mag, sondern nur an, charakterisch bemessen, mehr oder weniger unerträgliche denken will. Viel kommt dabei auf die einfache Courage an, wie z. B. *vis à vis* des Problems des absolut consequenten Pessimismus, oder auf die energische Persönlichkeit, wie bei Vertretung des metaphysischen Individualismus. Der entschlossene Antilogiker kann darauf verzichten, noch „stillschweigend die Hoffnung hinzuzudenken, dass die lebendige Wirklichkeit die Mittel habe, um das unserm Denken unvereinbar Erscheinende widerspruchslos durchzuführen". Nicht Jedem ist es gegeben, um sich nur nicht dem antilogischen Princip gefangen geben zu müssen, zu empfinden, dass überall, wo unser Denken „in Antinomien auslaufe, immer sich dabei doch zugleich ein Ueberwiegen der Denknothwendigkeit nach der einen Seite hin zeige" — selbst, wo dies der Fall, bleibt es subjectiv verschieden, und Keiner hat das Recht, dem Andern darnach vorzureden, dessen Denken sei eben das minder intensive, das weniger correcte, *donec non demonstretur contrarium.* Obendrein giebt es ja auch eine absolute ἐποχή, sonst hätten ja nie Systeme reiner Skepsis aufkommen können.

So weist Alles darauf hin, die *vis logica* noch weiter in ihrer Souverainetät zu beschneiden, als schon Volkelt gethan hat — und was dieser den „unmetaphysischen Denkern" (S. 248) an Bescheidenheit zumuthet, lässt sich mit ganz dem gleichen Rechte gegen alle diejenigen kehren, welche überhaupt vermeinen, Andern ihre Ueberzeugung gewissermaassen octroyiren zu dürfen — beruft sich der Eine auf die Energie des ihn bestimmenden logischen Zwanges, so kann der Andere präsumiren, jenem gehe eben nur die intuitive Energie der Selbsterfassung ab, um erkenntnisstheoretisch denselben Ausgangspunkt zu packen; und jedenfalls hat er ein Recht, für seine erkenntnisstheoretische Specialität denselben Respect zu verlangen und sich insbesondere jede pole-

mische Ueberhebung zu verbitten, die im Tone von „absoluter Unsinn!“ u. dergl. redet, wozu sie der antilogischen Realdialektik gegenüber schon deshalb kein Recht hat, weil jede „Mehrheit von Denknothwendigkeiten“ (S. 249) unbesehens die Möglichkeit eröffnet, dass dann auch Raum gegeben bleibe für eine antilogische und damit für ein antilogisches Intuitiv-Princip der Erkenntnisstheorie.

Es ist eben schon viel gewonnen, wenn man seitens der Logiker sich nur erst jener „Verstiegenheit“ entschlagen hat (S. 251), „die aus der Verkennung des endlich subjectiven Ursprungs der Denknothwendigkeit entspringt“, und wenn man bereit ist, „den unvermeidlichen Zusammenhang eines jeden metaphysischen Gebäudes mit der endlichen Subjectivität des Menschen überhaupt und mit der bestimmt gearteten Persönlichkeit ihrer Urheber im besondern hervorzuheben“ (ebenda) und sich auch „in der Metaphysik die eigenthümlich widerspruchsvolle Doppelseitigkeit der menschlichen Natur“ klar vorzuhalten: „ihre in's Allgemeine und Unendliche lichtvoll greifende Kraft, die muthige Erhebung über die individuellen Schranken einerseits, und auf der andern Seite das resignirende Zurücksinken in die Enge, Unsicherheit und Dunkelheit des irdischen Daseins“ — ein Widerspruch, der zwar nicht gelöst, aber doch geeint und damit verständlich gemacht scheint, wenn ihn ein metaphysischer Individualismus auf die Formel bringt, dass die dynamisch endliche Willensmonade in ihrer zeitlichen Unendlichkeit (Ewigkeit) ohnmächtig in's Unendliche strebt.

Allein solche Lehre hat deshalb wenig Aussicht, zu allgemeiner Anerkennung durchzudringen, weil sie zum Bekennen wie Erkennen selber eine jener „energischen“ Persönlichkeiten voraussetzt, welche am wenigsten in die alltägliche Schablone passen, darum sich auch nicht dreinzwängen lassen, weil ihre Unbefangenheit grösser ist als die Macht der recht eigentlich „herrschenden“ Vorurtheile, gegen welche der isolirte, anhanglose Denker sich kaum selber in seinem Selbstvertrauen behaupten, geschweige eine erfolgreiche Propaganda in's Werk setzen kann.

Je weiter Volkelt sich einlässt auf den Versuch, die Grundzüge dessen zu skizziren, was nach seinen erkenntnisstheoretischen Principien das Verhältniss zwischen Logik und Metaphysik ausmachen muss, desto mehr athmet man bei ihm eine specifisch realdialektisch angehauchte Luft, und mehr noch realdialektisch

empfunden als gedacht möchte man es nennen, wenn er (S. 252) von der Metaphysik sagt: „grade weil ihre Gegenstände an Universalität und Tiefe alle andern weit übertreffen, erhält ihre Methode diese starke Beimischung des Subjectiven und Individuellen.“ Und wenn es dann weiter heisst: „die Metaphysik darf also nur in einem wesentlich modificirten Sinne Wissenschaft genannt werden“, so kann damit der ganzen Intention nach nicht eine Herabsetzung der Metaphysik gemeint sein, sondern nur der Ueberhebung der andern, untergeordneten Wissenschaften entgegengetreten, welche so gern auf ihre „Methode“, deren „Strenge“ und „Exactheit“, mit einem Worte: strict logischen Charakter, pochen und dabei vergessen, dass sie es ohne alle Hülfe seitens der Metaphysik vielleicht zu einem reichen „Wissen“ und „Kennen“, niemals aber zu einem wahrhaften Erkennen bringen können. Und ist es eingestandenermaassen nicht möglich, der Metaphysik eine wirklich „strenge“ Erkenntnisstheorie zur Grundlage zu geben, so kann das für den Unbefangenen nur eine neue Aufforderung sein, die Leistungsfähigkeit der Erkenntnisstheorie einerseits überhaupt nicht zu überschätzen, andererseits aber nach einem Standpunkt sich umzusehen, auf welchem die Erwerbungen unseres besten Forschens grade auch gegen logische Chicanen am besten sicher gestellt sind. Bleibt auch dem gründlichsten Kritiker im Besitz aller erkenntnisstheoretischen Hülfsmittel der Neuzeit zuletzt nichts übrig, als die resignirte Selbstbescheidung auf eine Art von Eklekticismus, als ein, ohne dialektische Vermittelungen schon gar nicht durchführbarer, Synkretismus: dann mag man doch gleich lieber die wahre Ganzheit all solch unentschiedener Halbheit vorziehen und sich unumwunden zum Antilogicismus der Realdialektik bekennen, um wenigstens all den Quälereien mit Widerspruchsverkleisterungen ein- für allemal ein aufrichtiges Ende zu machen.

Den „steten Contact mit der Erfahrung“ (S. 253) hat die Realdialektik am allerwenigsten zu scheuen, denn mindestens ebenso sehr wie von den logisch „denknothwendigen Verknüpfungen“ gilt von den ihrigen, dass dieselben (ebenda) „nur in Anknüpfung an die Erfahrung zu Stande kommen, sich gleichsam nur durch ihre Reizung und Reibung entzünden“; wie es denn auch ihr, die sie in diesem Stücke ganz auf die Schultern Schopenhauer's getreten ist, durchaus nicht schwer fallen kann, einzusehen, wie die apriorischen „Begriffe selbst aus der gar nicht

in die Erfahrung eintretenden unbewussten Grundlage unseres Geistes stammen", so sehr auch „unser Bewusstsein von ihnen eine empirische Grundlage" hat, indem wir uns ihrer „nur durch inneres Erfahren und Erleben bewusst werden können" (ebenda). Und ebenso dürfen wir auch für Schopenhauer mit seiner Forderung einer künstlerischen Gestaltung der Philosophie die Priorität in Anspruch nehmen betreffs dessen, was S. 254 so hübsch angedeutet wird: wie „alles Denken von Anschauung umspült sein müsse, . . . und selbst das Denken der innerlichsten, abstractesten Gegenstände der Intuition bedürfe und ... je innerlicher die Gegenstände sind, das Denken um so weniger vom Fühlen zu trennen sei", wobei doch eben nur das Fühlen gemeint sein kann, welches sich als unmittelbares Selbstinnesein des Willens weiss. Dann aber hört auch jede Scheinbarkeit eines Widerspruchs „zwischen der Unabtrennbarkeit des logischen Denkens von Intuition und Gefühl und der... begrifflichen Natur des Denkens" auf, indem sich dieselbe auf den alten unverfänglichen Gegensatz des Formalen und Materialen reducirt, vermöge dessen allerdings die logische Form nimmermehr sich vermessen darf, die materiale *οὐσία* selber meistern und corrigiren zu wollen, vielmehr im Conflictsfalle ihrer antilogischen Rivalin einfach das Feld zu räumen hat, sobald „die Erfahrung" sich für diese entscheidet.

Und deshalb müssen wir uns nun auch noch salviren gegen die Einwendungen des Capitel 6 des letzten Abschnitts im Volkelt'schen Buche, wo die Erfahrung einfach der positivistischen Erkenntniss gleichgesetzt wird (S. 255).

Dagegen ist zunächst daran zu erinnern, dass doch sofort zwischen dem unmittelbaren und dem verarbeiteten Anschauungsstoff zu unterscheiden ist — denn was Volkelt hiergegen vorbringt, gehört zu jenen, von ihm selber gelegentlich charakterisirten, Argumentationen, welche zwar logisch unantastbar sind, dennoch aber absolut keine Befriedigung des logischen Denkzwangs gewähren. Dass sich alsbald die Unentbehrlichkeit einer, seitens des spontanen Denkens vorzunehmenden, Revision fühlbar mache, wie uns das schon der selige Reiff gelehrt hat, wird damit gar nicht bestritten, es fragt sich nur, ob diese Spontaneïtät unbesehens für eine logisch fungirende hinzunehmen und nicht vielmehr als eine aus dem materialen Fonds der unmittelbaren Intuition ihre Ergänzungen und Berichtigungen liefernde

Quelle erkenntnisstheoretischer Garantien anzusehen sei. Und obendrein ist doch der letzte Probirstein für Alles, was wir auf dem vielfach vermittelten Wege der ineinandergreifenden Intellectualfunctionen als eigentliches „Resultat" eruiren, wiederum nichts Anderes als die Reihenfolge dessen, was ohne unser Zuthun in unser Bewusstsein rückt; erst wenn unsere „Begriffe" dem entsprechen und darnach abgeklärt sind, haben sie die Probe der Reife bestanden, und Volkelt selber hat sich ja darin an J. J. Baumann und E. v. Hartmann angeschlossen, dass ihm der von diesem unmittelbaren Erfahrungsstoff ausgehende Zwang die letzte Nöthigung bildete, auf eine transsubjective Causalität für unsern Bewusstseinsinhalt hinüberzuschliessen.

Wenn aber Volkelt daraus (S. 259) entspinnt, dass er von einem anti-empirischen Zwange des logischen Denkens spricht, so können wir ihm das in diesem seinen Sinne keineswegs zugeben, so sehr wir bereit sind, mit Umkehrung der Ausdrucksweise der Erfahrung einen antilogischen Zwang zu vindiciren.

Aber freilich ist in diese Erfahrung ein Apriorisches eingegangen, sammt „Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit", nämlich ein Etwas, welches vor seinem Bewusstwerden auf unser bewusstes Erkennen, dieses prädeterminirend, einwirkt: der metaphysische Kern unseres eigenen individuellen Seins, welcher in seiner ewigen Essentia aus der endlosen Zeitfolge seiner Beziehungen zu anderen Wesen, seines Gleichen, dies vorempirische Bewusstsein der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit dessen erworben hat, was sich als Spiegelbild des Ewigen und Unendlichen im Zeitlichen und Endlichen reflectirt und allerdings als implicites Merkmal unserer Vorstellungen einen Bestandtheil dieser bildet und diesen so erst zum Charakter eines „Erfahrenen" verhilft (so dass sich auch hier zeigt, warum man Erfahrung und Vorstellung nicht ohne Weiteres identificiren und noch weniger mit deren angeblicher Identität chicaniren darf.) Denn erst die Vorstellung ist als Er-fahrenes in unser geistiges Besitzthum übergegangen, welche irgendwie in unmittelbare Beziehung zu unserm innersten, nicht bloss theoretischen Ich getreten.

Das ist aber nur deshalb möglich, weil sich in der Reflexion auf die Selbsterfassung des wollenden Ich unmittelbar auch das Innesein einer Gesetzlichkeit erschliesst, deren Allgemeingültigkeit durch die Essentialhomogeneïtät der individuellen Willenssubstanzen verbürgt wird — und grade weil diese Einsicht nicht bedingt ist durch irgend-

wie logisch oder rationalistisch geartete Intellectualfunctionen, braucht auch die weitere Erkenntniss sich nicht einge-„zwängt“ zu halten vom logischen Schema, sondern bringt aus ihrem — allerdings apriorischen — Ursprung die Befugniss mit, wo anderweitige Nöthigung darauf hindrängt, auch dem antilogischen Princip das Prädicat eines Nothwendigen, zwangsweise unser Erkennen Bestimmenden beizulegen. — Dass diese Consequenz seiner im Hintergrunde wartet, ist vielleicht das unbewusste Motiv gewesen, welches Volkelt bestimmt hat, die aus der Selbsterfassung des Willens sich ergebenden Gedankenreihen in Anmerkungen unterzubringen oder vollends beiseite zu schieben — denn allerdings hatte er darin etwas zu fürchten, *quod suos circulos turbet*, zu deutsch: was nicht in seinen Kram passt. Sonst hätte er sich der Anerkennung nicht verschliessen können, dass es sich um mehr handelt in solcher Selbsterfassung als darum, „dass dann und wann der abstracte Gedanke mit dem Inhalt: ‚gesetzmässige Verknüpfung der Erscheinungen‘ und dergl. vorübergehende Existenz erhielte“ (S. 262), — dass vielmehr die Möglichkeit der Verknüpfung mit dem Zwang der Nothwendigkeit im Bewusstsein unmittelbar gegenwärtig bleibt, also nicht erst irgendwie (logisch oder rationalistisch) „erschlossen“ zu werden braucht. Es kann sich ja selbst noch der absolute Positivismus darauf zurückziehen, dass jener Existenzbegriff, der mehr als blosses Vorstellungssein prädicirt, einen über dieses hinausreichenden „höheren Wirklichkeitswerth ertheilt“ (S. 265), selber ein in meinem Bewusstsein (oder in dem dieses momentan constituirenden Vorstellungscomplex), also empirisch Vorgefundenes ist und desgleichen das Bewusstsein, einen unmittelbaren Empfindungsstoff intellectual verarbeitet zu haben.

Wenn überall, wo ein Vorgang den logisch zu postulirenden Proportionen zu widerläuft, eine unmittelbare Beglaubigung des antilogischen Princips gegeben ist, so fällt unter diese auch die Ironie der feinen Bemerkung, welche gegen Avenarius gerichtet ist (S. 266): „die Beschneidung des Seienden“, welche er vornehme, habe „letzten Endes darin ihren Grund, dass er viel mehr zu wissen meine, als ihn die Erfahrung lehren könne.“ Und nicht minder ist es jedesmal ein echt realdialektisches Geschehen, so oft grade die hyperreflectirte Betrachtungsweise in eine derbe Naivetät zurückplumpst. Denn wer z. B. behauptet (wie Avenarius nach S. 266), dass „gewisse Empfindungsveränderungen subjectiv absolut un-

empfunden bleiben", springt mit beiden Füssen zugleich auf den Boden jenes Unbewussten, wo das Vor-gestellte als solches ein eben Nicht-Vor-gestelltes, sondern ein hinter der Bühne des Bewusstseins Verbleibendes, *i. e.* Unbewusstes, sein soll. Für solche Antilogicitäten bedankt sich aber niemand ernstlicher als grade der Realdialektiker, für welchen Logik und Logisches allen Sinn und alle Bedeutung verlieren, sobald die Begriffsidentität als solche nicht mehr respectirt wird und die Verbaldialektik den tollen Fasching ihrer Begriffsmetamorphosen als leere Narrenspossen einer „Production" von kurzweiliger Escamotage oder optischen Täuschungen durch Chromatropen- und *dissolving views*-Apparate aufführen darf. Und weil sie vermöge ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Alles verschmäht, was sich nur *subreptim* als logische Contrebande einschwärzen lässt, so hält die Realdialektik allezeit freudige Bundesgenossenschaft mit allen denen, welche in Fehde liegen gegen Alles, was „erschlichen" werden solle. Grade der bis zum Absurden consequente Positivismus mag zum warnenden Exempel dienen, wie er in seinem illegitimen Sprössling Empirismus selber den Rächer erzeugt hat, der bestimmt ist, allen Abstractionsüberhebungen, also auch denen seines eigenen Erzeugers, ein Ende zu machen. Denn so inconsequent, wie es uns von Volkelt (S. 268 Anm.) scheint imputirt werden zu sollen, sind doch auch wir Vertreter des Erfahrungsprincips nicht, dass wir z. B. etwa den Physikern ihre Bewegungstheorien weiter glauben sollten, als sie uns dieselben — wenn auch nur indirect, inductorisch oder gar bloss analogisch — durch irgendeinen Augenschein *ad oculos* demonstriren können — und auch dann behalten wir uns vor, zur Bewegung hinzu noch ein *plus* als das eigentliche *agens imponderabile* hinzuzudenken (mag man das nun Kraft oder Wille nennen), um so erst glaubbar zu finden, was in der reinen Theorie sonst immer noch einen Rest von Unwahrscheinlichkeit behält, allem logischen Zwang zum Trotz.

Wer aber mit uns einen Rückblick wirft auf die Gesammtheit dessen, was unserer bisherigen polemisch-kritischen Selbstbehauptung *implicite* an positiven erkenntnisstheoretischen Principien vorausgesetzt war, der wird der Realdialektik zugestehen, dass sie sich rühmen darf, an vielseitigem Reichthum in diesem Stücke hinter Kant kaum zurückzustehen. Das ist freilich ein zweifelhaftes Lob, zumal in den Augen Derer, welche hier jede Mehr-

zahl vom Uebel halten und wahre Consequenz nur im Ausgehen von einem einzigen und absolut einfachen Princip glauben finden zu dürfen. Jedoch selbst Solche werden sich von Volkelt wenigstens so weit haben überzeugen lassen müssen, dass Kant's Grösse als Reformator keinen Abbruch erleidet, weil er lieber die Gefahren der Tiefe riskiren, als in oberflächlicher Gradlinigkeit sich das Zeugniss logisch absolut correcter Consequenz verdienen wollte. Wenn aber dann weiter die Realdialektik meint, sich vor Kant des Vorzugs grösserer Einheitlichkeit und somit zugleich auch grösserer Klarheit über die Concrescenz des nach ihren Erkenntnisstheorien Vereinigten zu erfreuen, so legt sie zugleich auf den Altar der Dankbarkeit das Opfer nieder, freudig zu bekennen, wie ihr dazu in wesentlichen Punkten die Volkeltsche Schrift mitverholfen mittels ihrer in die klare Tiefe lockenden Anregungen. Auf Grund der so veranlassten Selbstprüfung aber glaubt die Realdialektik, noch nachstehendes Résumé ihrer erkenntnisstheoretischen Principien geben zu dürfen und zu sollen.

Was zunächst in die Augen springt, ist ja der Bestandtheil an Skepticismus. Dieser aber charakterisirt sich nicht als jener „niedere", der an den Unzuverlässigkeiten der sinnlichen Anschauung herumkrittelt, sondern als der denkbar höchste, welcher nämlich grade anspruchsvollste Rechte des Logischen, näher des Rationalistischen in Frage stellt.

Dabei entzieht sich die Realdialektik nicht dem Eingeständniss, dass sie mit ihrem Skepticismus in eine Art von negativem Dogmatismus ausmündet, indem sie dem Seienden das Prädicat der Antilogicität beilegt. Wohlzumerken aber hütet sie sich sehr, dabei in einen Fehler zu verfallen, welchen man in Analogie stellen könnte zu der extravaganten Abstractionsconsequenz dessen, was Volkelt als „exclusiven Subjectivismus" bezeichnet.

Die Realdialektik sagt nicht etwa: das Weltgesetz stellt sich als das Gegentheil des Logischen dar, der Weltprocess verläuft nie und nirgends in Einklang mit logischen Postulaten, es herrscht in ihm der absolute Unsinn, das Absurde ist Weltherrscher — und wie die Variationen weiter heissen mögen, mit denen man nicht müde geworden ist, das realdialektische Princip, nächstens in allen Zungen der civilisirten Welt, zu verunglimpfen. Was die Realdialektik in diesem Stücke intendirt, ist nur dies: ausgehend von der skeptischen ἐποχή, die sich bescheidet, nicht wissen zu können, ob die Welt logisch geartet

ist, hält die Realdialektik zunächst nur die Möglichkeit offen, dass dies verneint werden müsse, wartet aber darüber die Entscheidung ab, welche nach dem von der Erfahrung dargebotenen Material getroffen werden muss — das ist die empiristische Seite ihres erkenntnisstheoretischen Verhaltens, nach welcher sie allerdings dem Logischen zumuthet, eventualiter nach dem Befund des empirisch sich selber controlirenden Wissens vor einem — zunächst nur im allgemeinen Sinne — Nicht-Logischen das Feld zu räumen.

Sie reservirt sich also zunächst nur das Recht, schliesslich ein gegen die Logicität der Welt ausfallendes Verdict abzugeben, und sie hält sich hierzu befugt und befähigt, weil ihr Apriorismus weniger ausschliesslich theoretisch fundirt ist, als wie bei Kant. Für sie steht am Apriori dem entsprechend auch weniger das Merkmal der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit im Vordergrunde, als das der unausweichlichen Unmittelbarkeit. Der wissenwollende Wille packt gleich bei seinem ersten Selbstinnesein eine Reihe von Wissensbestimmungen mit, die sich als von allem Erkennen unabtrennbar erweisen. So ist es zu verstehen, wenn wir denen beitreten, welche sagen, das Apriori dringe selber als ein empirisch Vorgefundenes in's Bewusstsein. Hier urständet Alles, was sich dem abstracten Denken in Gestalt der Kategorien präsentirt: Substanz, Causalität, Nothwendigkeit, Möglichkeit (*facultas* und *potestas*) u. s. w. sind Besitzthümer, welche das denkende Ich unmittelbar dem *quâ* wollenden zugleich auch actuell seienden Ich entnimmt. In sich selbst findet es eine Essentia als existirende, und sein lebendiges Verhältniss zu den Motiven erschliesst ihm sofort auch in metaphysischer Intuition die Unterschiede des potentiellen, virtuellen und actuellen Seins, wie das Wesen der Bedingung und damit die ganze Welt der Relationen, Modalität, Inhärenz u. s. w.

Die für das Individuum bestehende Unmöglichkeit, sich jemals in absoluter Isolirtheit zu erfassen, vermittelt das Bewusstsein allseitiger Dependenz trotz ebenso unzweifelhafter Aseïtät und Subsistenz. Darum ist die Ethik der Realdialektik eine schlechthin autonomische und doch so weit wie möglich vom absoluten Egoismus des Solipsismus und vom ethischen Doketismus des reinen Illusionismus entfernt. Diesen Extremen der erkenntnisstheoretischen Abstractionsconsequenz sich fern haltend, nimmt die realdialektische Willensmetaphysik aus dem unbedingten Positivismus

der „blossen-Vorstellungs“-Fanatiker dies als Wahrheit heraus, dass nichts in das Subject hineingebracht werden kann, was nicht schon von Hause aus darin befindlich gewesen ist. Weil aber die charakterische Mannigfaltigkeit eine ungleich grössere, als die mehr nur graduelle Verschiedenheit der intellectualen Kräfte ist, und weil die kernhaften Differenzpunkte zwischen den vielen Weltanschauungen viel mehr durch jene, als durch diese bestimmt werden, so bringt es der Individualismus der Realdialektik mit sich, dass sie den subjectiven Ueberzeugungen — sofern sie nur wirklich mit solchen es zu thun hat — eine ungleich grössere Toleranz, ja einen positiven Respect entgegenträgt, wie es namentlich eine bloss rationalistische Selbstgefälligkeit nimmermehr vermag. Diese kann es nicht lassen, den Willen so oder so logisch zustutzen zu wollen, und ihre Teleologie wurzelt in den Anmaassungen einer das Wirkliche meistern wollenden Vernunft, während die Realdialektik *quâ* Willensmetaphysik sich zu einer Zwecksetzung im Geschehen nur deshalb und nur insofern bekennt, weil und als sie in die Essentia einen Willen verlegt, zu welchem sich alle (bewusste) Vernunft nur als eine secundäre „Efflorescenz“ verhält.

Und wenn man die Realdialektik interpellirt, wie sich denn ihre Erkenntnisstheorie zu Beweisführungen stellt, die aus moralischen Heische- oder Erfahrungssätzen resultiren, so lautet die unumwundene Antwort: ein transcendentes Sollen kann die Realdialektik so wenig als erkenntnisstheoretische Instanz anerkennen, wie sonst irgendwelche aus der Immanenz heraustretende Idee, und giebt dennoch so wenig ihre Ideale wie ihren praktischen Idealismus preis — nur dass sie diese nicht auf irgendein Divisionsexempel der „praktischen Vernunft“ oder einen, als Facit aus einem solchen resultirenden, kategorischen Imperativ basirt, sondern auf den unmittelbaren, Inhalt des Selbstgewollten und Selbstbewussten.

Obendrein aber wahrt sie direct erkenntnisstheoretisch ihren antitransscendenten Charakter in der Immanenz ihrer, rein auf dem Boden „möglicher Erfahrung“ verharrenden, Methode des Analogieschlusses vom Wesen des eigenen Ich auf das der andern „Subjecte.“ Und wenn sie sich in diesem Sinne direct und offenbar auf die Seite des empiristischen Elements in Kant, welches B. Erdmann so energisch herausgekehrt hat, stellt, so verweist sie Alle, welche sich darin gefallen, ihre *sanitas mentis* zu verdächtigen, weil sie nicht vor deren logischem Fetisch

kniet, auf die Thatsache, dass Niemand logisch correcter zu verfahren pflegt, als innerhalb ihrer fixirten Wahnidee die Irrsinnigen, dass sie aber ihrerseits es verschmäht, mit Solchen um diese Palme zu ringen, vielmehr sich begnügt, innerhalb ihres Begriffsbereichs vor jeder Verletzung des Identitätssatzes sich sorgsamst zu hüten.

Auch sie befleissigt sich bündiger Syllogismen und stringenter Beweisführungen, aber nicht, weil sie damit einem hyperphysischen Gesetze zu gehorsamen gedenkt, sondern weil sie sich überhaupt, wie es allen Nicht-Unverständigen geziemt, den Naturgesetzen unterwirft — als deren eines aber die Normen aller gesunden Gedankengänge vor ihr stehen. In der praktischen Handhabung ihrer Argumentationsweise wünscht sie in nichts vom strictesten Rationalismus sich zu unterscheiden und trachtet für ihre Darlegung des antilogischen Princips mit allem Eifer aufrichtig nach dem Lobe untadelhafter Logicität — im Stillen zu grosser Genugthuung sich dessen freuend, dass sie so in ihrem theoretischen Thun selber unmittelbar einen Beleg liefern darf für ihren eigenen Centralsatz, dass alles Thun wie Denken mit einem Widerspruch behaftet ist.

Mit diesem Schlusssatz ihrer Selbstcharakteristik meint sie deshalb auch nichts weniger als ein Seitenstück zu liefern zu der Monstrosität, welche (nach Volkelt S. 272) Joh. E. Erdmann an Kant's „praktischem Erkennen" aufgezeigt hat. Und wenn auch bei ihrer Erkenntnisstheorie als Ergebniss ein antidogmatischer Kriticismus sich herausstellt, so meint sie damit in die Reihe der Besten einzutreten, die sich überhaupt mit erkenntnisstheoretischen Problemen befasst haben, zumal auch sie sich nur unter dem Vorbehalt einer kritischen Revision des unmittelbar Erkannten für die Möglichkeit einer Metaphysik überhaupt ausspricht. Aber auf die Censurnummer „eminent" kritisch meint sie aus guten Gründen verzichten zu sollen, weil *vestigia terrent*, d. h. dort die gefährliche Nachbarschaft einer hyperkritischen Selbstvernichtung alles Erkennens aus allzubedrohlicher Nähe herüberwinkt und -droht.

16. Gesetz und Regel nach realdialektischer Auffassung.

Der antilogische Charakter der Realdialektik bewahrt diese vor jeder Neigung zu irgendwie hypostasirender Verselbständigung von Begriffen und gewährt ihr damit zugleich Recht und Be-

fähigung, sich gegen hypostasirende Unterschiebungen ablehnend zu verhalten, wie man solche auch gegen sie vorrücken zu lassen versucht hat. Frühere Capitel implicirten bereits eine Verwahrung gegen jede Auffassung sogenannter Weltgesetze im Sinne irgendwie objectivirter Mächte: Gesetz ist uns nur Ausdruck für ein Wie des Geschehens, nicht für ein befohlenes Müssen oder Sollen. Deshalb wollten wir uns auch nicht befehlen lassen, was wir nach den Denknormen anderer Leute zu denken hätten; denn wir haben von dem Logischen kein imperatives Mandat angenommen. Noch weniger aber sind wir gesonnen, den abstracten Begriff des Widerspruchs selber uns als Ruthe aufbinden zu lassen und so unsern Rücken unter seiner Last zu beugen oder nach der Pfeife eines Herrn zu tanzen, den wir vielmehr als Diener unserm Denken haben unterthan machen wollen.

Der Widerspruch ist uns nicht etwa als solcher selber eine reale Macht, die der Welt zu commandiren hätte, sondern nur der Ausdruck für das selbstentzweite Wesen der realen Welt, ein Prädicat des Seienden, nicht das Seiende selber, ein Attribut des Weltwesens, nicht dessen allmächtige Substanz, als welche wir vielmehr den Willen erkannt zu haben glauben, den aber eben seine Selbstentzweitheit zur Ohnmacht verdammt. Dies zu bemerken ist aber nicht überflüssig, weil schon die allererste kritische Besprechung der Realdialektik (von Joh. Volkelt in den Philos Monatsheften) das, was diese dem metaphysischen Grundwesen der Welt selber beilegt, *sans façon* unmittelbar auf den Widerspruch als solchen übertrug, wie wenn der ein handgreiflich reales Ding — oder wenigstens die Hälfte eines solchen — wäre; denn nur unter dieser Voraussetzung liess sich von ihm behaupten, er solle eine zu Grunde liegende Einheit nicht bloss in sich schliessen, sondern sogar als das „Stärkere“, ihn selber Ueberwindende anzuerkennen genöthigt sein — und natürlich der Realdialektiker mit ihm.

Wo aber so nicht „das negative Moment“ das letzte Wort behalten soll, sondern ein Positives sich als das eigentlich Mächtige, weil „Ueberwiegende“ Respect erzwingt, da wäre allerdings glücklich aller Realdialektik der Garaus gemacht — wenn nur nicht leider Alles auf einen Triumph blosser Wortlogik hinausliefe, welcher es ja auch eine Kleinigkeit ist, den Widerspruch selber mit der angeblich für ihn vorauszusetzenden Einheit dergestalt zu identificiren, dass man ohne Versündigung

gegen die (Hegel'sch-dialektischen) Denkgesetze die Verselbständigung des einen mit der der andern vertauschen und so für beide fordern könnte, was man für eines von beiden in Anspruch nimmt — denn jene angebliche Einheit erweist sich in Wahrheit als nichts Anderes, denn als jene hypostatische Verselbständigung des Widerspruchs selber. Das geht so weit, dass der genannte Kritiker gradezu „Widerspruch“ setzt, wo ich „Wille“ gesetzt hatte, (vergl. Joh. Volkelt „Das Unbewusste und der Pessimismus“, Berlin 1873, S. 257): „Die Wurzel des Pessimismus ist demnach der versöhnungslose, unaufgehobene Widerspruch, das Selbstentzweitsein ohne eine sich durch die Zweiheit hindurch fortsetzende und sie zu einer abschliessenden Versöhnung führende Einheit, also der absolut vernunftlose, an sich selbst Genüge findende, nie zur Ruhe eingehende, sondern sich ziellos immer neu durch die Welt fortzeugende Widerspruch“. Deshalb widerfuhr allerdings dem realdialektischen Pessimismus die Ehre, dass es hiess: dessen Widerlegung sei die Widerlegung des Pessimismus überhaupt (ebend. S. 274). Aber schwerlich hat Schiller, als er sein:

Erstickst du ihn nicht in den Lüften frei

schrieb, auffordern wollen, so durch und durch realen Dingen mit so wohlfeilen Abstractionen zu Leibe zu gehen. Wir sehen da die Verbaldialektik den Kampf aufnehmen mit der Realdialektik, wobei jene ausschliesslich mit Begriffen operirt, welche alles Anschauliche weit unten in den Abgründen des allein Wirklichen hinter sich zurückgelassen. Eine Kraft oder „Stärke“ wohnt dem Widerspruch als solchem doch einzig und allein auf dem Gebiet subjectiver Denkvorgänge, im Bereich logischer *ratiocinatio* inne oder bei deren sprachlichem Austausch im Disputiren und Debattiren, während er in dieser seiner rein nur — und zwar allemal von bestimmten, concret gegebenen Denkindividuen — gedachten Natur, als blosses Gedankending mit ebenso exclusiv gehirnfunctioneller Existenz, dem wahrhaft wirklichen rein gar nichts anhaben kann, also auch der real-intuitiven Erfahrungswahrheit des Pessimismus gegenüber schlechthin machtlos bleiben muss.

Die Realdialektik zieht ihre Schlüsse nicht aus dem Widerspruch *per se, quâ* abstractem Begriff, sondern aus dem concreten Wesen der Dinge, aus der widersprechenden Natur des Willenswesens — dieser entnimmt sie die Bestimmungen, welche sie über die „Gesetzlichkeit“ des Seins aufzustellen weiss, nicht

mit den logischen Consequenzen irgendeiner Definition vom blossen Widerspruch als solchem deducirend, *modo geometrico.* Ja, hätte die Realdialektik jemals behauptet, der Widerspruch selber, in seiner Isolirtheit, losgetrennt vom Willenswesen, als seinem Träger, sei real oder gar das Reale selber, und hätte sie ihn in dieser Isolirung (wie es a. a. O. S. 257 heisst) „zum auschliesslichen Weltprincip erhoben", dann liesse ein solcher Versuch, die Realdialektik verbaldialektisch in ihrer eigenen Gesetzlichkeit zu ersticken, sich allenfalls hören. Aber nur soweit man die subjective Denkthätigkeit als ein Existirendes bezeichnen kann, legt die Realdialektik auch dem Widerspruch Existenz bei, also etwa die Existenz des Merkmals oder grammatischen Prädicats, und nur in diesem Sinne hat sie — zunächst nur, weil sie *ad hominem* zu argumentiren genöthigt ist — den Widerspruch als „Weltgesetz" bezeichnet, ohne darum im mindesten bereiter sich zu fühlen, sich der Logik als Weltgesetz oder einem Weltgesetz von durchweg logischem Charakter mit Haut und Haaren zu verkaufen. Damit, dass das Reale sich in Widersprüchen bewegt und seine Verwirklichungsproducte als etwas sich logisch Widersprechendes sich darstellen, wird nicht der rein logische Begriff des Widerspruchs selber und als solcher zu einem Wesen von substanzialer, weltschaffender (existenz-„setzender") Natur, Geltung oder Kraft. Für die Realdialektik ist mit andern Worten das Dialektische nur die Seinsform, nicht das Essentialwesen der Welt, welch letzteres sie ja am Willen hat.

Dazu ist denn doch der metaphysische Wille ein gut Theil zu souverain, als dass er sich zum Vasallen der Logiker hergeben möchte, und zu autonom, um sich solche Heteronomie einer gesetzlichen Gesetzlosigkeit (wie wir sie bereits oben Cap. 9 u. 10 zurückzuweisen hatten) gefallen zu lassen — denn dann würde er ja nicht mehr seinem eigenen, realdialektischen, sondern einem fremden, von aussen ihm aufgedrungenen, verbaldialektischen Gesetze conform sich gebärden, welches ihm Schritt für Schritt vorzeichnet, wie er dem Sollgebot: unsinnig, d. h. toll, zu sein am vollkommensten nachlebe. Ein Unsinn, der sich befehlen liesse, Unsinn zu sein, der sich unter ein Verbalgesetz stellen liesse und dem Verbalverbot, jemals vernünftig zu sein, consequent gehorsamte, würde damit — verbaldialektisch beurtheilt — allerdings in gleichem Maasse aufhören, ganz oder absolut toll oder unsinnig zu sein, jedoch zugleich sich

um ebenso viel von der Natur des Weltwillens entfernen, indem dieser nicht „verrückt“, noch „närrisch“, sondern zerrissen, nicht von souverain-allmächtiger Tollheit — und damit selbstzufrieden und voll Selbstgenüge — sondern in sich, vermöge seiner Selbstentzweiung, tief ohnmächtig, zur vollen Selbstverwirklichung seines eigensten Inhalts schlechthin unfähig, mithin tiefelend, und nicht lustig, sondern erbärmlich anzuschauen ist.

Mögen wir aber dies ewige Wesensmerkmal als Selbstentzweiung, Selbstentzweitsein, Zwiespältigkeit, Widerspruch, Antinomie oder wie immer bezeichnen, niemals entgehen wir jeder Möglichkeit eines Missverständnisses — am wenigsten, wo wir Verbalsubstantive anzuwenden genöthigt sind oder wo unsere Worte sonst irgendwie an verbale Bezeichnungsweisen auch nur anklingen, weil damit *eo ipso* auch schon ein rein Zeitliches gegeben scheint, also etwas aller essentiellen Aeternität Fremdartiges hineingebracht wird.

Darum hatte es auch E. v. Hartmann so leicht, die Sache so hinzustellen,*) wie wenn ich es *in dubio* gelassen, ob ich die Selbstentzweiung als eine „substanziale“ oder als eine „bloss functionelle Selbstzersplitterung“ wolle angesehen wissen, während doch nur jenes meine Meinung sein konnte. Solche Missdeutung ist nicht bloss eine Abschwächung, sondern gradezu eine Verfälschung meines Princips. Denn bei einer „functionellen Selbstentzweiung“ wüsste ich mir ebenso wenig etwas Gescheites vorzustellen, als bei einer „substanziellen Selbstzersplitterung“: mein Begriff der Substanz lässt keine effective Zertheilung zu, und für diese, aus jenen beiden ersteren Begriffspaaren zusammengekneteten, Chimären ist lediglich die tendenziöse Entstellung solchen Kritikers verantwortlich, desselben, welcher die Realdialektik mit dem Wahnwitz belasten wollte, sie habe einem blinden Absoluten „eine völlig sinnlose und unsinnige Art der Selbstoffenbarung zugeschrieben“. Vermuthlich aber wäre es um die Welt nicht so elendiglich bestellt, wenn die Fülle der Uebel nicht grade mit verdammt logischer Nothwendigkeit, nach unverbrüchlichstem Identitäts-„gesetze“ dem Kernwesen der Welt, wie es einmal ist, entquölle. Freilich, wenn das Antilogische sich so einfach definiren liesse als das Nichtseinsollende, da wären wir vielleicht vor Beidem gleich sicher.

---

*) Auch noch wieder in seiner Phaenomenologie des sittlichen Bewusstseins S. 777.

Dagegen braucht es die Realdialektik nicht zu verschmähen, darauf hinzuweisen, wie nicht nur die in Antithesen sich bewegende Gedankenfolge vorzugsweise für geistreich gilt, sondern auch in aller Kunst die absolute Regelmässigkeit der Tod aller lebendigen Schönheit nicht bloss, sondern selbst aller „Charakteristik" ist. Aber der Krieg der Pedanten gegen die Genialität ist so alt wie das bemutternde Hofmeistern der Logik gegenüber der freien Individualgestaltung. Das Gattungsmässige, d. h. das dem Begriff des Typus Entsprechende, und das „Gesunde" wurden zu Wechselbegriffen und die Freunde des Einen auch die Freunde des Andern: Aristoteles, der Vater der Logik, war auch der erste Gegner der „problematischen Natur", dieser unerschöpflichen Fundgrube charakterischer Antinomien — und als Lessing dem germanischen Geiste die spanischen Stiefel der beiden ersten dramatischen Einheiten (der Zeit und des Ortes) glücklich ausgezogen hatte, bestand er um so hartnäckiger auf einer Art von Charaktereinheit, vor welcher bei näherer Prüfung grade ein Shakespeare am wenigstens bestehen würde.*) Als Fanatiker des logischen Durchschnitts, also des „Gesetzes" in jener gradlinigen Façon, wie er sich dasselbe dachte, hatte Lessing in seiner Dramaturgie kaum etwas Eifrigeres zu thun, als unerbittlich Alles auszumerzen, was kühnere individualisirende Dichterphantasie gegen das seiner Meinung nach zulässige Maass des „Eigenartigen" sollte gesündigt haben. Mit einer gewissen philiströsen Engherzigkeit sehen wir Lessing hier den aristotelischen Forderungen des *ὅμοιον* und *ὁμαλόν* sich anschliessen, ja seinen Meister an Strenge noch überbieten; denn Idealisiren heisst ihm: unter das Gesetz des Gattungsmässigen rücken, und er tritt der Hohlheit der schematischen blossen Allegorie so nahe, dass er die Wirklichkeit nach den abstracten Normen seiner Kunstgesetze zu corrigiren unternimmt und, anstatt das in der Kunst zulässige Maass des *ἀν-ώμαλον* den gewaltigen Wirkungen des lebendig Thatsächlichen zu entnehmen, nicht übel Lust zeigt, Alles, was ihm durch Invidualreichthum unhandlich wird, mit der Kategorie des Kläglichen, Verächtlichen, Armseligen

---

*) Vergl. die von mir zusammengestellten „Charakterzüge aus Shakespeare's Frauenwelt" in Edlinger's „Literaturblatt" Jahrg. 1878, welche als ebenso viele charakterologische Belege zur Exemplification der Realdialektik anzusehen sind.

abzuthun. Da war es denn in der That hohe Zeit, dass im Interesse der Fortentwicklung deutscher Poesie jener Rückschlag der Genie-Periode erfolgte, welcher, das entgegengesetzte Princip vertretend, jedes markirt Individuelle — und das heisst im Grunde nichts Anderes als: das in sich widerspruchsvoll Charakteristische — als solches schon für ästhetisch hinlänglich legitimirt, ja für das specifisch ästhetisch Berechtigte erklärte — denn ohne diese hypershakespearisirende Zwischen-Aera würden die Gestalten Goethe's und Schiller's noch schablonenhaft blutärmer und typisch unlebendiger ausgefallen sein, als manche von ihnen — Gott sei's geklagt! — ohnehin schon geblieben.

Deshalb ging ja die Pendelschwingung des Geschmacks in den Romantikern und deren Ausläufern von der Art Grabbe's, Hebbel's und O. Ludwig's noch einmal auf jene Seite charakterischer Hyperbeln und Parabeln hinüber. Ob ein Charakter „lebenswahr" oder „naturgetreu" und in sich consequent gezeichnet sei, darüber steht am allerwenigsten den professionellen Kritikern ein Urtheil zu, weil es ja zu deren Handwerk gehört, mit conventionell so oder so fixirten Begriffen zu hantiren. Meistens kommen sie obendrein von der Zunft der Philologen her, welche als solche speciell darauf geschult ist, bei ihren Corrigirarbeiten Verstösse gegen die Regel als „Fehler" anzustreichen und die angestrichenen auch noch zu zählen. Wie Wenige bewahren sich bei solchem Geschäft die hochsinnige Unbefangenheit eines Jacob Grimm, der es wagte, aller Pedanterie zum Trotz das vermeintlich „Unregelmässige" als das wahrhaft — nämlich essentialiter — Gesetzmässige zu restituiren und umgekehrt das Pseudo- reguläre unter das Gerümpel „schulmeisterlicher Erfindungen" zu verweisen. In ähnlicher Auflehnung gegen das despotische Regiment der „Mamsell La Règle", deren Machtsprüche es dahin bringen konnten, dass jetzt nach alltäglichem Sprachgebrauch jede angebliche „Anomalie" etwas ethisch und ästhetisch kaum noch Courfähiges sein soll, nehmen auch wir uns die Freiheit heraus, das dem *ἀνά-λογον* Gegenüberstehende als ein recht eigentliches *ἀντί-λογον* unter den völkerrechtlichen Schutz des Weichbildes der Realdialektik zu nehmen und diese selber sonach als eine *ἀντιλογική* zu vertreten. Und wie Jac. Grimm von der grammatikalischen Tyrannis der Stubengelehrten auf die Freiheit der sich selbst regelnden Volkssprache verweist, so empfiehlt die Realdialektik, über dichterische Charakteristik das Echo in der

Brust eines vorurtheilsfreien Publicums auszuhorchen: was da, sei es auch nur vereinzelt, im Innern der „Gleichgestimmten“ Gemüthssaiten erklingen macht, wie die angeschlagene Claviertaste die entsprechende Chorde eines Streichinstruments in Mitschwingung versetzt: das ist echt und aus dem kunstschöpferischen Geiste geboren, mag es auch den abstract, d. h. logisch, geschulten Aesthetikern von „Unnatur“ und Mangel an innerer Uebereinstimmung zu strotzen oder gar zu platzen scheinen — wird doch, je individualistischer eine Aesthetik sich anlässt, ihr Gesetzescodex nicht um so dickleibiger, vielmehr um so compendiöser werden, weil sie all den Ballast prohibitiver und prophylaktischer Bestimmungen über Bord werfen kann und muss, welche die Werke dogmatischer Doctrinairs um so ungebührlicher anschwellen liessen, je weniger sie der Natur, d. h. der Fülle paradoxer Realitäten und realer Paradoxien, d. h. der realdialektischen Wirklichkeit, sich hinzugeben und deren Führung sich zu überlassen sich getrauten.

Uns genügt schon nicht mehr, was Aristoteles bereits zugestanden: der Inconsequente müsse auch in seiner Inconsequenz noch consequent sein. Denn hat das Kunstwerk die Aufgabe, die Physiognomie der metaphysischen Essentia uns „schauen“ zu machen*) — und das thut in ihrer Art vor allem grade auch die Musik, welche sonst bei den landläufigen Kunstdefinitionen draussenvor stehen bleibt — so ist es für die Kunst nicht etwa bloss ein, ihr vielleicht halb gnadenmässig und widerwillig eingeräumtes, Recht, sondern ihre erste und unerlässlichste Pflicht, grade die Versinnlichung der dieser Essentia wesentlich innewohnenden Widerspruchsnatur in hinlänglich anschaulicher Weise herauszugestalten. Je gründlicher die neueste Tonlehre die Einsicht verdeutlicht, dass alle Harmonie sich aus dissonirenden Elementen aufbaut, desto kühner hat die neueste Tonkunst von den ihr damit ertheilten Befugnissen Gebrauch gemacht, und wenn wir von den innersten Tendenzen der sogenannten Zukunftsmusik — und grade zumeist aus den theoretischen Erläuterungen, welche ihr eigener Urheber dazu gegeben hat — eine auch

*) Man hat ja das „Schöne“ selber etymologisch mit „schauen“ und dem englischen *to show* zusammenbringen wollen, und was wir unter Schauen verstanden wissen wollen, ist bereits im erkenntnisstheoretischen Abschnitt dieser Schrift gesagt.

annähernd richtige Ahnung gewonnen haben, so bietet auch sie eine frappante Bestätigung für den seit länger als einem Vierteljahrhundert von uns vertretenen Satz: das eigentliche Fortschrittsmoment in der Kunstgeschichte ist das realdialektische Agens, welches auf ästhetischem Gebiet seine vollste Verwirklichung findet in dem, was in zugleich weitestem und höchstem Sinne das Humoristische an allen Künsten genannt werden darf (hat doch sogar die Plastik in neuester Zeit ebendahin gerichtete Anläufe genommen).

17. Der realdialektische Zweckbegriff.

Wo immer wir ein Gesetz oder eine Regel anerkennen, da setzen wir auch einen Zweck voraus, dem sie dienen, ein Ziel, dem sie zuführen soll. Nun ist aber an sich sofort einleuchtend, dass ein realdialektisches Wollen nicht geeignet ist, für ausserhalb seiner selbst liegende Zwecke nutzbar gemacht zu werden — damit erledigt sich jeder Versuch, den man machen möchte, die Versöhnung des Widersprechenden in irgendeinem transcendenten, ausserweltlichen Bereich zu suchen. Ist der Inhalt des Wollens ein widersprechender, so müssen es auch seine Zwecke sein. Wenn Sein oder Leben, so muss auch Nichtsein oder Nichtleben zu seinen Zwecken gehören, wenn Wissen, dann auch Nichtwissen, wenn das Schöne oder Vollendete, dann auch das Nicht-Schöne oder Verstümmelte und Verpfuschte, wenn Glück, dann auch Leid, wenn das Gute, dann auch das Nicht-Gute.

In dieser Reihe von Relativitäten giebt es nirgend ein wahrhaft Absolutes, ein Endgültiges. Deshalb hat sich die Realdialektik bei zunehmender Selbsterkenntniss wohl gehütet, die Bezeichnung „Wille zum Leben“ beizubehalten oder die: „Wille zum Wissen“ fortzuführen — denn will sie die Räthsel des Todes mit umfassen, so muss sie auch das Nichtleben als einen Inhalt des Wollens anerkennen, und will sie die Unerreichbarkeit des Erkennens aus der antilogischen Natur des Seienden herleiten, so muss ihr auch die Entwickelung des Bewusstseins in ewiger Asymptote mit dem innersten Wesen des Seienden verlaufen.

Wie in der Mathematik alle graden Wurzeln positiver Potenzen zweideutig sind, d. h. die Potenzen ebenso gut aus negativen als aus positiven Factoren entstanden sein können, so kann man dem positiv Geschehenen niemals ansehen, ob es aus der

Seite des Wollens oder aus der des Nichtwollens seinen Ursprung genommen hat; denn alles Wirkliche ist ja ein Kind des Widerspruchs, und an allem, was ist und wird, hat das Vernünftige und das Unvernünftige gleichermaassen Antheil: neben der teleologischen Reihe läuft die dysteleologische, neben der evolutionistischen die involutionistische, neben dem Fortschritt der Rückschritt, neben dem Besserwerden die Verschlimmerung her.

Da stehen in ewiger Parallele einander sich gegenüber, die an einem verzweifelnden oder verzweifelten Ja und die an einem hoffenden oder gehofften Nein angelangt sind, keiner von Beiden kann den andern widerlegen. Darum ist es kein Zufall, dass noch jetzt in allen Landen die Nirwana- gläubigen Buddhisten die *Brahmanen*, welche an keine absolute Aufhebbarkeit des Seienden *(final emancipation)*, sondern an dessen ewiges Wiedergebären *in* endlosen Kalpas glauben, unüberwunden sich gegenüber finden.

Die Eschatologie der Realdialektik kennt nur ein immanentes Ende: extensiv muss jeder vollendeten Aufsaugung in den Urschos nach endlosem Kreislauf ein abermaliges Entströmen folgen.

Am Wollen zum Wissen ist ja dies das Urräthsel, dass es als solches selber nicht wissen kann, dass es das Wissen will — denn eine voreiligere *petitio principii* kann es nicht geben, als aus dem Wissenwollen die Nothwendigkeit einer ewigen Vermählung des Willens mit der Vorstellung (Idee) argumentiren zu wollen.

Die „Idee" als solche kann nicht einmal das Zwecksetzende sein, weil sie selber ihren eigenen Inhalt nur an dem des Willens hat. Ohne den realitätverleihenden Willen ist sie rein gar nichts, nicht einmal eine ordentliche Vorstellung, sondern das blosse Destillat oder Sublimat einer solchen: ein abstracter Begriff; und ein eigentliches Sein, ein *existens*, das *existentia* mit *essentia* vereinigt, ist erst da, wo — im wirklichen Wollen — der abstracte Wille mit dem concreten Referens seiner Motive, als seinem Inhalt, sich als Eins darstellt (nicht etwa erst Eins wird, wie andere Willensmetaphysiker haben glauben machen wollen). Wäre das Logische wirklich das vorweltlich den Willensinhalt Setzende und dadurch dieser seinem *Quale* nach durch eine logische, d. h. widerspruchsfreie, Natur bestimmt, so könnte kein Wille jemals etwas Unvernünftiges wollen, und noch weniger könnte — in den Collisionen entgegengesetzter Strebungen des in sich entzweiten Willens — jemals ein Widerspruch thatsächlich vorliegen,

und am allerwenigsten könnte das Wollen in seiner Reinheit an sich etwas schlechthin Unvernünftiges, Un- (A- oder Anti-)logisches, sein (wie doch eben dieselben Willensmetaphysiker gleichfalls lehren).

Die intellectträchtige Henade, wie wir das empfindungbegabte Atom, das materielle Urtheilchen nach seiner inneren Daseinsseite lieber nennen, ist als solche noch lange nichts potentiell Vernünftiges, oder latent Logisches. Was sich darin bethätigt, ist zunächst nur Wille zum Wissen, aber, am Ziele angelangt, ebenso sehr ein Wille zum Nichtwissen. Das Logische ist ihm, wie wir oben (Cap. 12) gesehen haben, nur der Hülfsmechanismus einer seiner späteren Erkenntnissweisen — etwa wie der Witz auch im Verhältniss zum Welthumor als metaphysischer Selbstbespiegelung des selbstentzweiten Weltwesens. — Deshalb wirft er es von sich, wie das sich erstarkt fühlende Kind das Gängelband. Aber freilich bringen es erst vereinzelte Wenige zu solcher vollen Selbst-ständigkeit des Denkens. Die Mehrzahl macht lieber Kehrt, wo sie mit der logischen Correctheit nicht mehr weiter kann. So verräth der Wille als wissenwollender, auf logischer wie auf realdialektischer Stufe, seinen inneren Widerspruch darin, dass er in Einem nach dem vollen Erkennen trachtet und doch sich vor dem Erkannten graut, trotzdem aber, sowie er sich selber getreu bleibt, von dem Weitererkennenwollen nicht lassen will und das Weiterforschen, so „trostlos“ auch dessen gesammte Resultate ausfallen, nicht aufgiebt — wie Jeder an sich erfährt, der sich einmal vom Zauber pessimistischer Abwägungen umstricken liess.

Wer „vernünftig“ und „zweckgemäss“ einfach identificirt, hat es freilich bequem, mit allerlei Homonymien zu chicaniren — wer aber Sinn und Bedeutung der Worte zu scheiden weiss und bereit ist, kann nichts dagegen haben, wenn die Realdialektik einerseits lehrt: der Wille an sich hat mit Vernunft und Vernünftigsein von Hause aus gar nichts zu thun, andererseits aber den Evolutionistischen darin beistimmt, dass das Wollen mit der Zeit ein Vernünftiges werden könne. Ja, selbst das *principium cognoscendi* können wir in das Willenswesen selber verlegen, ohne von jenem ersteren Satze irgend etwas zurücknehmen zu müssen.

Goethe spricht (im Wilhelm Meister) von „verständigen Menschen, die wohl einsehen, dass die Summe unserer Existenz

durch Vernunft dividirt niemals rein aufgeht, sondern dass immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibt". Warum sollten wir das nicht auch für uns anführen dürfen, und die uns vorgeworfene Discrepanz zweier metaphysischer Hypothesen, in welcher man eine unfreiwillige Selbstpersifflage des realdialektischen Princips hat finden wollen, durch folgende Vermittelungen ausgleichen, was uns um so weniger schwer fallen kann, als jene Sätze nur dem Wortlaute nach in einem gewissen Gegensatze stehen?

Der Wille in seiner ursprünglichen, seiner Existenzfülle *a priori* als voraufgehend zu präsumirenden, Reinheit steht in dieser seiner Unbewusstheit noch ausserhalb jeder Beziehung zu dem, was erst bewussten Zwecken gegenüber als praktische Vernunft oder Verständigkeit auftreten kann und als solche den Willensinhalt nicht bloss erkennt, sondern auch, einen Zweck an dem andern messend, denselben muss beurtheilen können. Wenn wir den Willen dann aber später sich und seine Manifestationen in die Sprache der Vernunft kleiden, gelegentlich auch wohl darnach zuschneiden (nur nicht in seinem essentiellen Kerne umwandeln) sehen, so muss er inzwischen eine Entwickelungsreihe durchgemacht haben, welche sich so verstellen lässt: erst in der (darwinistisch zu denkenden) Accommodation des Individualwesens gelangt der Wille mittels des allmählich sich entwickelnden individuellen Bewusstseins zugleich nach und nach dahin, sich vernünftig zu benehmen, d. h. theils sich abstracte Zwecke zu setzen, theils, mittels des verständigen Sichfügens in die Forderungen der Consequenz, die Einzelstrebungen seines Inhalts zu denen der andern, ihn umgebenden Willen (der Aussenwelt) mehr oder weniger in Einklang zu setzen — und ich denke, am allerwenigsten der Sprachgebrauch eines Goethe (der mit Vorliebe die Ausdrücke „verständig" und „vernünftig" in solcher Bedeutung verwendet) kann uns hindern, diesen Doppelgedanken in die Worte zu fassen: der Wille wird erst allmählich vernünftig.

Wenn aber die Realdialektik einen oder gar den wesentlichen Hauptinhalt des Willens im Wissenwollen zu erkennen glaubt, so bringt das allerdings mit sich, dass sie die (zunächst meinetwegen: logischen) Erkenntnissformen dem Willenswesen immanent glaubt, die Willensnatur (selbstverständlich nur als die des individuell-einzelnen Willenswesens, da nur ein solches sich inmitten einer vorgefundenen Objectswelt und anderen Einzelwesen gegenüber als Wissenswillen erkennen kann), nicht

bloss als prädisponirt, sondern auch als präformirt für ein, obzwar beschränktes, Wissen sich vorstellt. Allein davon wird ja die andere Frage gar nicht berührt, ob der Willensinhalt selber eine rationale Dignität besitze, oder ob die idealsetzende Phantasie irgendwelche Aussicht habe, ihren Inhalt irgendwann (etwa evolutionistisch) verwirklicht zu sehen.

Eins der wichtigsten praktischen Ideale, welches der Menschengeist sich setzt, ist nun offenbar grade die theoretische Vollkommenheit — und an dem wird am deutlichsten zu Schanden, was der Wille in seiner Selbstverwirklichung anstrebt. Sowie der Wille mittels des Organs seiner Selbstbewusstwerdung auf seinen Inhalt reflectirt, findet er sich als einen (nicht nur seiner abstracten Strebensnatur nach, sondern auch in dem *Quid* und *Quale* seiner Ziele) in sich uneinigen. Unbeschadet seiner Wesenseinheit (seiner Eigenschaft, eine Henade zu sein), vermisst er in sich selber die Eintracht seiner Strebungen unter einander, und je mehr er fortschreitet in der Selbstbeobachtung, desto mehr lernt er sich als ein Nichtharmonisches kennen. Dieser Einsicht opponirt, vermöge ihres eigensten, in ihrer ursprünglichen „Einfalt" auf Identität gerichteten, Wesens die aus seinen organisirten Gestaltungen efflorescirte Vernunft und macht zunächst Versuche zur Widerlegung dessen, was als Erfahrung sich aufdrängt — gewissermaassen *a male informato intellectu* appellirend *ad melius informandum*, nährt sie die Hoffnung, auch hier eine Selbsttäuschung constatiren zu können — das ist der auf einer bestimmten Bewusstseinsstufe unausbleibliche Ursprung der immer wiederkehrenden Anläufe zu optimistischen Weltanschauungen. Was solchen Drang niemals Hungers sterben lässt, sind die Thatsachen der Teleologie, welche nur allzu geeignet sind, das Staunen auf eine schwindelnde Höhe zu führen. Denn aus ihnen wuchert immer von neuem Schein und Wahn von einer wundersam hohen Weisheit. Nur verstockte Bornirtheit kann sich dagegen verblenden wollen, dass es in der That zahllose Facta im Naturleben giebt, welche unwiderstehlich teleologische Auffassung predigen. Allein das giebt doch immer nur ein halbes Wissen, welches die Realdialektik nicht mit einfachem Ableugnen zu negiren, sondern durch Hinzuthun der Kehrseite zu ergänzen gedenkt. Dann offenbart sich auch in dieser, viel und mit Recht angestaunten Oekonomie zuletzt doch wieder nur der Widerspruch in allem Gewollten, jene inter- wie intraindividuellen Willenskreu-

zungen, in deren Maschenwinkeln die Uebel aller Art ihre Brutstätte haben. Ueber die lebenschaffenden Knotenpunkte hinaus verfolgt, läuft die ganze Einrichtung doch nur darauf hinaus, Eines zehren und sich nähren zu lassen vom Andern. Da giebt es nirgends ein absolut Letztes, dem als solchem ein unbedingt höchstes Recht mit unbedingt durchschlagenden Ansprüchen zugestanden wäre: „heute mir, morgen dir", — „wie es kommt, so kommt es und wie es fällt, so fällt es und wen es trifft, den trifft es", so lautet das Gesetz der Anarchie in diesem Reiche des Zufalls. Der gemeinsten, niedrigsten Elementarkraft ist da die Erlaubniss offen gelassen, nach Umständen das erhabenste, schwersterreichbare Product allerconcentrirtester Geisteskräfte mit einem Schlage zu vernichten: das plumpe, schwere Blei darf dort den Schädel des Genius zerschmettern, sein Gehirn umherspritzen, und der schneidende Ostwind hier die Lunge eines Spinoza zerfleischen. Doch bedarf es keineswegs überall solch positiven Eingreifens: in andern Fällen thut das blosse Versagen der unerlässlichen Bedingungen und Gelegenheiten schon ganz die gleiche Wirkung des erbarmungslosen Vereitelns.

Die Realdialektik, für welche jeder Zweck eine Beziehung des Willens auf seinen eigenen Inhalt ist, wird vollständig dem beipflichten, was Trendelenburg (Log. Unters. 2. Aufl. II, 152) ausführt, dass jeder Widerspruch im Realen auf einen Zweck bezogen sein müsse, und was er ebenda einschärft: Gegensätze verstärken die Wirkung, Widersprüche thun ihr Eintrag: führen zu Angst, Krankheit und Krieg. Wie dürftig, feig und unentschlossen nimmt es sich dagegen aus, wenn den Nachbetern Hegel's der ungeheure Widerspruch, in welchem jeder sich verwirklichende Wille gegen sich und die angestrebte Selbstverwirklichung wüthen muss, zu nichts weiter gut ist, als daran den Hocuspocus ihrer dialektischen Deductionen zu hängen.

Auch wir gewahren, wie der Einzelne an dem zu Grunde geht, was er für die Gattung thut, und wie hinwiederum der Gattungsact keinen andern Zweck offenbart als den, Individual-Exemplare zu erzeugen — aber uns ist die Tragik dieser Ixionsexistenz ein hochheiliger Gegenstand der Betrachtung und von viel zu ernstem Schmerzgehalt, als dass wir an diesem Geräder nichts abhaspeln möchten, als witzelnde Schönrednerei über das Verhältniss des Einzelnen zum Allgemeinen, wie man sie auf dem raffinirten Carrousel Werder'scher oder Michelet'scher Logiken schwindelnd

sich drehen sieht, — und in der Bekämpfung solcher Dinge haben wir an Trendelenburg in ungleich höherem Grade einen Bundesgenossen als einen Gegner des realdialektischen Princips.

Der Realdialektik ist ja die eine der einander widersprechenden Willenshälften „der stumme Associé“ der andern. Nur weil sein eigenes Gegenstreben von Urbeginn an nach Ruhe trachtet, kann es dem Intellect gelingen, eine wirksame Motivation sogenannter Selbstbeherrschung zu Stande zu bringen — er hat am Willen selber gegen diesen seinen allein Sieg verbürgenden Bundesgenossen. Alle Raserei — insbesondere die momentane Sinnlosigkeit grundlos mordender Malayen — offenbart dieselbe realdialektische Tendenz des Willens, welche ebenso sehr auf Selbstzerstörung, wie auf Selbsterhaltung gerichtet ist, und wenn man sich auf Tholuck's Buch von der Sünde verlassen darf, so wussten die Chinesen schon längst von dem entsprechenden Gegensatz des *Ki* und des *Li*. Also ist es, logisch angesehen, nur folgerichtig, wenn zwischen der Dependenzenkette der Gattung und dem actualiter vorhandenen Einzelwesen kein anderes Verhältniss besteht. Der Antagonismus ist hier vielmehr ein so unverkennbarer, dass die Teleologie wenig so unbequeme Einwürfe aus ihrer Bahn zu entfernen hat, wie die in der Abundanz der Keime, verglichen mit dem Geiz für die Veranstaltungen zu deren Förderung, sich aufdrängenden. Nur ein im innersten Grunde feindselig wider sich selber gerichteter Wille kann also verfahren. Wäre die Sparsamkeit, welche der Natur von ihren Verehrern als eins der unbestreitbarsten Stücke ihrer Erbweisheit pflegt nachgerühmt zu werden, wirklich von — *ad hominem* geredet — echter, d. h. positive Zwecke positiv fördernder, Weisheit eingegeben, so müsste sie sich auf die Erhaltung des allein wahrhaft Wirklichen, also des Individuellen, concentriren. So aber ist es die Weisheit des Selbstvernichtenwollens, bei welchem von Zweckmässigkeit überhaupt nur die Rede sein kann, soweit sie auf Vereitelung des einen Strebens durch das andere gerichtet ist — denn ganz erreicht sie ja keines ihrer widersprechenden Ziele, so wenig das negative, wie das positive; was bei all dem Gegeneinander herauskommt, ist ja nichts als eine *au fond* inhaltsleer bleibende Compensation eines relativ Positiven durch ein ebenso relativ Negatives.

Denn wie schon in den einfach mechanischen Verhältnissen die Gegensätze der *vis inertiae* sich in sich ganz verzehren,

indem die Bewegung und die Ruhe nimmermehr aus der einmal zwischen ihnen befestigten Proportion heraustreten können — also schon damit die Möglichkeit einer irgendein *plus* setzenden Entwickelung vorneweg abgeschnitten ist: ganz ebenso lässt der sich verwirklichende Wille das gegenwärtige Wirkliche darben um ein abstractes, vielleicht niemals zur Verwirklichung gedeihendes Zukünftiges, welches aus dem Schose seines einheitslosen Wesens nachdrängt in die Existenz.

Dem Willen, welchen wir nicht einmal hier als Gattungshypostase zu personificiren brauchen, weil er in seiner rein individualistischen Selbstgestaltungsweise auf ein Haar ganz ebenso verfährt, liegt offensichtlich an weiter gar nichts als an seiner, ob auch im Einzelfalle jedesmaliger Actualisirung noch so kurzexistenter, Essentia — von darüber hinausliegenden Zwecken ist rein gar nichts zu gewahren. Ist irgendwie ein noch so kurzlebiges Dasein erreicht, so giebt er das kaum Producirte den widerstrebenden Gewalten seiner eigenen Selbstentzweiung gnadelos wieder Preis — und evolutionistische Absichten sind dabei um so weniger zu erkennen, als grade das zu relativ vollkommenster Entwickelung Gediehene am frühesten sterben muss, unbekümmert darum, dass grade aus ihm mit der geringsten Anstrengung noch Vollkommeneres sich hätte zeugen lassen — und will man sich bei diesem Hergang der Dinge darauf berufen, dass er sich als einen „logisch“ nothwendigen darstelle, sofern d a s den meisten Zufälligkeiten blossgestellt sein müsse, was von dem Zusammentreffen der zahlreichsten Bedingungen abhängig sei: so wird damit doch die Unzulänglichkeit einer Teleologie nicht wegdemonstrirt, welche mit allmächtigen und allweisen Factoren zu rechnen vorgiebt (wie die Philosophie des Unbewussten) — jedes Zugeständniss an eine Einschränkung dieser Prädicate wird aber sofort zu einer Concession an die Realdialektik wie an den Individualismus, indem die Grenzen der Macht nur von einem widerstrebenden Willen können gesteckt sein, mithin so gut wie die der Intelligenz (gleichviel ob intuitiv oder discursiv gearteten) das Merkmal einer Endlichkeit in sich schliessen müssen von jener simplen Sorte, die von mathematisch-speculativen Spitzfindigkeiten nichts weiss, um so mehr jedoch von den unentrinnbaren Wechselbeziehungen vieler Einzelwesen. Von diesen aber, von dem Sichvorfinden seiner als determinirten Wesens inmitten zahlloser gleichartiger, seinen Ausgang nehmen, ist ein so wenig unfruchtbares Beginnen, dass es vielmehr mit Einem

Schlage die Anknüpfungen an die dianöologischen, metaphysischen, ethischen und ästhetischen Grundlagen eines einheitlich angelegten Systems vermittelt.

18. Der individualistische Standpunkt der Realdialektik.

Alles Logische ist in seiner exclusiven Natur wesentlich egoistisch geartet. Die Logik hat etwas Herrisches, das voll tyrannischer Ansprüche auftritt, und nichts pflegt im Ziehen äusserster Consequenzen unentwegter vorzugehen, als das Schalten rücksichtslosesten Despotismus. Grade deshalb erscheint das Egoistische zugleich so sehr als das eigentlich „Natürliche“, weil es auf den nämlichen Pfaden gradliniger Folgerichtigkeit einherzuschreiten pflegt, wie die blind fortstürmenden Elementargewalten der einfachsten Naturereignisse. Und wie erst die Askese dem Egoismus den vollen Widerhalt bietet, mitten inne aber das Gleichgewicht der Caritas, der Constanz der Kräfte waltet, so vollendet auch erst die Dialektik den antinomischen Kreis der Denklehre, um als Realdialektik die Ausgleichung des gleichzeitig partial recto- und partial retrograd vor sich gehenden Wirklichkeitsverlaufs abzuspiegeln.

Dabei aber offenbart das dialektische Ingrediens seine Wesensverwandtschaft mit dem specifisch ethischen darin, dass es sich, wie die Demuth der Liebe, in skeptischer Reserve der eigenen wie der allgemeinen Zuverlässigkeit bescheidet.

Mag man die Logik als eine Ethik des Denkens bestimmen und begreifen, so wird die Ethik am verständlichsten und durchsichtigsten, wenn wir in ihr die logische Gesetzlichkeit der Selbstbehauptung der Vielen innerhalb ihrer wechselseitigen Limitirung suchen. Dazu stimmt auch vollkommen die irrationelle Natur der sogenannten Laster, die beim Geiz ja gradezu als antirationell sich kundgiebt, und andererseits die Thatsache, dass das Phänomen der Bosheit sich dem System ethischer Verhältnisse nimmermehr logisch einordnen lässt, sondern nur als realdialektischer Gegensatz zum unmittelbar logisch natürlichen Egoismus. Damit aber drängt sich von selber die weitere Paradoxie auf, dass vom realdialektischen Standpunkt aus Kasteiung und Bosheit als wesens- — nicht bloss -verwandte, sondern direct- — -identische Kehrseiten eines polarischen Antagonismus zum logisch gradlinigen Egoismus sich präsentiren. Und gäbe

es dessen keinen andern Beweis, so möchte man sich an dem apagogischen genügen lassen, dass jeder anderweitige Herleitungsversuch für diese beiden, so absolut antieudämonistischen Willensstrebungen (sie sind ja beide auf Wehbereitung gerichtet, die eine auf Schmerz des eigenen, die andere auf solchen fremder Individuen) sofort im flachen Sande echt rationalistischer Einseitigkeiten strandet und scheitert.

Wie wenig aber die Ethik der individualistischen Realdialektik nöthig hat, ihre Positionen in irgendwelchen extravaganten Ausnahmefällen des sittlichen Lebens zu suchen, dafür liefert jede alltägliche Mutherweisung einen Beleg. Denn hätte nicht der Wille neben seiner einfachen Selbstbehauptung noch anderweitige, dieser zuwiderlaufende Zwecke, so wäre irgendwelche, sei es auch nur potentielle und eventuelle, Preisgebung jenes seines Zweckes, als eines absoluten gedacht, eine ebenso absolute logische Unmöglichkeit. Sei es das Wohl der Mehrheit, sei es die Wahrung der Rechtsidee, sei es Förderung der Wahrheitserkenntniss oder sei es Rache oder Liebe, was den Muthigen die Gefährdung seiner Individualexistenz verachten heisst: immer waltet darin das contradictorische Gegentheil von dem, was die ungespaltene Logik des Egoismus von ihm erheischen würde.

Es ist und bleibt eben der Wille, der zugleich dasselbe will und nicht will, und zwar in ein und derselben Beziehung will und nicht will; ein und derselbe Wille hat auch in identischer Beziehung sein eigentlichstes Strebensziel mittels gleichen Widerspruchs zersplissen: den Zeugungsact gleichzeitig in voller Rücksichtslosigkeit erzwingend und doch hinwiederum durch tausend Rücksichten der Convenienz (Scham — Schande) beeinträchtigend, einengend und eventualiter in seiner Verwirklichung durch unheilbare Verkümmerung schädigend. Denn all die Tollheiten fruchthemmender Moden, Neugeborne gefährdender Sitten, mit deren Leben experimentirender Bräuche, sind letzten Endes doch auch nicht für extramundane Meteore, sondern für völlig immanente Selbstbethätigungen des Willens zu erachten und somit Erscheinungen eines urrealdialektischen Widerstreits zwischen den Selbstverwirklichungsproducten des Willens. Es muss also doch wohl Beides seinen eigentlichen, nur eben nicht ganz säuberlich logisch einheitlichen Zwecken gleichermaassen entsprechen.

Wer in jedem Selbstmorde ein Krankheitssymptom und in dessen Ueberhandnehmen eine Geistesepidemie erblickt, denkt doch

vielleicht anders über die zahllosen Varietäten masturbatorischer Zeugungsvereitelungen, welche Thier- wie Menschenwelt durchziehen; und wer darin etwas vulgär Gewöhnliches erkannt hat, braucht nicht erst erinnert zu werden an gewisse allzu delicate Eingänge beim vaticanischen Concil, wo den heiligen Vätern aus dem Lande der Zweikinderehe ein logisch wie grammatisch hinlänglich scharfsinnig und correct ausgeführter Antrag unterbreitet wurde, gewissen Formen ehelicher Beiwohnung die kirchliche Sanction zu ertheilen. Solche aber theilen mit dem Selbstmorde die Eigenthümlichkeit, in Einem halb verneinend und halb bejahend zur Lebensetzung sich zu verhalten, und fragt man, wer dem armen, in derlei Qualen zerrissenen Menschenherzen derartige, vom Mitleid dem Ekel zu- und von diesem jenem zurückgeschleuderte, Gelüste eingegeben, so wird selbst die allerchristlichste Antwort —: der Teufel! — nicht umhin können, zuzugestehen, dass damit zur Erklärung dieses Correlaten-Paares dem Gotte ein Wider-Gott, dem göttlichen Princip ein realdialektisch widerstrebendes entgegengestellt werde — nur dass die Realdialektik alles Dualistische weit von sich abweisen zu sollen geglaubt hat.

Ihr ist jederlei Bezogenheit im individualistischen Urwesen durch dessen eigenste Natur mitgesetzt; in ihren Augen vergass Schopenhauer bei seinem Satze: die Vereinigung des wollenden und erkennenden Ich ist das metaphysisch-physische Urwunder nur eins, nämlich dass er damit seinen all-einigen Willen *quâ* Weltwillen aus der Welt schaffe. Denn ewig unverwindbar ist das mehr dialektische als logische Axiom, dass jedes „Ich will“ schon den metaphysischen Individualismus — oder was man heutzutage lieber unter dem Namen Pluralismus bekämpft — proclamire. Nur ein Einzelnes kann *quâ* Ich wollen, und wer das erkannt hat, muss sich damit zugleich der weiteren Einsicht gefangen geben, dass damit schon für jedes Wollen ein in Beziehung auf ein Anderes Gewolltes implicirt sei, also der Satz von der absoluten Realität des Willens den von der schlechthin realen Vielheit involvirt — womit wiederum nichts anderes gesagt ist, als dass die Lehre vom All-Einen hinsterben muss, sobald das metaphysische Willenswesen zum realdialektischen Selbstbewusstsein und zum Bewusstsein seiner realdialektischen Natur gelangt.

Und auch dieser metaphysisch herleitbaren Wahrheit gebricht es nicht an Bestätigungen seitens der einfach empirischen

Biologie wie der, lieber als „rationale“ sich gebärdenden, Psychologie. Denn der Keim jeder Ichform ist das Gemeingefühl, und dieses wiederum beruht, ganz concret ausgedrückt, auf dem Innesein des Ernährungsprocesses im weitesten Sinne des Wortes, als worin dasselbe alle Functionen der Aneignung und Ausscheidung umfasst*. Schon die Zelle bedarf für ihr Fortleben einer lebendigen Bezogenheit zu ihrer Umgebung, also vermöge ihrer Einheit wie für diese, einer ausserhalb ihrer selbst bestehenden Vielheit anderer Wesen. Jeder Trieb, mag er aneignend als Hunger oder hingebend als Zeugung sich bethätigen, setzt ein ausser-ich-liches Sein voraus und manifestirt sich vermöge dieser polarischen Zweiseitigkeit der von ihm aufrechterhaltenen Lebensfunctionen ebenso sehr als eine in sich realdialektische Willensform wie als eine nach aussen realdialektisch recht eigentlich „bedingte“ Existenz.

Hier wurzeln denn ja auch die Erwägungen, welche uns bestimmt haben, unter Ablehnung des uns halbwegs octroyirten Namens Willensmonadologie, die Individualeinheiten der realdialektischen Metaphysik lieber als „Henaden“ zu charakterisiren, indem jede „Eins“ als solche bereits dialektisch wie logisch auf eine nachfolgende Zwei, Drei u. s. f. hinausweist.

Wer dagegen an der All-Einheit festhält, muss auch die Allmacht des Willens, wenigstens im negativen Sinne der Unbeschränktheit, behaupten (was freilich nicht viel was Besseres sein würde, als jene Freiheit, die man aus dem rein negativen Begriff der Grundlosigkeit des *Esse* hat deduciren und so in das *Esse* selber hat hineinlegen wollen). Eine Schranke kann der Wille nur an andern Willen finden, und auch dies nur unter der Voraussetzung der Unmöglichkeit vollständiger Isolirung; so dass wir mit der Endlichkeit und Vielheit des Willens *eo ipso* schon den Begriff der bloss relativen Selbständigkeit, gleichsam unterwegs, finden. Der Kampf aber, welchen das Streben nach organisirender Vereinheitlichung mit den widerstrebenden Atomkräften zu bestehen hat, wie die Macht dessen, was hier am kürzesten als *vis vitalis* bezeichnet werden mag, die ja eben darin besteht, mit einer wenigstens zeitweilig überlegenen Kraft, das im anorganischen Sein verbindungslos Auseinanderfallende

*) Ganz dieselbe Bedeutung legt, wie ich nachträglich sehe, A. Bilharz (Der heliocentrische Standpunkt) dem Stoff- (resp. Kraft-) Wechsel bei.

jenem Zwang organischer Einheit unterzuordnen, gehört selber zu dem, woraus schon der Meister zu allererst den Widerspruch der elementaren Selbstentzweiung nachgewiesen hat — und in ihrer metaphysischen Unzerstörbarkeit ist sie, das leichtest Vergängliche unter allen Naturgebilden, doch zugleich das allzeit Fortbestehende, wenn auch nicht allerorten Realisirte.

Die weitere Ausführung des hier Angedeuteten muss der „Einzelbewährung" des speciellen Theiles aufbehalten bleiben, dessen individualistische Erörterungen den Eingang zur Ethik, als der Lehre vom bewussten Willen, werden zu bilden haben, während sich dem Schlusscapitel dieser antilogischen Prolegomena unmittelbar ontologische Betrachtungen werden anschliessen müssen, die das Sein und Nichtsein vermitteln mit dem

19. Wollen und Nichtwollen.

Will die Realdialektik ihrem Charakter als solcher streng getreu bleiben, so muss sie Alles fernzuhalten beflissen sein, was ihren Widerspruchsbegriff zu einem bloss privativen abschwächen möchte. Sie hat um so mehr Anlass, gegen den bloss abstract verneinenden Charakter ihres Nichtwollens sich zu verwahren, je mehr ihre Vorgänger im Gebiet der Willensmetaphysik — Arthur Schopenhauer leider nicht weniger als E. v. Hartmann — in diesem Stücke gefehlt haben, indem Beide nur allzugeneigt waren, aus blossen Vorstellungen der Abwesenheit positive Merkmale zu folgern, ja ganze Constructionen in's Metaphysische hinein, in's Uebersein hinausragende Bauwerke zu errichten. Jenseit der Verneinung des Willens zum Leben liegt dem Meister ein total unbestimmbares Nichts — denn dessen einzige Definition lautet dahin, dass es nicht mehr Wollen sei — und wenn es andererseits sich auch anliess, als ob er die *Noluntas* als ein Gleichmächtiges der *Voluntas* gegenübergestellt, so liess sich auf so schwankem Grunde doch solch pseudo-positiver Begriff nicht halten.

Deshalb hat die Realdialektik geglaubt, nicht energisch genug betonen zu können, dass es sich bei ihrem *Ens volens idemque nolens* um ein Wollewesen handelt, an welchem nicht bloss zwei entgegengesetzte Richtungen auseinanderlaufen, sondern der Inhalt selber ein in sich selbst sich widersprechender ist. Wie wichtig aber diese Unterscheidung für die concrete Auffassung sich er-

weist, wird der naturphilosophische Theil des realdialektischen Systems zu zeigen haben, indem er sich eben nicht dabei beruhigt, wenn die Herren Physiker erklären, die beiden widersprechenden Momente der Gravitation: Attraction und Repulsion, verhielten sich zu den Atomen nicht anders, als wie ziehende und schiebende Locomotiven zu einer Waggonreihe. Darum vermeint denn allerdings auch die Realdialektik, mit ihren Erörterungen des Negations- und Nichtsbegriffs ein klein wenig was Greifbareres zu bieten zu haben, als scholastische Speculationen *à la* Fredegis *de Nihilo.*

Die in Einseitigkeit, also Halbheit, verharrende blosse Abstraction steift sich auf den Einwurf: alles Negative sei nur am Positiven, nicht auch umgekehrt, und fragt: „wäre nichts Positives, was könnte die Negative denn verneinen?" Darauf darf die Realdialektik, weil sie in ihrer reinen Negativität eine klare und consequente Anschauung vom Wesen einer wirklichen und wahrhaften Wechselcorrelation sich bewahrt, einfachst antworten: die Negative ihrer selbst! — und damit entrinnt sie allen Schlingen, welche der blossen Willens-Verneinung gelegt sind. Eine *Noluntas*, die nichts ist als das blosse Nein-sagen zum Wollen, kann kein Wollen aus der Welt schaffen, höchstens eine an die Oberfläche der Phänomenalität auftauchende Velleïtät in die Tiefe der Nichtigkeit zurückstossen. Denn als rein intellectualer Act bleibt die blosse Verneinung ewig machtlos und kann vom Willen höchstens so viel Succurs beziehen, um als quälende, einem ewig unerreichbaren Ziele zustrebende Velleïtät empfunden zu werden. Im Selbstbewusstsein zu sich selber und zur Klarheit über sein eigen Wesen gelangt, kann freilich der Wille über das positiv Factische und Praktische ein negatives Urtheil abgeben, ohne jedoch jemals mittels praktischer Executive an jener Facticität das Geringste ändern zu können.

Das Ja des *Velle* ist eben eine concrete „Position" und damit zugleich ein Unaufhebbares, über welches keine blosse Abstraction jemals Macht gewinnen kann. Deshalb sicherte sich die Realdialektik vor dem Missverständniss, als stehe neben der Macht des positiven Wollens ein dualistisches Etwas von gleicher Kraft und Stärke, das jene „aufzuheben" im Stande wäre — dann müsste dem realdialektisch selbstentzweiten Willen gar keine Essentia zukommen, sondern bloss eine in Wechselverneinung sich selbst verzehrende Existentia — denn nur solche wird von einem Nein tangirt, welches eine Essentia nimmermehr be-

seitigen kann.. Das *Ens metaphysicum* der Realdialektik ist in der ewigen Schwebe „gesetzt“ und gegeben, als *volens idemque nolens* zugleich auch ein identisches Object seines *Velle* und seines *Nolle* zu haben; denn dies *idem* lässt sich ebenso richtig als Accusativ wie als Nominativ auffassen.

Auf der festen Basis des selbstentzweiten Willens fussend, können wir sogar dem beitreten, was Trendelenburg (Log. Unters 2. Aufl. II, 146) von der Negation als einem secundären Product des Denkens sagt. Denn wenn im Urwesen zwei Potenzen nebeneinander vorhanden sind, die sich wie Ja und Nein verhalten, so kommt es rein auf den zufälligen Ausgangspunkt bei der Entscheidung der Frage an, welche von beiden als die positive und welche als die negative angesehen und bezeichnet werden solle; jede von ihnen ist ebenso gut Ja als Nein, je nachdem an ihr die andere gemessen wird; denn selbst die Affirmation ist dies nach längst erkannter Wahrheit doch nur, sofern sie die Negation der Negation ist. Hier kehrt also genau dasselbe Verhältniss wieder wie zwischen „dem Etwas“ und „dem Andern“, an deren zufälliger Bezeichnungsweise im lateinischen *Aliud — Aliud* sogar das Unterscheidende verschwindet, wie auch das griechische *μά* seine affirmative oder negative Kraft erst je aus dem Zusammenhange gewinnt. Aber nur das frivole Wortgetändel einer in geistreichen Anklängen herumhüpfenden Verbaldialektik konnte daraus den falschen Schluss auf die Identität Beider ziehen wollen.

Grade wer mit Trendelenburg in jedem Nein „die rücktreibende Kraft einer Bejahung“ erkannt hat, giebt damit zu, dass jedes Nein als solches zugleich das Ja dessen ist, was dem so Verneinten als sein Widerspruch entgegensteht. Dann aber ist das Nein *implicite* und potentiell allemal auch ein durch sich selbst Bestehendes und nur dem sprachlichen Ausdruck nach ein Nichtseiendes — denn das Verhältniss ist ja allemal ein wechselseitiges, indem jedes Ja das ihm entsprechende Nein verneint und jedes Nein das ihm entsprechende Ja bejahet.

Vollends aber gelangt diese Betrachtung zu concreterer Fassung, wenn wir sie anknüpfen an Trendelenburg's Herleitung aller Verneinung aus einem Willensverhältniss (ebenda S. 147) der „auschliessenden Individualität“ (wie auch im Leben des Einzelnen das erste Nein, welches aus Kindermunde geht, ein praktisch abweisendes ist). Denn da zeigt sich alsbald, dass jedes *Nolo* mehr besagt als die blosse Abwesenheit eines *Volo*.

Auch da mag uns wieder die Analogie mit der Bewegung — als der allerprimitivsten Form der Willensbethätigung — zu Hülfe kommen: Ruhe ist nicht simple Privation der Bewegung, sondern Product aus Bewegung und Gegenbewegung, deren Gleichgewicht (ebenda S. 148), und ganz in demselben Sinne sagt Trendelenburg (S. 157 ff.), der Widerspruch sei mehr als ein blosses Hinderniss, verschliesst sich also nicht der Wirklichkeit des Widerspruchs, aber kehrt die ganze Energie seiner ausdauernden Kritik gegen den Missbrauch falscher Consequenzen, welche die Vertreter der „dialektischen Methode" wie zu lustigem Scherz getrieben haben mit dem, was der bitterste Ernst ist, den es überhaupt geben kann. Um die „reine Negation" des blossen Gedankens ist es allerdings etwas ebenso Unschädliches, wie Unfruchtbares — aber um die realistische Widerspruchsnatur des Seienden etwas verzweifelt Machtvolles, dem sich nicht absprechen lässt, es sei „ein selbständig realer Factor" (was a. a. O. S. 149 bestritten wird).

Denn die Realdialektik endet in den Satz, mit welchem ein neuerer Vertreter des Pessimismus sein Werk anhebt: bei all den Processen, Conflicten und Gegenstrebungen des Wirklichen wider einander „kommt nichts heraus" — als einzig und allein, als letzte und ausschliessliche Realität, der vom Willen als Urwesen vermöge seiner Negativität unausbleiblich empfundene Schmerz.

Nur an einem Willen von realdialektischer Beschaffenheit, der eben so ruheunfähig wie ruhebedürftig ist, wird es aber auch begreiflich, dass die Unthätigkeit selber als eine Schmerzensquelle empfunden wird, nämlich in der Langenweile, an welcher sich am deutlichsten zeigt, wie das Wollen am Nichtwollen nichts weniger als erstirbt, vielmehr sich daraus selber neugebiert.

Goethe sagt bei der Schilderung der Friederike von Sessenheim: „Ohne zu beunruhigen setzte sie Alles in Bewegung und beruhigte dadurch grade die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langeweile beunruhigt wird", und Schiller hat das in allbekannten Versen popularisirt, welche längst für die Realdialektik müssten Propaganda gemacht haben, wenn die Menge es nicht vorzöge, beim tiefsinnig Paradoxen am blossen Wortgeklingel sich genügen zu lassen:

> Etwas fürchten und hoffen und sorgen
> Muss der Mensch für den kommenden Morgen,

Dass er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaass der Tage.

Aller positiven Langenweile, die uns durch Andere aufgedrängt wird (englisch: *boredom*), geht ja jene rein negative innere, sozusagen spontane, vorauf, welche das Gefühl des unthätig ruhenden, aber des mit Bewusstsein ruhenden und in seiner Ruhe auf sich und sein Wesen (als welches darin besteht, ein ruheloses Streben zu sein) sich besinnenden Wollens ist (darum kennt ja das Thier, welches höchstens in dumpfem Innesein seines Thätigkeitstriebes zu einem Bewusstsein davon kommt, dass es wolle, und welches demgemäss sich in ebenso dumpfem Unbehagen räkelt, noch wenig von der eigentlichen Langenweile). Und wem sollte es nicht sofort als eine frappant richtige Bemerkung einleuchten, dass in der *ἀκηδία* der mittelalterlichen Mönche, wo jede andere Willensregung verschwunden sein soll, doch eben eine einzige Begierde bleibt, die nach einer Begierde — doch wohl kaum eine andere als die, von welcher Faust seufzt in seiner tiefsten Herzensklage:

Und im Genuss verschmacht' ich nach Begierde.

Da steht man also inmitten des Willensbereichs vor dem selbigen Räthsel, welches Taine für das allgemeine Sein mit der seinem Volke eigenthümlichen Anschaulichkeit innerhalb des Abstractesten, staunend, dass indische und deutsche Speculation nicht aufgehört haben, sich solche Probleme zu stellen, in den Ausruf fasste: „Wie kommt es, dass ein Wesen existirt, wenn es zu existiren aufhören muss, oder anfangen kann, wenn es nicht existirt? Wie kommt es, dass in einem gegebenen Augenblick das Sein und Nichts, statt in ihrer eigenen Natur zu verharren, ihr Gegentheil aufnehmen? und wie soll man es fassen, dass das Wesen einer Sache darin besteht, sich zu widersprechen und sich aufzuheben?" Ja wohl, „das Wesen" und im „sich widersprechen!" und darum tritt ja die Realdialektik scheinbar so antinihilistisch mit allem Nachdruck ein für die Behauptung eines absoluten Seins individueller Subsistenz — aber nicht etwa, um ihr Princip als ein realistisches zu retten, sondern weil sich ihr unwiderstehlich die Wahrheit aufdrängt, dass es mit ihrem Widerspruch mehr auf sich habe als etwas bloss Doketistisches, was lediglich nur die Existenz anginge und nicht vielmehr die absolute Essentia selber in ihrer nicht minder absoluten Entität zerklüftete. Sie lässt sich ihre weltschwangere Negativität nicht

depotenziren zur schattenhaft leeren blossen Relativität, wie die es lieben, welche das Ideale zu einem bloss privativ Nicht-Realen verflüchtigen und dann weiter versuchen, auch das Potenzielle ebenso abstract zu etwas schlechthin Unwirklichem oder gänzlich Daseinlosem herabzusetzen, während doch jeder Physiker weiss, wie das „Potenzial“ zur „lebendigen Kraft“ kaum anders sich verhält als wie das Latente zum Freithätigen und somit Wahrnehmbaren, und wie demgemäss die mathematisirende Theorie noch eine Reihe von Zwischenbegriffen geschaffen hat (wie „Virial“ und „Ergal“), um doch irgendwie Stetiges durch Discretes auszudrücken und so wenigstens symbolisch ein Continuum zwischen Potentia und Actus herzustellen, da doch alle Actualisation nichts ist als der Uebergang, das Heraustreten des essentialen in's existentiale Sein.

Da wird es denn das friedliche Nebeneinanderschlummern feindseliger Potentialitäten sein, was auch aller *vis comica* zu Grunde liegt. Diese ist ohne Frage desto unwiderstehlicher, je directer ein widersprechendes Willensverhältniss daran zu Tage tritt. Die wirksamsten und unvergesslichsten Witze sind diejenigen, welche unmittelbar im Metaphysischen selber wurzeln*) — die „faulsten“ Kalauer diejenigen, welche in einem ganz beziehungslosen Wortklang ihre Kraft erschöpfen. Wenn „Der gebildete Hausknecht“ auf dem Umwege durch „Jalousien“ „Eifersucht“ mit „Marquise“ wiedergiebt, so lacht nur ein abstract berlinerisch geschulter Janhagel; wenn aber jener päpstliche Beamte auf die Frage, warum er sich die Weihe nicht geben lasse, antwortet: um noch beirathen zu können, und auf die, warum er nicht heirathe — um noch die Weihe empfangen zu können, so steht das dem Wettkampf jener spanischen Posten völlig gleich, die sich, in Ritterlichkeit einander überbietend, zuletzt ernstlich in die Haare gerathen, weil Jeder mit dem eigenen Herrn, dessen Tugenden der Andere herausstreicht, zu wenig säuberlich umgeht und so das Lob im Munde des Gegners zu Schanden macht. Da haben wir im einen wie im andern Falle eigentliche Willenswidersprüche und das Moment der „Unschädlichkeit“ ist gewahrt dadurch, dass nirgends der Bereich der Potentialität verlassen ist.

*) Die Ausführung dieser Gedanken giebt der zweite Theil meiner Schrift: Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysische.

So ruht ja auch die Freude am Erhabenen auf einer Lust an der Vorstellung eigener Gefährdung oder Demüthigung, und jeder einfach ästhetische Eindruck trägt den Widerspruch in sich, ein interesseloses Interesse zu erregen oder als Urphänomen die realdialektische Thatsache zu zeigen, dass man, sei es direct, sei es im blossen Schein der Nachahmung, des Daseins einer Kraft innewird, ohne von deren materialer Wirkung etwas zu empfinden. Diesem objectiven Vorgang correspondirt aber auf rein subjectiver Seite der ebenso evidente Urwiderspruch: die Täuschung durch den Kunstschein muss bewusst sein und doch fortbestehen, oder, wie der Tiefsinn weiblicher Naivetät die Vollendung des hiermit Geforderten ausdrückte: „Vor diesem Gemälde gehört Einbildungskraft dazu, das Dargestellte nicht für handgreifliche Wirklichkeit, den Dasitzenden nicht für eine leibhaftige Person zu halten, sondern sich bewusst zu bleiben, dass man vor einem Bilde steht."

Selbst die jüngste physiologische Theorie kommt in diesen Stücken der realdialektischen Auffassung vielfach bestätigend zu Hülfe: nicht nur liefern E. Hecker's Untersuchungen über die Voraussetzungen des Lachens hier einschlagendes Material, auch Wundt geht in seiner Lehre vom Lust- und Unlustgefühl davon aus, dass keine Empfindungsqualität absolut angenehm oder unangenehm sei, sondern für jenes das Meiste auf einen raschen Wechsel ankomme (wie beim Kitzel und beim Glanz). Also schon das Allerunmittelbarste, was es für Wille und Bewusstsein überhaupt giebt, ist ganz durchsetzt von realdialektischer Selbstentzweiung. Aus ihr stammt die Möglichkeit, dass der Wille grade an seinem Nichtbefriedigtwerden eine Art von befriedigender Genugthuung empfinde, wie umgekehrt in den Zuständen der Langenweile und Blasiertheit eine Unlust an der Befriedigung. Nur wenn sie so verstanden wird, hört die so vielgestaltige Lust an der Unlust auf, ein Wunder zu sein oder zu verflattern in ein zeitliches Alterniren: der Ekel inmitten der wildesten Lust und die süsseste Wonne inmitten des rasendsten Schmerzes, der sinnliche Reiz im schmerzhaften Drücken körperlicher Wunden und die Wollust der Kasteiungen ist gleichen Wesens mit der *joy of grief* des Elegikers, wie die Freude an pessimistischen Betrachtungen ein Gegenstück hat an jenem reinen Widerspruchsgeist, welcher gelegentlich selbst gegen die eigenen festesten Ueberzeugungen Front macht, weil auf dies intellectual-secun-

däre Gebiet sich fortsetzt, was im originären des einfachen Wollens sich als der ewige Urwiderspruch zu fühlen giebt — und nicht anders ist die Gier des Pöbels nach Stiergefechten eng verwandt mit dem Bedürfniss, welches zum eifrigen Besuch der Tragödie als eines „Trauer-spieles" antreibt.*)

Lange ehe man von Realdialektik etwas ahnte, hat man das Wesen der Liebe in dem Wollen des Seins des Andern, das des Hasses in das Wollen von dessen Nichtsein gesucht — aber erst die Realdialektik hat ihren „wissenschaftlichen Ort" anweisen können jenen Mischgefühlen, welche sich zu ziemlich gleichen Theilen aus Hass und Liebe zusammensetzen, wie die Eifersucht und die kokette Grausamkeit.**)

Die eigentlichen Zwischenzustände der Gleichgültigkeit finden sich nicht, wie der Indifferenzpunkt der Skala, in der Mitte an Uebergangsstellen vom einen zum andern Empfindungsinhalt, sondern erst dann ein, wenn beide Gegensätze „ausgerast" haben — dann erst ergiebt sich eine *Noluntas* von rein privativem Charakter, der nichts daran liegt, ob etwas sei oder nicht sei, vielmehr beides „gleich gilt", keinen Unterschied macht. *nil interest* — so dass man auch hier sieht, wie weit das bloss begriffliche und das actuelle *medium* auseinanderfallen können. Deshalb hat auch der tragische Kampf so gar nichts gemein mit den charakterischen Eigenschaften der Unentschiedenheit und andern Symptomen der Willensschwäche (Charakterlosigkeit und Lumpenthum). Das Tragische erfordert einen „Helden" auch in dem Sinne, dass nur das in sich Feste qualvoll erschüttert und bis zur Selbstzerrüttung durchschüttelt werden kann durch das contradictorische Verhältniss entgegengesetzter Willensrichtungen, widersprechenden Wollensinhalts. Wo man nicht Beides gewahr wird, das Ja und das Nein, und Beides in voller Energie, wo vielmehr Keines von Beidem voll und ganz vorhanden ist, da präsentirt sich das specifisch Verächtliche, das impotente Wollenmögen, auf das nach keiner Richtung hin Verlass ist, während der tragische Held eben niemands Vertrauen verwirken will. Das Sichlächerlichmachen

---

*) Vom Grenzrain des Aesthetischen und Charakterographischen Gesammeltes ist zusammengetragen in meinen „Mosaiken und Silhouetten" (Leipzig 1877) unter „Der Selbstquäler" und „Das Dämonische".

**) Lauter Dinge, in deren Darstellung Felix Dahn Meister ist.

ist das exclusive Privilegium *(odiosum)* des Nichtkönnens beim Gerngrosssein; das ist es, was das Auge eines echten Sprösslings altgeborner Patriciergeschlechter auf das Haschen nach blosser Briefadelsverleihung noch ungleich vornehmer herabblicken lässt als auf die Nacktheit des gänzlich wappenlosen Proletariats, an welchem sich wenigstens das Nichtswissen von heraldischen Gelüsten ehren lässt; das ist es aber auch, was alle Verachtung in die Kühle einer Atmosphäre hinaufhebt, wo man von aller Intoleranz sich freihalten kann, weil die Furcht fehlt, welche den Hass gebiert, wo man deshalb auch so wenig grob wie pathetisch wird. Denn nur am Wollen entzündet sich das Wollen — das blosse wirkungslose Wünschen des Andern „reizt" noch nicht zum Widerstand. Um so viel ist denn also auch der Hass mehr als blosse Abwesenheit der Liebe, nämlich deren contradictorischer Gegensatz, nicht ein indolentes *Nolo,* sondern ein actuelles *Volo non esse.*

Deshalb widersetzt sich auch die Realdialektik jener abstracten Auffassung der Ethik, nach welcher deren Princip in der rein privativen Selbstlosigkeit bestehen soll. Wenn es schon in meiner „Charakterologie" hiess, die Liebe lasse sich nicht anders definiren, denn als die Umkehrung der Selbstsucht, so erkennen wir jetzt in ihr genauer die Uebertragung d e s Wollens, welches den Inhalt der Selbstsucht ausmacht, auf einen Andern, so dass die Liebe mit d e s s e n Herzen fühlt, in d e s s e n Seele sich schämt u. s. f. Das ethische Wollen besteht in einem Umtausch des gegebenen — egoistischen — Willensinhalts gegen den eines andern, fremden Willens. Das Maass meiner Liebe zu einem Andern also wird bestimmt durch den Grad, in welchem ich im Stande bin, sein Wollen zum Inhalt meines Willens zu machen, und dieser Grad hinwiederum hat eine feste Skala an dem Quantum Leiden, welches ich bereit bin, auf mich zu nehmen, damit es der Andere nicht zu erdulden braucht — und wie der Egoismus sich nicht scheut, im eigenen kleinsten Vortheil dem Andern grosses Leid zuzufügen, so unterzieht sich die Liebe der allergrössten Drang- und Mühsal, bloss um dem Andern eine ganz kleine Unbequemlichkeit zu ersparen oder — was man so nennt — „eine Freude zu machen", ob diese auch noch so winzig und flüchtig ausfalle.

Selbst die gewaltsame Trennung, welche man vielfach zwischen Fühlen und Wollen durchzuführen versucht hat, scheint der Scheu

entsprungen, welche man davor hegte, den Inhalt des Willens selber direct als einen widersprechenden anerkennen zu sollen. Deshalb befestigte man lieber eine Kluft zwischen zwei psychischen Functionen, welche sich doch nicht anders verhalten als das Innesein des Willens zu seinem Inhalte — als ob der Widerstreit zwischen Scham und Wollust im mindesten mehr logisch verständlich würde, wenn man jene als Gefühl und diese als Willensstrebung bezeichnet — aber man sträubte sich zu bekennen, dass solcher Widerspruch dem Wesen des Willens nicht bloss angehört, sondern zu ihm gehört.

Solche Bedenken bleiben dem herzenskundigen Dichter, der das Wirkliche nimmt und wiedergiebt, wie es ist, völlig fremd, und vor Allem auch von Goethe liesse sich allein schon aus „Wilhelm Meister" und den „Wahlverwandtschaften" eine reiche Blütenlese von Aussprüchen zusammenstellen, welche sich in diesen Anschauungen bewegen — wie hätte er auch ohne solche Einsicht einen Faust schreiben können?

Nur ein paar der frappantesten Paradoxien, wie er sie mit einer gewissen Vorliebe scheint ausgestreut zu haben, mögen hier eine Stelle finden. „Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu sein als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt; und dennoch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück", und: „Es geht unsern Vorsätzen, wie unsern Wünschen: sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt sind." Was heisst das anders, als dass jedes *Velle esse* untrennbar Eins ist mit einem *Velle non esse*? Vermöge dessen bleibt keiner tiefer angelegten Natur die Erfahrung erspart: „je mehr er mit sich selber einig zu werden strebte, desto mehr entfernte er sich von der so heilsamen Einheit." Und selbst ein für so in sich harmonisch geltendes Gemüth, wie man sich die „schöne Seele" glaubt vorstellen zu sollen, legt das Geständniss ab: „Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer näheren Verbindung machte mich erzittern" — das alltägliche: nicht ohne und nicht mit einander leben können, welchem in jener Episode die dichterische Ausführung zu Theil wird, wie zwischen Zweien die Liebe ungeschwächt bleibt und doch die innere Trennung immer weiter aufklafft, wo es dann auch heisst: „ich hasste, was ich wünschte". — „Aus Begierde, völlig mit einander zu leben, konnten sie

nie einig werden.“ Und die sanfte Ottilie lässt er in ihr Tagebuch schreiben: „Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.“ — „Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.“

Alle solche Widersprüche würden sich aber nicht einmal in Worte fassen lassen, wenn nicht die Präponderanz des Willens dabei das nach logischer Gradlinigkeit tendirende Denken niederhielte: die Wirklichkeit mächtiger wäre als der Gedanke. Darum wiesen wir ja dem logischen Denken eine intermediäre Stellung ein zwischen dem widerspruchsvollen Fühlen und der dialektischen Wahrheitsform, und damit zugleich nur eine transitorische Geltung. So sahen wir das Denken selber der realdialektischen Natur alles Seienden unterthan werden, indem es sich ebenso sehr als logisches wie als antilogisches geriren muss, und grade weil es der Wille ist, der in und hinter dem Allen waltet, prävalirt selbst in den intellectualen Vorgängen der Ideenassociation das Widersprechende.

So wiederholt sich auf der höchsten Stufe des organischen Lebens, was bereits die primordialen Spaltungen durchwaltet: nur von einem Willen, der zugleich ein wollender und nicht wollender ist, lässt es sich verstehen, dass er schon in der Uranlage des Nervenapparats sich eigene Hemmungsorgane einrichtete, so dass jetzt jeder voll entwickelte Muskel in solchem Antagonismus das Neben- und Ineinander des *Velle* und *Nolle* verkörpert. Ihren subjectiven Reflex aber erhält diese objective Verleiblichung, wo entgegengesetzte Ursachen gleiche Empfindungen zur Folge haben: Hitze und Kälte werden in ihren Extremen kaum noch unterschieden (auch z. B. kaltes Wasser, dem Mastdarm injicirt, als warm empfunden) — allzugrosse Süsse ist widerlich, wie gemilderte Bitterkeit von einer gewissen Lieblichkeit (Beides auch im übertragenen Sinne: süssliche Freundlichkeit stösst ab, herbe Gediegenheit hat etwas Anziehendes), und welch werthvolle Unterlage wird damit für die Realdialektik gewonnen, da sie allein mit ihrer Behauptung von der Einheit des Wollens und Nichtwollens einen Schlüssel zu dem Räthsel liefert, dass aus conträr einander opponirten Motiven für den Willen völlig gleiche (nicht bloss gleichartige oder homogene) (Ein-)Wirkungen resultiren können; und die physiologisch so schwer unterzubringenden Contrastwirkungen aller Art beweisen uns ein Gleiches, nämlich die Einheit des perci-

pirenden Individualwillens — denn nur vermöge seiner selbstentzweiten Einheit kann der Wille auch im Stande sein, das Contrastirende dergestalt zu mischen und auszugleichen, dass jene gemischte Empfindung entstehen kann, welche ebenso sehr ein objectiv Entzweites zur Voraussetzung hat, als an diesem zugleich die innere Selbstentzweitheit des Subjects symbolisirt findet und nun Beides projicirend nach Aussen setzt. Denn wenn z. B. im Contrast durch „wechselseitige Induction" sich wirklich jede Farbe im Sinne ihrer Complementärfarbe ändert (wie man bei Wundt lesen kann), so ist es nicht schwer, in solchem Vorgang den logischen Ablauf eines an sich selber Antilogischen zu erkennen.

Aber bei all solchen und ähnlichen Behelfen einer oxymoren Ausdrucksweise bleibt sich die Realdialektik schmerzlich bewusst, dass sie selber einem realdialektisch tragischen Geschick unterliegt: je gewissenhafter sie sich bemüht um eine verständliche Sprache, desto gewisser sieht sie sich neuen Missverständnissen ausgesetzt. Denn je sorgsamer und behutsamer man heutzutage seine Worte wählt, desto weniger begegnet man einer entsprechenden Akribie der Auffassung. In nichts ist die *ars interpretandi* kläglicher in Verfall gerathen, als grade beim Lesen, und so entschliesse ich mich denn auch nur zagend, zum Abschluss dieses Capitels noch einige Unterscheidungen anzubringen, für welche zwar die sprachlichen Hülfsmittel nicht ganz versagen, wohl aber voraussichtlich der Scharfsinn des grossen Publicums, als welches in dergleichen schon zu wenig geschult ist, um nicht alles Feinere als nutzloses „Wurzeltälben" zu verachten.

Statt *volo et nolo* möchte ich nämlich die Fassung vorschlagen: *volo nec non nolo.* Denn damit glaube ich — von andern Nuancen, welche sich jedem feineren Distinctionsvermögen alsbald mit sattsamer Deutlichkeit herausstellen, abgesehen — insbesondere gewisse Chikanen mit disjunctiven Zwickmühlen abzuschneiden.

Denn ihre eigentliche Opposition kehrt die Realdialektik gegen das sogenannte Princip vom ausgeschlossenen Dritten. Was sie nicht gelten lässt, ist der Despotismus des problematischen *aut — aut*, welcher an sich weder reine Verneinung, noch reine Bejahung giebt, sondern von Beidem nur die Unentschiedenheit einer halben Möglichkeit. Das *et — et* und das *nec — nec* sind beide gleich ehrlich: jenes als doppelte Bejahung, dieses als beiderseitige Verneinung — aber das *aut — aut* giebt potenziell eine ein-

fache Bejahung neben einer anderseitigen Verneinung, lässt jedoch das Urtheil selber in der Schwebe und giebt somit auch unserer Erkenntniss so wenig einen positiven wie einen negativen Zuwachs.

Wenn also dennoch E. Dühring (Natürl. Dialektik, I. Aufl. S. 61) im Begriff der Disjunction „eine Verbindung von allgemeiner Bejahung und besonderer Verneinung", „eine Annäherung der Disjunction an Bejahung und Verneinung", ja sogar eine „interessante Verknüpfung von Affirmation und Negation in dem einheitlichen Begriff der Disjunction" besonders glaubt betonen zu müssen, so denkt er bei dieser paradoxen Fassung an etwas ganz Anderes, als was wir unter unserer „Einheit der Widersprüche" verstehen, und verkennt hier obendrein die unmittelbare Verknüpfung des *A aut B aut C* mit dem hypothetischen Urtheile, sofern dieses lautet: wenn *A* nicht *B* ist, so ist es *C*, und *B*, wenn nicht *C* — auf welche er erst (S. 66) in anderm Zusammenhange zu sprechen kommt, ohne aber auch da sich klar zu machen, wie alle Sätze mit „wenn nicht" bloss hypothetischer (d. h. dem bedingten Gedanken) nicht wahrhaft conditionaler (d. h. dem bedingten Wirklichkeitsverhältniss angehöriger) Natur sind. Soll das „natürliche" Dialektik sein, dann muss diese der von ihr so scharf perhorrescirten Hegel'schen doch innerlich näher stehen und wesensverwandter sein, als unserer, das wirkliche Sein wiederspiegeln wollenden Realdialektik. Das einfache *nec (et non)* verknüpft an sich zunächst nur einen positiven Urtheilsbestandtheil, prätendirt aber nicht mit solcher Addition nun auch für ihren Urtheils-inhalt und -umfang die nämliche Unendlichkeit, wie das im Grunde bloss subtractive Verfahren der Disjunction für ihren jedesmaligen Rest. Dem gegenüber giebt der Widerspruch des Realdialektikers eine wirkliche Einheit von Bejahung und Verneinung: ich will und will ebenso sehr auch nicht. Von solchem Willen mit solchen Prädicaten liess sich deshalb ja auch nicht sagen, er sei von sich verschieden, entbehre der inneren Identität mit sich, negiere den Inhalt des Identitätssatzes als das Postulat der Sichselbstgleichheit.

Ohne es zu wissen, und insofern auch ohne es zu wollen, thut schon ganz von selber Jeder nach dem *Noli velle*! weil, wie wir gesehen haben, jedes Einzelwollen an seiner eigenen Verwirklichung untergeht. Ebenso sehr ein absolut Träges wie ein

absolut Unermüdliches, giebt sich uns alles Wollen als ein im Grunde Widerwilliges zu erkennen — als einen Willen, der zugleich Unwille ist, recht eigentlich ein *nolens volens*, eine *voluntas nolens* und *noluntas volens*, ein *velle invitum*, ein unwillig-williges. Darin steht *Velle contra Velle* — denn das metaphysische *Nolle* ist ja selber ein *Velle*, nämlich ein Wollen des Nichtseins, nicht bloss ein Nichtwollen des Seins. Und wer neben dem Motiv ein Quietiv unterscheiden will, muss letzteres doch zugleich dem Begriff des Motivs im weiteren Sinne subsumiren; denn auch das Quietiv muss dem Willensinhalte — und zwar dessen negativer (Nein-) Seite ebenso angehören, wie das positive Motiv (Motiv im engeren Sinne) der positiven; als reine Intellectualfunction würde ein noch so consequent gedachtes und damit logisch noch so mächtiges Gegenmotiv oder Quietiv ewig total wirkungslos bleiben, wenn ihm nicht im Wesen des Willens selber das Correlat seiner essentialen Selbstentzweiung entgegenkäme als kraftverleihender (effectiv causaler) Motor.

Der Wille, so wie er einmal da ist, muss wollen, er mag wollen oder nicht — muss sogar sein eigenes Nichtwollen wollen; denn dies bestimmte concrete Wollen, nicht ein vages Wollen überhaupt ist sein Wesen.

Wer sich dem gegenüber an die abstracte Definition klammert: ein Wollen-Müssen höre auf ein Wille zu sein, der giebt sich vorneweg einer extrem-indeterministischen Auffassung des Wollens gefangen und bringt damit obendrein zugleich in die „Weltnothwendigkeit ein Moment absoluter Zufälligkeit hinein.“ Schon Spinoza wusste, dass alles Müssen auf das Verhältniss zwischen Existenz und Essenz zurückgehe, und wenn trotzdem später noch die logische (Denk-) Nothwendigkeit als Voraussetzung der Existenzial-Nothwendigkeit ist betrachtet worden, so lag das an der Unfähigkeit eines falschen Monismus oder einer noch falscheren Identitätsphilosophie, *ratio* und *causa* gehörig auseinander zu halten.

Existenz auf Grund einer ihre eigene Existenz vermöge ihres eigensten Wesens, als ewig wollender, implicirenden Essenz giebt dem Dasein der Welt den Charakter der Nothwendigkeit, welche nur deshalb keine absolute heissen kann, weil jede Nothwendigkeit als solche, vermöge ihres Begriffs, ein blosses Verhältniss — nämlich eben das zwischen Existenz und Essenz — auszudrücken, mit dem Merkmal der Relativität behaftet bleibt.

Bei diesen ontologischen Bilancen auf realdialektischer Wage, wo die Urfragen aller Philosophie: Warum ist ein Sein? warum giebt es überhaupt ein Seiendes? warum ist nicht Alles im friedevollen, widerspruchslosen Schose des Nichtseins verblieben? legen selbst Jünger desselben Meisters ihre Vota in verschiedene Schalen nieder. Denn die Einen behaupten: die Welt stamme aus einem Wollen-Könnenden, und diese wollen sich dessen noch als eines besonderen Vorzuges vor den materialistischen Götzendienern des blossen Natur-Kraft-Begriffs berühmen, die Andern aber erklären, sie könnten ohne ein Wollenmüssendes keinen Weltursprung begreifen. Offenbar ist aber nur für Jene die Existenz eines Subsistirenden überhaupt das blaue Welt-Wunder, „dessen Annahme man deshalb auch nicht ohne Noth in's Unendliche vermehren dürfe“, für uns Andern nur eine *dira necessitas*, an welcher kein „Raisonniren“ etwas zu ändern vermag.

Weil aber gar so viel schon abhängt von der Entscheidung über diese eigentlichen „Vor-Fragen“, so will doch auch Jeder für seine Meinung die stärkere logische Bündigkeit in Anspruch nehmen, und da wird man denn allerdings wohl sagen müssen: wer dem Satze Frauenstädt's beitritt: „selbst dem Allwillen kommt keine Freiheit in Bezug auf die Beschaffenheit seiner Essenz zu, die keinenfalls anders sein kann, als sie ist“: auf dessen Seite steht zugleich die correctere Consequenz, wenn er weiter schliesst, dass aus dieser Essenz auch die Existenz der Welt folge, indem als reine Bejahung die Existenz Inhalt der Essenz jenes Urwillens grade *quâ* wollender sein muss, und das Ob oder Ob nicht konnte eben nur aus der Qualität dieser Essenz heraus sich entscheiden.

Nur in andere Gestalt kleidet sich derselbe Gedanke des Widerspruchs gegen den Satz, dass der metaphysische Wille ursprünglich ein blosses Wollen-können sei, wenn unsere Ontologie die Kraft zu sein allen andern Kräften voraussetzt — denn das besagt, dass der Wille eine Seinskraft *plus* einem Inhalt sei, einem Inhalt, welcher eben am Existirenden und Subsistirenden dessen Essenz ausmacht (die subsistirende Essenz aber mag man mit Einem Worte als Substanz bezeichnen).

Darum ist der Trost so trügerisch, welcher die Möglichkeit der Erlösung auf dem Wege des Aufhörens des Weltwillens deduciren möchte aus der Abstraction, dass jedes Wollen in ein Nichtwollen umschlagen könne — denn da müsste zuvor bewiesen werden, dass hinter der in sich untrennbaren Einheit von Wollen

und Nichtwollen, wie sie sich empirisch als ein wesentliches Merkmal alles Wollens aufdrängt, ein absolut freies, gegen Wollen und Nichtwollen schlechthin indifferentes Urwesen stehe, ein wirklich rein aus eigenster Grundlosigkeit schöpfendes Grundloses, die reine Freiheit selber, die ihr Sein darin hätte, ihr eigenes Nichtsein sein zu können.

Nur wenn beide — Wollen und Nichtwollen — im *Nolens-Volens* eines Dings an sich im Sinne jener absoluten Indifferenz eine höhere, synthetisch neutralisirende Einheit hätten, liesse sich die *Noluntas* als blosses *Contrarium* zum *Velle* definiren, begreifen und behandeln — in jenem Sinne, in welchem Trendelenburg a. a. O. I, 53 sagt: „Der Gegensatz ist gleichsam die im Wirklichen verdichtete und durch die Gewalt des Wirklichen vollzogene Verneinung." Aber der Realdialektik ist für die Entschiedenheit ihrer Position mit solch blossem Quasi nicht viel gedient, und so bleibt es dabei, dass Eines das volle contradictorische Gegentheil zum Andern sein muss, und an dieser gegenseitigen Unaufhebbarkeit festhaltend bekennt sich die Realdialektik *eo ipso* zu jenem absoluten Pessimismus, welcher sein Fundament an dem unentrinnbaren Neben- und Ineinander-Fortbestehen dieses contradictorischen Paares hat.

Die kleinste Concession an einen wie immer gearteten Dualismus würde hier der Consequenz zutreiben, dass alle (asketische) *Noluntas* aus einem überweltlichen Jenseits in diese Welt des positiven Wollens hineingeschneit und plötzlich aufschiessend *ex nihilo* erwachsen sei. Aber Freiheit giebt es doch überhaupt nur in der Wahl, Wahl nur *vis à vis* zur Wahl gestellter Gegenstände, also nicht für ein in sich absolut gegenstandsloses Wollen — mithin ist es auch von dieser Richtung her ein unvollziehbarer Gedanke, dass die Essentia des Willens jemals in absoluter Existenzlosigkeit sollte verharrt sein.

Wohl aber lässt sich guten Fugs eine andere, verwandte Frage — ob zwar nicht beantworten, so doch — aufwerfen: ist diese Selbstentzweiung des Willens in die Widersprüche seines Wollens selber ein Gewolltes, ein Stück sozusagen seines Willensinhalts, ein freiwilliges Product seines eigenen Wesens und dessen ewiger Freiheit (welche als solche vor dem blauen Nichts, aus welchem der theïstische Schöpfer das All in's Dasein ruft, kaum noch etwas voraus haben würde), oder ist sie ein Zustand, der ihr anhaftet mit der Nothwendigkeit eines ewigen Seins, über-

welches kein Wollen mehr Macht hat, so dass der Allesbeherrschende nur sich selber nicht bestimmen kann in seiner Gebundenheit an die reinen Bedingungen einer ungewordenen Essentia, denen er widerwillig wollend, *nolenti voluntate*, mit eigenstem Willen — also scheinfrei — sich zu fügen hat?

Jedenfalls mag man bei dem nicht-wollen-Wollen, in dessen Hände E. v. Hartmann das Geschick seiner Welt befohlen hat, die Frage erheben, ob das noch ein existentielles sei — und ob mit oder ohne Essentia, und wenn Ersteres, ob diese Essenz dann rein negativ sei — falls man es nicht vorzieht, sich in *irresponsibilia* nicht allzuweit zu vertiefen, weil da das Glatteis der unfruchtbaren Verbaldialektik wohl blinkt, aber keine klaren Spiegelbilder zurückwirft.

Dergleichen überlassen wir den Hegels und Hegelsgenossen und halten lieber fest an der concreteren Fassung des Willenswiderspruchs, nach welcher ein Widerspruch besteht nicht etwa bloss zwischen einem reinen Willenswesen als solchem und seinem (vielleicht irgendwie von aussenher in ihn hineingebrachten, insofern zufälligem) Inhalte oder zwischen der Natur der beiden — wenn man so sagen will — Elemente jedes concreten Wollens in ihrer Wechselbeziehung: sondern bereits zwischen den beiden Seiten der Doppelnatur der *voluntas pura* noch vor und ganz abgesehen von der besonderen Beschaffenheit ihres sich selber widerstreitenden (Special-) Inhalts. Und diese beiden Realwidersprüche — der rein formale auf Seiten des Wollenden, wie der rein materiale auf Seiten des Gewollten — werden dann gegenseitig einer dem andern zur Handhabe für ihre eben darum wesentlich und ewig unbefriedigend bleibenden, weil niemals ganz erfüllten Selbstverwirklichungen. Das Realdialektische ist ja nicht der blosse Process eines aus Thesis, Antithesis und Synthesis unaufhörlich sich gebärenden Werdens, sondern für uns schliesst die Essentia selber — als das subsistirende Substrat aller blossen Existenz — die Selbstentzweiung in sich. Wir sind es nicht, die wie Hegel alles Sein aufgelöst haben in den Fluss ewigen Werdens; wir wissen von einer Essentia, für welche in der reinen Begriffsdialektik nirgends eine Stelle bleibt — wir haben den Widerspruch ja eben *in ipsissimis rebus*, nicht bloss in deren wesenlosen Schattenbildern abstracter Begriffe von völlig substanzloser Wandelbarkeit; wir durften also auch von einer Identität in und neben und trotz allem Selbstwiderspruch reden und

konnten, was im Grunde dasselbe sagt, ohne uns einem Abfall vom eigenen Princip oder einem Rückfall unter die Despotie des Logischen auszusetzen, innerhalb der realdialektischen Welt dem Logischen seine relative und limitirte Wahrheit und Wirklichkeit ungekränkt belassen.*)

Indem wir vorher der Hegel'schen Dialektik die Substanz absprachen, gaben wir dem Satze Hegel's: „nichts ist, alles wird," die Auslegung: was ist, ist nichts, oder: das Seiende ist nichts — was wird, ist alles — oder: das im jeweiligen Augenblick grade Werdende gilt — im Sinne der vulgären Realität — Alles; dem jetzt Lebenden gehört die Welt, dem gegenwärtigen Augenblick eignet Herrschaft und Gewalt im Bereich des Existirenden. In diesem Sinne ist allerdings das Werden, die Entwickelung, das einzig Reale (nicht bloss im phänomenalen, sondern im absoluten Wortverstande), nämlich sofern der Wille niemals ruht, sondern seiner Natur nach fortwuchernd aus der Essentia zur Existentia drängt.

So begegnen sich in der That Willens- und Idealmetaphysik in einem dialektischen Ursatze — nur dass aus diesem gemeinsamen Keimpunkt die eine geist-, oder subjectiv-, (logisch-) dialektisch deducirt, die andere willens-, objectiv-, realdialektisch herleitet. Aber näher zugesehen, behält wieder Trendelenburg Recht mit seinem Nachweise, dass die dialektische

---

*) Die bereits an anderer Stelle angedeutete Auffassung, nach welcher der Anspruch Hegel's für seine Dialektik viel weiter geht, indem diese den logischen Rahmen so wenig verlässt, vielmehr so ganz innerhalb dieses beschlossen bleibt, dass sie *quâ* objective logisch begriffen sein will, als der subjectiven voraufgehend, findet sich auch schon in Fr. Harms' Rede zum Hegeltage, welche eine hochsophistische Ausfluchtsredensart *in flagranti* arretirt hat: „wo der Stoff der dialektischen Kunst sich zu ergeben widersteht, da soll es nur die Ohnmacht des Stoffes sein, den Begriff nicht in sich festhalten zu können ... Die Anerkennung des Wirklichen ist bei Hegel nicht durch ein ethisches, aber durch ein logisches Ideal bedingt; denn nicht die Wirklichkeit, sondern ihre Vernünftigkeit soll begriffen werden und wird es durch die Construction ihrer Begriffe in der geschichtlichen Wirklichkeit, welche die Vernunft nach dem Gesetze ihrer Dialektik nothwendig denkt", indem „die Thatsachen als Metamorphose und Exemplification der allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten" bei solcher Construction angesehen und verwerthet werden.

These und Antithese in sich gar keinen Impuls hat, zu einer Synthese fortzugehen, aus sich selber zu „höherer Einheit“ sich aufzuheben. Wir sehen im Weltprocesse so wenig von einem derartigen Fortgang, wie im Weltprincip von einem solchen Fort- oder Vorwärtsdrang — vielmehr beharrt der Widerspruch in sich selber, bleibt sich selbst getreu und ein fügsamer Unterthan des Identitätsprincips. — Auch dem Willen ist, Trendelenburgisch gesprochen, kein Sprungbrett gegeben, mittels dessen er sich hinausschnellen könnte aus dem Bereich der mit seinem eigensten Wesen „gesetzten“ Unseligkeit. „Die Lehre ist ewig wie die Welt“ — und darnach muss der Satz der einen: „alles, was ist, ist ein Gewordenes,“ bei der andern die Gestalt annehmen: alles, was existentiell ist, hat nur die Bedeutung: die momentane, vorübergehende Erscheinungsform des Essentiellen zu sein — der durch die zufällig seitens des Coëxistirenden mitgegebenen Bedingungen mitbestimmte jeweilige Ausdruck der eben an diesem bestimmt gegebenen Zeitpunkt zur Realisation stehenden Willensacte oder *Volitiones* — als solche Wolle-Momente aber ist alles Erscheinende zum Vergehen prädestinirt, wie von Natur vergänglich, und bleibt für immer jenes Charakters der Fertigkeit untheilhaftig, an den wir bei einem „Resultat“ denken, bleibt ein ewig Unvollendetes, Nieerreichtes, Nimmerbefriedigtes, Unersättliches.

20. Rückblick und Ausblick.

Wir sahen die Pseudodialektik, dem Wesen der Dinge abgewandt, sich tummeln auf den lahmen Streitrossen trügerischer Homonymie und blosser Scheinwidersprüche. In der Impotenz ihrer puren Formalität muss sie den gesammten Materialgehalt ihrer Darstellungen zu Lehen nehmen von ihrer Todfeindin, der reinen Logik, an deren Unhaltbarkeit ihren einzigen Halt suchen, mit deren Mechanismen ihr eigen Triebwerk in Bewegung setzen, auf deren vieldeutigem Begriffsvorrath und dessen widerstandsloser Flüssigkeit ihre Fundamente aufführen. Sie hat ihre Voraussetzung an der nämlichen Congruenz zwischen Wirklichem und Logischem, deren Leugnung das antilogische Princip der Realdialektik ausmacht. Soll sie diese *petitio principii*, dass das Logische zugleich das Wirkliche — nur in seinem Anderssein — sei, aufgeben, so müsste die Verbaldialektik sich selber die

Sehnen durchschneiden, mittels deren sie überhaupt sich in Bewegung setzen kann. Darum entsprang dem Schose solch falscher Identitätsphilosophie auch die Missgeburt des logisch-dialektischen Evolutionismus: aus der Basis solcher Verselbigung des Idealen und Realen, für welche im Grunde das eigentliche Prius doch das Logische sein soll, erhebt sich leichtlich vom Nichts her das Sein und das Etwas, wogegen umgekehrt die Realdialektik so ehrlich wie bescheiden vom „gegebenen" Etwas anhebt, um dieses darauf anzusehen, wie weit es etwa „meritorisch" vom Werthe eines blossen Nichts sich unterscheide. Wer aus jener Lethe, die alle Wirklichkeit vergessen macht, einen Trunk gethan, dem kann es nicht schwer fallen, in Worten die Welt zu vernichten; denn solche Annihilation *in abstracto* ist ja nur die Kehrseite zu jener Reconstruction des Weltganzen, bei welcher diejenigen, so daran arbeiten, im Wechselspiel ihrer rotirenden Denkmaschinerie jubelnd die Luftsteine auffangen, ohne zu merken, dass diese nichts sind, als der Abfall dessen, was ihren eigenen unachtsamen Händen entglitten ist unter dem Versuch der Begriffszersetzungen, deren sie sich unterfingen in dem Wahne, damit das ewig unzerstörbare absolut Concrete selber zerstört und analytisch vernichtet zu haben. Aber da ist was „sich aufhebt," nichts als der Widerspruch selber, während was der Realdialektik für alle Ewigkeit fortbestehen bleibt, eben die Thatsache des Sichwidersprechens ist. Logisch angesehen, kann man die Welt sehr wohl ein Nichts nennen, als Neutralisationsproduct einer reciproken Paralyse der Begriffe, als die reine Nullität oder Zero der in sich selber sich verzehrenden Begriffsgegensätze; nur schade, dass die Ohnmacht des Logischen und der aus rein logischem Material aufgebauten Theorie handgreiflich sich erhärtet an diesem Unvermögen, das logisch Negirte nun auch wirklich in ein Nichtexistentes zu verwandeln. In der Einsicht in diese Unmöglichkeit ist es ja aber, dass die Realdialektik es vorzieht, die unvertilgbare Existenz doch lieber gebührend zu respectiren, statt sich den eigenen Schädel daran einzurennen.

Im Aether des reinen Gedankens lassen sich allerlei Lufttänze aufführen, da kann man ausweichen und entschlüpfen — auf dem festen Grunde der Wirklichkeit heisst es einem Entweder-Oder Stand halten: entweder ist der Widerspruch ein Wirkliches und das Wirkliche ein sich selbst Widersprechendes oder nicht — da gilt kein Ausbiegen, da lässt die Realdialektik

sogar gegen sich selber das Princip vom ausgeschlossenen Dritten zu Recht bestehen. Ueberdies kann über das einfache Verhältniss von Ja und Nein niemals Zweifel aufkommen, während die blosse Begriffslogik schon von Trendelenburg sich sagen lassen musste (a. a. O. I, 24 u. 45), dass „sich kein logisches Merkmal auffinden lasse, woran man den conträren Begriff erkennen könnte."

Wer das im Auge behält, für den hebt sich in jedem einzelnen Falle auch haarscharf die Grenze ab, wo realdialektische Widerspruchsrealität von verbaldialektischer Gegensatzaufhebung sich scheidet. Weil aber Jedermann am schlimmsten bedroht wird von den Mächten, die das Pathos seines eigensten Wesens in zerrbildlicher Verunstaltung ihm zum steten Begleiter auf seinem ganzen Lebenswege mitgeben, so durfte die Realdialektik — trotz aller von Anderen bereits gethanen Arbeit — sich doch die Mühe nicht verdriessen lassen, bei jedem neuen Anlass die castrirte Dialektik der blossen Denkkünstler von neuem zu perhorresciren, um der Willensdialektik eine um so besser befestigte und auch im Rücken gedeckte Burg zu errichten. Die Welt musste sehen, was wir nicht sein wollen: Sophisten und Homonymiendrechsler, damit sie nicht im Zweifel bliebe über unsere wirkliche Absicht: Erforschen des wahren Seinsgehalts und Nachbilden der vom ewigen Widerspruch durchsetzten Weltessenzen.

Denen aber, welche sich in dem Missverständniss gefielen, als müsste, wer ein antilogisches Princip vertrete, mit seiner Erkenntnisstheorie alle Logik auf den Kopf stellen und sich damit selber von jedem vernünftigen Discutiren seines Standpunkts *a limine* excludiren, war entgegenzuhalten, wie das Insichgespaltensein des Grundwesens alles Seienden durch einen immanenten Widerspruch durchaus nicht die Zuverlässigkeit des Gedankens aufhebt, dass innerhalb jeder Hälfte für Werden wie Erkennen die logische Rectascension fortbestehe und nur das Verhältniss beider Hälften zu einander ein contradictorisches sei. So hat die Realdialektik die Existenz der Logik als historisches Factum nicht bloss anerkannt, sondern auch deren Herleitung ihren eigenen Problemen eingereiht und ihre eigene historische Stellung auch dadurch als eine wohlvorbereitete beglaubigt, dass sie sich anheischig macht, nachzuweisen, wie durch die Geschichte aller Einzelwissenschaften ein *λόγος σπερματικός* von der Wahrheit des realdialektischen Grundgedankens sich hindurchzieht und wie vorzugsweise grade die allermodernste Naturwissenschaft in ihren

äussersten Verlegenheiten zu „Hülfshypothesen" greift, an denen einen realdialektischen Charakter aufzuweisen leicht genug ist.

Ergab sich damit für die Methode der Realdialektik zum Theil ein apagogischer Charakter, so fand sie sich damit in nicht schlechterer Lage, als die ist, welche selbst Logiker von strengster Observanz der Mathematik als eine vollberechtigte einräumen, wo sie dieser gestatten, die Unhaltbarkeit gewisser (beliebig supponirter?) Voraussetzungen nicht bloss aufzuzeigen, sondern auch selber als Demonstrationshebel zu benutzen.

Es bedurfte also nur der Beiseitschiebung etlicher Vorurtheile, um dem bestverleumdeten Princip freie Bahn zu schaffen, damit es alsbald seinen Dank baar auszahle in der Hinwegräumung einer ganzen Schaar von Schwierigkeiten, welche sich die mit logischer Tendenz arbeitenden Wissenschaften zum Theil erst selber geschaffen haben, wie Theologen und Teleologen das Uebel absolut mit optimistischen Prämissen in Einklang bringen wollten.

Ohne Bedenken, wenngleich mit dem innern Grausen eines hoffnungslos aus einem Bankrott in den andern gehetzten Demiurgen, acceptirt die Realdialektik in ihrem Kapitel von den „letzten Dingen" jenen Wechsel auf eine zeitewige Periodicität der Weltenbestände, mit welchem die heutige Kosmogonie auf Grund der Gesammtthatsachen ihrer Physik den altindischen Weisen über ihre Kalpas quittirt hat.

Mit dem Auge jenes Kant, der auf der Höhe der Mannesjahre seine Abhandlung über die negativen Grössen schrieb, die Contrapositionen der Wirklichkeit in Eins zusammenschauend, weiss sich die Realdialektik auf intuitiven Boden gestellt und zugleich vermöge des so erfassten Schmerzgehalts, an welchem sie ihren unverrückbar realistischen Schwerpunkt besitzt, sich von nichts weiter entfernt, als von Berkeley'schem Reinidealismus oder urskeptischem Illusionismus, so dass sie ihr eigenes Princip auch auf das wechselseitige Verhältniss zwischen theoretischer und praktischer Philosophie sich erstrecken sieht, indem sie jedem ethischen Doketismus ebenso energisch entgegentritt, wie jedem Versuch, Moralsysteme aus rein idealen Begriffen zu construiren.

Desgleichen fanden jetzt hoffentlich die fundamentalen Missverständnisse ihre Erledigung, mit welchen man einzelne Ausdrücke aus älteren realdialektischen Kundgebungen aufgegriffen hatte, um der angeblichen Selbstzersetzung der Real-

dialektik Vorschub zu leisten. Denn nunmehr wird es nicht mehr zweifelhaft sein können, in welchem limitirten Sinne es verstanden sein wollte, wenn ich „Zur Philosophie der Geschichte“ im Verlauf der Polemik mich z. B. der Worte „Weltanarchie“ und „absoluter Zufälligkeit der Weltexistenz“ bediente.

Wer sich den realen Weltenwiderspruch nur als das absolute Weltenchaos vorstellig zu machen weiss, beweist damit nichts weiter, als dass ihm die Augen des Verständnisses gehalten sind von übermächtig gewordenen Angewöhnungen an abstract logische Functionirungsweisen seines Intellects. Und hinwiederum vergiebt die Realdialektik ihrem richtig verstandenen antilogischen Princip nicht das Allermindeste, wenn sie mit der Nothwendigkeit der Causalität eine allem Geschehen immanente Gesetzmässigkeit anerkennt; sie protestirt nur dagegen, dass eine abstracte Zwecke setzende *ratio* die ihr selber ausschliesslich eigenthümlichen Gesetze den Dingen unterlege und darnach die Vorgänge des historischen Geschehens schablonenartig zuschneide. Sonst müssten doch wohl die Phasen welthistorischer Entwickelung ebenso sicher vorauszuberechnen sein, wie die mathematisch bewältigten Theile der *méchanique céleste*. Aber noch erfuhr jeder, der den bereits verwirklichten Stufen vorauseilen wollte, ein mehr oder weniger empfindliches und beschämendes Démenti — denn über die nächste Spanne hinaus reichte noch kein Blick combinatorischer Divination, und alle Triumphe historischer Prophetie erstreckten sich nicht weiter als die Einsicht, dass ein an Bergeshalde in's Rollen gerathener Stein unten anlangen müsse — vorausgesetzt, dass nicht unvorhergesehene Hindernisse seinen Lauf aufhielten. Mit andern Worten: die Geltungssphäre einer gegebenen Causalität geht nicht hinaus über die Schranken der in ihr sich bethätigenden Kraftgrösse, und will man eben dies als den logischen Charakter daran ansprechen, so hat die Realdialektik nicht das Geringste dagegen; denn deren Wahrheit realisirt sich nur in den Gebieten, welche diesseit oder jenseit der graden Linie einfacher Causalität belegen sind.

Je geringer der Realdialektiker die Macht des specifisch, d. h. abstract und discursiv, Logischen der Wirklichkeit gegenüber schätzt, desto ungehemmteren Lauf kann er demselben lassen in dessen eigenster Welt, also überall da, wo es das Extrahieren abstracter Syllogismen aus abstracten Gedankenketten gilt; denn diese wird für völlig unzerreissbar (darum auch von

keiner Geisteskrankheit oder Denkschwäche afficirbar) anerkennen, wer das eigentliche Denken rein durch seine eigene Natur (welche eben in den logischen Formen und Normen ihren Ausdruck findet und in den algebraischen Formeln das ganze Substitutionsverfahren regelt) bestimmt weiss.

Darum durfte eben die Realdialektik volles Vertrauen für die *bona fides* ihrer Darlegung in Anspruch nehmen, weil sie über allen Verdacht erhaben ist, jemals hinter scholastischen Verschleierungen ein Ausweichen oder Ausbiegen probieren zu wollen. Die Markscheidung, wie sie im Obigen gezogen ist, brandmarkt es zugleich als schnöde Verleumdung, wenn es hiess, wir hätten die Welt zur Domäne des blanken Unsinns machen oder die Grundmauern alles wissenschaftlichen Betrachtens im blinden Taumel purer Sinnlosigeit einreissen wollen — denn auch uns ist Wissenschaft einzig und allein das, was zur Wahrheit führt, und die Wahrheit sind wir so wenig willens an die eigene Meinung zu verrathen, wie an fremde Methode zu verkaufen. Weil wir warnen vor einer Ueberschätzung der letztern und des logischen Princips, von welchem sie ausgeht, behalten wir uns das Recht vor, wo sich uns die Wahrheit als eine realdialektische aufdrängt, sie auch als solche auf- und anzunehmen, unbekümmert darum, ob wir damit der stiernackigen Gradlinigkeit eines sich überhebenden Princips vor den Kopf stossen. Aber mit vereinzelten Beobachtungscorrectionen und angeblichen Denkrectificationen lassen wir uns freilich nicht wegdisputiren, was im tiefsten Wesen der Dinge selber begründet liegt.

Uns gilt es für ein den Mathematikern abgeguckte Denkkunststück: das zu Beweisende zuvor in eine Definition hineinzuschmuggeln, wenn man den Satz an die Spitze stellt: das Widersprechende ist das Unvereinbare — und daraus dann mittels naivsten *Idem per idem* weiter folgert: *ergo* kann das Widersprechende nicht mit einander vereinigt bestehen — ein vorwitzig naseweises Vorwegnehmen einer Entscheidung, welche einzig und allein der Erfahrung vorzubehalten wäre — denn das Urtheil über existentielle Möglichkeit ist zu suspendiren, bis der empirische Bestand des Gegebenen gesprochen. Und grade die Erfahrung ist es auch, welche zeigt, dass der Wider s t r e i t zwischen Zweien das volle Gegenstück zum Wider s p r u c h innerhalb Eines und desselben bilden kann: bei jenem kann grade das Object identisch sein, wie nach dem alten Witz Karl V.

und Franz I. sich entzweiten, weil sie beide dasselbe, nämlich Mailand, wollten — während das im Widerspruch getheilte identische Subject seine charakterische Einheit durchaus nicht preiszugeben braucht, ob auch seine Triebe und Triebfedern diametral auseinander laufen.

Das war es ja, was uns die Identität des Widersprechenden wie mit eisernen Klammern festhalten liess, weil der Vorwurf laut geworden, damit höbe die Realdialektik in einer sich selbst überkugelnden Escamotage das kaum aufgestellte Princip mit gleichem Athem wieder in sich auf und kehre so in zwiefacher Selbstnegation des realdialektischen Ausgangspunkts zur simpelsten Position simpelster Logik zurück. Doch dadurch liess sich die Realdialektik so wenig einschüchtern, dass sie vielmehr den entgegengesetzten Schluss zog: wenn demnach der Widerspruch in der Sache steckt, so muss er auch in deren gedanklicher Darstellung, der Definition, zum Ausdruck kommen: es muss also bei Aufstellung eines Begriffs die Widerspruchslosigkeit aufhören, das eigentliche Kriterium für die Richtigkeit zu sein; denn wie dürfte man verlangen, dass die sprachliche Explication von einem Merkmal frei sei, welches dem Dinge selber als Eigenschaft angehört?

Unter diesen Gesichtspunkt gerückt, überraschen die Erörterungen sokratischer Polemik gegen die Sophisten durch ein gut Theil realdialektischer Apologetik — so früh schon erwies sich diese als die geeignetste Propädeutik zur einzig wahren Logik, welche nicht selbstsüchtig ihren eigenen besonderen Zwecken nachgeht, sondern sich uneingeschränkt in den Dienst der Wahrheit stellt. Die Wahrheit einer Erklärung aber besteht in erster Linie nicht in der Uebereinstimmung in oder mit sich selbst, sondern in der mit dem zu Erklärenden, und die logisch-metaphysische Correctheit einer Formel der Wirklichkeitsauffassung ist nur in jener partialen Logicität zu suchen, vermöge welcher auf je einer der beiden realdialektisch einander opponirten Hälften logische Rechtläufigkeit besteht — man kann vom Denken nicht verlangen, was das Sein nicht leistet, vielmehr meistens — und grade da, wo es am gründlichsten durchdrungen wird — gradezu versagt. Denn nur in seinem tiefinnersten Wesensgrunde, nicht in der ersten besten halbseitigen Erscheinungsreihe („Folge“) offenbart sich der Wille als das Widerlogische und Widervernünftige, von dem sich in einem besonders vornehmen und energischen Sinne

sagen lässt, es sei „höher denn alle Vernunft" — nämlich um so viel vor dieser bevorzugt, als das concrete Sein vor dem abstracten Denken. Sache der Realdialektik ist die Erkenntniss der Realität schaffenden Concrescenz selber, in welcher aus Wille und Motiv das Wirkliche entsteht.

Darum darf die Realdialektik mit Genugthuung den Punkt markiren, wo die antike Skepsis und die Herbart'sche Kritik der empirischen Grundbegriffe harmonisch einsetzen. Der Widerspruch zwischen Einheit und Vielheit in dem Verhältniss des Dinges zu seinen Eigenschaften (die doch auch nicht flach mathematisch als blosse Theilfactoren einer Additionssumme angesehen werden dürfen), die vom logischen Gesichtspunkt aus unleugbare Unvereinbarkeit der Selbstständigkeit der individuellen Substanz mit ihrer durch das Zusammen (oder die Relation) gegebenen Abhängigkeit (objectiv ausgedrückt: die reale Unmöglichkeit absoluter Isolirung oder die Untrennbarkeit des Vielen) sammt den aller Unendlichkeit — mithin auch der jedes Absoluten oder All-Einen — anhaftenden Antinomien gemahnten uns an die Fülle unlösbarer Schwierigkeiten, mit denen sich die abstracte Logik — zum Theil sogar innerhalb ihres eigensten Bereiches — seit Jahrtausenden schweisstriefend herumzuschlagen hat, und die Realdialektik hätte wohl erwarten dürfen, man werde es ihr eher zum Verdienst als zum Vorwurf anrechnen, dass sie in ihrer Weise mit solchen *crucibus logices* doch zurechtzukommen weiss. Sie war ursprünglich angeregt durch die Wahrnehmung von der Negativität des Weltcharakters; an diesen quasi Hegel'schen Kern hatte sich erst späterhin die Schopenhauer'sche Willenslehre herumkrystallisirt, zur todten Abstraction jener das lebendige Beweismaterial liefernd und gleichzeitig das Dunkel der reinen Gedankennacht, wie mit von elektrischem Contact entzündeter Kerze, in Durchsichtigkeit der unmittelbaren Gefühlsintuition durchleuchtend.

An ihrem individuell-historischen Quellpunkte war die Realdialektik der Controverse zwischen All-Einlern und Individualisten noch in unbefangenster Neutralität gegenüber gestanden; eher noch bereit, die bequeme Königsstrasse der Panlogisten, als den hemmungsreichen und mühseligen Dornenpfad realistisch-dogmatischen Pluralismus einzuschlagen. Denn wie viel rascher führt jene an ein Ziel! Braucht ja doch der rein idealistische Dialektiker kaum mehr als in souverainer Götterruhe dem Schauspiel der wechselseitigen Verzehrung auf der Arena seiner Begriffs-

hetze zuzusehen, und was da aufgeführt wird, zu Protokoll zu nehmen. Wen aber das eigene Wahrheitsgewissen nicht aushalten lässt auf so behaglich gepolstertem Logensitze, wen der Geist seines nun einmal inductiv sich gebärdenden Zeitalters hinabtreibt, dass er selber da unten auf dem Sande sich ehrlichen Kampfes abringe mit den Bestien der reciproken Selbstvernichtung: der wird aus unmittelbarstem Selbsterlebniss die Gewissheit zurückbringen, dass, soweit sich bei der allgemeinen Relativität überhaupt von wahrhafter Realität sprechen lässt, nur das Individuelle Anspruch auf den Namen des Reellen (nicht bloss des Realen, als welches man ja zum bloss logischen Correlat des Idealen zu depotenziren verstanden hat) besitzen kann.

Die Realdialektik hat sich auch das Missliche nicht verhehlt. welches für sie damit gegeben ist, dass der überwiegend logische Charakter der Sprache in ein terminologisches Schema einzwängt, dessen Natur überall mehr ihren Gegnern als ihrer eigenen Vertretung zu Statten kommt. In dem Augenblick, wo sie von Welt- und Willens**widersprüchen** reden muss, betritt sie ja schon die Feldmark der Erbfeindin — sie sieht sich also zu Compromissen genöthigt, bei welchen alle Vortheile auf die Seite der Logisten fallen müssen. und erlebt so am Verhältniss des Antilogischen zum Logischen selber ein realdialektisches Schicksal. Das Recht, angesichts nie ganz vermeidbarer homonymischer Missverständlichkeit (Zweideutigkeit) nicht so sehr bloss nach dem Wortlaut, als vielmehr nach der Gedankenintention verstanden zu werden — ein Recht, welches selbst das bürgerliche Gesetzbuch garantirt, wenn es z. B. den beleidigenden Charakter gebrauchter Ausdrücke vom Vorhandensein eines *animus injuriandi* abhängig macht — dies Recht wird Keinem leichter verkümmert als der Realdialektik, welcher selbst ihre Behutsamkeit zum Nachtheil ausschlagen muss, weil sie, ungleich mehr als andere Systeme, Schritt vor Schritt zu vorsichtigen Verclausulirungen sich gedrängt sieht, solche aber das fliessende Herunterlesen so lästig hemmen, dass die zunehmende Bequemlichkeit des wissenschaftliche Lectüre vornehmenden Publicums (welches obendrein mit einem gewissen Rechte auf seinen Mangel an Zeit sich berufen darf) am liebsten über die zum Vollverständniss doch unentbehrlichen Einschaltungen ganz hinweghuscht, wo dann der schiefen Auffassungen und damit der Nöthigung zu bald belästigenden Verwahrungen kein Ende ist.

Darum kann die Realdialektik selten oder niemals der rechten Zuversicht froh werden, an ihrem Theile die Früchte der Mittheilbarkeit ungeschmälert geniessen zu können. Im Bewusstsein ihrer Widerhaarigkeit stossen ihr immer neue Bedenken auf, ob es der Klarlegung auch schon genug und jeder Fehldeutung fürsorglich vorgebaut sein möchte, und während die Ungeduld des Lesers vorwärts treibt und über Breite und müssige Wiederholungen sich beschweren zu müssen glaubt, sucht die bitter Gewitzigte auch für ihren „Rückblick" noch einen Standort von immer weiterem Radius der Rundschau zu gewinnen, weil es doch nicht ausbleiben kann, dass grade die résumirende Schlusspointe zur allerschroffesten Paradoxie sich zuspitzen muss. Da zögert der zaudernde Fuss fast zagend, weil er es nicht auf eine Ueberraschung ankommen lassen darf, wo mit Ueberrumpelung nichts gewonnen wäre. Vor dem Schein irgendwelcher Effecthascherei muss sich ja um so ängstlicher hüten, wer ohnehin schon tausenderlei Verdächtigungen wider sich aufgethürmt sieht — da mit einem theatralischen Knallbonbon seinen Abgang von der Bühne nehmen wollen, hiesse mehr als naiv den Verleumdern in die Hände arbeiten — und andererseits lässt sich doch niemals vollständig genug auf etwas vorbereiten, was seiner Natur nach aller Erwartungen spottet, indem es ihnen schnurstracks zuwiderläuft.

Weil sie aber nicht an's Mitleid, sondern nur an die Einsicht der spärlich besetzten Corona appellirt, braucht die Realdialektik keinen Anstand zu nehmen, die Wunden, welche sie im tragischen Conflict davon getragen, vor aller Welt blosszulegen, denn sie braucht sich dessen nicht zu schämen, was sie mit dem Edelsten theilt, das es überhaupt auf Erden giebt. Grade wo das ideale Tichten und Trachten in Thaten sich umsetzt und deshalb unausbleiblich in Collision geräth mit dem unvergeistigten, antiidealen, um nicht zu sagen „natürlichen" Theile des Willens, mit dem, was die paulinische Sprache den ἄνθρωπος ψυχικός nennt, da muss es ja zur Selbstverwirklichung der Personal- wie Universaltragik kommen, wider welche uns die Homöopathen des Optimismus so harmlose Schlaftränkchen eingeben zu wollen nicht müde werden.

So wenig also ist die Realdialektik dazu angethan, sich der tollen Zumuthung zu fügen, sie müsse die Gesetzlosigkeit selber als Gesetz promulgiren, dass sie eher Anlass haben könnte, auf-

zuseufzen: Ja, dass ich das könnte, mit Erfolg könnte! Damit wäre vielleicht allem Jammer auf einmal auf's radicalste ein Ende gemacht — im reinen Chaos könnte es schwerlich noch irgendwelch Elend geben — aller Logik in seinen beiden Richtungen ledig, würde der Wille niemals zum Bewusstsein erwacht sein: sein Unglück ist ja einzig und allein „das doppelte Gesetz in seinen Gliedern" — dass seinen besten Wollungen (Velleïtäten) das Vollbringen fehlt, weil er vermöge seiner Selbstentzweiung überall selber sich unwillkürlich und unfreiwillig in die Quere kommen muss — dass er sozusagen nur so weit in logischer Rectascension sich bewegt, als je eine seiner selbstentzweiten Dimensionen reicht, dagegen innerhalb jeder halbseitigen Strebung im Verhältniss zu den Vorgängen innerhalb der andern leider nicht gar keine, sondern eine umgekehrte Logik, d. h. Realdialektik, waltet.

Indem nämlich die Realdialektik für das Wie der Willensverwirklichungen — diese einzeln und isolirt gedacht — das logisch geartete Gesetz causaler Nothwendigkeit (als speciellen Fall des Identitätsgesetzes) vollauf bestehen liess, hatte sie dem Was des Willensinhalts die Congruenz mit den Forderungen einer vernünftigen Construction zu bestreiten, musste diesem Inhalt in seinem tiefsten Grunde ein logisch geartetes Wesen absprechen und sich damit insbesondere gegen alle diejenigen Weltanschauungen kehren, welche dem Seienden ein logisches (ideelles) Prius voraufgehen lassen wollen und nun behaupten, dass das Ganze der Weltgeschehnisse mit diesem, seinem ideellen Vorbilde, um es so zu nennen, in Einklang stehe. An solchem präsumirten vernünftigen Ideal gemessen, mag der Weltgang allerdings als ein relativ „widersinniger" sich ausnehmen — aber man hat kein Recht, solche Bemessung auch demjenigen unterzulegen, der den Glauben an ein derartiges platonisches, als präexistentiell gedachtes Normalschema nicht theilt. Man vergesse nur nicht, wie der consequente Realismus — oder wenn man minder missverständliche Termini vorzieht: der Nominalismus im Sinne der Scholastiker — das Verhältniss zwischen Sein und Denken sich vorstellt: soweit zwischen diesen beiden eine Uebereinstimmung besteht, beruht sie darauf, dass unser Denken sich der Natur des Seienden anbequemt — kein Wunder also, wenn unser Denken sich gewöhnt, auch in die Consequenzen einer Widerspruchsnatur sich hinein zu versetzen und insofern auch inner-

halb des an sich Vernunft- oder Logiklosen einen gesetzmässigen Einklang mit der eigenen vernunft- oder logiklosen Essentia zu finden vermag. Warum aber diese Essentia nicht lieber vernünftig und logisch geartet sei, darauf geht uns freilich die Antwort aus — schon deshalb, weil wir (ob auch aus andern Gründen, als einst schon Schelling) vermöge unseres Realismus, der nichts von einer präexistentiellen Vernunft weiss, uns gar nicht befugt halten, solche Frage überhaupt aufzuwerfen.

Deshalb könnte die Realdialektik es als ein nur von der Methodologie der specifisch logischen Deductivisten aus berechtigtes Ansinnen zurückweisen, sie solle das concret Einzelne genetisch aus ihrem Princip „herleiten"; dahinein könnte gradezu das Verlangen gelegt werden: sie solle sich zu dem von ihr theoretisch so nachdrücklich perhorrescirten Evolutionismus bekennen. Dem gegenüber war sie berechtigt, für ihre Erkenntnissweise das inductive Ansammeln von Einzelbelegen — aus wo möglich allen Wissensgebieten — als das einzig adäquate Verfahren einzuschlagen.

Ursprünglich steht das metaphysische *Ens* zum Logischen in einem contradictorischen, nicht in einem conträren Gegensatze — hat, wie das anderswo von mir ausgedrückt worden ist, von Hause aus mit Vernunft und Vernünftigkeit nichts zu thun — ist ein Alogisches. Seitdem nun aber dem Menschenhirn als secundäres Willensproduct die Norm eines logischen Schema efflorescirt war, musste an diesem gemessen das zunächst nur Alogische als ein Antilogisches sich ausnehmen (deshalb auch in der wissenschaftlichen Debatte diesen Namen in seinem Schilde führen), zumal, seit ein universalistischer Monismus sich herausnahm, in die angebliche Entwickelung eines vermeintlich weltumfassenden All-Einen die logisch-evolutionistische Constanz des organischen Individuallebens hineinzutragen.

Dem Individualismus besteht das Weltverständniss im Verständniss des Einzelnen, und dieses mit den Mitteln realdialektischer Consequenz anzustreben, ist ein Versuch, welcher sich mit einer Leugnung der Subsumirbarkeit der Entwickelung der Welt als einheitlicher Totalität unter ein logisches Schema sehr wohl verträgt, genau so gut verträgt, wie mit der Leugnung vorweltlicher, rein logisch idealer Zweckpotenzen seitens unserer realistischen Dialektik sich die Anerkennung einer gewissen individualistisch limitirten Teleologie verträgt. Zur physikalischen

Zweckmässigkeit, *quâtenus* diese ein rein logischer Begriff, steht die Realdialektik nicht anders wie Kant's Kritik der Urtheilskraft — allein das hindert nicht, dass eine anderweitig antikriticistische Willensmetaphysik in jenem Sinne eine „Zweckmässigkeit“ gelten lässt, in welchem sie — ganz abgesehen und unabhängig von der Frage nach der blossen Subjectivität von Zeit und Raum — mit Selbstverwirklichung und Willensimmanenz, resp. Willensautonomie zusammenfällt.*)

Also: das an sich Alogische muss, wenn es unter den Maassstab logischer Idealität gerückt wird, als ein Antilogisches erscheinen. Das ist die kurze Formel, welche Logik und Realdialektik so weit versöhnt, als wie nöthig ist, um nicht — worauf ja mehr als ein Attentat gerichtet war — dem Realdialektiker jeden Antheil an wissenschaftlicher Debatte zu verschränken. Wir konnten ja dafür, dass es um solche Unterscheidungen etwas Besseres als individuell-subjective Marotten sein müsse, das Zeugniss du Prel's als eines „Unparteiischen“ beibringen, nach welchem gleichfalls der „Weltprocess“, d. h. ohne evolutionistischen Nebengedanken: das Bewusstwerden des Willens, das sonst nur Alogische zu einem Antilogischen gewissermaassen — nämlich phänomenaliter und das heisst in diesem Falle: nach Maassgabe des apriorischen, logisch eingestellten Erkenntnissapparates — erst macht.

So wäre denn doch die Welt als Ganzes betrachtet ein logisch unentwirrbarer Knäuel, obgleich stückweise die Fäden sich glatt daraus abwickeln lassen — der Complex als solcher bleibt ein logisch unauflösbarer, und zwar vermöge des intraindividualen Widerstreits, von welchem der interindividuelle nur als Folge erscheint. Alle interinviduellen Collisionen und Conflicte vollziehen sich nur auf dem Grunde intraindividualen Zwiespalts, der sich bis hinauf (oder hinab) in die Atome erstreckt — indirect schon erkennbar an den Schwierigkeiten, bei denen jeder Physiker mit seiner Logik in die Brüche geräth, sobald es gilt, bei den Atomen nicht etwa bloss mit deren Begriffe, sondern mit den — mit jedem einheitlichen Begriffe und allen einem solchen entsprechenden Hypothesen unvereinbaren — Thatsachen der Beobachtung selber zurechtzukommen.

*) Vergl. meine metaphysische Voruntersuchung „Zum Verhältniss zwischen Wille und Motiv“ S. 29.

Ja, wenn das Realdialektische erst in oder mit den interindividuellen Relationen anhöbe, nicht bereits in der intraindividualen Essentia begönne, dann wäre Aussicht vorhanden, dass es sich aufhöbe in das am causalnothwendigen Geschehen wahrgenommene Logische. Statt dessen aber reicht es höher oder tiefer als jede logische Zersetzung in irgendwelche Zweiheit, weithinein in das — selbst noch vom skeptischen du Bois Reymond als ein logisch schlechthin Einfaches anerkannte — Gebiet der Glieder des simpelsten Gefühlsgegensatzes, wie wir denn ja schon das Allerunmittelbarste, was es für Wille und Bewusstsein überhaupt giebt, den Gegensatz von Lust und Unlust, bereits ganz durchsetzt fanden von der realdialektischen Selbstentzweiung.

Man könnte im Hinblick auf die Thatsachen intraindividualer Teleologie sich versucht fühlen, die Welt und ihr metaphysisches Substrat einem Exercierplatze zu vergleichen, wo jeder Unterofficier seine Recruten nach eigenem Gutdünken die Kreuz und die Quere marschieren lässt — jeder für sich zweckmässig und verständig. Aber mit einer so einheitslos durcheinander gewirrten Truppe würde kein Feldherr etwas Gescheites anfangen können. Wie aber würde es vollends stehen, wenn auch noch innerhalb jeder einzelnen Rotte rebellirt würde? Bedarf es nicht langer und strenger Drillarbeit, ehe es auch nur mit Rechts- und Linksbewegungen „klappt" nach der Einheit des Commandoworts? Nur unablässige Uebung bändigt die widerstrebenden Elemente, und diesen Dienst versehen in der Entwickelung der Einzelexistenz die Mächte der Gewöhnung, in der sittlichen Selbstzucht die Grundsätze und Maximen, welche die ursprünglich in Jedem vorhandene Doppelheit zu einer scheinbaren Eintracht zusammenzwingen — das ist das schwere, nie zur Vollendung geführte Werk der Erziehung, welches seine Ergänzung findet an den wirksamen Factoren socialer, staatenbildender und religiöser Instincte, in denen allen der realdialektische Wille seine selbstentzweite Natur äusserlich verleugnet, so dass man sagen kann: darin trete das Realdialektische zu sich selber und zu seiner eigenen Selbstverwirklichung in ein widersprechendes, antilogisches, mithin realdialektisches Verhältniss.

Zu der nämlichen potenzirenden Selbstvertiefung des Realdialektischen führt aber auch noch eine von dem wechselseitigen Widerstreit, den wir zwischen den Individualteleologien bestehen sehen, ausgehende Recapitulation des realdialektischen Urbegriffs.

Angesichts zahlloser, auf der Hand liegender Thatsachen wechselseitiger Vernichtung durch Concurrenz im Kampf um's Dasein — diesen Begriff in seinem denkbar weitesten Umfange genommen — wird zunächst wenigstens Jeder geneigt sein, dem Weltganzen — also dem „Universum" des Straussischen Neuen Glaubens — den Charakter der Neutralität gegenüber den ethischen Zwecken, der Indifferenz gegenüber den Postulaten logischer Correctheit beizulegen. Und wer von solcher Betrachtung aus die nöthige Vorurtheilslosigkeit zurückgewinnt, um dem subjectiven Charakter des Logischen überhaupt fester ins Auge zu sehen, der wird sich schliesslich denn auch nicht allzusehr mehr sträuben, seinen Blick zu öffnen für alles das, was als logisch Rückläufiges sich darstellt und in seiner Einheit mit dem logisch Rechtläufigen unsern Begriff des Realdialektischen constituirt.

Die Realdialektik hat eben Raum für Beides: für's realiter A- und Antilogische und für's idealiter und nur so vorhandene Logische, während die Verbaldialektik als rein gedankliche (ideale) Processform vergeblich sich bemüht, das Logische und Unlogische in ihrem eigenen Fortgang neben-, resp. nacheinander zu verwinden, wie sie doch muss, weil sie ausserhalb ihrer selbst keinen Platz haben darf für irgend ein Reales und ein als solches und nur und ausschliesslich als solches Unlogisches. Als „höhere Einheit" lässt sich nur entweder ein weder Logisch- noch Unlogisches oder ein sowohl Logisch- als Unlogisches denken, jenes wäre die absolut gedankenlose und undenkbare Indifferenz, dieses einzig und allein denkbar als das Realdialektische.

Der Realdialektik gehört zum Widerspruchswesen des Willens selber dies, dass dieser aus seiner antilogischen Natur selber ein scheinbar Logisches und überhaupt den ganzen Schein des Logischen (sammt dem des Teleologischen) gebären müsse. Und wenn Joh. Volkelt (Jenaer Literar.-Zeitg. 1878, Nr. 18) fragt, ob bei dem Inhalt, welcher dem Willen als solchem beigelegt werde, bloss an den Charakterinhalt oder auch an den Vorstellungsinhalt gedacht werden solle, so ergiebt sich hier die Antwort, dass nach dem eben hingestellten Satze der Charakterinhalt ein solcher sein muss, welcher von der Vorstellungsnatur, sofern wir unter dieser eine sich logisch bestimmende Idee uns denken sollen, so weit wie möglich, nämlich um den Abstand des diametralen Gegentheils, entfernt ist; und die Präformation für Vorstellungs-

bildung, welche dem Willen als metaphysischem und ihrerseits als eine ursprüngliche inhärirte, müsste demgemäss selber participiren am essentialen Widerspruchscharakter: der Charakterinhalt des Willens bestände dann eben darin, einen seiner — des Willens — eigenen Natur und sich selber (dem Vorstellungsinhalte) widersprechenden Vorstellungsinhalt zunächst potenzialiter in sich zu tragen und demzufolge auch actualiter aus sich herauszusetzen.

Da versteht es sich denn freilich von selber, dass wenn der Realdialektiker irgendeinmal von einer Wirkungssphäre des *Logischen* gesprochen haben sollte, dies nicht anders als im Gedanken an die Gehirnhemisphäre kann geschehen sein, weil es vom realdialektischen Standpunkt nur eine Geltungssphäre geben kann für diejenigen Vorgangsformen, welche wir unter dem Namen „logischer Gesetze“ zusammenfassen.

Greifen wir aber auf die elementarsten unter ihnen zurück, auf jene sogenannten ersten Denkgesetze, für welche wir unbedenklich Schopenhauer's Bezeichnung „metalogische Wahrheiten“ acceptiren konnten, so sehen wir leicht, wie sie nur das Natürliche im Verlauf des Denkens selber geben.

Nur unsere Gedanken und deren Verbindungen, nicht unsere Anschauungen und die aus diesen ohne logisch geartete Vermittelungen sich ergebenden Resultate, haben wir unter jene Controle zu stellen — denn der Satz vom Widerspruch in seiner abstract legislatorischen Fassung wird durch die antilogische Thatsächlichkeit der anschaulichen Erfahrung widerlegt — uns aber war ja „die Thatsächlichkeit der letzte Grund aller Satzungen“ grad so gut wie dem Positivisten Dühring (s. o. S. 100). Selbst wenn wir die Vernunft als ein *quodammodo* Hyperphysisches ansehen, hat dieselbe ihre Macht doch nur innerhalb des Wirklichen, ist eine präformirte Norm für Gehirnfunctionen, also ein Naturgesetz, also eine Willensmanifestation. Darum gelten auch uns correct concludirte Syllogismen für unwiderleglich und unfehlbar, weil sie selber, wie die für sie vorausgesetzten Bedingungen der Richtigkeit, (ganz analog den Naturgesetzen) nichts weiter sind als ein Ausdruck für die Identität des Vorgangs im Denken selber. Den Identitätssatz aber lässt ja auch das antilogische Princip in seinem Vollbestande unangetastet, weil es eben nicht ein Princip des Widersinnigen ist, noch sein will.

So viel bleibt also richtig: die Realdialektik hat an der Logik selber ihr dialektisches Correlat: wäre unser Denken nicht logisch construirt, so würden wir nicht das Antilogische am Sein wahrnehmen, so wenig wie wir ohne Sprache in Begriffsform würden denken können. Aber daraus, dass wir für jeden „Gegensatz" die Bezeichnung erst der logisirenden Sprache zu entlehnen haben, folgt ebenso wenig, dass Widersprechendes nur innerhalb logischen Rahmens könne erfasst werden, wie aus der verwandten Thatsache, dass der Willensinhalt erst an der Wirksamkeit eines Motivs erkannt wird, die metaphysische Hypothese gefolgert werden darf, dass es keinen Willen geben könne ohne Vorstellung.

Wer sich doch genöthigt sah, diese angebliche „Vorstellung" in ein Unbewusstes, d. h. in ein begrifflich dem Vorstellungsein Widersprechendes, zu verlegen, fuhr nicht bloss ehrlicher, sondern auch einfacher, wenn er von vornherein für Beides sich auf den Boden der realdialektischen Thatsachen stellte, wie auf diesem leider auch der jüngste Versuch einer Religionsphilosophie erwachsen ist, dessen klägliches, mit seiner Erlösung Gottes durch den Menschen bittersten Spott provocirendes Missglücken einerseits wieder nur verräth, was herauskommen muss, wenn die Linke dasselbe antilogische Princip wieder fahren lässt, an welchem die Rechte ihren Halt gesucht hatte, andererseits aber auch *ipso facto* bestätigt hat, wie alle Religion irgendwie auf eine Versöhnung gerichtet ist: sei es des Menschen mit sich selbst oder mit der Welt oder mit deren göttlichem Urheber. Wäre die Welt nicht realdialektisch, so würde es gar kein Versöhnungsbedürfniss geben und noch weniger ein Bewusstsein von solchem aufkommen. Dies Bedürfniss sieht der religiös Gläubige in den von ihm geglaubten Thatsachen befriedigt und seine Befriedigung für alle Ewigkeit garantirt. Deshalb giebt es nichts, was für echte Religion charakteristischer wäre als die Leugnung aller Collision zwischen wirklichen Pflichten. Der realdialektischen Einsicht: nichts ist einfach, zu keiner Entscheidung führt ein ganz schmerzloser πλοῦς ἁπλοῦς, alles ist zweideutig, alles doppelsinnig und damit zugleich in sich unvereinbaren Sinnes — stellt der religiös Gläubige die „selige" Zuversicht entgegen: es giebt für Alles nur Einen Weg, welcher der richtige ist, „der Weg des Herrn" — und die Vertreter des antilogischen Princips können es natürlich nicht als ihre Aufgabe ansehen, irgend jemand in diesem inneren

Frieden zu stören — vielmehr kann der religionsphilosophische Theil der Realdialektik nur bezwecken, eine ihren Voraussetzungen conforme Herleitung historischer Genesis anzubieten.

Wohl aber meinen wir, unsern Lesern einen „denkbareren" Gedanken zu offeriren, wenn wir einen urewigen Willen statuiren, der als solcher nichts dafür kann, wenn es zu seinem innersten Wesen gehört, ein nach Bewusstsein Tendirendes zu sein, und der als solcher denn freilich auch rettungslos in dieser seiner Wesenheit bleibt und sich, je klarer er zum Bewusstsein erwacht, desto weniger locken lässt durch die Aussicht auf solch trügerischen negativen Weltzweck, dessen aus eitlen Vorgaukelungen bestehendes Dogmengebäude wie ein Kartenhaus vor dem Hauch eines Knaben zusammenstürzen muss vor der simpeln Erwägung: ist solch eine „Idee" ihrem ganzen Inhalte nach nichts als das Nichtseinsollen des Willens selber, wieviel „vernünftiger" hätte dann dieser Inhalt selber daran gethan, wenn er — und das heisst dann ja eben die Idee, die Vorstellung: dass der Wille ein Nichtseinsollendes ist — für alle Ewigkeit im Schose des Nichtbewusstseins geblieben wäre; denn ohne dies Insbewusstseinauftauchenkönnen in Folge der — wie es nach gewissen mythologischen Gespenstergeschichten scheint, eigentlich *viâ violationis* zu Stande gebrachten — „Vermählung" mit dem Realität setzenden Willen hätte es ja — wenn anders wir alle Drehungen dieses Gedankenwirbels richtig durchgemacht haben, ohne von Schwindeligkeit gepackt selber davon dumm und dösig geworden zu sein — niemals eine Empfindung, noch einen Schmerz gegeben, und damit wäre jede Erlösung vom Dasein etwas total Ueberflüssiges geblieben, also im Sinne des vulgären, rein eudämonologisch den Weltzweck bemessenden und bestimmenden Pessimismus, n i c h t logisch nothwendig, *i. e.* z w e c k l o s oder u n v e r n ü n f t i g gewesen — ein Resultat, welches sich vielleicht auch ohne so gewaltigen Aufwand einer g e g e n das antilogische Princip sich kehrenden Polemik zur Noth hätte erreichen lassen.

Was dieses selber für eine Perspective belässt, wird das eschatologische Schlusscapitel der „angewandten" Realdialektik zu besprechen haben; denn dieser braucht nicht zu grauen, vor ihr kann also auch nicht gruseln gemacht werden mit „der starrenden Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit"; sie hat ja die noch ungleich starrere Kluft zwischen Wirklichem und Wirklichem, Willen und Willen zu ihrer innersten Voraussetzung.

Darnach bedarf es gar nicht erst eines von Aussen herangebrachten Maassstabes zur Abschätzung des Existenzwerthes, gar nicht erst der Aufstellung eines normgebenden Ideals, nach dessen Unerreichbarkeit erst das Reale dem Verdict des Lieber-nicht-seins, des Nichtseinsollenden oder des „besseren“ Nichtseins verfiele; sondern aller Differenzirung in die bunte Mannigfaltigkeit des Wirklichen vorauf geht jene Urdifferenz des sich selber entgegenstrebenden und -arbeitenden selbstentzweiten *Ens metaphysicum*, welches als „Wille“ zu bezeichnen, nach aller Erfahrung denn doch etwas mehr ist als eine bloss anthropopathisirende Metapher.

Die Realdialektik kann demnach auch in metapherloser Eigentlichkeit (*sensu proprio*) ihre Lehre vortragen, sie allein giebt das einzige ganz Consequente und insofern ja wohl auch ganz und correct Logische, nur eben am und mittels des Antilogischen.

Die

Seins- und Daseins-Lehre

der

Realdialektik.

Ontologie, Metaphysik und Naturphilosophie.

Das Symbolum der wahren Philosophie:

Um in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen, muss man nicht müde werden, den entgegengesetzten und widerstreitenden äussersten Enden der Dinge nachzuforschen: den Punkt der Vereinigung zu finden ist nicht das Grösste, sondern aus demselben auch sein Entgegengesetztes zu entwickeln, dieses ist das eigentliche und tiefste Geheimniss der Kunst.

Schelling nach Giordano Bruno.

1. Die ontologischen Vorbegriffe der Realdialektik.

Nur soweit es zur Orientirung über den Standpunkt unerlässlich ist, sollen hier, mehr abgrenzend als auch nur begrenzend, geschweige umgrenzend, die Grundbegriffe der Ontologie zur Sprache kommen, um so mehr, als die meisten derselben von mir bereits anderweitig in monographischer Behandlung sind erledigt worden.*)

So ergiebt es sich gleich als ein unmittelbares Lemma aus den erkenntnisstheoretischen Stücken unserer Einleitung, welche sich nie vermessen wollte, auf ein angeblich schlechthin voraussetzungsloses „Denken“ sich zu gründen, dass bei uns Essentia und Existenz in einem eminent objectiven Sinne auftreten, und dass die Realdialektik ihren Wahrheitsbegriff und damit ihre eigene Aufgabe setzt in die Erkenntniss der Einheit von Essentia und Existentia und nur deshalb alle Zeit an der Intuition ihre letzte Beglaubigung und feste Anlehnung sucht.**) Die Essentia erschöpft ihre Bedeutung so wenig im Begriff (worauf es bei dem Identitätsphilosophen *par excellence* Spinoza hinausläuft) wie die Existenz im blossen Vorstellungs-Sein (was ihre Schranke bei allen subjectiv-idealistischen oder positivistischen Anschauungen bleiben muss). Vielmehr setzen wir jene dem Wesen, diese der Facticität gleich und damit beide zu-

---

*) Vergl. besonders „Andeutungen über die Arten des Seins“ Bergmanns Phil. Monatshefte Bd. VII (1871) S. 214—224 und Zum Verh. zwischen Wille und Motiv. Eine metaphys. Voruntersuchung zur Charakterologie 1870. S. 6—9, 17. Anm. 38. 40—42.

**) An dem barock negativen Titel des „Unbewussten“ ist die gleiche Opposition gegen das rein logich (discursiv) geartete Wissensmoment das eigentlich Positive und auch unbestreitbar Verdienstliche — und soweit dies festgehalten, waltet auch in der Ausführung der volle Zauber einer energischen Anschauung.

gleich in ein directes Verhältniss zur latenten Potentialität und selbstoffenbarenden Actualisation. Demgemäss unterscheiden wir eine *vis essendi* und eine *potentia existendi*, um für beide die Vermittelung in einem wahren *principium fiendi* zu gewinnen. Aber indem wir damit uns anschicken, in den Urschos der Causalität hinauf- oder hinabzusteigen, erkennen wir bereits an der eingebornen Doppelheit des vorgefundenen Daseins, dass in der Einheit ein Zweifaches, mithin ein Selbstentzweites vorliege und nur begrifflich ein noch nicht gespaltenes Indifferentes sich präsumiren lasse, zu welchem ein objectives Correlat nur in negativer Fassung aufgestellt werden kann, nämlich als *vis inertiae*, d. h. als neutrale Zone zwischen dem Sein und dem Werden. Denn von der Seite angesehen, wo diese als Trägheit erscheint, ist sie das gegen Ruhe und Bewegung gleichermaassen an sich schlechthin Gleichgültige, während sie unter dem Begriff des Beharrungsvermögens als positives Festhalten an dem einmal eingeleiteten Zustande sich darstellt. Damit weist sie zurück auf die die Zustands-Veränderungen „auslösenden" Bedingungen und deren Doppelnatur, vermöge welcher diese ebenso sehr als Quietive wie als Motive auftreten. Für beide Bethätigungsweisen aber ist das allem Geschehen seine Bühne gebende Substrat vorausgesetzt: die Function — das bewegte und bewegende Handeln — verlangt ihr Fungirendes, das Attribut — das ruhende Inhärens — seine Substanz. Deren Wesenheit oder Entität ist es, was über das Quantum wie das Quale des Werdenden entscheidet, wie über dessen Nothwendigkeit die Unmöglichkeit der ewigen Dauer irgendeines — schon seinem etymologischen Begriffe nach schlechthin rastlosen — Processes. Die Thatsache, dass das Seiende absolut unfähig sich erweist, in wechsellosem Sichgleichbleiben zu verharren, weist rückwärts hinauf in die Anfangslosigkeit der Weltgeschichte — das Wort im denkbar weitesten Sinne genommen als Summe alles Geschehens — wie vorwärts in die Aussichtslosigkeit jemaliger Annihilation des Seienden: das Postulat eines πρῶτον κινοῦν ist nur der Ausdruck für die subjective Unfähigkeit gegenüber der Forderung, die Spaltung zwischen Wille und Motiv als eine schlechthin ungewordene sich denken zu sollen. Unvermögend, das durch irgend eine Verbalform Ausgedrückte (Spaltung — Selbstentzweiung)

sich als ein absolut Zeitloses vorzustellen, und fortgetrieben von jenem Hypostasirungs- und Personificationsdrange, der alle Götter geschaffen hat, suchte der menschliche Intellect nach einer Vergegenständlichung der uranfänglichen Bedingung für alles Werden, um bei der Gestalt eines Gottschöpfers oder dem Bilde irgendeines kosmogonischen Emanations- oder Diremtionsactes eine Pause seines endlos gehetzten Regressus zu finden.

Aber das Einzige, was sich ihm als solch ein Polster darbietet: eben die den Begriff der Wandellosigkeit garantiren sollende *vis inertiae*, verräth sich bei näherem Hinsehen selber als mit jener Duplicität behaftet, welche sie recht eigentlich zur Urmutter aller Enttäuschungen macht: denn sie ist ganz so unhaltbar und unfassbar wie das Rein-Sein selber: die Vielheit ist's, die keine Dauer duldet: die Real-Relationen der ewigen Indidual-Willen bewegen sich in lauter wechselseitigen Negativen.

Dies ist die elementare und eben auch schon in den physischen Elementen zu Tage tretende Offenbarung des innern Sichentgegenwirkens in allem Wirken, dass gegenseitig Eines dem Andern zum *sollicitans* wird. Nur zwischen den ungleichnamigen Polen besteht eine Anziehung, das Gleichnamige stösst einander ab: dies Urphänomen aller Polarität verkündet der Dinge tiefstes Geheimniss: die Gleichartigkeit, das identisch gerichtete Streben ist es, was die Feindschaft setzt, und verbünden kann sich nur, was entgegengesetzte Ziele verfolgt: weil Jedes innerlich wider sich selbst gekehrt ist, sucht es Halt an seinem Gegensatze, und weil es sein eigener Feind ist, kehrt es sich ab von dem, was mit ihm gleichen Wesens. Aber weil dies von jedem Einzelnen gilt, ist schliesslich doch wieder Alles wechselsweise auf einander angewiesen. Jedes ist des Andern Verneinung, und darum sucht Jedes im Andern seine Bejahung, weil es in sich selber die nämliche Einheit von Ja und Nein darstellt. Also das einzig eigentlich Wirksame, das in diesem, auf das Erscheinen bezogenen, Sinne schöpferische Princip ist die zwischen allem Einzelnen herüber- und hinüberwaltende Negativität, und dass wir diesen Begriff der realen Wechselverneinung in gewissem Sinne als einen positiven verwenden müssen, erinnert uns an ein ferneres Ergebniss unseres ersten Theils: dass die Realdialektik selber in einer logisch-realdialektischen Bezogenheit zu ihrem Widerpart, der Logik, steht. Sie kann ja, sobald sie als Theorie auftritt, dem Wesen der Dinge nur einen anti-

logischen Namen geben und sie muss, an sich selber so ihr eigenstes innerstes Wesen und Princip vollziehend, in logischer Form einen realdialektischen, unaufhebbaren Widerspruch in sich tragenden Inhalt darbieten.

Wie es keinen Magnetismus giebt ausserhalb der Selbstactualisation im Gegensatz seiner Pole, so ist alles Wollen ein leeres Wort ohne die Bezogenheit auf ein eben so mächtiges Nichtwollen. Das Wesen jeder Kraft besteht eben darin, sich nicht minder negativ als positiv zu bethätigen: Electricität ist die ganz abstracte, eben nur gedachte Einheit der Plus- und Minuserscheinungen, ausschliesslich nur in dieser ihrer Erscheinung sich verwirklichend und sonst nirgends als grade nur in unserem Denken vorhanden. So ist die mechanische Kraft nur gegeben als das unauflösliche Ineinander von Attraction und Repulsion, wie, was sie schafft, die Bewegung, nur vorstellbar — obzwar nimmermehr ausdenkbar — wird als das factische Einssein dessen, was als discrete Raumtheile auseinander zu halten, wir in Gedanken unwiderstehlich gezwungen werden; wie jede Stetigkeit ebenso sehr zeitlich als das Zugleich des, dem nach-denken wollenden Vorstellen unaufhaltsam auseinanderfallenden, Successiven sich darstellt — lauter Ur-Antinomien, denen in ihrer Art die Mathematik mittels ihrer infinesimalen Hülfsbegriffe beizukommen sucht, während die Realdialektik sie lieber unverschleiert dastehen lässt, als das in kein logisches Begreifen aufgehende Grundschema alles Seins und Werdens.

Aber das zweite Moment der Polarität ist das Zurückspringen des Auseinanderstrebenden zur punctuellen Einheit, wo ein gewisses Maximum der Spannungsmöglichkeit erreicht ist. Dies „Umschlagen" der Gegensätze, worin das rein Quantitative als eine das Qualitative negativ bestimmende Macht auftritt, ist das zweite Urphänomen der Realdialektik, deren Naturphilosophie dasselbe an seinem Ort als „homöopathisches Princip" weiter zu verfolgen haben wird.

So ruht alles Causalverhältniss, wie schon Kant in seinen „Negativen Grössen" nachgewiesen, auf einer Realopposition: Ursachen und Gründe giebt es in der Welt nur, weil und soweit es in ihr eine innere Entgegensetzung giebt: die eine Hälfte der Welt (nach potentieller, nicht etwa nach numerischer Theilung, denn die Diremtion geht ja durch jedes Einzelwesen mitten hindurch, als dessen Selbstentzweiung) ist wechselsweise

Realgrund der andern, und diese Reciprocität der realen Widersprüche macht das **Negativ** zum obersten Gattungsbegriff für alle Causalformen, denen sowohl das Motiv und Quietiv, wie der logische Grund und das dialektische Correlat sich subsumiren lassen müssen — so sehr, dass selbst der dialektisch vor sich gehende Denkprocess auf die realdialektische Naturbestimmtheit des Gehirns als Willensmanifestation muss zurückgeführt werden.

Nur auf diesem Wege lässt sich eine wahrhaft immanente *cause suffisante* gewinnen, nur so erkennen, wie die Welt ihren Grund in sich selber trägt und *causa sui* sein kann, ohne dass diesem Begriff hier die überall sonst unvermeidliche logische Incorrectheit einer *contradictio in adjecto* anhaftete. Denn ob wir schon von einer Aseïtät des Seienden reden, so soll damit doch nicht eine Perseïtät in dem Sinne etwa gemeint sein, wie wenn — es sind ja solche Lehren in weit verbreiteten Schriften wirklich zum Vortrage gebracht — an einen Willen zu denken wäre, welcher vor seinem eigenen Sein als **subsistentem** über sein Sein als essentiales und existentes Sein in einem — immerhin „uneigentlichen" — Act der Wahl habe entscheiden können. Ein solcher Wille mag allenfalls, rein und ganz *in abstracto* genommen, „denkbar" sein, aber „vorstellbar" ist er nicht; denn auch um die Entscheidung — um das blosse *utrum-necne* — ist es kein so schlechthin leeres *abstractum*, dass nicht der Wille über sein qualitatives Sein bereits sozusagen präjudicirt hätte, sobald er sich für solch „Wöllen-Wollen" determinirt. Der consequente Determinist kann auch solch praeexistentiellen Indeterminismus nicht zulassen. — Wer aber gar meinen wollte, die realdialektische Selbstentzweiung implicire doch eigentlich die metaphysische Voraussetzung für eine derartige Indeterminirtheit, der würde damit nur zeigen, wie weit er noch von jedem Verständniss des realdialektischen Grundgedankens entfernt geblieben. Denn das in diesem aufgestellte widerspruchsvolle Wesen des Willens bietet ja nicht — warum es sich bei dem Determinismusproblem handelt — die freie Alternative **zwischen** Ja und Nein eines Entweder-Oder, sondern ein Neben- und **Ineinander** der sich wie Ja und Nein zu einander verhaltenden Strebungen. Die Realdialektik ist in ihrer Metaphysik viel zu nüchtern, als dass sie sich zu so daseinslosen Vorgeburten einer potenzlosen Potenz und damit in einen Bereich des Unsinns versteigen sollte, wo der Wille dergestalt über sich selbst und

seine eigene Doppelheit gestellt wäre, dass er ausserhalb der nämlichen Selbstentzweiung befindlich sollte gedacht werden können, welche sich grade als seine allereigenste Essentialität nicht sowohl darbietet, als gradezu aufdrängt. Aber freilich muss einmal mit zu solchen mystischen „Müttern" hinaufgeklettert gewesen sein, wer der Besonnenheit unserer, bei all ihrer Paradoxie doch dem abstracten Phantasieren so gründlich abgeneigten, Denkweise vollkommen gerecht werden will. Denn dort oben stecken wir alsbald so tief im Schwindel, dass auch die Schwindelei nicht mehr fern sein kann. Denn solch inhalt- und objectivitätslose Höhe versetzt das Hirn selber in die Bewegung eines Hohlkreisels, statt ihm die Fähigkeit zu lassen, den Weltkreislauf als ein ihm — dem „reinen" Subject — Aeusserliches zu betrachten, fest und stramm nicht einen Augenblick das loslassend, was inmitten des Allen den einzigen absolut ruhenden Punkt und damit den Keimpunkt der einzig denkbaren Welteniräthselung ausmacht: die (gewissermaassen allerdings auch mystische) Einheit des in der ewigen Einheit von Wille und Motiv selbstentzweiten Absoluten.

Wer aber verkennen will, dass die dialektischen Correlationen psychologisch sich nach demselben Gesetze ablösen, wie etwa physiologisch im Auge die Spectren der Complementärfarben, und wer deshalb meint, irgendwo Halt machen zu sollen, der kann schliesslich, als bei der Gesammtheit solcher Selbstaufhebungen, nur bei jenem andern, berüchtigteren Absoluten anlangen, das eben allem Denken ein Ende macht, es sei denn nicht jenem endlosen Spielen der reinen Verbaldialektik, dessen „Eitelkeit" ebenso sehr das Merkmal der Koketterie wie das der innern Nichtigkeit in sich befasst — jedenfalls aber als ein rein subjectives sich schon darin offenbart, dass es seinen Namen daher tragen mag, lediglich im Intel-l e k t vor sich zu gehen und so ein rein dia-lektisches Ineinanderübergehen der Gegensätze darzustellen, mit welchem, nach Ausweis unserer Einleitungscapitel, sich die Realdialektik nicht gern was zu schaffen macht, es sei denn, dass der Intellekt oder λόγος selber als reale Macht in Mitwirkung tritt, als das wirksame Medium, „durch" welches — wie im Handeln nach abstracten Motiven — das Handeln selber seine Bestimmtheit bekommt, mithin auch je nachdem das Motiv, wenn es in seiner Nichtigkeit e r k a n n t wird, sich in ein Quietiv umsetzen und umgekehrt das Quietiv zu einem positiven Bestimmungsgrunde der praktischen Negation (eines Nichtwollens) werden kann.

2. Die Kraft zu sein und ihre Doppelheit.

Bekanntlich bestreitet die logische Correctheit seit lange den Physikern das Recht, einen Begriff wie den der *vis inertiae* überhaupt aufzustellen: eine solche rein negative und passive Bestimmtheit könne nimmermehr als eine Kraft bezeichnet werden, höchstens als blosse Eigenschaft. Und so ziemlich mit denselben Gründen ist man gegen die Metaphysiker vorgegangen, wo diese glaubten, eine Kraft zu sein nicht entbehren zu können.*) Schon dieses gemeinsame Schicksal weist darauf hin, dass es sich dabei wohl um wesensgleiche Dinge handle — und in der That kann es der Realdialektik für ihr Theil nur willkommen sein, wenn gleich am Eingange der Metaphysik die Unabweisbarkeit eines logisch Unausdenkbaren sich aufdrängt. So ironisch es sich im Munde eines Realdialektikers ausnehmen mag, so ist es doch wahr, dass es grade für die Fundamentirung seines Systems (welchem man so gern in unholder Präsumtion einen nihilistischen Charakter imputirt) darauf ankommt, die *vis essendi* zu verschanzen gegen alle die Chicanen, welche von Seiten des Idealismus, Skepticismus und Pantheismus die Position jeder blossen *potentia existendi* zu untergraben drohen. Ohne jene könnten keine Componenten zusammengehen zu Resultanten; denn die blosse Bewegung (mit welcher man ja heutzutage die Kraft so gern identificirt) ändert nur die Form des Seienden, aber das Quantum existirender Essentia bleibt von jedem Processe unangetastet. Keine Essentia erschöpft sich in der Fülle ihrer Existenzen; in allen Widersprüchen des realdialektisch selbstentzweiten Willenswesens erhält sich ein Unaufhebbares, das eben nicht verschlungen wird im Auf und Nieder dieses Antagonismus zwischen Ja und Nein: die einander gegenseitig auffressenden Menagerielöwen bleiben dem Realdialektiker so gut eine blosse Fabel, wie dem starrsinnigsten Logikfanatiker. Der Tod selber ist ja eine solche Scheinevanescenz; aber, dass das Leben fortdauert trotz allem Sterben, erhärtet jenen Satz von der Unver-

*) Auch Schopenhauer, der doch wahrlich nicht grade an ontologischen Spitzfindigkeiten krankt, bedient sich (in den Paralipomenis) des Ausdrucks: das Ding an sich sei das, was Allem die Kraft verleihe dazusein.

gänglichkeit des Essentiellen auch in jener Fassung, wo er als das Urparadoxon der gegen alle Souverainetätsprätensionen der Definitionisten so energisch frontmachenden Realdialektik auftritt. Diese selber befindet sich in der Lage, die in aller Selbstentzweiung ungeschädigt fortbestehende Einheit des sich selbst Widersprechenden mit allem Nachdruck festhalten zu müssen, und erkennt schon in den ältesten ionischen Naturphilosophen Genossen gleichen Bedürfnisses, wo diese für ihr *ἄπειρον* irgendwo ein *ὅρος* und *τέλος* suchen, um in das sonst haltlos Verschwimmende irgend einen Halt- und Zielpunkt hineinzubringen. Dazu dient dem Willensmetaphysiker das Motiv, welches dem in seiner abstracten Beziehungs- und Bestimmungslosigkeit gedachten Willen die der Erkenntniss überhaupt erst zugänglich machende Determination verleiht.

Aber diese Wirkung für ein Subject hat eine Bedingung im Ansich des Objects zur Voraussetzung, und eben diese findet an der *vis inertiae* wie an der *vis essendi* ihren Ausdruck. Jede Selbstbehauptung nimmt sich einerseits in sich zusammen, um an ihrer *vis essendi* festzuhalten, und kehrt andererseits sich nach aussen, um ihre *potentia existendi* nicht beeinträchtigen zu lassen — in solchem Sinne durfte Ulrici eine Unterscheidung zwischen intensiver und extensiver Widerstandskraft machen. Denn das Vermögen der Selbstbehauptung derimirt sich sofort in doppelter Bethätigungsweise: einerseits zur negativen Widerstandskraft, und andererseits zur positiven *vis inertiae*, welche ja in ihrer concreten Erscheinung ebenso sehr als Fortführung der einmal begonnenen Bewegung auftritt, wie als Bewahrung der Ruhe; weil vermöge ihrer eben nur der jedesmalige Zustand erhalten bleibt, bis ihn ein anderer, neuer Zustand causaliter tangirt. Da spürt man sofort die concrete inhaltsvolle Willensnatur und nicht jene kahle Abstossung, für die es so wenig ein Abstossendes wie ein Abgestossenes giebt, welche genau so essenzlos dasteht, wie ein Wille, der erst von Aussen durch eine Vorstellung seinen eigensten Inhalt empfangen soll.

Was die *vis inertiae* von der negativen Seite des der Anregung Harrenden darstellt, lässt die *vis essendi* von der positiven erscheinen, wo die Function der Kraft als Selbstbehauptung auftritt. Besagt jene, dass der Wille ohne Motiv nie zum Wollen werde, sondern ein in sich todtes Indifferentes bleibe, so will diese betont wissen, dass trotz all seiner scheinbar so endlos

wechselnden Bestimmbarkeit der Wille niemals aufhöre, ein sich selbst gleiches Wesen zu sein.

Das ist ja nur die objectiv gewandte Application dessen, was die Darlegung des antilogischen Princips so formulirte: das als widersprechend Prädicirte verharrt deshalb nicht minder in der Identität dieses seines Begriffs und bleibt unter dem Banne aller aus dieser Identität als deren eigentlicher Inhalt unmittelbar emanirenden Consequenzen.

Nicht von ungefähr liess sich die Realdialektik schon in ihre Wiege („Metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie") das Angebinde des fruchtbaren Gedankens legen, dass zur *potentia existendi* die *vis essendi* hinzutreten müsse und *vice versa* — ein für die Doppelheit der Realdialektik selber überaus charakteristisches Wechselverhältniss; denn diese beschäftigt sich als Dialektik mit der *potentia existendi* und als reale mit der *vis essendi* und hat den Inbegriff ihrer Metaphysik an der Wahrheit, dass der Widerspruch nicht nur nicht die Existenz aufhebt, sondern alles Existirende seine Essentia oder das Fundament seiner Realität (mag man diese buchstäblich als Sachlichkeit, Dinglichkeit, Gegenständlichkeit oder als Wirklichkeit fassen) grade daran hat, dass das sich selbst Widersprechende in seiner Selbstentzweiung sich dennoch nicht zur thatsächlichen Nihilität (oder Nihilenz) aufhebt. Von jeder so widersprechend wirkenden Kraft gilt: sie hat ein Ist vor ihrem Wirken, zwar nicht πρὸς ἡμᾶς, doch κατὰ τὴν φύσιν. Die blosse *vis essendi* gäbe für sich nach logischer Bemessung ein starres, unveränderliches Sein, das nie aus sich heraus könnte, ohne zu „Nichts" zu werden. Daran klammerte sich die falsche Dialektik, mit welcher die Alten den Begriff des Werdens angriffen, und daran häkelte Hegel das Gewebe seiner metaphysischen Logik nach dialektischer Methode. Wir dagegen sagen: vermöge der dialektischen Selbstentzweiung ist die *vis essendi* zugleich (das Spinoza'sche *eademque*) eine *potentia existendi*; in der Selbstentzweiung ist die Möglichkeit gegeben, zugleich das Gegentheil ihrer selbst zu sein und insofern zu sein und nicht zu sein. So ergiebt sich als intuitives Postulat, dass alles Werdende trotz aller logischen Widersprechlichkeit zugleich (*idemque*) als ein Seiendes muss gedacht werden, und dies erkannt und verkündet zu haben, nimmt die Realdialektik als eines ihrer eigenthümlichsten Verdienste in Anspruch. (Wenn Herbart in ähnlicher Absicht von der unauf-

hebbaren Position des Seins der Realen spricht, so hat er gleichfalls jene *vis essendi* im Sinne, welche allem Wechsel des Werdens zum Trotz ein Fortexistiren des Dings an sich garantirt und ohne welche wir von lauter blossen Phantasmaten mehr nur faseln als wirklich reden würden.)

Damit bewährt sich dann auch die schon früher hingeworfene Definition: Kraft ist das, was am Seienden das Werden möglich macht — als ein wenig was Besseres, denn ein leeres *Idem per idem*, wofern man in der Kategorie des Möglichen nur etwas mehr als die blosse Fähigkeit zu werden sieht, nämlich dasjenige, zu dessen Wirklichkeit nur noch das Eintreten einer Bedingung fehlt, wobei Bedingung als die Differenz zwischen Potentialität und Actualisation gefasst ist, also alles im besten Einklang mit anderweitig von mir gegebenen Definitionen steht: als Real d i a l e k t i k e r lassen wir kein Werden gelten ohne ein Werdendes, als R e a l dialektiker kein Werdendes ohne ein Seiendes.

Jene scheinbar entgegengesetzte Doppelheit in der Weise ihrer Selbstoffenbarung, welche die *vis inertiae* bald mit Trägheit, bald mit Beharrungsvermögen übersetzen liess, worin wir bereits die Identität mit der allgemeinen Willenseigenschaft erkannten, ebenso sehr von Quietiven wie von Motiven sich bestimmen zu lassen: sie ruht ja auf der Einheit von Wollen und Nichtwollen, vermöge welcher auch alle *potentia existendi* eine doppelseitige Form ihrer Manifestation zulässt. Und wer den Dingen auf den Grund geht, kann sich der Einsicht nicht verschliessen, wie jener Intellectual-Instinct, welcher die specifische Garantie für alle Realität in der Handgreiflichkeit (Palpabilität) findet, nur der subjective Ausdruck dafür ist, dass sozusagen das metaphysische Correlat des Tastsinns in der *vis essendi* zu suchen ist, wie die unvertilgbare „Sehnsucht nach der seligen Ruhe des Nichts" das ihrige hat an dem, was die tastende und lallende Physik in ihrer geistigen Unbeholfenheit geglaubt hat, *vis inertiae* nennen zu sollen.

Weit entfernt, die ganze Ontologie und Metaphysik mit den Herbartianern (z. B. Ballauff) in Beobachtung gewisser physiologisch-psychologischer Processe aufzulösen und Sein und Nichtsein nur als Empfundenes und Nichtempfundenes zu unterscheiden, mag sich die Realdialektik doch darauf besinnen, wie es auch für sie ein dem Denken voraufgehendes Fühlen ist, worin die ihr

eigenste Form dieses Gegensatzes, Wollen und Nichtwollen, zuerst zum Bewusstsein gelangt. Denn wirklich ist dem Object des Tastsinns in ganz besonderer Weise die Erweckung des Bewusstseins um eine Kraft des Seins, der unmittelbaren Selbstbehauptung, eigen, welche der nämlichen Kraft auf Seiten des Subjects „entgegen"- wirkt. Die Tastempfindung stellt sich uns dar als eine Coincidenz gegensätzlich auf einander einwirkender Repulsionen. Es kommt in ihr eine Kraft zum Bewusstsein, welche sich dadurch von allen andern Kräften unterscheidet, dass ihr das Merkmal der Selbstbehauptung dergestalt wesentlich ist, dass sich „von selber" (*eo ipso*) der Gedanke aufdrängt, sie sei specifisch grade als Kraft zu sein zu definiren, weil die blosse Abwesenheit dieses Eindrucks von einer gegebenen, im Uebrigen noch eigenschaftslosen, Kraft genügt, um die Tastempfindung r e i n zu negiren.

Soweit aber dies Bewusstsein um ein Seiendes dem Wissen um jede andere Kraft vorausgesetzt und auf dessen ganze Dauer begleitend mitgegeben zu sein scheint, führt es logisch zu dem Satze: ohne Stoff keine Kraft. Und wenn die Dynamik diesen Satz umzukehren versucht und sagt: ohne Kraft kein Stoff, so spricht sie damit ein Mehr aus in der implicirten Behauptung: die Kraft zu sein trete nie ohne Verbindung mit andern Kräften auf — was haltbar nur ist vom Standpunkt der reinen Subjectivität des Raumes und der Zeit; denn dem Realisten sind (s. u.) Raum und Zeit solche qualitätslose reine Seinspotenzen, als welche sie sich überall da bethätigen, wo die Physiker sich genöthigt sehen, sie als „mitwirkende" Factoren in ihre Rechnung einzusetzen. Auf alle Fälle also behält der Tastsinn für das Ontologische eine specifische Dignität, als der unmittelbare subjective Reflex dieser Kraft zu sein — und das ist denn auch der wahre und tiefere Sinn der Erkenntniss, welcher Kant damit Ausdruck lieh, dass er zunächst nur die Repulsion als das gegen den Raum Exclusive statuirte. Damit sind sämmtliche Formen von Attraction als die Negation solcher Exclusivität bestimmt, für welche mithin auch nimmermehr der Tastsinn als das percipirende Organ fungiren und angesehen werden kann; womit von vornherein dem Subject genau dieselbe realdialektisch selbstentzweite Doppelthätigkeit beigelegt ist, welche das objective Sein durchklüftet — eine Wesensidentität, welche von neuem der Willensmetaphysik die vollwichtigste Erhärtung einträgt. Kann

doch auch allein zwischen diesen Doppelpfeilern die Brücke gespannt werden, welche das körperliche Sein — das Object des selbstbehauptenden Tastsinns — mit dem geistigen, der selbstverleugnenden Expansivität hingebenden Wollens, vermitteln muss, wenn wir nicht kläglichstem Dualismus verhaftet bleiben sollen.

Vergegenwärtigen wir uns, wie alles Qualitative nur als ein Erscheinendes von uns erkannt wird und insofern von der *potentia existendi* bedingt ist, so fühlen wir uns versucht, das rein Quantitative der *vis essendi* selber vorzubehalten, obgleich es als ein Messbares und so der erkennenden Beurtheilung Unterstelltes objectiverseits das zeiträumliche Schema als das allgemeine *ὑποκείμενον* aller Grössenverhältnisse zur Grundlage verlangt. Aber das braucht ja eben die Realdialektik nicht irre zu machen, weil sie sich durchaus nicht zum exclusiven Subjectivismus bekennt, vielmehr grade in der absoluten Undefinirbarkeit des Begriffs Grösse (Messen ist das Vergleichen von Grössen) einen Wink dafür gewahrt, dass sie in ihm eines jener Merkmale vor sich habe, welche in ihrer absoluten Allgemeinheit keine Subsumtion unter Begriffe noch weiteren Umfangs mehr zulassen.

Nur deshalb durfte die Mathematik als *μάθησις μαθήσεως* sich gebärden, weil sie das beste Mittel zur Orientirung (selbst in jenem prägnanten Sinne, in welchem die Krystallographen dies Wort gebrauchen) in allen Kraftverhältnissen darbietet. Ihre eigentlichen Gegenstände: Raum, Zeit, Bewegung und Geschwindigkeit sind, 1) insgesammt, 2) jedes für sich und 3) alle einzeln zu den andern in Beziehung gesetzt, wesentlich und hauptsächlich Maassmittel für den denkenden Geist, mit deren Hülfe dieser allmählich heimisch wird im Reiche des Seienden: sie sind also, methodologisch abgeschätzt, die Principien der Ordnung und des Ueberblicks (deshalb auch ihre Wissenschaft vorzugsweise von ordnungsliebenden Völkern gepflegt, aber mit gleicher Nothwendigkeit von allen wahrhaft genialen, d. h. intuitiv schöpferischen, Geistern geringgeschätzt, weil diese nimmermehr am blossen Schema sich können genügen lassen.) Ohne sie wären Wollen und Denken dem schlechthin indistincten Chaos preisgegeben, blind im absoluten Dunkel, für ewig aller Erkenntniss verschlossen; denn das Urelement alles Erkennens ist das Vergleichen und die elementarste Form des Vergleichens das Messen. Aber eben auch nur in soweit ist die Messkunst das rechte Lernenlehren — über diese Grenze hinaus verfällt sie selber der Vermessen-

heit, wenn sie wähnt, nun auch den Kern des Erkennens, die Essentia, erreichen zu können. — An dieser hat sie nur so weit Theil, wie das Kleid an den Formen des Körpers, den es umschliesst: sofern auch sie in ihren Definitionen des Widerspruchs so wenig entrathen kann, wie in ihren eigensten Schöpfungen des Negativen, Irrationalen, Imaginären und des aller begrifflichen Fassung spottenden „Unendlichen". — Wie sehr sie dabei ganz an der Oberfläche haften bleibt, wurden ja die mathematisirenden Physiker inne, als sie gewahrten, dass das Verhältniss zwischen der positiven und negativen Elektricität eben nicht sich erschöpfen lasse durch die blosse Rechnungsweise mit „entgegengesetzten Grössen", und als sie vor dieser Entdeckung ein solches Erschrecken und Grauen packte, dass ihrer Etliche sich schleunigst mit Freund Weber-Zöllner in die vierte Raumdimension hinauf retirirten, um sich in diesem Transscendentalreiche eine Lösbarkeit des im Diesseits Unlösbaren zu salviren.

Das Denken flüchtet sich ja gar zu gern hinter Formeln, die ihm möglich und ausdenkbar wenigstens scheinen, und in dem unabweisbaren Bedürfniss, sich irgendwie mit dem Wirklichen zu versöhnen, spinnt es sich in den Selbstbetrug ein, der Welt der Widersprüche und dem Widerspruch der Welt entronnen zu sein, indem es ein Wort auftreibt, das den Riss ihm verkleistern muss, weil es selber den Muth nicht findet, schwindellos klaren Auges in den klaffenden Abgrund der realen Selbstentzweiung hinabzublicken — auf dass es von neuem sich einlullen lasse von dem *a-b-c* — *x-y-z*-Geklapper einer Integralmühle neuester Weltconstruction. Dann springen all die Kärrner der Empirie herbei, um stützen zu helfen an den wankenden Mauern und dem zerbröckelnden Gesimse, und in eifrigem Bunde sind Meister und Zuträger dann vereint zu dem Bemühen, der für den Augenblick etwas décontenancirten landläufigen Denkweise die beruhigende Versicherung zu ertheilen: man spreche nur unter etwas verändertem Namen von lauter ihr ganz geläufigen Dingen. Denn je „concreter" ein Wort wenigstens klingt, desto gewisser meint alle Welt, „es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Wäre es auch nur um den simpeln Kraftbegriff etwas so Einfaches, wie sich die Physiker gern einreden, so würde sich bei dessen Erörterung nicht selbst ein so nüchterner Empiriker wie der Engländer Grove in die absonderlichsten Gedankenlabyrinthe haben verlocken lassen: während Metaphysiker

entgegengesetzter Meinung darüber sind, ob es der Stoff oder die Kraft sei, was an der Essentia sein Ansich hat.

Während der Eine (E. v. Hartmann) in dem Stoff nur das Subsistenzverleihende sieht, muss, wer die Essentia dem auf sich selber ruhenden, von keiner Idee oder Vorstellung erst zu Leben genommenen Willensinhalte gleichsetzt, in dieser den Träger der Kraft erkennen, als welche nur die Existenzfähigkeit verleiht und die vielfach bedingte und bedingende Causalität „setzt". Denn die Essentia ist das, was dem chemischen Element in seiner „reinen Darstellung" entspricht, als welche die absolute, alle Motivationseinflüsse fernhaltende Isolirung erfordert. Als diese *ἐνέργεια* sozusagen des reinen Seins, das sich nicht mehr in's Nichtsein zurückschleudern lässt, ist die *vis inertiae* zugleich identisch mit der *vis essendi*, und weil, wie auch Lotze anerkannt, Kraft überhaupt nur sichtbar wird in den Relationen zwischen der Vielheit der Substanzen, so muss auch aus dem Nebeneinander sich selbstbehauptender Substanzen eine unmittelbare Wirkung resultiren, die denn auch so wenig zwischen den unbelebten Naturkörpern, wie zwischen den bewussten Individualwillen ausbleibt: die Reibung, welche ihrerseits unmittelbar zunächst als Bewegung hemmend, somit als Quietiv wirkt, aber zugleich *eodem ipso* als durch „Widerstand" reizend, mithin als Motiv, also auch an ihrem Theil die realdialektische Einheit des *nolens volens* und des *volens nolens* nicht verleugnet.

In argloser Naivetät drückt die empirische Physik selber den engen Zusammenhang aus zwischen dem ontologischen und realdialektischen Ursatze, wo sie den einfachsten Daseinserweisungen der Materie nachspürend solche findet im Widerstande und zwar im passiven der Selbstbehauptung — zu sein, ist die erste Kraft, und das Erste, was Kraft fordert, die Existenz selber. Oder warum hat alle Welt Schopenhauer recht gegeben, als er es eine Absurdität nannte, dass Hegel behauptete, im Magnetismus trete ohne Massenvermehrung eine Vermehrung (resp. ohne Massenverminderung oder -vernichtung eine Verminderung oder Aufhebung) der Schwere ein? Mit der Constanz der Kräfte als solcher scheint das doch in schönstem Einklang zu stehen. Aber was sich nicht damit verträgt, ist, dass wir im Begriff der Schwere den der Masse gleich mit drin stecken haben, ohne es recht zu wissen, und dass wir irgendwo doch immer wieder nach jenem famosen „Substrat" greifen, das uns ein An-

halt sein soll, damit nicht Alles uns zerrinne im Flusse des absoluten seinlosen Werdens, des „reinen“ Processes ohne Procedirenden, mit einem Worte, weil wir etwas brauchen, was existirt und existiren kann, d. h. das Vermögen, die Fähigkeit, die Kraft hat, zu existiren, zur Existenz die *essentia existens* liefert — und dies in seiner Reinheit gedacht ist die Kraft zu sein. Wenn dagegen von Müller-Pouillet (Lehrb. der Phys. und Meteorol. 5. Aufl. B. I. S. 10) gesagt wird: „es wäre denkbar, dass es in der Natur Körper gebe, auf welche die Schwere gar nicht wirkt, obgleich sie deshalb nicht aufhören, träge Massen zu sein.... denkbar, dass die Schwere ungleich auf die Theilchen verschiedener Substanzen wirke“ — so fragen wir: was sollen alle diese Denkbarkeiten anders als die Kreisbewegung verschleiern, aus welcher die Definitionen der empirischen Physik nun einmal nicht heraus können, sofern sie immer wechselsweise eine Eigenschaft durch die andere bestimmen: Masse durch Dichtigkeit, Dichtigkeit durch Masse, Schwere durch Gewicht, Gewicht durch Schwere u. s. f., mag es dabei auch noch so vorsichtig indirect hergehen? Aber was entnimmt die speculative Betrachtungsweise aus der Unübersteiglichkeit dieser Cirkelschranken der Empirie? Eben wieder nur ein Zeugniss mehr für die Negativität des Weltdaseins, das seine elementarste Erscheinungsform an dieser unentrinnbaren gegenseitigen Abhängigkeit der sogenannten allgemeinen Eigenschaften der Körper hat. Zu sich selber tritt seit ihrem Uranfange die Materie in unausbleiblichen Widerstreit — dumpf verschlossen im rein physikalischen Dasein, bewusst und klar im lebendigen, vollends zerspalten und geschieden im Selbstbewusstsein der Ich-Individualitäten. Aber dann muss sie doch eben auch ein Selbst haben, einen Willenskern, der nicht aufgeht in die Summe der Einzelheiten seiner Eigenschaften, eine *voluntas*, welche mehr ist als die Gesammtheit ihrer *volitiones*, einen Träger, dem alle Eigenschaften nur „inhäriren“, ein etwas, das als *vis essendi* der *vis agendi* vorausgeht und dadurch verhindert, dass nicht ein Zero äqual oder gar identisch ist dem anderen, etwas, was jenem reinen Dynamismus entgegentritt, welcher die ganze Verschiedenheit des Seienden in die Existenzweise verlegen und nicht gelten lassen will, dieselbe bestehe in der Essentia der Kräfte, ihrem Wesen sammt ihrer Wesenheit, (obzwar nur vermittels ihrer Existentia).

Wie so aber die *vis inertiae* noch vor der Schwelle der eigentlichen Naturphilosophie sich als eine Eigenschaft von gradezu typischer Realdialektik offenbare, erhellt aus folgender einfachen Zusammenfassung: schon an sich ist es eine Manifestation des Wesenswiderspruchs, dass die Dinge der Welt und das an ihnen vor sich gehende Geschehen zum Entgegengesetzten, zum Ja und Nein, gleich bereit sind und dass einzig der „Zufall" des eben einwirkenden Negativs (Impuls oder Hemmung — Motiv oder Quietiv) darüber entscheidet, ob und wie etwas verläuft: der schwer Ermüdete wünscht, einmal in rasche Bewegung versetzt, nun in Gang zu bleiben, um nur rasch an's rechte Ruhe-Ziel zu gelangen, weil er erst im Anhalten inne wird, dass sein Erschöpfungszustand als Quietiv wirksam wird und als den eigentlichen Gegenstand seines innersten Begehrens die Ruhe verräth, während die ganz gradlinige Logik — und wirklich machen's ja die Kinder und Dummen so — wünschen möchte, um jeden Preis sofort zur Ruhe zu kommen. Aber gradezu nirgendswo sonst bestätigt sich die eigentliche Natur des Logischen im causalen Geschehen als jene bloss halbseitig rectograde (und virtuell genau ebenso retrograde) wie sie uns das antilogische Princip kennen lehrte, deutlicher als darin, dass nicht ein logisch Nothwendiges als *primum movens* über Ob und Wie des *motus* entscheidet, sondern nur das einmal bestimmte Dass sich logisch fortsetzt, bis zu dem Punkte, wo mit gleicher Zufälligkeit — nämlich abermals nicht aus dem Wesen der Sache, sondern nur aus dem äusseren Zusammen der Dinge hervorgehend — das Hervortreten des entgegengesetzten Negativs die entgegengesetzte Wirkung hat.

Die *vis essendi* wäre ja in sich todt ohne die *potentia existendi:* aus dem Wesen der Dinge selber drängt's hinaus zum Werden: der Wille selber lässt sich keine Ruhe, weil er ebenso sehr das Ruhelose wie das Ruhebedürftige ist: die *vis inertiae* ist so wenig reine Receptivität wie irgendeine andere Kraft: auch in ihr treibt die Spontaneïtät aller Willensnatur vorwärts: auch sie birgt, wie wir gesehen haben, in ihrer Latenz das Doppelwesen der Bejahung und Verneinung — auch sie kleidet ihre Bethätigung erst von dem Augenblicke an in logische Formen der Consequenz und Constanz, wo über das So oder so anderweitig entschieden ist.

Immer wieder sehen wir den Vorsprung, welchen die Willensmetaphysik daran besitzt, über den Gegensatz von Action

und Agirendem hinaus zu sein. Während die Dynamiker jene und die Stoffmechaniker dieses einseitig fixiren, behalten wir eine Einheit Beider, welche in gleichem Maasse der Willenslehre und der Realdialektik consentan ist. Während dem Physiker seine Wärme als Bewegungsform das einemal erzeugte Wirkung, das anderemal bewirkte Ursache ist und ihm lebendige Kräfte sich in den todten Niederschlag blosser Virtualität umzusetzen scheinen, besitzt die realdialektische Willensphilosophie an ihrem Princip der *Voluntas* etwas, das ebenso sehr und ebenso gut das Eine wie das Andere ist. Denn während die Hegelei mittels ihrer Dialektik sich begnügt, ein Entweder-Oder zu einem Sowohl-Alsauch umzustempeln, weiss die Realdialektik, dass die ganze Wahrheit erst befasst ist in ihrer Einheit eines Weder-Noch und Sowohl-Alsauch. Vor dem Monismus des Idealismus, welcher seine Identitätslehre der Analogie entspinnt, dass das Denken zugleich das Denkende selber sei, hat der des Willens, welchem das Wollen zugleich das Wollende, das Subject seiner eigenen Action ist, den Vorzug, dass er viel unmittelbarer zu den Qualitäten des materiellen Seins hinüberführt, die jenem als das „Anderssein“ der Idee noch immer ein Heterogenes, Wesensfremdes bleiben. Und dabei setzt die antilogische Courage der Realdialektik diese in den Stand, immerhin noch zu constatiren oder zu deduciren, wo ihr zu erklären oder zu begreifen versagt bleibt. Was in sich selber den Widerspruch aufgenommen und verwunden hat, ist gegen einseitig logische Insulten so unverwundbar und aller nicht selber dialektischen Kritik gegenüber so gefeit, wie der Giftesser gegen Wirkungen, welche für jeden nicht gleicherweise Imprägnirten absolut tödtlich sind; oder nach einfacherem Bilde: der von entgegengesetzten Richtungen auf ihn ausgeübte Atmosphärendruck zerquetscht den Realdialektiker nicht, weil er demselben in seinem Innern den Widerstand der gleichen Luft entgegensetzt.

3. Das potentiale und actuale Sein.

Wenn sich uns nicht der Unterschied des potentialen und actuellen Seins als ein geheimnissvolles Problem aufdrängte, so wäre gar keine Nöthigung gegeben, dem ewigen Sein grade Willensnatur und damit ein inneres Bewegungsprincip, das als

solches schon auf die Erstreckung durch Zeit und Raum angewiesen ist, beizulegen. Der metaphysisch-ontologische Vorzug der Willensmetaphysik besteht eben darin, dass diese den Begriff einer Selbstverwirklichung, wie ihn keine wahrhafte Welterklärung wird entbehren können, überhaupt erst möglich macht, aber eben auch nur unter der Voraussetzung, dass man vermöge seiner ein Sein zu fassen im Stande ist, welches idealiter jedem Einzelacte seiner Realisation voraufgeht. Dessen unfähig zu sein, erscheint als der unheilbare Mangel an allen Systemen, welche sich unterfangen, aus dem gasigen Zustande blosser Vorstellungen oder Ideen diese hart concrete Welt zusammenschmieden zu wollen*), und jenem bei seinen Vorgängern so weit klaffenden Dualismus zwischen dem schlechthin einseitig Sub-

*) Der Wille ist selber eine Kraft, und aus ihr die specielle Kraftbethätigung des Denkens als ein Secundäres herzuleiten, stellt eine ungleich „natürlichere" Aufgabe, als wie die entgegengesetzte, sich das seinem Wesen nach quietistische, antireale Denken als den schöpferischen Ursprung alles Realen und dessen wild erregter Energie vorstellig machen zu sollen. Die Idee — als ein von Hause aus logisch Gedachtes, — kann nichts Antilogisches, Dialektisches emaniren und muss ewig Halt machen vor dem Problem des Widerspruchs und der Vielheit, während die vom Individuum anhebende Willensmetaphysik gleich von vornherein auf demselben Boden steht, wie die aus allen Richtungen (wie mittels der *plagae*, welche Lucrez die Schwere bewirken lässt) auf atomistischen Boden hingedrängte empirische Naturwissenschaft; und wie leicht überträgt sich das Ineinander von Action und Agirendem, wie es im Willen dem unmittelbaren Selbstbewusstsein vertraut ist, auf die Functionsweise auch der einfachsten Elementarkräfte. Die physikalische Reibung wird uns verständlich aus charakterischen „Frictionen": in beiden bethätigt sich die Selbstbehauptung eines individuellen Seins gegen ein anderes, wobei sich beide wechselsweise in Einem attractiv und repulsiv zu einander verhalten. In jedem „Schwerpunkt" ist die Einheit einer Vielheit gegeben, wie in jeder Centralisation von Atomkräften zu Gravitationswirkungen ein Analogon vorliegt, aus welchem die Möglichkeit von „Summationsphänomenen" selbständiger Wesen grade so spricht, wie aus dem organischen ἡγεμονικόν. Noch einfacher offenbart sich die realdialektische Compensation contradictorisch einander entgegenwirkender Kräfte im schwebenden Gleichgewichtszustande der Theile derjenigen Körper, welche wir eben darnach als „tropfbare" bezeichnen, sofern die Tropfen ebenso sehr zum Ineinanderfliessen wie zur Verselbständigung (auch in der Verdunstung) tendiren.

jectiven und dem ebenso schlechthin einseitig Objectiven gegenüber erscheint es als das metaphysische Grundverdienst Schopenhauer's, dem rein subjectivistischen Idealismus sich dadurch entrissen zu haben, dass er an dem Willen jenes *punctum saliens* packte, in welchem das schlechthin Subjective ein eben so schlechthin objectives Element enthält und umgekehrt ein schlechthin Objectives in unmittelbarer Einheit mit dem Subject steht.

Und wenn es dabei nicht abgeht ohne das antilogische und darum von Seiten bornirter Logiker so viel bekrittelte Oxymoron einer „unmittelbaren Objectität", so war es an uns Späteren, statt in vornehmer Abkehr das Problem stehen und liegen zu lassen, wie es darnach grade stand und lag, lieber mit pietätvollem Nachdenken des Vorgedachten dies Widerspruchsräthsel weiter zu bebrüten, getragen von dem Vertrauen, dass (wie es ja auch der Bewegung gegenüber unerlässlich geworden, nach dem Ausdruck Herbart's: „das Sein an diesem Orte sogleich wieder aufgehoben zu denken, dergestalt, dass man nicht e r s t setze und d a n n wieder aufhebe, s o n d e r n b e i d e s u n m i t t e l b a r v e r b i n d e") die Intuition zu bewältigen vermöge, woran das abstracte Denken scheitern muss, weil es dessen nimmermehr mächtig werden kann. Dieses muss sich ja auch, ohne in sich irgendein Rettungsmittel dagegen zu finden, äffen lassen vom reinen „Begriff" des „Werdens" als der logisch-unversöhnlichen Discrepanz gleichzeitigen Seins und Nichtseins. Denn was ein anderes wird, muss — nach rein logischer Bemessung — doch eben damit zugleich aufhören, es selbst zu sein. Deshalb hat man ja von jeher versucht, sich hinter die Behauptung zu flüchten, alle wahre Essentia bleibe vom rein existentialen Process des Werdens unberührt und alles Werden gehe ganz ausschliesslich innerhalb des Phänomenalen vor sich. Was ewig sich ändere, hiess es dann, sei nur die Weise, wie das Eine und mit sich identische Wesen in immer andern Kräften erscheine. Aber ein mehr als bloss verbaldialektischer Schluss ist es, wenn man folgerte: alle Veränderung als solche hat ihre Voraussetzung an einem Unwandelbaren, in welchem wir deshalb die r e i n e Bedingung für alle causalen Bedingungsverhältnisse gefunden haben. Dann aber dürfen wir auch umgekehrt sagen: wie das ewig Unwandelbare selber das einzig subsistirende Subject für das Prädicat der Veränderlichkeit hergiebt, so trägt alles Veränderliche seinem

innersten Kern nach an sich selber ein Unveränderliches. Denn in demselben Augenblick und in derselben Beziehung, in welcher es seine Existenz aufgiebt, indem es ein anderes wird, behauptet es zugleich seine innere Wesenheit, insofern als es in und mit seiner Veränderung eben nur zu einer andern Action des *ens metaphysicum* wird. Das sind nun aber für einseitig logisch geschulte Ohren nichts als einfache Widersprüche, und deshalb lag ja hier zu allen Zeiten der breiteste Tummelplatz der Skepsis, die in ihrer Pseudo-Neutralität doch eine Krypto-Logikerin blieb, indem sie das Intuitive mit den Waffen der Logik bekämpfte. Insofern ist es nichts weniger als eine zufällige oder beiläufige Schwäche, sondern ein vollbewusster und mit ihrem genetischen wie systematischen Ausgangspunkt unmittelbar gegebener und unzertrennlich mit ihrem ganzen Wesen verbundener Antagonismus zu dem aus logischen Quellen seine beste Nahrung ziehenden Skepticismus, wenn sich die Realdialektik als Vertreterin der antilogischen Intuition zu einem gewissen — wie die Gegner spotten: naiven, und doch, wie sich hier zeigt, recht sehr reflectirten — Dogmatismus bekennt. Denn sie hält dafür, dass man zuvor wissen müsse, was gewusst werde, ehe man wissen könne, was gewusst werden könne, und nur weil die Intuition an dem *uno obtutu* Erschauten zu leisten vermag, was dem logischen Denken in seinem „Zerlegen" ein ewig Unmögliches bleibt, und nicht etwa aus vorgefasster Vorliebe oder aus Antipathie gegen das Logische, bekennen wir uns ja zum antilogischen Princip. Ist doch ohne solches auch alles baarer Unsinn, was als teleologische Auffassung sich giebt. Denn vom Standpunkt logischer Correctheit lässt sich den Einwürfen des rein auf *causae efficientes* pochenden und alle *causae finales* perhorrescirenden mechanistischen Materialismus schlechthin nichts entgegenstellen, weil doch erst als ein zeitlich Späteres (*ὕστερον πρὸς ἡμᾶς*) in seiner Selbstverwirklichung vor uns steht, was in seiner selbstschöpferischen Einheitlichkeit das metaphysische *prius* (*πρότερον τῇ φύσει*) muss gewesen sein. Die Kraft ist nicht bloss das Prius der Wirkung, auch nicht bloss das der Ursache, sondern das der Causalität selber, und eben darum hat sie das Reich ihrer schlechthin selbständigen Existenz, ihr absolutes Ansich, jenseit all der Grenzen, innerhalb oder unterhalb welcher der Streit über die „bloss" subjective Geltung der Causalität allein Sinn und Bedeutung hat — sie ist der Quellpunkt für alle der Erscheinungswelt angehörigen Einzelursachen.

Zugleich aber aus der Weite des All-Einen und seiner Unendlichkeit in die übersehbaren Engpässe des Individualismus, welcher als solcher mit — wenigstens extensiv angesehen — endlichen Factoren operirt, einlenkend, musste die Willensmetaphysik zwiefach das Bedürfniss fühlen, dem Satze der All-Einheitsdoctrin gegenüber, welcher alle Vielheit zu bloss phänomenaler Existenz degradiren möchte, alle diejenigen Differenzmerkmale mit scharfer Betonung herauszukehren, durch welche sich eine in sich subsistenzlose *actio* (ein *actus voluntatis sive volitio*) unterscheidet von einem an sich subsistirenden Individuum oder individuell Bestimmtem. Der charakterologische Individualismus, an welchem die Realdialektik sich zunächst exemplificirt hat, konnte niemals zu entschieden daran festhalten, dass seinen Ur-Einheiten alle diejenigen Attribute zukommen, welche der antipluralistische Monismus (kein blosser Pleonasmus, weil wir zu der Fahne des antidualistischen auch geschworen) seinem All-Einen als der allein subsistirenden Einheit vindiciren möchte.

Dazu genügt es aber nicht, ihnen eine blosse *potentia existendi* beizulegen. Denn solche drückt (schon vermöge der begrifflich feststehenden Correlation zwischen potentiellem Sein und Actualisation, innerhalb deren das Potentiale als solches allein Geltung hat) zunächst nur die Möglichkeit aus, dass ein Etwas in den Bereich des Phänomenalen eintrete, enthält aber darüber, ob solch ein Erscheinendes auch zugleich ein Subsistirendes sei, nicht die leiseste Andeutung. Sollte letzteres von der Henade behauptet werden, so war ein Begriff zu suchen, welcher der Kraft als metaphysischem *Ens* die Fähigkeit verleiht, ein Subsistirendes zu sein, oder kurz: die Fähigkeit der Subsistenz zuertheilt. Hierzu taugt aber nur das Wort *vis*, welches die Kraft in ihrem concreten Ansich, nicht als bloss vorgestellte Eigenschaft, nicht als blosse Inhärenz an einem ausserhalb ihrer subsistirenden Substantialen oder als ein einem Träger bloss Anhaftendes zu bezeichnen bestimmt ist. In letzterem Sinne hätte sich der Ausdruck *facultas* verwenden lassen; allein die *facultas* ist die bloss abstracte Fähigkeit, die *vis* das solche Fähigkeit Selbstverleihende. Nur auf der Grundlage einer solchen substantialen *vis* von bestimmtem *Quale* gelangen wir auch zu einem wahrhaften Individualismus. Mit der blossen Vielheit (z. B. der unterschiedslosen oder wenigstens in ihrer Unterschiedenheit unerkennbaren Realen) ist es nicht gethan: das

zeigt das in seiner Unfruchtbarkeit so entsetzlich ermüdende Bemühen Herbart's und seiner Schule — damit kommt nichts zu Stande, als ein abstracter Pluralismus und nichts dabei heraus, als ein Individualismus ohne Individualitäten.

4. Die Vis inertiae physisch und metaphysisch betrachtet.

Aber eine dialektisirende Kritik hat uns die Kraft zu sein überhaupt — also auch da, wo sie von uns als die Einheit der *vis essendi eademque potentia existendi**) besprochen wurde — als einen logisch unhaltbaren Unbegriff bestreiten wollen. Es hiess: alle Kraft habe ihr Correlat an einem Wirken. Aber solche verengernde Definition macht sich nicht nur der Willkür, sondern auch einer *petitio principii* schuldig. Kraft ist ein weiterer Begriff. Kraft ist alles, was ein Können verleiht, nicht bloss eine *facultas (quae facit)*, sondern auch die weit abstractere *potestas (quae potest)*, die kann, nichts als kann, gleichviel ob sein oder thun. Sie ist weiterhin auch die Kraft, ein Besonderes, ein Etwas zu sein, das Vermögen zu individueller Sonderexistenz.

Diese Seinsseite an der Kraft ist auch — wie bereits oben angedeutet wurde — das, was das populäre Bewusstsein nicht aufgeben will, wenn es zur Kraft noch des „Stoffes" begehrt, und man sollte meinen, es müssten auch Dynamisten und Atomiker sich versöhnen können in einer Auffassung, nach welcher die Kraft selber ein Etwas ist, das fortbesteht, auch dann noch, wenn ihre Wirkung zur Ruhe kommt, entweder in Ausgleichung oder intermittirend, weil es grade an einer Sollicitation gebricht. Die Kraft zu sein ist eine von allen andern Kräften, welche wir in dieser Differenz die „wirkenden" nennen mögen, generisch verschiedene. Sie allein wird sich nimmermehr umsetzen lassen in eine der — mehr und mehr als wesensidentisch sich erweisenden — Bewegungskräfte, sie ist sozusagen hierzu die antithetische Strebung. Sie ist das, was als jener „Stoff" sich breit macht, den zuletzt noch kein Dynamiker hat ganz loswerden können — sie constituirt jene „Masse", die durch's Gewicht wohl gemessen werden kann, weil das Gewicht selber an ihr sein

*) Zuerst in der Metaphysischen Voruntersuchung zur Charakterologie „Zum Verhältniss zwischen Wille und Motiv" S. 38. u. Anm.

allgemeines Maass hat (in gleichem Sinne wiesen wir ja bereits vorher das Quantum und alle Grösse der *vis essendi* zu), die aber mit nichten an diesem Wechselverhältniss in erschöpfender Weise ihr objectives Wesen oder auch nur ihre subjective „Bestimmtheit" hat, — jene Masse, von der es im Müller-Pouillet'schen Lehrbuch der Physik (5. Aufl. Bd. I. S. 10) heisst: „die Grösse des Beharrungsvermögens ist dem Begriffe nach das eigentliche Maass der Masse" und (ebenda S. 7): „wir schätzen überhaupt die Masse eines Körpers nach der Grösse des Widerstandes, den er infolge seiner Trägheit einer beschleunigenden Kraft entgegensetzt". Und wenn wir oben sagten, die *vis inertiae* stelle von der negativen Seite das der Anregung Harrende dar, was die *vis essendi* als positive Function der Selbstbehauptung erscheinen lasse, so stimmt das ungesucht auf's allerbeste zu der Unterscheidung, welche der nämliche Physiker, zugleich in vollem Einklang mit unserer Auffassung vom Wesen der Reibung, macht (ebenda S. 7): „man könnte den Widerstand des Beharrungsvermögens als passiven Widerstand bezeichnen, während der Reibungswiderstand z. B. ein activer Widerstand genannt wird".

Aber noch lieber möchten wir uns doch auf die Autorität eines Newton beziehen, nicht obgleich, sondern weil Schaller (Gesch. d. Naturph. I, 358) gegen die folgenden Sätze den Vorwurf erheben wollte: es gehe darin der passive Widerstand der Materie unter der Hand in einen activen über — denn grade für diese untrennbare Einheit des Thätigseins und der Leidentlichkeit, als eine der significantesten Elementarerweisungen des realdialektischen Kraftwesens, suchen wir ja nach einem adäquaten Ausdruck und freuen uns dessen, dem gleichen Suchen bereits bei einem so tiefen Geiste zu begegnen: *per inertiam fit, ut corpus omne de statu suo vel quiescendi vel movendi difficulter disturbetur. Unde enim vis insita nomine significantissimo vis inertiae dici possit . . . estque exercitium ejus sub diverso respectu et resistentia et impetus . . . impetus, quatenus corpus idem vi resistentis obstaculo difficulter cedendo conatur statum ejus mutare.*

Die *vis inertiae* ist in Bezug auf die Zuständlichkeit ganz dasselbe, was die Undurchdringlichkeit für die reine, zunächst bloss und ausschliesslich räumlich determinirte Existenzweise ist — sie ist das, was keine Causalität an sich herankommen lässt, das, was aller Causalwirkung sich entgegenstemmt, in diesem praktischen Sinne also die reine Negation der Causalität, jenes

ewige intermediäre Etwas zwischen Ruhe und Bewegung, das allem Wechsel von Ruhe und Bewegung zeitlich wie begrifflich muss vorausgegangen sein und ebenso ihm nachfolgen — also der eigentlich ewige, uranfängliche und nachweltliche, ausserzeitliche Zustand des Seins, das, um was alles Causale nur herumspielt als die Phänomenalität des Kraftwesens selber. Verbürgt so die *vis inertiae*, wie jedesmal im einzelnen Falle, so auch überhaupt im extraexistentialen Sein der Essentia den Fortbestand des jeweilig Bestehenden, und ist sie es, welche uns nöthigt, das Nebeneinander von Ruhe und Bewegung als eine ewige Thatsache der Vergangenheit anzuerkennen, so muss auch in ihr für die Zukunft die sichernde Garantie gefunden werden, dass „nicht aufhören sollen" Ruhe und Bewegung („Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht" Gen. 8, 22); denn das Aufhören aller Causalität können wir uns eben nicht anders denken, denn als Hinabsinken alles Wirkenden und Bewirkten in den wirkungslosen Schos der *vis inertiae*, deren ungehemmtes Walten eintreten müsste, sobald kein Erscheinungsspiel mehr mit bunten Phänomenen die Wechsellosigkeit ewiger Unveränderlichkeit trübte.

Alles an der Materie lässt sich verwandeln: Wärme in Bewegung, Licht in Wärme, Electricität in Licht u. s. w. u. s. w. — nur die Masse nicht — die ist das schlechthin Unaufhebbare, weil als *vis essendi* identisch mit dem vom Wirken der Kraft unabhängigen, diesem voraufgehenden Sein der Kraft. Besässe nicht die Kraft ein solches Sein, wäre sie nicht mehr als das blosse Aequivalent, als der abstracte Gradmesser einer andern, zu ihr in ein reines Grössenverhältniss gestellten Gegenkraft, so müsste aus dem Gleichgewicht ruhender Kräfte die reine Null resultiren, wie $+ A$ und $- A$ rechnungsmässig zur Null sich ausgleichen. Aber eben weil die Kraft n i c h t total aufgeht in ihr Wirken, giebt auch die wechselseitige Ausgleichung, Aequivalenz, Neutralisirung, Paralysirung oder wie wir es nennen wollen, der Kräfte ein Resultat, das nicht blosses reines Vacuum ist. Sonst könnte überhaupt kein Naturprocess „zu irgend etwas führen".

So würde es denn eben eine sehr voreilige Logik sein, aus jener Vorstellung auf die Möglichkeit eines endgültigen absoluten Stillstands des Universums schliessen zu wollen — denn mit ganz dem gleichen Recht liesse sich das Gegentheil präsumiren: das andere in solch reiner Indifferenz gebundene und um

nichts mehr einseitige Extrem müsse zur Geltung kommen: die alle Ruhe aufhebende und ausschliessende Bewegung — sonst wäre ja die dem Wesen und Begriff der *vis inertiae* eigenthümliche Neutralität nicht gewahrt und sie wäre nicht das die Garantie für die Fortdauer des grade Vorhandenen (das aber ist ja, als das just jetzt Daseiende, das Nebeneinanderbestehen von Ruhe und Bewegung) Gewährende. Die Unbestimmbarkeit des Wesens des Dings an sich als negirten entspricht als einfaches Correlat seiner Unerkennbarkeit als ponirten und drückt ebenso sehr die objective Qualitätslosigkeit einer solchen Nichtwelt aus wie die subjective Impotenz, ein Weder-Noch zwischen Ruhe und Bewegung als deren reine, logisch reine Mitte sich vorstellbar zu machen. Und selbst wenn wir uns nach einem Symbol für solche Wechselverneinung negativer Grössen umsehen, würden wir uns kein anderes denken können als das Product der Gravitation als Quietivs und des Stosses als Motivs, also das *perpetuum mobile* eines ewigen Pendels*).

*) Man hat gemeint, die Unmöglichkeit eines physischen *perpetuum mobile* rein logisch aus dem Identitätssatze herleiten zu können, weil dazu eine Kraft erforderlich sein würde, welche mehr sei als sie sei, grösser als sie selber, mithin genöthigt, dies Plus aus Nichts hervorzubringen. Allein schlagender scheint es, darauf hinzuweisen, dass das *Ens metaphysicum* selber an diesem Ausdruck (*perpetuum mobile*) seine adäquateste Bezeichnung hat, indem es ja ein in ewiger Selbstbewegung bewegtes Wesen ist und grade nur als solches jene ewige Constanz in sich bewahrt, vermöge welcher alles concrete Einzelsein ein ewig wechselndes ist. Also müsste entweder das Ewige zu einem Zeitlichen sich verendlichen oder das Endliche die Natur des Ewigen anziehen, wenn dem Werdenden zutheil werden sollte, was nur dem Ungewordenen zukommt: selbstschöpferische Selbsterneuerung durch alle Aeonen hindurch. Was sich in der — physikalischen wie physiologischen — Wirklichkeit auseinander gebiert, ist nur die Folge der Erscheinungen, und für den metaphysischen Standpunkt ist die Causalität selbst etwas Gebornes, dem Schos der reinen Bedingung entstiegen, welche sich selbst zur actualisirten Causalität verwirklicht, weil es der Willensessentia wesentlich ist, ein wirklich *active* sich selbst „Setzendes" zu sein. Der unentrinnbare Nothwendigkeitsbegriff zwingt uns, mit jeder Vorstellung einer Essentia auch die ihrer Existenz zu verbinden — ein ontologisches Princip, das in's Metaphysische übertragen den Satz ergiebt: ist der Wille ein Ewiges, so ist es auch das Wollen, was dann die Umschreibung in der Sprache der physikalischen Empirie wiedergiebt als das *dictum vulgare*: keine Kraft ohne Stoff und kein Stoff ohne Kraft.

Selbst wenn die bloss äussere und extensive *existentia* verschwände, bliebe eine innere und intensive *essentia*, und deren „Beharren" ist es, was sich in alle Ewigkeit hinaus auflehnen wird gegen eine finale Entropie — dann aber auch rückwärts jenen absoluten Weltanfang verneint, welchen noch *P.* Angelo Secchi im Résumé seines Buches über die Sterne glaubt postuliren zu dürfen auf Grund der Argumentation: es würde, wenn wirklich eine unbegrenzte Zeit bereits verflossen wäre, schon das allgemeine Gleichgewicht eingetreten und jedes Weltphänomen unmöglich sein, weil die Energie, deren Verschiedenheit in den verschiedenen Regionen die Ursache der Veränderungen sei, sich stets auszugleichen strebe (Sklarek's Naturf. XIII, 88). Diesem Postulat opponirt die *vis inertiae* und kann es auf Grund desselben Résumé's mit dem Hinweis auf die (ebenda sub 22 u. 23) der allbeherrschenden Schwerkraft entgegengestellte unbekannte und unbenannte „andere Kraft".

So haben wir schon hier einem Wahn zu widersprechen, der später — im 6. Capitel — uns nochmals beschäftigen wird, als ob es um *vis inertiae* und Stoff etwas schlechthin unterschieds-, somit auch eigenschafts- und vielheitsloses wäre, und nicht vielmehr solch rein negativen Merkmalen das positive absoluter Gleichartigkeit und Einheit, realer und numerischer Identität mit sich selber, entspräche, so dass wir es nicht mit dem *caput mortuum* eines absolut „Trägen" zu thun haben, sondern mit dem potentiell gleichwerthigen Correlat zu allem Veränderlichen — somit ein Etwas, dessen Affirmativität — trotzdem es den Namen des „Trägen" trägt — schon dadurch gewährleistet ist, dass es als das wahrhaft Lebenbedingende will gewürdigt sein. Zwar hat man andererseits das „Gesetz der Trägheit" in's Feld geführt wider die „Urzeugung", insofern *suo jure*, als allerdings die blossen „günstigen Umstände", d. h. blosse Bedingungen, nicht im Stande sind, den Uebergang aus dem rein physikalisch-chemischen Bereich in das Organische (selbst mit Zuhülfenahme des Zwischenstadiums der Krystallisirungen) zu vermitteln, wenn nicht der potentielle Lebensdrang als das eigentlich Erzeugende hinzugenommen wird.

Ohne die *vis essendi* gäbe es auch für die Willensmetaphysik nur jenen Pseudo-Willen, der ohne Wollen ist, der nichts will, wo möglich nicht einmal sich selbst (weder wollen will, noch nicht wollen: *neque vult velle, neque nolle*) einen Willen, der in seiner absoluten Gleichgültigkeit (eine pure *inertia* ohne das

Subject eines *iners*) allerdings jener schlechthin indifferenten und differenzlosen Kraftabstraction gleich oder vielmehr identisch wäre, welcher es ganz einerlei sein soll, ob sie heute im Costüm der Bewegung oder morgen in dem der Wärme oder übermorgen in dem des Lichts auf der Bühne zu erscheinen hat. Dagegen der individuirten Kraft ist es keineswegs „Alles Eins", ob, wie und wo sie ihre Erscheinung machen (*make her appearance*) kann und darf oder nicht. Die *vis essendi* ist das im Individuum, was sich wider den Tod sträubt, weil es ihrem, nur sich selbst gleichem, Wesen kein Trost sein kann, dass die Kraft überhaupt oder der Wille in seiner reinen Unbestimmtheit fortbesteht; an einem indeterminirten Willen, an einem Willen, der nicht zum Wollen determinirt ist, liegt ihr durchaus nichts — die blosse hohle *potestas volendi* ist ihr werthlos, sie will etwas sein, kein Spiel der Winde, denn sie hat Charakter und ist das Charakterverleihende, die der unsichtbaren, weil gestalt- und farblosen, Existenz erst Form (εἶδος — Idee) und Farbstoff (*varietas* — Mannigfaltigkeit — Individualität) imprägnirende Essentia.

Damit steht auch die realdialektische Ontologie bei Fragen, welche an Abstractheit alles sonst Aus- d. h. bis an's Ende-Denkbare weit hinter sich lassen. Denn wer uns bis hierher aufmerksam gefolgt ist, muss schon die Nähe des Absoluten wittern. Wer aber den Auseinandersetzungen des antilogischen Princips nachgegangen, dem ist es dann auch nichts Neues mehr um die Ironie, wie grade die immer wieder eine nihilistische Doctrin gescholtene Realdialektik gegenüber der so „idealistisch" sich gebärdenden Verbaldialektik um den Nachweis eines sozusagen concreten Absoluten sich bemüht. Und weil sie vorneweg auf pluralistischem Boden fusst, so ist es ja nur die Special-Anwendung desselben Princips, wenn sie in ihrer individualistischen Eigenschaft auch dem Einzel-Ich Absolutheit vindicirt und damit bei der Unmöglichkeit der Erlösung vom Uebel der Existenz anlangt, was ihrem Pessimismus zur einzig haltbaren metaphysischen Grundlage auch noch den sogenannten Charakter der „absoluten Trostlosigkeit" garantirt. Denn die wandelreiche Vergänglichkeit der Einzel**existenz** auf der Grundlage einer „unzerstörbaren" Einzel**essenz** macht ja das letzte Grundwesen alles Leidens wie aller Bedürftigkeit aus.

Wie allem Erdennebel der praktischen Endlichkeit in die Aetherhöhe des „reinen Denkens" entrückt nimmt sich im Ver-

gleich damit z. B. das Hegel'sche Absolute aus, welches sein Wesen daran haben soll oder wenigstens daran haben müsste, nichts zu sein als die Negation aller Relativitäten — denn als solche ist es ja selber die „reinste" aller denkbaren Negationen und in nichts mehr unterschieden vom puren Nichts. Nicht also das Willensabsolute! Denn grade weil es diesem als das grundwesentlichste Charakteristikum eignet, in nichts als Relativitäten sich zu „realisiren", postulirt die Wirklichkeit des Widerspruchs hinter all diesen blossen Erscheinungweisen die Einheit des selbstentzweiten Wesens, eben jene *vis essendi*, welche nicht zulässt, dass das Nein das Ja verzehre oder dieses jenes.

5. Wahre und Pseudo-Negativität des Seins.

Nicht wir, sondern die metaphysiklosen Physiker sind es, die letzten Endes bei einem nihilistischen Zero anlangen. Während der besonnenere Gauss daran erinnert, es handle sich bei den negativen Potenzen und Wurzeln nur um Relationen, nur solche, nicht die Substanzen selber, an welchen sie vor sich gehen, könnten sich gegenseitig zur Vernichtung aufheben, ist allen Denen, welche sich so hochweise dünken in ihrer Predigt von der Constanz der Kräfte, der „Umtausch" der Relationen der Inbegriff der ganzen Realität selber, wie ja auch alles physikalische und biologische Sein darin rein aufgehen soll, dass die Kräfte sich aneinander aus der Relativität des potentiellen in die andere Relativität des „lebendige Kraft"-seins umsetzen.

Aber eine Null, die das Product entgegengesetzter Realitäten ist, muss damit selber hinwiederum *potentiâ* eine Realität sein: aus einer Ruhe, die nichts als das labile Gleichgewicht entgegengesetzter Bewegungskräfte ist, lässt sich sofort wieder eine actualisirte Bewegung „auslösen": sobald nur die Hand des Uhrmachers den Perpendikel gehoben und so in Schwingung versetzt hat, ist der ewige Kreislauf wieder in Gang gebracht: das *perpetuum mobile* ist nur deshalb ewig unrealisirbar, weil im Schos des selbstentzweiten Absoluten auch die Gegenkraft mit ihrer Bethätigung nicht ausbleibt, jedes Ja in gleich ewiger Parallele sein Nein neben sich herlaufen hat.

Die Negation der Negation heisst auch hier wieder Position und weil Alles als Negativ einem andern Negativ gegenüber steht, so ist die Namengebung so weit gleichgültig als die „Realopposition“ als solche niemals aufhören kann, sachlich identisch zu sein mit der reinen „Negativität“. Wo Ruhe nur das Product einer Hemmung ist, genügt die Aufhebung dieser, also die factische Verneinung des die Bewegung factisch Verneinenden, um die Bewegung, welche *virtualiter* keinen Augenblick aufgehört hatte vorhanden zu sein, auch in den Zustand der Actualität zurückzuversetzen. *)

Darum ist das Zero, welches wir bei Kant („Ueber die negativen Grössen“) als „Summe aller Kräfte“ resultiren sehen, recht eigentlich ein „weltenschwangeres Nichts“ oder, wie bei Schelling der Ausdruck realdialektisch anklingt, ein „Ungrund“. Und als Kant von seiner Realopposition die blosse „Repugnanz“ der logisch unvereinbaren Gedanken unterschied, da kehrte er sich perhorrescirend ab von jeder künftigen blossen Verbaldialektik, um desto geneigter sich der einstigen Realdialektik zum Pathen zu erbieten. Nicht die Unzulänglichkeit blosser Wortbegriffe ist die „Unruhe“ im Weltgetriebe, sondern der Widerspruch im Innersten der Weltentität selber. Auf der objectiven Seite die Indifferenz des Zero als Keimpunkt, *punctum saliens*, wie als Resultat, *caput mortuum*, aller realen Weltprocesse, auf der subjectiven der reine Widerspruch als Anfangs- wie als End- oder Zielpunkt aller Denkprocesse: das giebt als Einheit die Wahrheit der Realdialektik, und jede andere Auffassung, die realmaterialistische wie die ideal-panlogistische (an welcher das

*) Von einem — immer ja nur relativen — Anfang einer Kraftwirkung kann man, soweit der Unterschied des statischen und dynamischen Zustandes in Frage kommt (vergl. Grove, Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsch von v. Schaper. Braunschweig 1871 S. 147 ff.), nur da sprechen, wo ein Gleichgewicht gestört, die Indifferenz differenzirt, der Nullpunkt nach oben oder unten zu verlassen wird — grade so wie die ganze Pathologie und dem entsprechend auch Therapie der Homöopathen Krankheits- wie Heilungsbegriff auf Störung resp. Wiederherstellung des Gleichgewichts mittels polarischer Antagonismen stellen. Darum kann ja ein scheinbar rein negatives Verfahren — wie das Aufhörenlassen eines Druckes — von ausgesprochen positiver Wirkung sein, wogegen auch wieder ein scheinbares Verschwinden von Kraft erfolgen muss, wo ein statischer Zustand eintritt, die Kraft sozusagen als ruhendes Capital festgelegt, auf Vorrath gehalten wird.

Dialektische bloss als „Methode“ zur Geltung kommt) führt nur zur halben Wahrheit, zu einem Nichts in bloss halber — resp. negativistischer Zero- oder verbaldialektischer — Absolutums-Existenz. Das eigentlich letzte Schlussfacit der Realdialektik lautet also auf ein *Nihil,* das zwar *vere,* aber nicht *mere negativum* ist, nicht auf Nihilenz, sondern nur auf Nihilität, wenn es erlaubt ist, mittels solcher Wortbildung das in realisirter Indifferenz gegenseitiger absoluter Selbstaufhebung sich actualisirende und damit die Welt zu ewiger Ruhe bettende Nichts zu unterscheiden von einem bloss begrifflichen, welches als solches auf immerdar ein blosses Gedankending, ein Product der logisch calculirenden, die Weltfactoren gegeneinander bloss aufrechnenden Dialektik bleibt: Nichtigkeit ist das grundwesentliche Merkmal (also je nachdem Attribut oder Prädicat) des Weltseins, aber nur seine ewig unaufhebbare Existential-, nicht seine Essentialqualität, als welche es vorneweg jedes Sein und Dasein unmöglich machen würde.

Darnach könnte allerdings die Realdialektik in einem Wortverstande von einer Prägnanz und Intensität wie keine andere Weltanschauung auf das Prädicat „nihilistisch“ Anspruch erheben. Denn wo nicht bloss der Weltp r o c e s s oder die Denkm e t h o d e, sondern das Weltw e s e n und das Denko b j e c t selber in der Wechselbezogenheit seiner Negative (ich flectire das Wort „das Negativ“ genau nach dem Paradigma von „das Motiv“) die Negation als das eigentliche Ansich der Realität darstellt, da muss wohl was Besseres herauskommen, als eine „blosse Abstraction“, und das Nichts selber gewinnt alsdann eine Kraft und Bedeutung, an welcher alle Geschosse abprallen müssen, wie sie z. B. Trendelenburg gegen das von ihm arg verhöhnte und auch sonst vielfach stark beargwöhnte „concrete Nichts“ schleudert. Darnach wäre es auch gar so sinnlos nicht, den Nihilismus der Realdialektik als einen realen oder realistischen zu bezeichnen (der als solcher sich dann auch wohl einen leidlich reellen nennen dürfte), wenn man es nicht vorziehen wollte, ihn als negativen Realismus zu charakterisiren, um so oder so bereits in die Betitelung eine Einheit von Widersprüchen aufzunehmen. Denn das eigenthümlich Auszeichnende dieser Betrachtungsweise ist ja dies, dass sie ebenso sehr an scheinbar negativen Begriffen eine positive Bedeutung aufzeigt, wie sie an dem vermeintlich fest Positiven die volle Negativität herauskehrt.

Deshalb nahm sie ja gern die abstracten Ontologien verstiegener Phantasten zu ihrer Folie, um so immer von Neuem darzuthun, wie grade die mit vollem Eifer logisch sich gebärdende Metaphysik im tiefuntersten Grunde oder in ihren luftigsten Höhen noch ungleich leerer und haltloser sich präsentirt, als wie der verschrieenste Nihilismus einer wenigstens durch ihre eigene Negativität hinlänglich determinirten Willensdialektik. Verzichtet diese darauf, sich fein deductiv eine vorweltlich-logische Nothwendigkeit zu construiren, ist sie zu bescheiden, um mit schlechthin souverainer Vernunft sogar über die Essentia selber und deren Normen sich hinauszuversetzen und nach den Normen der blossen Vernunft Alles zu messen und zu richten: so geht sie allerdings der Logicität ihres Nothwendigkeitsprincips verlustig, rettet aber dafür die Majestät einer ewigen Ἀνάγκη, welche ein klein wenig was Erhabeneres ist als das blosse *irrevocabile Fatum* eines schnöden Urzufalls, der eben auch anders — vielleicht nichtpessimistisch — hätte ausfallen können. Ob die alles bestimmende Essentia eine andere hätte sein können, ist die müssige Frage philosophischer Kannegiesserei — denn jenseit der Ewigkeit, seit welcher diese Essentia die ist, welche sie ist, giebt es keinen (Zeit-)Raum, wo eine (indeterministische, also schlechthin unmotivirte, ja gradezu motivenlose) Entscheidung darüber hätte anders ausfallen können. Deshalb hat die Realdialektik ihrerseits sich auch nie zu jener „Freiheit im *Esse*" bekannt, aus welcher die Möglichkeit einer Verantwortlichkeit sollte hergeleitet werden; denn solch rein privative „Grundlosigkeit" kann uns höchstens an einen Punkt absoluten Gleichgewichts zurückführen, wo 0 = 0 ist, nämlich auf beiden Seiten kein Motiv steht. Dies völlige Gleichwiegen des *Pro et Contra* — mag es nun ein positives oder negatives sein — kann aber allemal nur zum Nichthandeln führen, und insofern ist Buridan's Esel nicht bloss typisches Beispiel der zur Selbstbalancirung des Nichtsthuns sich ausgleichenden Unfreiheit, sondern Symbol sogar für die Ewigkeit der Unfreiheit des an seine eigene selbstentzweite Essentia gebundenen und diese zu seinem allerersten Acte bereits mitbringenden Willens.

Von solcher Grundlage aus kann auch allein die willensmetaphysische Realdialektik Stellung nehmen zu der Frage, ob das *major est vis negantis* auch in den auf schliessliche Entropie

hinausweisenden Thatsachen sich bewähre. Vom Standpunkt der universellen Negativität scheint es eigentlich von vornherein selbstverständlich, dass der negativen Seite des Willenswesens die Prävalenz gehöre, und dessen eine Ahnung liegt in Heraklit's Vorstellung von der ewigen Bewegung und deren Rückläufigkeit zum Einen. Aber haben wir darin denn, genauer zugesehen, etwas Anderes und Gewisseres als wie ein Postulat des logischen Zwanges, sofern nämlich *a parte ante* der zeitliche Anfang der kosmischen Bewegungen das nämliche logische *Manco* ergiebt, welches *a parte post* das endliche Aufhören zu einem logischen Deficit macht? Nur wer das Räthsel des Widerspiels zwischen der centrifugalen und centripetalen Kraft auf einen antigravitationsmässigen Ur-Impuls zurückführt, geräth mit Secchi zur Schlussfolgerung von einem dem Weltende entsprechenden Weltanfang — die Realdialektik kann sich auch solcher doppelten „Widersinnigkeit“ gegenüber in ihre logische Neutralität mit einem *Non liquet* zurückziehen, um mittels solcher Skepsis sich den Boden freizuhalten für ihr eschatologisches Dogma von der absoluten Ewigkeit des Willenswesens. Wohl aber mag sie sich an der eigenthümlichen Identität erfreuen, welche sich damit uns aufdrängt zwischen den völlig subjectiven Antinomien der allgemeinen erkenntnisstheoretischen Bedingungen (welche sich als Unmöglichkeit darstellen, in irgendeiner Art, Form oder Weise ein Unendliches auszudenken) und den objectiv letzten Ergebnissen rechnender Forschung, welche in einen hypothetischen Anfang und ein präsumtives Ende ausmünden — denn sie wahrt sich damit vollständig die Identität mit ihrem eigenen antilogischen Charakter, also das Identitätsgesetz in dem einzigen Sinne, wie sie es anerkannt hat.

Solange man noch nicht aufhören kann, mit oder wider Kant darüber zu streiten, ob der Satz: „die Materie ist schwer“ ein analytisches oder synthetisches Urtheil sei, darf man auch nicht behaupten, die Elementarphysik sei auch nur auf eine begrifflich feste und positive Basis gestellt. Oder wer das eigenste Wesen und Wirken der Elasticität in der Wiedereinnahme der ursprünglichen Abstände der Atome von einander erkennen will, kann doch auch nicht umhin, dafür eine in Einem abstossende und anziehende Kraft vorauszusetzen, welche die Gleichgewichtslage erhalte und eventualiter auch wiederherstelle, und die Realdialektik unterscheidet sich von ihren physikalischen Bekämpfern oft nur in dem ein-

zigen Stücke, dass sie betont, es handle sich um die reale Einheit wechselseitig einander nicht bloss praktisch entgegenarbeitender, sondern auch theoretisch widersprechender Factoren. Vermöge dessen ist ja die Einheit des activen Geschehens *(agens)* mit dem passiven *(fieri)* keine andere als die allein vom Willen vollauf garantirte der Function — Kraft — mit dem Functionirenden — Stoff — Eines nur das „materiale" Substract für jenes, wie das Andere für dieses.

Somit beharrt die Realdialektik dabei, die Negativität nicht aufzuheben in das bloss phänomenale Herüber und Hinüber zwischen essentialem und existentialem Sein oder gar einseitig in blosse interne Beziehungen zwischen den verschiedenen Erscheinungen des letztern zu verlegen: vielmehr dieselbe ganz und voll in das Essentiale selber hineinzuversetzen, als dessen eigenste Selbstentzweiung. Darum und nur darum dürfen wir dem in eitel Relativitäten sich bewegenden Willen selber doch eine allen Einzelbedingungen entrückte Unbedingtheit und Absolutheit beilegen, ja das Substrat jener sich in sich selber aufzehrenden Negative das einzig und wahrhaft Absolute selber nennen. Nur weil jede Wirklichkeit schon die Negation ihrer selbst mit sich bringt und in sich trägt, und weil kein Streben je zu vollständiger Realisation gelangen kann (seine innerlich sich selber widersprechende Doppelnatur macht das auf immer unmöglich) so — dahin lautet die selber realdialektisch gefasste Argumentation der Realdialektik — ist es vermöge seines eigensten Wesens auch zur Ewigkeit der Unaufhebbarkeit verurtheilt.

Damit mag hier bereits die ontologische (wie oben S. 209 die antilogische) Perspective in das eschatologische Schlusscapitel der Realdialektik gegeben sein.

Allerdings ist es seit Kant Mode geworden, alles Ontologische für antiquirt zu erachten und der vornehm ignorirten „Scholastik" zuzuweisen. Allein darüber darf man denn doch nicht vergessen, dass Kant die hier einschlagenden Probleme wohl beseitigt, aber nicht gelöst hat, weshalb denn ja auch später die Identitätsphilosophie dieselben mit allem Eifer wieder aufnahm. Und wer sich die Sache vom historischen Standpunkt ansehen will, muss gewahren, dass die hiermit in Verbindung stehenden Fragen so alt sind wie die metaphysischen Speculationen im Abendlande überhaupt — und bei der typischen Bedeutung, welche die Untersuchungen des Stagiriten stets behalten werden, kann auch das

Interesse nicht erlöschen an der Stellung, welche heutige Behandlungen all dieser Dinge zu der seinigen einnehmen.

Da findet sich dann, dass die Metaphysik des Willens den uns von jenem hinterlassenen Rahmen der Metaphysik des Seins gar trefflich ausfüllt. Dem Aristoteliker ist die *κίνησις* dasjenige, was das Potentielle mit dem Actuellen vermittelt, indem es allemal da entsteht, wo ein Anderes, der Zeit nach Früheres, auf ein Potentielles wirkt und es so zu etwas Actuellem macht — wobei der Parallelismus zu unserer Auffassung des Verhältnisses des Motivs zum Willen bis in's Etymologische hinein sich erstreckt. Denn auch uns ist ja das Motiv ein Actualisirendes und der ontologischen Dignität nach dem Potentiellen Nachstehendes. Denn nur *πρὸς ἡμᾶς* fehlt dem Potentiellen die Realität, ihm eignet aber dafür die reine Subsistenz, die in sich selber ihr Sein hat und nicht als ein blosses Fürsichsein und insofern als ein rein Ideales zu denken ist, so dass sein Ansich von dem des Actuellen eben nur dadurch sich unterscheidet, dass dieses auch zugleich für Andere ist, sei es nun in der Form der ideell theoretischen oder der activ praktischen Bezogenheit.

Und weil zwischen den Prolegomenis der Realdialektik jederzeit mit besonderer Vorliebe das Steckenpferd des Bedingungsbegriffs geritten ist, so hat es ihr besondern Spaass machen müssen, wie selbst für eine ihrer allerbedenklichsten Aufstellungen — die *essentia* oder Idee als die „reine Bedingung" zu bezeichnen (Vergl. Z. Verh. zw. Wille und Motiv S. 8 u. 41) — nachträglich die Specialforschungen eines Teichmüller die frappantesten Bestätigungen an's Licht gezogen haben.

Wir erkannten ja nämlich für das *Ens metaphysicum* im selbstentzweiten Wollen diejenige *Quidditas*, als Inbegriff wesentlicher Bestimmungen, ohne welche das Etwas (ein Ding) aufhört, es selbst zu sein, mit deren Aufhebung es selber sich aufheben würde, jenes aristotelische *ποιόν*, das zugleich die *διαφορὰ οὐσίας* ausmacht. Wenn aber Aristoteles von der *παρουσίας* der Form spricht, so scheint uns die Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks keine ganz zufällige oder blosse Folge der Unbeholfenheit der Sprache zu sein; vielmehr wird es als beabsichtigt angesehen werden dürfen, wenn der Gedanke zunächst auf die Uebersetzung Neben-Wesen verfällt. Dann hat auch dem Aristoteles eine homologe Zweiheit im Ursein vorgeschwebt, wie sie für uns als das metaphysische Ansich der Diremtion in Wille und Motiv sich dar-

stellt. Denn wenn Teichmüller's Auffassung die richtige ist, nach welcher die παρουσία die δύναμις zur ἐνέργεια bringt, so steht das kaum noch um einer Linie Breite ab von dem Satze der Willensmetaphysik, nach welchem der Willensinhalt selber es ist, was jedem Einzelmotiv erst seine Motivationskraft verleiht — wonach auch alle Necessitation in dem Verhältniss zwischen Essentia und Existenz wurzelt. Wenn aber dann Teichmüller an einer andern Stelle so interpretirt: „wenn das Wesen als Zweck betrachtet werde" — was doch wohl auf das Verhältniss der οὐσία zur ἐντελέχεια sich beziehen soll — „so gelange das Ding durch diese Gegenwart des Wesens zum Besitz des Zwecks": dann kann ich meine Verwunderung nicht bergen, warum hier statt des nichtserklärenden „Gegenwart" nicht lieber das der Wortbildung παρουσία buchstäblich entsprechende „An-wesenheit" gewählt worden sei, gewönnen wir damit zugleich doch einen Anklang an das συγκείμενον und die συνθήκη, welche uns unmittelbar zur Anschauung des Bedingungsverhältnisses im allgemeinen Werdeprocess zurückführen würde.

Da braucht es denn nur noch der Hereinnahme unseres individualistischen Princips, um für die Metaphysik zu der Definition zu gelangen, sie sei die Charakterologie der Welt und das erste Charakteristikum aller Willenswesen die Selbstentzweiung, sofern ohne diese Grundeigenschaft keine einzige der abgeleiteten (secundären) Qualitäten jemals zur Erscheinung hätte gelangen können; denn Motivwirkung erscheint überhaupt nur für einen in sich selbst entzweiten, also realdialektisch qualificirten Willen möglich. Ein in ungespaltener Spontaneïtät sich bethätigender Wille würde niemals aus der einmal eingeschlagenen Richtung durch neu hinzutretende Impulse abgelenkt werden können; denn er würde rein aus sich heraus handeln, wie wenn er gar keines Motivs bedürftig wäre, weil er von aussen nur den ersten abstracten Anstoss der reinen Initiative zu empfangen brauchte, um unaufhaltsam weiterzustreben. Dann würde es in der That nur noch eine blosse Charaktermechanik geben und die Allmechanisten ihre schönsten Triumphe der absoluten Gradlinigkeit feiern. Denn wo sollten je Curven der Bewegung herkommen, wo es nicht einmal ein Parallelogramm der Kräfte, geschweige Conflicte und Collisionen geben könnte? Jede Diversität zwischen Ding an sich und Erscheinung hätte alsdann ein Ende und damit auch jede Nöthigung, nach irgendeiner Ver-

mittelung zwischen äusserem Schein des Sichveränderns und innerer Wandellosigkeit erst lange zu suchen; denn die innere „Einheit" des Willens wäre *eo ipso* auch eine äusserliche, und weil es seinen Sinn verloren hätte, von blosser Phänomenalität zu sprechen, so wäre auch die Unveränderlichkeit des fundamentalen Mit-sich-identisch-bleibens gar nicht mehr in Frage gestellt, da ja nichts mehr vorhanden, was dagegen zu zeugen scheinen könnte.

Vollends aber wäre dann die Möglichkeit eines ruhenden, pausirenden Wollens ausgeschlossen — von einem Suspendiren der Willensentscheidungen könnte dann gar nicht die Rede sein: die *vis inertiae* hätte nur eine einzige Manifestationsweise, die der unaufhaltsamen Fortsetzung der einmal in Gang gebrachten Bewegung. Nun aber sehen wir doch, dass aus dem völligen Gleichgewicht zweier Motive für uns die absolute Unmöglichkeit zu handeln hervorgeht — dass wir, wo Motiv und Gegenmotiv einander wechselsweise neutralisiren, so gut wie willenslos sind — dass die liebe Unentschlossenheit und der liebe Wankelmuth und das Lumpenthum, die als permanente Eigenschaften eben unter den Begriff „Charakterlosigkeit" zusammengefasst werden, nur deshalb entweder gar nicht oder heute so und morgen so handeln, weil es ihnen an einer „entschiedenen", „bestimmten" Essentia gebricht, ohne welche die — beiderseits nur federleicht belastete — Wage überhaupt zu keinem energischen „Ausschlag" gebracht werden kann. Das Alles weist uns aber zurück auf eine dem Willen vom Urbeginn an immanente Wesensdoppelheit als Essentialentität.

6. Die Negativität im Verhältniss der Einzelkräfte zu einander und zur Vis inertiae.

Schon die voraufgehenden Betrachtungen haben darauf hingeführt, wie Vielgestaltigkeit des realdialektischen Weltcharakters auch unser Quasi-Absolutes, die *vis inertiae*, zu den Einzelkräften, die gegen einander als wechselseitige Negative stehen, in ein negatives Verhältniss stellt, und wo wir im Begriff stehen, dies des Näheren auszuführen, mag es über die Sobrietät und Sophrosyne dieser so paradox sich anlassenden Denkweise beruhigen, dass die nüchternste aller noch im Besitz officieller Lehrstühle befindlichen philosophischen Doctrinen, die Herbart'sche, es gleich-

falls unternommen hat, aus lauter Negativen ein System der positiven Wirklichkeit und aller wirklichen Positionen zu erbauen, indem sie die gegenseitigen Störungen absolut selbstständiger (mithin an sich zwischen einander vollständig beziehungsloser) Realen zum Erklärungsprincip des Weltganzen machte.

Es war ja die mit dem Anspruch auf den Charakter absoluter Posivität auftretende, in unaufhebbarer Selbstsetzung gegebene Essentia sammt ihrer in absoluter Selbstherrlichkeit eigensten Vermögens und reinster Spontaneïtät mit allen Attributen souverainer Selbstbeziehung ausgestatteten, in ihrem eigenen Begriff und Wesen Selbstverbürgung in sich tragenden und nimmer zu gefährdende Bürgschaft gewährenden *vis essendi*, es war dies Ansich in seiner Unabhängigkeit von allem, was irgendwie Causalitäts- oder Motivationsnatur hat, es war dies metaphysische Correlat zur *vis inertiae*, welches man ebenso sehr deren bloss mit einem metaphysischen Etikett versehenen identischen Doppelgänger nennen könnte: dies in aller Bewegung als ein Unbewegliches Verharrende war es, dem wir im „Negativ" seine Realcontradiction opponirten, wie und weil wir hinwiederum „in der Erscheinungen Flucht suchten den ruhenden Pol" gegenüber der nimmer rastenden, nur unfreiwillig, nämlich wenn sie „gebunden" ist oder sich „latent" halten muss, in ihrer sonst unablässigen Bethätigung intermittirenden Kraft. — Und doch fordert Eins das Andere — nicht bloss begrifflich, sondern real, recht eigentlich „effectiv", wie es überhaupt nirgends eine reine Offensive noch Defensive geben kann. Im bestandlosen Spiel der tausendfach zersplitterten und als ewiges Zerstörungsprincip wider sich selbst gekehrten Kraft-Totalität hält, als ein dieser nicht bloss *in thesi* Entgegengesetztes, sondern auch *in praxi* wirksam sich Entgegenstemmendes, einzig Stand dies sich gleich bleibende, in sich einige Princip der Selbstbehauptung, mithin als ein absolut Positives von dennoch schlechthin negativer Namengebung.

Aber es muss wohl mit dem realdialektischen Charakter des auch aller Begriffsbildung zu Grunde Liegenden vermacht sein, dass die Sprache so vielfach für das specifisch Positive zu privativ lautenden Bezeichnungsweisen greifen muss und so grade von der abstracten Logik in die gefährliche Consequenz fortgedrängt wird, die zunächst nur privative Bestimmungslosigkeit als eine negativ-positive Bestimmung aufzufassen und zu behandeln. So zogen schon die Hindu aus ihrer Unfähigkeit, an ihrem Brahm

irgendwelche Unterschiede zu fixiren, den Schluss, dass es zu seinem Wesen gehöre, ein unterschiedsloses, somit auch eigenschafts- und vielheitsloses Etwas zu sein, und es ist bekannt, wie Kant auf dem nämlichen Wege zu den Aufstellungen seines exclusiven Subjectivismus kam und mehr als ein Metaphysiker dahin, dem Stoff in seinem abstracten Ansich das positive Merkmal absoluter Gleichartigkeit und Einheit, realer und numerischer Identität mit sich selber (des Sich-selber-gleich-seins, und unter allen Umständen auch Sich-selber-gleich-bleibens) beizulegen. Allein ohne die Gefahr solcher Abwege bleibt sich andererseits die Charakterologie sehr wohl bewusst, warum sie öfters, wo es auf gewisse Nuancen ankommt, an einem privativen Ausdruck mehr und sichereren Wissensbestand, nämlich die Erkenntniss greifbarerer Eigenschaften, zu besitzen glaubt, als an dem affirmativ lautenden Synonymon. Wenn sie z. B. lieber von Unbeugsamkeit als von Festigkeit, lieber von Unerbittlichkeit als von Härte, lieber von Erbarmungslosigkeit als von Grausamkeit, lieber von Unbarmherzigkeit als von kaltem Geiz redet, so sind das lauter Fälle, in denen bloss die Wirksamkeit gewisser Motivklassen verneint, nicht aber angegeben wird, welche statt dessen den Sieg gewinnen. Was aber hier im Speciellen geschieht, das liegt als Universelles bei der *vis inertiae* vor, und deshalb, und nicht vermöge vermeintlichen logischen Zwanges blosser Denknothwendigkeiten, ist es, dass wir auch hier im privativen Ausdruck zugleich ein positives Merkmal, die reale, nicht bloss die gedachte Kehrseite zu dem von jenem Bezeichneten besitzen.*) Denn ist die „Trägheit" nur ein Ausdruck für die Unfähigkeit des Stoffs, aus sich selber eine Veränderung seines Zustandes zu Wege zu bringen, oder, wie A. Mayer in seiner Lehre von der Erkenntniss sagt, dafür, dass die Zeit für sich allein keine Veränderung hervorzubringen vermöge: so schliesst eben diese Unfähigkeit ein Vermögen entgegengesetzter Natur sachlich wie

*) So hat schon Fechner („Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre" 1. Aufl. S. 108 Anm.) den physikalischen Begriff der *inertia* mit dem metaphysischen der Substanz dergestalt zu vermitteln gesucht, dass er jene als den Grenzbegriff der Relation im Zusammensein bezeichnet, wodurch zugleich die Discontinuität des individuellen Seins in einer, wenn nicht wider-, so wenigstens über-logischen Weise in Einklang gesetzt werden soll mit der sich empirisch ebenso unabweisbar aufdrängenden Ubiquität actualisirter Kraftrelationen.

begrifflich, nämlich eben realdialektisch in sich: *scilicet* die Fähigkeit von aussen afficirt zu werden.

Während die Einzelbetrachtung besonderen Applicationscapiteln vorbehalten bleiben muss, geht uns hier nur das *bellum omnium* der Kräfte an, wo sich die Selbstentzweiung des Willens ebenso sehr im inter- wie im intra-individualen Kampf und Zwiespalt offenbart. Auch die Individuen, bis hinab zu den Atomen, haben am Andern ihr Negativ. Jeder Individualwille, der ja an seinem Theile auch die *essentia* seiner *vis inertiae* darstellt, hat, indem er Negativ jedes andern Individualwillens ist, hinwiederum an der Gesammtheit aller Individualwillen seine Negative, von denen aus er passive Affectionen erfährt — eine Einheit von Receptivität und Spontaneïtät, welche zugleich das mit sich bringt, was der fromme Lavater ganz einfach so ausdrückt: „Alles was lebt, lebt durch etwas ausser sich“, und was Reiff in seinem „System der Willensbestimmungen“ das positive Verhältniss zwischen den Gliedern der Wesensreihe nennt, wie wir es ruhen sahen auf dem festen Fundament der mit sich identischen, nur den Negativen gegenüber sich selbst negativ verhaltenden, an sich die reine Bejahung der Selbstbehauptung (Selbstposition sammt Selbstaffirmation) darstellenden *vis inertiae* — die reinste, weil positiv-negative und negativ-positive, Selbstverwirklichung des realdialektischen Weltprincips, vollends, weil es nicht sprachliche Willkür, sondern begriffliche Nothwendigkeit der Identität ist, dass die *vis inertiae* allem, was sonst Kraft heisst, als ihrer Negativreihe gegenübersteht und doch selber nicht von der nämlichen Gattungsbezeichnung ausgeschlossen werden kann. Denn auch daran muss in dem wechselseitigen Sichfordern der Widersprüche die Weltdialektik ihr Geheimniss kündlich gross machen, dass das den Kräften in ihrer Vereinzelung Widerstand Leistende selber eine Kraft, obzwar eine *sui generis*, sein und in dem praktisch-negativen zugleich ein thatsächlich-positives Sein sich bethätigen muss — haben wir doch auch an jedem Hinderniss als solchem einen nichts weniger als eigener Energie entbehrenden Factor, wiewohl sein Verhalten zunächst als reine Passivität erscheint.

Am allerdeutlichsten aber wird dies an jener Continuität der Hemmung, welche als Reibung erscheint — und die Realdialektik kann als vergnüglich sich die Hände reibende Zuschauerin der *rixa domestica* der Physiker beiwohnen, worin diese — Th. Beck und

F. Reuleux — sich darüber streiten, ob die Reibung eine Kraft oder ein Widerstand sei, und der hochweise Mund des Einen sich vernehmen lässt zu der Warnung (welcher der Recensent in Zarncke's Liter. Centralblatt 1877 S. 115 seinen hohen Beifall zollt): man möge nicht solch neue und nur Verwirrung anrichtende Begriffsbestimmungen einführen, während der bisherige Sprachgebrauch (doch wohl nur der philosophisch ungeprüfte der Zunftgenossen beider Herren; übrigens derselbe, welchem ebenda noch andere „unlogische Ausdrücke“ nachgewiesen werden sollen) „unter Kraft immer die Ursache verstanden hätte, welche eine Bewegung erzeuge oder erzeugen könne, nicht aber ein Hülfsmittel, eine schon vorhandene Bewegung in andere Formen umzuwandeln“ — wobei wir Unzünftigen denn wohl, von Dingen wie Frictions-Electricität ganz absehend, in aller Unschuld die Frage aufwerfen dürfen, woher denn solch ein „Hülfsmittel“ seine — ob auch scheinbar nur negative — Wirkungsfähigkeit herbekommen mag, wenn nicht aus einer Kraft oder der realdialektischen Umkehr ihrer Bewegung schaffenden Thätigkeit?

Also der specifische Vorzug des metaphysischen Willenswesens: Sein und Thun, Können und Wirken, Vermögen und Handeln in Einem zu sein, bringt es mit sich, dass jede strebende Kraft als solche zu allen Bethätigungen oder Actualisationen aller fremden Willen, kurz: zu allem andern Wollen grade so das Negativ bildet, wie zu den Einzelerweisungen ihrer selbst.

Darauf beruht alle Veränderlichkeit der Dinge, die somit nicht etwa bloss verbaldialektisch aus dem Merkmal der absoluten Unveränderlichkeit der *vis essendi* hervorspringt, auch nicht bloss empirisch ihre Determination daraus zieht, dass so wenig „der ewige Fluss aller Dinge“ wie die starre Unbeweglichkeit eines in der angeblichen Majestät der Unwandelbarkeit thronenden All-Einen den adäquaten Ausdruck für das Wesen der gegebenen Wirklichkeit hergiebt, sondern metaphysisch die Formel heischt: Veränderliches findet sich nur, wo mit der Essentia als Basis die Kreuzungslinien der Daseinsformen, der Existentia, sich schneiden: im Berührungsgebiet von Sein und Dasein (wo man nur ein im Sinne allerconcretester Realität Gemeintes nicht etwa verwechseln möge mit den abstractesten Begriffsschemen, welche unter gleichem Namen in der Hegel'schen „Logik“ auftreten).

Was wir vor unsern Augen vor sich gehen sehen, ist die an einem selber Causalitätslosen sich abspielende Fülle der Causalphänomene, was wir im Verändertsein gewahren, ein Kern des Veränderlichen, ein in allem Werden schlechthin Seiendes und Bleibendes, das sich als Essentia so lange der Veränderung widersetzt, als nicht ein siegreiches Negativ seine Resistenz überwältigt, resp. bricht, ohne dass jedoch, auch in letzterem Falle nicht, das Resistenzvermögen selber, die *iners resistendi vis*, aufgehoben würde. Ist die Kraft, nach Schopenhauer, das Causalität Verleihende, so haben wir hier neben der erzeugenden Ursache die erst Möglichkeit gewährende Bedingung der Causalität; ist die Kraft in gewissem Sinne die *prima causa sive causa causarum*, so die *vis inertiae*, welche wir nunmehr nach Obigem bereits auch in concreterer Auffassung als Masse oder Stoff bezeichnen dürfen, die *prima condicio*, die *condicio condicionum*, die Urbedingung dafür, dass es überhaupt in der Welt neben dem Bewirktsein ein Bedingtsein giebt. Man möchte hier mit einem Gleichniss aus der Feudalwelt von einem Verhältniss der Mitbelehnung sprechen: die Kraft ist der das Lehen Verleihende, der Lehnsherr selber, der Stoff ist jener Mitbelehner, ohne dessen Betheiligung, d. h. Zustimmung und Mitwirkung, nichts vornehmen zu können, jener, durch einen mit Beider Existenz gleich ewigen Welt-Vertrag gebunden, sich in nur scheinbarer Freiwilligkeit anheischig gemacht hat — denn die Kraft vermag nichts ohne den Stoff, das Motiv nichts ohne den Willen, der mittelalterliche Papst nichts ohne den mittelalterlichen Kaiser. Aber so sehr die Kraft zu sein und die Kraft zum Sein das schlechthin Eigenständige, in absoluter Aseïtät mit vollkommener Unabhängigkeit Begnadete und *quâ* oder *qua tenus* solches das aller Passivitätsfähigkeit Entrückte ist, so bleibt es doch „todt an ihm selber ohne die Werke“, das Wirken der Kräfte, welche ihrerseits ebenso sehr mit dem Anspruch, eine dem ebenbürtige Macht zu sein, sich erheben, weil für die Effectuirung des Realen Eines so unentbehrlich ist wie das Andere: nur wo Mann und Weib sich zusammenthun, kann es zur Menschenzeugung kommen.

Erst wo Eines in Selbstbeschränkung am Andern seine Ergänzung sucht, kann etwas geschaffen werden. Solch einem *amplificari modo (viâ atque ratione) coërcendi*, solch sich bereicherndem Hingeben begegnen wir ja überall, wo gegenseitige Machtstärkung auf dem Wege beiderseitiger Selbstbeschränkung

zu Stande gebracht wird: so schafft der *contrat social* erst das Recht, dessen Idee er doch schon voraussetzt, und so erstarkt die Rechtsidee erst zu praktischer Geltung, wo sie sich die Einrahmung in den Gesetzesbuchstaben gefallen lässt; so nimmt der absolute Monarch aus der mit dem Volke vereinbarten Verfassung die Macht, deren er sich entäusserte, in besserer Garantirtheit zurück; so unterwirft sich eine Religionsgenossenschaft in unbewusster Autonomie der vermeintlichen Heteronomie des Gottes, in dessen Willen sie die Postulate ihrer selbsteigensten ethischen Anlagen hinausprojicirt hat; so schafft die teleologische Selbstverwirklichung des zum Bewusstsein hinaufführenden organischen Lebens erst nachträglich die Vorstellung von dem erreichten Zwecke, welche sie als ihre eigene *condicio sine qua non* vorauszusetzen scheint, so dass der Schöpfer dazustehen scheint als das Geschöpf des eigenen Geschöpfes, grade so wie nach der Grund-Antinomie des schopenhauerisch verstandenen Kantianismus Raum und Zeit blosse Functionen eines Gehirnes sind, welches seinerseits doch selber — und nicht bloss für sich, sondern auch an sich — ein zeiträumlich nicht nur bedingtes, sondern auch bestimmtes, d. h. determinirtes und bewirktes, Gebilde ist. Und in gleicher Wechselbezogenheit präsentirt sich uns die organische Constitution als das Werk oder Product, die Erscheinung oder das sichtbare Correlat des metaphysischen Charakters, während sie andererseits in gleich unverkennbarer Weise zurückwirkt auf die Gestaltung des empirischen Charakters, bis beide mit ununterscheidbarer Reciprocität in einander übergehen, wobei ein starker Wille eine schwächliche Constitution abhärtend stählen und, wenn dies geschehen, hinwiederum seinerseits von dem zuverlässiger gewordenen Körper Kräftigung, „neuen Muth“, zurücknehmen kann — lauter Zeugnisse dafür, wie das Substrat selber in seinem reinen Sein als virialer Factor thätig ist, weil auch das Negativ gegen alle Negative sich der ewigen Logik nicht entziehen kann, zufolge welcher *duplex negatio affirmat,* was in seiner hier zu machenden Anwendung lautet: auch die Trägheit, der schlechthin träge Stoff, die reine Masse (als welche sie insbesondere die Geschwindigkeit mitbestimmt), die *vis inertiae* ist eine reale positive Kraft.

Nur weil wir dargethan haben, dass es ohne den intraindividualen Widerspruch auch keinen interindividuellen Widerstreit geben würde, durften wir im weiteren Verlauf bei unserer Cha-

rakteristik der allgemeinen Negativität, nachdem wir dieselbe in so umfassendem Sinne verstanden hatten, diesen Unterschied ignoriren, wofern wir nur festhielten, dass bei uns der Widerspruch viel etwas Mächtigeres als die blosse logische Repugnanz besage. Kant sagt irgendwo: „der Satz vom Widerspruch treibt kein Atom zurück“ — und ganz dieselbe Differenz, welche er damit kennzeichnet zwischen dem abstract Logischen und dem real Entscheidenden, meinen wir, wenn wir den Widerspruch als das „Weltgesetz der Negativität“ in das Innerste des objectiven Seins selber verlegen.

7. Die sogenannte Constanz der Kräfte nach physikalischer Auffassung in ihrer metaphysischen Haltlosigkeit.

Was bereits oben Cap. 5 angedeutet werden musste, bedarf hier noch näherer Ausführung, wenn die Realdialektik gegen Verwechselungen mit gewissen Irrlehren modernster Physik soll sichergestellt werden. Solche halb wahren Theorien können wohl das Bedürfniss einer anderweitigen Metaphysik erhärten, dürfen aber nicht an deren Stelle selber treten, wenn der Philosophie ihre Würde gewahrt werden soll.

Die Physik muss sich ausser Stande erklären, mehr als ein „Spiel“ von Kräften darstellen zu können; selbst an einem „Spielenden“ fehlt es dabei; denn die „Kräfte“ selber sollen ja nichts anderes sein, als die einander ablösenden Bewegungen, nicht bloss ohne Anfang und ohne Ende, sondern auch ohne Ursprung und ohne Ziel — alles in sich ohne Halt und Kern — eine reine Phänomenalität ohn' alles wahrhaft subsistirende Sein — so sehr, dass, wenn es ganz nach den Anschauungen dieser auf ihre Consequenz pochenden Herren ginge, wir nichts hätten als einen Kreislauf abstractester Bezogenheiten, und der Kraftbegriff wenigstens verbaldialektisch zerginge in eitel Kraftlosigkeit, weil jede Bewegungsform ihr Dasein nur zu Lehen trägt von ihrer Vorgängerin, um es selber ebenso selbstlos weiter zu geben an ihre gleich schattenhafte Nachfolgerin und so fort *ex infinito in infinitum.*

Wer mit solchem Eifer beflissen ist, jeden substantialen Ursachbegriff zu eliminiren, wie Grove*) in seinen einleitenden

*) Uebrigens begegnet man in dessen Schrift wie in denen

Betrachtungen, wer die ganze Causalität umdeutet in eine Alternation gleichartiger („verwandter“) Wirkungen, deren unendliche Generationskette zwischen ihren Gliedern allerdings nirgends Raum bieten kann für eine eigentliche Ur-sache, weil es für diese Betrachtung überhaupt „Sachen“ nicht giebt, sondern alle Realität grad so in eitel Phänomenalität sich verflüchtigt, wie für den Standpunkt des allersubjectivsten Idealismus: der hat sich in der That von jeder Metaphysik schlechthin losgesagt. Denn eine „Kraft“, deren ganzes Wesen wirklich aufgeht in die Definition: „etwas, was Bewegung entweder bewirkt oder aufhebt,“ ist — wie das zum Ueberfluss auch noch an zahllosen Stellen mit dürren Worten ausgesprochen wird — selber nichts als ein anderer Name für die Bewegung, resp. deren Hemmung, selber, und die angeblich dabei vor sich gehenden „Verwandlungen“ betreffen ja nicht das Wesen, sondern lediglich die Formen dieses motorischen Princips, ändern also nichts an der Kraftlosigkeit (Impotenz) einer Kraft, die nur darum oder insofern etwas „bewirkt“, weil oder als sie selber eine andere Gestalt annimmt, ohne im mindesten von wahrhaft schöpferischer Thätigkeit zu sein — ihre „Producte“ sind lediglich Umgestaltungen, sei es der Richtung, sei es des Tempo's oder der Fortpflanzungsweise ihrer selbst, der äussern Sichtbarkeit (als Locomobilät) oder der unsichtbaren innern Erschütterung (als Undulation) — und das „Produciren“ geht auf sein einfachstes Etymon zurück: ein bis dahin Verborgenes (Latentes) wird hervorgelangt in den Bereich des sinnlich Wahrnehmbaren.*)

Was immer der Physiker für Cirkelapparate construiren mag, um daran die reciproke Verwandlung der Kräfte in einander als einen Kreislauf zu veranschaulichen: zweierlei wird er dabei nicht los: die Nöthigung, einen Stoff zu haben, an welchem

---

denen Tyndall's der Ungenauigkeit, dass hinterdrein als bloss „begleitender Umstand“ behandelt sein soll, was vorher als phänomenale Umgestaltung eines im Grunde Identischen war dargestellt worden. Darin verräth sich bereits, wie die angeblich blossen Correlativen denn doch nicht völlig ineinander aufgehen und wie ausser der blossen Metamorphose der physikalischen Erscheinung immer noch ein Rest bleibt, welcher auf ein verhülltes Metaphysisches zurückweist, das als *substantiale* auch (vergl. z. B. Grove a. a. O. S. 118) dahin drängt, mehr ein Neben- als ein reines Auseinander der verschiedenen Kraftformen zu statuiren.

*) Vergl. Zum Verh. zw. Wille und Motiv S. 40 ff.

bereits eine begonnene Bewegung als Kraft fungirt. Ohne diese Requisite einer so oder so mit Kraft geladenen Maschine bringt er nichts zu Stande — soll er etwas actuell in Gang setzen, so muss es bereits potentiell im Gang befindlich sein, gleichviel wie immer der vorhandene Kraftvorrath in seiner statischen Latenz sich ausnehme und was immer für Manipulationen es bedarf, um ihn in den dynamischen Zustand überzulenken — wie der neuerdings dafür beliebt gewordene Ausdruck lautet: ihn auszulösen. Dies Dritte nun aber, wovon die Auslösung abhängt, das ist die Bedingung, deren eigentlicher Beruf also darin besteht, die in Spannung befindlichen Kräfte in ihren neuen Zustand hinüberzuführen. An das zum Handeln, resp. Wirken sich anschickende Wesen — den *acturiens* — tritt die Bedingung heran und ertheilt dessen im Zustande des latenten Gespanntseins befindlichen Strebungen den zur Actualisation auslösenden Impuls — wie eine Erschütterung der Potenz von Explosivstoffen ihren, die Explosion „bedingenden“, Anstoss. Das giebt ja allen ursächlichen Verhältnissen ihren individuellen Charakter: denn jedes actuelle Ursachwerden eines potentiell causalen Factors ist abhängig von anderen Umständen, und diese eben sind es, die wir „Bedingungen“ nennen. Wenn also scheinbar etwas „unbedingt“ wirkt, so besagt das nichts anderes, als dass gewisse Umstände immer und überall schon da sind, wo irgendein Körper auftritt, als unaufhebbar vorhandene Eigenschaften, sei es der Materie überhaupt, sei es dieses bestimmten Elements, es also nicht erst des Hinzutritts „besonderer“, d. h. in objectiver Abtrennbarkeit als solche erkennbarer, Bedingungen, bedarf, weil die erforderlichen *συναιτίαι* bereits mit der allgemeinen Existenz mitgesetzt, in und mit ihr schon gegeben sind.

So ist es die Bedingung, an welcher am deutlichsten sich zeigt, wie in aller „Wirklichkeit“ einer absoluten Selbstständigkeit eine relative Abhängigkeit zur Seite geht. Die Bedingung ist die Herstellung der Vermittlung zwischen zwei Potenzen zu wechselseitiger Beeinflussung, und in der That lässt sich schwer ein Wort finden, welches diese paradoxe Doppelheit einer passiven Activität und activen Passivität significanter ausdrückt, als das von Grove gewählte *affection* — was dessen Uebersetzer nicht übel mit dem Zwittergebilde „Thätigkeitszustand“ wiederzugeben versucht hat, weil darin gradezu eine *contradictio in adjecto* enthalten ist, und insofern nicht minder glücklich gewählt

als jenes, weil eine solche Einheit grade nur in einem Willenswesen denkbar ist, nur in diesem „Stimmung“ zugleich als „Streben“, Gemüths-zustand oder -Beschaffenheit zugleich *(eo ipso)* als Neigung oder „Tendenz“ auftreten kann. In seinem Schmerz, seiner Wonne, seinem Stolz und seiner Befriedigung wird ja der Mensch einer „Affection“ seines innersten Selbst, als seines Ansich, inne; während die Thaten und Werke — das nach aussen Sichtbare — den Niederschlägen beim chemischen Processe, den Gestaltungen neuer statischer Zustände entsprechen, als todte *residua*, — nicht das Streben selber, sondern nur dessen substanzloses Ziel darbieten. Deshalb kommt es ja grade bei starker Reactionskraft so oft gar nicht zu äusseren Erscheinungen. Die starke Seele verarbeitet und verwindet Alles in sich selber, wo die schwache zerfliesst, „aufgelöst“ wird wie eine schwache chemische Verbindung. Das ist ja das Wesen der „Erhabenheit“, den „edlen“ Metallen zu gleichen, die nicht so leicht „afficirt“ werden wie die gemeinen. Je mehr überhaupt ein Wille durch den Wechsel von aussen her auf ihn einwirkender Beweggründe bestimmt wird, je mehr er nach Alfons Bilharz' Ausdruck „von Objects Gnaden“ lebt und handelt, desto weniger legen wir ihm ja Festigkeit oder Charakterstärke bei. Wir sprechen von Charakterlosigkeit, wo das in der realdialektischen Natur des Willens vereinte Ja und Nein*) haltlos alternirt je nach den heranströmenden „Einflüssen“ der innern Motivwelt und wo deshalb Reue und Uebereilung sich in raschester Folge ablösen wie Oxydiren und Reduciren beim chemischen Experiment.

Hier stehen wir denn also wieder an einem der Punkte, wo die Unklarheit in der Scheidung des „bloss“ Bedingenden vom eigentlich Verursachenden tiefgreifende Verwirrung verschuldet. Man vergisst über die Eigenschaft oder das Verhältniss der allge-

*) Dem entsprechend habe ich bereits in dem zuerst von mir veröffentlichten Beitrag zur Bedingungslehre (Der Bedingungsbegriff in kritisch-historischer Beleuchtung. Intern. hom. Presse, Band VII S. 95 Anm.) aus welchem im obigen Text mehrere Sätze herübergenommen sind, gesagt: Wir finden den Bedingungsbegriff der Verneinung des Willens so nahe gestellt, wie dessen Bejahung, recht eigentlich als die Mitte zwischen dem Ja und Nein, dieser contradictorischen Doppelheit, für deren concrete Actualisirung oder Nichtactualisirung sein antithetischer und antinomischer Kern das allein Ausschlaggebende ist.

meinen Bezogenheit das Bezogene selber, dass es einen Träger von Beziehungen geben muss und Beziehungen nicht subjectlos im blauen Nichts schweben können. Wie alle Carikirung in einseitigem Herauskehren des Einen und Vernachlässigung des Andern, nicht minder Unentbehrlichen, besteht, so machte jene Pseudo-Physikal-Dialektik die Bezogenheit selber und an sich zur Bedingung aller Bedingtheit, statt der zwischen den, ebenso einseitig nur ihrer Essentia nach betrachtet, zugleich ebenso sehr absolut selbständigen Einzelwesen bestehenden Bezogenheit. Erst die henadische Relativität, das Aufeinander-angewiesen-sein der nur in ihrer abstracten metaphysischen Gedachtheit schlechthin isolirten und beziehungslosen Individualsubstanzen, welche als Willenswesen im reinen Ansich gar nicht gedacht werden können, vielmehr als Urqualitat dies an sich tragen, dass ihre Essentia nur mittels eines ihr Fremden (des objectiven Motivs) zur Existenz gelangt, — erst dies ist es, was sich in der phänomenologischen Wirklichkeit als Bedingungen manifestirt, d. h. was darüber entscheidet, ob ein Vorgang in dieser oder der entgegengesetzten Richtung verläuft, weil, wie wir bereits Cap. 6 erkannt haben, die *vis inertiae* als die essentiale Neutralität des Selbstentzweiten es ist, was allem Bedingenden seine Kraft zu bedingen verleiht. Erst wo der „Anlass" (etymologisch doch wohl kaum verschieden von „Contact") gegeben ist, tritt auch das bis dahin Latente in seine dynamische Erkennbarkeit ein. Dann actualisirt sich die abstracte Coëxistenz zweier Factoren aus einem todten Hier und Dort zu einem lebendigen Herüber und Hinüber.

Dagegen entbehren die Grove'schen „Kräfte" jeder derartigen Anlehnung, weil sie nichts von einem Willen wissen, aus dem allein erst alle Kraft und alle Bewegung stammt. Darum verschmäbt die Realdialektik den wohlfeilen Triumph, den es ihr, wenn sie abstract nihilistischen Tendenzen nachginge, bereiten müsste, die Physiker beim Wort nehmen zu können, wo diese alle Wirklichkeit in das substanzlose Gewoge blosser Bewegungssuccessionen auflösen zur schemenhaften Metamorphosenreihe eines absoluten Nacheinander in einer ebenso schlechthin abstracten Raumleere — weil es ihr nicht genügt, dass hinter all diesem Phänomenalitäts-Gewirre so ganz und gar nichts wahrhaft Subsistentes stecken soll, deshalb kehrt sie sich so unbefriedigt ab vom mathematischen Formeltand, an welchem ja

allerdings jenes seinen völlig adäquaten Ausdruck, ja seine ganz erschöpfende Darstellung finden kann. Mit solchem halben Preis lässt sich die volle Negativität nicht abfinden — diesseit wie jenseit solcher *Zero* liegt ja eine Welthälfte, und nur in der Einheit dieses Hüben und Drüben befasst sich das Verständniss des Ganzen. Was so in kernloser Correlation blosser Erscheinungen zerflattert, kann nimmermehr das wahrhaft Letzte sein.

Je mehr sie sich von blösseerspähendem Misstrauen gegen ihre Paradoxien umlauert weiss, desto mehr fühlt sich die Realdialektik zur Behutsamkeit gemahnt und bleibt geneigt, auch die verlockendsten Belegofferten erst einer skeptischen Prüfung zu unterwerfen. Sie mag sich nicht blenden lassen von einem Illusionswirbel reinster Scheinrelationen, wie er als einziger Weltenkern herauskäme, wenn die Kraftverwandlungen als das Metaphysische selber, als das Ansich, als mehr denn blosse Phänomenalität, angesehen werden sollten — und selbst, wo es ihr so sirenenhaft verführerisch in die Ohren klingen mag, wie in Grove's Darstellung (a. a. O. S. 183), nach welcher eine Kraft — im Kreislauf sich ebenso gut hemmend, als erzeugend — als ihre eigene Gegenwirkung auftreten kann, wie der Elektromagnetismus im Verhältniss zu der von der selbigen Maschine erzeugten Magnetelektricität: selbst da sucht sie sich die nöthige Nüchternheit zu bewahren, um nicht voreilig als ihrem Ressort unmittelbar angehörig zu reclamiren, was in Wahrheit über die Dignität einer phänomenalen Gegensätzlichkeit nicht hinauskommt und als solches höchstens auf dem Wege einer inductorischen Schlussfolgerung zu direct metaphysischer Verwerthung gelangen kann.

Und wenn dann auch wirklich das Resultat, welches die Philosophie aus der Hand jeder ihrer Dienerinnen empfängt, bei allen dahin gleich lautet: das Letzte, wozu wir vorzudringen vermochten, war, von wo immer wir unsern Ausgang nehmen, wie immer wir unser Steuer richten mochten, die Gewissheit, dass wir zu allerhinterst auf ein Etwas stossen, für dessen Kennzeichnung wir kein ander noch weiter Merkmal anzugeben vermögen, als dass es einen Urwiderspruch ausmacht: so ist selbst das noch etwas Anderes als die rein substanzlose Negativität des blossen Physikalismus; denn es implicirt der Gedanke: das Widersprechende **ist** eben zugleich den Gedanken: die Kräfte wirken nicht bloss, sondern sie **sind** auch, während ganz in Bewegungen aufgelöste Kräfte, für die nicht einmal ein Be-

wegtes supponirt wird, eben lediglich wirken und nicht sind. Und solches behaupten die in Rede stehenden Theorien mit vollem Bewusstsein; denn sie erachten es für einen logischen Gewinn, dass nun für sie das Dilemma der *actio in distans*, nach welcher eine Kraft da soll wirken können, wo sie nicht ist, so wenig existirt wie die für gewisse chemische Anschauungen so unbequeme Undurchdringlichkeit. Hat es doch schon an Obersophisten nicht gefehlt, welche fein logisch deducirten, es sei gar kein „Widerspruch", dass eine Kraft wirke, wo sie nicht sei, denn „sein" und „wirken" seien zwei verschiedene Prädicate, deren Nichtzusammenfallen deshalb nicht gegen das Identitätsgesetz verstiesse, und obendrein sei dabei das potentielle und actuelle Wirken zu unterscheiden. Solch wenig redlichen Künsteleien gegenüber darf sich die Realdialektik immer von neuem ihrer Ehrlichkeit nicht nur, sondern auch ihrer Natürlichkeit rühmen und wird gehörigen Orts darlegen, wie sie sich mit diesen Aporien glaubt abfinden zu können. Dem jetzigen Zusammenhange, wo es gilt, Missdeutungen fernzuhalten, liegt es näher, zuvor noch einer Betrachtung zu unterwerfen einige

8. Pseudorealdialektische Kraftverhältnisse.

Will sich die Realdialektik nach allen Seiten den Rücken decken, so muss sie sich vorzugsweise hüten, nicht da einen contradictorischen Gegensatz heraustüfteln zu wollen, wo nur das Urbild eines conträren vorliegt, nämlich die Kehrseite eines identisch Einen, an dem es so wenig ein absolutes *prius* wie *posterius* giebt, sondern — wie z. B. auch Grove im Verlauf seiner Untersuchungen wiederholt selber anerkannt — es rein auf die Zufälligkeit des jedesmaligen Ausgangspunktes ankommt, ob man das Eine oder das Andere als Ursache oder als Wirkung ansprechen wolle. Denn was ich in solchem Falle Wirkung oder Gegenwirkung nenne, verbleibt gänzlich im Phänomenalen und kann höchstens als Steckenpferd zwischen den Beinen Verbaldialektik reitender Sophisten zum bald durchschauten Blendwerkspielzeug werden.

Will der Realdialektiker sich mit allen Cautelen umschanzen, um nicht chikanösen Gegnern zu wohlfeilen Scheintriumphen zu verhelfen, so wird er allerdings gut thun, bei

Aufstellung von Beweisstücken erst abzuwarten, bis die Naturwissenschaft vor bestimmten Problemen ihrerseits selber ihre radicale Rathlosigkeit eingesteht, und dann hätte er sich darauf zu beschränken, die Frage da aufzunehmen, wo die empirische Forschung dieselbe hat stehen und liegen lassen und damit die Aporie als eine solche anerkannt ist. Allein weil es keinen wirksameren Antrieb zum Weiterforschen giebt als grade den Stachel des Widerspruchs, so würde eine so weit getriebene Selbstbescheidung oft gleichbedeutend sein mit einem voreiligen Verzicht, da die theoriebedürftige Naturkunde nie müde sein wird, sich einstweilen eine aushelfende Hypothese zu ersinnen, mittels welcher die Sache zunächst wenigstens ein logisch plausibles Ansehen gewinnnt. Daneben hält man die Kategorie der „ungenau beobachteten Thatsachen" als ein bequemes Schubfach parat, in welchem sich unbequeme Wahrnehmungen — um nicht zu sagen: Facta — bis auf weiteres reponiren lassen. Denn freilich hat nichts den rationalistischen Erfahrungsdrechslern den Kamm mehr schwellen gemacht als jene Analogieschlüsse, zu welchen sie sich berechtigt hielten, wenn hier und da einer ihrer Warner auf einer kleinen Uebereilung sich hatte betreten lassen. Da hiess es denn: es lasse sich darnach annehmen, dass es auch in andern Fällen angeblich antilogischen Verhaltens nur auf eine „exactere" Untersuchung des Hergangs ankommen werde, um die Unverbrüchlichkeit widerspruchsloser Gesetze zu vollen Rechten und Ehren zu restituiren. Doch würde sich auch in solchen Fällen, wo sich eine Verkennung der *species facti* eingeschlichen, noch ein wenig mehr Toleranz empfehlen, als die Dogmatiker der Naturwissenschaft zu üben pflegen. Allzuoft stehen sie ihren fanatischen Collegen kirchlicher Denomination in nichts nach bei dem zelotischen Eifer, mit infallibIem Bannspruch zu einem *perpetuum silentium* zu condemniren.

Man hat sich meistens gegenseitig nicht allzuviel vorzuwerfen; denn grade das, worauf die Physik-Logiker sich am zuversichtlichsten zu berufen pflegen, erweist sich oft als das am wenigsten Stichhaltige, und die Bemühungen der Theoriker, aus solchen Schwierigkeiten, (wo genau das Gegentheil von dem eintritt, was man zu erwarten hätte, weil anscheinend so eben grade der entgegengesetzte Process in voller Bethätigung begriffen war, also z. B. nicht der Uebergang der Spannkraft in lebendige Kraft, sondern das Verschwinden dieser in jene) keine Instanzen wider das

Princip selber aufkommen zu lassen, wollen den unbefangenen Zuschauer oft als schier ebenso viele unfreiwillige Selbstwiderlegungen gemahnen.

Gewöhnlich wird auch bei diesen Entscheidungen die Sicherheit des intuitiven Blicks das gute Beste thun müssen. Einem Neuling in der Realdialektik mag es passiren, dass er die blossen Paradoxien der Witterungskunde als realdialektische Belege anspricht, während der Gewitzigtere sich darauf besinnt, dass es nichts Anfechtbareres giebt als den Schluss von der Wirkung auf die Ursache und deshalb vielleicht nur die Unbekanntschaft mit entlegeneren und complicirteren Bedingungen es ist, was die Scheinwidersprüche zwischen ungleichen Wirkungen nominell gleicher Ursachen (oder umgekehrt) in solch pseudorealdialektisches Licht rücke. Denn dass gleichnamige Winde, je nach ihrem cyklonischen oder anticyklonischen Ursprung entgegengesetzten klimatischen Charakter haben können, verliert ja alle realdialektische Bedeutung (alles „Wunderbare"), sobald man sich besinnt, dass sie dem entsprechend ebenso gut die Merkmale des Aequatorial- wie die des Polarstromes an sich tragen können.

Also braucht sich der Realdialektiker bloss gegenwärtig zu halten, wie er aus dem Phänomenalen in's Metaphysische vordringen muss, um die eigentliche Sphäre seines Forschungs- und Argumentationsgebiets zubetreten. Und dann wird er sich auch um so leichter zu hüten wissen vor den verlockendsten Untiefen, die seiner da warten, wo die Identität gleicher Wirkungen aus entgegengesetzten Ursachen *nicht* auf die Identität gleicher Ursachen zu entgegengesetzten Wirkungen zurückführt, sondern sich thatsächlich ein Verhältniss herausstellt, in welchem entgegengesetzte Wirkungen aus entgegengesetzt bedingten Zuständen von bloss gleichem Aussehen resultiren.

Desshalb erwähnten wir schon vorher (S. 260), das von Grove (a. a. O. S. XII) nach Faraday vorgeführte Wechselverhältniss zwischen Magnetelectricität und Electromagnetismus, von denen es richtig heisst: Eines sei genau das „Umgekehrte" vom Andern. Es ist ja ein reiner Namensgegensatz, ob ich Electricität zerfälle in Magnetismus *plus* Bewegung oder aus dieser Summe herstelle, so wie es seiner realen Bedeutsamkeit (nicht Bedeutung!), d. h. seinem theoretischen Inhalt und Werthe, nach ganz gleichgültig ist, ob ich Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser verbinde oder Wasser chemisch in diese beiden Bestandtheile zersetze. Denn das „Um-

gekehrte" ist überhaupt nie ein wahrhaft Entgegengesetztes *sive* Widersprechendes, sondern nur ein anders angesehenes Identisches, wie ja schon die Metapher — ein anders „Herumgedrehtes" — das ausdrückt; weshalb denn z. B. auch die Realdialektik nicht allzuschwer darauf verzichtet, auch die Thatsache für sich in Anspruch zu nehmen, dass sich bei Spectraluntersuchungen das Absorptions- und das Emissionsvermögen als gleiche Grössen ergeben, oder dass farbiges Glas, wenn es genügend erhitzt wird, dieselben Farben ausstrahlt, welche es bei gewöhnlicher Temperatur verschluckt (Grove S. 55) — also rothes Glas ein grünliches Licht und grünes ein rothes. Liegt nicht, wo so das Gegensätzliche rein vom Graduellen bedingt wird, ein Umspringen des Qualitativen in Folge rein quantitativer Unterschiede vor, also etwas, worauf schon Vater Hegel seine Dialektik empirisch zu stützen versucht hat? *)

So wenig also möchten wir uns eines Fanatismus zeihen lassen, der darauf ausginge, das realdialektische Princip über seinen wahren Geltungsbereich hinaus zu forciren, dass wir vielmehr jeden zweifelhaften Grenzstrich bereitwilligst preisgeben, vollends also keinen Anspruch darauf erheben, den einfachen Aequivalenzbegriff, soweit derselbe in der Formel seinen Ausdruck findet, dass, wo die eine Kraft entstehe, die andere in entsprechendem Maasse verschwinde, dem realdialektischen Territorium zu annectiren. Hier waltet ja ganz nur die eben charakterisirte Umkehr ob, und was sich so im Kreise um eine gemeinsame unsichtbare Achse dreht, verharrt gänzlich im Bereich des bloss Phänomenalen.

Darum ist es der realdialektischen Metaphysik noch gleichgültiger, als der ihren Ursachbegriff in Bewegung umsetzenden Physik, wo innerhalb dieser Circulation mit willkürlichem Griff zufällig der Anfang gemacht werde, um darnach diese oder jene „Kraft" als resp. verursachende oder

*) Dennoch wird sich auch hierfür ein Grenzgebiet ergeben, wo es nicht leicht sein wird, zu entscheiden, ob zwei Thatsachen nur wechselsweise zur Umkehr ihrer selbst sich ergänzen oder aus der realdialektischen Selbstentzweiung ihres subsistirenden Trägers entspringen. Wenn also z. B. (nach Grove S. 56) grade solche Körper, welche durch eine Oxyhydrogenflamme (die aus der Verbindung der Elemente des Wassers entsteht) erhitzt werden, Zersetzung des Wassers bewirken, so entbricht man sich schwer, in solchem polarischen Kreislauf des Wirkens eine Symbolisirung des realdialektischen Princips zu erkennen, wie sie reiner wohl kaum könnte ausgedacht werden.

verursachte zu bezeichnen und zu benennen. Denn idealiter angesehen ist ja jede in sich zurückkehrende Begebenheitsfolge so anfangs- wie endlos, und nicht direct in solcher Rotation selber, sondern in ihrer Ewigkeit und reinen Axialität, welche beide über sich selber auf ein metaphysisches Subsistens hinausweisen, suchen wir die nihilistische Selbstsymbolisirung des realdialektischen Princips.

Die Realdialektik befasst sich mit ernsteren Dingen und hat was Besseres zu thun, als das liebe Nichts auf den Kopf sich stellen zu lassen in einem Werdeact, bei welchem nichts wird — aber auch nicht etwa das Nichts wird, — d. h. die pure schiere Nihilenz herauskommt. Ihr ist der Wille niemals eine blosse Form, geschweige eine solche, die in und bei ihrer Leerheit ihr eigener Inhalt werde. Solcherhand Dinge taxirt sie für nichts Höheres als für Scharteken aus weiland Herrn Philadelphia-Lichtenberg's Raritäten-Cabinet und perhorrescirt jede Gemeinschaft mit so bedenklichen Umkippereien der Spitze der Pyramide, wie wo an bekannter Stelle aus bewusstlosen Vorstellungen allmählich ein vorstellungsloses Bewusstsein, ein Bewusstsein der reinen Leerheit von sich als Leerheit, sollte geworden sein — ein so fratzenhaftes Afterbild des wahren Nihilismus, dass zum entschiedensten Protest dagegen niemand mehr Anlass hatte als eben dieser selbst. Doch mag die Realdialektik auch dankbar sein für die damit ertheilte Warnung, welche sie von denkbaren Extravaganzen ihres eigenen Princips zurückrufen kann; denn in solchem Spiegel sich beschauend mag sie am sichersten die Grenzen ihrer eigenen Aufgabe erkennen, weil man ja vor etwaiger eigener Thorheit am besten durch den abschreckenden Anblick fremder sich curiren lässt.

Besonnenere Physiker — wie z. B. Helmholtz (Populäre Vorträge S. 197) — stecken selber der Lehre von der Constanz der Kräfte die Limitation, dass alle Bewegungskräfte *in Bezug auf Arbeitsleistung* äquivalent sind. Damit ist also nur das Quantitative daran als ein Gleiches, aber schon nicht mehr das Qualitative als ein Identisches oder auch nur schlechthin Homogenes gesetzt. Darnach ist also die Bewegung auch nur Form, nicht Wesen aller Veränderung, am wenigsten die einzige Urveränderung selber, welche allen anderen Veränderungen zu Grunde liegt. Uebertragen wir das z. B. auf die Muskelbewegung, so sehen wir in jeder auf ganz abstracte, von der reinen

Spontaneïtät dessen, was Wundt die Apperception (der Aufmerksamkeit) nennt, ausgelöste Motive erfolgenden den Willen selber unmittelbar in Action treten und sich der Nerven dabei lediglich als seiner Strassen bedienen, und es hiesse den Wegebaumeister identisch setzen mit der Kraft aller Pferde und Maschinen, welche auf der von ihm gezogenen Bahn den Transport bewerkstelligen, wenn man etwa die blosse Unterhaltung der Muskelkraft (mittels Ernährung u. s. f.) mit deren Erzeugung verwechseln wollte. Die Bewegung in jederlei Sinne ist sozusagen die älteste Tochter des Willens, die er sich zuerst erzeugte, weil er ihrer bedurfte als unentbehrlichster Dienerin und Botin in seiner Weltenwerkstatt. Aber sie ist nichts ohne den Vater und ein machtloses Feenkind des schwerelosen Aethers, solange sie nicht an der Hand ihres Zwillingsbruders „Stoff", welcher in sich das essentiale Wesen des Vaters zu verkörpern bestimmt ist, ihren Weg durch die Sphären des Geschehens angetreten. Wie im Geschwisterstreit die (locomobile) Bewegung, wo sie zu sterben scheint an ihrer Hemmung — sei es plötzlich im Anprall, sei es allmählich verendend in der Reibung — genöthigt wird, sich umzusetzen in (moleculare) Erschütterung und so in die Scheinruhe des statischen Verhaltens sich zu verwandeln: so muss sich ja der träge gescholtene Stoff bequemen, in der absoluten Expansivität explodirender Gase oder als aller ponderabilitätsmässigen Eigenschaften entkleideter Aether all seiner vermeintlich „wesentlichen" Merkmale sich zu entäussern und gradeso als sein eigenes Gegentheil aufzutreten, wie die cognate Schwester, wo ihr dynamischer Zustand in statischen sich umsetzt. Was aber dabei unwandelbar zuschaut, ist Vater Wille, der in Beiden das wahrhaft Essentielle unverändert lässt und sich darin wiedererkennt als existentielle *volitio* und essentielle *voluntas*.

Die Bewegung nimmt zur Qualität des Geschehenden keine andere Stellung ein, wie die Hebeamme zum Wesen dessen, was geboren wird: am grossen ewigen Wochenbette der Natur leistet sie der kreissenden *Mater-ia* Wehmütterdienste, wie alles Andere auch, was sonst noch Bedingung heisst in der Welt. Aber wie auf biologischem Gebiet all solche Factoren, wie Kampf um's Dasein, *sexual selection*, klimatische Verhältnisse, Migration, Accommodation, Verrudimentirung und einseitige Bevorzugung einzelner Organentwickelungen, machtlos bleiben und gar nicht zur Activität gelangen ohne die Voraussetzung

eines in ihnen sich bethätigenden Grundwillens, ohne dessen immanente Zwecke alle *natural selection* einfach gegenstandslos bleiben würde: so assistiren dem Willen in seinen elementarsten Selbstverwirklichungen die Mechanismen der Bewegung in der reichen Vielgestaltigkeit ihrer selbstgeschaffenen Apparate: da wie dort präsentirt sich nur das *sine qua non*, aber damit noch lange nicht das *ex qua* — und der Urwahn der Darwinisten erweist sich als etwas den Prätensionen der All-Mechaniker durchaus Gleichartiges. Mit dem Anspruch der Naturwissenschaft, alles in Bewegung aufzulösen, erlischt aber auch jedes Herrscherrecht der Mathematik im Reiche der wahrhaft verstehenden und echte *ars interpretandi* übenden Wissenschaften. Denn der Metaphysiker kann sich eben nicht begnügen mit einem Kraftbegriff, der nichts enthalten soll als das „objectivirte Gesetz der Wirkung," noch mit einer Gesetzmässigkeit, die voll erkannt sein soll, wo die zeitliche Folge, das ist eben wieder die Bewegungsreihe, erfasst ist. Und wenn der mathematisirende Physiker (Helmholtz a. a. O.) zum Schluss in den triumphirenden Ruf ausbricht: so reiche es für's Praktische so gut wie für's Erkennen, dann besinnt sich die Realdialektik lieber darauf, dass es der Arzt Sextus Empiricus war, der es gerathener fand, ebendeshalb, an der Wissenschaft als solcher verzweifelnd, Empiriker zu sein, weil er Skeptiker, also Anzweifler der Souverainetät des Logischen war.

9. Die synechologischen Grundantinomien im Allgemeinen.

Je nachdem man zum exclusiven Subjectivismus sich stellt, wird man dasjenige, was meines Wissens zuerst Herbart unter die Bezeichnung der synechologischen Probleme zusammengefasst hat, im erkenntnisstheoretischen oder im metaphysischen Theile des Systems abhandeln. Im Grunde ist ja selbst die physikalische Atomistik nur eine Tochter solch concret-abstract sein wollender „Speculation". Die reine Abstraction, welche keine Erfahrungsgrenze respectirt, drängt, das kann niemand bestreiten, unaufhaltsam weiter in die Unendlichkeit der Theilbarkeit — aber dass diese Unendlichkeit eben nur eine gedankliche ist, welche das reale, factische Aufhören der Theilungsmöglichkeit nur überfliegen, nicht überwinden, die thatsächlich vorgeschobene Schranke nur ignoriren, nicht beseitigen kann: das ist ja die überall wieder sich aufdrängende

Incongruenz zwischen Anschauung und Rechnung, zwischen den irrationalen Proportionen des Existirenden und dem nachmessenden Calcul, kurz zwischen Physik und Logik. Schritt vor Schritt stolpert über die Netzschlingen der logischen Gewebe, wen nicht ein sicherer Fuss die schmalen Pfade der Thatsächlichkeit führt. Die Logik sagt: die Theilbarkeit kann keine Grenzen haben, die Physik postulirt: sie muss es — so ist eben die logische Nothwendigkeit mit nichten überall identisch mit der physischen, so wenig wie diese überall mit jener zusammenfällt — und vergebens sucht die Sophistik hier ihr vermittelnd Intriguenspiel, wenn sie einwirft: die Theilbarkeit, aber nicht die Getheiltheit. Kant sagt (Ges. Werke. Ausgabe von Rosenkranz V, S. 390): die chemische Durchdringung enthalte eine „vollendete Theilung in's Unendliche" — aber Fechner weist darauf hin, wie der chemische Analytiker dynamische Theilungen der Materie vollziehe, welche uns erst anschaulich und handgreiflich würden, wo und soweit sie uns zugleich als mechanisch vollzogene vor Augen lägen. Der Berliner Academie-Abhandlung E. G. Fischer's „Ueber das Unendlich-Kleine" kann man das Prädicat einer nüchtern soliden Denkarbeit nicht versagen — und doch läuft sie auf eine Darlegung hinaus, dass kein Aggregat begreiflich scheine ohne die Annahme einer Menge von Polaritätsachsen in jedem Atom — gewiss eine Anticipation des realdialektischen Princips, wie man sie sich keimkräftiger gar nicht wünschen kann, und nicht ganz so dürftig wie die armselige Unterscheidung zwischen dem blossen Einnehmen und dem Erfüllen eines Raumes, wozu wir schon bei den alten Epicureern ein Analogon finden, wenn Lucrez (I, 362 *seq.*) das *inane* mit dem abstracten *spatium* auseinanderhält — dialektische Distinctionen, denen aus neuester Zeit Ausdrucksweisen K. Planck's an die Seite gesetzt werden können, wie: „ausgedehntes Zusammen" — „innerliche Offenheit" oder vom Licht gesagt: „Gegenwart einer entfernten Peripherie".

Die Realdialektik als solche hat aber kaum Anlass, in die endlosen Erörterungen über dies Thema selbstthätig einzugreifen: ihren Zwecken genügt es, zu constatiren, wie hier die schwierigste, weil aporienreichste Partie jeder Weltbetrachtung vorliegt und wie nirgendwo sonst das Unzulängliche der Leistungen der Mathematik gegenüber den Prätensionen dieser Wissenschaft so evident zu Tage tritt.

Der räumliche Punkt (im mathematischen und physikalischen Sinne verstanden), die absolute Gegenwart, die Zeit der Veränderung, die Bewegung — sie brauchen nur genannt zu werden, um in ein Dickicht von widersprechenden Definitionsversuchen*) zu versetzen — und nicht überall sieht Resignation in diesen Stücken einer Fahnenflucht so wenig ähnlich, wie bei der realdialektischen Auffassung, deren antilogisches Bekenntniss sie vorneweg gegen alle unerfüllbaren Zumuthungen sicher stellt. Denn ihr diente ja die logische Unlösbarkeit dieser Erklärungsaufgaben gradezu als eines der werthvollsten unter ihren Belegstücken.

10. Die Unfassbarkeit der Continuität.

Der gemeinsame Widerspruch in all diesen Versuchen besteht darin, das seinem Wesen nach schlechthin Haltlose dennoch irgendwie in oder gar mit Gedanken zu fixiren: die ihrem ganzen Verlauf nach discontinuirliche Intellectual-Thätigkeit (denn jede psychische Perception erfordert ja ihren eigenen Zeittheil) möchte der Natur des absolut Continuirlichen trotzen und discrete Stücke davon festnageln — und diese ihre eigene — ganz auf Seiten des Subjects belegene — Unfähigkeit, der Natur des Objectiven zu entsprechen, möchte sie dann für eine objective Unmöglichkeit am Dasein ausgeben, und wo die idealistische Ueberhebung am weitesten geht, leugnet sie gradezu, dass Zeit, Raum und Bewegung wirklich existiren könnten, statt umgekehrt das Un-

---

*) Wollte man doch überhaupt nur einmal auf den rein hallucinatorischen Gewinn aus blossen Begriffsumschreibungen verzichten! Aber immer wieder setzt man sich gläubig in solch ein Carrousel, welches regelmässig bloss an den Punkt zurückführt, an dem man eingestiegen. Das bischen Schwindel ist der einzig reelle Hirneffect, der dabei herauskommt, wenn man auf solchem Wege — wie die Carrouselreiter nach den aufgesteckten Ringen — nach einem logischen, physikalischen oder motivationsmässigen Warum jagt und hascht; und aus solchem Unglückscirkel logischmetaphysischer Unzulänglichkeit tritt am wenigsten eine Tendenz-Philosophie heraus, welche bei der Escamotage des Substanzbegriffs uns das Windei der All-Einheit unterschieben möchte.

vermögen bei sich selber zu suchen und demgemäss bescheiden die Hülfe anzunehmen, welche sich in der intuitiven Selbsterfassung des Willens darbietet, indem der Wille selber — aber freilich eben nur vermöge seiner *vis essendi*, nicht dank seiner *potentia existendi* (als welche der discreten Erscheinungswelt zu Gute kommt) — an sich eine Continuität besitzt, welche ihn den *continua* der Aussenwelt homogen und intellectualiter angesehen auch congenial macht*).

---

*) In seiner Weise drückt Wundt dies so aus, dass er die irrationalen Zahlen die stetigen nennt. Er sieht nämlich — wohl eigentlich auf Grund seiner Tontheorie — die Zeit als ein allemal Discretes an (überträgt also gleichfalls mit unbewusster Verwechselung eine unausweichliche Eigenschaft der subjectiven Auffassungs**form** als objectives Merkmal auf das Aufgefasste selber) das als solches (wie ja auch nach Schopenhauer's Beurtheilung alles Arithmetischen) die Voraussetzung der discreten Zahl sei. Wenn man nun die discrete Zeit auf den stetigen Raum beziehe, so müsse sich ein „irrationales" d. h. nicht in einem geschlossenen Ausdruck darstellbares, Verhältniss ergeben. So folgert er denn: im Gebiet der Zeit entstehe die Zahl aus der Grösse, im Gebiet des Raumes die Grösse aus der Zahl — ein Gedanke, in welchem die Realdialektik auch kaum etwas anderes als ein Verlegenheitsexpediens erkennen kann — wie auch das Geheimniss des Imaginären (i) wohl nicht erledigt wird durch die Formel: $+ 1 : i = i : - 1$. Richtig ist jedenfalls (was ich schon längst selber erkannte, ehe ich bei Wundt demselben Gedanken begegnet) so viel: die Schwierigkeit, ein gemeinsames Maass ausfindig zu machen, welches möglichst vielen Grössen commensurabel sein soll, beginnt erst da, wo das Stetige mit dem Discreten soll vermittelt, wo also insbesondere die ihrem Wesen nach allemal discrete Zahl dem rein Continuirlichen als Maassstab soll applicirt werden. Da fehlt es in Wahrheit allemal an einem gemeinsamen Maasse, und diese Lücke ist es, wo das „Unendlich Kleine" einzutreten bestimmt ist (diese Auffassung bestätigt auch Liersemann's früher erwähnte Abhandlung, sowie neuerdings die Metaphysischen Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften, von Alfons Bilharz und Postus Dannegger Sigmaringen 1880.) Dasselbe hat also seine Special-Aufgabe daran, die Möglichkeit herzustellen, dass auch da noch ein Verhältniss zu andern Grössen — obzwar nur approximativ — angegeben werde, wo in Wahrheit nur ein Unterschied zu sich selber, d. h. die rein ideale Theilung, die bloss gedachte Theilbarkeit, keine rein vollziehbare, in Zahlen ausdrückbare Proportionalität besteht. Leider aber muss man sagen, dass Kant ganz *more mathematico* verfuhr, als er seinen exclusiven Subjectivismus auf die

Wenn darnach die begrifflich schlechthin unaufhebbare Discrepanz zwischen dem discreten und continuirlichen Sein es ist, was all diesen Problemen zu Grunde liegt, so genügt auch die

---

Prämisse gründete: was von der Erscheinung gilt, kann schon eben darum nicht von dem Ding an sich gelten. Denn nach ebendemselben rein negativen Schlussverfahren definiren die Mathematiker, dem *ex mere negativis nil sequitur* zum Trotz, auf Grundlage des richtigen Satzes: das Unendliche entzieht sich dem Ausmessen: alles was nicht den Bedingungen subjectiver Messbarkeit entspricht, ist *in utramque partem* unendlich — und sie erbauen sich dann mit Hülfe solchen Brückenbegriffs einen Steg, der an Luftigkeit dem Regenbogen nicht nachsteht, aber deshalb auch nicht die nöthige Tragfähigkeit besitzt, um in's Reich des Transcendentalen hinüberzuführen — so wenig wie man, trotz aller Kunststücke der Veranschaulichungsversuche, jemals auf den Hühnerstiegen phänomenaler Endlichkeit in die Regionen des superphänomenal Unendlichen hinaufklettern kann; weshalb jeder nüchterne Metaphysiker vorneweg auf solche halsbrechende Aërostatik verzichtet. Das sind eben Streiche, wie sie einem die sogenannte Denknothwendigkeit spielt, welche dazu verführt, unser subjectives Unvermögen, die blosse Unerkennbarkeit, mit objectivem Seinnichtkönnen zu verwechseln. Darüber hilft auch die wunderbare Elasticität nicht hinweg, mit welcher der mathematische Vater und die physikalische Mutter jenes paradoxe kleine Ding ausgestattet haben. Für dessen Unendlichkeit aber wäre Hegel's Prädicat der „schlechten“ besser am Platz gewesen, als für jene extensive Endlosigkeit der nicht bloss für jedes gegebene Maass in aller Ewigkeit unerreichbar bleibenden, sondern schlechthin an sich jeden derartigen Versuch des Pro- und Regresses blosser Succession vorneweg abweisenden beiden Objecte unserer apriorischen Intuition: Raum und Zeit. Wo die Mathematiker für die Bedürfnisse ihrer Wissenschaft — da sie nun einmal nicht davon abstehen wollen, das rein Anschauliche in begriffliche Formeln zu zwängen — solcher Symbole für in Zahlen unausdrückbare Quotial-Grössen nicht entbehren können, da mögen sie sich bewusst bleiben, wie ihre π und ε und Θ und ∞ eine rein conventionelle Bedeutung behalten müssen und nicht dazu taugen, in sonst lichtlose Regionen der Metaphysik irgendwelche Erhellung hinein zu tragen — sonst würden sie einem Mikroskopiker gleichen, der es sich einfallen liesse, statt einer Infusorie einmal die Sonne selber als Object „einzustellen“ und zur Erleuchtung dann eine qualmende Thranlampe daneben. Und von diesem Urtheil hat mich auch die oben erwähnte zweite Veröffentlichung von Alfons Bilharz trotz der erstaunlichen Intensität der darauf verwendeten Denkenergie nicht abzubringen vermocht.

Einsicht hierin, um auf immer abzustehen von weitern — ihrer Natur nach zu ewiger Vergeblichkeit verdammten — Anläufen zum Versuch, das ewig aller logischen Abstraction Widersprechende in ein logisch glatt Aufgehendes nicht sowohl umzuformen, als vielmehr nur umzudeuten. Wer an das schlechthin und ausschliesslich Anschauliche irgendwie mit „deductiver Methode“ herantreten will, wird bald gewahr werden, dass ihm von den beiden Etyma dieses Begriffs der „Mit-Weg“ oder das „Nach-gehen“ vollständig sich versperrt und was übrig bleibt, eben nur das (seit-) „abführende“ sein kann. Vielmehr sollte schon die Pietät gegen Kant gegenwärtig halten, wie eben von einer „reinen Anschauung“ nur so lange wirklich die Rede sein kann, als jede Entstellung oder Ver-un-„rein“-igung durch begriffliches Denken vollständig ferngehalten wird — solchen Dingen gegenüber ist die erste Enthaltsamkeit, welche verlangt und geübt werden kann, dass man vorneweg auf jeden eigentlichen Definitionsversuch schlechthin verzichtet.*)

Wer sich begnügt, die Zeit für ein allen Thätigkeiten als deren reine Formalbedingung bereits Vorausgesetztes gelten zu lassen, wird sich der dargethanen Ohnmacht der Abstraction, das Unfixirbare zu fixiren, schon zum Voraus so bewusst halten, dass er sich dessen gar nicht erst unterfängt, einen absoluten Anfangspunkt der Zeit — oder scheinbar concreter gesprochen: des Zeitlichen — auch nur idealiter zu poniren,**) weil das doch

---

*) Einen realdialektisch nivellirten Mittelweg schlug auch ja Fechner ein, als er seinen schlechthin discreten Stoffatomen ein ebenso schlechthin allgegenwärtiges Continuum allgemeiner Kraftrelationen nebenordnete, um so einerseits jener absoluten Beziehungslosigkeit der Einzelwesen zu entgehen, (welcher Herbart die Verzweiflung zugetrieben hatte, obgleich doch dann von einem wirklichen Begreifen des Wirklichen nicht die Rede sein kann, weil aus absolut discreter Vereinzelung nie und nirgends etwas geboren wird) und andererseits der Preisgebung selbst der begrifflichen Isolirung des Einzelnen und deren realer Möglichkeit — eine Preisgebung, welche gleichbedeutend ist mit der des letzten Haltes für den Individualismus wider die Prätensionen der All-Einler.

**) Vergl. meine Abhandlung: „Zur Philosophie der Geschichte“ S. 73—77.

wieder nur heissen würde, das logisch Unabweisbare in falscher Identitätsannahme auch als eine Seinsnothwendigkeit zu respectiren. Dem gegenüber setzt uns unsere Einheit der *vis essendi* und *potentia existendi* in den Stand, für Sein und Werden die nämliche Ewigkeit zu statuiren und alles Werden für ein wahrhaft erscheinendes Sein zu ästimiren. Dann aber ist uns auch jedes Entwickelungs-Plus der Evolutionisten entbehrlich — denn dann genügt für alles, was als Fortschritt zu einem Nochnie-dagewesenen sich anlässt, die einfache Selbstbereicherung, welche sich vollzieht, indem von Augenblick zu Augenblick die Summe des Geschehenen anwächst, nicht anders wie jede andere zählbare (als solche zeitliche und variable) Grösse auch, und indem eben darum im Entstehen neuer Combinationen die Complicationen des Geschehenden sich immer bunter verflechten.

Allerdings sind auch uns Raum und Zeit ein Vermittelndes zwischen der Subsistenz und der Existenz;*) aber doch nur in dem Sinne, dass wir in ihnen für die Welt der Existenz dasselbe vermuthen, was für die Welt der Essenz der Willensinhalt, die Idee, ist: die reine Bedingung: die Brücke, über welche das ansichseiende Sein aus dem Beisichbeharren hinüberschreitet in den Bereich des Bezogenseins auf ein Anderes, gleichviel, ob dieses als bloss ideales nur zu einem Bewusstwerden führt, oder als transient causales als ein Bewirkendes auftritt *(exstat)*. Und wenn, von der subjectiven Seite angesehen, das Heraustreten des subsistenten Willens zum existenten Wollen erst möglich wird durch die Zeit, wie die pluralistische Vielheit ihre formelle Voraussetzung am Raume hat, so heisst es die dem abstracten Denken psychologisch gegebene Fähigkeit zum Alterniren missbrauchen, wenn man idealiter Untrennbares so auseinanderreisst, dass man umgekehrt die Zeit als ein Product der Thätigkeit, den Raum als eine Schöpfung der Vielheit darzustellen versucht (wie seitens des halben wie ganzen Idealismus so oft geschehen ist), statt bei der simpeln Thatsache stehen zu bleiben: auch als *ens metaphysicum* vermögen wir einen Willen nicht anders denn als einen in Form der Zeitlichkeit sich actualisirenden uns vorzustellen und in dem gegebenen Auseinander der Räumlich-

*) Max Eyfferth hat von diesem Gesichtspunkt aus die Zeit betrachtet, etwa ein Jahrzehnt früher als Alfons Bilharz von seinem „heliocentrischen Standpunkt“ aus in solcher Richtung sich fortbewegte.

keit die darin mit ihren Strebungsrichtungen sich kreuzenden Willenswesen nicht anders, denn als ein nicht bloss phänomenaliter Vieles.

Darum hat man ja schon von jeher das räumliche Nebeneinander als die Voraussetzung aller Gleichzeitigkeit erkannt. Grade aber die Möglichkeit zeitlicher Coincidenz giebt erst das zu fühlen, worin sich die Zeit als eine reale Macht zu erkennen zu geben scheint. Schon seinem Namen in den verschiedensten Sprachen nach ist der „Zufall“ Ausdruck für ein Zusammentreffen in der Zeit, und was wir „Geschick“, „Schicksal“ nennen, weist, wie ja auch „Fügung“, auf ein Hineinflechten der einzelnen Thatsache in das Gewebe aller übrigen. Wer die Zeiten lenken könnte, wäre der eigentliche Weltenlenker — und nichts packt den Menschen gewaltiger in seinem Abhängigkeitsgefühle als jene Momente, wo die Entscheidung über Viele „abhängt“ von der Differenz einer Secunde früher oder später oder von dem Unterschied der Breite eines Haares beim Fallen eines Ziegels oder dem Fliegen einer Kugel. In solchen tragisch pointirten Augenblicken steht der Wille seines Gleichen gegenüber mit dem zerschmetternden Bewusstsein, dass schliesslich für all sein Können und Gelingen nicht seine oder des Andern Kraft nach Quantität und charakterischer Qualität das eigentlich Ausschlaggebende ist, sondern die von Beider Wesen unabhängige Modalität ihres Begegnens im Kreuzungspunkt ihrer Richtungen. Und das Bedürfniss, diese sich gleichfalls unter die Bestimmung eines bewussten Wollens (nicht einer blinden „Bringerin“ : *Fortuna)* gestellt zu denken, ist der Ursprung wenigstens der theistischen Religionen.

So viel ist ja allerdings richtig: wo die Thätigkeit nicht in Absätzen vor sich geht und so in eine Thatenreihe unterscheidbarer Glieder zerfällt, wo also nicht ein Anderswerden, sei es in den Beziehungen nach aussen, sei es im eigenen Seinsinhalte, wahrgenommen wird, da hört nicht bloss alles richtig abschätzende Gefühl für die Zeitlänge (wie in Kurz- und Langeweile) auf, sondern auch alles Bewusstsein von Zeitlichem überhaupt. wie im traumlosen Schlafe.

Wenn aber nun alles Anderswerden von irgend einem Motiv abhängt und dessen Bethätigung von der Relation zu irgend etwas Anderem, weil rein aus sich, als etwas absolut Isolirtem, kein Wille „sich bewegen“ würde, so sind zwar diese Relationen

das für uns (πρὸς ἡμᾶς) Frühere, von dem aus wir erst rückwärts „folgern“ auf das, was als πρότερον τῇ φύσει deren *Quale* bestimmt, den Charakter, welchen in seiner Essentia Schopenhauer einmal den „Wurzelpunkt aller Relation“ genannt hat — dennoch bliebe es hypermetaphysisch — zu deutsch: vorwitzig — auf Grund der so erkannten, weil nicht einmal aus der Phantasie hinwegzudenkenden, Zeitlichkeit nun zu fragen: verdankt der Wille seine Existenzfähigkeit — sein Heraustretenkönnen aus rein essentialer Ruhe blosser Potentialität (in welcher allein allenfalls ein rein Zeitloses sich würde vorstellig machen lassen) zur Actualität — der Realität der Zeit oder die Zeit ihre actualisirungsmächtige Realität der Motivbedürftigkeit des Willens? Denn eine Antwort darauf wäre nur einem Geiste möglich, der über alle Schranken der gegebenen Welt sich hinauszuschwingen vermöchte. Wir, die wir an das einmal vorhandene Verhältniss zwischen Zeit und Wille gebunden und keine Causalität zu fassen im Stande sind, welche des Einen dieser Beiden (als ihrer resp. formalen und materialen Bedingung) entbehren könnte, wir wissen auch, dass es der Wille ist, an dessen Gefühl der Reichthum eines Zeitinhalts sich bemisst, wie alles Geschehen zuletzt ein gewolltes ist und insbesondere die ätherisch göttliche θεωρία, das Unbewegte wechselloser Intuition, unfähig, auf die Länge „auszufüllen die Leere der Zeit“ — zumal selbst die zeitlosen Kategorienfäden, welche man vom Rocken eines raumlosen Nichts herunterschnurren mag, sich nicht einmal ordnen lassen ohne den Doppelkreuzrahmen zeitlicher Folge und räumlich schematischer Gruppirung.

Die Willensmetaphysik verlegt die Zeit sammt allen ihren Eigenschaften in die Functionen des Dings an sich selber. Der Continuität der Zeit entspricht das Nimmerpausiren des Willens — was intermittirt, ist nur das vom Wechsel der Motive abhängige Wollen. Zeit und Ewigkeit müssen schliesslich denn doch von congruenter Unendlichkeit angenommen werden und beiden gleich an Anfangs- wie Endlosigkeit das Wollen des in seiner Selbstentzweiung auch seine Selbstsollicitation in sich tragenden Willens.

Das Wollen mag ruhen, der Wille kann das nimmermehr, sonst würde er mit seiner Existenz auch seine Essentia einbüssen müssen. Und von solcher Continuität ist es nur der subjective Reflex, dass das Apriori auf unsere Anschauungsweise einen

Zwang ausübt, welcher uns nöthigt, jede Thätigkeit *au fond* als eine schlechthin continuirliche, in ihrer Continuität der der Zeit durchaus gleichlaufende und die etwaigen Intermissionen daran nur als scheinbare anzusehen, sofern in alle Pausen gleichfalls Thätigkeit, nur latent bleibende, eintritt. Es kann eben nur das momentane Partialwollen zuweilen eine volle (ob auch an sich nur interimistische) Befriedigung finden als endlicher Einzelact — das metaphysische Urwollen in seiner intensiven Unendlichkeit und unendlichen Intensität ist für alle Zeiten unersättlich und garantirt damit die Unvergänglichkeit der Allzeit selber. Das behauptet trotz seiner empirischen Endlichkeit das Bewusstsein des Einzel-Ich auf Grund der „Offenbarung", welche es der *unio mystica* mit dem unbeschränkten Sein verdankt, unter deren intuitiven Formen die Apriorität des unendlichen Raums, der unendlichen Zeit, der Unzerstörbarkeit der Materie und der beiderseits unendlichen Causalitätsreihe sich zum Theil sogar unverkennbar bis in den Bereich des untermenschlichen Bewusstseins hinab erstrecken. Und die von allen tiefste Kategorie, die Einheit der Apperception, dieser Zielpunkt alles psychologischen Begreifenwollens, gewinnt nur dann eine Verständlichkeit, wenn es die Essential-Einheit des mit sich identischen Subjects ist, welche mittels der an sich schlechthin continuirlich verlaufenden Zeit die als discrete Perceptionselemente auf unsere Sinnesorgane einwirkenden Erscheinungen zu einer continuirlichen Einheit der Vorstellung (und weiterhin des Begriffs) verschmelzen lässt.

Es ist eitel Abstraction und für den menschlichen Geist ewig unbeantwortbar, wenn man fragen will, ob es auch ohne Geschehen eine Zeit geben würde; denn von der Zeit gilt, was von allem Andern auch: wir können darüber nicht mehr aussagen, als wie wir wissen und kennen, und wir kennen keine andere Zeit, als die sich am Geschehen darstellt — das Geschehen aber hört vor unsern sichtlichen Augen nimmer auf, weil es seine Garantie hat an dem *perpetuum mobile* des Willens, den die Metaphysik nur beschreiben, dem sie aber niemals etwas über sein Wesen vorschreiben will. Dann aber erkennt sie, dass die Zeit ihre eigentlich realste Macht darin zeigt, dass sie es ist, vermöge deren der reine ungetheilte Wille, die substanziale *Essentia* der *Voluntas*, sich explicirt in einer (aber nicht etwa bis zur Selbstauflösung in eine) Vielheit von Wollensacten. So ist die Zeit idealiter, wie der Raum die zweite, die erste Vorbedingung

alles phänomenalen Seins. Und bei diesem Emanationsverhältniss verhält sich die Volitio zur Voluntas, also die Erscheinung zum Ding an sich, nur eben wie das Wie zum Was oder bestimmter: wie das *Quale* zum *Quid*. So setzt die Zeitlichkeit keine Differenz zur Essentia, die wir demnach eben auch nicht als ein schlechthin Ueberzeitliches zu denken haben.

Ist die Zeit, wie O. Liebmann sie nennt (Phil. Monatsh. VII, 480) „ein unsichtbares Parzengespinnst", so muss sie auch das absolut Durchsichtige sein und kann das „hinter" ihr liegende Wesen der Dinge in keiner Weise verschleiern. Im Gegentheil: grade erst die Continuität der Zeit, wie sie die Metaphysik postulirt, kann eine Continuität der Causalität garantiren, wie sie eben der Metaphysiker braucht, weil er nichts anfangen kann mit einer um ihre Einheitlichkeit gebrachten, in lauter Einzelacte zertrümmerten und zerstückelten Causalität — und die Frage nach der Continuität der Zeit verliert ihrerseits wieder alles Interesse, ja alle Bedeutung, wenn man zuvor der Causalität die ihr eigenthümliche Continuität geraubt hat — sonst fehlt jedes Band zwischen *causa* und *effectus*, d. h. dem, was sich er-„äugnet", *i. e.* sichtbar wird.

11. Die Unendlichkeit und der Begriff der Grösse und des Messens überhaupt.

An solchen Stellen ist es ja immer, wo irgendein Unausdenkbares in den Schos der Mystik treibt, eine relative Dunkelheit in eine absolute Finsterniss, in den Verzicht auf alles Denken, wo schliesslich der Widersinn schlechthin für den profundesten Abgrund der Weisheit gilt. Wie wenig aber die Realdialektik trotz all ihrer Antilogicität mit solchem Unfug gemein hat, beweist sie auch hier wieder, indem sie es ebenso sehr verschmäht, mit ihrer Zeitunendlichkeit in die Punktualität jenes bekannten und doch so unerkennbaren *Nunc stans* sich zu flüchten, wie Kant zu folgen, wo er in seiner Phoronomie von dem „absoluten Raume" so wundersame Angaben macht, dass eigentlich ein τόπος ἄτοπος herauskommt, etwas Unräumliches, in welchem gar kein Platz für die Einzelräume ist. Den Lockungen solcher verbaldialektischen Sideroxylfabrikate widersteht die Realdialektik ebenso sehr aus der Kraft ihres eigenen Wesens wie dem Köder,

welche die Hegel'sche Methode ihr mit dem Schein der Wesensverwandtschaft hingehalten hat. Ihr ist es genug und übergenug, dass sie ohnehin nicht auskommt ohne tief in die Form des Widerspruchs eingetauchte Approximativformeln, die sich ihr insbesondere aufdrängen bei der Frage, ob dem Raume und der Zeit noch irgendwelche andere Essentialität beigelegt werden dürfe als wie eben diejenige, welche in ihrer absoluten Existentialität besteht, so dass beide an ihrer reinen Formalität zugleich ihr eigenstes und ganzes Seinmaterial besitzen.

Während alles, was in der Zeit wird und wächst und aus einer materialen Subsistenz heraus sich entwickelt, an der Zeit eine Form des Werdens bereits vorfindet, müsste die Zeit, wenn wir sie auch als ein Werdendes, aus dem eigenen Schose sich Gebärendes, uns vorzustellen hätten, diese bedingende Form des Werdens, welche sie selber ist, im Acte des Werdens selber noch erst miterzeugen, so dass wir uns doch auf eine Anschauung zurückgedrängt sehen, nach welcher das Wesen der Zeit als ein uranfänglich bereits Explicirtes, nicht als ein erst in und durch seinen eigenen *modus existendi* zu einer Art von Selbstexplication erst nachträglich Gelangendes zu denken ist. Und dies weltewige Explicirtsein stellt sich an der Zeit wie am Raume dar als continuirliches Ausgedehntsein. Es ist eben die Continuität (wie am deutlichsten wird, wo räumliche und zeitliche Continuität mit einander verschmelzen, nämlich in der Bewegung) für die gemeine Rechenkunst im Grunde etwas nicht minder Unnahbares als wie die apriorische Eigenschaft der Zeit und des Raumes, sofern wir beide „unendlich“ nennen — *) denn da wie dort sind die Bedingungen der Ausmessbarkeit verschwunden und die beiden Unendlichkeiten des absolut Kleinsten und des absolut Grössten haben mit dem reinen Grössenbegriff

*) Worauf sich die Logiker so gern berufen: die Unausdenkbarkeit der vollendeten Unendlichkeit, hat ja doch auch nur „im Reich des Denkens“ ihren Sitz: im Reich des Wirklichen steht der Unendlichkeit nichts im Wege — nur die „subjective“ Auszählung des Unauszählbaren findet keinen Platz im zeitlich und räumlich beschränkten Menschenschädel — aber warum nicht ein objectiv Unendliches in der Unendlichkeit des Raumes selber und in der anfang- wie endlosen Zeit? Eine „real bestehende unendliche Anzahl“ lässt sich nur mittels eines verbaldialektischen Kunstgriffs für „undenkbar“ ausgeben — sie ist dies nämlich nur als gezählte, aber nicht als unausgezählte, zum ewigen Weiterzählen forttreibende.

immerhin noch so viel gemein, dass sie wie dieser die reine Form und Weise der blossen Existenz angehen und mit der reinen Essenz als solcher selbst da nichts zu thun haben, wo diese selber es ist, die als Grösse behandelt wird, nämlich bei der Intensität als dem Object der Kraftbemessung.

Was nämlich die Mathematiker (nach Kambly) ungeschickt genug in die Form einer scheinbar völlig nichtssagenden Tautologie gebracht haben: „Grösse ist, was durch Vermehrung und Verminderung" — (diese beiden setzen ja eine vorhandene, sogar veränderliche Grösse bereits voraus, mithin auch deren Begriff, wie klar wird an der Vertauschbarkeit der Wörter: Vermehrung und Vergrösserung) — „nichts von seinem Wesen einbüsst", dem liegt doch der ganz richtige Gedanke zu Grunde, dass Grösse alles ist, woran Unterschiede sich wahrnehmen lassen, ohne dass man qualitative Differenzen hinzunimmt. Eine *Magnitudo* kann also das Ding auch an und für sich haben (der Grössebegriff geht darnach nicht ganz in Relativität auf), ein *Quantum* jedoch ist es nur in reinster Correlation zu irgendeinem von einem Subject mit mehr oder weniger Willkür gesetzten *Tantum*. Eine Grösse sein heisst somit: ein Vergleichen zulassen in Hinsicht auf seine reine Existenz-form und -weise, ohne jede Rücksicht auf die specifischen Merkmale des essentiellen Inhalts. So giebt es gar keine Grösse ohne ein vergleichendes Subject; denn Unterschiede wahrnehmen ist das Ergebniss eines Vergleichens und dieses implicirt die Zweiheit dessen, was verglichen und dessen, womit verglichen wird, letzteres aber heisst im weitesten Sinne der Maassstab. Was wir messen, sehen wir als ein *Totum* an, das, als Einheit angesehen, ursprünglich sein eigener Maassstab ist — und mit dieser Einheit bringen wir andere — grössere oder kleinere — von constanter Grösse dergestalt zusammen, dass sie durch ein Theilverhältniss wechselseitig einander numerisch bestimmen; dies Verfahren heisst Messen und hat mithin ohne Anwendung einer zu Grunde gelegten Einheit gar keinen Sinn, ist mit andern Worten ohne ein gleichzeitiges Zählen gar nicht denkbar. Wo aber diese Vergleichungsart sich nicht rein durchführen lässt, müssen die Grössen als untereinander incommensurabel bezeichnet werden. So erscheint also der ganze Unterschied zwischen Zählen und Messen kaum als ein anderer denn der rein arithmetische zwischen ganzen und gebrochenen Zahlen, wie so-

fort überall evident ist, wo der Maassstab als Quotient auftritt und man auch im bedenklicheren Sinne gar bald „in die Brüche“ geräth.

Wo aber reiner Unsinn herauskommt, da präsumirt selbst noch die antilogische Realdialektik, es müsse im Grunde etwas versehen sein. Sie horcht darum besonders hoch auf, wo Leute. welche nicht bloss mathematisiren gelernt haben, sondern auch über ihr Mathematisiren nachzudenken, ehrlich genug sind, um zu bekennen, dass die Mathematik überhaupt nichts weiter kann, als bestenfalls bestätigen, wie ein in hypothetischer Anticipation eingestellter Rechnungsfactor nicht ganz unrichtig angesetzt sei — mit andern Worten: das intuitive Aperçu hier wie überall das gute Beste thun müsse. So gestehen ja selbst Elementarlehrbücher, dass man bei der Lösung von Gleichungen höheren Grades mit mehreren Unbekannten ohne gewisse „Kunstgriffe“ — zu deutsch: ohne ein zunächst glückliches Rathen — nicht zum Ziel komme. Die unglaubliche Unzuverlässigkeit solcher blossen „Einfälle“, aus denen man wie aus unverrückbaren Quadern den Weltbau mathematisch nachzuzimmern sich vermass, hat ja mehr als ein zünftiger Meister, mit gutem Humor aus der „Schule“ plaudernd, selbst den Laien verrathen. Aber auch das unmathematische Gefühl der naiven Sinnlichkeit hat ja so seine Anticipationen und eine tiefer forschende Speculation manche derselben als Eingebungen der ihrer selbst innewerdenden Weltsubstanz zu respectiren gelehrt, etliche sogar wieder zu hohen Ehren gebracht. Wer so der im eigensten tiefsten Innern selbst vernommenen Selbstoffenbarung der ewigen *natura naturans* festeren Glauben bewahrt, als den vielvermittelten Aussprüchen von Beobachtern, welche letzten Endes doch auch auf die urtheilende Combination ihrer eigenen, freilich künstlich geschärften, Sinneswahrnehmungen angewiesen sind: der wird in seiner Zuversicht nur wachsen können, je mehr er hinter die Coulissen so complicirter Apparataufstellungen geguckt hat und so darin eingeweiht wurde, wie die Zahl der Fehlerquellen mit der Feinheit der Observationsmittel leicht mehr zu- als abnimmt. Wenn aber z. B. selbst ein Liersemann (s. o. S. 115 ff.) von congruenten Halbebenen spricht, die zu beiden Seiten einer ein Paar von Parallelen schneidenden Linie entstehen sollen, und sich dann den Spaass macht, mittels einer zweiten Durchschnittslinie *ad oculos* zu demonstriren, dass die beiden so entstehenden congruenten Unendlichkeiten um das Mittelstück

different sind, so hätte er sich freilich schon vom superklugen Stagiriten die Hand reichen lassen können, um wenigstens mit Worten aus solcher Verlegenheit herauszuklettern; denn der schon hat das hyperlogische Decret verbrochen: weil ein wahrhaft Unendliches nimmermehr aus endlichen Theilen bestehen könne, so könne es auch nimmermehr endliche Theile haben. Ob aber wohl durch dergleichen irgend Jemand sich sollte irremachen lassen in der Ueberzeugung, auf Schritt und Tritt von Raum- und Zeittheilen umgeben und begleitet zu sein? Oder sollten wir uns abhalten lassen, Raum und Zeit überhaupt *sub specie quantitatis* zu betrachten, bloss deshalb, weil man sich damit den Chicanen mit gewissen pseudologischen Aporien und Antinomien blossstellt? Wer seiner Anschauungsfähigkeit vertraut, wird sich dabei beruhigen, dass an solchen Dingen wieder nur die Benennungen es sind und die mit diesen verknüpften Grade des individuellen Eindrucks (ein Krämer erstarrt vor dem Gedanken an eine der Milliarden, mit denen man Weltgebieter wie mit Rechenpfennigen hat umspringen sehen), was einen rein subjectiven Character behält und damit eine Willkürlichkeit rein zufälliger Zuthat, welche als solche doch der Wirklichkeit objectiver Gegebenheit nimmermehr Abbruch thun kann. Wer uns dies bestreiten wollte, dem müssten wir mit der ebenso chicanösen Einrede begegnen: Mathematiker hätten sich überhaupt nicht mit Raum und Zeit zu befassen, weil diese beiden grade vermöge ihrer Unendlichkeit aufhörten, ein Messbares, also eine Grösse zu sein.*)

Schon in unserm ersten Theile hat uns eine Würdigung der Mathematik beschäftigt. Aber während wir sie damals nach

*) Mit Recht hat gegen den modernen Scholastiker Gutberlet (in der Jenaer Lit. Ztg. 1879 Nr. 10) Lasswitz darauf hingewiesen, wie grade die Darstellung einer endlichen Zahl durch einen unendlichen Ausdruck (z. B. $1/9$ durch 0,11111 ....) zeige, dass das „Unendliche“ dabei sich nur auf die Form unserer Vorstellung beziehe und mit der Grösse an sich nichts zu thun habe. So ist auch am Mechanischen messbar nur die wechselseitige Beziehung. Aber eben darum verwechseln die mathematisirenden Physiker die Eigenschaft der Messbarkeit so gern mit den essentialen Qualitäten selber, und nur tiefere Geister unter ihnen gelangen zu der Einsicht, dass grade das Merkmal der Nichtmessbarkeit das Kriterium der innerlichen („geistigen“) Essentialität ausmache.

ihrer Methode oder ihrem erkenntnisstheoretischen Werthe betrachteten, geht sie uns jetzt von Seiten ihres Gegenstandes an. In beider Hinsicht aber lernen wir verstehen, warum grade ein Hegel so grosse Stücke auf sie gehalten. Denn mit nichts lässt sich so bequem logisch-dialektischer Hocuspocus treiben, als mit mathematischen Formeln, und was ihre Absolutheit heisst, hat doch an nichts sein Aequivalent als an dem reinen *nihil negativum* wechselseitig in einander verschlungener („aufgehobener", d. h. negirter) Gegensätze: die *coincidentia oppositorum* war das Ziel des Ringens aller Derer, welche sich überhaupt mit einem Absoluten befassten. Bei ihnen Allen kehrt das Streben wieder, Unmögliches möglich zu machen, Unversöhnbares zu versöhnen, — aber Keiner wagt es recht, auszusprechen, dass es das Wesen der Welt ist, all diese Realcontradictionen zu perpetuiren.

Für das schlechthin indifferent Eine würde es nichts geben, was mathematisch heissen könnte. Das rein nur negative Merkmal der Nicht-Identität lässt zunächst einen weiten Spielraum. Die ganz abstracte „Differenz", das reine „Verschieden", verhält sich in der Generationenkette der Begriffe zur „Ungleichheit" bereits als Urahn — das Ver-gleich-en oder *com-par-are* setzt *implicite* die Grösse bereits voraus — insofern hat das lateinische Synonymum *conferre* den Vorzug einer minder bestimmten Allgemeinheit, und *φύσει* können wir selbst das Ganze mit seinen Theilen als ein *πρότερον* ansehen. Die leidige Thatsache der Vielheit ist es, die das böse Problem ihres Ursprungs stellt. Wir selber sind Viele und sind nur als Viele unter Vielen, können das Viele um uns her so wenig wegdenken, wie uns selber aus der Mitte dieser Vielheit, ohne überhaupt gänzlich mit Denken aufzuhören. So können wir, wenn wir aufrichtig sein wollen, in der Consequenz unseres Denkens die Welt gar nicht anders denken, als wie eine immerdar selbstentzweite. Denn ein echtes, richtiges Eines, welches wahrhaft und uneingeschränkt diesen Namen verdient, lässt gar keine Zweiheit an sich herankommen, viel weniger in sich hineintreten. Und wenn die Unisten sagen: nur das Denken hat das an sich Eine auseinandergezerrt, um es in kleinen Portiönchen besser überschauen und verdauen zu können, so sagen wir umgekehrt: Zerlegen widerspricht der Natur des Denkens; das Denken, die Abstraction, hat vielmehr eine unificirende Tendenz; zusammenfassend kann es über die reale Vielheit den Schein der Einheit hinbreiten,

jenseit des concret Mannichfaltigen solch gedachte Einheit postuliren, aber nimmermehr ein realiter Eines scheinbar auseinanderzupfen — das wäre *contra naturam.* Ein schlechthin Indifferentes konnte niemals auf irgendwelchem Wege zur Selbstdifferenzirung gelangen — denn woher wäre der *primus motus*, der *actus actuum* gekommen, wenn nicht aus dem ewigen Schose eines von Ewigkeit her schon *potentiâ* In-sich-selbst-entzweiten? Alles Geschehen selber wirft uns auf ein getheiltes Doppelwesen zurück: Motive können nur wirksam, Bedingungen nur gültig werden, wo und weil die an ihnen sich sozusagen belebende Ursubstanz *in abstracto* eine zwiefache Möglichkeit, *facultas*, darbietet — denn Ursache ist alles das, was die spontane Selbstbethätigung eines Willenswesens in eine andere Richtung überleitet, und Bedingung dasjenige, was zur gegebenen Zweiheit als Drittes hinzutreten muss, um deren, in ihrer Getrenntheit zunächst nur potentiell vorhandener, Befähigung mittels eines Verschmelzungsactes zur Actualität zu verhelfen. Eine secundäre Zweiheit ist für jedes absolut Eine ein Ungedanke. Da ist also von einem zeitlichen Gewordensein der Zweiheit*) keine Rede, und Zeit und Raum als die *principia individuationis* bezeichnen, heisst uns soviel als: sie die unendlichen Gründe (Abgründe) der Endlichkeit nennen; sie sind so alt wie die Welt, und die Welt so alt wie sie — solange es ein Sein gab, gab es auch ein entweites Sein: dem Willen steht das Motiv in gleicher Ewigkeit gegenüber, und als die Welt sich selbst gebar aus der grossen Spaltung ihres Wesens, als das Ei des Brahm auseinanderging in der Aeonen ewigem Schose, da waren auch Zeit und Raum schon da, weil es eben nie eine Zeit gegeben, in der keine Zeit war, noch einen Raum, in welchem nicht Platz gewesen für ihn selber, den Raum aller Räume.

*) Wenn der äusseren Zweiheit nicht eine innere entspräche, so existirte auch die äussere nicht. An der Hand der Empirie aber werden wir vom Zweiten zu einem Dritten geleitet, ohne welches jene Zwei ihre innere Correlation als auf einander bezogener Causalmomente gar nicht offenbaren — auf die Bedingung — (s. o. Cap. 7). Damit sehen wir die Reihe der pluralistischen Einzelwesen von einem Bande durchzogen, welches zugleich den sichersten Beweis liefert für die innere Homogeneïtät der so vielgestaltigen Daseinswelt. Zuweilen concrescirt ja das sollicitirende Dritte zu etwas scheinbar selber Essentiellem, um als solches erst „die Kette zu schliessen“ und den Rapport herzustellen, in welchem ein Vorgang oder Geschehniss „entsteht“.

Denn das ist eine metaphysische Identität: Raum und Zeit sind (identisch mit) Scheidung des Motivs vom Willen, und die Causalität ist das Erscheinen dieser von Ewigkeit her vollzogenen Scheidung, also ist auch die Causalität ein Phänomen von ewiger, d. h. anfangsloser, Geltung. Nur in einem vorzeitigen, aber eben darum auch undenkbaren und unausgedachten Sein könnte der Wille als All-Eines all seine Motive in sich beschlossen und bei sich behalten haben. Aber was stammelnde Kinder der Endlichkeit die Individualisirung, d. h. Selbstvervielung des Einen, die Selbstdifferenzirung des Indifferenten, die Selbstrelativisirung des Absoluten nennen, lässt sich nur vorstellbar machen als eine Sonderung von insofern auch polarem Charakter, als aus jedem befriedigten Streben und jedem in erfüllter Wirksamkeit erstorbenen Motive sofort ein neues sich gebiert. Mit einem Absoluten und All-Einen bleiben mithin die Begriffe des Geschehens und der Geschichte schlechthin unverträglich. Geschichte an einem Absoluten wäre ein nichtiger Schein, in ganz anderem Sinne wesenlos, als selbst noch die abstracteste Weltnegativität der Nihilisten, die doch positiv wenigstens noch in Einem ist: in den von ihr hervorgebrachten Schmerzen. Wandel ist nur am Wandelbaren, und Wechsel, der mehr wäre als ein wirkungslos über die Oberfläche hinhuschendes Schattenspiel, ist nur möglich zwischen dem Vielen, in den realen gegenseitigen Relationen wirklicher und nicht bloss phänomenaler Einzelwesen. Träger der Geschichte ist das Individuum und demzufolge Object der Historie wiederum das Individuum, aufgefasst nach den Aenderungen seiner Lage und Stellung, der gegebenen Situation, wie der selbstgewählten Position, innerhalb des Complexes sämmtlicher Individuen.

Daran wird nichts geändert für die Realität der Dauer an sich durch die Richtigkeit der Reflexion, dass ein mit bestimmter Geschwindigkeit auf uns zufliegender Weltkörper vermöge der Zeit erfordernden Fortpflanzung des Lichtes allerdings noch in der gegenwärtigen Aera die Periode seit Erbauung der ägyptischen Pyramiden bis heute in frappirender Verkürzung nachträglich als „Zuschauer“ mit durchlaufen könnte. Darum bleibt das Vergangene doch ewig hinabgetaucht in das Grab der Unwiederbringlichkeit, und die Unwirklichkeit des Nochnicht wird durch kein Vorgefühl, keine Ahnung oder „Witterung“ des Zukünftigen in vollere Realität gerückt, mag auch die Distanz zwischen ihr und dem Schon vermittels der besonderen Construc-

tion des percipirenden Subjects für dessen Gefühl je nachdem zur Kleinheit eines ununterscheidbaren Moments zusammenschrumpfen oder harrender Ungeduld zur Endlosigkeit sich ausdehnen — wie allerdings eine Eintagsfliege den Zeitverlauf „mit andern Augen ansehen“ und ein anderes Gefühl für Dauerdifferenzen haben wird, als wie wir. Aber solche leichte Verschiebbarkeit der subjectiven Maassstäbe hebt ja die Realität der Dauer als einer Zeitgrösse an sich nicht auf, deren Unabhängigkeit von allem Erkanntwerden mit befasst ist unter den Ursatz alles Realismus: die Dinge sind, was sie sind, ehe eine Vorstellung von ihnen in das Bewusstsein irgend eines Subjects eintritt. Darüber darf uns auch die Relativität unserer subjectiven Maassstäbe nicht irre machen. Was Mikroskop und Teleskop daran ändern, schafft die Grösse als solche nicht aus der Welt, sondern beweist nur, wie die gegebenen Unterschiede seiner Organe und Werkzeuge dem Intellect sein Bild und dessen Dimensionen verschieben, entweder in's Gigantische ausrenken oder zur Miniatur zusammenziehen. Das sind nur Mahnungen, an die metaphysische Aufgabe nicht ohne die Vorsicht heranzutreten, welche alle rein „zufälligen“ Störungen für die Erkenntniss eliminirt, um nach Maassgabe der in den vorhandenen Bedingungen gegebenen Möglichkeit zum essentiellen Kerne selber vorzudringen. Deshalb fordert ja auch die realistische Erkenntnisstheorie eine kritische Revision alles Erkenntnissstoffes — und zwar keineswegs bloss des anschaulich empirischen Rohmaterials — die Philosophie würde als die berufene Schiedsrichterin in den Competenz- und anderen -Conflicten zwischen den in ihrer Vereinzelung sich vereinseitigenden Fachdisciplinen ihrer Pflicht fehlen, wenn sie es versäumen wollte, den „Grenzen des Naturerkennens“ die Grenzen des Abstractionsrechts entgegenzuhalten.

Maass und Zahl haben seit Pythagoras Manchem für Riegel und Schlüssel an den Pforten des Weltgeheimnisses gegolten, und selbst die Volksmetaphysik hat in der Form des Aberglaubens — *in specie* des kabbalistischen — diesen vermeintlichen Zauberformen magische Formeln abzugewinnen versucht und so der höchsten Potenz rein formalistischer Principien einen „heiligen Respect“ entgegengebracht. Die heutige Physik bekennt sich gradezu zu dem Satze: je mathematischer, desto wissenschaftlicher — und in der Chemie sind nur vereinzelte Autoritäten — wie Liebig — solcher Ueberschätzung des rein Errechenbaren ent-

gegengetreten. Mat hat so ein blosses Schaugerüst zum Grundgerüste der Welterfassung in ihrem systematisch construirenden Aufbau selber machen wollen. Gar zu gern möchte man das blosse Operiren mit symbolischen Grössen**zeichen** für ein Darlegen der Grössen selber ausgeben und für die Ziffern den nämlichen Respect fordern, welchen höchstens doch nur die wirklichen Zahlen selber in Anspruch nehmen könnten. Die mathematisirende Physik lässt sich nur allzuleicht verlocken, ihre algebraischen Abbreviaturen als ein Spielzeug reinsten *lusus ingenii* zu handhaben, vergessend, wie es für eine erschöpfende Definition ihrer Eigenthümlichkeit gelten darf: sie sei die Wissenschaft der reinen Bezogenheit, aber wohlgemerkt: nur nach deren proportionaler Seite und darum nimmermehr ausreichend, um auch der Ergründung der dynamischen Bedingungen aller wahrhaften Relationen jemals von fern gerecht zu werden. Das ist ihre unübersteigliche Schranke, dass all ihr Kennenlehren nur ein vergleichendes bleibt und sie somit niemals aus dem Zauberbann einer Kreisbewegung herauskommt, sofern jede mathematische Betrachtungsweise die **wechselseitigen Bestimmungen**, in welchen sie besteht, **schon vorher in sich schliesst**, also niemals, wie Schopenhauer so unwidersprechlich ausgeführt hat, etwas wirklich Neues lehrt. Von allen Unterschieden ist der der Grösse der nichtssagendste, der, durch welchen wir vom eigentlich Individuellen am allerwenigsten erfahren — daher auch in seinen Extremen — der „Unendlichkeit" in *utramque partem* — mehr imponirend (gelegentlich leider selbst in der antiken Bedeutung des *imponere alicui*) als erhellend, das wahrhafte Wesen in keiner Weise uns näher bringend — eine Unfruchtbarkeit des Gedankens, welche nur am nacktesten heraustritt in der höchsten Sublimation aller Hinaus-denkungs-processe (wie Bilharz das Abstrahiren bezeichnet): im „Absoluten", als welches eben darum ein so total leerer Inbegriff bleibt, weil es, aller Relativität baar und ledig, auch aller reellen Sichselbstgleichheit entbehrt und nur die der Identität von Null und Zero behält.

Von Hause aus bestimmt, mit ihren abgebraischen, analytischen und graphischen Symbolen die Mittheilbarkeit des sonst in keine abstracte Sprache übersetzbaren reinen Intuitivgehalts der Anschauung zu vermitteln, hat die Mathematik neuerdings den Spiess umzudrehen versucht und aus ihrer bisherigen Magdstellung rebellisch heraustretend greift sie nach dem Herrscherstabe, indem sie die

gesammte Wissenschaft verblüffen möchte mit dem, allen idealistisch angelegten Geistern so einschmeichlerisch in die Ohren träufelnden, Satze: „Die Abstraction ist nicht an die Schranke der Intuition gebunden.“ Was bleibt uns Anderen da anderes übrig, als zu entgegnen: „Die Intuition braucht sich nicht geniren zu lassen durch die Unfähigkeit der abstracten Logik, gewisse Thatsachen unseres Erkennens unter ihr Postulat der Widerspruchslosigkeit zu zwängen?“ Dann wären sich Mathematik und Realdialektik wenigstens einig in dem allgemein negativen Urtheil, dass eine ursprüngliche Discrepanz bestehe zwischen dem realistischen Material der objectiven Erkenntniss und dem idealistischen Kategorienschema logischer Abstractionen.

Allein heisst es nicht muthwillig zu den schon vorhandenen Schwierigkeiten des Erkennens neue heraufbeschwören, wenn das begriffliche Wissen in unberechtigter Anmaassung es dem anschaulichen gleich thun will auf dessen eigenster Domaine? Was einmal in Begriffe nicht eingeht, soll man auch nicht dahinein quetschen wollen und sich vor allem des Anspruchs begeben, als ob jemals ein abstract logisches Postulat der Geltung gegebener Thatsächlichkeit als ein höheres Gesetz derogiren könnte, da es dieser doch nicht einmal als ein gleichwerthiges gegenüber steht. Es ist eben gradezu eine Usurpation des begrifflich-logischen Denkens, zu sagen: symmetrische Gebilde (auf deren Undeckbarkeit ohne Umstülpen man ja ein Hauptargument für die Annahme der Wirklichkeit einer vierten Raumdimension gestützt hat) stellten ein begrifflich Identisches als anschaulich (oder wie es gar heisst: empirisch) verschieden dar. Nur die Unzulänglichkeit der Begrifflichkeit erzeugt solchen Schein, die Thatsache, dass wir uns ausser Stande finden, mittels der Sprache, des Organs der Begrifflichkeit, den dabei vorliegenden Unterschied in Worten erschöpfend auszudrücken und so mitzutheilen. Die Wahrheit dabei also ist die, dass die Begrifflichkeit als rein ideelle Abstraction, welche als solche total raumlos und unräumlich ist, wieder einmal der concreten Wirklichkeit nicht nachkommen kann, weil Links und Rechts Begriffe sind, welche sich nicht definiren lassen (so wenig wie etwa „Mittwoch“, wenn man von der Bestimmung durch die Reihenfolge der andern, gleichfalls rein individuell benannnten und markirten, Wochentage absehen will), obgleich die Krystallographie und die Lehre von den Drehungen der Polarisationsebenen handgreiflich darthun,

dass dieser Unterschied keineswegs ein rein subjectiv der menschlichen Anschauungsweise anhaftender, sondern ein in der Natur rein objectiv vorkommender ist. Anstatt nun aber auf die ihr wesentlichen Schranken sich zu besinnen und demgemäss sich zu bescheiden, will die logisch mathematische Betrachtungsweise ihre eigene Insufficienz der rein anschaulichen zuschieben und verlangt von dieser einen *τόπος ὑπέρτοπος* „eingeräumt", in welchem sie sich ungehindert mit dem unendlichen Bauschgewande ihrer souverainen Begrifflichkeit ergehen könne, statt endlich zu der Einsicht sich zu bekennen, dass die Natur mehr belauscht als berechnet, in ihren Vorgängen — so gut wie auf ethischem Gebiet — mehr beschrieben als begriffen sein will.

Wäre die Abstraction, wofür sie sich ausgiebt, die allbeherrschende, so müsste sie eben auch im Stande sein, den unleugbaren Unterschied in der Realität ohne Rest in einen ideell-begrifflichen aufzulösen. Dass sie dessen nicht fähig ist, giebt ihr so wenig ein Recht, der Welt des Anschaulichen Decrete ihrer constitutiven Postulate zu octroyiren, dass es vielmehr umgekehrt an ihr wäre, sich angesichts solcher Thatsachen ihres Ungenügens als die niedere, weil beschränktere Erkenntnissweise zu bekennen.

Ein solches Eingeständniss aber müsste unmittelbar auch der Realdialektik zu Gute kommen, weil damit *implicite* sämmtliche Prätensionen der Logik auf absolute Geltung ein- für allemal zurückgewiesen wären; denn wer gezeigt hat, dass er auch nur Eines nicht kann, hat damit den Glauben an seine vorgebliche Allmacht ganz eingebüsst.

Das hat auch Aloys Riehl nicht bemerkt, als er in seiner Polemik gegen Zöllner (Zarncke's Liter. Centralblatt 1877 Nr. 20), als philosophischer Logiker, dem Alles auf die Denkbarkeit ankommt, so naiv ist, zu sagen: der Widerspruch im Begriff der symmetrischen Gebilde schwinde, sobald das anschauende Subject in Gedanken seinen Standpunkt der Auffassung ändere, — wie wenn das möglich wäre, ohne dass die Einbildungskraft jene anschaulichen Unterschiede schon zu Hülfe nähme, welche eben die Schwierigkeit bereiten, nicht in das rein Begriffliche aufgehen zu wollen.

Aus der praktischen Anwendbarkeit mathematischer Hülfsformeln (wie $i = \sqrt[2]{-1}$ oder $+1 : i = i : \div 1$) lässt sich auch weiter gar nichts folgern; denn die sind nicht bloss von

lediglich relativer Bedeutung, sondern auch von ausschliesslich interimistischer Geltung, können also für absolute Existenzmöglichkeit hyperempirischer Absolutheiten nicht das allermindeste beweisen. Das Superabstracte und Allzulogische verliert ja in allen Disciplinen den festen Boden unter den Füssen; so erklärt sich vielleicht auch die Thatsache vom Aberglauben so vieler einseitig mathematisch angelegter Köpfe. Mit blossen „absoluten Möglichkeiten" ist der wissenschaftlichen Erwägung absolut nichts gedient; es hat für ernste Zwecke nicht das mindeste Interesse, um pure Denkbarkeiten sich herum zu katzbalgen, es sei denn, dass man sich an dem psychologischen Experiment ergötzen wolle, bis wie weit das Abstrahiren als Hinausdenken aller concreten Merkmale sein in jedem Sinne „zweckloses" Spiel treiben kann.

Leider aber hat sich ja das natürliche Verhältniss neuerdings auch hier umgekehrt. Mit dem nämlichen Hohne, zu welchem der eigene Vater vor der Naseweisheit der eigenen Buben mit obrigkeitlicher oder hausärztlicher Legitimation über seine Potenz sich ausweisen sollte, behandelt das Hausfräulein Abstraction die eigene Mutter Anschauung — in welcher sie kaum noch ihre Amme anerkennen will — als ob es eine auf Gnadenbrot gesetzte Magd wäre, welche eines Attestes bedürfte, dass man ihr für einen engbegrenzten Bereich noch fernerhin aus purer Barmherzigkeit allergnädigst ein Minimum von Credit concediren wolle, wo der letzte Rest von Pietät nie aufhören könnte, in ihr die beste und höchste Autorität zu verehren.

Gegen solch schnödes Verfahren aber hat die Realdialektik schon deshalb zu protestiren, weil ihre eigenen Argumente auf einem unmittelbaren Analogon zu dem basiren, was Schopenhauer in der Geometrie den Seinsgrund nennt, J. C. Becker (Abh. a. d. Grenzgeb. d. Math. u. Phil., Zürich 1870, S. 47 f.) als Realgrund definirt hat. Das gemeinsame Merkmal ist nämlich die innere Correlation in der Gegenseitigkeit phänomenaliter verschiedener Verhältnisse, wie die Mathematiker sie meinen, wenn sie Eins die Function eines Andern nennen. Jede einseitige Herleitung führt nur zu idealen oder rein phänomenalen Relationen, nicht zu factischer und schlechthinniger, d. h. realdialektisch: auf Reciprocität gestellter, Dependenz, mündet nach hinten oder vorn im *regressus* einer sogenannten schlechten Unendlichkeit aus auf irgendeinen rein abstracten, d. i. bloss idealen, d. h. unreellen — blossen Schein- — Factor.

Mag sich die logische Consequenz gebärden, wie sie will, sie kann uns letzten Endes doch nicht irre machen an dem, was mit seinen tiefsten Wurzeln urständet in der homogenen Identität unseres eigenen metaphysischen Urwesens mit dem alles Seienden überhaupt. Deshalb lässt sich, wer einmal zur Realdialektik vorgedrungen ist, von keiner Logik mehr was weis, von keiner mathematischen Hypo-, d. h. Unter-grunds-Weisheit mehr ein X für ein U machen.

12. Die Grenzbegriffe und ihre Verselbständigung.

Die unmittelbare Gedankendialektik führt vom Unendlichen auf das Endliche und die Bedingung der Endlichkeit, die Grenze, mit welcher in Mathematik und Metaphysik viel Missbrauch getrieben worden ist, indem man ein so schlechthin Negatives zu allerkühnsten Hypostasen verwendete — man denke z. B. nur an den Begriff der Fläche.

Das belegreichste Beispiel aber bietet hierfür wohl die Tangentenlehre, denn darin „berührt“ sich (und jede Berührung ist schon das Zusammen des Aneinander und des Aussereinander) mit dem „Unendlichen“ das zweite Correlat des Endlichen und der Grenze: die Continuität. Nicht von Ungefähr knüpfen sich die tiefsten meta-mathematischen Untersuchungen der Neuzeit an den Begriff des Krümmungsmaasses — denn der stetige Uebergang ist eben derjenige, an welchem es keine discreten, d. h. festbegrenzten, Stücke zu unterscheiden giebt. In das ununterbrochen Fortlaufende lässt sich nur mit ausdrücklichem Vorsatz ein Begränzendes hineintragen: jede Strecke als solche muss „abgesteckt“ werden — und den damit in die stetige Linie hineingethanen „Stich“ nennen wir eben „Punkt“ und erkennen in ihm als solchem ein Ausdehnungsloses, die Ausdehnung nur Bezeichnendes. Dasselbe wird metaphorisch übertragen auf die ideelle Fixirung einer Marke im Zeitverlauf: wir sprechen von einem Zeitpunkt, und jedes Jetzt ist ein solcher, der als absolute Grenze zwischen Vergangenheit und Zunkunft fungirt, wie auch die „Interpunction“ zur gliedernden Sonderung des sonst unterscheidungslos ineinander Uebergehenden dient. Umgekehrt: wo „Uebergänge“ hergestellt werden sollen, da gilt es, mittels eines linearen Einsatzstückes die irgendwo unterbrochene Continuität wieder herzustellen. Wenn also Continuität zum Wesen der Zeit, wie des Raumes und der Bewegung, gehört, so hatte man Recht,

den Punkt als ein Unräumliches, die absolute Gegenwart als ein Unzeitliches, die „Zeit der Veränderung“ als ein schlechthin Untheilbares aufzufassen und darzustellen.

All die modernen Theorien von Strahlenbüscheln und deren Durchschnitten sind nur Versuche, den hier erwachsenden Verlegenheiten irgendwohin auszuweichen, ihnen verwandt die Lehre von Kraftfäden, und wer diesen das Attribut der „räumlichen Indifferenz“ beilegte, zielte auch auf nichts Anderes, als die Unfähigkeit, das anschaulich Gegebene mit abstracter Begrifflich- und Begreiflichkeit zu vermitteln. Stehen wir doch hier vor nicht weniger als der Frage: ob wir überhaupt irgendeiner Kraft eine spontane räumliche Selbstbegrenzung beilegen dürfen, wie sich andererseits immer wieder die Frage aufdrängt, ob sich der blossen Zeit als solcher irgendwelche wirkende Macht beilegen lasse.

Im *ludus philosophorum* giebt es kaum ein beliebteres Spiel als das Gedankengetändel mit der „neckischen“ Vorstellung, wie an der Zeit im Grunde das einzig Reale das stets verschwindende Jetzt sei. Selbst ein Schopenhauer hat es nicht verschmäht, daraus die pikante Folgerung zu ziehen: die Zeit an sich sei nichts als die Vergänglichkeit der Dinge und der sichtbare Beweis ihrer Nichtigkeit. Der abstracte Nihilismus fand auf dieser „unendlich“ scharfen Schneide paradox genug seinen breitesten Tummelplatz, und man mag es wiederum der Realdialektik als ein Verdienst einer besonderen Besonnenheit anrechnen, dass sie sich nicht auf dies, für sie grade so verführerische, Glatteis begiebt und für ihre Negativität ein solideres Fundament zu legen versucht hat, indem sie sich nicht auf die Wandelbarkeit alles Existentiellen, sondern umgekehrt auf die Constanz der in allem Wechsel beharrenden Selbstentzweiung der Essentia selber stellte und berief. Eine consequentere Verachtung der Abstraction wird sich alles dessen entschlagen, was Verstand und Vernunft fasciniren mag mit blendenden Antinomien, aber von der das innere Wesen der Dinge erfassenwollenden Intuition repudiirt werden muss.

Je anspruchsvoller neuerdings grade von einer uns sonst nahestehenden Seite her eine Verherrlichung des eleatischen Grundgedankens als der eigentlichen Urweisheit in's Werk gesetzt worden ist, desto weniger können wir darauf verzichten, an dieser Stelle nachträglich noch einen Excurs einzuschieben über diejenige Form der hier auftauchenden Vexierfrage, zu welcher sich das Problem der

Bewegung eigentlich nur als sogenannter specieller Fall verhält. Es ist der Respect vor der sonst so tüchtigen Denkarbeit, welche in Alfons Bilharz' „Heliocentrischem Standpunkt" vorliegt, was uns mitbestimmt, zwischen diesem eifrigen Jünger desselben Meisters und uns klares Feld zu schaffen und diese Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, um zu zeigen, wie es nur die diametral verschiedenen Ausgangspunkte sammt den von diesen anhebenden Wege sind, was uns scheidet, während wir im Ziel: im gedanklichen Herrwerden über die sich aufdrängenden Widersprüche, uns wieder zusammenfinden. Aber die Realdialektik tritt insofern bescheidener auf, als sie sich vorneweg dem unentrinnbaren Weltgebieter unterwirft, während Bilharz sich vermisst, aus einer Welt blossen Scheins in das einzig wahre Sein der Eleaten sich emporgeschwungen zu haben. Die Stelle, welche uns hierfür angeht, lautet (a. a. O. S. 75): „Alle zuletzt nicht auflösbaren Widersprüche oder Antinomien kommen dadurch in die Philosophie, dass wir uns vermessen, an die Analyse des Unendlichen (Nicht-Endlichen) zu gehen, ohne uns eines andern Mediums bedienen zu können, als einer nur für endliche Begriffe eingerichteten Sprache. Die Regeln der Logik gelten nur für endliche Verhältnisse, und der Ausschluss oder das Aufhören der letzteren wird also höchst seltsamer Weise durch dasselbe Mittel ausgedrückt, welches wir für ein Charakteristicum des Unsinns halten: den logischen Widerspruch.*) Wahrlich ein schlimmer Zwillingsbruder der höchsten

*) Dazu die Anmerkung auf S. 273: „Wollen wir die Endlichkeit der Bestimmungen ausschliessen, so bleibt uns als Ausdruck dafür (für Alles, was nicht in die Verstandesform der Causalität eingehen kann und doch nothgedrungen ihre Livrée tragen muss) nur die *Contradictio in adjecto:* unendlicher Raum, unendliche Zeit, unendliche Kraft, übrig. Wir können diese Ausdrücke nicht entbehren, müssen uns aber stillschweigend jeder Zeit daran erinnern, dass sie keine wirklichen Begriffe sind, sondern nur die Grenzen des Begreiflichen andeuten sollen;" *coll.* Anm. 28. S. 281, wo es heisst: „Wir erreichen der Wesen Tiefe, also die Wahrheit, nur durch den logischen Widerspruch", und wo ausdrücklich „die logischen Gesetze" unter den dem Scheinerkennen angehörenden Bestimmungen aufgezählt werden. Aber noch entschiedener äussert sich derselbe Denker in seinen während des Drucks dieses Buches erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften", wo er §§ 18 und 19 gradezu „die Denkform der contradictorischen Attribute" verlangt, resp. aufstellt, eine „Logik des Widerspruchs" eingeführt

Denkthätigkeit! Der Unsinn und das Uebersinnliche müssen sich derselben Ausdrucksweise bedienen! Genauer gesagt: wir können den Fehler der Endlichkeit der Sprachausdrücke in der Bezeichnung des Uebersinnlichen (Aussersinnlichen, Metaphysischen) nur dadurch ausgleichen, dass wir das contradictorische Gegentheil einer Bestimmung ebenfalls in seine Begriffsbestimmung aufnehmen und sagen: Beide sich direct widersprechenden Bestimmungen gehören ihm an, weil keine von beiden. Da uns aber die eine, endliche, Bestimmung jedenfalls durch den unvermeidlichen subjectiven Standpunkt aufgezwungen ist, so kann man zur Rettung der Vernunft auch sagen, die Gegensätzlichkeit der Bestimmung sei Sache des Standpunkts, muss aber alsdann dennoch auf der völligen Gleichwerthigkeit und Zusammengehörigkeit beider Gegensätze bestehen. Die Bezeichnung ‚unendlich' hat also in Bezug auf das Uebersinnliche vor der Bezeichnung ‚endlich' nichts voraus; sie ist, da wir den Regressus ja doch niemals zu Ende denken können, ein verkappter Endlichkeitsbegriff und nur dann ohne Gefahr anwendbar, wenn ihr Gegensatz gleichzeitig fest im Auge behalten wird. Denn durch den fest gegebenen subjectiven Standpunkt der endlichen Betrachtungsweise ist der diesem direct entgegengesetzte schon unmittelbar mitbestimmt. Weder der eine noch der andere, sondern gar keiner gehört dem Ding an sich an."

Statt solche wahrhaft verzweifelte „Rettungs"-Versuche zu machen, bleibt die Realdialektik mit beiden Füssen stehen „auf der fest gegründeten Erde" und bewahrt sich auch da ihre volle Nüchternheit, wo selbst so enragirte Gegner alles „Mysticismus", wie Bilharz, alle Schranken der soliden Erfahrung überfliegen, um mit himmelstürmendem Unterfangen aller menschlichen Grenzen zu spotten.

Der Frage nach der „Zeit der Veränderung" — dieser kürzesten Formel für die Antinomienkette, welche die Eleaten, wenigstens für Europa, zuerst auf's Tapet gebracht haben — gegenüber werden wir uns zuerst darüber klar, dass deren nächste Schwierigkeit mehr psychologischer als metaphysisch-naturphilosophischer Natur ist — indem sich nämlich der Einwurf erhebt:

---

wissen will und S. 24 Anm. vom „vielbeanstandeten" Ausdruck „Ding an sich" sagt: „grade weil er einen Selbstwiderspruch an sich enthält, eignet er sich für die Bezeichnung des metaphysischen Begriffs des Willens."

wie soll das Denken, welches, wenn man den Begriff der Bewegung im weiteren, aristotelisch-trendelenburgischen, Sinne fasst, doch unzweifelhaft selber ein Bewegtes oder sich Bewegendes ist, fähig sein, das Wesen der Bewegung zu beobachten, zumal es grade zum Beobachten als solchem gehört, die Veränderungen als bereits eingetretene zum Object zu haben, nicht das Sichverändern selber und noch weniger die über dieses hinaus liegende Frage nach der stetigen oder discreten Beschaffenheit der einzelnen Veränderungsacte in ihrer weitest ausgedehnten Zerlegung? Dazu kommt, dass grade am Wechsel der Vorstellungen sich nichts von Stetigkeit gewahren lässt — unser Bewusstsein kennt nur gegenwärtige und verschwundene Bilder, einen Uebergang vom einen Zustand in den andern vermag es nicht zu verfolgen; denn das allmähliche Hinabsinken von Phantasmen und Begriffen, welches den Augenblick des Einschlafens begleitet, ist einerseits ganz *sui generis* und andererseits wegen des dabei stattfindenden besonderen Verhaltens des Bewusstseins am allerwenigsten geeignet, eine rechte Gelegenheit zur Selbstbeobachtung darzubieten.

Also auch in diesem Sinne gilt das:

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen

und wir sehen uns genöthigt, von der eigenen Bewegung in den psychischen Functionen des Betrachtenden erst einmal gänzlich zu abstrahiren und nach Thunlichkeit eine rein objective Methode einzuschlagen, indem wir recht einfache Elementarveränderungen darauf ansehen, ob ihre Vorgänge zu Aristoteles' Annahme discreter νῦν und zu Plato's ἐξαίφνης hindrängen, oder ob eine gründlichere Erörterung ergiebt, dass jede Zeitatomistik sozusagen von der Thatsächlichkeit Lügen gestraft wird, als eine „eitle" (nämlich wieder ebenso selbstgefällige wie nichtige) Sophistizirung der Vernunft, welche sich herausnehmen möchte, der Wirklichkeit vorzuschreiben, wie sie eigentlich sein müsste, wenn sie Gnade finden wollte vor den Augen der Abstraction, als welche selten so bescheiden ist, einzugestehen, dass es an ihrem eigenen Unvermögen, an dem Siebenmeilenschritt ihrer eigensten Natur liegt, wenn sie daran verzweifeln muss, ihren Gang, bis zum Schneckentempo der realen, aussenweltlichen Vorgänge ihn verlangsamend, diesen zu accomodiren.

All solchem Meistern des Erkenntnissstoffes durch die Formen des Erkennens hat die Realdialektik ja ein für allemal entsagt, als sie, sich so correct wie reservirt ausdrückend, die Anerkennung

aussprach: es ist nun einmal so und das Wirkliche widerspricht — und zwar gewöhnlich doppelseitig (oder antinomistisch im engern — Sinne) den abstract formalen Voraussetzungen der Vernunft, denen zufolge es eben anders — und zwar meistens so oder so, nicht beides gleichzeitig — sein müsste, *scil.* wenn die Wirklichkeit sich nach der Gradlinigkeit einfacher Ideen richten wollte.

All die wohlfeilen Triumphe höherer wie niederer Skepsis haben ja, wie uns längst hat klar werden müssen, schliesslich ihren Ursprung in dieser Geringschätzung der Wirklichkeit und traten nur selten in der Maske einer der Macht des Anschaulichen dargebrachten Huldigung auf: die Vernunft war es, die sich zu solch hochkomischem Capriolentanz genöthigt sah, weil sie „mit ihrem Kopf gegen die Wand rennt" und infolge steten Anpralls zuletzt selber die Balance nur mittels allerkünstlichster Oscillation um den Schwerpunkt sich erhalten kann.

Dieser Widerstreit — nicht sowohl zweier „Standpunkte", als zweier intellectualer Auffassungen — gestaltet sich nun bei der „Zeit der Veränderung" folgendermaassen.

Die Wirklichkeit und die ihr folgende unreflectirende Erfahrung sagt zunächst nur: nach Verlauf bestimmter Zeitabschnitte sehen wir, dass inzwischen Veränderungen vor sich gegangen sind. Die alles wissenwollende Vernunft beruhigt sich jedoch nicht dabei, dass dies irgend einmal müsse geschehen sein, sondern forscht nach dem bestimmten Wann, oder, wie sie es nennt, nach dem bestimmten Zeitpunkt, wo der eine Zustand aufgehört habe und der „andere" (das liegt ja in „Veränderung") eingetreten sei. Die Erfahrung als solche weiss aber gar nichts von eigentlichen Punkten irgendwelcher Art — sie kennt nur kleine Flächen oder Oeffnungen in Flächen, welche sie innerhalb ihres Bereichs mit dem Namen Punkt (ursprünglich gleich: Stich, dann gleich: Tüpfelchen oder Tüttelchen, je nachdem man mit dem Griffel — *stilus* — eingrabend oder mit dem Pinsel — *penicillum* — resp. der Feder, Farbstoff auftragend — schrieb) bezeichnet, und von ihr hat die Abstraction dieses Kind, wie alle ihre übrigen Kinder auch, adoptirt, um es hernach der wirklichen Mutter als Wechselbalg — zum „Abschrecken" entstellt — wieder vor Augen zu bringen. Da macht sich nun der sogenannte Scharf-sinn, der auch vom wahren, receptiven Sinne nichts als den Namen behalten hat und deshalb viel richtiger die Schärfe in reiner Abstraction *(acumen)* heisst, daran,

das Kleinste noch weiter zu zerhacken und fängt an, über Stumpfheit zu klagen, wo ihm die wirklichen Sinne nicht weiter zu folgen vermögen. Er hat sich „Begriffe“ zurechtgeschnitten, „mit denen lässt sich trefflich streiten“. Was er „Punkt“ nennt, ist wirklich von der Art, dass zwischen dem und seinem nächsten Nachbarn immer noch wieder ein näherer, also allernächster, „sich denken“ lässt und so fort in's Unendliche, bloss damit man eben niemals wirklich „zu Ende kommt“ — nämlich mit einem Vernunftgetändel, welches die Vernunftgaukler selber im Grunde gar nicht für Ernst nehmen, sondern als blossen *lusus ingenii* anstellen: denn sonst müssten sie in absoluter Desorganisation ihrer gesammten Denkfunctionen längst beim schlechthinnigen Stillstehen ihres Verstandes nicht bloss, sondern auch ihrer Vernunft angelangt sein.

Wo aber — so naseweiselt diese einstweilen nun weiter — ist jetzt Zeit für eine Veränderung? etwa in den Interstitien zwischen discreten Zeitpunkten? — denn jeder Zeitpunkt ist ja vom nächsten (hier wird unterschlagen: wahrnehmbaren!) durch einen andern (hier meint man: denkbaren!) getrennt. Aber wie wird denn die Veränderung aus dieser Zeitleere hinübergeschafft in den nächsten Zeitpunkt, zumal wenn zwischen beiden eine „reine Grenze“ besteht? Da wirft aber die Wirklichkeit dazwischen: was wollt Ihr mit Eurer „reinen Grenze“? — das ist ja auch so ein blosses Gedankending und „in keiner Erfahrung jemals anzutreffen“. Die Wirklichkeit bietet die einfache Thatsache, dass, wo der eine Gegenstand aufhört, ein anderer anfängt — und das nennt sie kurz und einfach die Grenze Beider. Nun aber will man selbst noch die einfachen mathematischen Linien der Länge nach spalten und von Aristoteles her diese Grenze noch theilen, indem man von einer gegenseitigen Begrenzung spricht und die Grenze, welche berührt, unterscheidet von der, welche berührt wird. Und dies mathematisch spitzfindige Verfahren, diese Methode der „reinen“ — aber in ihren auf Trugschlüsse ausgehenden Absichten doch oft recht „unsauberen“ — Vernunft ist es, was ebenso unfähig macht, eine Bewegung im Raume als eine Veränderung in der Zeit zu verstehen oder zu begreifen, d. h. in Einklang zu bringen mit Begriffen, welche nicht im Aussen-, sondern im Ausser-Weltlichen entstanden sind. Man will eben denken, was sich nur sehen, hören, schmecken, riechen oder fühlen lässt, und würde es sich doch sehr verbitten, wenn Auge, Ohr, Zunge, Nase oder Fingerspitzen sich erdreisten wollten, zu denken.

Die Aussage dieser einzig competenten Zeugen aber lautet dahin: die Bewegung vollzieht sich im Raume als einem stetigen, die Veränderung in der Zeit als einer stetigen, d. h. in einem Continuum, welchem man mit all seinen Distinctionen (= Auseinanderstechungen) und Discretionen (d. h. Auseinanderscheidungen) schlechterdings nichts anhaben kann. Der veränderte Zustand braucht so wenig aus einem discreten νῦν in das andere, wie der bewegte Körper aus einem discreten Raumtheil in den andern hinübergetragen zu werden.

Wer sich mit seiner „logisch vernünftigen Durchdringung" der Wirklichkeit über „das unmittelbare Bewusstsein" erhaben dünkt, möge doch gefälligst, indem er sich darauf besinnt, wie „Denken" sein ausschliessliches Métier mit allen Privilegien, auch den „odiösen", eines exclusiven, auf das Aeusserste der Arbeitstheilung gestellten Zunftgewerbes sein soll — der möge „b e denken", dass die Beglaubigung der sinnlichen Wahrnehmung einen ja so alten Ahnenbrief aufzuweisen habe als die Aristokratin Vernunft, nämlich das Document der „reinen Anschauung", welches der demokratische Kant aus den ältesten Hausarchiven des gemeinsamen Urvaters „Intellect" hervorgeholt hat, damit alle unberechtigten Prätensionen der usurpatorischen Vernunft und des gesetzesstarren, auf seine, lediglich von der Frau Base Vernunft extrahirten, Kategorien pochenden Verstandes daran zerschellten. Und mag in Trümmern gehen Alles, was Unhaltbares gesagt ist von der b l o s s e n Subjectivität: die Apriorität bleibt bestehen, und die ist es, welche der Anschauung die Ebenbürtigkeit verleiht mit allen „Ideen."

Diese so unscheinbare Frage nach der Zeit der Veränderung steht genau da, wo sich zwei Lebenswege scheiden; sie ist einer der Angelpunkte, um welche sich die ganze Naturphilosophie dreht; je nach ihrer Beantwortung entscheidet es sich, ob die Wege der Anschauung, mithin des Realismus, oder der Abstraction, also des Idealismus, eingeschlagen werden. Aber auch mechanistische Atomistik und dynamistische Individualwillensmetaphysik gehen hier auseinander. Denn in der Reihe discreter νῦν giebt es nur eine rein quantitative Veränderung, nur extensive Grössen, eine blosse Aufsummirung für sich bestehender Vorgänge; einer intensiven Steigerung fähig ist nur das s t e t i g e Anschwellen. Die mechanische Wärmetheorie z. B. kann die zunehmende Erwärmung nicht anders begreifen, denn als die Addition einer Summe von Einzelschwingungen — und selbst die

Proportion zwischen Länge und Geschwindigkeit der Schwingungen, woraus der Unterschied des Wärmegrades und der Wärmefarbe soll hergeleitet werden, verliert ihre Fähigkeit, das Surrogat für eine dynamische Erklärungsweise herzuleihen, wenn zuvor die Geschwindigkeit selber des Charakters einer intensiven Grösse völlig entkleidet und die Differenz der Geschwindigkeit sozusagen einseitig in die ungleiche Länge der Interstitien verlegt ist — dessen ganz zu geschweigen, dass jede Vorstellung solcher Interstitien, wie die einfachste Revision derselben ergiebt, die Annahme einer stetigen Grösse bereits voraussetzt.

Mit dieser Auffassung schliessen wir uns der Darlegung Schopenhauer's in der ersten Auflage seiner Vierf. Wurzel d. S. v. zur. Grunde § 26 an, dass die Veränderung nicht als etwas zwischen die verschiedenen Zustände Fallendes, von der Reihe der Zustände selber Verschiedenes dürfe angesehen werden; und was er (ebenda S. 73) sagt: der Uebergang zwischen Ruhe und Bewegung sei nicht ein zwischen diesen beiden Zuständen liegender neutraler dritter, lässt sich ergänzen durch Aristoteles' ebenso einfache wie herzhafte Erklärung: der sogenannte Uebergang gehört ganz schon der Bewegung an (Zeller, Die Philosophie der Griechen. 1. Thl. 2. Aufl. S. 305 Anm. 5.) Dagegen sehen wir den Meister den Irrwegen einer superklugen, weil superfeinen, d. h. das statthafte Maass von Distinctionsschärfe überschreitenden Abstractionsliebhaberei nachgehen, wo er aus dem künstlichen und eben *quâ* Abstraction die Anschauung verlassenden blossen Begriff der Gegenwart allerlei halb mystische, halb spitzfindige Conclusionen deduciren möchte, statt daran festzuhalten, dass die anschauliche, wirkliche Gegenwart niemals bloss eine „reine Grenze“ ist und niemals einem mathematischen Punkte gleicht, sondern einer Linie, und als solche nicht kürzer sein kann als die kürzeste Dauer, welche die Bildung, resp. Perception einer Wahrnehmung erfordert.

Die paradoxe Behauptung der Zeitlosigkeit der Gegenwart, des Jetzt, verdankt also ihren Ursprung der nämlichen Ultrasubtilität, welche auch Subject und Object als total discrepante Dinge, die nichts gemein haben sollen, auseinanderreisst — eine Uebertreibung, für welche bereits Schopenhauer selber ein Correctiv suchte, jetzt wieder Alfons Bilharz, ohne jedoch mit voller Zuversicht auf den Standpunkt unserer Erkenntnisstheorie zu treten, nach welcher die Einheit Beider auf der Grundlage

des selbstentzweiten Willens die gewisseste aller Thatsachen, weil identisch mit der Selbstgewissheit unseres Bewusstseins ist und ein „Wunder" nur nach den Prämissen des subjectiven Idealismus, welcher sich einseitig auf das *cogito ergo sum* capricirt, während der Wille es ist, in welchem uns eben dies offenbar wird, dass Object und Subject nicht so schlechthin Zwei, nicht so unverbindbar auseinanderliegende Welten sind.

Wie aber Schopenhauer überhaupt im späteren Alter sich immer mehr realistischen Auffassungen erschloss, bezw. näherte, so kritisirte er gewissermaassen in der zweiten Auflage genannter Schrift unter dem Namen Plato's seine eigene frühere Darstellung von der Gegenwart als „reiner Grenze", nämlich wo es heisst (a. a. O. S. 88): „Plato hatte diesen schwierigen Punkt ziemlich *cavalièrement* abgefertigt, indem er... behauptet, die Veränderung... fülle gar keine Zeit — ein wunderliches zeitloses Wesen, das denn doch in der Zeit eintritt", — und indem er sich im Wesentlichen dann Aristoteles anschliesst, bekennt er sich implicite zu der oben von uns geübten Kritik des superabstracten Begriffs der Gegenwart, welche ihrerseits wieder im Wesentlichen coincidirt mit Sätzen, wie sie Zeller a. a. O. S. 304 Anm. aus *Arist. de anim.*, III. 6, 430 b. 17 ff. anführt: „Das räumlich und zeitlich Untheilbare (der Punkt und das Jetzt) ist nie für sich als ein *χωριστόν* gegeben, sondern nur *δυνάμει* in dem Theilbaren enthalten und wird nur durch Verneinung erkannt" (welch Letzteres offenbar so viel besagen will als: auf dem Wege der *privative* vorgehenden Abstraction). Doch wäre freilich Schopenhauer nicht er selbst geblieben, wenn er nicht versucht hätte, auch noch diesen Rückzug mit einigen nach hinten abgegebenen Schüssen zu decken — was uns aber weiter nichts beweist, als dass er dabei das Fundament seines ganzen Idealismus wanken fühlen mochte und deshalb sich beeilte, seinen ganzen Paragraphen doch wieder in eine skeptische *ἐποχή* auslaufen zu lassen. So aber überliess er es seinen Jüngern, ihn auch in diesem Stücke zu Ende zu denken. Die Jugend ist ja immer kecker in ihren Paradoxien als das besonnene Alter — aber auch dieses nimmt von ihnen wie von andern enttäuschten Erinnerungen aus schöneren Zeiten nur widerstrebend Abschied, um so schwerer, je blendender die Aussicht auf fruchtbare Consequenzen aus solch glänzender Geistreichheit sich anlässt. Wir Nachgebornen, denen es erspart blieb, einen occupirten Posten

nachträglich als verlornen räumen zu müssen, mögen uns aber historischer Gerechtigkeit befleissigen und unsere Pietät keinen Schaden nehmen lassen, wo wir so zu unfreiwilligen Zeugen eines Schauspiels werden, in welchem auch die Intuitiv-Grössten dem Gespenst blosser Abstractionen unverdiente Reverenz beweisen und es nicht verschmähen, aus der Windbüchse einer „reinen Grenze" die reine Anschauung mit dem Kleingewehrfeuer der reinen Begriffsabstraction zu attackiren.

Wir individualistisch-realdialektischen Willensmetaphysiker aber sind uns bewusst, hier auf einem für uns gewissermaassen heiligen Boden, nämlich um die Geburtsstätte oder gar schon die Wiege einer Henadologie uns herum zu bewegen, welche die Widersprüche bereits in den realen Einzelwesen selber und nicht erst in deren gegenseitigem Verhalten zu einander findet. Deshalb wollen wir uns diesen Excurs auch nicht leid sein lassen, so sehr wir sonst auch Willens sind, bei dem Entschlusse zu beharren, auf all solche heikele Dinge uns gar nicht erst einzulassen; denn wer dabei stehen bleibt, wird mit einem Male einer ganzen Reihe von philosophischen Scherereien ledig. Die Frage nach der Stellung des Punktes im absoluten Raume und seiner Beweglichkeit verliert in demselben Augenblicke ihr Interesse, wo man sich darüber klar wird, dass lediglich in der Abstraction vollzogene Fixationen für das concrete Dasein gar keine, am wenigsten eine praktische Bedeutung haben. Denn all die Applicationen, welche man von da aus auf das physikalische oder chemische Atom zu machen versucht hat, verwickelten ihrerseits ja in ganz die gleichen logischen Schwierigkeiten und gewährten der Realdialektik höchstens den negativen Ertrag eines neuen Belegstückes für die Unzulänglichkeit des abstracten Denkens, wo es gilt, dem concreten Inhalt der Wirklichkeit adäquate Erkenntnissformen zu gewinnen. Dass wir nicht auskommen mit dem logischen Schema, ist aber für den positiven Gehalt der Realdialektik eine Einsicht von nur propädeutischer Bedeutung. Affirmativ lässt sich daraus nur so viel entnehmen, dass eine in Selbstentzweiung sich widersprechende Essentia auch nur in solchen Existentialformen zur Erscheinung kommen kann, welche in logische Functionen nicht aufgehen.

So kann man denn allerdings mit einigem Recht sich darüber beklagen, dass ein grosser Theil aller eigentlich speculativen Philosophie von der Wahrheit mehr ab- als zu derselben

hingeführt hat und in der Geschichte des menschlichen Denkens mehr eine Retardation als eine Förderung darstellt, indem damit auf Wege eingelenkt wurde, die zu einem Ziele nimmermehr führen konnten. Die Vernunft, das eigentlich logische Verfahren, ist auch hier in seiner Ueberhebung dafür verantwortlich zu machen, dass wir nicht weiter gelangt sind. Hätte diese gar nicht erst Kategorien aufgestellt, so hätte das hoffnungslose Beginnen, diese in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu bringen, nicht zu so unsäglicher Kraftvergeudung geführt.

Deshalb charakterisirten wir unsere Erkenntnisstheorie als eine recht eigentlich anti-logische, weil wir damit eine feindselig wider die unberechtigten Prätensionen des Logischen sich auflehnende Erkenntnissweise bezeichnen wollten, und nur böser Wille konnte uns das dahin auslegen, dass wir das Unlogische, d. h. das logisch Incorrecte, zur Norm unseres eigenen Denkverfahrens erkoren hätten. Deshalb sind uns auch jetzt noch die erläuternden Beispiele für die eigentliche Bedeutung unserer Intentionen so hoch willkommen — Beispiele aus der unmittelbaren Analyse der Anschauung, an denen sich in unzweideutigster Weise aufzeigen lässt, was wir damit meinen, wenn wir sagen: das Wesen der Welt hat einen antilogischen Charakter.

13. Die Bewegung.

Das vorige Capitel hat schon keinen Zweifel darüber gelassen, dass die Realdialektik sich nicht erniedrigt zu einem Accept der Worte Hegel's: „Die Dialektik fiel zuerst grade auf die Bewegung, weil die Dialektik selbst diese Bewegung oder die Bewegung selber die Dialektik alles Seienden ist", indem für uns die Bewegung nur erst das — wie alle Schriftzeichen lediglich symbolisirende — A B C der Dialektik und die Gedankenbeschäftigung mit ihr dem entsprechend erst die allerelementarste Vorschule der echten Realdialektik ausmachen kann. Die Realdialektik hat nie gern auf einem Allerweltsacker gepflügt; denn sie geht von dem Grundsatze aus, dass den Mund zum Lehren nur aufthun soll, wer glauben darf, er habe der Welt etwas Neues zu sagen. Dagegen das Längstgewusste hat für sie Werth und Interesse nur, sofern sich neue Consequenzen daraus ziehen lassen.

Als Wort ist uns „Bewegung" ein der Mittheilbarkeit nach Weise der algebraischen Zeichen dienendes Symbol, eine blosse Begriffsmarke, deren wahrer Inhalt von keiner Definition sich

umspannen lässt, welche jedoch *quâ* Abstraction da ihre Heimat hat, wo Anschauung und Vernunft am allerintimsten coincidiren. So gewinnt sie immerhin die Geltung einer Urantinomie, denn wenn ein Grove äussert: das Bestreben, Alles auf Bewegung zurückzuführen, habe vermuthlich darin seinen Grund, dass von allen „Vorstellungen" die der Bewegung uns die vertrauteste sei — so fehlt nur die Kehrseite, wie in demselben Maasse der „Gedanke", die begriffliche Erfassung, der Bewegung nicht etwa bloss unter die schwierigsten, sondern gradezu unter die Unmöglichkeiten gehört. Also eben das, worin die empirische Welterklärung ihren festesten Halt und ihre beste Stütze sucht, ist die älteste und schlimmste *crux logicorum.* Darum muss, wer den Ansprüchen des Weltverständnisses Genüge thun will, den Postulaten der Logik den Rücken kehren und ihren Anmuthungen Valet geben. Denn die Metaphysik selber hat, wenn sie nicht in phantastische Speculationen sich verirren will, sich zu bemühen und zu bewerben um Beglaubigung durch die Schauungen einer wesendurchdringenden Intuition, die ja als solche ein Wahrschauen ist. Auf solchen Grundsatz muss fussen, wer sich nicht einfach will übertäuben und majorisiren lassen durch ein Stillstand gebietendes *Ultra non possumus*, welches doch keinen bessern Ausweis für seine Berechtigung vorzubringen weiss, als die schnöde *petitio principii logici* selber, den *circulus vitiosissimus* der sich in den eigenen Schwanz beissenden Logik, als welche ihrer Gegnerin mit brutaler Usurpatorenmiene zuzuschreien pflegt: wo mein Reich zu Ende ist, hört das Fragen überhaupt auf, und wo ich nicht mehr mit zu reden und das entscheidende Wort zu sprechen habe, da hat das Forschen selber keinen Sinn mehr — denn ich bin Souverainin im Reiche des Denkens, wie es mir meine Mutter Vernunft als ihre Eroberung hinterlassen hat. — Solcher Ueberhebung gegenüber verweist mit etwas grösserer Gelassenheit die Realdialektik immer von Neuem darauf, wie alle Herren Sonntagsjäger auf dem Revier der Philosophie sich so regelmässig in den eigenen Netzen verstricken, dass von den polizeiausübenden Eigenthümern des Sportterrains niemand mehr echten Spaass geniesst an solch tollem buntem Waidgetümmel als jene antilogische Condomina im Reiche des Wissens, welcher so oder so — oft mit ergötzlichster Komik — einer nach dem andern von den stolpernden Gästen unfreiwillig in's Gehege kommen und in's Garn gerathen muss.

Also nur mit solcher Intention kann es geschehen, wenn die Realdialektik gelegentlich eine Blumenlese fremder Gedanken ihrer eigenen Darstellung einreiht.

Ob der gordische Knoten in der vierten Raumdimension ist geschürzt worden, das wissen wir nicht zu sagen, aber das wissen wir: das Gespinnst, welches weiland Zeno durcheinander zu schlingen begonnen, will durchhauen sein, wie jener Macedonierjüngling einzig durch seine Keckheit der Götter Gunst eroberte — dem ganzen Wirrwarr künstlicher und verkünstelter Denkverstrickungen muss man sich mit Einem Schwertstreich entwinden, auf die Gefahr hin, dass ein leidlich flacher Alltagsschädel als derjenige erfunden werde, welcher berufen war, auch dies Columbusei den darüber im Schweisse ihres Angesichts brütenden Perückenhäuptern — bums! — vor die Nase zu stellen und so ihrem zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilten Grübeln über Unmöglichkeiten ein anschaubares Ziel zu setzen. Dass es grade ein Pierre Bayle war, der mit einem gewissen frivolen Cynismus skeptischer Selbstironisirung ganz unverhohlen und ohne jedes Taschenspielerdeckchen mit beiden Füssen den Sprung auf den Boden simpelster, reflexionsloser Anschauung zurückthat, nachdem er zuvor des Staubes noch mehr aufgewühlt als irgendeiner seiner Vorgänger: daran wollen wir uns nicht stossen, vielmehr uns bass und ungenirt ergötzen an diesem Prachtstück welthistorischer Humoristik, indem so den andächtig Lauschenden erst recht viel Sand hatte in die Augen gestreut werden können.

Was hätte es darnach noch für einen Zweck, Folianten aus Folianten zu excerpiren, um alle die Zeugen aus diesem in's dritte Jahrtausend sich fortspinnenden Denk-Processe zu vernehmen? Höchstens, dass man mit einem Blick des Neides jene naiv Glücklichen streifen möchte, welche in ungestörter Zuversicht über den für alle andern Sterblichen mit so dichten Dornen besäten Weg hintänzeln und dabei — wie u. A. auch der Logiker Ueberweg — betheuern, sie sähen gar nichts von Widersprüchen, an denen man den Fuss sich stechen oder ritzen könne, oder jene Andern, die vor ihrem wissenschaftlichen — will sagen: Mathematiker- — Gewissen Alles abgethan haben, wenn sie alle Einreden abtrumpfen mit einer simpeln Verweisung auf ihre Formel für die Addition der unendlichen Reihe. Diejenigen aber, welche sich gern darauf berufen, dass es hernach doch Alles so herrlich

klappt, vergessen, was Einer der Ihrigen*) ausgeplaudert hat: dass solche Rechnungen doch nur dann ein rationelles, nämlich „endliches" Facit geben, wenn man „den Schritt, durch welchen man zum Unendlichen gelangt, durch die entgegengesetzte Operation entweder auf einmal oder in Theilen, aber vollständig, zurückmacht" — wo solches nicht möglich ist, da wird es, wie sich neuerdings bei der Winkelsumme des Dreiecks, die man aus den „sich in der Unendlichkeit schneidenden" Parallelen hergeleitet hatte, herausgestellt hat, ohne Ungenauigkeiten nicht abgehen — also z. B. wohl auch nicht bei der Berechnung des Inhalts eines Kegels, welche sich auf die „Fiction" stützt, derselbe bestehe aus lauter Cylindern von „unendlich kleiner" Höhe.

Sachlich aber ist für die Willensmetaphysik die Bewegung von untergeordneter Bedeutung, weil sie als eine Beiden gemeinschaftliche Form das Geistige und Physische, das Denken und Sein, nur vermittelt, nicht, wie Trendelenburg und andere, mit ihrem Ideal-Realismus zwischen zwei Stühle sich setzende, Halb-Materialisten meinen, das den Raum wie das Denken Erzeugende ist. Zunächst liegt vielmehr an ihr wie an nichts Anderm nur die Incommensurabilität zwischen Intuition und Logik klar zu Tage. Es bedarf des — begriffs-, weil abstractionslos fungirenden — Verstandes (im Sinne Grove's wie Schopenhauer's), als des eigentlichen Interpreten des Weltzusammenhangs, um dieses Condominiums von Raum und Zeit Herr zu werden, wo die logisch normirte wie normirende Thätigkeit der eigentlichen Vernunft völlig rathlos bleibt, welche sich von dem Wahne nicht freimachen kann, es müsse auch noch in solchem Gegeneinander das In- und Durcheinander zu einem Aus- und Nacheinander sich „entwickeln" lassen. Allerdings hilft die Bewegung das Objective dem Subject verständlich machen, als gemeinsamer Factor das Verständniss anbahnen — aber Raum wie Wille verhalten sich zu ihr an sich als Bedingungen, ohne welche sie selber nicht stattfinden könnte. Wäre sie das Denken selber, so müsste schliesslich alles Bewegliche denken können. Und weil uns der Stoff sein Ansich hat an der *vis essendi*, so ist er uns ja auch nicht in dem Sinne ein Träges, dass er die Be-

*) Vergl. Rosendahl im Schlusswort des Bielefelder Programms für 1870.

wegung bloss aufnimmt und weiter giebt und vertheilt, und dass jede Bewegung als Ursache einer andern schon Kraft heissen dürfte. Darnach müsste ja wirklich die räumliche Beziehung ganz allein eine ausreichende Möglichkeit darbieten zur Hervorbringung des bunten Weltalls. Wer aber so den kraftdurchzuckten Raum zum Mutterschos aller Wirklichkeit macht, dünkt sich freilich erhaben über jenen antiquirten Atomismus, der nichts verstand als klobige Stoffpartikelchen mit plumpen Püffen auf einander prallen zu lassen; aber dafür hat er auch alles Kernhafte verflüchtigt, damit ist auch Alles aufgegeben, was das Chaos einstiger Naivetät in sich barg an echten *semina rerum.* Da giebt es nirgends weltewige Centren; wirr durcheinander ziehen die Fäden der Thätigkeiten; Maschenknoten werden so wenig geschürzt wie gelöst; Alles schwirrt durcheinander, so einheitwie gestaltlos — das einzig Formende ist die unbestimmte Möglichkeit der Unendlichkeit möglicher Formen, das absolut Formlose selber: der Raum in seiner Grenzenlosigkeit. Und doch so viel Regelmässigkeit und Schönheit in Linien, Winkeln und Curven? das reinste Wunder des reinsten Zufalls?! — Unmöglich! — muss grade der Ungläubigste am lautesten dem entgegenrufen. Zu den Existential-Wirkungen, wie sie der Materialismus in seinen qualitätslosen Mechanismen allein kennt und anerkennt, müssen Essentialkräfte als Willensqualitäten hinzugenommen werden, und dann wird sich zeigen, wie die Realdialektik in beiden Bereichen gleichermaassen Geltung hat.

Wie sich dabei die Uebergänge vermitteln, lässt sich so wenig auf einen abstracten Ausdruck bringen, wie der Fortgang einer Bewegung überhaupt und an sich. Denn es ist nicht einmal psychologisch richtig, sondern höchstens didaktisch entschuldbar, wenn man selbst in alle rein räumlichen Vorstellungen das Successive hineingetragen hat. Was früher die überspannte Speculation in solchen Stücken gesündigt, das hat heutzutage die sich psycho-physisch nennende Physiologie mit ihren Theorien von Localzeichen und anderem zusammengeflicktem seelischem Musivwerk vollends verdorben. Aus dem Nothstande unserer leiblichen Beschränktheit wurden „Gesetze" hergeleitet, die zu vielerlei gut sein mochten, nur nicht dazu, die Continuität unseres Bewusstseins und die Fähigkeit unseres Ich, das discret Aufgenommene einheitlich zu „appercipiren", mit den nöthigen Grundlagen zu versehen. Da wurde alles auseinandergezerrt und in dem so

künstlich herbeigeführten Zustande der Discontinuität vollends unfassbar. Weil unsere Gehirnthätigkeit abhängig ist von dem stossweise (pulsativ) sich bewegenden Blutumlauf, weil unsere Nerven ein bestimmtes Minimum von Schwingungs-Amplitude und Zeittheil bedürfen, um Eindrücke als bewusste zu empfinden, und weil diese Tictac-Natur unserer Intellectual-Organe alle unsere Auffassung schon in ihren einfachsten Elementen zerhackt: so galt es noch gar für einen absonderlichen Triumph unseres „Abstractions-Vermögens", wenn dieses sich zu der Frage aufschwang, was man sich denn in den so sich ergebenden Zeitintermedien als vorgehend zu „denken" habe.

Aber es ist dies ja mit nichten die einzige Stelle, wo menschlicher Uebermuth grade eine Mangelhaftigkeit unserer Erkenntnissfähigkeit aufstutzte zum Quellpunkt hyperphysisch sein wollender Weisheit. Da verstieg man sich dazu, nicht bloss zu behaupten, es gebe unendlich kleine Grössen verschiedener Ausdehnung, sondern auch, es müsse jedesmal zwischen je zwei der unendlich wenig distanten (auseinanderliegenden) Raumpartikelchen doch noch wieder Raum sein für eine eben solche Unendlichkeit (zweiter Ordnung?) unendlich theilbarer Theile. Ausser Stande, der *in abstracto* postulirten unendlichen Zerlegung auch irgendwie effectiv wirklich nachzukommen, nahm sich der „Geist" doch die Freiheit, in das, was er gar nicht selber hatte durchmessen können, allerlei Phantasiegebilde hineinzuschieben, und der Materialismus erreichte mit seinen Hypothesen von den Gehirnschwingungen zunächst nichts weiter als eine Erklärung dafür, dass die Zeit sich für unser subjectives Empfinden unausbleiblich als stetigkeitslos darstellt, also ein über den Gehirnschwingungen permanent verharrendes Individualsubstrat präsumirt werden muss, wenn wir trotz alledem der Zeit als eines *continuum* sollen inne werden können.

All jene Verkehrtheiten werden dadurch um nichts ehrwürdiger, dass Aristoteles als der erste Mitschuldige daran erscheint, und wenn man unter den Namen Scholastik alles zusammenfassen will, was man aus dem *πρῶτον ψεῦδος* der Peripatetiker herleiten hann, so gehört dazu vor allem auch solche *petitio principii*, wie diejenige, welche der Satz enthält: Ausdehnung sei nur mit Theilen, und zwar als wirklichen, actualisirten Theilungsproducten, denkbar. Das sind, wie auch das Phantasma von der reinen Grenze, auf ein Ausdenken des Unausdenkbaren hinstrebende impotente Velleïtäten. So ist es eine ganz müssige

— nur von der ihr eigenes Wesen kläglich verkennenden Vernunft ausgeheckte — Frage, ob die Linie aus Punkten besteht oder aus der Bewegung eines Punktes entsteht — womit man sich unterfängt, etwas denken zu wollen, was nur *intuendo* appercipirt werden kann. Und wenn die Mathematik-Meister solcher Nothbehelfe nicht entrathen können, so stellen sie damit sich und ihrer doch so anspruchsvollen Disciplin nur ein *Testimonium paupertatis* aus, wie es freilich deren angeborner Dürftigkeit vollkommen angemessen ist. Bei dem einen Problem mag diese, bei dem andern jene Anschauungsweise die *Demonstratio* erleichtern, wenn nun einmal ein auf logische Methode capricirter Kopf (wie es J. K. Becker in einer seiner dies „Grenzgebiet" behandelnden Schriften ausdrückt: Einer, der disputiren will) darauf besteht, man solle ihm „beweisen", was jeder Unbefangene sofort zugiebt, weil er es eben sieht, zweimal sieht, einmal äusserlich mit seinen sinnlichen Augen und dazu innerlich mit den unaufhebbaren Anschauungsformen seiner apriorisch-mathematischen Selbstgewissheit.

14. Das Problem der Geschwindigkeit.

Keine noch so rührsame Herzensgeschichte kann so viel geistige Kraft „in Bewegung gesetzt haben", wie das denkbar simpelste aller Histörchen vom Achilles und der Schnecke sammt daran angehängten Fragen. Denn verlockender kann wohl keine Vexierfrage gestellt werden, weil es so ganz selbstverständlich und unmittelbar einleuchtend scheint, dass man dabei den einzelnen und als vereinzelt vorgestellten Raumtheil zu dem ebenso gedachten Zeittheil in Beziehung setze. Das ist genau so gedankencaptivirend wie die Frage: müssen an der Peripherie eines grossen Kreises nicht grössere „unendlich kleine" Stücke zwischen den unendlich vielen Radius-Enden liegen als im kleinen Kreise? oder: zerlegen unendlich viele durch die Seite eines Rechtecks gelegte Parallelen nicht die Diagonale in grössere Stücke als die Seiten? Aus solchen Zwickmühlen giebt es keinen andern Ausweg als ein herzhaftes: „Das weiss ich nicht"; denn solchen Chicanen der Abstraction lässt sich nur entrinnen, indem man sie entschlossen ignorirt, wie jener Jüngling allen an den Bewegungsbegriff sich hängenden Sophismen praktisch ein Ende

bereitete mit seiner trotzigen Gegenforderung: beweise mir, dass Du mich nicht all Deiner Einwendungen ungeachtet gehen siehst.

So rächt sich die Methode der starren Logiker, nach welcher alles auf Definitionen gebracht werden soll, ja auch an den Schwierigkeiten, welche der Begriff der Intensität mit sich bringen muss, solange man diesen in ein Verhältniss der Kraft zu quantitativen Zeit- und Raumunterschieden setzt, statt denselben rein an sich zu bestimmen. Auch dabei hört die Mathematik nicht auf, die Messinstrumente für die Bedingungen nicht nur der effectiven Messbarkeit, sondern der Quantität überhaupt anzusehen. Wer aber, statt so sich auf seinen Kopf zu steifen, lieber „bei dem Herzen Rath suchen" möchte, d. h. sein eigenes Innere befragen, der würde alsbald inne werden, dass jede Kraft auch an sich selber ihr eigen Maass hat, nämlich an den Graden ihrer Energie. Aber freilich wird dessen nur gewahr, wer in die Kraft selber hineinsteigt und nicht sich an deren sichtbare Erscheinungen hält. Mit andern Worten: alles metaphysische Denken kennzeichnet sich auch darin als Weltcharakterologie, dass nur vom Willen und dessen Selbsterfassung aus das innere Wesen des Geschehens wie der Dinge selber sich begreifen und verstehen lässt.

Auf die Intensitätsgrade der Bewegung als solcher, also auf die Geschwindigkeit, angewandt, ergiebt diese Erwägung das allerdings wieder ein wenig paradox lautende Resultat: es würde ungleich sachgemässer gewesen sein, hätte die Menschheit gleich von Anfang an lieber die Willensenergie zum Maassstabe für Raum und Zeit genommen, als umgekehrt diese für jene — wobei nicht verkannt wird, wie sich dieser Fehlgriff (von dessen Folgen sich auch noch ein Alfons Bilharz nicht zu emancipiren vermocht hat) als eine historische Nothwendigkeit herausstellt angesichts der Thatsache, dass sich objectiv vergleichbare und äusserlich ablesbare Messvorrichtungen nur für zeiträumliche Verhältnisse herstellen lassen, während die innere Selbstkraftbemessung im ausschliesslich „subjectiven" Gefühl vor sich gehen muss. Aber das ändert ja nichts an deren metaphysischem Werthe, da ja alle Metaphysik ohnehin auf Intuition gestellt ist und damit von vorn herein zu der auf Verabstractionirung des Intuitiven gerichteten Mathematik in einem gewissen antagonistischen Verhältniss steht.

Angebbar wird ja unleugbar die Geschwindigkeit erst durch die Vergleichung der zurückgelegten Wegestrecke mit der auf-

gewendeten Zeit: aber für das Bewegen als solches sind Raum und Zeit an sich völlig machtlos.

Soweit es auf die subjective Vermittelung des Willenswesens mit der Räumlichkeit ankommt, hat Trendelenburg ja Recht mit seinem wunderlichen ὕστερον πρότερον, dass die Bewegung das *prius* des Raumes sei, nämlich als die Abstraction selber von ihrem eigenen Perplexwerden angesichts ihrer eigenen Producte nur insofern wieder sich losmachen kann, als sie an der Hand der Bewegung sich wieder zurechttastet. Der Frage des staunenden Tiro in der Mathematik, wie denn in der Peripherie des kleinsten Kreises für ebenso (unendlich) viele Radien-Enden Platz sein solle wie in der des grössten, begegnet der auf „Veranschaulichung" bedachte Magister mit einer Hinweisung darauf, dass der um seinen andern Endpunkt gedrehte Radius ganz nahe dem Centrum nicht eher an seinen Ausgang zurückkehrt, wie in unermesslichen Sonnenweiten, also sozusagen hier die Peripherie nicht später fertig wird, als dort. Ja, wollen wir hier gleich den Sprung in die Selbstverwirklichung des Willens hineinthun, so offenbart sich uns hier *ipso eodemque obtutu* auch in rein intuitiver Weise das Geheimniss von den Proportionen der centrifugalen Schwungkraft: die Wucht einer Schleuder steht ja *ceteris paribus* in gradem Verhältniss zur Länge der Radien ihrer Kreisbewegung, augenscheinlich weil und nicht obgleich das Quantum aufgewendeter Willensenergie nur eben auch an dieser räumlichen Grösse sich sichtbarlich bemessen lässt. Das macht ja überhaupt die Geschwindigkeit zum Exponenten der Kraftberechnuug und nicht, wie so oft (und auch noch wieder ganz neuerdings) missverständlich angenommen worden, die in der Geschwindigkeit „mit drin steckenden Factoren" der Raum- und Zeitgrösse.

Wir sind so wenig Willens, mit Hegel die Continuität zu preisen als „die reine Sichselbstgleichheit", als „das Vertilgtsein alles Unterschiedenen, alles Negativen", wie den Punkt zu denunciiren als „das reine Fürsichsein, das absolute Sichunterscheiden und Aufheben aller Gleichheit" — und dennoch weisen wir dem Continuum und dem Punkte in der Realdialektik eine Rolle an, welche sich an Bedeutsamkeit sicher mit allem messen kann, was sich mit solch abstract-dialektischem Unfug (dessen Vorstellungsweise für Raum und Zeit von der einzig echten Anschauungsquelle nicht bloss absieht, sondern gradezu sich abkehrt) irgend heraustüfteln lässt. Wir suchen den Widerspruch

nämlich nicht in der Unvereinbarkeit der beiden Begriffe von Continuität und Punkt, sondern in dem realcontradictorischen Umschlage, welchen wir den Willen durchmachen sehen, so oft er auf seinem Wege durch eine continuirliche Skala eine bestimmte Stelle — eben einen polarischen „Punkt" — erreicht, wo das bisherige Ja sich in ein Nein und das bisherige Nein sich in ein Ja verwandelt (wie bei 4° C. das Wasser diesseits und jenseits gleicherweise sich ausdehnt).

Da haben wir nicht bloss einen „erscheinenden", sondern einen essentialen Widerspruch, für welchen aber Continuum und Punkt nur die Markirung und gar nichts vom Wesen herleihen. Und weil wir unserer Willensmetaphysik eine ganz andere Anschauung von Potentialität verdanken, als wie sie Aristoteles auf Grund seines abstracten Bewegungsbegriffs besitzen konnte, so wissen wir auch, dass die unendliche Theilbarkeit, welche Aristoteles als eine bloss mögliche oder potentielle charakterisirte, an sich eine bloss gedachte darf genannt werden, und wir haben dessen gar kein Hehl, dass wir damit eine reale Depotenzirung dieses Begriffs auszudrücken beabsichtigen. Wir acceptiren es nämlich als eine der Metaphysik wirklich gestellte Aufgabe, was Hegel so ausdrückt: „Schwierigkeiten macht nur das Denken, weil es die in der Wirklichkeit verknüpften Momente eines Gegenstandes in der Unterscheidung auseinanderhält. — . . . Es ist schwierig, das Denken zu überwinden, und dieses ist es allein, welches die Schwierigkeiten macht." Aber in diesem Conflict treten wir auf Seiten Kant's und verzichten auf das dem Zeno von Hegel gespendete Lob: „Nach Kant ist unser Denken, unsere geistige Thätigkeit, das Schlechte — eine enorme Demuth des Geistes —: nach Zeno ist es die Welt. Daher hat Zeno's Dialektik grössere Objectivität, als die moderne Kant's" — ein Satz, dessen syllogistische Bündigkeit uns allerdings wenig einleuchten will; denn dies Prädicat ist grade das, auf welches wir uns eines besser begründeten Anspruchs nicht so ohne weiteres begeben möchten. Und da wir uns so anständiger Bundesgenossenschaft aus dem allzeit wegen seiner Nüchternheit gepriesenen Ostpreussen dabei getrösten dürfen, so lassen wir auch noch das stärkere Strafgericht über uns ergehen, welches direct an uns Joh. Volkelt als *ci-devant* Hegelianer auszuüben gedachte, als er in gleichem Anlass schrieb (Das Unbewusste und der Pessimismus S. 131) von einem „die Vernunft zu einer wahren

Hundedemuth verdammenden Geständniss", zumal ebendaselbst diese Gesellschaft sich noch um einen Schelling erweitert: „Nicht weil es ein Denken giebt, giebt es ein Sein, sondern weil ein Sein ist, giebt es ein Denken" ... „das bloss-, das nur-Existirende ist grade das, wodurch alles, was vom Denken herkommen möchte, niedergeschlagen wird, das, vor dem das Denken verstummt, vor dem die Vernunft selbst sich beugt". Wie weit aber Volkelt selber sich im Lauf etlicher Jahre von seiner eigenen Ueberschätzung der Denknothwendigkeit mittels ehrlicher Weiterprüfung hat zurückbringen lassen, davon legt sein Schriftchen über Kant's Erkenntnisstheorie ein für die Realdialektik besonders satisfactionsreiches Zeugniss ab.

Unsere direct metaphysische Auffassung der Geschwindigkeit bietet nun aber noch den weiteren Vortheil, dass sie uns zugleich hinweghilft über die viel erörterte Frage, welche Geschwindigkeit der Zeit selber zukomme. In solcher Weise eine „absolute Geschwindigkeit" fixiren zu wollen, verliert allen Sinn, sobald die Geschwindigkeit als Maass der Kraftenergie selber erkannt ist und so zu einem Merkmal, einer Eigenschaft der Kraft selber gemacht wird.

Damit wird denn aber zugleich auch die irrthümliche Vorstellung beseitigt, als sei die Zeit an sich selber ein Bewegtes. Wir erkannten in ihr sammt dem Raume ja mit gutem Fug nur die reine Bedingung alles existentialen Seins. Damit haben wir uns auch hieb- und stossfest gemacht wider noch manche andere Anläufe einer vorwitzigen Abstraction. Denn bleibt dem Ansich der Zeit die Bewegung fern gehalten, dann auch deren Begriffscorrelat der Ruhe, und der mystisch scholastische Begriff des *Nunc stans* erweist sich alsdann als ein eben so einseitig conträrer.

Davon blickt ja auch bei allen gründlicheren Behandlungen dieser Themata eine Ahnung durch — und so wenig Herbart wie Hegel hat es vermeiden können, mit gelegentlichen Aeusserungen unsere Meinung wenigstens zu streifen. In seiner den Widersprüchen des Vorstellens und ihrer Auflösung nachgehenden Weise verwickelt sich auch hier Herbart in immer krausere Aporien — spricht von der Zeit als der „wahren Menge des Nacheinander", die als solche „nicht bloss in's Unendliche theilbar, sondern auf unendlich vielerlei Weise in's Unendliche theilbar sein müsste, wenn sie allen in ihr möglichen Bewegungen entsprechen sollte, deren jede auf eigene Weise ihre unendliche Theilbarkeit in

Anspruch nähme“, und gelangt mit diesem Gedankengange zu der Schlussfolgerung: „die Zeit wäre auf die Weise gar nicht mehr als Quantum bestimmt*), sondern nur durch die gleichsam zufällig und ohne ihren Verlauf in sie hineinkommenden Abschnitte, ihr selbst könnte kein Ablaufen mehr zugeschrieben werden, und dennoch ist eben dieses Ablaufen, diese beständige Folge des Vorher und Nachher, welche zwischen bestimmten Grenzen als eine nicht grössere noch kleinere Menge gedacht wird, mit Abstraction bloss von dem, was verläuft und einander folgt — die Zeit selbst.“

Man sieht, redlich sauer hat es sich auch dieser Denker werden lassen inmitten des unaufhaltsam sausenden und schwirrenden Wirbels, in welchen schwindelnd, bis zum physischen Schmerz, jedes Hirn versetzt wird, das auf diese Dinge sich einlässt. Was ihm keine Ruhe liess, war die Einsicht, dass man mit dem leidigen „Halbieren in's Unendliche“ doch eben nicht weiter, noch vorwärts komme; wie ja auch schon Hegel ausgesprochen hatte: „Allerdings meint man, bei einem grösseren Raum könne das Halbieren unbedenklich zugegeben werden, zuletzt jedoch müsse es so weit kommen, dass kein Halbieren mehr möglich sei, und endlich gelange man zu einem untheilbaren Raume“, oder, wie er sich palpapel genug vernehmen lässt: „es giebt keine Hälfte des Raums, denn der Raum ist continuirlich; Holz kann man entzweibrechen in zwei Hälften, aber nicht Raum.“ Nämlich genau in demselben Sinne sagt Herbart: „anfangs zwar lässt man sich in das Theilen, was in's Unendliche gehen müsste, ein, dann aber betrachtet man mit einem Sprunge die unendlich vielen Zeittheile als abgelaufen“. — Aber dies unglückliche Wort „ablaufen“, resp. „verlaufen“, fälscht vorneweg die ganze Auffassung, weil es die unrichtige Vorstellung mit sich führt, jedes Nacheinander sei als solches an sich schon ein bewegtes, während es doch nur deshalb immer als ein bewegtes muss gedacht werden, weil unser es begleitendes Denken sich anders nicht als in der Form der Bewegung vollzieht und deshalb — sehr voreiliger Weise — jedes Nacheinander als ein *succedens* betrachtet und so mit der Succession verwechselt, die doch eben nur im Nacheinander unserer Vorstellungen, mithin als „bloss“ subjectiv Successives, vor sich geht. Das meinten ja die Scholastiker, wenn sie das

*) Darauf kamen wir ja bereits oben in Cap. 11.

Ansich der Zeit in die *Aeternitas* setzten und von dieser jeden Wechsel ferngehalten, also so wenig die Vorstellung von Ruhe, wie die von Bewegung darauf angewandt wissen wollten.

Auch E. v. Hartmann spricht von einer „absoluten" Geschwindigkeit*), aber von der des Weltprocesses, und gelangt dabei auf das zeitlose Nu, in welches alle Momente des Ablaufs coincidiren müssten, wenn nicht die Entwickelung selber ihre Retardationen mit sich führte nach Maassgabe der das Maassverhältniss der Dauer der verschiedenen Entwickelungsphasen teleologisch bestimmenden „Idee"**). Man kann ihm dabei zustimmen in dem, was er sagt vom „Willen, dem die Initiative zuzuschreiben sei in der Setzung der Zeit", und von „der reinen Relativität der Zeit", vermöge welcher alle Relationen innerhalb der Zeit unverändert bleiben würden, wenn auch „die absolute Geschwindigkeit des Zeitlaufs sich beliebig änderte". Aber was auch er verkennt, ist, dass die Zeit selber überhaupt nicht läuft, sondern nur das Werden in ihr — und wenn wir sagen: „die Stunde ist abgelaufen", so ist das grade so uneigentlich gemeint, wie wenn es heisst: die Sonne ist untergegangen — denn was inzwischen gelaufen, ist nur der Zeiger an der Uhr, der eine bestimmte Strecke zurückgelegt hat — und wem der Weltprocess zu langsam verläuft, der beklagt sich, dass das Werden, das an ein bestimmtes Stadium führen soll, nicht schleuniger vor sich geht. So ist es wieder der Wille selber, der mittels des Gefühls die ihm erwünschte Geschwindigkeit vermisst, und hätte er nur die nöthige Macht — Energie oder Intensität — so würde er schon für die verlangte Beschleunigung sorgen — und was ihm hier, wie immer und überall, Schmerz bereitet, ist die Ohnmacht seiner eigenen Selbstentzweiung.

Dagegen können wir eine „reine Relativität der Zeit" nicht in dem Sinne zugeben, dass die Zeitbeziehungen ihrem Begriffe nach ebenso wenig den Gedanken einer absoluten Geschwindigkeit zulassen sollten, wie der Begriff des Raumes den eines absolut bestimmten Ortes im leeren Raume.

So kann nur argumentiren, wer sich noch nicht losgemacht hat von den Banden eines gewissen intuitionslosen abstracten Idealismus, der das Begriffliche über das absolute Reale des

*) Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus S. 319.
**) a. a. O. 318.

schlechthin durch und an sich Subsistirenden setzt und unterschiebt, dass alle Bestimmtheit eine subjective bestimmbare, alle absolute Bewegung eine relativ aufzeigbare sein müsse — aber jenes hebt nicht ein absolutes Hier, dieses nicht ein absolutes Nichtmehrhier — denn das heisst Bewegtsein — auf — und jenem idealistischen Tic entspricht es, dass E. v. Hartmann*) sagt: „die Zeit ist eine blosse Abstraction von der Thätigkeit, die *eo ipso* zeitlich ist; träte auf einmal absolute Ruhe ein, so wäre auch die Zeit zu Ende". Aber wenn er gleich nachher fortfährt: „Nur die Thätigkeit, sei es im Kopfe des reflectirenden Philosophen, sei es im absoluten Process, setzt nach dem einen Zeitdifferential das andere", so hat er diesen Standpunkt schon wieder verlassen, indem er nun wieder die Zeit als etwas schlechthin Objectives, ja, wo er von „Zeitdifferential" spricht, als etwas schlechthin Concretes behandelt, und obendrein verkennt er, indem er so die Zeit an sich und die Zeit als gedachte (oder als reine Anschauungsform) durcheinander wirrt (während er Andern eine nachweisliche Confusion unserer relativen Zeitmaassstäbe mit absoluten vorwirft), wie es die Thätigkeit ist, die ihrerseits die Zeit als ihre „reine Bedingung" voraussetzt, und wie das Nacheinander alles darin Geschehenden in der Essentia der Zeit selber (soweit wir von einer solchen sprechen dürfen) liegt und nicht im Wesen der Thätigkeit, die sehr wohl als absolut aufhörend, resp. anfangend, denkbar ist. Vielmehr würde an einer absolut stetigen Thätigkeit nichts von Fliessen wahrzunehmen sein — denn nur den intermittirend aufstossenden und so nach Raumtheilen sich zerlegenden Strom sieht man fliessen. Vollends aber verrennt er sich mit dem Satze „Solange Zeit (d. h. Thätigkeit) ist, ist es ohne Frage ihre Natur schlechthin zu fliessen; aber dies beweist doch nicht, dass sie auch dann noch fliessen muss, wenn sie (d. h. der Träger dieser Abstraction) aufgehört hat zu sein". Wie viel einfacher gestaltet sich doch Alles, wenn man die dumme „Idee" ganz aus dem Spiel lässt und sagt: der Wille selbst ist dieser Träger, also wenn man will: das Subject der Zeit — und weil der Wille nicht aufhören kann, kann es auch die Zeit nimmermehr — die Ewigkeit des Willens, wie sie uns auch im subjectiven Reflex unseres apriorischen Inneseins der

*) a. a. O. S. 320.

Unendlichkeit der Zeit *a parte post* wie *a parte ante* verbürgt ist, indem sich unser eigenes Willenswesen darin als ein ewiges aufdrängt, ist eben eine absolute.

Plumper noch ist die Sophistik, mit deren Hülfe E. v. Hartmann*) darzuthun versucht, die rein aus dem Willen ohne Mitwirkung der Idee „anhebende Zeit sei behaftet mit der Inhaltlosigkeit, d. h. absoluten Unbestimmtheit (also auch Maasslosigkeit)"; denn was an solchen Abstractionen wahr bleibt, reducirt sich auf das, was wir schon früher (Cap. 11) ausgeführt haben, dass nämlich an der ungemessenen Zeit sich die Ewigkeit vom Nu nicht unterscheiden lässt, weil beide nur die Extreme derselben Unendlichkeit sind: Unendlich-gross und Unendlich-klein, und von Endlichkeit erst die Rede sein kann, wo Messbarkeit eintritt. Aber jene subjective Unmöglichkeit der Unterscheidung hebt doch den objectiven — und zwar selber unendlichen — Unterschied nicht auf zwischen Nu und Ewigkeit — denn zwischen diesen Beiden ist der Abstand genau so gross wie zwischen Wille und Nicht-Wille (was man gefälligst nicht verwechseln wolle mit dem, von der Realdialektik als ein identisches *coincidens* angesehenen, Widerspruch von Wollen und Nicht-Wollen) und nur phänomenaliter angesehen liesse sich sagen: die Ewigkeit erscheine als *Nunc stans*, weil ihr eben die discrete Vielheit nach ihrem Geschehensinhalt unterscheidbarer Momente auf solange abgehe, als sie nicht in wirkliche — d. h. erfüllte und gemessene — Zeit sich umsetzt.

Metaphysisch angesehen ist allerdings das reine Nu so wenig ein Theil der Zeit (schon weil vor der metaphysischen Betrachtung die Zeit aufhört, ein Quantum zu sein) wie der Punkt ein Theil des Raumes — denn denkbar oder begrifflich ist jenes nur die reine Negation des Nacheinander, wie dieser die des Aussereinander — Abstracteres giebt es aber nicht als „Negation" und vollends gar die der substantivirten Ausdrücke für gewisse Präpositionsverhältnisse, mag dieser stärksten Verallgemeinerung, deren die Sprache überhaupt fähig ist, auch ursprünglich ein im eminenten Sinne intuitiv erfasster Inhalt zu Grunde liegen. Wo alle Zeitmomente in Einen fallen, ist es überhaupt mit allem Nacheinander vorbei. Deshalb sagten wir, dass *Nunc stans* und absolute Geschwindigkeit sachlich in Eins zusammen fallen.

---

*) a. a. O. S. 318.

Wie es aber der schaffende Wille ist, der die Zeit „setzt“ und seine Energie die Geschwindigkeit im Verlauf des Geschehenden bedingt, so ist es der fühlende Wille, welcher die Zeit — und zwar an seinem eigenen Streben — misst. Was jede Verzögerung des Erwarteten so qualvoll macht, ist die Ungeduld des das subjective Zeitgefühl endlos hindehnenden und auseinanderzerrenden Willens. Diese zu schildern ist die Aufgabe des Dichters, speciell des Dramatikers, und von diesem und seiner Befugniss zu freierem Metaphergebrauch mag entlehnt werden, was über die Doppelnatur der Langenweile hier beigebracht werden darf. Der handeln wollende Wille schmachtet nach Eintritt der Bedingungen, welche sein Eingreifen erst möglich machen (die Ungeduld will eben vor-greifen), der erkennen wollende nach Erfüllung seiner Intellectualthätigkeit durch Verarbeitung zulassende Objecte. Jene Pein beschreibt Hermann Schmidt in den Worten: „Langsam, mit schwerer Last von Qualen beladen, krochen die Augenblicke dahin, bis sie, Tropfen um Tropfen fallend, eine Stunde gleich einem Eimer gefüllt hatten“ — diese Theod. Fontane in dem Gefühl von der Eindruckslosigkeit des Halbschlummers auf einer nächtlichen Fahrt, wie sie heutzutage schon mancher auf Eisenbahnen wird kennen gelernt haben, wo sich die Minuten so in's Unendliche ausdehnen, wie Tage und Monde für die völlige Bewusstlosigkeit des tiefen Schlafes in die Ausdehnungslosigkeit eines rein punctuellen Moments zusammen kriechen: „Das Auge ist todt, die Bilder fallen auf die Netzhaut, aber sie treffen nicht den Nerv, sie verschwinden wieder von der Tafel. Und wie keine Bilder zu uns sprechen, so sprechen auch keine Gedanken in uns. Schemen, ein geistlos-geisterhaftes Wesen, ein fieberhaft durch das Gehirn gehetztes Nichts, ein Stunden- und Minutenzählen, immer die nämliche Frage: wie weit noch, wie viel Meilen noch?!“ — Zustände einer innerlich aufgeregten Abspannung und insofern auch von sachlich realdialektischem, nicht bloss von formal synechologischem und aus der blossen Psychologie der Zeit als solcher herleitbarem Charakter.

Nachdem wir aber so erkannt haben, wie die Betheiligung des Subjects an allem, was mit Zeit, Raum und Bewegung in Zusammenhang steht, noch in ganz andere psychische Gebiete hineinreicht, als welche einst Kant bei seiner „reinen Anschauung“ im Auge hatte, so liegt es nahe zu fragen, ob wir nicht

überhaupt an den Gegensätzen von Continuität und discretem Sein auch nur Kunstproducte der Abstraction, schlau ersonnene mathematische Hülfsbegriffe besitzen, oder, wie Andere vor uns gefragt haben: „Zauberstäbe, über deren legitime Verwendung man erst Auskunft zu begehren habe, weil dieselben an sich nichts weniger als selbstevident seien". Wir können durch sie ebenso in eine von vornherein verschobene Position versetzt sein wie durch die um ihretwillen erst aufgestellten weitern Infinitesimalfictionen. Vollends aber wird, wer sich nicht scheut, an Zeit und Raum als solchen die Grösse und Messbarkeit selber in Frage zu stellen, auch kein sonderliches Bedenken mehr tragen, jenes Gegensatzpaar als blosse Metapher hinzunehmen, deren Ursprung ebenfalls wieder in metaphysischer Intuition zu suchen sein würde: nämlich im Gegensatz der individualistischen Selbständigkeit des Einzelwillens zur Universalität der Reihen, in welche er sich mit seinen Relationen hineingestellt findet. Und selbst hier wissen wir die abstracte Handhabung solcher Entgegensetzung nicht einspruchsfrei, weil wir für Willenswesen als solche immer nur eine beschränkte Selbständigkeit statuiren können. Doch diesen Fragen werden im Uebergang zur Ethik eigene Capitel zu widmen sein. Hier mag genügen, zu constatiren, dass wir den Satz: „Raum und Zeit sind die *Principia individuationis*" dahin umkehren: die essentiale Individualität der Willenswesen trägt in Raum und Zeit fälschlich die Vorstellung eines discreten Seins hinein und damit deren dialektisches Correlat, den Begriff der Continuität — während dem Ansich von Raum und Zeit gegenüber am Weder-Noch der Anwendbarkeit dieser Begriffe festzuhalten ist.

Der Leib aber, der dieses Aethergewand von Raum und Zeit erst ausfüllt, der es in Falten schlägt, sich darein hüllt und — „leider auch!" — darin verhüllt, ist der Wille. Jene Leute vom philosophischen Métier der Schneider und Modejournalisten hatten bloss Interesse für dies Kleid und betrachteten, ja betrachten noch heute vielfach das darin sich bethätigende Urleben und Urlebendige als eine todte Gliederpuppe und zittern nicht vor dem Donnerwort vom Sinai, das gesprochen ist im Namen Dessen, „der zur Zeit spricht: ich war ehe denn Du". Und die Bewegung, dieser von dem Odem des Weltgebieters auf und ab wallende und in seiner tiefen Faltung rauschende Umhang der Unendlichkeit, hat es über sich ergehen lassen müssen, dass er

in vulgären Gehirnen zum blossen Spuk degradirt wurde, zu einem Product des über sich selber stolpernden, sich selber auf diese Schleppe tretenden Denkens.

15. Die synechologischen Wechselbeziehungen.

Was wir der Mathematik vorwerfen, ist, dass sie nie aus reinen Wechselbeziehungen heraustritt: bei ihr ist immer nur Eins die „Function" des Andern — sie erhebt sich niemals aus der reinen Proportionalität zur factischen Relation; nur so macht sie es möglich, „Alles", d. h. eben doch nur das rein Formale, „graphisch darstellen", an Figuren und den Proportionen zwischen deren Theilen veranschaulichen zu können. Aber mit all ihren „Gleichungen" bringt sie doch nichts heraus, als was — offen oder mehr oder weniger versteckt — schon von Anfang an darin gesteckt hat. In diesem Sinne drehen sich alle ihre Operationen um andere Benennungen für identische Factoren. Sie „misst" den Raum an der Zeit, am Raume die Zeit, an der Bewegung die Geschwindigkeit und an der Geschwindigkeit die Bewegung — die Zeit aber nur am durchlaufenen Raum, also am Raum in Verbindung mit Bewegung, aber auch nur an dem mit bestimmter (constanter) Geschwindigkeit durchlaufenen Raum — die Geschwindigkeit wiederum nur als Quotienten des bestimmten Raums und der constanten Zeit, mittels der Bewegung. Diese selber aber wird abermals nur gemessen an dem durchmessenen Raum, die Geschwindigkeit an der verbrauchten Zeit, das Quantum der aufgewendeten Zeit aber hat seinerseits wieder kein anderes Maass als den Raum, dividirt durch die stattgehabte Geschwindigkeit, also dividirt durch ein Product, dessen einer Factor selber wieder Raum ist, somit an dem durch sich selber dividirten Raum. Ebenso hat endlich die Zeit ihr Maass für den Physiker nur an dem Product aus der Geschwindigkeit und der Bewegung, also gar aus drei- und vierfach complicirten Producten, in denen aber *au fond* auch wieder die Zeit selber steckt. Nirgends also ist ein absoluter Anfangspunkt aufzutreiben — ein unabweisbarer Fingerzeig, dass auch wohl das Wesen selber all dieser Mächte auf solche wechselseitige Bezogenheit zurück laufen müsse, in welcher sie sich realiter gegenseitig durch einander bedingen.

Insofern ist ja unleugbar nichts verführerischer als der Versuch Trendelenburg's, aus dieser in sich geschlossenen Kette ein

Glied herauszugreifen, um daran die ganze Welterklärung zu hängen. Allein damit werden Wechselbeziehungen, welche bloss für die Berechnung bestehen, also nur mathematische sind, zu metaphysischer Dignität erhoben, und jede Metaphysik, welche sich z. B. auf der reinen Bewegung aufbaut, verkauft sich damit an einen substanzlosen Formalismus, dessen logische Handhabung zwar eine äusserst bequeme ist, der aber dafür Alle unbefriedigt lassen muss, welche es nach einem Materialprincip verlangt.*) Denn vollständiger kann doch eigentlich der Bankerott des Denkens nicht proclamirt werden als durch Elimination eben desjenigen Begriffs (der Kraft), der allein noch den letzten Rest wahrer Einheitlichkeit zu retten im Stande ist. Es klingt zwar recht schön, wenn es heisst, es solle damit nur die allerletzte Hypothese und damit die allerletzte Schranke rein objectiven, phantasielosen und von anthromorphisirenden Vorstellungen unbeirrten Erkennens aus dem Wege geräumt werden — allein es implicirt eben damit auch den völligen Verzicht auf jeden Begriff — mithin *eo ipso* gleichfalls auf jede Begreiflichkeit — eines substantial und essential Seienden. Das wäre schlechthin unfruchtbar und absoluter Stillstand — auch für die Realdialektik; denn auch das Antilogische lässt sich nun doch einmal nur innerhalb des logischen Rahmens theoretisch bewältigen und das Widervernünftige nur auf dem Wege der Systematisirung sich in Einklang mit sich selbst, ob auch zwar niemals mit einer — ihm von Ewigkeit her transcendenten — „Vernunft“ bringen. Weiter aber bedarf es nichts zum Weltverständnisse, sofern man nur nicht unerfüllbare Postulate panlogistischer oder auch nur logophiler Voraussetzungen und Vor-Urtheile zur *condicio sine qua non* für die eigene *convictio* macht.

Insbesondere dianöologisch klingt es so verlockend: hüben und drüben Bewegung! Die ist das Band zwischen Subject und Object, die vermittelt Denken und Sein, denn sie ist das dem Vorstellen und der Vorstellung Gemeinsame. Aber man blieb die Antwort schuldig auf die Frage: was willst du anfangen mit einer Bewegung, hinter der nichts Bewegendes steckt? denn der aristotelisch-trendelenburgische Gott war doch mehr noch ein *Deus extra machinam* als einer *ex machina*. Zwar mochte es für eine der Realdialektik vorarbeitende Entschlossenheit gelten, die Widersprüche

*) Das verdirbt, wie bereits mehrfach bemerkt ist, im Grunde auch die sonst so respectabeln Leistungen Alfons Bilharz'.

des Bewegungsbegriffs einfach zu acceptiren und Rettung davor in einer sich als „genetisch“ ankündigenden Methode zu suchen — allein noch mehr Muth bewies es, wenn man das Verdutztsein einfach von sich abthat und sich mit beiden Füssen auf den Boden einer Anschauung stellte, die gar nicht erst auf dem Wege der „Reflexion“ zu einer auf sich selber zurückschielenden Vorstellung sich verdrehen lassen wollte. Man konnte mit jenem halben Decret zur Noth der den Einsturz drohenden Weltobjectivität zu neuen Stützen verhelfen; aber man konnte damit nicht das Weltwesen selber ergründen, weil man aus dem Existentialbereich mit keinem Schritte herauskam. Was man so gewonnen hatte, war eine Spontaneïtät auf Seiten des Subjects, welche kaum weiter reichte als die apriorische und transscendentale Kategorien-Maschinerie, welche sich Kant so kunstvoll zurecht gezimmert. Denn von eigentlichem Inhalt war hier so wenig wie da erfasst: man sah eben nur, dass Alles auf eine Urbewegung zurückweise, als deren Fortwirkung sich das gesammte System aller gegenwärtigen Bewegungen darstellt, wie im Gehen der Uhr dieselbe Kraft sich fortthätig erweist, welche bei ihrem Aufziehen aufgewendet ist.

Aber sonahe auch diese Bewegungsmetaphysik mit ihrer Zweckbewegung an die willensmetaphysische Auffassung heranrückte, sie meinte dennoch eines *praeposterum* sich schuldig zu machen, wenn sie dem τέλος den Willen zur Voraussetzung gab — sie meinte: erst der Zweck mache die Bewegung zur gewollten, statt dass umgekehrt der Wille es ist, welcher den Bewegungen den Charakter von bezweckten verleiht. Wir unsererseits kehren mit Freuden an jeder Willensregung dies „Moment“ der Bewegung in dreifacher Tautologie gleichfalls heraus, um so auch von unserm dianöologischen Ausgangspunkt aus zu einer Versöhnung auf realistischer Grundlage zu gelangen, — aber ebenso entschieden halten wir daran fest, dass die Bewegung ihre Bedeutung für die Welterkenntniss lediglich vom Willen zu Leben trägt und ohne diesen ein blosses Spielzeug in den Händen mathematischer Formalisten bleibt. Einverstanden sind wir mit diesen Bewegungsdoctrinären zunächst nur in soweit, als auch wir jene altklugen Abstractoren bloss pedantisch und lächerlich finden, welche vermeinen, erst nach der logischen Möglichkeit (Ausdenkbarkeit) einer Sache fragen zu dürfen, ehe sie deren Wirklichkeit anzuerkennen brauchten, die nach dem Geburtsschein ihres Vaters glauben

forschen zu müssen, ehe sie an ihre eigene Existenz glauben dürften, und darüber vergessen, dass sie gar nicht so krittelnd herumskeptisiren könnten, weil sie sammt und sonders einfach noch nicht da wären, wenn ihr Ahnherr damit hätte warten sollen, sich gebären zu lassen, bis er vor ihnen sich hätte legitimiren können.

Wenn aber an Trendelenburg und Herbart sich anlehnende Synechologen den Punkt als ein Product des Wollens anerkennen, sofern ein „Vorsatz“ dazu gehöre, den „Act der Verneinung und Ausschliessung im Wechsel der Vorstellungen“ zur Ausführung zu bringen, einen Act, auf welchem die Vorstellung des mathematischen Punktes beruhe (wogegen für die Vorstellung des Zeitpunkts die blosse Anerkennung genüge, dass ein Wechsel stattfinde, so dass sie im Verhältniss der einfachen Bejahung zur doppelten Verneinung zu einander stehen würden — nach Robert Binde in seiner „Studie“ über Raum und Zeit im Progr. v. Gr.-Glogau 1867), so können wir seitens der Willensmetaphysik ein solches Entgegenkommen der ihre Philosophie aus blossen Vorstellungen construirenden Systematiker nur mit Dank begrüssen.

Aber die Consequenzen, welche wir aus solchem Gedanken ziehen, sind denn doch wesentlich andere: wir folgern nicht: darnach sei der Punkt „nur eine Abstraction“ — sondern im Gegentheil: darnach ist er ein vom Willen wirklich Geschaffenes, und wenn es die Bewegung ist, was die einzelnen Punkte markirt, so ist es der Wille als Bewegendes, was solche Markirung allein actualisirt. Die Bewegung, die wir ja kennen gelernt haben als Vater Willens älteste Tochter, ist uns in demselben Maasse ein einfach „Hinzunehmendes“, wie sie uns ein im eminenten Sinne „Gegebenes“ ist — und deshalb war es, dass wir sie uns nicht wollten zerreden lassen von den abstracten Postulaten der Logik, sondern verlangten, dass sich diese nach jener richten solle, nicht umgekehrt.

Indem wir aber Raum und Zeit als „Bedingungen“ aller Existenz charakterisirten, gedachten wir allerdings ihnen höhere Dignität zu vindiciren als die der blossen „Form“, und insofern ist uns auch eine Definition zu abstract wie die, welche wir bei dem genannten Bewegungsphilosophen (a. a. O. S. 21 ff.) finden: „die Zeit ergiebt sich der innern Beobachtung als die Bewegung in den Unterschieden und im Zusammenhang ihrer

Wirkungen“ — das wäre also das Oxymoron einer discreten Continuität, wie sich's dem Wortlaute nach die Realdialektik ja schon gefallen lassen könnte, wenn sie nicht doch aus metaphysischen Gründen vorzöge, nicht die Bewegung, sondern nur das Bewegende, den Willen selber, als das *Prius* der Zeit gelten zu lassen, weil ihr Bewegen (Werden, Thätigkeit) mit der Zeit coincidirt, nicht bloss begrifflich, sondern auch factisch, also thatsächlich, mithin auch eben selber „zeitlich“ (nach Anfang und Ende) nicht auseinanderfallen kann.

Uns ist ja das Alles zusammenhaltende Band der Wille, gegen den alle Abstraction auch insofern ohnmächtig bleibt, als sich das Factische der Welt eben nach jenem und nicht nach dieser richtet. Wäre die hier uns beschäftigende Wechselbeziehung nichts als eine rein mathematische Correlation, so wäre die spöttische Frage Bayle's: warum denn nicht die Theile der Radspeichen näher der Achse vermöge ihrer längeren Ruhepausen sich gegen die in den Felgen steckenden an der Peripherie verschöben, vollständig ernst zu nehmen, denn sie ironisirt mit Glück die praktisch sofort als unhaltbar sich erweisende Hülfshypothese von unendlich kleinen Raumtheilen verschiedener Grösse. Was all deren abstracte Consequenzen in ihrer Ohnmacht zu Schanden macht, ist einfach die Uebermacht der Cohäsion, d. h. des Willens als des einzig Subsistenten in allem Wirklichen. Ohne diese Annahme lockt die Abstraction mit ihrer Alles begreiflich machen wollenden Prätension in nur immer ärgere Unbegreiflichkeiten hinein. Denn was etwa die Mathematik in solchen Fällen an „Beweisen“ liefert — z. B. aus der Proportionalität homologer Stücke in den von Speichen und Felgenstücken gebildeten ähnlichen Dreiecken, also zwischen letzteren und den Holzachsenperipherietheilen — das reicht doch niemals über das Dass hinaus, giebt aber über das Warum nur scheinbaren, nämlich abstracten, nicht aus der Sache selber entnommenen Aufschluss, ist nur eine auf abstracten Ausdruck gebrachte Bestätigung der an sich bereits mit der Parallelität gegebenen Proportionalität concentrischer Bogen.

Für uns sind, mit andern Worten, die synechologischen Wechselbeziehungen nur secundärer Natur, während Trendelenburg und seine Nachfolger sie als ursprüngliche behandeln, wobei sich die interessante Beobachtung ergiebt, dass zwischen diesen und jenem sich die Prioritätsverhältnisse zuweilen umkehren. So glaubt z. B. Binde — a. a. O. S. 24 — mit Tren-

delenburg, dass wir „den Raum nicht durch die Sinne wahrnehmen, sondern nur auf ihn schliessen aus den Abständen" —! — „sinnlich angeschauter Bewegungen" — aber „die Zahl, nämlich die unbenannte, abstracte Zahl, ist ihm das wesentliche, constitutive Element in der Vorstellung der Zeit, die letztere demnach nicht das der Zahl Vorhergehende", während Trendelenburg zu dem entgegengesetzten Resultat kommt — eine *Controversia domestica,* welche sich für die Willensmetaphysik dadurch erledigt, dass sie uns als völlig gegenstandlos erscheint, indem wir für all diese Verhältnisse gar kein Vor noch Nach — weder zeitlich noch begrifflich — annehmen, sondern das simpelste Mit-einander-gegeben-sein, dessen absolute Simultaneïtät wiederum ihr metaphysisches Band hat an der metaphysischen Absolutheit des Willens.

Wir haben — theoretisch nicht minder wie praktisch — die Welt zu nehmen, wie sie sich eben giebt, wir mögen prüfen, vergleichen, analysiren und verbinden, aber nicht versuchen, das Untrennbare auseinander zu reissen, eine Vermessenheit, deren sich im Grunde Kant und seine Anhänger schuldig machen, und in welcher sie so selber „die Grenzen möglicher Erfahrung", welche sie doch eben fixiren wollten, überschreiten. Was Zeit, Raum, Causalität sind ohne Beziehung auf das, was wir Wirklichkeit nennen, das zu erforschen, kann uns niemals gelingen, weil wir uns nicht ausserhalb dieser Wirklichkeit hinstellen können — und wie sich etwa die Bewegung aus einer absolut unbewegten Vogelperspective angesehen ausnehmen würde, könnte nur ein Denken wissen, welches — was dem unsrigen undenkbar ist — sich nicht selber in einer Bewegungsweise vollzöge. Ein absolutes Isoliren der in aller intellectuellen Thätigkeit vorhandenen Ingredienzen muss ewig unmöglich bleiben — bis zu dieser Reinheit eines Ansich bringt es auch die kühnste Abstraction nicht, und Kant selber hat gestehen müssen, seine „reine Anschauung" sei ein blosses Gedankending, nur *in abstracto* vollziehbar, nie *in concreto* darstellbar, nur wirklich als Element jeder empirischen Anschauung — denn was ist, schon rein dialektisch gefragt, eine Anschauung, die nichts anschaut? Genug, wenn wir uns klar zu machen vermögen, was das sei, was wir in dem Gesammtcomplex unserer Erfahrungen das Zeitliche, Räumliche, Ursächliche nennen. Jeder Versuch, Eines von ihnen ausserhalb seiner theoretisch gegebenen Wechselbeziehung in losgelöster

Sonderexistenz zu denken, bleibt ein Aufspringen vom Boden der Thatsächlichkeit, welches in der nächsten Secunde uns auf diesen zurückführen muss. Aber je höher der Sprung gerichtet wird, desto mehr Kraft erfordert er, und daher scheint es zu rühren, dass nichts Anderes das Gehirn so ermüdet und erschlafft als anhaltende Beschäftigung mit diesen — zuletzt immer wieder aalglatt dem Festhaltenwollen entschlüpfenden — Problemen.

Wem die Erregung des Gedankens, dass seine Arbeit Eile hat und keinen Aufschub duldet, den Pulsschlag beschleunigt, dem muss schon jede Frist als eine zu kurze erscheinen — aber wären bloss die physiologischen Schwingungssummen sein Zeitmaass, so müsste sich ja umgekehrt in solchem Falle die verstreichende Zeit in's Ungeheure dehnen, während jetzt der Wille es ist, der lediglich nach seinen Interessen misst und eben nicht nach der in Beschleunigung vermehrten Zahl der aus seiner Intensität stammenden und so gesteigerten Gehirnfunctionen. Daraus erklärt sich ja auch die anscheinend realdialektische Wahrnehmung, dass der Wille in seinem Widerstreben gegen ein Ueberschüttet-werden mit einer allzugrossen Fülle von Eindrücken (z. B. beim Anhören eines allzuinhaltreichen Vortrags) ebenso sehr mit dem Gefühl der Langenweile reagirt, wie wo ihm zu wenig Abwechselung geboten wird — wobei allerdings das Moment der Ermüdung ebenso mitwirken mag, wie in der „gespannten“ Erwartung; denn auch in dieser ist ja das eigentlich Spannende unmittelbar der Wille selber und die Vorstellung sozusagen nur der Riemen, welcher die Spannung in's Bewusstsein überträgt — nicht die Vorstellung als solche ist es, was „mit überwiegender Stärke“ in seinem Gegenstreben gegen alle andern Eindrücke seine „Unabweisbarkeit mit seiner steten Wiederkehr zur Geltung bringt“ (a. a. O. S. 25), sondern die Vorstellung als Willensinhalt, gegen welche alles, was dem Willen ganz gleichgültig ist oder nur geringeres (momentanes) Interesse hat, machtlos bleibt. Von dem Augenblicke an, wo wir wissen, dass einer Erwartung für jetzt keine Erfüllung mehr werden könne, können wir vermöge einiger Selbstüberwindung uns, von ihr innerlich ungestört, andern Beschäftigungen zuwenden, indem eben der Wille seine Intensität aus ihr herauszieht, welcher sie bis dahin ihre überwiegende Stärke zu verdanken hatte. Gelingt es dem Willen mittels anderer Vorsätze, sich abzulenken von dem, was ihn aufregt, so kann er darin jene Beschwich-

tigung finden, welche die Langeweile zu einem Einschläfrungsmittel macht.

Mit Recht werden wir deshalb darauf aufmerksam gemacht, wie weit der Wille seine Souverainetät auch auf Zeit, Zeitgefühl und Zeitbezeichnung erstreckt, und er übt sie *suo jure* aus, weil er sich sagen darf, dass er seinerseits die Bedingung der Zeit und diese nicht die seiner ist — ob auch die seines actualisirten Daseins, ohne die er kein „wirkliches" Leben haben, noch erzeugen könnte. Deshalb protestirt er praktisch gegen die selbst von seinem tiefsinnigsten Verkünder an ihn gestellte Zumuthung, seine ganze „Wirklichkeit" in das abstracte, absolut punctuelle Nu des gegenwärtigen Jetzt zu verlegen. Denn er sagt sich unbewusst: da wäre des Verkleinerns dieses „unendlich kleinen Zeitelements" kein Ende — gegen das wahrhaft „unendlich Kleine" ist ja selbst nach dem Geständniss der Mathematiker jedes kleinste Endliche noch ein unendlich Grosses. nicht bloss die Secunde oder die psychisch-physiologische Eindruckszeit oder deren Hunderttausendmilliontel — da ist es also ganz willkürlich, d. h. in das Belieben eben des Willens gestellt, wo er die Theilung enden lassen will — und daraus nimmt er sich das Recht: „Gegenwart zu nennen die ganze Zeit, welche von grade andauernden und herrschenden Zuständen und Anschauungen erfüllt wird", weil ihn das „innere Bedürfniss" treibt, „sich in der Zeit heimisch zu fühlen, sich in ihr zu orientiren" — in unserer Ausdrucksweise: Stellung zu den an ihn herantretenden Motiven zu nehmen, ohne was er sein Wesen nicht effectuiren kann — so „gewinnt er der eigentlichen Vergangenheit einen Boden ab, der der Gegenwart zugewiesen wird", da der Wille „sonst, vom Augenblick in's Schwanken gebracht, keinen Halt gewinnen würde" (a. a. O.).

Nur wo der Wille überhaupt sich fühlt in seiner Machtlosigkeit, da gewinnt auch die an sich so völlig kraftbaare Zeit „Gewalt" über ihn: da dehnt sie sich länger aus, als er eben „will", und wuchtet auf ihm mit der ganzen Last eines Unabwälzbaren: im Leiden, im positiven des Schmerzes, wie im negativen des Entbehrens, „wird uns die Zeit lang" — dagegen der thätige, der schöpferische, der sich erfüllende Wille ist das Zeit-Ueberwindende, die „zeitvertreibende" Macht, und dem durch ein positives *plus* von „Genuss" momentan Beglückten vollends „schlägt keine Stunde", oder, wie Einer es identificirend trave-

stirte: die Uhr nur zu oft. Also auch hier die umgekehrte Proportion als mathematischer Reflex der realdialektischen Negativität: je mehr Zeit Einer hat, desto weniger besitzt er an Lebensinhalt, und je reicher er an Lebensinhalt, desto kürzer ist ihm die Zeit, welche ihm zu Gebote steht — der Vielbeschäftigte h a t keine Zeit und empfindet keine, der Abgelebte, Daseinsentleerte starrt in die Oede der Ewigkeit.

Deshalb war es ja, dass wir schon öfter von der Messbarkeit und Theilbarkeit der Zeit und des Raums den Charakter der Objectivität fern zu halten beflissen waren — denn das Kurz und Lang sind ganz subjective Unterschiede, wenn es wahr ist, was unsere ganze bisherige Darlegung bereits implicirt, dass Alles, was wir uns als Zeittheil oder Raumtheil vorstellen mögen, bereits die ganze Zeit oder den ganzen Raum oder besser: die Zeit, resp. den Raum als untheilbare Ganze, schlechthinnige Continuitäten, voraussetzt, in welche nur der Wille die Scheidungen des Discreten, auf Grund seines subjectiven Bedürfens, auf dem Wege des Vergleichens e r k e n n e n zu wollen, erst hineinträgt.

16. Die räumliche Indifferenz der Kraft.

Es möge gestattet sein, diesem Capitel eine autobiographische Notiz zur Geschichte der Realdialektik vorauszuschicken.

Ursprünglich war es eine zunächst auf philologische Zwecke abzielende Beschäftigung mit dem Lucrez, welche vor runden fünfundzwanzig Jahren den Verfasser nöthigte, all die Urfragen der Naturphilosophie auf ihren genetisch und sachlich einfachsten Bestand zurückzuverfolgen. Da galt es, einen möglichst wenig präjudiciellen Vorbegriff zu gewinnen, welcher einerseits offen zu erkennen geben sollte, dass sich mit logischen Consequenzen nicht auskommen liesse, andererseits aber durch Fernhaltung von bereits fixirten Begriffssphären all jene Missverständnisse vermeiden wollte, welche unausweichbar werden, wo man mit bereits geläufigen Ausdrucksweisen noch nicht geläufige Vorstellungsinhalte zu bezeichnen versucht hat.

So verfiel ich damals auf den Vorschlag, als allerletzte Constituanten des gesammten — materiellen wie immateriellen — Daseins r ä u m l i c h i n d i f f e r e n t e Kraftfäden anzunehmen

und das substantielle Plus des physischen Stoffes wie des metaphysischen *Ens* (als actualisirter Willenspotenz) in den Verknotigungen solcher Fäden zu vermuthen. Ohne nun zu beabsichtigen, unmittelbar die Vertretung damaliger Aperçus auf mich zu nehmen, glaube ich dennoch, denselben auch jetzt noch einige Bedeutung vindiciren zu dürfen, sofern sie denn doch zu Etappen auf der Strasse geworden sind, welche mich auch aus der Richtung der Elementarphysik immer unwiderstehlicher den centralen Fundamentalsätzen der Realdialektik zugeführt hat.

Nur von unserer metaphysischen Auffassung der Continuität aus wird man auch zu einer befriedigenden Antwort auf die Frage gelangen können, wie weit das materielle Dasein participire am Merkmal der Continuität.

Die bereits gelegentlich eingeflochtene Behauptung von der räumlichen Indifferenz der Kraft begegnet selbstverständlich ihrer nächsten Einrede in der Hinweisung auf die „mathematisch nachweisbare“ Wirkungsstärke nach dem Quadrate der Entfernung.

Wenn man aber grade aus dieser und aus verwandten, in den physikalischen Theorien ja überaus zahlreichen Proportionssätzen die objective Realität des Raumes hat beweisen wollen, so fragt es sich denn doch, ob nicht mehr für das *Quale* der Kraft als für das *Quid* des Raumes daraus zu folgern sei*) — nämlich so, dass der Raum

*) Die ganze Relation der Materie zum Raume bewegt sich ja in Antinomien, deren Lösung mittels naturwissenschaftlicher Theorien in ebenso viel Gewaltsamkeiten zu bestehen pflegt; und wenn man die Schwierigkeit abgethan wähnt mit Decreten wie: die Thatsachen der Chemie widerlegen die von den Physikern postulirte Undurchdringlichkeit der Körper, so übersieht man (mit oder ohne bewusste *mala fides*), dass damit wiederum nur constatirt wird, wie in der Natur Eines dem Andern widerspricht, und zwar dergestalt, dass Eines zum Andern nicht bloss in conträrem oder gar nur subconträrem „Gegensatze“ steht, sondern wirklich ein Gegentheil das andere — contradictorisch — aufhebt. [illegible] Theorie also, welche der natürlichen Wirklichkeit vollauf gerecht [illegible] will, auch ebenso in logischen Widersprüchen sich bewegen [illegible] das Wirkliche selber in realen. Vor Kant's Bezeichnung der [illegible] gegen die *actio in distans* als eines „gemeinen“ ist man einfach [illegible] obgleich oder weil sie die Anerkennung des realdialektischen [illegible] sich schliesst, schon insofern, als Kant die „Grundkräfte“ [illegible] jenigen definirt (Rosenkranz' Ausg. V, 365), „deren Möglich[illegible] lich zu machen eine unsinnige Forderung sei“ — und [illegible] er nachgewiesen, dass die Contactwirkung, näher [illegible]

selber als eine Eigenschaft der Kraft, also indirect des Willens, dabei erscheine, woraus ja andere Metaphysiker gemacht haben, der Raum sei eben nur ein Product der Kraft, resp. der Bewegung, oder nichts als ein Verhältniss an diesen Beiden. Jedenfalls aber hört selbst dann der Raum auf, eine unbedingte Schranke für die Kraft zu sein, wenn deren Abnahme „in's Unendliche" eben nur eine unendliche, d. h. nie und nirgends einem völligen Aufhören gleich zu achten ist. Dann verliert *eo ipso* die sogenannte *Actio in distans* sogar den Schein eines

---

selben Einwurf ausgesetzt bleibe von einer Wirkung da, wo das Wirkende nicht sei. Wir depotenziren den Raumbegriff, um die Majestät des Kraftwesens zu emancipiren von allen räumlichen Einschränkungen, und wir stehen auch hiermit in vollbewusstem Gegensatz zu dynamischen Raumconstructionen, nach denen die Essentia der Kräfte ebenso nichtig wäre wie ihre Existentia, und in denen von Atomen nur die Rede zu sein scheint, um harmlose Individualisten unter der Maske einer dialektischen *argumentatio ad hominem* auf's Glatteis zu locken. Jene mathematischen Punkte, die keine sind, die man uns für die mathematischen Urgebilde verkaufen will, obgleich man ihnen zuvor Alles abgesprochen hat, was sie zu einer so fruchtbaren Stellung befähigen könnte, jenes Blendwerk mit imaginären Kraftcentren — alle diese sophistischen Künsteleien lassen das Kraftsein gradeso mit der absoluten Impotenz zusammenfallen wie die Punktualität mit einer Existenzlosigkeit, für welche nicht einmal die allerprimitivste Voraussetzung des allgemeinen Raumes Geltung behalten sollte. Dem Entweder-Oder der Frage: sind die Kräfte räumlich oder unräumlich? entzieht sich die Realdialektik mit einem: weder das Eine noch das Andere, sondern räumlich indifferent. Es können nicht zwei Räume denselben Ort einnehmen — denn alsdann sind sie, wie J. K. Becker selbst von den ineinander geschobenen Unendlichkeiten sagt, nur noch als zwei gedacht, in Wahrheit aber nur noch Einer — wohl aber zwei Kräfte. Das ist zwar für die Auffassungsweise der lieben Logik wieder ein Mysterium — aber was hilft's? — mit ihren Gesetzen und Postulaten ändert die doch nichts am Sein, und an ihr ist's, sich irgendwie zu bequemen, damit ein Compromiss möglich werde zwischen ihr und dem Reich des Wirklichen, mag sie zusehen wie sie damit zurechtkommt, kann doch dieses zur Noth eher ihrer, als wie sie die Welt der Realitäten entbehren. Im Collisionsfalle hat darum die Metaphysik, als die Lehre vom wahrhaft Seienden, sich an ihr nächstes Object, die Physik, zu halten und nicht an die Logik, wo diese etwa mit dem speciellen *Tertium* ihres doch allgemein gemeinten, also gemeinen, „ausgeschlossenen Dritten" zwischen die Hörner eines despotischen *Aut* — *Aut* quetschen möchte.

logischen Widerspruchs und vollends der Gedanke an eine räumliche Theilbarkeit der Kräfte jeden Sinn. Es ist für das Verständniss der Kraftessentia schon viel gewonnen, wenn wir der *vis inertiae* und der *vis essendi* sozusagen eine qualitativ-räumliche Bedeutung beilegen dürfen, indem wir sagen: jede Kraft wirkt überall da, wo ihr nicht eine andere Kraft entgegenwirkt — die Kräfte setzen sich nur gegenseitig Schranken; an sich unendlich, finden sie nur an einander ein Ende ihres Wirkens, also ein existentielles — potentialiter unendlich, sind sie nur in ihrer Actualität endlich.

So angesehen findet grade am Raum der pluralistische Individualismus seinen besten metaphysischen Eideshelfer, indem wir grade so sagen: am Raume erweist sich die Ohnmacht des Einzelwillens — aber nicht direct, als ob das Uebermächtige der Raum selber wäre, sondern nur sofern er die Bedingung dafür darbietet, dass ausser — *praeter et extra* — der einen Kraft noch andere Kräfte bestehen, oder mit Einem Wort: für das Nebeneinander vieler Kräfte — grade wie Schopenhauer sagte: das der Zeit im Ding an sich Entsprechende sei die Nichtigkeit der Dinge, welche als Vergänglichkeit erscheine. Wie darnach die Zeit nur dem existentialen Wollen, nicht dem essentialen Willen zukommt, so auch der Raum. In seiner reinen Potentialität erkannten wir den Willen ja als schlechthin unräumlich, wie ja denn auch im lebendigen Organismus jede Localisation des Willenscentrums sich als unmöglich erweist, so sehr auch seine Actualisation an gewisse Leitungsbahnen (motorische Nerven) mag gebunden sein.

Nun hebt ja aber eine neue Schwierigkeit eben da an, wo die räumliche Exclusivität der Individual-Kräfte gegeneinander sich als eine nichts weniger als absolute ausweist — denn einerseits sehen wir Kraftsphären sich gegenseitig wenigstens partiell durchdringen, und andererseits eignet ihnen eine Elasticität, welche eine so absolut unbeschränkte zu sein scheint, dass eine Kraft, welche soeben noch durch den ganzen Weltraum sich erstreckte, im nächsten Augenblick zur Ausdehnungslosigkeit des mathematischen Punktes zusammengeschrumpft zu sein scheint.

Das ist es ja auch, was den ordinären Atombegriff von immer neuen Formen des Widerspruchs umspielt zeigt. Wer von Atomwärme, und sogar constanter, oder von Atomachsen und Atompolen spricht, hat ja damit das Untheilbare schon ebenso gut wieder zerlegt, wie

wer mit Schramm „elastische Atome“ statuiren will, womit, wie der Kritiker in Zarncke's Centralblatt (1873 Nr. 8) richtig bemerkt, „das Unding eines Punktes, welcher kein Punkt ist“ angenommen wird. Es darf uns deshalb nicht wundern, dass grade tiefere Geister sich die Kräfte lieber unter dem Bilde elastischer Fäden vorstellen — so ist „Naturforscher“ 1875 Nr. 14 auch von Fäden des Magnetismus die Rede, welche sich in die Armaturen hinein verlängern und sich in ausreichendem Raume entfalten; und nach Maxwell (ebenda 1873 Nr. 17) construirte sich Faraday „ein System von Kraftlinien, die als Individuen aufgefasst werden dürfen, mit mehr geometrischer Genauigkeit und speculativem Scharfsinn, als die Mathematiker mit ihren Formeln leisten; jede dieser Linien habe eine continuirliche Existenz in Raum und Zeit und bleibe während der ganzen Dauer ihrer Existenz mit sich identisch — nur ihre Gestalt und Grösse können beliebig geändert werden, analog unsern Muskelfasern, die auch streben sich zu verkürzen und sich seitlich auszudehnen.“

Ein Ineinander sich gegenseitig durchdringender Kräfte glauben wir ja in jedem lebendigen Organismus vor uns zu haben — aber die Einheit und Untheilbarkeit eines solchen In-divid-uums ist ja eine ganz andere, als wie sie sich der Chemiker von seinem Atom vorstellt — dazwischen liegen noch die des Moleküls, des Radicals und der Zelle, so dass wir an jenem erst eine Einheit vierter Ordnung haben. Doch hüte man sich auch hier vor der gefährlich verlockenden Abstraction; denn schliesslich ist das lebendige Individuum so wenig aus Zellen bloss zusammengesetzt, wie die Linie aus Punkten, oder die Fläche aus Linien, oder der Körper aus Flächen — solche Zerlegung hat für die Intuition nicht mehr Werth als das Betrachten der Kreisperipherie als eines Polygons aus „unendlich vielen“ Seiten, worin wir ja oben eine für theoretische Bequemlichkeitszwecke ersonnene Fiction erkannt haben.

Solange der Organismus lebt, sind die vielen in ihn eingegangenen Kräfte dem ihn constituirenden Individualwillen als ihrem ἡγεμονικόν unterthan — und dass, wie Krankheit und Sterben zeigen, diese Herrschaft eine nichts weniger als absolute ist, zeugt ja nur wiederum für die Vielheit einander gegenseitig einschränkender Kräfte. Und wenn das zu solchen Einheiten verschiedener Ordnung Verbundene hinterher wieder auseinanderfällt, so ist

das Zerspaltende nicht der (an sich schlechthin ohnmächtige) Raum, sondern die Wechselbeziehung der vielen Kräfte, welche am Raum die reine Bedingung (oder gar das Wesen) ihres Nebeneinanderbestehens haben. Damit aber hört die jeweilig siegende oder unterliegende Kraft an sich nicht auf, ein *continuum* in jeder Hinsicht zu sein (räumlich, zeitlich, wie effectiv) — denn für den positiven Ausdruck „stetig" ist „untheilbar" nur der negative, und was wir Ruhe nennen, ist ja nur Bewegung im Zustande der Hemmung durch das Gleichgewicht eines äqualen Kraftquantums — und jedes Nichtwollen ist als solches in seiner Reinheit nicht etwa ein bloss logisch abstract verneintes Wollen, sondern ein durch Gegenmotive zur Unthätigkeit gebrachtes Wollen, indem ein Willensinhalt den anderen contradictorisch compensirt. Denn wäre Nichtwollen das absolute Aufhören des Willens selber, so wäre es mit allem Sein und Wesen selber zu Ende, was wir längst als den Irrthum der abstract verbaldialektischen Nihilisten aufgezeigt haben. Will man aber ein zeitliches Analogon zur organischen Individualeinheit, so vergegenwärtige man sich den Totaleindruck einer Melodie, die unverkennbar als ein ungetheiltes Ganzes auf die Stimmung wirkt, obgleich sie scheinbar aus lauter discret aufeinander folgenden Einzeltönen besteht, wie bereits der Einzelton — vollends der harmonische im Orchester — aus Einzelschwingungen.

Ohne uns buchstäblich zu eigen zu machen, was Kant (Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft, Zweites Hauptstück der Dynamik. Erklärung 4) sagt zur Unterscheidung zwischen mathematischer und dynamischer Erfüllung des Raumes und (ebenda Erkl. 1. Anm.) von dem Unterschiede zwischen „einen Raum einnehmen" und „einen Raum erfüllen", können wir uns dadurch doch sehr wohl anregen lassen, uns Begriffe offenzuhalten, welche die im strengsten Sinne punctuelle Unification von Kräften denkbar machen, die, physikalisch verstanden, allerdings als verschiedenartige sich darstellen, organisch aber (oder gar ethisch) angesehen, als einheitlich verschmolzene wollen betrachtet sein. In solchem — aber auch nur in solchem — Falle hat auch für uns eine Unterscheidung zwischen bloss phänomenologischer, rein nomineller Vielheit bei essentieller Einheit guten Sinn und wohlberechtigte Bedeutung — für uns bedarf es in solchem Falle nicht der Annahme einer „neuen, die vielen erst einenden und

zusammenhaltenden Kraft." Nebenher aber profitiren wir von unserer Auffassung insofern, als ein räumlich Indifferentes nicht nach dem ohnehin schon logisch prekären Grössen-Unterschied zwischen dem Unendlich-Kleinen und dem mathematischen Punkte zu fragen braucht, mithin sich von allem Schwindel mit Differentialgleichungen, die keine sind (vgl. o. S. 80 ff.), vollständig emancipirt.

Wenn die Willensmetaphysik stets dessen als ihres besten Vorzugs sich gerühmt hat, dass für sie Function und Functionirendes in Eins fallen, so hat sie dies auch an der Einzelbethätigung bestimmter physikalischer Kräfte zu bewähren. Dann muss ihr Wille nicht blosse Expansion *in abstracto* sein, sondern auch das concret Expandirende selber und als expansives Wesen zugleich das Expandirte: d. h. als das absolut Thätige muss er auch ein selbstthätiges Verhalten zu den Verhältnissen des Raumes bezeigen. Und wenn der Kant'sche Dynamismus den Satz hat: räumliche Ausdehnung kommt der Materie nicht durch ihre Existenz, sondern nur durch ihre repulsive Kraft zu, so will auch das, auf den Willen als *ens metaphysicum* angewandt, nichts anderes besagen, als: ohne Willen gäbe es so wenig Raum als Bewegung, aber ohne Raum auch kein Wollen. Darnach müsste, rein abstract aufgefasst, also auch der Raum, wie die Zeit in den Uebergang des potentialen Willens in das actualisirte Wollen, recht eigentlich in diese Actualisirung selber hineinfallen. Aber nicht umsonst haben wir ihn vorher schon im Intermedium der vielen Willen erkannt, zwischen welchen ja wechselsweise das Verhältniss der Motivation besteht, dergestalt, dass der eine Wille zugleich Subject seines eigenen Wollens und Object des Wollens eines andern ist, ebenso sehr Anziehendes wie Angezogenes und umgekehrt, also nichts weniger als bloss begrifflich fassbare Anziehung. Ob aber in der Expansion der Wille als repellirender sein eigenes Object der Repulsion, also zugleich selbst repellirter sei, wird einer eigenen Betrachtung bei der Special-Analyse der Materie als Subject und Object der Gravitation vorzubehalten sein. Hier kam es nur darauf an, vorläufig zu constatiren, wie auch die Willensmetaphysik nicht die Kraft dem Raume, sondern den Raum der Kraft unterordnet in demselben Maasse, nach welchem jedes Agirende mehr ist als seine blosse Action. Und als wir so nachdrücklich eintraten für das Existenzrecht des Begriffs der Kraft zu sein (*vis essendi eademque potestas exi-*

stendi), hatten wir ja eben dies vor, die Kraft nicht trennen lassen zu wollen von dem Kräftigen. Und einzig in dem Vertrauen auf die objective Unmöglichkeit solchen Auseinanderreissens wurzelt ja auch die Zuversicht, vom Hörenden wirklich vernommen zu werden: denn wahrhaft verstanden („percipirt") ist ja nur die Rede, welche aus dem Innern des Sprechenden als eine Kraft hinüberströmt in das Innere des Hörenden. Auch da müssen Wirkendes und Gewirktes, das Wort und seine Auffassung, zusammenfallen, was schon Sokrates wusste, als er es ein Erinnern nannte, dass der Andere bei unseren Worten auf dieselben Gedanken kommt, welche wir in uns tragen, nämlich als intuitive Kräfte des erkennenwollenden Willens.

Die Abstraction verderbt eben Alles. Sie hat uns dem Raume gegenüber in die Einseitigkeit des Vorurtheils der Gradlinigkeit versetzt — sie analysirt die Dimensionen stets nur nach Länge, Breite und Tiefe, und vernachlässigt darüber alle diagonalen Zwischenrichtungen — grade wie auch die mathematische Construction der Körper aus bewegten Flächen sich auf eine ganz geringe Anzahl regelmässiger Körper beschränkt, nicht einmal für alle Krystallformen ausreicht, geschweige für die unendlich bunte Mannigfaltigkeit organischer Selbstbildung von unauszählbarer Regelmässigkeit und Symmetrie — sie vergegenwärtigt sich alle Kraftwirkungen am liebsten und zunächst ausschliesslich unter dem Bilde der gradaus, allemal den nächsten Weg ziehenden Gravitation — die mechanistische Auffassung meint ja das Princip des kleinsten Kraftmaasses selbst auf den Fortgang unserer Gedanken und Gefühle übertragen zu dürfen (vergl. du Prel, Psychologie der Lyrik), und doch könnte aus dem rein physikalischen Bereich die Blitzlinie zu einer viel richtigeren Anschauung verhelfen — und zwar nicht bloss als in Einer Ebene verbleibender Zickzack, sondern recht eigentlich „nach allen Dimensionen" das Universum, das All seiner Beziehungen, durchkreuzend. Denn wie der elektrische Funke gradlinig seine Bahn nur nimmt vom einen Leiter zum nächsten, so gilt das kleinste Kraftmaass mit nichten für die gesammte Willensstrecke (im Gegentheil: die meisten Willensziele sind nur auf weiten Umwegen zu erreichen), sondern je nur für die Abstände von einem Motiv zum nächsten — und das Ansich des Raumes haben wir ja längst in dem Verhältniss der simultan vorhandenen (ob auch zum Theil erst successive zu actueller Wirksamkeit gelangenden) Motive je nach

ihrer individuellen Vielheit erkannt. Und hier liegt der Wurzelpunkt, auf den zurückgehend wir uns versöhnen können mit der heutigen physiologischen Auffassung, welcher zufolge es ursprünglich qualitative Empfindungsunterschiede sind, was für das Bewusstsein in seiner fortschreitenden Entwickelung Werth und Bedeutung eines Localzeichens erhält.

So gut wie es eine ebenso sinnlose wie willkürliche Einseitigkeit sein würde, wenn man die Gesammtheit der gegenwärtigen Zustände nur als Kind der vergangenen und nicht ebenso wohl als Mutter der zukünftigen ansehen wollte: grade so grund- und haltlos wäre es zu glauben, eine Kraft sei nur eben an dem Punkte wirksam, wo wir zufällig grade ihre Wirkungen wahrnehmen. Wie die in diesem Augenblick im Complex des Vorhandenen gegebenen Nothwendigkeiten mit ihren fest vorausbestimmten „Folgen“ hinausreichen in unabsehbare Ewigkeiten, so erstrecken sich die an diesem bestimmten Orte thätigen Kräfte hinaus in das All des Raumes. In diesem wie jenem Falle ist es der ewige, in sich unendliche und nur ausser sich an seines Gleichen seine Hemmungen und Schranken findende Wille, der sich die Realität der noch ungeborenen Zukunft ebenso sicher garantirt, wie Alles, was in das Grab der Vergangenheit hinabsank, sein Werk war und an ihm einst sein subsistentes Sein gehabt hat. Was wir „Vorzeichen“ nennen, sind ja nur im Gegenwärtigen bereits vorhandene Spuren des Weges, auf welchem das Zukünftige seinen Weg nehmen wird, weil muss — dessen Nothwendigkeit, wie alle andere auch, wurzelt in dem Verhältniss der Essentia zu — der genauer: ihrer — Existentia. Objectiveres aber kann es nicht geben; denn es ist das Wesen der Objectivität selber, und dies Hinübergreifen seines Wirkens in die Weiten der Unendlichkeit giebt allem Nothwendigen erst recht die Majestät der „göttergleichen“ Ἀνάγκη. Ob diese Weiten innerhalb des Reichs unserer „möglichen Erfahrung“ liegen, hängt schliesslich von ihrer Beschaffenheit und der unseres Intellects ab: das einfach Mechanische ist uns auf Jahrtausende rück- wie vorwärts errechenbar (Sternbedeckungen u. dgl. astronomische Facta), das im Kreuz und Quer des Motivdurcheinanders lebendiger Wesen seinen Ausschlag Findende nennen wir einstweilen noch das specifisch Unberechenbare. Dass es aber überhaupt anticipirende Erfahrbarkeit giebt, ist seinerseits doch wieder nur dadurch denkbar, dass das Ding an sich vermöge seiner umwandelbaren

Essentia auch den Bedingungen Wort hält, welche einmal unserer Erkenntnissfähigkeit vorgeschrieben sind.

Was uns derlei Einsichten erschwert, ist wieder nur die Abstraction, welche das Zeitliche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerfällt, als in drei discrete, beziehungslos neben einander bestehende Abschnitte, d. h. auseinander geschnittene Stücke, und welche verkennt, wie diese durch das unzerreissbare Band der Urmacht des continuirlichen Willens nicht bloss objectiv, sondern metaphysisch wie in Eins zusammengeschweisst sind und deshalb nur eine ideale Theilung zulassen. Ebenso sind das räumlich Nächste und Fernste mittels ununterbrochenen Zusammenhangs mit einander in reale Beziehung gesetzt oder verkettet und zwar kraft aller Dimensionen — denn der reale Raum ist Länge, Breite und Tiefe, alles zumal in untrennbarer Einheit, mit sich identisch an allen Weltenden, deren Zustände vermöge der allgegenwärtigen Willen miteinander verknüpft sind, und so einer Nothwendigkeit unterstellt, mit welcher es denn doch etwas mehr auf sich hat als mit der ganz inhaltlosen, zufolge welcher die gegenwärtige Secunde die nächstvoraufgehende abgelöst hat oder das *N* im Alphabet auf das *M* folgt.

Aber all diesen Verhältnissen kann eben das logisch vernünftige Denken nicht beikommen, sondern einzig und allein die intuitive Erkenntnissweise, welche, den Schlüssel dazu dem Einblick in die eigene Essentia entnehmend, das von der Abstraction Auseinandergerissene in seiner Wesensidentität durchschaut, d. h. schauend durchdringt und mit durchdringendem Blick wahrhaft in Eins zusammenfasst.

Deshalb wollten wir ja oben (Cap. 12) die Hypostasirung der Grenzbegriffe nicht leiden, weil die Grenze nicht ein positiver Begriff, sondern nur ein positiv lautender Ausdruck für den negativen Begriff des Aufhörens, des Nichtmehrseins — im Raum wie in der Zeit — ist. Die nihilistische Verbaldialektik mag freilich ihren Spaass treiben mit Abstractionen wie: das Leere sei ein Nichts, das doch Etwas wäre — es sei ja positiv activ in seiner Wirksamkeit des Begrenzens. Und wenn die Vorsichtigeren unter solch hegel'sch Raisonnirenden es nur als wechselseitige „Beschränkung“ — nicht Begrenzung — wollen gelten lassen, dass die vielen Willensindividuen aufeinander stossen und sich den Platz in der Welt gegenseitig streitig machen, und wenn jene sich berauschen an der Scheindialektik: jede „Grenze“ als solche habe

ihr Wesen daran, Einheit von Scheidung und Verbindung zu sein, so sind das in unsern Ohren eitel mathematische Definitionsflausen. Denn wodurch ein räumlich Existirendes — also ein beliebiger Körper — begrenzt wird, ist nicht der leere Raum als ein Wesen von positiver Kraft, die sich in activer Function bethätigt, sondern am mathematischen Körper die Gesammtheit der gedachten Flächen und Linien (Kanten), am physikalischen der von allen Seiten auf ihn ausgeübte Druck der ihn umgebenden Materie, resp. das Maass seiner eigenen Expansivkräfte, immer jedoch die Grenze eine Bestimmung am Vollen, nicht eine Thätigkeit des Leeren. Begrenztsein ist ein Zustand, der, wie jeder Zustand, als Wirkung eines andern Zustandes aufgefasst sein will. Nur die passive Sprachform und die verbale Form des Substantivs „Begrenzung" konnte dazu verleiten, vom Gebrauch eines transitiven Verbums auf die Anwesenheit einer activen Macht zu schliessen, statt sich zu besinnen, dass dem *omnis determinatio est negatio* mit gleicher Wahrheit ein *omnis negatio est determinatio* gegenüber gestellt werden kann; denn das positiv Reale erfährt eine Art von Fixirung, so oft ich ein weiteres Merkmal von ihm ausgeschlossen (im sogen. unendlichen Urtheil). Das gilt aber von den mehr quantitativen und formalistischen Bestimmungen der Räumlichkeit in ungleich höherem Maasse als von Prädicaten qualitativen Inhalts.

Die wechselseitige „Beschränkung" der metaphysischen Wesen ist dagegen ein rein dynamischer und keineswegs rein räumlicher Begriff — erfährt deshalb auch seine Modificationen nicht etwa aus der „reinen Anschauung", sondern aus den Kraftessenzen selber. — „Nachgiebigkeit" ist eine Willensqualität — so ist es die Elasticität gleichfalls; und die Verträglichkeit, die Toleranz sind Charaktereigenschaften, welche ihren Gegensatz haben an der Exclusivität des Egoismus, der jeden Raum erfüllen will, den er grade einnimmt, und mit der Starrheit der Undurchdringlichkeit nichts Anderes neben sich in demselben Raume duldet. Wille wie Materie verhalten sich eben je nach ihrer Essentia verschieden zum Nebeneinander — chemisch Verwandtes verschmilzt ineinander in demselben Raum, und nur die Dichtigkeit nimmt zu — so ist die Liebe das absolut Attractive, das Eins sein will mit dem Zweiten: darum ist die Liebe dem Egoisten genau ebenso ein widernatürliches Räthsel, wie es ihm eine Undenkbarkeit ist, dass im selbigen Scheffel zugleich

und zwar beide in Vollmaas, Aepfel und Kartoffeln liegen — *suo jure* — denn ohne eine gewisse Indifferenz gegen die Unterschiede des Nebeneinander ist solch Zusammen und Ineinander überhaupt nicht vorstellbar, und wer sich auf das abstracte: „*A* schliesst *non-A* nicht bloss logisch, sondern auch factisch aus“ steifen will, darf so wenig das Eine wie das Andere als Widerspruchsverwirklichung anerkennen. (An seinem Orte wird der ethische Theil der Realdialektik die Unzertrennlichkeit der Selbstbehauptung und Selbstlosigkeit im Einzelnen aufzuzeigen haben.)

Selbst die materialistische Auffassung mit ihren Theorien von „Summationsphänomenen“ — in der zuspitzenden Vereinheitlichung vieler Kräfte, wie sie ganz elementar schon in der einheitlichen Attractionswirkung (Gravitation) der Weltkörper vorliegt — kann ohne ein solches Ineinander der Kräfte, das eine gewisse räumliche Indifferenz voraussetzt, nicht vorstellbar gemacht werden.

Aber jeder derartigen Erklärung liegt ein falsches Einmischen des Zeitlichen zu Grunde. So wenig wir ein Recht haben, entweder die Ruhe oder die Bewegung als das absolut Erste anzusehen, so wenig dürfen wir dem Einfachen, Vereinzelten, Isolirten, Gesonderten unbesehens die Priorität beilegen. Beide Zustände sind vielmehr da wie dort für gleich ewig anzusehen — sie verhalten sich eben als die beiden gleich ewigen Seiten der ewigen Selbstentzweiung zu einander: als Wollen und Nichtwollen — das Sterben ist, metaphysisch angesehen, ebenso ein Gewolltes wie das Leben, obzwar ein Nichtwollen des Lebens. Wir könnten also ebenso gut sagen: im Auseinanderfallen gehen die Elemente einer Kraft des erfüllten Willens verlustig, wie man sich gewöhnt hat, die Sache so darzustellen, als ob in der chemischen Verbindung aus irgend einem Nichts her plötzlich ein *plus* von Kräften beispringe oder auch nur auftauche. Hier ist es eben der verwirklichte, dort der vereitelte oder zerstörte Zweck — Beides aber gleichermaassen Offenbarung des *ens metaphysicum* als eines realdialektisch gearteten.

Und obendrein weist schon das Etymon von Ziel (τέλος) wie Zweck darauf hin, dass die Zuspitzung in ein Punctuelles, die Convergenz in eine gemeinsame Spitze aus verschiedenen Richtungen her „be-ab-sichtigt“ werde, es darauf wie beim Schützen „abgesehen“ sei (denn auch „Zweck“ soll ursprünglich den

„Nagel“ im Centrum der Scheibe, von dem es im Sprüchwort heisst, „dass er auf den Kopf getroffen sei“, bezeichnet haben — als verbindender Stift — „Schuhzwecke“ — aber mag es mit „zwei“ zusammenhangen, jedenfalls mit „zwicken und zwacken“, also auch von der Seite her auf eine Anspannung — *intentio* — Intensität — hindeuten). Aber wir müssen uns dabei bewusst bleiben, dass wir es hierbei so wenig mit einem physischen wie mit einem rein mathematischen Punkte zu thun haben, sondern mit einem ganz ideellen, an dessen Unräumlichkeit sich veranschaulicht, wie widersinnig es ist, in solcher Spitze das Zusammen einer Vielheit von Linien betonen zu wollen — das sind eitel Bilder, die nicht einmal der sinnlichen Raumanschauung entnommen sind, sondern dem, was dieser als ihr Ansich entspricht, dem, was den Willen befähigt, in räumlichen Verhältnissen zu erscheinen. Insofern sind sie gar wohl geeignet, ihrerseits hinwiederum ein Licht zurückzustrahlen auf dies metaphysische Correlat des physischen Raumes selber — dem selbigen Schos entsprungen, können diese beiden Relationsweisen des Vielen einander wechselseitig erklären und begreifen helfen. Denn auf anderem Wege ist ja doch eine metaphysische Würdigung all dieser Dinge nicht möglich. Der Begriff der Coincidenz — nicht bloss des Verschiedenen und Entgegengesetzten, sondern sogar des Widersprechenden — ist einer der ursprünglichsten in aller Realdialektik. Darum erklärten wir ja schon früher, selbst dem Indifferenzpunkt des polarischen Umschlagens nur eine symbolische Bedeutung beilegen zu wollen — denn die Skala selber soll ja nur „uneigentlich“ verstanden werden: die Einheit des Sichwidersprechenden im Selbstentzweiten ist nichts weniger als ein punctuelles Sichberühren, sondern erstreckt sich durch die ganze Ausdehnung des Willens.

Für solche Auffassung zeugt ja unter Anderm auch die moderne Theorie der Physiker von Undulationen des Aethers und deren Fortpflanzung, indem diese eine absolute Continuität des schwingenden Mediums voraussetzt und sich mit irgendwelchen atomistischen Vorstellungen in keiner Weise mehr verträgt. An solchen Theorien aber interessirt den Realdialektiker zunächst weniger die Frage nach ihrer objectiven Wahrheit als die Thatsache ihrer subjectiven Unabweisbarkeit: die Resultate der physikalischen Beobachtung postuliren unausweichlich derartige widersprechende Annahmen, wenn auch zunächst nur als Hülfshypothesen. (So wird uns später gelegentlich die Zerlegung

der Gravitation in Attraction und Repulsion zunächst in gleichem Sinne beschäftigen.)

Ja, der Begriff, auf dessen Vertretung es hier ankommt: die Thesis von einer räumlichen Indifferenz der Kräfte, geht in seinem historischen Ursprung zurück auf Anregungen, welche die noch immer viel herangezogene Berliner Akademie-Abhandlung Fischer's „Ueber das unendlich Kleine“ vor einem Vierteljahrhundert schon gegeben. Dieser sinnige Lehrer Alex. v. Humboldt's möchte nämlich jedem einzelnen Atom — als „unendlich kleinem Element“ — seine eigene Polaritätsachse beilegen und zwar mit unendlich wechselnder Intensität (a. a. O. S. 19). Damit nämlich ist selbst noch in das scheinbar Indifferenteste die volle Differenz hineingetragen und so dem realdialektischen Princip seine denkbar weiteste Anwendung gesichert — ein so fruchtbarer Lehrekeim, dass die Realdialektik überaus undankbar sein müsste, wenn sie ihn ignoriren wollte.

Aber noch weiter hinauf reicht der Stammbaum dieses Gedankenkindes: zu Kant's Unterscheidung vom blossen Einnehmen und Erfüllen eines Raumes. Das nur Einnehmende lässt neben sich Platz für Anderes, weicht, wo es sein muss, zurück oder theilt sich mit Anderem in denselben Raum, übt sein Occupationsrecht nicht mit der Exclusivität der starren Selbstbehauptung — bedarf also auch keiner Poren, um die Elasticität und Zusammendrückbarkeit vorstellbar zu machen, sondern sieht in diesen und ähnlichen Unterschieden solche des Willens selber, betrachtet somit die physischen Eigenschaften *eo ipso* schon als charakterische.

Für diese Auffassung ist auch das verschiedene Volumen der chemischen Atome nur als ein secundäres Verhalten des Willens zum Raum anzusehen, ein mehr nur idealer und abstract präsumirter, als ein concreter Zustand der Materie. Und wie wir oben in der *vis essendi* das Ansich der Undurchdringlichkeit erkannten, so erkennen wir diesem expansiv-repulsiven Princip gegenüber nunmehr in der attractiven Kraft das Band der Vielheit und ihrer Beziehungen, also recht eigentlich die *potentia existendi*.

Das Ineinander der *vis essendi* und *potentia existendi* war ja eben schon insofern ein von Hause aus realdialektisches — wurde deshalb von uns als ein realdialektisches Urphänomen charakterisirt — als sofort in der nächsten Selbstoffenbarungsweise bereits dasselbe Ineinander auftritt, als das von Attraction

und Repulsion. Und wenn es Metaphysiker gegeben, welche den Raum überhaupt erst mittels der Repulsion „entstehen“ lassen wollten, so war das nur ein anderer Ausdruck für die Thatsache, dass alle diese entgegengesetzten, resp. widersprechenden Kraftmanifestationen auch zum Raume in einem negativen, antagonistischen oder indifferenten Verhältniss stehen, weil die *potentia existendi* nicht bereits — wie die *vis essendi* — am schlechthin isolirten, sondern erst an dem in Relationen zu den andern versetzten Willen sich actualisirt. Diese beiden metaphysischen Urbegriffe repräsentiren ja zugleich den Urwiderspruch, dass der Wille ebenso sehr ein absolut Beharrliches, sich selbst gleiches Wesen, wie ein, unter die Macht der Motivation gestellt, unablässig Werdendes und Sichwandelndes, Wechselndes ist: zugleich das Ewige und das schlechthin Zeitliche, das räumlich Unendliche und doch jeweils nur punctuell Thätige oder „Wirksame“ — kurz, der Inbegriff aller Welträthsel, weil aller Weltwidersprüche. Deshalb hält ja auch die Willensmetaphysik selbst in den Ausläufern, welche sich von Reminiscenzen an Plato am vollständigsten emancipirt haben, in gewissem Sinne an den „Ideen“ als Potenzen fest, indem sie darunter die unmittelbare Selbstbethätigung des Willens versteht, welche überall da eingreift, wo aus vorhandener Vielheit deren Ver-einheit-lichung specifisch neue Mächte in die Erscheinung ruft. Nur so eröffnet sich eine Möglichkeit, auch den Thatsachen der Isomerie und des Polymorphismus eine Verständlichkeit abzugewinnen, welche mehr befriedigt als der klägliche Nothbehelf der Atomisten, all solche secundäre Differenzen auf Unterschiede der räumlichen Aneinanderlagerung oder der zeitlichen Aufeinanderfolge in der Gruppirung der Atome herzuleiten und daraus dann zugleich eine reale Macht des Räumlichen und Zeitlichen darthun zu wollen. Jede derartige Erklärungsweise ist deshalb so brutal, weil sie den Willen zum Posterius seiner eigenen Producte macht, während die Metaphysik in ihm das ewige, und insofern zeitlose, Prius erkennt. Seitdem man den Begriff des Polymorphen auch in die Biologie (Geschlechtertrennung, Generationswechsel u. dergl.) hineingetragen, hätte man sich erst recht nicht der Einsicht entziehen sollen, dass damit erst recht auf eine Identificirung des Ansich des Chemischen mit dem Ansich des Organischen abgezielt war — und wenn wir sagen: der identische Stoff ist in Steinkohle und Diamant von zwei verschiedenen „Ideen“ gepackt, so wäre es

ein simples *praeposterum*, falls man nun auch hier die blossen „Bedingungen" der begleitenden Umstände mit den eigentlich creativen Causalfactoren verwechseln und demzufolge fragen wollte: was hat den Diamanten gemacht? statt: welche Motive bestimmten den Willen, hier die Idee des Diamanten vorzuschicken, d. h. aus seinem identischen „Inhalte" diese und nicht die Steinkohlenseite herauszukehren? Anders erklärt es sich z. B. auch nicht, wie Krystallisationen durch eingesetzte Keimformen in ihrem ferneren Fortgange können prädeterminirt werden — grade so polymorphische Gebilde, wie unter sonst völlig gleichen Bedingungen der Temperatur und ganzen Umgebung der Schwefel (nach Sklarek's Naturforscher 1874 Nr. 44) — ein unverkennbares Seitenstück zum Pfropfreis und Inoculiren bei Pflanzen, wo auch eine „Idee" die andere überwältigt, d. h. dem Willensinhalte selber andere Richtungen der Selbstverwirklichung aufdrängt oder als Schmarotzer die fremden Lebensbedingungen einfach in den Dienst der eigenen nimmt.

17. Die Polarität in ihrer allgemeinen Gesetzmässigkeit als Verhältniss des Physischen zum Logischen.

Was will der Magnet nach Norden gekehrt?
Sich selbst zu finden, es ist ihm verwehrt.

Wie wir schon öfter Gelegenheit hatten, gegen pseudorealdialektische Auffassungen und Begriffe uns zu verwahren, so müssen wir auch die Betrachtung des Polarischen mit der Abwehr eines Missverständnisses eröffnen, indem wir nochmals daran erinnern, dass unsere Lehre nicht auf einen absoluten Nihilismus hinausläuft, weil wir eben nicht Anhänger der absoluten Bewegungstheorie sind, in deren Consequenz es allerdings liegt, dass die ganze Körperwelt vollständig überall da evanesciren müsste, wo zwei Kräfte sich dergestalt die Wage halten, dass sie sich wechselseitig binden. Aber wir wissen, dass keine Essentia sich erschöpft in der Fülle ihrer Existenzen, vielmehr in allen Widersprüchen des realdialektisch selbstentzweiten Willenswesens sich ein Unaufhebbares erhält, das eben nicht verschlungen wird im Auf und Nieder dieses Antagonismus zwischen Ja und Nein; trotz aller Balanceschwankungen zwischen den widersprechenden Richtungen, als welche die Gesammtheit der Phänomene sich darstellt, wahrt nach unserer Anerkennung des Identitätssatzes der Individualwille sein in sich mit sich identisches

Wesen. Und wie wir der superfeinen Kantischen Phoronomie, nach welcher sich über jedem relativen Raume noch ein anderer, gleichfalls relativer, soll denken lassen, die einfache Erwägung entgegenhalten, dass von zwei Bewegungen entgegengesetzter oder auch nur verschiedener Richtungen, jedesmal eine (mag es auch zweifelhaft bleiben, welche von beiden) eine absolute sein müsse, also auch für den absoluten Raum nicht zur absoluten Ruhe werde: so ist uns auch das „Verschwinden" der Thätigkeit im Moment der sogenannten polarischen Ausgleichung nur ein Schein — in Wahrheit besteht der Widerspruch fort, obschon sich in momentaner Coincidenz scheinbar eine Versöhnung vollzogen hat.

Was sich aneinander wirklich verzehrt, ist ja unter Umständen grade nur das Gleichnamige. So bietet uns die sogenannte todte Natur ein Seitenstück zur aufgenöthigten Askese, wo die polarische Kraft sich sozusagen selber annihiliren muss, wenn man polarisch gespannte gleichnamige Elektricitäten, die als solche, sich selbst überlassen in unbeschränkter Freiheit, einander abstossen würden, zwangsweise einander nahe bringt und fortdauernd an einander festhält, wozu Nobili's „astatische" Doppelnadel das magnetische Seitenstück liefert. Dagegen ist es nur ein besonderer Fall von Wechselwirkung (welche wir später beim Chemismus näher in's Auge fassen werden), wenn (Sklarek, Naturforscher 1875 Nr. 34) die Polarisation im geschlossenen Kreise dadurch verschwindet, dass sie selber durch ihren Strom die entgegengesetzte Polarität erzeugt, so dass die abgeschiedenen Elektrolyten wiederum durch Electrolyse verzehrt werden. (Es kann das erklären helfen, warum so Wenige etwas merken von den in ihrem Innern vor sich gehenden realdialektischen Processen; nur energischem Wollen opponirt mit vernehmlicher Energie der Einspruch der Vernunft.) Wenn aber der Diamagnetismus an beiden Polen abgestossen wird, so symbolisirt er auf's Alleranschaulichste jene einstweilige Neutralität der von beiden Alternativen zunächst nur sich abkehrenden Unentschiedenheit, die als solche die allerunmittelbarste Offenbarung der Einheit des sich in sich selber widersprechenden Willens ist. Denn dass es die gleichnamigen Pole sind, zwischen denen die Repulsion am entschiedensten waltet, schiebt vorneweg jedem Versuch einen Riegel vor, die Selbstentzweiung als discrete Zweiheit von Kräften darzustellen; vielmehr führen alle Antinomien der Materie auf den Gipfel der Realdialektik zurück, von wo aus sich das Weltbild als reinen

und dennoch nicht sich selbst aufhebenden Widerspruch präsentirt. Grade nur daraus, dass es Ein Wesen ist, welches sich in sich bis zum Aeussersten entzweit, wird es überhaupt erst begreiflich, dass sich die differenten Pole im Moment ihrer höchsten Spannung — wie platzend — zur Indifferenz ausgleichen, (wie die Elektricität in der Funkenentladung, die Sexualpolarität im Augenblick correspondirender Explosivrelaxation.)

Die Realdialektik kann ein gut Theil überkünstelter Hypothesen als völlig entbehrlichen und werthlosen Ballast über Bord werfen, die zu gar nichts gut sind, als den Blick für die unverfälschte Thatsächlichkeit zu trüben, weil sie allein auf dem Boden des Denkens dasselbe Umschlagen entgegengesetzter Factoren in einander ehrlich und widerstandslos durchmacht, welches sich auch in der objectiven Wirklichkeit vollzieht. Sie weiss, dass das für den Moment der Neutralisation eintretende Verschwinden der differenzirten Kräfte nur ein phänomenologisches ist, und dass das in aller Indifferenz waltende Geheimniss latenter Kräfte den Charakter eines Wunders erst von dem Augenblicke an verliert, wo es der realdialektischen Auffassung unterstellt wird, welche es sich nicht entgehen lässt, dass der Wille auch dann nicht aufhört, ein selbstentzweiter zu sein, wenn sein Antagonismus aus der Actualität in die Potentialität phänomenologischer Ruhe sich zurückgezogen hat — ein Process, wie er eben nur auf dem Gebiete des bewussten Willens in voller Durchsichtigkeit sich vollzieht und nicht etwa ausschliesslich erst inmitten tragischer Conflicte, sondern bei jeder auf dem Wege einer Abwägung verlaufenden Entscheidung.

Weil der Realdialektik ein entzweites, aber in seiner Selbstentzweitheit seine Einheit bewahrendes Etwas, nicht eine aus verschwundener oder „aufgehobener“ Einheit entstandene Zwei zu Grunde liegt, deshalb verliert sie auch nicht den essentialen Neutralpunkt des Widersprechenden an die rein abstracte, wesenlose Mitte eines leeren Nullpunkts — und so ist, was phänomenaliter als ein jedesmaliges Sichwiedererzeugen der polarischen Spannung sich anlässt, in Wahrheit — metaphysisch — eben nur die nie ruhende Fortdauer des Ineinander von Ja und Nein in ein und demselben Willen. So allein verträgt sich auch das polarische Umschlagen mit der essentialen Identität, und in der Alternation zwischen Anziehung und Abstossung, Spannung und Lösung (Platzen des Gespannten) geht nichts Anderes vor als dieser ewige Widerspruch. Wie sich Elektricität und Galvanis-

mus nur durch die Formen der eruptiven Ausgleichung und der stetigen Fortwirkung unterscheiden, so jeder Entschluss zu einer Einzelhandlung vom explosionslos verlaufenden Arbeiten — so der tragische Conflictssturm von der Gelassenheit des kampflos die Gegenstrebungen in sich niederhaltenden Gemüths — oder wie der hervorbrechende Affect von der still weiter wühlenden Leidenschaft.

Wie aber überhaupt das Stetige als das Friedlichere und erst das Gewaltsamere als das Interessante erscheint, so reicht auch bei den meisten Physikern ihr bischen philosophisches *θαυμάζειν* nicht weit genug hinauf, um schon da anzuheben, wo für sie das logische Gesetz noch gar nicht in Geltung getreten, weil es noch keine Consequenzen zu ziehen giebt, sondern erst die Voraussetzung solcher, nämlich eine gegebene Thatsache, hier die des polarischen Dirimirtseins des Wesenskerns. Dies nehmen sie einfach so hin, weil es eben so ist, ohne sich zu fragen, ob es denn auch wohl damit logisch so ganz seine Richtigkeit habe. Solchem logischen Gewissen ist genug gethan. wenn nur irgendeine „Gesetzlichkeit“ herausgefunden; ob diese mit ihren Functionsänderungen einen directen Widerspruch in sich schliesst, kümmert es weiter nicht, wenn sie nur je mit ihren entgegengesetzten Bethätigungsweisen innerhalb eines mathematisch bestimmbaren Verlaufsschemas bleibt, und dazu genügt es ja, von einem gelegentlichen „Wechsel der Vorzeichen“ zu sprechen und an diesem selber wieder die Gesetzlichkeit zu betonen, so ist alles abgethan und wohlverwahrt — auch die eigene Gedankentugend auf's allerbeste salvirt.

Deshalb gebärden sich Leute dieses Schlages der Selbstentzweitheit des Willens gegenüber auch wie Knaben, denen ihr magnetisches Spielzeug zerbrochen; sie wissen nicht, dass auch die Stücke noch die ganze Polarität in sich schliessen, verkennen oder vergessen, wie die innere Unendlichkeit (was schon Schelling betont hat) am deutlichsten in dem Allereinfachsten der Thatsache zu Tage tritt, dass bei der Theilung grade das Pol werden kann, was soeben noch Indifferenzpunct war — und als sich eine ältere Naturphilosophie darin gefiel, grade auch an der Geschlechtertrennung den polarischen Charakter herauszukehren, hätten ihm die sogenannten „widernatürlichen“ Erscheinungen des *amor lesbicus*, der Päderastie und aller Art von Masturbation sammt Traumpollutionen zeigen können, dass auch hier die getrennten Hälften in sich selber einer polarischen

Spannung fähig bleiben, grade wie in der Voltaischen Säule schon je ein Plattenpaar genügt, Zuckungen herbeizuführen. So muss denn wohl der polarische Gegensatz mit seinen Achsen schon die kleinsten Elemente eben so durchwalten, wie die tellurischen oder gar kosmischen Ganzheiten (Universa).

Je reichlicher schon auf dem Felde der einfachen Polarität die Ernte für die Realdialektik ausfällt, desto weniger braucht diese darauf erpicht zu sein, auch da noch Mannschaften für sich pressen zu lassen, wo eine directe Verwerthung kaum auch nur für polemische Zwecke möglich scheint. Deshalb sind ihr auch die Querstellungen der verschiedenen Gattungen von Polaritäten zu einander nur von secundärem Interesse, und sie lässt sich durch die rechtwinkelige Stellung zwischen den Anziehungslinien des Magnetismus und der Elektricität etwa nur erinnern an die allerdings ganz frappante Analogie zu jenem Verhältniss im socialen Leben der Menschen, nach welchem mit einer gewissen Regelmässigkeit Verschwägerte eine ähnliche Querposition zu einander einzunehmen pflegen. Oder wenn sich auf physikalischem Gebiete die Controverse abspielt, ob, wo — am Magnetismus — sich die tangentiale oder rechtwinkelige Querstellung der äquatorialen Opposition gegen die axiale zugesellt, damit nur die Resultirende zweier magnetischer Thätigkeiten, also ein gradueller Unterschied, vorliege (indem die Abstossung nur scheinbar wäre, falls die schwächere magnetische Substanz lediglich durch das sie umgebende stärkere Medium zur Querlage gezwungen würde) oder etwas, was man Realdialektik in zweiter Potenz nennen dürfte: so erkennt sie darin allerdings den Pendant zu dem Widerstreit zweier Metaphysiker (E. v. Hartmann und dem Vertreter der Realdialektik) über die Frage nach der Wirkungsweise contradictorisch entgegengesetzter Motive und wird geneigt sein, insofern für die letztere Auffassung Partei zu ergreifen, als diese eine Stütze an der Natur des Wismuthes zu finden scheint, dessen magnetische Achse — entsprechend seinem paradoxen Verhalten zur Wärme — ja von Osten nach Westen gerichtet ist.*)

Die Rationalisten aber zerlegen sich als Physiker das Ineinander entgegengesetzter Vorgänge, wie der gleichzeitigen Ab-

*) Was Alfons Bilharz in den mehrerwähnten Schriften über das „rectanguläre" Verhältniss der verschiedenen Kraftarten vorbringt, vermögen wir uns vollends nicht anzueignen, soweit damit mehr als ein symbolischer Ausdruck gegeben sein will.

kühlung durch physikalische Lösung eines Aggregatszustandes und Wärmeerzeugung mittels chemischer Verbindung, grad ebenso in ein Nacheinander alternirender Succession, wie sie als Psychologen die Einheit der gemischten Gefühle — dieselben analysirend — aufheben möchten. Wo aber die Natur selber solche Alternationen uns sichtbar in den Producten vor Augen stellt, wie wenn bei rechtwinkeliger Stellung (vergl. Grove a. a. O. S. 85—90) die oxydirenden positiven und die reducirenden negativen Platten dergestalt gleichzeitig in derselben Entladung wirken und doch zugleich in den entstehenden Ringen das Bild eines zeit-räumlichen Abwechselns herstellen: so mag das zum Anlass werden, den Kräften in ähnlichem Sinne ein indifferentes Verhalten zum Zeitlichen beizulegen, wie wir es denselben oben unter gewissen Verhältnissen dem Räumlichen gegenüber zu vindiciren versuchten.

Wie wenig aber mit solchen Limitationen dem Räumlichen überhaupt seine Existentialmacht abgesprochen werden soll, dafür mögen grade hier Thatsachen eintreten, welche das Polarische selber als ein räumlich sich Differenzirendes zu erkennen geben. Insbesondere ist dies der Fall auf jenen Grenzgebieten zwischen Physik und Chemie, welche den engen Zusammenhang zwischen Gesetzen der Krystallisation und gewissen optischen Erscheinungen von entsprechender Constanz offenbaren nach den Unterschieden der Rechts- oder Linksdrehung in der Polarisation des Lichts. — Poggendorff's Annalen lieferten (z. B. B. 142 S. 1—45) reiches Material über die Beziehungen zwischen hemiedrischen Krystallformen und positiv, resp. negativ thermoelektrischem Verhalten gewisser Krystalle, die sich entgegengesetzt verhalten, je nach ihrer krystallographischen — rechts- oder linksläufigen — Beschaffenheit. Grove aber erwähnt — a. a. O. S. 129 — eine objective Doppelheit, zufolge deren die sich ergänzenden Krystalle der Salze der Polarweinsäure in ihrer einen Hälfte die Polarisation nach links, in der andern nach rechts ablenken, gemischt aber sie unverändert lassen. — Wie aber die Umkehr im rein räumlichen Sinne — der blosse Richtungsgegensatz als solcher — unter das fällt, was die Realdialektik als „Widerspruch“ fasst, leuchtet alsbald ein, wenn man sich nur klar macht, wie dabei ein scharf prononcirtes Ja in ein vollauf ebenso entschiedenes Nein umschlägt. Insofern beansprucht denn immerhin auch der Paramagnetismus unser besonderes Interesse, als es bei ihm aussieht, wie wenn dem selbstentzweiten **Willen** das

Diametrale der Polarität noch nicht genüge und er sich deshalb auch noch in die Quere dirimiren müsse.

Grade aber für die in engerm Sinne physikalische Polarität können wir es uns nicht versagen, auf die Untersuchungen über das Verhalten der Elektricität, unter besonderen Bedingungen, welche der verstorbene Poggendorff in den letzten Jahren seines Lebens zu seiner Specialität gemacht hatte, schon hier hinzuweisen und damit zugleich auf den Inhalt des nächsten Capitels, soweit es sein muss, auch anticipirend vorzubereiten. In seinen „Annalen“ B. 133, S. 163 schliesst er, dass bei verstärkter Intensität eines elektrischen Stromes die Leitungsfähigkeit eines Körpers für denselben abnehme, statt zuzunehmen (und dieser daher einen andern Weg einschlage) — was ja die Physiologen für die Nervenreize in ganz analoger Weise beobachtet haben. B. 145 S. 4 ff. kommt er auf dies Problem, welches er als „anomale oder widersinnige Erregung“ im Gegensatz zur „normalen oder gleichsinnigen“ bezeichnet, zurück und will der Logik aufhelfen mit der Vermuthung, es könnten, wenn so Umkehrung erfolge, wo man Verstärkung erwarten sollte, dem Beobachter gewisse zu rasch verlaufende Zwischenvorgänge entgangen sein — eine „Theorie von supponirten Acten“, welche durch weitere Experimente controlirt werden sollte — ob das seitdem geschehen und mit welchem Erfolge, weiss ich aber nicht zu sagen. Im „Naturforscher“ 1873 Nr. 28 S. 267 ff. wird das „elektrodynamische Paradoxon“ besprochen und dabei der Versuch gemacht, dasselbe auf reciproke Umwandlung von Elektricität und mechanischer Arbeit zurückzuführen. Und gehört es nicht eben dahin, wenn elektrische Entladungen, je nachdem sie mit oder ohne Funken durch die nämlichen Gasmischungen gehen, Expansion oder Condensation zur Folge haben? — nicht anders, wie wenn nach Thomson — ebenda Nr. 34 — bei Verdünnung der Schwefelsäure zwei Processe in entgegengesetzter Richtung thätig sind: die Verbindung der Säure mit dem Wasser erzeugt Wärme, die Trennung der Säuremolecüle absorbirt Wärme — und je nach Ueberwiegen des einen oder andern Processes ist der Gesammtwärmeeffect verschieden. Damit vergleiche man (1874 Nr. 28 S. 262) die Annahme Edlund's von einer elektromotorischen Gegenwirkung durch die Zerstäubung der Electroden oder halte damit die noch einfachere Wahrnehmung Zöllner's zusammen (1876 Nr. 41): „Bei der gleitenden Reibung zweier

Körper entwickeln sich an den Berührungsflächen elektromotorische Kräfte von solcher Beschaffenheit, dass dieselben unter geeigneten Bedingungen einen elektrischen Strom erzeugen, welcher bestrebt ist, die beiden Körper in entgegengesetzter Richtung ihrer relativen Bewegung zu verschieben."

Den Physikern scheint in diesem Stücke eine verwunderliche Naivetät zu eignen: eine irgendwie dualistische Hypothese ist ihnen allen eine Annahme von unentrinnbarer Unentbehrlichkeit; insofern sollte man glauben, sie würden sammt und sonders höchst bereit sein, zur Anerkennung eines realdialektischen Princips sich zu verstehen. Allein sie sind, wie es scheint, eben schon allzusehr daran gewöhnt, mit negativen Grössen und polaren Kräften oder Factoren zu operiren, und so pflegen sie erst dann zu stutzen, wenn innerhalb der zahllosen Selbstumkehrungen eine neue eintritt, welche als solche scheinbar zur einfachen — nicht dialektischen — Logik zurückkehrt. Das Realdialektische der Elementarrelationen ist ihnen bald so geläufig geworden, dass es sie nur befremden würde, wenn es anders wäre. Weil aber alles so hübsch glatt von Statten geht in den Gleisen der Logik, wenn nur erst einmal die *hypothesis* concedirt worden, so meinen sie, könne man ihnen mit antilogischen Einreden nie etwas anhaben. Allzubald pflegt vergessen zu werden, dass die Gültigkeit logisch mathematischer Beweisketten erst anhebt, nachdem man sich zuvor auf die Basis irgendeiner Voraussetzung gestellt hat, und dass alle ihre Demonstrationen insofern von einem stillschweigenden „Wenn" begleitet sind. Es ist ja auch an den sogenannten Naturgesetzen das eigentlich Logische nicht ihr Inhalt, sondern ihre Fassung und ihre Consequenzen — uns besteht ja die „Gesetzlichkeit" lediglich in der „regelmässigen" Wiederkehr des selbigen Widerspruchs unter gleichen Bedingungen, und diese der Realdialektik immanente Logik sicherte sie ja davor, dass sie sich auf das schlüpfrige Gebiet des begrifflich unfassbaren Wunders mit seiner Willkür zu begeben brauche. Deshalb wendet sie sich ja auch nicht gegen die (logische) Correctheit der aus jenen Voraussetzungen als deren einfache (am Faden der Identität verlaufende) Consequenz sich ergebenden Conclusionen, sondern lässt diese formale Richtigkeit durchweg unbestritten, geht aber dem in allem M a t e r i a l e n jener supponirten Präsumtion aufzeigbaren Selbstwidersprüche nach und charakterisirt insbesondere auch alle echte Polarität als einen solchen.

Deshalb bietet auch die Betrachtung der Polarität, wie kein anderes realdialektisches Thema, nochmals Gelegenheit, das logisch rectograde Verfahren innerhalb der antilogischen Weltbetrachtungsweise zu exemplificiren. Denn hier lässt sich am deutlichsten veranschaulichen, wie es die richtig gehandhabte Induction selber ist, welche uns den Zwang anthut, auf ein sich in seiner Selbstverwirklichung schnurstracks selber Zuwiderlaufendes zurückzugreifen und erst auf dieser selbstentzweiten Grundlage den Bau eines in sich trotz alledem geschlossenen Systems zu errichten. Und alle andern Versuche, sich mittels einer Reform der wissenschaftlichen Methodenlehre abzufinden mit diesen Urwidersprüchen, bleiben schüchterne Anläufe, solange sie sich nicht getrauen, sich der Tyrannei des *usus logicus*, zu Deutsch: des vulgären Denkschlendrians, zu entwinden. Wer sich nur gegen angeblich falsche Applicationen des logischen Princips und nicht gegen dessen Allgemeingültigkeit selber und überhaupt kehrt, der spottet zwar seiner Fesseln, weiss sie aber doch nicht wirklich abzustreifen. Wer sich dagegen zu der Unterscheidung bekennt, welche von Grauvogl in seinem „Lehrbuch der Homöopathie" (I, 111) macht: „das wäre höchstens ein logischer, aber nicht ein naturgesetzlicher Beweis, denn der logische Beweis besteht in nichts Anderem als in der Aufzählung der Merkmale des zu Beweisenden" (was wir in unserm einleitenden Theil die Wahrung des identischen Gedankens genannt haben), der hat sich bereits aufgeschwungen und losgemacht aus dem Gravitationsbereich der souveränen Logik und sich emancipirt von der Gewalt blosser Analogieschlüsse, dieser Fussangeln, in welchen die Empiriker arglose Gedankengänger am liebsten einfangen. Denn damit ist bereits der Grundsatz einer bessern als vulgär rationalistischen Empirie zur Anerkennung gelangt: die Logik darf die Wirklichkeit nicht meistern wollen, und wo Beider Aussagen in Collision gerathen, ist dieser, nicht jener der grössere Glauben zu schenken — selbstverständlich mit dem Vorbehalte, dass wir es mit einer wahrhaften, wohlgeprüften und nicht irgendwie hallucinatorisch oder illusionär entstellten oder einer „unvollständig beobachteten" Wirklichkeit zu thun haben.

Schon Aristoteles hat sich mit den logischen Nothwendigkeiten eines vermeintlichen „Muss" in einen ganzen Speerwald von „Aporien" verrannt. Aber was sagt denn zuletzt die logische Nothwendigkeit anders, als: ich — oder lieber gleich verallgemeinert: die

menschliche Vernunft — kann das nicht anders denken? Allein wer giebt dieser menschlichen Vernunft das Recht, nun weiter zu decretiren: also muss es so sein? Statt dessen wäre die Vernunft anzuhalten, dass sie die widerspruchsvolle Natur der Realität sich anzueignen versuche oder wenigstens als solche anerkenne — *agnoscat* — wenn ihr das *cognoscere*, das in gleichlaufenden Linien nachgehende Begreifen und Verstehen, vermöge ihres eigenen Wesens auch für immer eine Unmöglichkeit bleiben sollte. Auf diese Unmöglichkeit pocht ja die höhere wie niedere Skepsis, die als „Insurrection des Denkens" die gegen die Autorität des objectiv Realen sich auflehnende Vernunft ist, welche darin ihre Selbstherrlichkeit zur Geltung bringen will. Nicht die Vernunft in ihrer Reinheit ist das dialektisch sich Bewegende, sondern die von der widersprechenden Wirklichkeit in's Gedränge gebrachte und zur Umkehr genöthigte Vernunft, welche deshalb bei der Antithese Ausflucht sucht, aber von dieser ebenso zurückgeworfen wird, wie das *perpetuum mobile* eines zwischen zwei einander gegenübergestellten Spiegeln hin- und herfahrenden Lichtstrahls.

Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang im inductiven Verfahren des Näheren, so ergeben sich auch dabei Thatsachen, welche das Logische einem bloss subjectiv phänomenologischen Ursprung zuweisen. Denn so viel adoptiren ja auch wir von der Wahrheit des: „Die Welt ist unsere Vorstellung", dass zunächst jede angeblich objective „Constanz" als sich gleichbleibender Begriff nur eine constante Relation zu unserm Subject ist, und so verhält es sich ja zuletzt mit jedem Begriff eines Allgemeinen: es ist, auch wenn es rein objectiv scheint, nur eine rein subjective Gleichheit des Verhaltens zu uns in einer Reihe von Erscheinungen, und ein in anderm Sinne Allgemeines giebt es nicht (das hat zum Ueberfluss der Darwinismus ja auch für die pflanzlichen und thierischen „Species" nachgewiesen). Vollends aber ist wieder das blosse Wort schuld daran, dass bei „Gesetz" immer sofort auch an ein „Sollen" gedacht wird, obgleich es im Grunde nicht einmal ein „Müssen" in der Natur giebt — solches bringt allemal und überallhin nur erst das Denken hinein, wo im reinen Ansich absoluter Objectivität nur ein unabänderliches Sein vorhanden ist, an welchem die identische Vielheit der Erscheinungen als „Gesetz" ausgesprochen wird.

Der einfache Inhalt eines aus einer Anzahl von Einzelwahrnehmungen abstrahirten Satzes ist schon insofern ein bloss Gegebenes, als er auf lauter individuellen Gegebenheiten (die in ihrer Vereinzelung, ehe sie auf eine generelle Formel gebracht sind, blosse Be-gebenheiten heissen) basirt. In ausnahmsloser Wiederkehr erwächst der Einzelvorgang allgemach zur Bedeutung einer Standard-Thatsache, welche als solche zum normgebenden Ausgangspunkt für fernere Forschungen, Untersuchungen und Experimente genommen wird. Aber dieser Verhärtungs- und Verholzungsprocess des Inductionsmaterials vollzieht sich nicht aus oder vermöge einer specifisch logischen Natur des darin Wahrgenommenen selber, sondern lediglich als Residuum aus einer Reihe gleichartiger psychischer Vorgänge. Specifisch logischer Beurtheilung bleibt nur das Verhältniss der einen Beobachtung zur andern unterstellt, sammt den Folgerungen, mittels deren ein Merkmal aus dem andern sich herleiten („deduciren") lässt, sofern beide entweder (analytisch) nur verschiedene Betrachtungsseiten eines im Grunde identischen Objects ausdrücken oder (synthetisch) einander — sei es polarisch, sei es genetisch — wechselseitig fordern.

Ist aber so die logische Gesetzmässigkeit des Physischen als subjectiv fixirte und auf möglichst einfache Formeln gebrachte Constanz der Relationen nichts als ein Abstractionsproduct aus den Wahrnehmungen einer Erscheinungswelt, welche nur die Summe von Existenzverhältnissen ist, deren metaphysisches Substrat sich den Decreten einer nur subjectiv garantirten Denklehre um so gewisser und kraftvoller opponirt, je tiefer die Forschung in das eigentliche und wahre Subsistens vordringt: so kann auch eine wahrhaft philosophische Relation zwischen zwei in's Bewusstsein eingegangenen Thatsachen — nach äusserlicher Facticität, wie nach innerlich erkannter Gedankenverbindung — erst dann vorhanden sein, wenn sich ein Wesenszusammenhang erschlossen hat; und insofern solcher am anschaulichsten im Causalnexus sich offenbart, heisst auf dessen Erkenntniss hinarbeiten, zugleich der metaphysischen Erfassung der Dinge selber zustreben.

Aber nur einer Willensmetaphysik konnte sich die Wahrheit aufthun, wie das Widersprechende in der Welt von mehr als bloss phänomenaler Natur sei und in dem essentiellen Kerne selber urstände. Denn nur der Wille zeigt die polare Negativität seines innersten Seins in unverhüllter Un-

mittelbarkeit, und wenn — wie der Ursatz lautet, in welchem wir uns als die echten Nachfolger Schopenhauer's bekennen — die von innen gesehene Kraft Wille und der von aussen gesehene Wille Kraft heisst: so konnte sich auch nur von dem Selbstbewusstsein der Selbstentzweiung aus der Zugang zum Verständniss des Selbstentzweitseins als des räthsellösenden Urmerkmals auch der objectiven Welt eröffnen.

Nicht die auf sich selbst gestellte „Vernunft“ wird in ihrer Isolirung zum Mutterschos der Antinomien; dazu bedarf es erst der Befruchtung durch ein ihr polarisch gegenüberstehendes Princip — und ebenso wenig sind diese stets ein blosser Wortschein, wenngleich manche Pseudowidersprüche zurückzuführen sind auf unsere Unfähigkeit, ohne eine ganz aus der Sinnlichkeit erwachsene und ausschliesslich in hörbaren, tastbaren oder sichtbaren Worten sich verwirklichende Sprache zu denken — vielmehr der Ausdruck für den Conflict zwischen zwei mit einander unverträglichen Legislaturen. Der Mensch aber findet sich unter solche Doppellegislatur gestellt in seiner Doppelnatur als denkender Wille (vorstellend wollendes Ich), und nicht erst die Reflexionsphilosophie hat diesen Zwiespalt aufgedeckt: das einfache Gefühl von denkbar grösster Naivetät findet in sich selber die Collision zweier einander widerstreitender Gesetzgebungen vor, deren jede in ihrem Bereich gleiche Souveränetät beansprucht und deshalb sich weigert, zu der andern in ein Vasallenverhältniss zu treten. Das instinctive, noch nicht von skeptischer Kritik zerfressene sittliche Gefühl ist der dialektischen Zwickmühlerei ebenso unzugänglich, verhält sich dazu ebenso nur ablehnend, wie umgekehrt ein logisches Gesetz gegenüber den Wünschen und Einreden des Herzens. Jedes bildet eben „eine Welt für sich“, mit seinen eigenen, unter sich übereinstimmenden Gesetzen. Aber wo man versucht, die Legislatur des einen Territoriums auf das andere zu übertragen und mit dessen immanent autonomischen Normen zu vermengen: da ergiebt sich recht eigentlich ein Gegeneinander zweier Forderungen und insofern buchstäblich eine „Anti-nomie“, welche sich als um so unversöhnlicher erweisen wird, je heterogener die Ursprungssphären und je entgegengesetzter die Tendenzen auf beiden Gebieten sind. Abstraction und Intuition aber stehen sich in mehr als einer Hinsicht antagonistisch entgegen: jene will generalisiren, diese individualisiren, jene das material Concrete gegen das formal Ab-

gezogene herabsetzen, diese dasselbe als das allein Geltunghabende behaupten, jene will das Logische dem Metaphysischen überordnen, diese eine über die logischen Schranken hinausgerückte Metaphysik zu Stande bringen. So sieht sich die in's Dasein ringende Philosophie Denen, welche für sie zur Elternschaft berufen sind, als in einem permanenten Verfassungsconflict wider einander agirenden Gewalten gegenüber gestellt — und wen soll sie da als einen neutralen Schiedsrichter anrufen? Bisher hat die unkritische Empirie sich mehr auf die Seite der Anschauung gestellt, aber nicht ohne dabei den bei jeder Einseitigkeit unvermeidlichen Schaden zu erleiden — und umgekehrt schwören die Ritter der „Speculation" lieber zu der Fahne ihrer Dame Vernunft, welche sich ja nur allzugern selber des Richteramtes vermass, obgleich sie selber als Partei — Angeklagte und Anklägerin — vor den Schranken erschienen. Erst die Realdialektik durfte glauben, Beiden gerecht werden und auf ein richtig bemessenes *Suum cuique* erkennen zu können, indem sie Jeder von Beiden die ihr eigenthümliche Rolle für die Welterkenntniss zuwies und darnach regulirend Rechte wie Pflichten repartirte. Sie erst konnte die sonst endlos fortgesponnenen Competenz-Conflicte zu einem Abschluss führen und damit einer schon in's Comödienhafte verlaufenden Chicanenkette ein Ende machen, indem sie sich zurückzog auf jene „höhere Einheit", welche vom ganzen Zerwürfniss noch so wenig eine Ahnung hat, wie das arglose Kind, wenn es die absolute Einigkeit zwischen seinen beiden höchsten Autoritäten, Mutter und Vater, einfach präsumirt, oder wie die Volkspoesie, wo sie, unbekümmert um den Streit ästhetischer Schulen, ihre untadeligen Werke schafft. So hat in seinem Urzustande der menschliche Intellect ohne Zweifel die Fähigkeit besessen, sich in scrupelfreier Auffassung den Eindrücken intuitiver Erkenntnissweise zu überlassen. Damals „nahm man sie hin, wie sie sich giebt, die Welt",

> Dieweil die *ratio logica*
> Noch nicht erfunden war —

dem Thiere gleich an Untrüglichkeit des Instincts und göttergleich an Tiefe der Einsicht.

Die methodisch sein wollende Wissenschaft hat auf allen Gebieten unser bestes Wissen corrumpirt, sie hat der Mittheilbarkeit das bessere Theil des Inhalts geopfert, den *verbis* die *cogitata verbis meliora*, und man weiss nicht, ob man sich mehr

betrüben soll über das sittliche Opfer wahrer Selbständigkeit, welches an diesen Altären einer götzenhaften Wahnwissenschaft hingeschlachtet wird, oder mehr zu staunen hat über die Zähigkeit der Seile, mit welchen die psychologische Gewohnheit etlicher Generationen den natürlichen Menschengeist geknebelt hält.

Dass man — und zwar grade am unverkennbarsten angesichts des polarischen Seins — mit der hausbackenen Logik nicht ausreicht, sondern gelegentlich deren Sätze auf den Kopf stellen muss, um den begrifflichen Ausdruck für eine wahrgenommene Thatsache in adäquater Weise zu formuliren: das ist ein Geständniss, dem selbst der „exacteste“ Forscher bei seinen vor sogenannten Fehlerquellen cautèlengesichertsten Beobachtungen sich nicht ganz entziehen kann, ob sein widerstrebendes Staunen (er nennt's sein „wissenschaftliches Gewissen“) gleich noch so sehr sich sträuben mag, den entdeckten Widerspruch ebenso nackt hinzustellen und darzulegen, wie er ihn gefunden hat. Was aber so der Empiriker widerwillig registrirt, das subsumirt der Realdialektiker unter die Geltung eines allgemeinen Weltgesetzes und erhebt so zu Princip und Regel, was jener nur als Ausnahme nothgedrungen meint stehen lassen zu müssen — ist es doch als ὀξύμωρον eine bittersüsse Pille für alle nach dem abstract gradlinigen Schema der *ratio vulgaris* zugeschnittenen *capita quadrata*.

Aber weil es uns ehrlich um Verständigung mit den Physikern zu thun ist und nicht von Ungefähr grade dies Capitel von der Polarität uns auf die principielle Erörterung zurückgeführt hat, so mag uns an dieser Stelle noch ein resumirender Excurs gestattet sein, um über die Angelpunkte der Differenz keinen weiteren Zweifel bestehen zu lassen. Die Realdialektik bekennt sich vollauf zu dem Satze, den Dove so pointirte: „Regellosigkeit ist kein Naturgesetz“ — aber sie fordert von den Naturforschern das Eingeständniss, dass der innerste Kern des Stoffes, mit dem sich deren Finger, Augen und Gedanken tagtäglich beschäftigen, ein von Grund aus sich widersprechendes Ding ist. Solcher Einräumung suchen sie durch eine Ausflucht sich zu entziehen, welche sich näherem Zusehen als eine schlimme *petitio principii* zu erkennen giebt; sie sagen nämlich: es ist nur Schein, wenn es irgendwo aussieht, als ob die Sache nicht richtig logisch zuginge, und „wo das Wissen hinscheint, verschwindet dieser Schein.“ Das ist freilich ebenso leicht bewiesen als gesagt; wenn man nämlich nur das für ein

wahres Wissen anerkennen will, wovor alle Widersprüche als blosser Schein verschwinden — ein „Circusreiten“, wie es keine „hohe Schule“ vollendeter produciren kann. Darnach lassen sich solche Leute denn auch gar nicht beim Wort nehmen, wo sie etwa gelegentlich von „beharrlichen Widersinnigkeiten“ in gewissen Erscheinungen reden; — denn das soll ja dann auch alles nur Schein sein, der uns einstweilen blendet, *donec demonstretur contrarium.*

Damit, dass man uns sagt: die Anomalie selber werde durch ihre Constanz wieder zu einem Gesetzmässigen, schlägt man ja am allerwenigsten die Realdialektik; denn diese selber setzt ja ihre eigene, dem Identitätssatze vollauf gehorchende, Consequenz und logische Correctheit eben darein, dass das Sichwidersprechende dieser seiner Widerspruchsnatur überall getreu bleibt; sie verkennt ja die Constanz so wenig hüben wie drüben — aber diese Constanzen selber sind es eben, was einander widerspricht. Diejenigen aber, welche sich dabei beruhigen, dass — wie eben namentlich in den Polaritätstheorien — das Antilogische selber wieder zum Gesetze werde, bereiten sich damit keine günstigere Position, als jene Theologen, welche das Wunder selber logisch, weil begrifflich, eingereiht zu haben glauben, wenn sie es in einer eigenen Wunder-„Theorie“ als das specifisch Ueber- oder Widergesetzliche charakterisiren, das als solches seinen eigenen „Gesetzen“ folge. Vor einer derartigen Reconstitution des Logischen im Antilogischen hat die Realdialektik wenigstens den Vorzug voraus, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Denn unter die Eigenschaften eines Gottes, der nach solcher Doppellegislatur verführe, wäre direct auch die des realdialektischen Willenswiderspruches aufzunehmen, grad wie in die Natur der in ihren Bethätigungen umschlagenden Kraftwesen das Merkmal der Negativität, d. h. die Eigenschaft, sich zum eigenen Willensinhalt wie Nein zu Ja zu verhalten.

Wie die frommen Rationalisten, welche ebenso wenig sich herausnehmen mögen, an einen Betrug oder an Sinnentäuschung bei den Wundern zu glauben, als an der göttlichen Einheitlichkeit einen Zweifel aufkommen zu lassen, an der Hoffnung festhalten, es werde noch dereinst das Wunder als etwas erkannt werden, das gleichfalls festen Naturgesetzen folge, nur anderen als den uns augenblicklich schon geläufigen: so vertrösten auch die logisch Gesinnten unter den Physikern auf eine Zukunft, wo Alles in schönster logischer Harmonie stehen werde — aber

wie Jene sich innerlich vom Begriff und Wesen des Wunders, ohne es Wort haben zu wollen, bereits völlig losgesagt haben, so mögen Diese zusehen, dass sie nicht über die capriciösen Velleïtäten absoluter Denkrichtigkeit den einzig sichern Boden der unbefangenen Beobachtung unter ihren Füssen verlieren. Anstatt so auf Glatteis tänzeln zu müssen, geht die Realdialektik festen Schrittes ihre Strasse fürbass; denn wessen Argumentation mit der Anerkennung der Realcontradictionen das Widersprechende bereits im Rücken hat, findet es nicht mehr auf seinem Wege, ist also der Gefahr des Stolperns bereits überhoben und bewegt sich in voller Sicherheit an der Hand seines nächsten Objects logisch rechtläufig vorwärts, da ja nunmehr, nach der in unserm einleitenden Theile genauer dargelegten und hier nur wieder exemplificirten Weise, die syllogistische Kette innerhalb der einzelnen Erscheinungskette dieser parallel verläuft. Stösst er aber dann, wie beim polarischen Umschlagen, auf neue Thatsachenreihen, welche ihm eine rückläufige Folgenserie aufnöthigen, so macht er als wohlgeschulter Realdialektiker eben ganz „ohne Murren“ Kehrt, sicher, dass er bis an deren Ende, solange er innerhalb ihrer verbleibt, sich wieder logisch rechtläufig zu bewegen hat.

Weil aber doch die Ganzheit des Seins erst im Zusammen beider Reihen und deren wechselseitigem Verhältniss zu einander erfasst wird, so statuirt die Realdialektik auf Grund dessen auch für die physikalische Welt ein widersprechendes, in seiner Essentia antilogisch geartetes Ansich. Und grade, dass das Erscheinende als Erscheinendes in seiner Vereinzelung für sich sich nicht widerspricht, weist darauf zurück, dass der Widerspruch in dem Allerrealsten, dem essentialen Subsistens, selber seinen Sitz habe. Einheitlich und in sich ungebrochen erscheint nur die einseitig betrachtete Existenz des rein Phänomenalen, und jede gründlichere Einsicht in das Grundwesentliche dringt nur um so tiefer in die Spalten und Risse der Zerklüftung ein.

Demgemäss tritt denn auch, je höher eine Wissenschaft steht, je edler und entwickelter ihr Object ist, desto schärfer an ihr das Widersprechende hervor. Schon innerhalb dessen, was die Alten als „Physik“ zusammenfassten, liefern Physiologie und Biologie ungleich zahlreichere Belege als wie Physik im engern Sinn und Chemie, werden aber ihrerseits weit übertroffen von der Charakterologie, Ethik und Aesthetik, diesen ergiebigsten und unmittelbar zugänglichsten Fundstätten für realdialektisches Beweismaterial.

Deshalb aber zählt die Realdialektik auch ihre verstocktesten Gegner unter den bornirtesten Kärrnern der Einzelwissenschaften: je mehr die zunehmende Arbeitstheilung den Blick der handwerksmässigen Beobachtungsmacher auf isolirte Gebiete festbannte, je enger die Forschungssphäre für den einzelnen Amanuensis einer Specialwissenschaft sich zusammenzog, je mehr so der Einzelne zur Stellung eines nur „zupflegenden“ Handlangers hinabsank, je verblendeter sich die Fachforschung von jedem Seitenfelde abschloss, je bornirter sich ein Jeder nur auf seine „Specialität“ capricirte: desto weniger allerdings gerieth er in Versuchung, den Blick höher zu richten nach den eigentlichen Quellpunkten alles wahren Wissens und so irre zu werden an der prüfungslos sich fortpflanzenden Annahme: es werde wohl mit seinem besondern Gegenstande an sich ebenso seine logische Richtigkeit haben, wie präsumtiverweise mit allen andern auch.

So springt denn Jeder rein calculatorisch mit den Factoren, welche ihm grade zwischen die Finger gerathen sind, so ahnungslos um, als ob nicht „auf einem andern Blatt“, das ein Anderer grade bearbeitet, die negativen Grössen zu allen denen verzeichnet ständen, welche er ganz getrost und unbeirrt als die allein existenten positiven behandelt — und spürt so freilich nichts davon, wie wahr das Wort ist, das Einer der Seinigen so ganz gelassen ausgesprochen hat: „Die Logik der Natur ist nicht die unsrige“. In dem Sinne desselben müssen aber auch die tausend Seufzer gemeint sein, welche der Brust jedes ehrlichen Naturforschers entsteigen, so oft er sich wieder vor einen Selbstwiderspruch gestellt findet und nun die Sisyphusarbeit all seiner Vorgänger von vorne beginnt, den hoffnungslosen Versuch, das Realwidersprechende hinter scheinbar widerspruchsfreie Formeln zu verstecken, wobei jeder Spätere nur grade das zu vermeiden pflegt, was der Nächstfrühere in leicht nachweisbarer Selbsttäuschung, die einfachste Contradictionsform noch ein bischen behutsamer umgehend, vorgebracht hat: Jeder merkte am Andern, wo dessen Verhüllungen dem Durchschautwerden ein Loch liessen — aber Keiner war im Stande, das in sich Unmögliche möglich zu machen und für ein sich widersprechendes Ansich einen adäquaten und doch widerspruchsfreien Ausdruck zu schaffen; denn widersprechendem Sein kann nur ein Denkwiderspruch correspondiren („entsprechen“).

Grade im Streben nach einheitlicher Logik fallen die Physiker Verlegenheiten anheim, welche dem Realdialektiker erlassen bleiben. Weil jene sich nicht entschliessen mögen, den Widerspruch gleich im innersten Kern anzuerkennen, müssen sie sich hernach im Einzelnen mit ihm herumschlagen, wo dann die Realdialektik des Vortheils geniesst, in ungebrochener Consequenz fortschreiten zu können. Grade weil die mathematisirenden Physiker die unausbleiblichen Reste ignoriren möchten, sehen sie sich genöthigt, Hypothesen, die sich von Hause aus durch nichts als ihre Einfachheit empfahlen, immer mehr zu compliciren. Das Durcheinander der hypothetisch supponirten Bewegungen stellt man sich immer krauser und bunter vor, weil man wähnt, man könne so der Nöthigung entgehen, ein polarisch selbstentzweites Individuelles und damit „Stoffliches" anzuerkennen. Man unterscheidet das einemal eine blosse Ortsveränderung des Schwerpunkts von einer Rotation um diesen und einem Oscilliren der einzelnen Atome innerhalb des Moleculs, um ein andermal die Mehrfachheit der Wirkung daraus herzuleiten, dass neben der Wärmeerzeugung die nämliche Molecular-Bewegung auch noch ein Vibriren mit sich bringe — ja man glaubt sogar, dass ohne objective Wärmeerzeugung durch blosse Erschütterung gradeso eine hallucinatorische Wärmeempfindung entstehen könne, wie durch rein mechanischen Druck auf den Sehnerv hallucinatorische Lichtempfindungen (Naturforscher 1878 Nr. 51). Man berechnet den Ausdehnungseffect neben dem Wärmeproduct — denn man beobachtet ja, dass Gase abkühlen unter der Ausdehnung*) und leitet das eben daher ab, dass sie damit Arbeit verrichten — obwohl man ursprünglich doch beides als schlechthin identisch setzte. Aber freilich gerieth man ja mit der „mechanischen Wärmetheorie" schon sofort in die Brüche, als man sich bequemte, die Erscheinungen der „strahlenden Wärme" als *sui generis* anzusehen, indem man damit in den Bereich der durch und durch antilogischen Aetherhypothese retirirte — und doch will man nicht einräumen, dass man damit in die Wärme dasselbe dialektische Gegenspiel hineingetragen

*) Wie es bei Grove (a. a. O. S. 62) heisst: „indem sich die Luft — eben infolge der Erwärmung — ausdehnt, wird sie kälter, d. h. sie verliert die Kraft, benachbarte Körper ausdehnen zu machen" und (S. 63): „jeder Körper erwärmt sich durch Druck, d. h. dehnt die benachbarten Substanzen aus", oder noch einfacher (S. 65): „soviel die Luft sich selber ausdehnt, kann sie es nicht andere Körper".

hat wie in die Materie, indem dann auch die Leitungswärme sich zur strahlenden Wärme nicht anders verhalten kann, wie die Körperatome sich zu den Aetheratomen verhalten sollen.

18. Das homöopathische Princip.

Die Realdialektik bleibt sich vollständig der aller Philosophie im Streit praktischer Schulen allein geziemenden Neutralität bewusst, wenn sie Kürze halber und im Interesse der Allgemein-Verständlichkeit einen Terminus wählt und einzubürgern wünscht, welcher seine Heimat hat auf einem Territorium, dessen scientifischer Selbstherrlichkeit die völkerrechtliche Anerkennung seitens der Grossmächte im wissenschaftlichen Gesammtverbande zur Stunde allerdings noch versagt zu werden pflegt. Aber mag man über bestimmte Curmethoden denken wie man will: jedenfalls wird man sich nicht gegen eine stattliche Schaar naturwissenschaftlicher Thatsachen verschliessen können, welche zunächst als eine Erweiterung des in polarischen Erscheinungen zu Tage tretenden Umschlags sich charakterisiren.

Unleugbar nun findet überall eine Umkehrung direct logischen Verhaltens statt, wo dem Mehr der Ursache nicht ein Mehr der Wirkung entspricht. Die alte Einsicht des Hesiod, dass die Hälfte gar oft für mehr zu taxiren sei denn das Ganze, wird durch ihr Alter nicht geschützt gegen die Behauptung, dass sie an und für sich einen antilogischen Gedanken ausspreche. Denn wo man sonst in mathematischem Zusammenhange von „umgekehrten Proportionen“ (wie z. B. auch in der sogenannten umgekehrten Regel de Tri) spricht, da tritt das Weniger auf der andern Seite eben deshalb ein, weil das Mehr der Wirkung eine anderweitige Verminderung, also z. B. in der Zeitgrösse, mit sich bringt. Dagegen beruht das *Simile simili* auf der Voraussetzung, dass unter Umständen nicht bloss ein Mehr der Ursache zu einem Weniger der Wirkung und ein Weniger der Ursache zu einem Mehr der Wirkung führe, sondern diese an sich rein quantitative Differenz qualitativ gradezu als ein causales Gegenstück sich erweise, dergestalt, dass das Weniger desselbigen causalen Factors die Wirkung des Mehr direct aufhebe und umgekehrt.

So aufgefasst, steht jeder Physiker auf homöopathischem Boden, so oft er beobachtet, dass bei der Elektricität nach der Stromintensität die Vorzeichen wechseln, wie jeder Biolog, wenn

er von einem Temperatur-Optimum in dem Sinne redet, dass, was darunter und was darüber liege, in gleicher Weise nachtheilig auf eine Lebensentwickelung einwirke. Also jedes *μηδὲν ἄγαν* hat seine Wahrheit an diesem Gesetze, nach welchem das Zuviel und Zuwenig im Effect total zusammenfallen.

Schon Dove's bekannter — mit zunehmender Geschwindigkeit schwingender — Stab veranschaulicht das ja für die Perception aller Sinne, weil Licht und Ton jenseit einer gewissen Grenze der Schwingungszahl gleichermaassen aufhören, wahrnehmbar zu sein, so dass also das Gesetz des Optimum für die subjective Hälfte der Weltbetrachtung grad so gut gilt wie für die objective, weshalb ja auch die Wirkung der Welleninterferenz abwechselnd eine vernichtende und eine verdoppelnde sein kann; und im sogenannten Schallschatten können ja Nebelsignale auf der Strecke zwischen $^1/_4$ und 3 (englischen) Meilen ungehört bleiben, welche in der Distanz von 3 bis 4 Meilen wieder hörbar werden. Gegen den absoluten Unificationsversuch, der Alles in Bewegung aufgehen lassen will, protestirt aber unter Anderm auch schon diejenige „specifische Energie" verschiedener Sinnesorgane, nach welcher in der Farbenharmonie dem Auge benachbarte Nuancen eben so reizvoll wie dem Ohre, nach den Gesetzen der Tonharmonie, zuwider sind — ein weiteres Dementi für die überall auf Congruenzen erpichte Mathematik und Logik.

Die allopathischen Therapeuten denken, wo sie Alkohol, Opiate, Arsenik oder andere „Gifte" verschreiben, im Grunde über deren Wirkungsgegensätze genau ebenso wie ihre homöopathischen Collegen, nur dass sie weniger kühne Consequenzen aus der Verschiedenheit der Dosen ziehen, dafür dann aber auch desto weniger vorsichtig munter darauflos vergiften.

Das triviale Wort von der goldnen Mittelstrasse ist ja im Grunde nur die populärste Fassung für das, was uns hier beschäftigt. Wenn aber schon die Alten mit ihrem *Μηδὲν ἄγαν* genau wie wir mit dem heutigen: „Allzuviel ist ungesund" lieber vor dem *Nimis* als vor dem *Parum* haben warnen wollen, so beruht das darauf, dass überall das Uebermaass sichtlich gefährlicher ist als das Zuwenig: Geizhälse leben viel länger als Schlemmer, Asketen schmerzloser als Wollüstlinge — empirische Thatsachen, für welche die Realdialektik einstweilen auf andere Erklärung verzichtet, als welche darin von selbst gegeben ist, dass das quantitativ Unzulängliche doch immerhin ein

bestimmtes Maass der Befriedigung des Bedürfnisses gewährt, ohne durch ein objectives Plus, sei es lähmend, erdrückend (wie bei der Völlerei), sei es überreizend und somit verzehrend (wie bei der Libertinage), „nachtheilig“ zu wirken. Ueberdies aber ist's ja die unersättliche Gier des Wollens, welche in's Uebermässige hinaustreibt; die theilweise Entbehrung ist dagegen meist eine unfreiwillige Einschränkung, eine Situation, wo aus der „Noth“ des Nichthabens die „Tugend“ der Ruhe gewonnen wird — ethisch angesehen, die vielgepriesene Genügsamkeit des in seiner Begehrlichkeit nicht fortwährend excitirten, weil aus der Hand in den Mund lebenden „Mittelstandes“.

Doch auch hier, wo die Belege scheinbar in so reicher Fülle sich darbieten, wünscht die Realdialektik, sich ihre nüchterne Unbefangenheit zu bewahren und etwaige falsche Freunde, welche sie nur compromittiren könnten, (wie früher die abstracten Nihilisten) sich vom Leibe zu halten. Sie verkennt deshalb nicht, wie grade auf biologischem Gebiete der concurrirenden Momente leicht so viele sich andrängen, dass es bedenklich würde, jedes Optimum als solches direct und unbesehens als Zeuge für das realdialektische Princip heranzuziehen, weil da gar mancherlei Ein- und Ausreden der Weg offen bleibt — und ebenso wenig verschliesst sie sich der Wahrnehmung, dass grade hier die gründlichere Erkenntniss manchen Schein beseitigte, indem sie an gewissen Zwischenzuständen die Mittelglieder aufwies, welche ergaben, dass die wirklichen Vorgänge nicht, wie man angenommen hatte, identische, sondern völlig ungleichartige waren. Aber das berechtigte noch lange nicht, nun in voreiliger Erweiterung eines Inductions- oder Analogieschlusses auch bereits Alles für abgethan und „antiquirt“ zu erklären, was Derartiges bereits das Interesse der Alten auf sich gezogen hatte, wie z. B. dass die Sonnenwärme einige Stoffe erweiche, dafür aber andere verhärte — worauf man nach heutigem Stande des Wissens immerhin spöttisch antworten mochte mit einem Hinweis auf die Verwunderung jenes Bummlers in den Fliegenden Blättern, dem dasselbe Wasser, welches das Leder seiner Stiefeln zusammengezogen habe, nun doch durch dessen Löcher freien Einzug halte. Aber sind denn etwa die Hochweisen der academischen Physik auch bereits ebenso klipp und klar im Reinen mit der denkbar simpelsten Thatsache, dass das Wasser seine grösste Dichtigkeit bei 4° Celsius hat?

Ueberall wo fortgesetzte Addition sich plötzlich und punctuell in ein Subtractionsresultat verkehrt, das noch unter den Null-

punkt führt, wo also ein quantitatives Plus sich qualitativ in ein Minus umkehrt*) und einfache, durch nichts Ungleichartiges gestörte oder sonst irgendwie complicirte, vielmehr in völliger Identität mit sich verharrende Vorgänge an einem bestimmten Punkte ihres Verlaufs rückläufig werden und in die entgegengesetzte Richtung ablenken: da lässt sich doch kaum noch das Geständniss verweigern, dass ein Widerlogisches vorliege — und mehr als dies Negative nimmt ja auch die Realdialektik nicht in Anspruch, wenn sie, mehr charakterisirend als definirend, Anerkennung für den Satz verlangt, dass in einem und demselben Wesen und Begriff zugleich das contradictorische Gegentheil seiner selbst enthalten sein kann.

Dies für die, nach Kant die Materie „constituirenden", Kräfte der Attraction und Repulsion durchzuführen, wird einem eigenen Capitel vorbehalten; hier gilt es zunächst nur, eine kleine Auslese hierher gehörender Belege zusammenzustellen, und zwar solche, die nicht auf heutzutage im Schwange gehende Theorien sich berufen, sondern einfach von Fachmännern beobachtete und beschriebene Thatsachen beibringen. Da wird denn wohl der Sklarek'sche „Naturforscher" für einen einwandsfreien Zeugen gelten und Citiren nach Jahrgängen und Nummern für die Controlirbarkeit ausreichen.

Der reinen Mechanik gehört es an, dass (1877 Nr. 27) es Fälle giebt, in denen bei sehr langsamer Bewegung die

*) Zum Ueberfluss mag hier nochmals ausdrücklich das Missverständniss abgewiesen werden, wie wenn durch die behauptete Umkehr der Grössenverhältnisse die Constanz der Grösse überhaupt negirt wäre, eine Consequenz, welche allerdings ganz unmittelbar in den von uns öfters schon perhorrescirten Abstractions-Nihilismus ablenken würde: denn darnach würde es überhaupt gar nichts mehr geben, was unbedingt sich selbst gleich wäre — dann aber auch keine Realität, weil doch zu allem objectiven Sein die constante Identität mit sich gehört, mag diese auch selber an sich ihr identisches Wesen an realdialektischer Selbstentzweiung haben. Wo wir in unserm Sinne das Wort Herbart's acceptirten: „vom einmal gesetzten Sein darf nichts wieder zurückgenommen werden", da liessen wir doch die Frage offen, ob nicht das Sein selber vorneweg als ein sich selbst aufhebendes müsse gesetzt werden, damit es in seiner Wahrheit, seinem wahren Wesen adäquat, gesetzt werde — woran und womit wir denn doch etwas viel Concreteres haben als die unbegreifliche Nichtigkeit absoluter Abstraction oder ein bloss negativ zu bezeichnendes Alldunkel wie im hegel-schelling'schen Absoluten.

Reibung zunimmt, d. h. ein höherer „kinetischer Werth" sich ergiebt bei abnehmender Geschwindigkeit, aber auch hierfür ein Maximum sich beobachten lässt, jenseit dessen ein Umschlag erfolgt. Und noch „elementarer" lässt sich die Mittheilung (ebend. Nr. 33) an, dass die Capillarität des Bodens nur bis zu einer bestimmten Grenze um so langsamer wirke, je feiner die Bestandtheile des Bodens seien, von da ab aber die umgekehrte Proportion eintrete. Auch verdient es doch immerhin Erwähnung, dass Schwefel zu einem Teigzustande zurückkehrt, wenn die Temperatur bis zu einem bestimmten Grade über seinen Schmelzpunkt erhöht wird, sowie dass Jodsilber zwischen ÷ 10° und + 70° mit steigender Wärme sich stärker contrahirt.

Um dann zunächst bei Wärmeerscheinungen stehen zu bleiben, so wird 1877 Nr. 24 ausgeführt, wie die Festigkeit des Eisens unter zunehmender Temperatur m e h r m a l s wechselt, und nach Nr. 27 kehren bei 800° Wärme bewirkte chemische Zersetzungen bei 1200° zu Verbindungen zurück, um bei absteigender Temperatur sich abermals zu zersetzen. Aehnliches gilt vom Ozon, das bei 250° in Sauerstoff übergeht, während umgekehrt bei 1300—1400° dieser zu jenem wird (wenigstens treten solcher Umwandlung entsprechende Wirkungen ein). Nach 1879 Nr. 50 erleidet das Dulong'sche Gesetz über das Abkühlungsvermögen der Gase bei hohem Druck wesentliche Abweichungen im Sinne des homöopathischen Princips, indem jenseit 0,45 der Werth der Druckexponenten nach kurzem Ansteigen wieder sinkt. Nehmen wir also Act von der dort eingestandenen Resignation: „es scheint unmöglich, eine Erklärung zu geben von diesen Anomalien; man müsste den Einfluss der Beweglichkeit der Gase auf ihr Abkühlungsvermögen verstehen können und das Verhältniss kennen, welches zwischen der Beweglichkeit der Molekeln der Flüssigkeit und ihrer Spannung existirt." Am sich abkühlenden Draht nimmt man ein Aufglühen wahr (1877 Nr. 34), und neben den Erscheinungen der Zusammenziehung durch Wärme im Processe der Krystallisation treten (ebenda) dynamische Ausdehnungen durch Wärme auf, wie Entkrystallisation im Sinne einer Ausdehnung durch Abkühlung — da heisst es dann: Eins verdecke das Andere und für die sogenannten Rucke im Stahl sei als Ursache zu supponiren: die Entkrystallisation absorbire Wärme. In Nr. 23 des Jahrgangs 1875 findet sich ein Versuch, den Widerspruch zu lösen, dass gewisse chemische Verbindungen, je nach den

Temperaturunterschieden, Wärme entwickeln oder absorbiren, wie die specifische Wärme sich ändert nach denselben Bedingungen. Wärmearbeiten, die während eines bestimmten Temperatur-Intervalls angehäuft werden, kehren schliesslich das thermische Zeichen der Verbindung um.

Hierbei müssen wir denn doch aber nochmals zurückkommen auf eine an die wechselseitige Assecurranz gewisser vielbesprochener Schwindelunternehmungen erinnernde Ausrede der mit ihrer Logik in's Gedränge gebrachten Mathematico-Physiker, welche plötzlich bei dem drohenden Risico Rückversicherung nehmen bei der eigenen Filiale. Oder ist es was anders, wenn plötzlich die Logik, bei welcher doch sonst die Mathematik sich zu legitimiren pflegt, bei dieser Beglaubigung sucht und sich nicht schämt (durch den Mund des erbittertsten Anti-Realdialektikers) zu erklären: „da für den mathematischen Standpunkt nichts Befremdliches im Vertauschen der Vorzeichen liege, so auch nichts für den logischen"? Oder was heisst es anders, als die realdialektische Basis, auf welcher sich alles Logische abspielt, also das auch im Gegentheil seiner selbst mit sich identisch bleibende Antilogische mit einem terminologischen Mäntelchen, unter welchem der Widerspruch aus der Sache in die Formel verlegt werden soll (was gewöhnlich einfach mittels des verschmitzten Zusatzes geschieht: „aber im entgegengesetzten Sinne", wie wenn damit nicht dieselbe Realdialektik, welche beiseitgeschoben werden soll, *implicite* grade zur Anerkennung gelangte), umhängen, wenn der hochberühmte Clausius (Poggendorff's Annalen Band 145 S. 141 coll. 136) sagt: „Wärme verlässt den gesättigten Dampf, wenn seine Temperatur steigt, so dass seine specifische Wärme negativ ist"; und mit solchen Begriffsunterschieden wähnt man den Widerspruch, aus welchem eben die mehr als paradoxe Nöthigung zwischen „Temperatur" und „Wärme" gegensätzlich zu scheiden, selber erflossen ist, überwunden zu haben! Da klingt es denn doch ein gut Theil ehrlicher, wenn ein anderer Physiker bei Besprechung des Verhältnisses zwischen Atomgewicht und specifischer Wärme („Naturforscher" 1875 Nr. 44 S. 409) zu dem einfachen Satze kommt: „Man nimmt an, dass die Molecule einer Kraft folgen, welche sie gegeneinander treibt, und dass die Wirkung der Wärme im entgegengesetzten Sinne erfolgt". Und auch der Engländer Grove ist so aufrichtig, lieber auf „Erklärungen", d. h. Versöhnung

mit logischer Correctheit, zu verzichten, wo er Thatsachen verzeichnet wie die, dass vulkanisirter Kautschuck sich abkühlt, wenn er nach Auszerren zusammenfährt, und wenn er im ausgereckten Zustande erwärmt wird, sich zusammenzieht, oder die, dass statt Verdichtung, wie man sie erwarten sollte, bei Freiwerden von Gasen Ausdehnung erfolgt, (wie andererseits — nach Sklarek 1876 Nr. 32 — bei der Umwandlung des Sauerstoffs in Ozon, obgleich sie eine Condensation ist, Wärme absorbirt, nicht, wie man erwarten sollte, entwickelt wird).

Wo ihr so viele, in ihrer Simplicität vollends unantastbare, Facta zu Gebote stehen, kann die Realdialektik mit einem *sub judice lis est* leichte Resignation üben gegenüber der Regelation, so verlockend es scheinen mag, solch negatives Verhältniss zwischen latenter und entbundener Wärme als ein direct realdialektisches anzusprechen, sofern es ganz darnach aussieht, als ob dabei ein identischer Process einerseits Schmelzung und *eo ipso* andererseits Gefrieren bewirke.

Dagegen verzichtet sie nicht auf einen Hinweis auf 1875 Nr. 30, wo man (coll. VII, 412) nachlesen mag, wie Wärme im Vacuum abstossend wirkt, diese Abstossung auf einem neutralen Punkte zunehmenden Luftdrucks null wird und bei weiterer Steigerung in Anziehung übergeht. Und einstweilen sieht sie auch den Widerspruch (1878 Nr. 38), dass, wo Salze mit Wasser in Berührung kommen, Wärme bald erzeugt und bald absorbirt wird, durch die Annahme verschiedener „Spannungsgrade" so wenig für erledigt an, wie das sogenannte Peltier'sche Phänomen, nach welchem ein durch eine Löthmischung hindurchgehender Strom je nach seiner Richtung Abkühlung oder Erwärmung bewirkt — (ebenda 35 coll. 1880 Nr. 22 mit Hoorweg's plausibler Erklärung), ohne Weiteres für eine die Realdialektik nicht angehende Thatsache.

Ungleich überraschender aber wird es sein, dass dies Princip sich sogar im rein mechanischen Bereich der einfachen Druckverhältnisse verwirklicht. Es wird (1879 Nr. 29) von Experimenten mit Gusseisen berichtet, darnach wird bei Druckversuchen ein Maximalwerth der Volumenabnahme erreicht und dann findet bei fortgesetztem Druck eine Volumenzunahme statt (wogegen man bei Zugversuchen eine stetig wachsende Volumen-Vergrösserung beobachtet) — und vom Maximum geht es dann mehrmals wieder auf's ursprüngliche Volumen zurück, dann tritt nochmals Verkleinerung des Volumen

ein und so fort (dem laufen Temperaturveränderungen parallel. — Bei „Strecken“ tritt eine Annäherung der Molecule mit Fester- und Steiferwerden ein.)

Dem gegenüber erscheint es jedermann nur „natürlich“, wenn überall, wo wir eigentliche „Polarität“ walten sehen, auch das homöopathische Princip in die Erscheinung tritt. Gewissermaassen verwirklicht es sich ja schon in jeder einfachen „Entladung“, (wo endlich die Spannung, nach einem von den Physikern gebrauchten Bilde, die Dämme durchbricht und so das vorhandene Viel zu einem Wenig wird, das sich wenigstens relativ als eine negative Grösse darstellt) gleichfalls schon auf rein mechanischem Gebiet: der „Straffheit“ folgt eine um so grössere „Erschlaffung“ — dem subjectiven Gefühl giebt sich Derartiges ja selbst physiologisch-psychologisch kund in allen Zuständen, welche etwa zu dem *omne animal triste post coitum* in irgendeiner Analogie stehen — der höchsten Freude folgt recht eigentlich „naturgemäss“ ein Rückschlag, der selbst unter den Nullpunkt der Gleichgültigkeit in melancholische Stimmungen hinabführt.

Wie nichtssagend aber ist es, wenn die physiologischen Rationalisten jedes Umspringen von Gier in Ekel (das übrigens auch momentan zu erfolgen pflegt) mit der Zurückführung auf vorübergehende Nervenüberreizungszustände abgethan zu haben vermeinen. Aber auch das abstracteste Wollen — und dies zeigt, dass wir es hierbei mit direct metaphysischen Wesensgründen zu thun haben — wendet sich vom Uebermaass seiner Befriedigung ebenso „dégoutirt“ ab, wie das concret-sinnlichste: die Blasiertheit erstreckt sich eben gleichmässig auf sämmtliche Lebensgebiete: Lob und Ehrenerweisungen bekommt auch der eitelste und ambitiöseste Sinn endlich einmal ebenso „satt und über“, wie das genäschigste Kind sein Leibgericht. Schon die Wahrnehmung, dass etwas sich mühelos erreichen lasse, nimmt dem vorher vielleicht krampfhaft ersehnten „Gute“ mit jedem Reiz auch jeden Werth. Dass aber in all solcher Alternation des Zuwenig und Zuviel das erloschene Wollen sich aus sich selber wieder regenerirt, ist ja auch mehr als blosse Analogie zu ähnlichen Erscheinungen eines gewissen gegenseitigen Sichselbstaustauschens zwischen polarischen Vorgängen. Auch in diesen hat die Negation ihrer selbst so wenig Bestand wie die positiven Kraftmanifestationen; sie verlaufen also gleichfalls nach dem Schema

Und im Genuss verschmacht' ich nach Begierde.

Wie sich die Nüchternheit der Theorie mit den dabei mitspielenden Quantitativ-Paradoxien abzufinden versucht, mag die (Naturforscher 1873 Nr. 44 mitgetheilte) Pflüger'sche Hypothese zeigen. Diese nimmt an, dass in jedem Elemente der Nerven zwei Kräfte sich entgegenwirken, von denen die eine als angesammelte Spannkraft zu betrachten ist, die andere als hemmende Kraft, welche es verhindert, dass die Spannkraft von selber sich in lebendige Kraft umsetzt. Findet eine Reizung statt, so wird die hemmende Kraft durch den Reiz geschwächt, resp. aufgehoben, es wird dadurch eine gewisse Menge von Spannkraft frei, welche sich in lebendige Kraft umwandelt und als Erregung zum Vorschein kommt. Am positiven Pole eines die Nerven durchfliessenden Stromes werde die Molecularhemmung verstärkt, am negativen geschwächt; es sei dort eine stärkere auslösende Kraft erforderlich. Nach J. Bernstein modificirt sich dieser Antagonismus dahin, dass am positiven Pol die Menge der angehäuften Spannkraft vermehrt, am negativen bei erleichterter Auslösung verringert sei. Dem entsprechend sei zu unterscheiden zwischen Zuckungsgrösse und Erregbarkeit; jene sei von der Menge der vorhandenen Spannkraft abhängig, diese von dem Widerstande, den die Molecularhemmung biete. Das findet seine Ergänzung an du Bois-Reymond's Hypothese von den peripolaren Moleculen, deren Längs- (Aequator-) Durchschnitte positive, wie die beiden (polaren) Querdurchschnitte negative Spannung besitzen — dann ist die Erregung nichts als Entladung elektrischer Spannkraft, indem jeder Reiz die natürliche Lage erschüttert, gleichviel ob thermischer, chemischer, mechanischer oder elektrischer Reiz — der positive Reiz hält in dieser Lage fest und verstärkt so die Hemmung; darum sinkt die Erregbarkeit.

Die Beobachtung des Unterschiedes blasser und rother Muskeln, die nach Energie der Contractilität differiren, legt überdies (1874 Nr. 16) die Vermuthung nahe, dass wir in den einen Thätigkeitsmuskeln *par excellence*, — in den andern regulirende und äquilibrirende (langsam sich wieder in's Gleichgewicht setzende) Functionen vor uns haben.

Die Incongruenz zwischen Intensität des Eindruckes und der erregenden Ursache weist doch gleichfalls auf eine Causalitätslogik, welche in nicht ganz graden Proportionen verläuft, selbst wenn am natürlichen Logarithmus ein Exponent des Verhältnisses zwischen der Zunahme der Empfindung

und der des äussern Reizes sollte gefunden sein (dahin einschlagende Untersuchungen sind ja in reicher Fülle von Wundt zusammengetragen u. A. auch in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie"). Zwischen Irritabilität und Vitalität besteht aber nach den am Faulthier gemachten Beobachtungen ein gradezu umgekehrtes Verhältniss, sofern dem reinsten Phlegma seiner Indolenz die langandauernde Erregbarkeit durch Galvanisation in Herz und Extremitäten nach Trennung vom Körper und vollständiger Ausweidung gegenüber steht, ähnlich wie bei Reptilien, wo das Gehirn viel weniger das Centrum des Bewusstseins ist, als bei anderen Thieren, so dass z. B. Schildkröten monatelang nach dessen Entfernung fortleben können.

Bei jedem Effect, wo ein Motiv einen widerstrebenden Willen endlich überwindet, tritt nun aber ein Moment polarischen Rückschlags ein, der der Ent-scheidung. Jede Wirkung lässt sich ja auffassen als ein Product aus Einwirkung und Gegenwirkung. Die Ent-schliessung ist es erst, was dem Gegeneinander ein Ende macht und der Doppelheit der Strebungen momentan ent-rückt oder ent-hebt. Wo und solange das Widerstreben als ein bloss passives, als neutrale Mitte auftritt, charakterisirten wir es ja als *vis inertiae*. Alles „Plötzliche" hat ja vom „Platzen" seinen Namen, und wo ein Platzen erfolgt, da tritt eine Ausgleichung des bisher aufeinander in antagonistischer Spannung Bezogenen ein: jede Wahlverwandtschaft, chemische, wie erotische, tendirt auf Vereinigung, Verschmelzung zu einem neuen Dritten (wie Schelling es nannte: nach Identificirung zu einem mittleren Dritten), und wo immer ein Reagiren sichtbar wird, da ist es auf ein Sichinsgleichgewichtsetzen abgesehen, welches allemal durch einen kritischen „Punkt" hindurchpassiren muss. Darum verläuft wohl der einfache Verhärtungs- oder Erweichungsprocess durch einen stetig sich ändernden Mittelzustand von linearer Ausdehnung; aber alle spröden Körper brechen plötzlich, wozu es im Sinne der Realdialektik auf's beste stimmt, wenn Julius Hirschwald (nach Naturforscher 1874 Nr. 5) die Sprödigkeit amorpher Körper daraus herleitet, dass in deren Innerm Cohäsions-Spannungen bestehen blieben, und alle Krystallisation schiesst absolut momentan zusammen und wechselt den Aggregatszustand im Nu — und dass dabei Schmelz- und Erstarrungspunkt auf der thermometrischen Skala nicht coincidiren, ist nur ein Zeugniss mehr dafür, dass es um die *vis inertiae* doch

etwas Anderes ist, als eine schlechthin indifferente Zwischenzone. Und nicht anders wird es aufzufassen sein, dass an Stabmagneten die Pole, d. h. die Punkte der stärksten Anziehung, nicht an den äussersten Enden liegen (so wenig wie die magnetischen Pole der Erdkugel mit den Enden der Rotationsachse zusammenfallen); auch bleiben (1875 Nr. 28) Nord- und Südpol nicht gleich weit von den resp. Enden entfernt.

Alles Neue in der Welt, alles Werden eines bis dahin noch nicht Dagewesenen, geht zurück auf ein Hervorspringen (*resultat*) aus der Ver-ein-igung einer so lange getrennt gebliebenen Zweiheit — jede Erfindung oder Entdeckung ist ihrem Wesen nach nichts als eine früher noch nicht beachtete „Combination", und jede Com-bin-ation ist schon etymologisch die Aufhebung einer Zweiheit, also auch der Selbst-ent-zweit-heit.

Insofern widerspricht jeder Versuch, tragische Conflicte zu „lösen" und in „Versöhnung" überzuführen, dem innersten Wesen der Welt selber — dass es auf einer der beiden Seiten zum „Bruch" kommen m u s s, ist nur die intimste Offenbarung der ewigen Wahrheit, dass der Riss der universellen Selbstentzweitheit „mitten durch's Herz der Welt", d. h. jedes Einzelnen, geht — und wer daran flicken oder verkleistern will, wird regelmässig die Erfahrung machen, dass dabei aus Arg ärger wird und die Wunde nur immer weiter klafft. Auch wirkt ja nicht einmal die That allemal als Relaxation — wo ein Irrthum unterlief, grinst leicht der Widerspruch nur um so grässlicher uns an, welcher nun hintendrein zwischen dem Gethanen und dem e i g e n t l i c h Gewollten zu Tage tritt: man sieht sich einer „Thatsächlichkeit", einem *fait accompli* gegenüber, das von den Qualen der voraufgegangenen *Du-bitatio*, nur durch das steigernde Merkmal der Unwiderruflichkeit sich unterscheidet — die Wahl und ihr zerrendes Foltern hat dann zwar aufgehört, aber nur, um dem positiven Schmerz und Unheil Platz zu machen, wie da, wo der Blitz zerstörend eingeschlagen, für den Augenblick allerdings die Spannung zwischen den entgegengesetzten Elektricitäten zur Ruhe gebracht ist — aber nur, um latent doch fortzubestehen, weil ja dieser Widerstreit als Widerspruch des Willens selber „ist ewig wie die Welt".

So hört ja auch der zerbrochene Magnet nicht auf, seine Polarität zu besitzen, vielmehr hat er sie nur verdoppelt, und dadurch wieder das bethätigt, was wir oben als die „innere Un-

endlichkeit“ in jedem Individualwillenswesen charakterisirt haben. Darum liess ja selbst ein Hegel sich herab, es wenigstens als ein Abbild der nach dialektischem Verfahren vor sich gehenden Selbstverwirklichung seines „Geistes“ gelten zu lassen und seinen Entwickelungsbegriff daran zu exemplificiren, dass im galvanischen Process an jeder Stelle ein polarer Gegensatz besteht, jedoch in steter Bewegung sich befindet vermöge des Kreislaufs der elektrischen Ströme und in Gang erhalten wird durch das polarische Umschlagen.

Damit kehren wir von unserm Ausblick in's Allgemeine zu unserer Specialbetrachtung zurück und wenden uns zunächst zu Thatsachen, welche die sogenannte Verwandtschaft der Naturkräfte belegen durch die nach Mehr und Minder zwischen den verschiedenen Wirkungsarten bestehenden Wechselbeziehungen. Platten Zink, Kupfer und Messing werden (Naturforscher 1878 Nr. 46) negativ elektrisch, wenn man sie mit einem Violinbogen so streicht, dass sie transversal schwingen, positiv, wenn derselbe Bogen ohne Bildung eines Tons darüber hin- und hergeführt wird — senkrechte Schläge mit weisser Seidenpeitsche auf Kupferplatten machen positiv, streifende ebenso stark negativ elektrisch — aber derselbe Gegensatz zeigt sich zwischen der Wirkung von kräftigem und der von leichtem Reiben, desgleichen nach dem Grade der Schnelligkeit dabei. Damit verbinden wir die Mittheilung (1877 Nr. 41), wie Temperaturwechsel durch Abkühlung nach hoher Temperatur vorhandenen Magnetismus nicht bloss auf Null reduciren, sondern auch umkehren könne, so dass er sein Vorzeichen ändere — und es wird dort hinzugesetzt, dass bei Sheffield'schem Gussstahl die Aenderung um so grösser sein müsse, je schwächer der inducirende Strom sei. Und nach Nr. 25 nimmt unter nicht zu starkem Glühen der galvanische Widerstand bei Weicherwerden der Drähte ab, dagegen zu bei fortgesetzt heftigem Glühen, wie schon 1875 Nr. 47 zu lesen gewesen, dass die Wirkung irgendeines Stromes durch einen Stab aus hartem Stahl die ist, seinen Widerstand zu vermindern, und bei einem Stab aus weichem Eisen die, seinen Widerstand zu vermehren, wohin man wohl auch dies wird ziehen dürfen, dass (ebenda Nr. 29) der Uebergangswiderstand auch bei abnehmender Stromdichtigkeit abnimmt, sowie dass, je stärker der polarisirende Strom und somit die anfängliche Polarisation war, desto schwächer die Geschwindigkeit der Abgleichung ausfällt, und umgekehrt

sich diese einem Maximum um so mehr nähert, je schwächer der Strom wird; wenn die Anfangsstärke eine verschiedene gewesen, so haben nicht einmal zwei Ströme von momentaner Stärkegleichheit gleiche Abgleichungsgeschwindigkeit. Ferner (1875 Nr. 37): Bei magnetisirenden Kräften, welche unterhalb eines bestimmten Punktes liegen, ist die abwechselnde Wirkung der Belastung und Entlastung die, dass sie die inducirte Magnetisirung resp. vermindert oder vermehrt, wenn die magnetisirenden Kräfte diesen Werth aber übersteigen, so wird der inducirte Magnetismus durch die Belastung vermindert, durch Entlastung vermehrt.

Neuerdings hat man freilich vielfach versucht, solch innere Widersprüche als einfache, logisch rectograde Folge entgegengesetzt wirkender Schichtung innerhalb der darnach nur scheinbar individualen Einheit eines Körpers darzustellen. Aber meistens wird man sich denn doch damit zu begnügen haben, diese Schichtung als eine rein „ideelle“ sich zu denken, weil andernfalls überhaupt jeder Begriff körperlicher Einheitlichkeit illusorisch gemacht und so einem schrankenlosen Dualismus bis in die Tiefen der Charakterologie Thor und Thür geöffnet werden würde, wobei schliesslich auch das „Besessensein“ seine wissenschaftliche Restauration erleben könnte. Viel eher dürfte solche Vorstellung geeignet sein, daran das Relative an der Selbständigkeit der Individualwesen zu veranschaulichen, eine Bezogenheit, vermöge welcher die Summe im Effect oft weniger ausmacht, als wie das Additionsfacit der in ihrer Vereinzelung belassenen Summanden, als welche sich im näheren Beisammen ebenso leicht und gern wechselseitig hemmen als fördern können. Demgemäss ist (1875 Nr. 13) das permanente magnetische Moment, welches getrennte Lamellen erreichen könne, grösser als das der zu einem Bündel vereinigten, weil diese bei solchem Verbundensein in einem ihrer Magnetisirung entgegengesetzten Sinne aufeinander wirken. Ja selbst in festen Körpern liege, heisst es daselbst, ein temporäres Moment in einer Schicht über einem dauernden entgegengesetzter Richtung. Später — Nr. 18 — wird dann dargelegt, wie vermöge solcher Schichtungen des Magnetismus zwei Magnete entgegengesetzter Richtungen ineinandergeschoben sich wechselseitig neutralisiren könnten. Entsprechendes zeigt sich bei theilweiser Auflösung eines einheitlichen Körpers in verdünnter Schwefelsäure. So lassen sich (Nr. 22) Magnete künstlich herstellen,

die auf 4 Zoll Entfernung anziehen und auf einen Zoll abstossen.*) Man braucht dann nur die eine Schicht nicht vollständig abfressen zu lassen — dann wirkt an der Spitze Eines durch Ausdehnung, das Andere durch Concentrirung.**) — Mit dergleichen mag es zusammenhängen, dass, je dünner Stabmagnete werden, desto näher (s. o.) die Pole an's Ende rücken, also erst bei „unendlich" dünnen ganz mit den Enden zusammenfallen — gewiss ein sprechend Symbol dafür, wie die logische Consequenz uneingeschränkt nur für die ganz abstracten Fälle gilt, während alles Concrete zugleich etwas Irreguläres behält und alles wirkliche Einzeldasein zuletzt doch immer wieder nur ein sich selbst gleiches ist.

Vollends aber der beliebtesten Auffassung des Verhältnisses der Molecule zu den Gesammtpolarisationen zuwiderlaufend klingt das, was (ebenda 1876 Januarnummern) behauptet wurde: Entgegengesetzte Elektrisirungen, die sich schnell folgen, erzeugen entgegengesetzte Wirkungen der elektrischen Polarisation, aber in ihren Wirkungen auf die Anordnung der Molecule stimmen sie überein; sie sind daher ebenso wirksam, wie continuirliche Elektrisirungen in Einer Richtung.

Indem wir nun mehr zweifelhafte***) Gebiete bei Seite lassen.

---

*) Es können — 1879 Nr. 29 — bei gesteigertem Abstande aus negativen Polen positive Entladungen am Inductions-Apparate erfolgen, was der Entdecker Hankel freilich logisch rechtläufig zu erklären versucht hat, was aber doch wohl unmittelbar ebenso sehr als eine Veranschaulichung des Satzes in Anspruch genommen werden darf, dass in der Potenzirung negative Factoren positive Producte geben, weil die Steigerung als solche den Effect umkehrt.

**) Ueber nach Innen zu resp. ab- und zunehmenden remanenten und inducirten Magnetismus verschiedener Stahlschichten vergl. 1876 Nr. 19; über das homöopathische Princip in der Coërcitivkraft zwischen Röhre und Kern aus verschiedenem Stahl 1878 Nr. 52.

***) Damit überhaupt niemand glaube, dass die Realdialektik auf den ersten den besten Scheinfreund sich verlasse, so will sie nicht unterlassen, ausdrücklich davor zu warnen, dass man sich auch nicht durch pseudorealdialektische Erscheinungen möge blenden lassen. Allerdings giebt es auch unter den obigen Erscheinungen manche, bei denen die Entdecker oder Berichterstatter nicht unterlassen haben, eine logisch rechtläufige Erklärung zu versuchen; aber nur selten fallen solche Versuche so plausibel aus, wie 1879 Nr. 48 für die Thatsache, dass die elektromotorische Kraft des Grove'schen Elements mit wachsender Con-

mag zum Schluss noch eine kleine Zusammenstellung gegeben werden von Anzeichen, nach welchen auch die allopathische Praxis sich in der Therapie zu den Anschauungen ihrer Gegner bekennt. Als eines der jüngsten und ganz vom Geiste der allermodernsten Pathologie getränkten führe ich an, was nach Virchow's Archiv die Nr. 46 des Naturforschers 1879 gebracht hat über den Kreislauf zum Tode, welchen sich die Bakterien durch die aus ihren eigenen Ausscheidungen producirten Giftstoffe bereiten in Fäulnissproducten (Phenol), die so zur Rettung — also zu einem Kreislauf zum Leben — für die von Bakterien inficirten Individuen werden (aber alles Athmende scheidet ja so seinen eigenen Giftstoff aus!) Darin glaubt man den logischen Schlüssel gefunden zu haben für den cyklischen Verlauf so vieler Epidemien und zugleich für die Immunität durch einmaliges Ueberstehen gewisser Infectionskrankheiten, wie für den vaccinalen Schutz — wo Alles seine Erklärung fände, wenn die in Fäulniss gebildeten Stoffe in ähnlicher Weise zum Untergang ihrer eigenen Erzeuger führen, wie der Würgerbaum zur Selbstvernichtung durch Ersticken seiner lebendigen Stütze. Was daran realdialektisch interessant ist, tritt zu Tage als der thatsächliche Widerspruch, dass der nämliche Wille, welcher der eigenen Vernichtung zustrebt, auch wieder selber gegen diese sich kehrt, also — was ja den Grundgedanken unserer Eschatologie ausmacht — in untrennbarer Einheit Wille zum Leben wie zum Tode, aber auch zum Tode wie zum Leben ist.

---

centration der Schwefelsäure zuerst bis zu einem Maximum, welches zwischen $C = 25$ und $C = 35$ liegt, zunimmt, bei weiter wachsender Concentration aber abnimmt und zwar in stärkerem Verhältniss, als sie vorher zugenommen hatte, — indem dort nicht ohne Wahrscheinlichkeit darauf hingewiesen wird, dass dabei chemische Processe mitwirken können, welche mehr Zinkvitriol bilden und dessen Löslichkeit hindern. Und wenn Wettstein in „Die Strömungen des Festen, Flüssigen und Gasförmigen“ nach der Ankündigung der so betitelten Schrift (ebenda Inseratentheil) „aus den allgemeinen Gesetzen der Bewegung das Vorhandensein einer horizontalen Druckkraft ableitet, welche entgegen der Rotationsrichtung alles Bewegliche um einen rotirenden Weltkörper herumführt“, so bestätigt eine solche Hypothese wenigstens abermals das Bedürfniss, das Nebeneinanderbestehen contradictorischer Gegensätze in der Natur anzuerkennen, als unausweichlich urdualistischen Grundgedanken.

Einfacher ist die Anerkennung, dass nach Mittheilungen von psychiatrischen Beobachtungen aus Leidesdorf's Klinik Atropin in kleinen Dosen die Erregbarkeit herabsetzt, dagegen in grösseren steigert. Deshalb erklärt sich auch Zuntz (Jenaer Lit.-Ztg. 1879 Nr. 12) in seiner Recension von Buchhein's Lehrbuch der Arzenei-Mittellehre gegen den Versuch einer rein physiologischen Eintheilung des pharmakologischen Stoffs, weil oft der nämliche, je nach dem Quantum, verschiedene, ja entgegengesetzte Wirkung habe. Und endlich ganz in Analogie zum Elementaren contrahirender und erweiternder Wirkungen tritt, was Hartstein: „Die hämostatische Wirkung durch Irrigation von warmem Wasser“ (nach Rec. in Zarnke Lit.-Centralbl. 1879 Nr. 28) beibringt von der Wirkung der Wärme, die auf Herz und Muskel erst reizend, dann aber lähmend einwirke. (Die Photographen wissen — Vogel im Naturforscher 1874 Nr. 40 — dass Farbstoffe bei Bromsilber in verdünntem Zustande lichtempfindlicher sind als in concentrirterem, so gut wie Armatur unter Umständen nur vor der Magnetisirung einen Magneten stärkt, den fertigen dagegen schwächen kann, wie denn — ebenda Nr. 29 — bei Versuchen, die Tragkraft übermässig zu steigern, durch gegenseitige Neutralisation die Entmagnetisirung von „überschüssigen“ Hufeisen erfolgen kann.)

19. Der Begriff der Materie überhaupt.

Seitdem Aristoteles den Zimmerern des Weltbau's das „Bauholz“ geliefert und seine ὕλη banausisch genug in das ebenso „klobige“ *materia* übersetzt worden, hat die liebe Naivetät geglaubt, daran etwas hübsch Greifbares zu besitzen. Und doch war es gleich von Hause aus ein gut Theil anders gemeint. Denn nur dem Wortklange nach nehmen sich jene beiden Metaphern als etwas Concreteres aus, als unsere so ehrlich in ihrer ganzen Nacktheit eines hochpotenzirten Abstractums auftretende „reine Bedingung“. Aber dafür leistet — so wagen wir zu behaupten — diese grade so viel mehr, als sie verspricht, wie jene weniger. Denn zieht man jenen im Mauth-Kämmerlein kritischer Controle das so palpabel klappernde Lärvchen herunter, so bleibt genau dasselbe reine *ὑποκείμενον* übrig, welches mit dem deutschen „Voraussetzung“ oder Bedingung nur eine etwas abstracter lautende Uebertragung erleidet. Inhaltklarer ist, was als vielgestaltige, proteusartige Materie figurirt, auch nicht um ein Haarbreit —

essentialiter aber ist das mit diesen Bezeichnungen Gemeinte ein Identisches, nämlich der ewig constante Willenskern, wie alle Wandlungen des Werdens und Geschehens, alle sogenannten Erscheinungen und Entwickelungen in Wahrheit nichts sind als die Erzeugnisse des Contacts dieses Willens mit immer neuen Motiven, welche als concrete Einzelbedingungen ihr unentbehrliches Correlat besitzen an der in ihrer reinen Abstractheit unserem Denken ewig unerreichbaren „reinen" Bedingung. Und wenn ein Grove zuletzt, um nicht in der Leere eines *μὴ ὄν* schwebend hangen zu bleiben, in dem Satze Halt macht: „Das Verursachende ist der Wille, die Schöpfung die That Gottes", so lässt sich das eigentlich Substantiale in diesen Worten völlig ungeschädigt hinüberretten in die Fassung: *formaliter* ist die Welt bestimmt durch das Motiv, *essentialiter* durch den Willen — die Causalität ist das Kleid der Phänomenalität des Willens, die Form seiner Erscheinungsweise, das Existirende selber, als die Gesammtheit des Wirklichen, seine Actualität.*)

*) Kein anderes Capitel legt dem Realdialektiker so schwere Versuchungen nahe wie die Besprechung der Materie. Denn diese bot von Alters her den wildesten Paradoxien einen so breiten Tummelplatz dar, dass die Grenzen phantastischer Verbaldialektik und nüchterner Realdialektik nirgend sonstwo so leicht in einander fliessende sind, als wie hier. Da lässt ihn sogar die Autorität des Meisters im Stich; denn an der Materie wird selbst ein Schopenhauer nicht bloss zum widerwilligen Ontologen, sondern auch zum unfreiwilligen Realisten und obendrein zu einem so verwegenen Dialektiker, dass man meinen könnte, es sei das Gelüste über ihn gekommen, einmal seinen Antipoden Hegel in dessen eigenster Domaine zu übertrumpfen. Denn wer dem Versuche folgt, logisch formulirte „Prädicamente" der Materie zu fixieren, wird so oder so fühlen, an der eigenen Vernunft irre werden zu müssen, und entrichtet schon damit mehr oder weniger bewusst der Realdialektik einen unverweigerlichen Tribut, indem er, in unentwirrbare Kreuzgänge sich verrennend, in der Ueberzeugung sich befestigt, dass das blosse Vernunftschema nimmermehr einen den metaphysischen Grundwesen adäquaten Rahmen herzustellen im Stande sein wird; und nicht genug, dass Schopenhauer von der Materie (W. a. W. u. V. 4. Aufl. II. S. 346) das einemal sagt: „wir denken unter ihr das Wirken schlechthin und überhaupt, also die Wirksamkeit *in abstracto*", um auf der nächsten Seite zu behaupten: „sie wird nur gedacht und zwar als das absolut Träge, Unthätige" — er scheint auch mit sichtlichem Behagen die eben so scharf antinomischen Sätze des Plotinos und Jordanus Brunus anzuführen (ebenda S. 53 *coll.* 349 u. 351), „dass die Materie keine Ausdehnung, als welche

Deshalb opponirten wir ja so oft schon allen Versuchen, der Welt ihr Selbst zu nehmen, ein hinter all dem an sich bloss doketistischen Bewegungsspiel vorhandenes Urwesen, wie es unausbleiblich geschieht, wo — wie bei Spinoza und Hegel — „Begriff" und „Essentia" als gleichbedeutend genommen werden. Denn alle bloss begriffliche Kenntniss befasst sich ja nur mit äusseren Merkmalen, blossen Qualitäten, kurz mit lauter leeren

---

von der Form unzertrennlich sei, habe und daher unkörperlich sei; hatte doch schon Aristoteles gelehrt, dass sie kein Körper sei, wiewohl körperlich: *σῶμα μὲν οὐκ ἂν εἴη, σωματική δέ.*" Wo wir aber selbst durch solche Lockstimmen uns nicht auf, unserm Wege doch so nahe laufende, Irrpfade mögen treiben lassen, da kann man es uns nicht verargen, wenn wir uns noch entschiedener abkehren von Allem, was uns stutzig machen muss als Caricatur unserer eigenen Gedanken und Principien, ein bloss dialektisches Blendwerk, welches in die Abgründe idealistischer Abstractionen ziehen möchte. Selbst solche Unterscheidungen, wie Schopenhauer sie zu fixieren versucht zwischen „Materie" und „Stoff", vermag man zur Noth noch mit dem Abstractionsvermögen, niemals aber mit wirklich fruchtbaren Gedanken zu verfolgen. Denn bei wiederholtem gewissenhaften Studium resultirt nur der negative Gewinn einer indirecten Befestigung in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit solcher Ueberspannungen der kriticistischen Auffassung der Causalität als einer „bloss" subjectiven Anschauungsform. Höchstens lässt sich an den Kern jener Auffassung, welche die Materie in lauter Causalilät zerdenken möchte, eine Hypothese von realdialektischem Charakter anlehnen. Denn wie wir überall anzunehmen haben, dass jede *causa finalis* sich selber zu einer Fülle von *causae efficientes* differenzire und nicht etwa neben, ausser oder über diesen ihren Selbstverwirklichungsmitteln stehe: so lassen sich homologe wie homogene Processe vorstellen, in welchen sowohl das *in abstracto* als ein Indifferentes gedachte substantiale Individual-Eine zunächst in sich verharrend (*quâ causa immanens*) sich (dynamisch) spaltend selbst entzweit, als auch das Einmalgespaltene sich (gleichfalls zunächst nur ideell dynamisch) weiter zerlegt in eine Vielheit causaler Factoren, deren potentielle Homogeneïtät eben ihren Ausdruck an dem findet, was wir *causae transeuntes* nennen (auch: wirksames Motiv), sofern nur in einer jenseitigen (transscendentalen) metaphysischen Identität der Zustand eines Wesens als bestimmend für den Zustand eines andern Wesens denkbar wird. Und der empirische Ausdruck dieser denkbar machenden Identität ist der Satz: die von Urbeginn an als Vieles individualisirte Materie ist der Inbegriff des Veränderlichen — so dass also, kurz gesagt, die *causae transeuntes* sich zu den *causae finales* nicht anders verhalten, wie diese zur Selbstentzweiung des Willens.

Existentialrelationen, und in diesem strengeren Verstande ist es allerdings berechtigt, wenn Schopenhauer uns auf die Consequenz hinausführt: das alle Qualität Verleihende sei selber das Qualitätlose und schon als solches das der Vernunft, als der ausschliesslich mit Qualitätsbegriffen operirenden Erkenntnissweise, ewig Unerreichbare. Allein solche Einsicht darf uns nimmermehr verleiten, nun selber jenem eigenschaftslosen Brahm zuzusteuern, dessen differenzlose All-Einheit allerdings das denkbar höchste Ideal abstracter Vereinheitlichkeit darstellt, einen Monismus von unübertrefflicher Correctheit, aber auch ebenso unzweifelhafter Leerheit.

Um den Preis, die ganze bunte Weltfülle so vagen Allgemeinheiten zu überantworten, als welche schliesslich auch die gänzlich in „Bewegung" zergehenden „Kräfte" sich ausweisen, dünkt uns denn doch die Bequemlichkeit des Denkens zu theuer erkauft; denn was dabei für die Vereinfachung des Begreifens und Verstehens mag gewonnen werden, geht ebenso unersetzlich verloren für die Kenntniss des nur sich selbst gleichen Mannigfaltigen; nur aber in diesem, als dem Individuellen, besitzen wir auch das wahrhaft Concrete.

In jener Verflüchtigung werden — wie wir das am deutlichsten bei den Darwinisten sehen — unausbleiblich auch alle creativen Ursachen zu blossen Bedingungen depotenzirt — und nicht eine Ausgleichung, sondern nur eine Verdoppelung dieses Fehlers ist es, wenn dafür andererseits bloss begünstigende Umstände zum Range schöpferischer Principien erhoben werden, indem die Descendenztheorie jenes Etwas völlig ignorirt, welches die vor sich gehenden Transmutationen doch noch ein wenig durchgreifender bestimmt, als wie die ganze Reihe bloss bedingender Umstände, nämlich das zu Grunde liegende *ens metaphysicum* selber.

So sind die „höchst entwickelten" Realitäten des Naturlebens für den Standpunkt jener Forschung kaum noch etwas Anderes, als zufällige Ergebnisse ebenso zufälliger Begünstigungen, statt Selbstverwirklichungen eines vorneweg aus selbsteigener Spontaneïtät den jeweilig erreichten und noch höheren Stufen Zustrebenden. Dieser ganzen Auffassung kommt somit jede echte, aus dem Verhältniss der Essentia zur Existentia stammende Nothwendigkeit abhanden — sie kennt nur jene abgeleitete Nothwendigkeit zweiter Ordnung, vermöge welcher sich Alles nach seinen Bedingungen zu richten hat, und weiss nichts von jener höheren Wahrheit, in welcher sich die Weise abspiegelt, wie

ein νοούμενον — das Metaphysische — in die Formen eines φαινόμενον — des Physischen — eingeht, der Wille sich offenbart im Gewollten.

Während jene „lebensfrohen“ Biologen aufjubeln, so oft wieder einmal ein Complex günstiger Umstände etwas Besseres auf die Lebensbühne wälzt, hat die Realdialektik ihren Stand- und Augpunkt an der entgegengesetzten Seite, wo sie zur Pessimistin werden muss, indem sie theilnehmenden Blickes den schweren Kampf der Widerstände beobachtet, welche Ahriman dem Ormuzd in die Quere legt, d. h. ohne mythische Metapher: indem sie rückwärts den Hemmungen nachspürt, welche sie letzten Endes urständend findet in der Selbstentzweiung des Urwesens. Wir nehmen an, dass in jedem „Kampf um's Dasein“ nur zum Durchbruch einer schweren Geburt gelangt, was schon uranfänglich als Tendenz in der Latenz unerfüllter Wollungen geschlummert hat, aber an der realdialektischen Gegensätzlichkeit seiner eigenen Natur einen bis dahin unüberwindlichen Antagonisten hatte, bis jene Hülfsmächte, in welchen der Haeckelismus die „zureichenden Gründe“ selber finden möchte, ihm fördernd unter die Arme griffen.

Nun heisst es aber nichts Anderes, als hiervon die unmittelbare Anwendung auf die einfachsten Elementarfunctionen dessen, was als Materie bezeichnet wird, machen, wenn wir an dieser Stelle die Frage aufwerfen: wie steht denn nun die Realdialektik zu jenen Dynamidensystemen, welche in den „Metaphysischen Anfangsgründen“ Kant's ihren eigentlichen Ahnherrn zu verehren haben? oder einfacher: ist nicht die seit Kant hergebrachte Auffassung der Gravitation die ebenso classische wie elementare Exemplification des realdialektischen Grundgedankens?

Nach der Verwahrung, welche wir oben in einem eigenen Capitel gegen gewisse pseudonihilistische Missdeutungen unseres Systems eingelegt haben, könnte man meinen, wir müssten uns auch ablehnend verhalten gegen jene Doppelheit der Gravitation als Einheit von Attraction und Repulsion, weil doch bei Kant dies lediglich ein begriffliches Ineinander sei und gewissermaassen bestimmt scheine, die materialistische Physiker mit ihren eigenen Voraussetzungen *ad absurdum* zu führen, indem ihnen dabei vorgehalten werde, in wie unauflösliche Antinomienketten sie sich verstricken. Auch hätten wir ja in dem Kant'schen Zero eine Null von weltenschwangerer Fülle erkannt und damit jenen

Nihilismus bereits sattsam perhorrescirt, der bei jenem Dualismus das allgemein dialektische Facit ausmache.

Allein auf solche Unterschiebungen repliciren wir grade vom Standpunkt der Willensmetaphysik folgendermaassen: grade das ist der Fortschritt und das besser Fundamentirte an unserer Lehre, dass bei uns im hellen Lichte empirischer Bestätigungen seine Garantien findet, was bei Kant als blosse Theorie, d. h. als blosser Ausdruck abstracter Annahme, weil als reines Abstractionsproduct, mehr errechnet und erschlossen, als erfahren und erlebt, auftritt. Was für den Kriticismus nur das Interesse hat, als Widerstreit und logischer Widerspruch die Ansprüche der Vernunft zu limitiren, das steht auf dem Boden der Realdialektik vor uns als vollinhaltliche Realcontradiction; denn nun liegt der Widerspruch nicht mehr bloss in den Ausdrücken, sondern in der Sache — unanfechtbar bezeugt vom unmittelbarsten Selbstinnesein — denn für die willensmetaphysische Realdialektik ist ja das Ethische nicht etwas erst secundär oder tertiär Hergeleitetes, sondern etwas ebenso Primäres oder Ursprüngliches, wie das Elementar-Physikalische — ja, als das uns subjectiv Vertrautere, sogar das uns Näherliegende, so dass wir von ihm aus das Physische erst eigentlich verstehen, d. h. als ein Wesensverwandtes, Homogenes in uns aufnehmen können.

Darum geschah es ja nicht von Ungefähr, sondern im Vertrauen auf dieses *lumen internum*, dass die Realdialektik ihrer systematischen Darstellung als Vorläufer das „Weltgesetz der Tragik" voraussandte, weil sich ungleich leichter die Gravitation aus der Tragik, als die Tragik aus der Gravitation erläutern lässt.

Andererseits freilich steigen, wenn jeder neue Versuch, sich mit dem Begriff der Materie logisch abzufinden, nur in neue Conflicte mit logischen Axiomen verwickelt, überhaupt die Actien einer resoluten Absage, welche es offen auf sich nimmt, ohne und, wo es sein muss, auch wider die Logik fertig zu werden, wie die derbe Realpolitik die Herren Ideologen noch täglich zum besten hat, wenn diese noch immer von dem Unsinn nicht lassen wollen, welchen seit Montesquieu die Logik auf dem Gewissen hat, indem sie das Untrennbare staatlichen Daseins in drei disparate „Gewalten" auseinandergerissen.

20. Die Gravitation nach physikalischer und metaphysischer Auffassung.

Bekanntlich hat von jeher die Physiker ein gewisses Unbehagen beschlichen, so oft sie wider Willen des Realdialektischen in dem Antagonismus der Attraction und Repulsion innewurden. Die Einen suchten dem zu entgehen, indem sie Alles auf einen blossen Richtungsgegensatz zurückführten, und meinten, dann nur noch nöthig zu haben, auf die Relativität aller Räumlichkeit und Bewegung hinzuweisen, um damit diesen selber auf einen bloss doketistischen Unterschied reducirt zu haben. Andere mühten sich in immer neuen Monographien mit verzweifelter Anstrengung ab, zu irgendeiner Ur-Einheit im Bewegungsprincip vorzudringen — aber Keinem konnte gelingen, mit blossen Abstractionen wegzudemonstriren, was die Natur selber immer wieder uns aufdrängt.

Wie windet sich nicht Newton selber, um Alles von seiner Darstellung der Gravitationstheorie fern zu halten, was ihn mit dem Gefühl eines gewissen abenteuerlichen Elements in seiner Annahme zu drücken scheint, bis er endlich Schutz gefunden zu haben glaubt, wenn er sich hinter der Reserve verschanze: er wolle sein Gesetz nur *mathematice*, nicht *physice* verstanden wissen. Aber so wenig wie der Altmeister selber haben seine Jünger und Nachfolger loswerden können, was sich logisch so überaus unbequem macht und damit die Physiker dem Realdialektiker auf mehr als halben Weg entgegenführt.*) Darum liegt uns zumeist daran, zu betonen, wie der Realdialektik Attraction und Repulsion nicht als zwei verschiedene Kräfte, sondern als die contradictorisch einander entgegengesetzten Wirkungsweisen einer und derselben Kraft erscheinen, und damit heraus-

*) So lesen wir u. A. in Poggendorff's Annalen Bd. 144 S. 99 Anm. das Geständniss: „nicht etwa begreifen wir durch die Newton'sche Gravitation die Vorgänge besser, sondern der Gewinn besteht nur darin dass wir seitdem eine unendliche Anzahl unbegreiflicher Wirkungen auf eine einzige unbegreifliche Wirkung zurückführen" — und bei der Gelegenheit möchten wir denn doch auch davon Act nehmen, dass ebenda S. 93 das Wesen der abstossenden Kräfte — wie nach jeder unbefangenen Laienauffassung auch — darein gesetzt wird, dass sie eine Annäherung anderer Molecule nur bis auf gewisse Distanzen gestatten.

zukehren, wie eine allseitig acceptirte Grundhypothese sich zwar als mit allen Erscheinungen in Einklang stehend erweist, aber in sich selber an logischer Unbegreiflichkeit leidet — denn was wir an ihr zu Schanden machen wollen, ist ja jene Zuversicht des gradlinigen *common sense,* welche die skeptisch-kritisch angelegten Köpfe mit ihren negativen Instanzen am liebsten einfach auslachen möchte, weil sie ihre Augen nicht verschliessen gegen die gegebenen Thatsachen contradictoriellen Charakters, bei denen freilich die absolute Gedankenlosigkeit sich gleichfalls, nur in etwas anderer Weise als wie die Realdialektik auch, „beruhigt".

Allein eben weil sich an dieser Stelle die realdialektische Auffassung mit dominirenden Theorien empiristischer Naturlehre inniger und auf weiterer Strecke berührt als irgendwo sonst, so möchte sie grade auch hier nicht den geringsten Zweifel an ihrer Loyalität beim Eingehen eines solchen Interims-Bündnisses Raum lassen und darum dieses Capitel einleiten mit ein paar Sätzen, welche ihre Selbstständigkeit eben da wahren, wo dieselbe für eine Zeit lang gefährdet scheinen könnte. In diesem Sinne acceptirt sie gewissermaassen als Motto den Protest, welchen E. v. Hartmann im Namen aller metaphysischen Philosophen gegen Ueberhebungen des absoluten Naturalismus erhoben hat (in der Polemik gegen O. Schmidt in dem Anhang zur 2. Aufl. von „Das Unbewusste vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" S. 380 ff.), und sie kann das um so unbefangener, als sie den so entlehnten Schild zumeist grade wider Den kehren möchte, aus dessen Händen sie ihn nimmt — denn: *Mutato nomine de te fabula narrat* darf sie gelassensten Sinnes dem Manne zurufen, der Allen voran ihre naturwissenschaftlichen Belege als völlig „antiquirt" zu verdächtigen unternommen.

„Wollte jede Philosophie sich auf die in ihrem Jahrzehnt gang und gäben naturwissenschaftlichen Anschauungen stützen, so könnte sie, wenn nicht alle Analogien trügen, darauf rechnen, nach einem weiteren Jahrzehnt mit den Grundlagen veraltet zu sein, auf die sie sich stützte... Es giebt aber noch eine andere Art, sich zu den Naturwissenschaften zu stellen, das ist die möglichste Umspannung der Naturansichten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese ist nur denkbar, wenn man sich gegen die augenblicklichen naturwissenschaftlichen Moden die volle Freiheit des Urtheils wahrt, wenn man aus den Ansichten der Gegenwart die zukunftsreichsten unter Vermeidung

der ihnen anhaftenden Uebertreibung bevorzugt und die Lücken der zeitgenössischen Theorien durch Zurückgreifen auf ältere Perioden ergänzt . . es ist das Vorrecht des Nachbetertrosses, grade die vorübergehenden Vorurtheile der Zeit zu urgiren und zum Maassstab der Wissenschaftlichkeit bei ihrem Ketzerrichtergeschäft zu machen. — Der Philosoph kann und darf nur unter der Bedingung mit der Naturwissenschaft eine Verbindung eingehen, dass es ihm vergönnt wird, seine Freiheit gegen die naturwissenschaftlichen Modevorurtheile zu behaupten und die Erforschung der Natur von einer höheren Warte zu betrachten als der der augenblicklich herrschenden Partei. In je grösserem Stile er dieser Bedingung gerecht wird, desto heftiger muss er natürlich von den bornirten Fanatikern dieser Partei verketzert werden; es wäre das Todesurtheil seiner Philosophie, wenn solche Anfeindung ausbliebe, weil damit deren rasche Vergänglichkeit besiegelt wäre. . . Es gehört zu den beliebtesten Kunstgriffen herrschender Theorien" — ein Geständniss, welches man dem Verfasser der Philosophie des Unbewussten nach der seinerseits vielgeübten Praxis auf's Wort wird glauben dürfen — „dass sie sich gegen die umfassendsten problematischen Erscheinungsgebiete, wenn sie dieselben nicht zu erklären vermögen, blind und taub stellen, und diejenigen als Schwindler, Narren und Mystiker, kurz als unwissenschaftliche Menschen verhöhnen, welche nicht geneigt sind, solchen Erscheinungsgebieten die Existenz abzusprechen, weil sie in den Kram der Modetheorien nicht passen".

In solchem Sinne haben wir unsererseits es gelegentlich nicht verschmäht, an den alten trefflichen Euler uns anzulehnen, und haben es freudig begrüsst, wenn ein Grove wackern Männern vom Schlage eines Faraday öffentlich die Hand drückte, weil er auf mathematischen Formelkram nicht mehr gab als der praktische Borsig, der seinem Berechner einst spöttisch zurief: „Die Formel taugt nicht, sie ist ja zwei Zoll lang"; denn auch uns stehen die von geistlosen Experimentatoren oft so dünkelhaft über die Achsel angesehenen älteren Intuitivforscher höher, als die Vertreter zu unverdienter Würde mathematisch aufgestutzter Hypothesen (Grove a. a. O. S. 131 *coll.* S. 133). Insbesondere aber bringen wir unsere ungetheilte Sympathie entgegen jenen bescheidenen und unberühmt gebliebenen Selbstdenkern, welche es wagen, auf eigene Hand all jene Probleme in's Auge zu fassen, die man heutzutage so vorschnell für bereits völlig gelöst und erledigt auszugeben

liebt. Wie wenig dies aber in Wahrheit der Fall ist, erfährt man meistens viel zuverlässiger bei diesen abseits der grossen Heerstrasse wohnenden und ihren Forschungsboden in schöner Selbstständigkeit bearbeitenden Geistern rangloser Unabhängigkeit,*) als wie bei dem überlauten Tross der officiell bestallten „Celebritäten", denen Zöllner in der bekannten Vorrede zum Werk über die Natur der Cometen den aufgebauschten Plunder so erbarmungslos vom Leibe gerissen. Trotzdem hat freilich die Clique der kaum „ausgelernten" Gesellen nicht aufgehört, den Ruhm ihrer in irgendeiner Specialität vereinseitigten Meister möglichst schrill auszutrompeten und das leiseste kritische Bedenken gegen die von ihnen nachgesprochenen funkelnagelneuen „Wahrheiten" als Hochverrath an aller wissenschaftlichen „Methode" zu brandmarken. Welche Zweifel den blindlings verehrten Autoritäten selber dabei geblieben, wird dem grossen Publikum sorgsamst secretirt: für den Vulgus der Popularlectüre ist ja das vage Ungefähr beliebiger Durchschnittswerthe zuverlässig genug, und ein Fragen nach dem Woher und Wieso nicht weiter gestattet — das würde unziemlicher Mangel an Pietät gegen die „Heroen" und „Koryphäen" des Fachs sein — was die Fürsten spenden, gebührt sich mit schweigend bewunderndem Danke hinzunehmen — da schickt sich's nicht, gegen die Echtheit der allergnädigst dargereichten Juwelen nur entferntesten Verdacht zu hegen, wiewohl es doch so unerhört nicht sein würde, dass

*) So lieferte Krüger im Programm von Fraustadt 1872 eine übersichtliche Zusammenstellung etlicher Grundaporien nebst neueren Literaturnachweisen. Und als Seitenstück dazu sei eine Arbeit von Hugo Fritsch im Programm der Städt. Realschule zu Königsberg i/P. 1874 erwähnt, die auf Huygen's *Discours sur la cause de la pesanteur* zurückgreift und gleichfalls mit erwünschter Offenheit die Schwierigkeiten herauskehrt, um zuletzt freilich doch sich zu beruhigen bei einer — den Kraftbegriff also nach Möglichkeit eliminirenden — Herleitung aller Bewegung aus Aetherwirbeln, welche jedoch innerhalb ihrer selbst gleichfalls einen Gegensatz der Richtungen voraussetzen muss, der zwar ein einheitliches Princip wahrt, aber doch auch thatsächlichen Zwiespalt anzuerkennen hat. Es verdoppelt sich dies aber, sofern ein querkreuzender Strom auseinanderzwingen soll und so die Erscheinungen der Abstossung hervorrufen bei dem, was wider einander strebende Bewegungen aneinander drücken, zusammenpressen, so dass es wie spontane Anziehung sich ausnimmt. Und selbst die Elasticität soll auf solche Weise begreiflich werden — man sieht nur nicht recht, wie?

auch hohe Herren von ihren Lieferanten — und wer könnte deren gänzlich entrathen auf dem weiten Markte der Wahrheit? — wären betrogen worden. Wir aber, die Separatisten, die ausgeschieden sind aus diesem Katholicismus der Alleinlogikgläubigen, wir brauchen uns der Gemeinschaft mit den Protestanten wider das privilegirte Inquisitionsverfahren selbstgerechter Ketzertribunale nicht zu schämen und dürfen für den Antilogismus uns einer Zukunft getrösten, wo mit dem Rüstzeug reicherer Arsenale ausgestattete Verfechter ein immer weiteres Terrain ihm erobern werden. Vorläufig muss derselbe sich noch mit Alliirten begnügen, welche die Fragen wohl an die Grenze seines Gebietes fortführen — dort aber liegen und im Stich lassen, um Kehrt zu machen und mit anderm Curs in den friedseligen Hafen logischer Convenienz einzulaufen. Da bleibt es der Realdialektik überlassen, auf solchen Oscillationspunkten einer skeptischen ἐποχή einstweilen ihre Balance zu suchen, um aus ihnen wo möglich Hypomochlien für ihre eignen Hebel zu machen. Sie will ja auch die metaphysische Leuchte nur oberhalb der Forschungsschachte anzünden und belässt Jedem innerhalb seines eigenen Stollens volle Arbeitsfreiheit, erklärt sich aber bereit, da helfend einzutreten, wo der einzelne Grubenmann selber bekannte, mit seinem Latein zu Ende zu sein.

In der That sind es denn auch die naiv anschauenden Naturen, welchen es leichter als den Verfechtern der Logik einleuchtend zu machen ist, wie sich die Gravitation unmittelbar als ein Ineinander von Attraction und Repulsion darstellt und wie sich hier die Sache ganz anders verhält als bei der künstlichen, erst im Wege des discursiven Denkens zu Stande kommenden, Analyse des Bewegungsbegriffs, welche die logischen Schwierigkeiten erst absichtlich hineinträgt. Dem entspricht es, dass die Fanatiker des Begriffs grad auf den Widersprüchen der Bewegung gern als auf einem Steckenpferd herumreiten, dagegen sich eifrig beflissen zeigen, vom Zusammen von Attraction und Repulsion alles eigentlich Widersprechende fern zu halten, indem sie z. B. plausibel machen wollen, die eine sei nur als schleppende, die andere als schiebende Locomotive vorzustellen, deren sich wechselseitig gar nicht störendes Nebeneinanderwirken auf jedem Rangirbahnhofe sich beobachten lasse. Aber es ist gar kein vermittelter Schluss, sondern die unmittelbare Consequenz der reinen Identität, wenn die naive Intuition es ausspricht: die

reine Attraction müsste alles in ein einziges Centrum zur reinen Punctualität contrahiren, und dass das nicht geschieht, demonstrirt ohne Weiteres *ad oculos*, dass in derselben Richtung und Beziehung repellirende Kräfte den attrahirenden in contradictorischer Weise entgegenwirken — und grade die Einheit dieses Beiden, die Wirklichkeit dieses Widerspruchs ist es, was wir als Gravitation zusammenfassen und auch wirklich noch mit vollem Bewusstsein von diesem contradictorischen Sachverhalt zusammenfassen wollen. Dem kann sich zuletzt — sich selber zum Gespött und Verderben — auch die Logik nicht entziehen und damit zugleich nicht dem Eingeständniss, dass die Intuition ihr doch überlegen sei in der Erfassung der Wahrheit wie in der Geläufigkeit für's allgemeine Bewusstsein.*) Denn der Gravitation gegenüber wird doch der Einwand hinfällig: worauf die Realdialektik sich berufe, seien nur exceptionelle Dinge, die vielleicht nirgends Existenz hätten als in der Phantasie der tragischen Dichter oder superfeiner Psychologen, die sich darin gefielen, Widersprüche — z. B. das eingebildete Ineinander von Liebe und Hass derselben Person gegenüber — zu finden, wo in Wahrheit je das *Aut — aut* des Einen oder Andern bestehe.

Deshalb ist es hier, dass die Realdialektik zu ihrer grössten Genugthuung Act nimmt von all den Wendungen und Win-

*) Wir können es uns nicht versagen, hier auch ein Stück naivster Dichter-Intuition heranzuziehen. Was hilft es, Fall- und Pendelschwere auseinanderzuhalten oder den Unterschied von Druck- und Fall-Wirkungen anzuerkennen, wenn ein wohlgeschulter Physiker rathlos steht vor der Frage, was wohl Ovid (Metam. I, 20) sich möge vorgestellt haben bei seinem *sine pondere pondus*. Für gar zu einfältig darf man dabei einen Mann nicht taxiren, welcher sich seine *discordia concors* doch ein gut Theil gründlicher dürfte gedacht haben als sein mehr nur ethisirend damit spielender Musenbruder aus Venusia. Denn man legt offenbar nur aus und nicht auch schon unter, wenn man (*l. l. v. 8*) sein *pondus iners* als regungsloses Schwergewicht versteht, welches noch nicht als Attraction sich bethätigte, sondern lediglich darin, dass *obstabat aliis aliud*. Der ganze Zusammenhang der Stelle bürgt dafür, dass darin ein sehr bewusst als realdialektischer sich charakterisirender Grundgedanke nach sprachlichem Ausdruck ringt: jene Körper hätten an sich wohl Gewicht, aber noch keine zu einem bestimmten Centrum gravitirende Schwere gehabt, als welche lebendige Bezogenheit auf andere Körper und Messbarkeit an anderen Körpergewichten voraussetze.

dungen, mit denen die auf logische Harmonie hinausstrebende Physik den unliebsamen Anerkennungen eines realen Grundwiderspruchs auszubiegen sucht, und sie thut dies mit um so grösserem Behagen, als ihr dabei trotz alledem die Logik selber die ergiebigste Handreichung — ob auch zwar widerwillig — leisten muss. Bleibt ja doch immer der eine Gegensatz zu seiner eigenen Definirbarkeit auf den andern angewiesen: was Expansion sei, meinen wir nur deshalb zu wissen, weil wir zugleich von Attraction sprechen, und was Attraction bedeute, glauben wir nur deshalb uns wirklich vorstellen zu können, weil uns zugleich ein Bild der Repulsionsvorgänge im Sinne liegt. Weil aber immer nur Eins *negative* durch das Andere bestimmt wird, lässt sich so wenig das Eine wie das Andere als das absolut Primäre hinstellen — suchen wir einen Urstoff, so können wir ihn nur in einem Ursein finden, und als das einzig unaufhebbare Merkmal dieses hat die Realdialektik den realen Widerspruch, den selbstentzweiten Willen als *ens metaphysicum* erkannt.

Als Real dialektik trägt sie selber das Element in sich, welches dem entspricht, was die Physiker sich unter körperlichen, attractiven Atomen vorstellen wollen, als Real dialektik aber zugleich das Princip der Expansion und absolut dehnbaren Spannkraft, welches die Physik dem Wesen der Aetheratome beizulegen versuchte. Ja, als einfache, blosse — vom Essential-Existentiellen abstrahirende und sich in „reinen Begriffen" bewegende — Dialektik müsste sie auf jenen absolut neutralen Standpunkt treten, für welchen nicht der mindeste Grund mehr vorhanden ist, die im Tastsinn empfundenen Widerstände zum Ausgangspunkt und Maassstab der Wirklichkeitsbemessung zu nehmen, als wie die in entgegengesetzter Functionsweise sich bethätigenden Kräfte.

Rein logisch angesehen, würden die Antinomien, welche die Atomisten und reinen Dynamiker auseinander getrieben haben, vor keiner höheren Instanz sich erledigen lassen — dazu kann nur die intuitiv richtende Realdialektik das berufene Forum sein. Was jene Physiker nur durcheinanderzumengen wissen, wagte sie zu unificiren und vertheilt so wenig Gravitation und Antigravitation (wie sie u. A. im organischen Wachsthum sich bethätigt und in der hebenden Muskelkraft) an zwei getrennte Naturfactoren, wie Attraction und Repulsion an wägbare und imponderable (Aether-) Atome und sucht das Vereintsein all dieser Widersprüche in jedem realen Einzelwesen aufzudecken. Dank dieser

Energie der Ehrlichkeit, mit welcher sie den in jenen Künsteleien nur ungeschickt maskirten Widerspruch offen zur Schau trägt, vermag sie nun aber sich ebenso hoch über die Einseitigkeiten jedes starren Atomismus hinauszuheben, wie über die verschwommener All-Einerleiheit.

Wie schon früher Le Viseur (im Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Berlin 1873) *una in tabula* eine historische Uebersicht gegeben von den Widersprüchen, auf welche alle bisherigen naturphilosophischen Aufstellungen — auch die dynamischen — hinauslaufen, so hat neuerdings (zuerst gleichfalls in einer Programmabhandlung: „Isaak Newton und die Gegner seiner Gravitationstheorie unter den modernen Naturphilosophen") Isenkrahe mit respectabler Offenheit dargelegt, wie auch die empirische Physik sich von einem undurchbrechbaren Kreise logischer Aporien umstarrt weiss. Er citirt dabei u. A. du Bois-Reymond's Ausspruch: die Erörterung des Materiebegiffs führe uns vor eine Grenze des Naturerkennens, vor der schon „die alten ionischen Philosophen nicht rathloser gestanden als wir", und aus Fr. A. Lange's Geschichte des Materialismus die Sätze: „Man mag den Begriff der Materie und ihrer Kräfte drehen und wenden wie man will, immer stösst man auf ein letztes Unbegreifliches, wo nicht gar auf ein schlechthin Widersinniges, wie bei der Annahme von Kräften, die durch den leeren Raum wirken."

Andererseits freilich scheint sich Isenkrahe — nach seinem eigenen Beitrag zu schliessen — für seine Person derselben kühnen Zuversicht eines auf seine Mathematik sich verlassenden Empirikers zu getrösten, von welcher er die Worte Balfour Stewart's beibringt: „Es kann nicht bezweifelt werden, dass sich eine gewaltige Generalisation vorbereitet, ein mächtiges Gesetz, von dem wir heute noch nicht wissen, wie und wann es uns erreichen wird. Es wird uns Thatsachen erklären, die wir für unerklärlich und darum kaum für Thatsachen halten, weil sie unserer gegenwärtigen Kenntniss von ihren Ursachen zu widersprechen scheinen." — Wie aber, wenn diese mit so festem Vertrauen auftretende Verheissung nur eine negative Erfüllung finden könnte? Wie, wenn es grade der Realdialektik vorbehalten wäre, als diese „gewaltige Generalisation" sich zu bewähren, indem sie ja zum Range eines allgemeingültigen Weltgesetzes erheben möchte, was bis dahin kaum hin und wieder als ein aufgedrungenes Ausnahmeverhältniss zur Anerkennung seine

Gültigkeit gelangt ist, und als dieses „mächtige Gesetz“ durchzudringen, wenn anders es ihr gelingt, den Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt wirklich als ein Durchstehendes und Durchgehendes zu erweisen? — Einstweilen wird es ihr jedenfalls gestattet werden müssen, für sich einzuheimsen, was bereits partiell und zum Theil allerdings wohl auch nur unbewusst in der Richtung ihrer Ziele geleistet ist von Leuten, welche sich im Uebrigen fortdauernd der absolutesten Orthodoxie *in logicis* befleissigen und sich nichts weniger als bereit zeigen, mit uns die einzige Rettung zu finden in dem ausdrücklichen Verzicht auf jeden ferneren Versuch, an sich Antilogisches in logische Formeln zwängen zu wollen.

Bündig genug formulirt Isenkrahe den „Dreikampf“, welcher sich logisch unausweichbar aus dem Verhältniss der postulirten Hauptbegriffe ergebe, dahin: „Continuirlichheit und Undurchdringlichkeit zugleich schliessen jede Beweglichkeit aus. Continuirlichkeit und Beweglichkeit schliessen die Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und Undurchdringlichkeit schliessen die Continuirlichkeit aus.“ Dann aber fährt er — schon weniger einwurfsfrei — fort: „Liesse nun aber auch eine aprioristische Naturauffassung noch die Wahl zwischen diesen drei Combinationen frei, so weist die Empirie mit aller Entschiedenheit auf die dritte als diejenige hin, welche der Wirklichkeit allein entspricht“ — denn wie wir bereits gelegentlich gesehen, hätten die modernen Chemiker — in Anlehnung an die Kant'sche Unterscheidung von: einen Raum einnehmen und einen Raum erfüllen — für ihr Theil gegen ein Preisgeben der Undurchdringlichkeit gar so viel nicht einzuwenden, so wenig wie moderne Sophisten sich geniren lassen durch den Satz: *corpus ibi agere non potest, ubi non est,* welchen sonst grade die Virtuosen der strengsten Consequenz rein formaler Logik, die Scholastiker, stets am energischsten vertreten haben.

Gegen die feste Cohärenz zwischen den drei Gliedern der obigen syllogistischen Kette lässt sich ja schwerlich etwas einwenden — es fragt sich nur, ob die vorausliegende Präsumtion richtig ist, dass solche Dinge dürften (oder gar müssten) logisch gerichtet sein und nach begrifflicher Fassung bemessen, oder ob nicht die also reden, es selber sind, welche die Fallstricke sich drehen, indem sie ihr Denken einzwängen in logisch sein wollende und logisch sein sollende Distinctionen.

Da meinen sie ja insbesondere auch, es stehe ausser aller Frage, dass irgendwelche Elasticität sich der Vorstellbarkeit nur vermitteln lasse durch die Annahme discreter, ihre wechselseitige Lage und Distanz verändernder und wiederherstellender Theilchen. Wie aber, wenn grade die Elasticität und verwandte Erscheinungen (Zähigkeit, Viscosität u. s. w.) durch ihr blosses Dasein bereits die Berechtigung jener abstracten Postulate zu Schanden machen? denn empirisch angesehen sind sie doch eben so unanzweifelbar wie die von Isenkrahe als das Fragloseste hingestellte Beweglichkeit, deren logische Fragwürdigkeit schon hinlänglich beleuchtet sein dürfte.

Auch Schopenhauer hat sich, wie man noch aus seinem „Nachlass“ — herausgegeben von Julius Frauenstädt — ersieht, mit diesen Dingen redlich abgemüht. Er geht (a. a. O. S. 346) sogar insofern noch weiter, als er den von uns in der Gravitation aufgezeigten Widerspruch in deren einseitige Hälfte, die blosse Attractionskraft, verfolgt, indem er darauf hinweist, wie diese als Cohäsion mit der Gravitation in Conflict stehe: „bloss in der allerengsten Berührung der Theile der Materie, wo wir sie Cohäsion nennen, ist die Gewalt der Attraction genugsam concentrirt, um der Anziehung des millionenmal grösseren Körpers der Erde soweit zu widerstehen, dass nicht die Theile des gegebenen Separatkörpers in grader Linie jenem zufallen. Ist aber die Cohäsion zu schwach, so geschieht dies: er zerbröckelt und zerfällt durch blosse Schwere seiner Theile“ — eine Auffassung, gegen welche die exacte Physik um so weniger etwas einwenden kann, als sie ja selber die Cohäsion als intermoleculare Kraft und zwar völlig unabhängig von der Affinität als intramolecularer Thätigkeit nur den Aggregatszustand, wie diese die chemische Zusammensetzung bestimmen lässt, indem jene den Körper so aus Moleculen, wie diese das Molecul aus Atomen aufbaue. „Erst wenn — heisst es in Poggendorff's Annalen B. 143 S. 40 ff. — die intermolecularen Beziehungen völlig gelöst, die Cohäsion völlig aufgehoben, d. h. der Körper in den gasförmigen Zustand versetzt ist, können die intramolecularen Schwingungen für sich zur Erscheinung kommen.“

Die einfachen Thatsachen, dass Cohäsion und Expansivität, Starrheit und Sprödigkeit neben Elasticität in einemunddemselben Körper bestehen können, dass es überhaupt eine Zähigkeit giebt, und die Existenz all der diesen physikalischen Begriffen auf charakterischem

Gebiet entsprechenden Analoga:*) das sind ebenso viel Fingerzeige für die realdialektische Auffassung des Urwesens, welche nur deswegen von den Physikern mit sehenden Augen pflegen ignorirt zu werden, weil diese schon allzufrühzeitig lernen, keinen Anstoss daran zu nehmen, dass im Augenblick der Erstarrung selber eine Ausdehnung vor sich geht und unter dem als Product der Wärmeverminderung geschehenden Erstarren hinwiederum eine Temperatursteigerung — wo man sich in den Labyrinthen der schon mehrfach gerügten weiteren Begriffsspaltungen (z. B. zwischen Wärmecapacität und specifischer Wärme) ergeht, ohne irgendwo an ein helles Tageslicht zurückzugelangen, wie es gar bald erreicht sein müsste, wenn die Sache so simplement logisch rechtläufig wäre, wie man sich und Andern gern einreden möchte. Aber eben deshalb braucht sich die Realdialektik auch nicht einschüchtern zu lassen durch den Vorwurf der Ignoranz; denn damit hat es nichts Anderes auf sich als mit der sokratischen Unwissenheit gegenüber der Wohlweisheit alleswissenwollender Sophisten des Alterthums. Indem sich die Realdialektik bescheidentlich bekennt zu dem Faustischen

Und sehe, dass wir nichts wissen können,

verzichtet sie darauf, auf der grossen Heerstrasse der Logiker zu einem (logisch unantastbaren) Wissen zu gelangen.

Ohne einen unzweideutigen Entschluss, sich von logischen Instanzen nicht jeden weiteren Denkweg verlegen lassen zu wollen, kommt man um die von Isenkrahe präcisirten Verlegenheiten aber nicht herum — und mag der Zahlungsmodus für diesen Tribut

*) Besprechung verwandter Schwierigkeiten bilden ja den Hauptinhalt der Aufsätze unserer Tagesliteratur für Physik und Chemie. So war es eine Zeitlang ein Lieblingsthema der Poggendorff'schen „Annalen", an den Erscheinungen der sogenannten „Ausbreitung" (einer Flüssigkeit auf der andern) einen Antagonismus der Abstossung seitens der bedeckenden Flüssigkeit aufzuzeigen. Es erinnert das an Wahrnehmungen, nach denen ein Körper an der Oberfläche dichter ist als um's Centrum, sowie an die elektromotorische Disjunctionskraft. Auch die Capillarattraction — gleichfalls ein zu vielen Detailbeobachtungen Anlass gebendes Phänomen — hat solch unverkennbar realdialektischen Charakter. Dem entspricht die durch sie bestimmte Thatsache, dass lockerer Boden nicht bloss langsamer aufsaugt, sondern auch langsamer verdunsten lässt als festgestampfter oder an sich festerer (vergl. Sklarek's Naturforscher 1875 Nr. 14 *coll.* 1876 Nr. 16.).

an das Unlogische mehr oder weniger verschämt sein und versteckt werden: irgendwie entrichtet muss er doch werden. Selbst wer sich, wie der in seinem Wahrheitssuchen so unermüdliche Fechner, dahin bescheidet, nur irgendwelche „Discontinuität" der Materie anerkannt wissen zu wollen, verwickelt sich mit einem scheinbar so unverfänglichen Begriffe in dessen sprachlicher Fassung ja doch schon in das unmittelbare Ineinander contradictorischer Gegensätze, indem die *vis vocabuli dis* die *vis vocabuli con* schon *eo ipso* aufhebt, so dass nur der Stamm des *tenere* übrig bleibt, ein Halten, aber ein lockeres, äusserliches, nicht endogen nothwendiges.

Dass ich aber doch nicht so ganz auf dem Irrwege eines blossen Missverständnisses mich befunden, wie gewisse Herren mir „bangemachend" einzureden suchten, als ich in Kant's Auffassung von der Materie als einer Einheit attractiver und repulsiver Kräfte den realdialektischen Urtypus des Ineinanders widersprechender Strebungen eines einheitlich selbstentzweiten Wirkens glaubte begrüssen zu dürfen: dafür ist mir inzwischen ein Zeuge erstanden, dem kein Faserchen von dem Verdachte anhängt, er könne schon von antilogischer Irrlehre angefressen sein, obgleich er sich vernehmen lässt, als wäre ihm direct die Aufgabe gestellt, die Realdialektik bis in die äussersten Consequenzen ihrer Eschatologie auf ihren elementarphysischen Ausdruck zu bringen. Der offensichtlich durch die Schulung allermodernster Naturwissenschaft hindurchgegangene Dr. Hermann Frerichs sagt nämlich (in der Progr.-Abh. der städt. Realschule zu Neumünster 1878: Die Materie, S. 15) wörtlich: „Diese anziehenden und abstossenden Kräfte dürfen jedenfalls nicht gleich sein; denn wären sie es, so würden sie nach dem bekannten Gesetze ihre Wirkungen gegenseitig vernichten. Sie dürfen aber auch nicht gleichartig sein, denn in diesem Falle würden sie sich zu einer einzigen zusammensetzen, indem die Wirkung der kleineren durch einen entsprechenden Theil der grösseren aufgehoben würde und der Rest dieser allein zur Ausführung käme. Eine solche Wirkung aber machte die Bildung der Körperwelt überhaupt unmöglich. Wäre die anziehende Kraft die grössere, so würden durch sie sämmtliche Molecule zur unmittelbaren Berührung zusammengezogen werden, die gesammte Materie würde in einen Ballen vereint" u. s. w.

Zunächst zeigen diese Sätze allerdings nur, wie die logische

Consequenz jener Hypothese nach allen Richtungen *ad absurdum* führt, wie also das für die anschauliche Auffassung Unabweisbare anders als logisch will verstanden sein, wenn man damit zu einer wirklichen Weltauffassung gelangen soll — und da ist es ja eben die realdialektische Auffassung, welche sich darbietet mit dem Auskunftsmittel: die Thatsache des Widerspruchs anzuerkennen, ohne daran in sich unhaltbare und auch der Anschauungserfahrung zuwiderlaufende Folgerungen zu knüpfen.

Was sich logisch als das *Neque — neque* einer zweiseitigen Unmöglichkeit darstellt, ist uns seit Betrachtung der Bewegung nichts Unerhörtes mehr — und wie wir dort die Thatsache der Bewegung gelten liessen trotz ihrer logischen Unausdenkbarkeit und alle daraus entstehenden praktischen Folgerungen desgleichen als Vorgänge vermittelnde und soweit auch erklärende Facta hinnahmen: so müssen wir uns auch hier bescheiden, den gegebenen Widerspruch in seiner unantastbaren Facticität oder Realität bestehen zu lassen, ohne weiter zu fragen, ob oder wie weit er mit den Bedingungen logischer Denkbarkeit sich in Einklang bringen lasse.

Wäre nicht das Wesen der Dinge ein verborgenes, schwerzuergründendes, so müsste ja die Realdialektik (und zwar nicht bloss die intuitive, ihrer eigenen Art unkundige, sondern auch die bewusste, auf Selbstsystematisirung hindrängende) so alt sein wie das Bewusstsein selber. So nun aber bedurfte es jener zahlreichen Vermittelungen, welche den Inhalt der gesammten bis jetzt abgelaufenen Geschichte der Entwickelung des Geistes ausmachen, um zu demjenigen Grade der Selbstbesinnung vorzudringen, welche sich getrauen darf, weiter zu denken in offener Rebellion gegen die Satzungen einer Logik, die auch für den Bereich des Objectiven volle Souverainetät usurpirt hat. Den von den Augenschirmen dieser anspruchsvollen Urmagisterin abgeblendeten Blicken musste die an sich schon latente und in ihrem isolirten Fürsichsein auch immanente Widerspruchsnatur des *ens metaphysicum* ein doppelt Verhülltes sein — und um sich bis zu ihr hindurchzubohren, bedurfte es eines Apparats, wie ihn nur die Motivlehre herzurichten vermochte. Das ist das festgeschlungene Band, welches diese beiden Disciplinen *naturali quadam societate* von ihrem ersten Ursprunge an umschlossen hat. Eins konnte sich ohne das Andere nicht entfalten, denn die Ergebnisse dieser waren darauf angewiesen, an den Postulaten jener

ihre Ergänzung zu suchen; und in solch wechselseitigem Rückhalt ist denn auch eine an der andern erstarkt: die „metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie" implicirte schon ebenso viel realdialektische Annahmen, wie die Charakterologie selber in ihrem immer erneuerten Betonen der innern „Negativität" ihres Gegenstandes. Jedes metaphysische Streiflicht, das uns irgend einen causalen Factor erhellt, bahnt damit auch neues Verständniss an für die realdialektische Natur des allem causalen Geschehen, aller Motivwirkung vorausgesetzten Selbstentzweitseins. Keine Aenderung irgendeines statischen Zustandes tritt ein ohne die *causa sufficiens* einer sozusagen kreuzenden Kraft, ohne das Neben- und Ineinander zweier Positive, welche als Negative nur erscheinen vermöge ihres ebenso grundwesentlichen Gegeneinander. So resultirt, weil beide am Beharrungsvermögen participiren, der ewige Process.

Wir lernen also hier aus dem Munde des physikalischen Beobachters dasselbe, was sich uns aus den verbaldialektischen Absurditäten etlicher Hegelianer, wie sie Trendelenburg zusammengestellt hat,*) ergeben muss: dass dies Problem eine Unterstellung unter den rein logischen Maassstab absolut nicht verträgt, weil jede Beleuchtung durch logische Schlaglichter das Widersprechende daran nur um so greller hervortreten lässt, während die Realdialektik das Dilemma auch hier in der Weise an den Hörnern packt, dass sie sagt: die Kategorie der Grösse und damit die der totalen oder partiellen Compensation ist hier schlechthin unanwendbar — die beiden Glieder des Widerspruchs stehen sich rein qualitativ — als Ja und Nein — gegenüber, aber dies nur idealiter, logisch, in Wahrheit — realiter und intuitiv — ist ihr Verhältniss so wenig das der Opposition oder Juxtaposition wie das der quantitativen Gleichheit oder Ungleichheit, sondern das eines unaufhebbaren Ineinander, welches als solches unberührt bleibt von all dem sophistischen Hocuspocus der Verbaldialektiker, aber deshalb zugleich auch von der Kritik, mit welcher Trendelenburg (a. a. O. I. 251 ff.) den Versuch Kant's, die sich erhebenden logischen Anstände dadurch zu beseitigen, dass die Repulsion als blosse, nur in unmittelbarer Berührung wirksame, Flächenkraft solle vorgestellt werden, während die Attraction in den unendlichen Raum hinauswirke — zurückweist.

*) Log. Unters. 2. Aufl. I, 51 ff.

einer Kritik, welcher wir uns vielmehr grade vom Standpunkt der Realdialektik aus im Wesentlichen durchweg anschliessen können.

Denn wir wissen, dass das Ja und Nein im willensmetaphysischen Realwiderspruch ein gut Theil mehr besagt, als das rein formale Verhältniss von Negation und Affirmation, vielmehr einen concreten Willensinhalt mit beschliesst, zu welchem das Verhalten des Willens in seiner jeweiligen Entscheidung ein contradictorisches ist, so dass selbst folgende Sätze sich von selber völlig zu Gunsten der Realdialektik wenden, nicht etwa bloss wenden lassen (a. a. O. S. 256 ff.): „Wir begreifen die Materie als widerstehend und zusammengehalten durch die Gemeinschaft von Anziehung und Abstossung. Es ist leichte Mühe, diesen Ausdruck so umzusetzen, dass ein und derselbe Punkt zugleich bejaht und verneint ist. Dann wird der Gedanke zu einem logischen Widerspruch und fährt vor dem Gesetze der Identität auseinander.“ — ? — „Die reale Natur, die im Gegensatze ihre Macht hat und die widereinander gekehrten Thätigkeiten ausgleicht“, — ? — die Realdialektik sieht die Einheit nicht als Resultat oder Product, sondern als Voraussetzung und in aller Selbstentzweiung fortbestehende Grundlage an — „ist reicher als die armselige Reduction auf Ja und Nein, die den wahren Inhalt der treibenden und ziehenden Thätigkeit aufhebt und eigentlich keine andere Anschauung kennt als Zunicken und Kopfschütteln der Menschen. Schon in der Bewegung erschien ein Widerspruch für den zerlegenden Verstand, hier von neuem in der Materie; und doch ist nur durch ihn Leben“.*)

Dazu nehme man noch folgende Sätze, welche in ihrer Weise wieder das bestätigen, was eben von uns als *vis essendi* postulirt worden ist, und so erst recht den Vorzug des Willensprincips,

*) Wir stossen also sehr frühe (begrifflich, nicht zeitlich verstanden) auf Wunder, welche durchleuchtet sind vom allerhellsten Scheine des autonomen Geistes — gar verschieden von jenen andern, die es geben soll, nur um alle Strahlen der Freiheit zu resorbiren, bloss damit es ein Dunkel gebe, unter dessen Schutzdecke ungestraft alles Denken geknechtet werden könne. Unser Standpunkt hat nichts gemein mit den Mördern aller selbstschöpferischen Ueberzeugungen, mit den Hochverräthern an aller Souverainetät des selbstherrlichen Fragens und Prüfens, mit den Verkäufern des unveräusserlichen Rechtes, auch da noch zu zweifeln, wo alle Andern gläubig zujauchzen.

Function und Functionirendes in Einem zu sein, beglaubigen, indem auch sie darauf hinausführen, dass erst in der anschaulich erfassten Realität des Widerspruchs sich die Erkenntniss der ganzen Wahrheit vollende, und welche grade als Selbstbekenntniss Trendelenburg's über die Unzulänglichkeit des von ihm in seiner Abstractheit aufgestellten Bewegungsprincips von doppelt schwerwiegender Bedeutung sind. Wir lesen nämlich a. a. O. 262: „Wir suchen die Entstehung des Substrats und finden Bewegung (Attraction und Repulsion). Um aber die Bewegung zu fassen, muss sich etwas bewegen, und wir setzen wieder ein Substrat. Daher sprach die älteste Philosophie, indem sie die Materie zu begreifen suchte, nicht von der blossen Raumbewegung, sondern von Verdünnung und Verdichtung. Die Vorstellung vollzieht gleichsam eine Schöpfung aus nichts. Sie setzt, damit sie bewege, und bewegt, indem sie setzt. Nach diesem äussersten Ende der Abstraction dringt sich eine Einheit des Seins und der Thätigkeit auf. Mag der Begriff diesen Widerspruch zerlegen und dadurch lösen wollen, er kehrt doch im letzten Element wieder, und die Anschauung ist von vornherein mächtiger als das Bedenken des Verstandes."

Einen hochhumoristischen Eindruck gewinnen wir nun aber, wenn wir uns aus diesen Regionen der Abstraction zurückwenden zu dem concreten Standpunkt des mathematisirenden Physikers, wie ihn Isenkrahe vertritt, und lesen, auf welch winziger Kleinigkeit nach solcher Rechnung nicht bloss der Bestand, sondern gradezu das substantiale Dasein der ganzen Welt beruht; denn in ganz analoger Weise, wie wir es bei Frerichs ausgesprochen finden, sieht sich auch Zöllner, um die Existenz der wirklichen Welt aus seinen „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie" herleiten zu können, neben dem Weber'schen Gesetz genöthigt zu der „Annahme eines etwas grösseren Werthes des attractiven Potentials zweier ungleichartigen in Vergleich zu dem repulsiven Potentiale zweier gleichartigen Theilchen. .... Der numerische Unterschied dieser positiven Potentialdifferenz beläuft sich auf eine Grösse, welche kleiner als $\frac{6}{6 \cdot 10^{40}}$ des Werthes eines der beiden repulsiven Potentiale ist, so dass an eine directe elektroskopische Beobachtung dieser Differenz nicht gedacht werden kann."

So sehr recht hatte also die Realdialektik mit ihrer, solch mathematischen Finessen gegenüber sich als bloss instinctive Ahnung ausnehmenden, Behauptung: die Welt stehe fortwährend wie auf der Wippe. Und dennoch genügt solch minimales Plus auf der positiven Seite, um die ganze Existenz des Universums bis zur Unrettbarkeit für alle Ewigkeit zu garantiren. In diesem Sinne bringt es das *Nolo* allerdings nie über eine rein privative, ablehnende — Trendelenburg würde nach Obigem sagen: kopfschüttelnde — Bedeutung hinaus; es verhält sich nur verneinend zu dem ihm vom *Volo* proponirten Inhalte; denn das Positive, was es diesem entgegenzusetzen hat, ist immer um eine Kleinigkeit schwächer. In all seinem „Wider-Willen" gegen das Existirende ist es doch zu ohnmächtig, diese Existenz selber, das böse Dass daran, wirklich zu beseitigen und so „aufzuheben", dass als Rest Null bleibt. Zwar will es oft nicht bloss anders *(aliter)*, sondern auch ein anderes *(aliud quid)*, als das *Volo* — aber das hilft ihm nicht: das Affirmative — was sich physikalisch als das Attractive darstellt — hat, weil und solange die Welt einmal da ist, einen Vorsprung, ein übermächtiges Recht der Erstgeburt — und dies *Prae* ist ebenso unüberwindlich wie für nachgeborene Prinzen das Vor-Recht der allein Erbberechtigten: das mag zu blutigen Palastrevolutionen führen, die ändern aber schliesslich auch nichts, weil der jedesmalige Inhaber des Majorats *eo ipso* zur affirmativen, für den Fortbestand eintretenden, „conserviren" wollenden Potenz wird.

Das Wollen wird sich eben selbst nicht los, auch in seinem Gegensatze nicht, so wenig wie in seiner Erfüllung: „denn im Genusse schmacht' ich nach Begierde", lässt Goethe seinen Faust so schmerzvoll klagen, und begeht damit nichts weniger als einen Anachronismus, weil auch schon die mittelalterlichen Asketen von der unausschöpflichen Qual der ἀκηδία wussten, vermöge welcher das ertödtete Verlangen von dem unauslöschlichen Durste gepeinigt wird nach der Fähigkeit, noch irgendetwas verlangen zu können.

So kommt auch die Mortification niemals an's Ziel: wenn wirklich Alles in unendlicher Repulsion auseinanderstöbe, so würde der Effect der gleiche sein, wie beim absoluten Siege der attractiven Mächte*): Eins könnte dem Andern — selbst nicht

*) In der Polemik gegen Kant hat, wie ich nachträglich gewahr werde, auch schon Analoges — freilich mit ganz anderer Absicht — Trendelenburg erkannt und dargelegt, a. a. O. S. 253.

in der Unendlichkeit — nicht ausweichen, und Alles müsste sich auf einen Klumpen zusammenballen, nur dass dieser nicht, wie unterm Sieg der Attraction, im Centrum des unendlichen Raumes (ich weiss, dass dieses ein unausdenkbarer Begriff ist, aber die Realdialektik braucht ja vor solchen nicht das Feld zu räumen), sondern an dem Punkt der Peripherie liegen müsste, wo nach Durchlaufen des unendlichen Kreises zuletzt (d. h. in einer zeitlosen Ewigkeit irgendeinmal) das in entgegengesetzten Richtungen *quoquo versus* auseinander Getriebene sich wieder begegnen oder zusammenfinden müsste.

Aber selbst, wer solche „Demonstration" nur für eine fictive wollte gelten lassen (deren Kunst denn allerdings den so gern in „Imaginationen" von pseudo-unendlichen und pseudo-wirklichen Grössen sich ergehenden Mathematikern müsste abgeguckt sein), müsste doch das daraus zu Folgernde in positiver Fassung sich gefallen lassen, nämlich, dass nur das approximative Gleichgewicht negativer Verhältnisse es ist, worin die Welt sammt all ihrem Regen und Bewegen recht eigentlich wie in ihrem Angelpunkte ruht und beruht mit ihrem innegabeln Subsistens.

Das aber heisst nichts Anderes, als das realdialektische Weltprincip anerkennen, zu welchem sich „unbewusst" die Philosophen und Physiker aller Zeiten und aller Orten bekannt haben, sobald nur irgendwo der Versuch gemacht wurde, das Vorhandene logisch zu bemessen. Was dabei immer — so oder so verhüllt — als alogischer Rest resultirte, implicirte den ewigen Protest des unendlichen Alogischen gegen die Zumuthung jeder — ihrem Wesen wie ihrer Geltung nach gleich sehr — bloss zeitlichen und endlichen Logik.

Weil nun aber hiermit unsere Darstellung wieder einen der Culminationspunkte ihrer Paradoxie erreicht hat, so mag eben hier — um Solchen, welchen auf dieser Höhe schwindelig werden möchte, einen Halt zu gewähren, wie ihn der Arm eines nüchternen Bergführers darbieten kann — das allergewichtigste Zeugniss, dessen wir uns aus physikalischem Lager zu erfreuen hatten, in Reih' und Glied treten, weil es nicht nur wieder die Präsumtion echt britischer Unverstiegenheit für sich hat, sondern zugleich daran erinnert, wie selbst im Grove'schen Gleichgewicht der Kräfte die Schwere als *sui generis* aus dem Spiel gelassen ist, indem sie als Urkraft, als ein metaphysischer Willensact, bestehen bleibt, welcher als solcher in keinen Metamorphosencirkel

hineinfällt. Sie erscheint sozusagen als eine ewige Bewegungsquelle und wird deshalb nur da sichtbar, wo eine Hemmung eintritt, Veränderung oder Aufhören der Bewegung, also Anderswerden des *status*, des statischen Zustandes. Denn Grove's Versuch, die Schwerkraft mit den andern Kräften zu identificiren, kann nur mittelst einer Verwechselung des bewirkten Drucks mit der bewirkenden Schwere zu einem Scheingelingen gebracht werden. Denn die Gleichheit des Wärmeeffects beweist nur die Gleichheit der Bewegung, nicht aber für die Gleichheit (Identität) der Ursache — und im Hintergrunde lauert auch bei ihm die Tendenz, Anziehung und Abstossung als blosse Kehrseiten von einander ansehen zu lassen. In den Nachträgen (S. 223) ergänzt er ja seine Lehre von der kosmischen Kraftumwandlung mit dem Gedanken: die in den kosmischen Raum ausströmende Licht- und Wärmemasse kehre zurück als allgemein abstossende Kraft, welche als solche nach Newton genau so wirken würde, wie allgemeine Anziehung. Und hält man damit Zöllner's Construction der Materie zusammen, nach welcher das materielle Molecul als ein Aggregat paarweise mit einander verbundener und in freien Bahnen beweglicher Elektricitätstheilchen vorzustellen ist („Naturforscher" 1877 Nr. 4), so darf doch gewiss die Realdialektik sich in solch urdualistischer Atmosphäre überaus wohl und heimisch fühlen.

Aber vernehmen wir nun unsern Hauptzeugen, wie seine Aussage ebenda 1876 Nr. 50 S. 471 ff. deponirt ist nach *Phil. Magaz. Ser.* 5. *Vol.* II. Nr. 11. Oct. 1876 *p.* 241 *sq.*, wo ein Vortrag abgedruckt ist von James Croll über die Frage, ob die Schwere in andere Formen von Energie, Wärme, Elektricität, Magnetismus u. s. w. und ob hinwiederum diese Formen von Energie in Schwere umgewandelt werden können. Bei der Anerkennung, dass die Schwere mechanische Kraft leiste und diese sich in andere Form von Energie umwandeln könne, wurde doch allgemein geleugnet, dass dabei eine Abnahme oder ein Verlust von Schwere stattfinde, was eine „virtuelle Ableugnung des Princips von der Erhaltung der Kraft zu sein scheine" . . . 1. Wurde angenommen, dass das Gewicht eines Körpers nicht verändert wird durch die Arbeit, welche er leistet. 2. Nimmt die Kraft, mit welcher zwei Körper gegen einander angezogen werden, nicht ab, wenn sie sich einander nähern, sondern sie wächst vielmehr. Die gegenseitige An-

ziehung zwischen dem Stein und der Erde nimmt nicht ab, wenn der Stein fällt, sondern umgekehrt.".. Auch: „zwei elektrische Ströme, die parallel und in derselben Richtung fliessen, ziehen sich gegenseitig an; die Anziehung nimmt zu, wenn sie sich gegeneinander bewegen; aber wir wissen, dass gleichzeitig ein Verlust von Anziehungskraft stattfindet, der aus ihrer Annäherung folgt. Wenn die beiden Ströme in der gegenseitigen Annäherung begriffen sind, so entsteht in jedem Drahte ein inducirter Strom von entgegengesetzter Richtung als der primäre, infolge dessen dieser geschwächt und die Anziehungskraft vermindert wird, so dass, wenn die Ströme sich einander nähern, ihre Anziehungskraft in jedem Moment geringer ist, als sie sonst sein würde, wenn die Ströme stationär wären. Dasselbe ist bei Magneten der Fall... Könnte nicht ein Stein während des Fallens in jedem Momente mit geringerer Kraft von der Schwere beeinflusst werden, als wenn der Stein in dem Moment ruhte?.... Wenn die Anziehungskraft keinen Verlust erleidet, wenn eine Arbeit von ihr geleistet wird, was ist es denn, was einen Verlust erleidet? Irgendeine Form von Energie muss*) abnehmen, wenn Arbeit geleistet wird; und wenn es nicht die Schwere ist, muss es etwas Anderes sein.

*) So decretirt die Logik auf Grund eines falsch verstandenen Identitätssatzes, aus welchem sich ihr die Constanz der Kräfte selber als eine Folgerung, als bloss concrete Application eines abstracten Gedankens, ergeben soll, und weil sie, wie wir gesehen haben, in dieser physikalischen Anwendung absolut nihilistisch denkt, d. h. keinen, subsistirenden Willen anerkennen will. Lieber lässt sie Alles in blosse Compensations- oder Ausgleichungsprocesse aufgehen, als dass sie sich bequemen sollte, Wahrheit und Wirklichkeit realdialektischer Verhältnisse und Thatsachen gelten zu lassen. In dem blinden Sträuben, irgendein wahrhaft schöpferisches, mehr als bloss mäeutisch assistirende Bedingungen setzendes, Princip für vorhanden anzusehen — weil sie in ihrer Kurzsichtigkeit wähnt, damit unrettbar dem logisch absurden Begriff einer *creatio ex nihilo* zu verfallen — beruhigt sie sich lieber bei der rein doketistischen Auffassung alles Geschehens als eines substanzlosen Kreislaufs leerer Phänomenalitäten und verliert sich in ihrem Eigensinn lieber selber in die pure Absurdität, welche sie mit dem ihr eigenen intoleranten Denktugendstolze gar zu gern der Realdialektik in die Schuhe schieben möchte — was sich angesichts der nicht selten gradezu ordinären Albernheit ihrer Vertheidigungsweise ungefähr so ausnimmt, wie wenn eine feile Dirne über eine Aspasia skandalirt.

Die allgemein angenommene Erklärung hierfür ist folgende: wenn ein Körper nach Oben geworfen wird, so besteht die potentielle Form von Energie, in welche die Aufwärtsbewegung verwandelt wird, nicht einfach in der Schwerkraft oder in der Tendenz des Körpers zu fallen, sondern sie besteht in dieser Kraft und Tendenz multiplicirt mit dem Raume, durch den er fallen kann*)... wenn der Boden erreicht ist, dann ist alle potentielle Energie verschwunden, da nun kein Raum vorhanden ist, durch den die Schwere wirken kann. Die hierbei erzeugte kinetische Energie wird gemessen durch die Masse des Steins multiplicirt mit dem halben Product der Geschwindigkeit, und die Summe der kinetischen und potentiellen Energie muss stets gleich sein." Diese Art, den Gegenstand zu betrachten, sagt nun Croll weiter, genügt, das ist wahr, vollkommen den mathematischen und mechanischen Anforderungen des Problems; aber es scheint mir die wirkliche physikalische Beschaffenheit des Vorgangs etwas zu verhüllen.... Raum und Zeit

*) Achtsamem Nachdenken kann auch das Realdialektische, welches diesem Satze zu Grunde liegt, nicht wohl entgehen. Der abstracte Raum, in seiner Lostrennung von den Willensverwirklichungen, denen er anhaftet, als ein schlechthin Essenzloses zu denken, wird dennoch von den Mathematikern prüfungslos ihrer Potenz-Factoren-Serie als ein völlig gleichwerthiges Element eingereiht, weil sie sich anders nicht zu helfen, sonst ihre wohl ausspintisirten Theorien nicht zu retten wissen. Jede solcher Verlegenheiten wird aber unmittelbar zu einer Bestätigung für die Realdialektik — denn an ihr tritt zu Tage, dass den Kräften selber und ihren wechselseitigen Relationen etwas Antilogisches innewohnt, zu dessen Ausgleichung man sich lieber einen andern Factor von wo möglich selbständig antagonistischem Charakter hinzudenkt, weil jede Logik meint, doch noch eher mit einem simplen und planen Dualismus, als wie mit realdialektisch-monistischer Selbstentzweiung zurechtkommen zu können. In Wahrheit nämlich entsteht der Schein, als ob der Raum selber *per se* eine Macht besässe, nur vermöge der besonderen Beschaffenheit der mechanischen Kraft, räumlich bedingt zu sein — grade wie wir die Oberflächlichkeit z. B. der Transmutationstheoretiker in die „Umstände" als solche eine Motivationskraft verlegen sehn, welche einzig und allein dem Willen selber als solchem angehört und nur mittels der Umstände in die Erscheinung tritt und in diesem engern Sinne „sich verwirklicht". So oft ein tiefer eindringender Forscher gewahr wird, wie er mit seiner blossen Mathematik in die Brüche kommt, ist er allemal schon unterwegs zu einer Huldigungsvisite bei Frau Realdialektik.

sind Bedingungen, nur absolut nothwendige Bedingungen für die Umwandlung potentieller Energie in kinetische und von kinetischer Energie in potenzielle, aber sie selbst können keine Form von Energie sein.*) Wenn es richtig ist, dass die blosse Anziehungskraft nicht die potenzielle Energie, sondern dass diese die Kraft × (mal) den Raum, durch den sie wirken kann, ist, dann muss der Raum eine Form von potentieller Energie werden.**) Das ist klar: der Raum wird hier ebenso ein Factor potenzieller Energie, wie der andere Factor, die Kraft". Denken wir uns aber ein Loch durch die Erde, dann wird der Stein, da er nun wieder Raum zum Fallen hat, weiter potentielle Energie in kinetische verwandeln, bis er in's Centrum der Erde gelangt; hier hört die Bewegung auf, obwohl noch Raum zugegen ist, weil die Schwerkraft zu wirken aufhört. „Es ist also die Schwere, und die Schwere allein, welche dem Stein Bewegung mittheilt. Keine Arbeit wird an dem Stein geleistet durch den Raum; Zeit und Raum liefern nur die Bedingungen, damit die Arbeit geleistet werde. ... Die kinetische Bewegung, welche auftritt, wenn der Stein fällt, muss vorher existirt haben in Gestalt von Schwere, nicht als Raum***) — dann aber muss eine Abnahme der Schwere stattfinden, proportional der Zunahme der kinetischen Energie, oder das Princip der Erhaltung der Kraft ist verletzt .... wenn eine Kraft in irgend etwas umgewandelt ist, dann kann sie nicht mehr das sein, was sie vor der Umwandlung war, sondern muss das sein, in was sie verwandelt worden." †) Nicht bloss bei der

*) So widerfährt ganz nebenher auch von einer in ihrer besonnenen Unbefangenheit nicht zu verdächtigenden Seite der längst von uns betonten Revisionsbedürftigkeit des vulgären Bedingungsbegriffs eine glänzende Anerkennung. Es ist eben hohe Zeit, dass ein neuer Kant erstünde, um eine umfassende Kritik des in mathematisch-physikalischen Voraussetzungen umlaufenden naiven Aberglaubens zu schreiben.

**) Das heisst in die Sprache der Willensmetaphysik übersetzt: selber mehr als blosse Existenzform oder -Bedingung sein und unmittelbar an der Essential-Natur des *ens metaphysicum* selber participiren.

***) Oder, wie wir das oben ausdrückten: die Bewegung ist des Urwillens älteste Tochter, nicht — wie Trendelenburg und die Physiker wollen — selber auch aus sich heraus das *primum movens*.

†) Eine allerliebste Variation des Identitätssatzes — und man mag wohl staunen, dass solch einfaches *Idem per idem* den Männern der physikalischen Logik noch so „energisch" muss zu Gemüthe geführt werden.

Schwere ist der Raum eine unerlässliche Bedingung für die Umwandlung potentieller in kinetische Energie, sondern bei jeder Umwandlung.*) — Auch bei der Dampfmaschine ist es der Druck des Dampfes auf den Stempel und nur der Druck allein, der in kinetische Energie umgewandelt wird und nicht der Raum. Es giebt Jeder bei einer durch Wärme getriebenen Maschine zu, dass, was an Arbeit gewonnen werde, an Wärme verloren geht — „aber die Schwere treibt unsere Wasserräder und mahlt unser Korn . . . und all das, glaubt man, findet statt, ohne dass die Schwere einen Verlust erleide. Das Einzige, was man annimmt, dass es verloren gehe, ist die Lage oder der Raum, der zu durchschreiten ist. Die Schwere ist das wirkliche Agens . . . . bei der Dampfmaschine würde man es für absurd halten zu sagen, dass nicht Wärme verloren gehe und dass das, was verloren gehe, nur der Raum im Cylinder ist, durch den der Stempel sich bewegt. Die Absurdität scheint aber ebenso gross in dem einen Falle wie in dem andern, und es scheint ebenso sehr eine Verletzung des Princips von der Erhaltung der Kraft, anzunehmen, dass die Gravitation Arbeit leisten könne ohne Verlust, wie dass es die Wärme thue. Die Form der Energie, welche Wärme genannt wird, wird geschwächt durch das Heben des belasteten Stempels gegen die Schwere. Muss nicht die Form der Energie, welche Schwere genannt wird, gleichfalls geschwächt werden durch das Hinunterziehen des Stempels?"

Was nun aber Herr Croll selber weiter vorbringt, um aus diesen Aporien hinauszukommen, scheint nicht minder eine indirecte Bestätigung des realdialektischen Princips in sich zu schliessen, sofern es wiederum ein in sich sich Widersprechendes zu Hülfe ruft, um der wirklichen Natur der Dinge durch den „verhüllenden" Schein auf den eigentlichen Grund zu sehen.

Unter Berufung auf die Anschauungen Faraday's, Waterston's u. A. wird die Schwere als eine Kraft angesehen, welche

---

*) Welcher Schluss läge da wohl näher, als dass die ganze „Umwandlung" wesentlich nur eine räumliche Translocation eines seiner innersten Essentia nach von aller Räumlichkeit unabhängigen Kraft-Wesens sei, dessen Metamorphosirbarkeit seitens des Raumes nur bedingt — verursacht oder begründet dagegen ausschliesslich in seiner innern Zwiefachheit sein kann?

den Raum ausserhalb der Körper durchdringt, und die Hypothese acceptirt, dass bei der gegenseitigen Annäherung der Körper diese Kraft nicht zunimmt, wie man gewöhnlich glaubt, sondern dass die Körper an einen Ort kommen, wo die Kraft mit einer grösseren Intensität existirt. „Wenn ein Stein, nach Aufwärts geworfen, sich von der Erde entfernt, so wird seine lebendige Kraft in den Raum getragen und existirt dort als Schwere. Wenn der Stein sich der Erde nähert, wird die im Raum existirende Kraft zurück zur Erde gebracht und erscheint als lebendige Kraft wieder.... Es wird jetzt allgemein angenommen, dass die Vorstellung einer Anziehung nicht die Wirkungsweise der Gravitation repräsentirt, weil die Anziehung eine Wirkung in die Ferne voraussetzt, oder mit andern Worten, dass ein Körper dort wirkt, wo er nicht ist, was ebenso unmöglich ist, als dass ein Körper dann wirken kann, wenn er nicht ist.*) Die Schwere ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Art Stoss oder Druck.**) Einige unserer bedeutendsten Physiker behaupten, dass die Schwerkraft herrühren muss vom Stoss ultramundaner Körperchen,***) die in gewisser Beziehung ähnlich sind den Theilchen eines Gases, oder von Druckunterschieden in einer Materie, welche den Raum ganz füllt, ausgenommen da, wo der Körper sie verdrängt.†)" „... Aber wenn die Schwere herrührt vom

*) Also auch hier, beim philosophisch naiven Physiker, begegnen wir einer Auffassung der *actio in distans,* nach welcher man dieser einen direct contradictorisch antilogischen Charakter beilegt, wo man mit der Anerkennung conträrer Gegensätze und blosser Antagonismen nicht mehr auskommt. Das könnte denn doch wenigstens soweit der Billigkeit gemahnen, dass man nun nicht weiter sich vermessen sollte, die Natur und ihre Wissenschaft böte überhaupt nichts dar, was auf realdialektische Gedanken bringen könne — man komme überall auch mit der gradlinig einseitigen Logik aus und zurecht.

**) Köstliche Naivetät, so auf Leucipp und Cartesius zurückzugreifen! — d. h. ja doch den Handschuh oder Stiefel nur umkehren, damit Einem die innere, fremdere Seite eher was von „Erklärung" zu bieten scheine, als die altgewohnte äussere.

***) Ein unbezahlbares Prachtstück von oxymorem Begriff, wobei das Wortspiel mit „ultramontanen" Impulsen zu nahe liegt, um nicht für einen schlechteren Witz zu gelten, als es doch in Wahrheit vielleicht bieten könnte.

†) Ein *dito dito* Expediens, gleich würdig der souverainen Logik!

Stoss der Körperchen, so folgt, obwohl das Gegentheil gewöhnlich angenommen worden zu sein scheint, dass die Kraft des Stosses grösser sein wird, wenn ein Körper sich in entgegengesetzter Richtung bewegt, als die Körperchen, wie wenn er sich in derselben Richtung bewegt (wie zwei Eisenbahnzüge beim Begegnen stärker zusammenprallen, als wenn einer den andern überholt). Ein senkrecht aufwärts geworfener Körper würde selbst ohne Widerstand der Atmosphäre nicht mit absolut derselben Geschwindigkeit zurückkehren zur Erde, wie er sie verliess, wie ein gegen einen ungemein starken Hagelschauer angeschleuderter Stein mit bestimmtem Verlust von Bewegung, weil der Hagelstoss gegen den aufsteigenden grösser. Die Schwerekörperchen würden sich nur durch die grössere Geschwindigkeit unterscheiden, und wenn diese nicht unendlich gross, was absurd, so kann die Kraft des Stosses nicht absolut so gross auf den fallenden, wie auf den aufsteigenden Stein sein, und wenn dem so ist, muss auch die Geschwindigkeit nicht absolut die gleiche sein — es muss ein Verlust von Bewegung stattfinden, wie klein er auch sein mag*) — das liesse sich entdecken bei Cometen oder Planeten mit sehr excentrischer Bahn; es müsste ein Kürzerwerden der grossen Bahnachse und dem entsprechende Abnahme der Umlaufszeit folgen. ... Es scheint hieraus zu folgen, dass die Schwere allein ohne irgendein widerstehendes Medium schliesslich die Planeten zur Sonne bringen würde.**) Dieselben Resultate werden sich ergeben bei der Annahme, dass die Schwere veranlasst wird durch ungleichen Druck in einer den Raum continuirlich füllenden Materie."

*) Lustwandelt es sich nicht überaus anmuthig an der Hand eines solchen Schwärmers, der uns verräth, dass wir nicht einmal von unserer Phantasie uns Welten vorzaubern lassen können, in denen es nicht realdialektisch zuginge?

**) Aehnliche Consequenzen hat bereits du Prel im „Kampf um's Dasein am Himmel" in seine Rechnung aufgenommen. Jedenfalls stellt jede kosmische Erklärung zwei einander widersprechende Factoren in Ansatz, mag sie auch (wie du Prel a. a. O. 2. Aufl. S. 327) unterscheiden zwischen „beständig wirkender Schwerkraft" und „einer constant gebliebenen Folge eines ursprünglich ertheilten Stosses", was das logisch nicht uninteressante Hysteronproteron in sich schliesst, dass die ewige Hemmung dem zu Hemmenden, ob auch nicht direct zeitlich, so doch begrifflich, als voraufgehend gedacht würde.

Diesem reichlich lang ausgefallenen Excerpt (für dessen formelle Härten die Verantwortlichkeit dem ungeschickten Uebersetzer zur Last fällt), fügen wir nun noch eine ausführlichere Hinweisung auf Zöllner's Darstellung der allgemeinen Gravitation als statischer Resultante zweier elektrischer Fernwirkungen hinzu. Hätte die Realdialektik über akademische Würden zu verfügen, so würde dieser unerschrockene Gelehrte schwerlich dem Schicksal entgehen, *honoris causa* (freilich nicht als Verfechter des Spiritismus) zu ihrem Specialdoctor creïrt zu werden. Leider stehen uns auch für diese Citate wieder nur *Second-hand*-Quellen zur Verfügung, was jedoch in diesem Falle insofern weniger bedenklich ist, als Zöllner selber seinem Recensenten in Zarncke's Centralblatt 1877 Nr. 9 ausführlich berichtigend replicirt hat, also wohl das Nichtbeanstandete als richtig referirt anerkennt.

Darnach nun nimmt er erstens an, „dass die letzten physikalisch nicht mehr theilbaren Elemente der Körper die beiden trägen und mit den Eigenschaften der positiven und negativen Elektricitätstheilchen der Weber'schen Theorie ausgestatteten Massentheilchen E und E^1 seien, und zweitens, dass dem attractiven Potential zweier ungleichartiger Elektricitätstheilchen ein etwas grösserer Werth im Vergleich zu dem repulsiven zweier gleichartiger zukomme" (wie schon oben in anderem Zusammenhange erwähnt ward). Newton habe zwar für unbegreiflich gehalten, dass unbeseelter roher Stoff direct in die Ferne wirke, aber eben deshalb die t h a t s ä c h l i c h s t a t t f i n d e n d e n Fernwirkungen durch ein beseeltes unmaterielles — die Realdialektik sagt: räumlich indifferentes — Princip erklärt wissen wollen; — es sei begreiflich, wie beseelter, lebendiger Stoff ohne irgendeine sonstige Vermittlung auf einen andern Körper ohne gegenseitige Berührung wirken könne, und die Intensität dieser Kräfte und ihrer Resultante ist also nicht unveränderlich, sondern principiell wandelbar und noch von andern als den sichtbar räumlichen Beziehungen materieller Kraft abhängig, und das wollende und vorstellende Wesen, das diese Ursache der materiellen Veränderungen sei, existire in der vierten Dimension des Raumes (eine Dimension, welche wir anderswo einer kritischen Betrachtung unterworfen haben) und diese allein löse auch den Widerspruch symmetrischer Gebilde, welche nicht unmittelbar zur Deckung gebracht werden könnten.

Als hierzu Riehl den Einwand gemacht: die andere Lage zu einem gemeinsamen Coordinatensystem sei kein

Widerspruch, der nur vorhanden sei, „wo dasselbe Ding in derselben Hinsicht und unter gleichen Umständen dasselbe ist und nicht ist," replicirte Zöllner (Zarncke 1877 Nr. 20): „Mein Kritiker kennt nicht den Unterschied zwischen statischen und dynamischen Kräften. Erstere sind Kräfte, welche nur von der Entfernung der aufeinander wirkenden Theilchen abhängen, letztere sind Kräfte, welche auch von dem Bewegungszustande (Geschwindigkeit und Beschleunigung) abhängen." Beim Newton'schen Gesetz komme, soweit es durch Beobachtung controlirbar, lediglich die statische Wechselwirkung in Betracht, welche auch bei elektrisirten Körpern lange vor Weber beobachtet sei; so habe die Ableitung der allgemeinen Gravitation aus den elektrischen Fernwirkungen mit dem Weber'schen Gesetz (welches sich nur durch seine dynamischen Glieder von dem Newton'schen Gesetz unterscheide) gar nichts zu schaffen. Schon Mosotte habe 1836 gesagt: *L'attraction universelle elle même peut découler comme une déduction des principes, qui règlent les forces électriques.* „Wenn meinem Kritiker hierbei die Annahme einer solchen Verschiedenheit dreier empirischer Wechselwirkungen ($+e$ auf $+e$, $\div e$ auf $\div e$, $+e$ auf $\div e$) für ein Grundgesetz zu wenig einfach erscheint, so erlaube ich mir zu bemerken, dass die Annahme einer absoluten Gleichheit der Intensität dieser drei verschiedenartigen Wechselwirkungen eine naturwissenschaftlich unhaltbare Annahme ist, indem diese absolute Gleichheit offenbar nur einen einzigen Fall unter unendlich vielen möglichen Fällen darstellt, welche eine Verschiedenheit dieser drei Wirkungen repräsentiren. Die Wahrscheinlichkeit einer absoluten Gleichheit ist also unendlich gering gegenüber einer Verschiedenheit, d. h. sie existirt für unsern Verstand nicht, solange nicht logische Gründe für eine solche absolute Gleichheit angeführt werden können" — er habe also nicht eine neue Hypothese gemacht, sondern nur eine alte beseitigt.

Wie aber, wenn dem gegenüber nun die Realdialektik sagen muss: logisch angesehen, scheint allerdings jene absolute Gleichheit gefordert, sofern es als bloss concrete Erscheinungsweise des Identitätssatzes aussieht, dass sich das Verhältniss der Kraft x zur Kraft y von dem Verhältniss der Kraft y zur Kraft x nur in der mathematischen Ausdrucksweise (je nachdem als Summe oder Differenz, resp. Product und Quotient) unterscheide, sachlich dagegen als absolut identisch anzusehen sei? Wenn also

die physikalische Theorie trotzdem, um den Bestand des materiellen Daseins zu retten, zur Annahme eines quantitativen Unterschieds zwischen zwei sachlich gleichartigen Proportionen glaubt greifen zu müssen, so legt sie damit eben das Bekenntniss ab, dass die Präsumtion der Logicität für das Weltverständniss nicht ausreiche, und indem Zöllner hier den Probabilitätscalcul nach möglichen Fällen einzuschieben versucht, schlägt er dem eben von ihm selber angewendeten Princip in's Gesicht, nach welchem das factisch Gegebene für höher gelten soll als das logisch Postulirbare.

Der von ihm citirten Briefstelle Newton's aber entnimmt Zöllner den Schluss, „dass Newton die Gravitation als eine wirklich durch den absolut leeren Raum (Vacuum) ohne materielle Vermittelung in die Ferne wirkende Kraft ansah". An Riehl's Duplik interessirt uns das Zugeständniss: „Nach Regeln der allgemeinen Wissenschaftslehre machen" — ! — „wir zum Zweck des Begreifens möglichst einfache Grundannahmen, wir setzen" — allerdings nur nach logischem *a priori!* — „einfache Gleichungen des Geschehens voraus — und diese Annahmen existiren so lange aus logischen Gründen, solange nicht empirische Gegengründe angeführt werden können. Im letzteren Falle müssten wir auf das Begreifen des betreffenden Gebiets der Erscheinungen verzichten". — Und Kant beseitige den absoluten Raum im Sinne einer Realität, nicht, um an seine Stelle die Möglichkeit eines concreten vier- oder fünfdimensionalen Raumes zu setzen, sondern, um zu verhüten, dass der reale Grund der Erscheinungen von dem „Unding" eines unendlich ausgedehnten Nichts abhängig gemacht werde — wogegen ja auch die nicht-nihilistisch denkende Realdialektik nicht grade viel einzuwenden haben kann, weil es nur die nihilistische Verbaldialektik sein wird, welche solch ein Nichts so wenig verschmähen wird, als entbehren mag.

Hören wir nun noch über die hier wiederholt in den Kreis unserer Betrachtungen eingetretenen Begriffe einen Anhänger Zöllner's, du Prel, als Vertreter der „Philosophie der Astronomie" im Sinne einer die Principien der reinsten Mechanik sich aneignenden Willensmetaphysik. Derselbe sagt (a. a. O. S. 329): „Wir sind gleich berechtigt, die Ruhe als gehemmte Bewegung, wie die Bewegung als gestörte Ruhe anzusehen. Beide Behauptungen sind nur verschiedene Ausdrücke

für das Gesetz der Trägheit, dass ein gegebener Zustand nur durch äussere Umstände aufgehoben werden kann. Das Gesetz der Trägheit bezieht sich auf Ruhe wie Bewegung, es schliesst weder eine ursprüngliche Bewegung, noch eine ursprüngliche Ruhe als natürlichen Zustand der Materie aus, ist mit beiden gleich gut verträglich, da es ja nur ein besonderer Fall des allgemeinen Causalitätsgesetzes ist, wonach jeder Veränderung eines Dinges eine Ursache vorhergehen muss."

Der Antagonismus zwischen den Wirkungen der Gravitation und der Wärme wird ebenda S. 89 dahin beschrieben, dass jene die Massen zu einer grösseren Verdichtung zwingt, während die dadurch noch gesteigerte Wärme sie zu verflüchtigen sucht; „aber während die Wärme fortwährende Verluste durch Ausstrahlung in den Raum erleidet, bleibt die Gravitation ungeschwächt, und nur ihr kann der Sieg zufallen." Darauf werden dann später (S. 100 ff.) noch grossartige ausserempirische Syllogismen gebaut: „Das Axiom von der Aequivalenz der Kräfte, nach welchem die Umwandlung derselben immer in gleichwerthigen Beträgen geschieht, zwingt uns zu der Folgerung, dass die durch den Zusammensturz von Welten erzeugte Wärmemenge grade so gross sein muss, dass sie ihrerseits wiederum dieselbe Bewegungsgrösse erzeugt, durch deren Vernichtung sie entstanden ist. Mit andern Worten: die Vereinigung der Materie eines Sternhaufens muss eine Wärmemenge erzeugen, welche hinreicht, die Materie wieder eben so stark zu zerstreuen, als sie es ursprünglich war, sie ebenso weit in den Raum wieder hinauszutragen, als sie hergekommen ist" — eine der Eschatologie der Realdialektik völlig entsprechende Auffassung, welche nur eben das vorher anerkannte Uebergewicht der ungeschwächt bleibenden Gravitation ausser Acht zu lassen scheint — so zwar, dass nimmer die absolute Ruhe zusammengeballter Klumpen im ewigen Tode erreicht wird, wohl aber das einmal bestehende, jede Finalerlösung ausschliessende Gleichgewicht unentrinnbaren Lebens gewahrt bleibt.

Was aber von du Prel a. a. O. S. 70 gezeigt wird: wie die Fliehkraft mit der Schnelligkeit der Achsendrehung zunimmt, bestätigt vollauf unsere obige Auffassung, nach welcher das Zeitmoment in der Geschwindigkeit willensmetaphysisch umgesetzt werden muss in eine Erscheinung des Intensitätsgrades der jedesmaligen Willensactualisation, weil wir sonst in die oben gerügte Absurdität ...rathen, Zeit und Raum als wirkende Kräfte ansehen zu

müssen. Und in gleichem Sinne ist alle blosse Scheindialektik fernzuhalten, wo dargethan wird (S. 212), wie Verlangsamung der Umlaufsgeschwindigkeit eine Verkürzung der Umlaufszeit, also schnelleren Umlauf nach sich zieht, indem die directe Verlangsamung überwogen wird von der indirecten Beschleunigung durch Verkürzung des zurückzulegenden Weges, die sich durch stärkere Krümmung der Bahn und Uebergang in die Spirale ergiebt.

Anhangsweise wenigstens möge hier doch auch das Paradoxon der Diffusion eine Erwähnung finden, dessen einfachste Formen schon in einer dem specifischen Gewicht zuwiderlaufenden Richtung vor sich gehen. Um so mehr aber darf sich die Realdialektik auf sie beziehen, als auch die Theorie Maxwell's (Naturforscher 1873 Nr. 45), so einfache Vorgänge wie Verdampfung, Condensation und Absorption eines Gases als mit Erklärungsräthseln umgeben darstellt, von welchen die gewöhnlichen Lehrbücher in ihrer Selbstverständlichkeit und Zuversichtlichkeit den arglosen Schüler nicht einmal etwas ahnen lassen. Darnach bestände das Wesen der gewöhnlichen wie der inneren Reibung (Viscosität) darin, dass zwei über einander befindliche Schichten so auf einander wirken, dass die eine der andern die mitgeführte Bewegung mitzutheilen suchte, während die andere auf jene ruhemittheilend wirkt — das wird dort die seitliche Diffusion des Moments genannt und als Drittes — die erste und einfachste heisst die der Materie — die Diffusion der Energie bei Mittheilung von Wärme an untere Schichten hinzugefügt. Dem entsprechend erklärt dann Clausius die Elektrolyse als eine Specialität der Diffusion, indem Wassermolecule sich durch Stoss in ihre Atome spalten und diese (Wasserstoff und Sauerstoff) nun verhindert werden, sich ebenso zufällig wieder zu begegnen und neu zu verbinden, vielmehr, indem das Gleichartige sich zusammenfindet, je an ihren Elektrodenenden sich sammeln, während das dazwischen befindliche Wasser vollständig in Ruhe verharre.

Und wie wir bereits wiederholt auf Vorgänge hinwiesen, wo Wärme gleichzeitig erzeugt und absorbirt wird, so mag hier noch die Aeusserung eines Mannes Platz finden, der (Buff in Poggendorff's Annalen Bd. 137 S. 497 *coll.* 499. 517) zwar eingangs seiner Abhandlung warnt, man möge sich vor einer Verfahrungsweise hüten, welche der mathematischen Behandlung

selber eine Verdächtigung einbringen könnte, dennoch aber das allerliebste realdialektische Specimen leistet, vom fliessenden Wasser zu sagen: „es müsse einen Theil seiner verfügbaren lebendigen Kraft dazu verwenden, um sich die vorher durch den Fall eingeprägte Geschwindigkeit theilweise wieder zu entziehen“. In gewissem Sinne gilt ja dasselbe von jeder Reibung und der durch diese bedingten Fortbewegungsmöglichkeit, worin gleichfalls ein im realdialektischen Wesen der Gravitation wurzelnder Antagonismus sich offenbart: die Dampfkraft zur beschleunigten Fortbewegung auf glatten, d. h. relativ reibungslosen, Flächen verwendbar zu machen, konnte erst dann gelingen, als die Locomotiven selber so schwer gebaut wurden, dass die Räder auf den Schienen Reibungs-Widerstand genug fanden, um nicht stabil um die eigene Achse zu rotiren, sondern in anklammerndem Packen einen Stützpunkt für's Vorwärtskommen zu besitzen; und der Vogel vermag es nur deshalb, sich in die Luft zu erheben und durch Bewegung das Plus seines specifischen Gewichts auszugleichen, weil dieser Bewegung vermöge der Schwere der Luft ein Widerstand entgegengesetzt wird. Darin soll (Naturforscher 1874 Nr. 15) grade der Vorzug jeder lebendigen Schwinge vor allen noch so künstlich ersonnenen Apparaten bestehen, dass jene im Stande ist, mittels der eigenen Fortbewegung zunächst eine Steigerung des Widerstandes der Luft zu erzeugen und so den Aufschwung zu ermöglichen: „einer constanten repulsiven Thätigkeit unterworfen, widersteht die Luft mehr in den ersten Momenten, dann erlangt sie eine Geschwindigkeit und schliesslich hat sie das Streben, diese Geschwindigkeit beizubehalten, wenn die impulsive Kraft aufhört“ — eine unmittelbare Bestätigung unserer obigen Auffassung von der *vis inertiae,* als des Negativs der Bewegung.

Wer aber der Brandungswelle des ebbenden Meeres sinnend zuschaut, kann beobachten, wie es von unten saugt, während der Wellenkopf sich überschlägt — ein Widereinander, mit welchem in entgegengesetzter Querrichtung noch ein Unterstrom (Drift) und an der Oberfläche Windesgekräusel sich kreuzen kann, so dass ein vierfaches Streben am Kampf um die Richtung der Wassermasse sich betheiligt zeigt — dem Wesen nach dasselbe wie oft im Menschenherzen, wenn ein tragischer Doppelzwiespalt dieses kreuzweise zerreisst.

21. Die Aether-Atome der physikalischen Theorien in realdialektischer Beleuchtung.

Die Physik hat auch an ihrem Theile Hypothesen aufgebracht, für welche sie die Mutterschaft keiner ausserhalb ihres eigenen Kreises stehenden Theorie zuwälzen kann, und hat es lediglich sich selber zuzuschreiben, wenn sie auch bei ihren allereigensten Darstellungen in Conflict geräth mit der Logik. So dreht sich neuerdings eine ganze Literatur um das Bemühen, eine — man mag nicht sagen: Definition, nein, nur: — Wesensanschauung vom angeblichen Aether ausfindig zu machen, mit welcher man so einigermaassen in Ehren, sei es auch nur zur Wahrung unerlässlicher *dehors*, vor den Augen einer logisch correcten Kritik bestehen könne.

Um so verdienstlicher ist es, wenn Männer des Fachs selber den Muth haben, die logische Unhaltbarkeit solcher Aufstellungen nachzuweisen, wie Bolze in seiner Programmabhandlung (Cottbus 1874) „Atome und Aether" unter Berufung auf Warmann's „Untersuchungen über das Wesen des Lichts und der Formen". — Mögen solche aufrichtigere Geister dabei immerhin noch an der Hoffnung, ja sogar an der Forderung festhalten, dass auf anderem Wege die Rückkehr zu rein logischer Erklärungsweise gefunden werde, und mögen sie es demnach der Realdialektik überlassen, das logisch Unhaltbare zugleich als das factisch Unabweisbare und allein wahrhaft Reale hinzustellen und zu legitimiren — ein Geschäft, bei welchem ihr die etwaigen Schwächen in den Begründungen seitens solcher zeitweiligen Bundesgenossen selber so weit indirect zu Gute kommen müssen, als jedes Misslingen eines neuen Compromissversuches mit den Urpostulaten der Logik ein apagogisches Zeugniss für den Antilogismus liefert.

Um der antilogischen Nöthigung, identische Subjecte zu Trägern contradictorischer Prädicate zu machen, zu entrinnen, hat man ja nun versucht, sich in einen Dualismus hinüber zu flüchten, welcher die widersprechenden Functionen an zwei Arten von Materie-Elementen vertheilte. Dabei fehlte es freilich nicht an Ablehnungen so häkeliger Theorien bei Männern eines so gradlinigen Denkens wie Grove, welcher unumwunden erklärte, mit der vulgären Aetherhypothese nichts anfangen zu können, und es dem entsprechend vorzog, jene Gegensätze, durch

welche sich Andere zu solchem physikalischen Dualismus drängen liessen, direct in die Einheit dessen zu verlegen, was er die „gemeine Materie“ nennt, und die Realdialektik kann sich ihm in diesem Stücke nur willigst anschliessen.

Bekanntlich fehlt es ja auch noch immer nicht an Solchen, welche meinen, mit einer besondern Form des Aggregatszustandes auskommen zu können. Die Einen wollen ja sogar im Aether nichts als eine gewisse Verdünnungsstufe der atmosphärischen Luft gelten lassen. Man hört bereits das Mariotte'sche Gesetz als nicht bestätigt in Abgang decretirt werden (vergl. Naturforscher 1874 Nr. 37 nach Poggendorff's Annalen, Bd. 151, S. 482—573), während Andere (wie Fritsch im Königsberger Realschulprogramm 1874 S. 14) die absolute Abstossung zwischen Gastheilen als eine so ausnahmslose behaupten, dass es keiner weiteren Aetherhypothese bedürfe. Sonst soll diese absolute Expansivität auch nur so weit ihre Geltung behalten, als die darin auseinanderstrebenden Theilchen in „gehörigem Abstande“ verbleiben; wo aber diese Abstände einer Veränderung unterliegen, könne diese Abstossung umschlagen in eine so vehemente Anziehung, dass sogar der Aggregatszustand sich umwandle und damit das Gesammtverhalten in Bezug auf Abstossung und Anziehung. Mit Einem Worte: es bleibt auch hierbei derselbe Widerspruch wie bei der gewöhnlicheren Aethertheorie: dass diese nämlichen, untereinander sich abstossend verhaltenden Gastheilchen von flüssigen und festen Körpern grade so angezogen werden sollen, wie diese unter sich — und nicht gelöst wird das Contradictorische, sondern nur anders benannt, wenn nun dies alles auf den Unterschied longitudinaler und transversaler Wellen zurückgeführt werden soll.

Einen Schritt weiter geht — (nach Naturforscher 1879 Nr. 11) auf Grund seiner Experimente mit dem dunkeln Raum am negativen Pol einer Vacuumröhre beim Zustand äusserster Verdünnung — Crookes, welcher sein Resultat schliesslich dahin zusammenfasst, dass die Materie in einen u l t r a g a s i g e n Zustand versetzt eine neue Welt erschliesse, einen vierten Zustand, wo die körperliche Theorie des Lichtes Gültigkeit habe und das Licht nicht immer sich in graden Linien bewege.

Noch ein wenig anders ausstaffiert erscheint diese Aporie auf der Bühne in Gestalt der pikanten Einfälle, welche Naturforscher 1878 Nr. 33 zum Besten gegeben wurden. Darnach sollte über Allotropie und isomerische Polymorphie nur die ver-

schiedene Menge des die Ausdehnung wechselnd bestimmenden Imponderabeln, latente Wärme, entscheiden: so erklärten sich die Gewichtsänderungen, wie die Feuer- und Explosiv-Erscheinungen bei stärkerer chemischer Affinität — jedenfalls auch ein möglichst crasser Dualismus!

Oder wird etwa die Sache wesentlich gebessert, wenn man sich einer der jüngsten Darstellungen anschliesst, wie wir sie nach Ketteler's Auffassung vom Verhältniss der Aether- und ponderabeln Atome gegeben finden in Naturforscher 1879 Nr. 14? „Zur Versinnlichung diene die Vorstellung, dass man sich in einem ausgedehnten und tiefen Behälter viele und kleine, aber massige Kugeln suspendirt denkt, deren Individuen gruppenweise durch starke elastische Federn zu stabilen Formen verbunden sind, deren Gruppen dagegen durch schwächere Federn auseinander gehalten werden und deren sämmtliche Zwischenräume durch eine zusammendrückbare Flüssigkeit ausgefüllt werden. Erregt man dann in dieser Flüssigkeit passende elliptische Wellen, so werden die trägen Kügelchen in ähnlicher Weise hemmend und fördernd auf die Flüssigkeitstheilchen und diese letzteren fördernd und hemmend auf die ersteren einwirken, wie bei der Fortpflanzung des Lichtes die Aether- und Körpertheilchen. Darf man sich in der That die Aethertheilchen als ein Continuum bildend und von geringer Masse, die Körpertheilchen als zwar gleichfalls wenig ausgedehnt, aber als massig und concret geordnet vorstellen, so ist einzusehen, dass der Einfluss dieser letzteren sich gewissermaassen localisirt geltend machen, d. h. von wenigen, verhältnissmässig weit von einander abstehenden Centren aus vermöge ihrer gegenseitigen Einwirkung und ihrer Rückwirkung auf den Aether eine neue dynamische Kräftevertheilung bewirken werde ... ich mache hierbei nun die Annahme, dass die innern Kräfte, welche sich einer Aenderung der stabilen Gleichgewichtsformen des Moleculs widersetzen, stets begleitet sind von Abstossungskräften zwischen den Atomen, dergestalt, dass bei eintretender Störung die ersteren das schwingende Theilchen in seine frühere Lage zurückführen, die letzteren dagegen aus derselben zu entfernen streben ... Ist der Aether eine unzerdrückbare elastische" — ! — „Flüssigkeit, so werden seine Theilchen in jedem Augenblick die vorhandenen Lücken auszufüllen suchen und auch die gleichfalls elastischen" — räumlich indifferenten? — „Körpertheilchen selber hineintreiben".

Wir sind es ja nicht etwa, die zuerst geltend gemacht, wie man damit, dass man die Eigenschaften, welche man den Atomen abspricht, dem Aether beilegt, nicht zum Begriff der Materie „als eines einzigen, mit gewissen Fähigkeiten begabten Wesens" gelangt und dass alles dualistische Auseinanderzerren des grundwesentlich Zusammengehörenden als eine Willkür des auf Erklärung sinnenden Verstandes erscheint. Der reine Verstand als solcher ist nun einmal kein Metaphysiker, sondern taugt auch in der Physik bloss bis an die Schranke hin, wo das Erklären und Begreifen einfach aufhört, weil das Sich-selbst-Widersprechende eben als solches *eo ipso* das schlechthin Unbegreifliche ist. An dieser Grenze muss eine handfeste Intuition ihn ablösen, die den Muth hat, das sich Widersprechende als das fundamental-wirkliche ὑποκείμενον jeder gradlinigen Erscheinungsreihe anzuerkennen.

Dass wir aber mit unserer Auffassung des Aethers nicht zuviel des Antilogischen etwa bloss unter oder hineinlegen, bestätigen wenigstens indirect die Worte A. Bilharz' (Der heliocentr. Standp. S. 156): „der Begriff der Anziehung macht den der Abstossung nothwendig, und man wusste diesen letzteren Begriff an kein anderes Substrat anzuheften, als an die philosophisch ungeheuerliche und, seit der Kant'schen Raumkritik, ganz unerträgliche, unstatthafte, unmögliche Conception des Aethers". Deshalb eben begrüssten wir ja auch in Grove einen willkommenen Bundesgenossen, weil er es ablehnt, solche Zwitterbegriffe dem Balkengerüste seines Weltsystems einzuverleiben. Jene verkünstelten Theorien möchten das Antilogische der Realdialektik abkaufen mit dem bloss Alogischen einer rein hypothetischen Doppelheit, welche bei handfesterem Zugreifen sofort umschlägt in eine blosse Halbheit. Denn so etwas schlägt zwar dem Identitätsgesetze ein knabenhaft keckes Schnippchen, ohne jedoch dem realdialektisch postulirten Widerspruche zu genügen. Solch haltloses Hin- und Herschwanken zwischen Logisch und Unlogisch kann aber gar keine Denkform befriedigen, als nur die der ganz gedankenlosen, ganz unkritischen Empirie, der freilich nie eine Ahnung davon kommen kann, dass es zweierlei Kriticismus giebt: einen, der in den subjectiven Idealismus ausmünden musste, als welcher die Welt nach dem logischen Schema kritisirt, und einen, der, auf realistisch intuitivem Boden erwachsen, die logischen Formen

nach der objectiven Realität kritisirt und deshalb allerdings Mannesmuth genug haben muss, um all den Knitteln zu trotzen, welche jedem ersten besten Buben, soviel er deren nur begehren mag, aus dem Arsenal der Vulgärlogik gratis verabreicht werden, damit er der als Verrücktheit ausgeschrieenen Rebellin die Hirnschale einschlagen helfe.

In der That war man auf Seiten der Physiker sehr bereit, der Wiessner'schen — allerdings mehr philosophisch als physikalisch gearteten — Atomtheorie hohen Beifall zu zollen. Allein auch da kommt man über die Verlegenheit eines Dualismus zwischen der Zu- und Auseinanderheitsenergie keineswegs hinaus. Auch da wird die hergebrachte Attractionshypothese als logischer Widerspruch für unmöglich erklärt und dafür von ausdehnungs- und überhaupt qualitätslosen Wesen gesprochen, die dennoch in jedem Moment einen Raumpunkt erfüllen sollen, wie denn überhaupt das Wirken der Kräfte in der Natur nicht nach unsern Gedanken beurtheilt werden dürfe. Das hindert aber nicht, den Schlüssel des Weltgesetzes zuletzt doch wieder in der blossen „Verhältnissmässigkeit", also in rein Mathematischem zu suchen, obgleich ihm die Kraft kein Accidenzbegriff, sondern die Substanz selber ist und daneben nicht auch noch Stoff als eigene Entität bestehen soll. Von den körperbildenden Atomen heisst es, sie gingen in der „Verfangung" ihrer Freiheit verlustig, und doch wäre ohne eine Potenz der Freiheit alle Aenderung undenkbar. Auch ihm ist der Aether wieder das Antiponderable, „das als Gegentheil der Schwere nicht Gewichtlosigkeit, sondern Expansion heisst," womit laut Titels der betreffenden Schrift „Anziehung und Abstossung auf ein gemeinsames Princip zurückgeführt" sein sollen. Magnetismus, Electricität, Licht und Wärme sind die vier Weisen, in denen der Antagonismus zwischen Aether und Körpertheilchen zu Tage tritt, der Kampf zwischen dem expansiven und stereometrischen oder cumulativen Princip, die ausdrücklich als einander ebenbürtige Mächte hingestellt werden, deren Eines unerlässliches Complement und Corrigens des Andern sei.

Auf Aehnliches führt Martin's Ambensystem binärer Verbindungen von entgegengesetzter Qualität, um die unvereinbaren Begriffe der Physiker und Chemiker von undurchdringlicher und durchdringlicher Materie zu versöhnen. Da werden „intensive Punkte" von „reellem Sein" angenommen, die sich „gegensätz-

lich“ verhalten sollen. Wo bleibt da noch ein Unterschied von der Synonymenreihe purer *contradictiones in adjecto*, wie sie schon ein Fechner uns zur Auswahl vorgelegt hat mit seinen materiellen Punkten — punktuellen Intensitäten und dergleichen mehr —? überall das nämliche Suchen nach Namen für das begrifflich Unfassbare — unfassbar im Sinne des Imperceptibeln, wie des in keine Definitionseinheit einzwängbaren Incomprehensibeln.

Und angesichts all solcher Annahmen und „Vermuthungen“ meint man noch immer, die Realdialektik für entbehrlich ansehen zu dürfen! Offenbar aber ist es nicht das sinnlich Vorhandene in seiner unvergleichlichen Naivetät, was uns den Aberwitz aufdrängt, den Stoff als ein Ineinander von materiellen und ätherischen Theilchen mit entgegengesetzten Eigenschaften uns vorstellen zu sollen, sondern die Ueberhebung logisirender Physiker, die sich vermessen, das seinem Wesen nach schlechthin Unsagbare dennoch sagen zu wollen. So besteht zwischen Jenen und der Realdialektik derselbe Unterschied wie einst zwischen den Sophisten und Sokrates: die Realdialektik proclamirt die Unsagbarkeit selber zum Princip, wie Sokrates die „Unwissenheit“. Wir sagen nur: logisch angesehen, nach den Maassstäben der Logik betrachtet, ist die Welt und alles Einzelne, was in ihr ist, ein Widersinniges — aber wir octroyiren ihr nicht mit aristotelisch-hegel'scher Impudenz das logische Maass als ein Etwas, das höher zu achten, denn alles factisch Gegebene und Vorhandene — wir ordnen die Logik der Welt unter, nicht die Welt der Logik, und müssen uns dafür gefallen lassen, dass alle logischen Querköpfe uns den Rücken drehen, als ob wir die „Verdrehten“ wären und nicht die Welt selber — also insoweit allerdings auch wir mit ihr. So steht das wahrhaft unbefangene Erkennenwollen des Menschen der Natur, der Welt, sich selber gegenüber, dass es sich zu fragen hat: was redet aus diesem Sein zu mir? nicht aber so, dass es bestimmte Schemata mitbringen und jede Antwort, welche da nicht hineinpasst, repudiiren dürfte wie der formalitätenselige Jurist, welcher zuletzt gar nicht mehr fragt: was Rechtens ist, sondern, ob nicht „angebrachtermaassen“ abzuweisen sei. Selbst was sie an Begriffen, resp. Definitionen verwendet, kann der Realdialektik gegenüber keinen höheren Anspruch erheben, als wie er auch gewissen mathematischen Formelstücken zukommt, über deren a- oder antilogische, „imaginäre“ oder „irrationelle“, Beschaffenheit

auch kein Zweifel belassen wird, deren Anwendung aber doch unumgänglich scheint, solange es gilt, gewisse anschaulich gegebene Verhältnisse (Relationen wie Proportionen) mit der abstracten Denkform zu vermitteln.

Aber die Realdialektik verficht — wie nicht oft genug wiederholt werden kann — das Antilogische nicht, weil es das Antilogische ist, sondern, weil sie es für das allein Wahre hält; während die Logik souverain genug agirt, um für das Logische einzig und allein deshalb einzutreten, weil es eben das Logische ist, unbekümmert darum, ob es als solches auch passe auf das Reale, von welchem sie ja vielmehr ihrerseits verlangt, dass es sich seinerseits unbedingt dem Logischen fügen und, wo sich solches zur Einordnung nöthig erweise, unbedingt davor beugen solle — was gelegentlich denn auch zu einem Brechen wird, nämlich in all den Fällen, wo die Empiriker lieber an der Wirklichkeit des Wirklichen als an der Wahrheit des Logischen zweifeln wollen.

Wenn man die Realdialektik verdächtigt hat, ihr sei nur wohl im Schose des absoluten Unsinns, und die nackte Unvernunft sei ihre erkorne Geliebte, so ist das eben so niederträchtig, als wenn man etwa einen aufrichtig volksfreundlichen Kathedersocialisten beschuldigen wollte, er habe in geheimen Conventikeln Brüderschaft getrunken mit dem verlumptesten Gassen- und Gossen-Agitator. Wir sagen nicht: die Gravitation nach Kant'scher Auffassung ist das Wahre, weil sie etwas Realdialektisches ist, sondern: wir halten die Realdialektik für die einzig richtige Weltauffassung, weil es ein kosmisches Princip giebt, das sich nicht anders als in dem realdialektisch gearteten Begriff der Gravitation einigermaassen adäquat (wie $i = \sqrt{\div 1}$) ausdrücken lässt. Wir haben ja auch nicht gesagt: das Tragische ist ein Weltgesetz, weil es realdialektischen Wesens ist, sondern: weil sich die Tragik des selbstentzweiten Willens als ein universeller Zustand unserem Erkennen aufdrängt, müssen wir dieses realdialektisch gestalten: denn das Erkennende muss sich nach dem Seienden einrichten, weil doch nun einmal dieses sich nicht nach den bequemsten Formen (oder Avenarius' kleinstem Kraftaufwand) des Erkennens will zuschneiden lassen.

Das ist ja das materiell Realistische an unserer formal intuitiven Lehre! und diese ist sich vollständig bewusst, dass schon die logische Tendenz der Sprache ihr einen völlig adäquaten Ausdruck für den Gedanken versagt, welcher sich am kürzesten als Negation

des metalogischen Gesetzes des Widerspruchs mehr nur charakterisiren als definiren lässt: dass nämlich in einem und demselben Wesen und Begriff zugleich das contradictorische Gegentheil seiner selbst enthalten sein kann.

Widerlegen würden wir uns von Jedem lassen, der uns unwidersprechlich darthäte, dass die Welt eben keine sich selbst widersprechende, vielmehr in sich logisch harmonisch und das Wollen realiter immer nur einfach und mit sich übereinstimmend sei. Was unsern Widerspruch reizt, ist eben jener Widerspruch, um den Keiner der Gegner bei seinen Aufstellungen herumkommt, nur dass ihn Jeder möglichst in einen versteckten Winkel beiseite zu schieben beflissen ist, während wir ihn unerbittlich in den vordersten Vordergrund, an den Rand der Bühne heranschleppen, wohin er gehört, weil er nicht mit Ignoriren (das zur Ignoranz werden müsste) abgethan werden kann, sondern durch Anerkennung in sein unbestreitbares Recht eingesetzt werden muss, wenn wir je hoffen wollen, mit der Welterkenntniss an irgendein, sei es auch ein noch so trostloses — Ende zu gelangen.

Die Logiker sind es, welche den Thatsachen, um sie in ihr Schema zu zwängen, Gewalt anthun, während die Realdialektik darauf aus ist, die Dinge einfach beim rechten Namen zu nennen. Wo die Logik auf etwas mit ihr selber Unvereinbares stösst, da supponirt sie flugs zwei Subjecte, um an diese die widersprechenden Prädicate zu distribuiren, als ob damit für das Ganze das Allermindeste geändert wäre.

Im Grunde ist es doch nur ein fortgesetzter Selbstbetrug, wenn man sich beruhigt bei der Diremtion der Materie in ponderable und Aethertheile oder bei dem Auseinanderreissen des Magnetismus in zwei gesonderte Fluida, deren Ineinanderfliessen durch das Maass einer dritten Potenz, einer sogenannten Coërcitivkraft, soll ausgedrückt werden. Für die wirklich logische Erfassung der Totalwirkung ist damit doch nichts gewonnen — um so weniger, als jenseit des sogenannten Optimum ein directes Umschlagen aller polarisch gearteten Kraftverhältnisse einzutreten pflegt und damit auf die Nöthigung zurückgeleitet wird, sich doch wieder mit dem Sichwidersprechenden als einem in sich ungetheilt Einheitlichen abzufinden.

Was daran das Unerkennbare ist, darf als Realität eines sich in sich selber widersprechenden Wesens bezeichnet werden.

und die Realdialektik hat um so mehr Anlass, immer wieder bei derartigen Vorgängen zu verweilen, als keine andern so geeignet sind, das Verbleiben einer in aller Contradictorietät einheitlichen Substanz sozusagen *ad oculos* zu demonstriren. Das darzuthun aber ist es, worauf es einer Lehre zumeist ankommen muss, welche sonst an ihrer Paradoxität einen kaum überwindlichen Widerstand findet, sich in logisch geschulte Köpfe überhaupt Eingang zu verschaffen. Erst einmal angebissen haben muss sozusagen die widerstrebende Erkenntniss, ehe sie Geschmack gewinnen wird an einer Doctrin, welche allem Traditionell-Mächtigen so schnurstracks zuwiderläuft. Je einfacher die in Betracht kommenden Zustände sind, desto unanfechtbarer ist eine Berufung auf sie.

Ueberhaupt wird es — wie sich gelegentlich auch schon anderswo gezeigt hat — oft nur einer Rückübersetzung verkünstelter Terminologien in die adäquate Bezeichnung einfacher Anschauung bedürfen, um die Hülle herabzuziehen, hinter welcher die logischen Velleïtäten unserer Theorieformulanten die realdialektische Natur des Wirklichen zu verstecken trachten. In der That sind Theorien, welche zu so viel spitzfindigen Nothbehelfsbegriffen (beispielsweise erinnere ich nochmals an die Finessen der modernen Wärmelehre: specifische Wärme, Wärmecapacität, Wärmeleitungsfähigkeit, Ausstrahlungsvermögen, wie sie z. B. Naturforscher 1877 Nr. 36, behufs der Erklärung ganz einfacher Thatsachen zu einem sinnverwirrenden Brimborium zusammengestellt sind) ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Blössen ihrer Gedankenzusammenhänge zu decken, wenig dazu angethan, ein sonderlich günstiges Vorurtheil für ihre logische Correctheit zu erwecken.

Am bedenklichsten steht es nun freilich um den Begriff der Undurchdringlichkeit, welche seitens der Chemiker ja schon frischweg in Abgang decretirt wird, unbekümmert darum, dass das den Satz des Widerspruchs nicht nur antasten, sondern gradezu, und zwar für die Essential-Existenz selber, nicht bloss für etliche, vielleicht zu accidenteller Bedeutung hinabdrückbare, Merkmale, aufheben heisst. Was solche Dynamidentheorien logisch Anstössiges haben, wird durch blosse Paraphrasen ja nicht beseitigt, sondern höchstens den Augen prüfungslos hinnehmender Oberflächlichkeit entzogen. Die Kraftcentren in mathematische — und das heisst schliesslich raumlose — Punkte verlegen und

die Raumentstehung erst aus deren — nicht der metaphysischen Individualwillenswesen — Wirkungen und gegenseitigen Bezogenheiten construiren ist nichts Anderes, als eine Aufstellung absolut durchdringlicher Kraftatome, und es ist insofern nur consequent, wenn es z. B. auch in der Philosophie des Unbewussten 1. Aufl. S. 412 hiess: die sogenannte Undurchdringlichkeit sei identisch mit der Repulsion der Aetheratome. Aber man sehe zu, dass man nicht mit der Aufhebung aller Substrate die Existenz selber sich aus den Händen entschlüpfen lässt. Es operirt sich allerdings recht bequem mit Kräften, die ganz in ihre Thätigkeit aufgehen und weiter nichts sein sollen als eben dies Thätigsein.

Die abstracte Consequenz führt freilich auf dergleichen; denn es ist ja richtig, dass die „Wirklichkeit“ (*actualité*) etymologisch auch nichts weiter als die Gesammtheit des „Gewirkten“ bezeichnet, und will man nur dessen *Quale* als ein phänomenales begreifen, so genügt es, sich an das Wirken und die Kraft *quâ* wirkende zu halten. Wer aber tiefer eindringt mit seinem Forschen, der kann nicht umhin, auch das reine (phänomenalitätslose) *Quid* ergründen zu wollen, der will auch die Kraft als solche an sich, also als seiende, verstehen und fragt nach ihrem Wesen, und dann präsentirt sich die Undurchdringlichkeit sofort wieder als ein Ungedanke, weil sie eine Essentia ohne Existenz oder umgekehrt eine Existentia rein phänomenaler (doketistischer) Natur ohne alle Essentia aufstellen heisst — eine Beanstandung, welche in vollem Umfange eben auch den zum Expediens in dieser Verlegenheit erfundenen Aether trifft.

Bekanntlich hat die landläufige Theorie nach dem Redtenbacher'schen Dynamidensystem in ihren Aether auch das homöopathische Princip insofern hineingetragen, als seine Atome in nächster Nähe doch von den materiellen sich sollen anziehen lassen, und mit derselben Indifferenz gegen alles concret und individuell Charakteristische sollen sie das allein Contractile und Expansible sein, gegen räumliche Verhältnisse somit sich total gleichgültig verhalten, dadurch die Porosität und Elasticität möglich machen — kurz: Allem, was sich sonst nicht recht will denken lassen, wenigstens zu einem begrifflichen Ausdruck verhelfen.

Wir sehen uns hiermit zurückgeführt auf den Satz aus der oben erwähnten Abhandlung von Frerichs: „es müssen die beiden Kräfte der Art nach verschieden sein“, weil wir sonst unent-

rinnbar hineingeriethen in „ein unnennbares und unsagbares Nichts“, wie es auch Kant in seinem Product entgegengesetzter Kräfte habe — dazu bedürften wir eines Stoffes, der verhindern soll, dass sich das Spiel der Kräfte wechselseitig total annihilire — unsere unaufhebbare Essentia gegenüber der blossen Phänomenal-Existentialität. Aber hier hebt nun auch gleich wieder das logische Erschliessenwollen an und damit die Wegscheidung von den Pfaden der Realdialektik. Allein auch hier ist uns die resolute Einfachheit die willkommnere Gegnerin, weil man bei der wenigstens erfährt, was sie will. Da sollen denn im Aether gar keine anziehende, sondern nur abstossende Kräfte thätig sein — weil aber da die liebe Logik wieder den Riegel vorschiebt mit dem Einwurf: dann ist dessen im unendlichen Raum auch zeitlich nie ein Ende und „das fasst keine Vorstellung!“ — so soll auch wieder die Anziehung seitens der Körpertheile den Aether festhalten im endlichen Raume, und zwar sollen die überwiegen und also auch die abstossende Aetherkraft die Molecule nur um so fester ketten und kitten, als Druck von allen Seiten wirkend. So soll denn die Vorstellbarkeit der Entstehung von Aetherhüllen, Molecular-Atmosphären von dichteren Aetherschichten mit minder dichten äussern Anlagerungen, und damit die Herstellung des Gleichgewichts der durchschnittlichen Dichte vermittelt werden — vermuthlich nicht obgleich, sondern weil beide Kräfte erst in einer gewissen Annäherung in messbarer Weise wirken, jedoch so, dass die anziehende Kraft sich bei grösserem Abstande thätig erweist als die abstossende.

Ebenso bekennt sich Matthiessen (nach „Naturforscher“ X. S. 24) zu der „allgemeinen Annahme“, „dass die Materie im festen Zustande eine grössere Anziehung als Abstossung zeigt, während im flüssigen Zustande diese Kräfte balancirt werden und im gasförmigen die Abstossung über die Anziehung vorherrscht“, und fährt fort: „nehmen wir nun an, dass ähnliche Substanztheilchen sich kräftiger anziehen, als unähnliche, so folgt daraus, dass die Anziehung, welche zwischen den Theilchen einer Mischung existirt, schneller durch die Anziehung überwunden wird als in einem homogenen Körper; daher werden Mischungen schneller schmelzen, als ihre Bestandtheile.“ Allein nun gefährdet die leidige Erfahrung diese so schön ausgedachte und so plausibel klingende „Erklärung“, da sie vielfach das Gegentheil zeigt, indem es (ebenda S. 2) Legirungen

giebt, die in der Kälte bedeutend mehr zähe, hart und compact sind, als irgendein Bestandtheil, und deren specifisches Gewicht gleichfalls grösser ist als das Mittel von dem ihrer Bestandtheile. Soll etwa angesichts solcher Instanzen, was soeben erst „allgemeine Annahme“ hiess, wieder zusammenschrumpfen zur Bedeutung eines blossen Erscheinungsgesetzes, einer einfachen „Regel“, hinter welcher die Naturforscher sich ja gern verkriechen und verschanzen, wenn sie anders den logischen Anläufen wider ihre Aufstellungen nicht mehr Stand zu halten vermögen?

Nun hat allerdings auch die Realdialektik, um das Dasein des Existentiellen begreiflich machen zu können, geglaubt, den positiven Mächten ein gewisses Plus zugestehen zu müssen. Allein sie denkt sich das denn doch ein klein wenig was anders — schon insofern, als es ihr voller Ernst und nicht blosse Auxiliar-Phrase ist mit dieser Wechseldurchdringung des Widersprechenden. Frerichs restringirt schon S. 9 alle seine Aufstellungen mit der Bemerkung, es sei das „nicht so zu verstehen, als ob nachgewiesen werden solle, dass die Molecule diese oder jene Eigenschaften haben, sondern nur in dem Sinne aufzufassen, dass ihnen, wenn sie überhaupt brauchbar sein sollen, dieselben beigelegt werden müssen“. Damit will man sich offenbar das Recht reserviren, alles Antilogische, das sich Einem aufgedrängt hat, wieder beiseite zu schieben, sobald der Zwang der augenblicklichen Noth nachlässt — wie ja gewisse Moralsysteme abgezwungene Eide für unverbindlich erklären. Dem entsprechend beutet die Physikernaivetät die sich darbietenden Consequenzen nur soweit aus, als sie ihr unausweichbar scheinen (und Frerichs lässt z. B. alsbald wieder alles fahren, was sich ihm aus dem Agrado'schen Gesetze ergeben müsste, nach welchem die Dichtigkeitsmaxima der Gase in analoger Weise dem homöopathischen Princip gegenüber der Wärme sich fügen wie das Wasser), um alsbald wieder bei irgendeiner pseudologischen Verkleisterung sich zu beruhigen, sobald dafür eine „Formel“ sich gefunden. Indem die Realdialektik auf solchen Selbstbetrug verzichtet, spart sie sich denn allerdings zugleich die Mühe, „zu finden, was wir hineinzulegen haben, um eine völlig ausreichende und richtige“ — soll vermuthlich heissen: logisch correcte — „Erklärung der Dinge zu erhalten“ — denn solches heisst nach Frerichs: „das Wesen der Atome aufsuchen.“

Im vollbewussten Unterschied von solcher Spiegelfechterei verschmäht es die Realdialektik, erst einen Syllogismus sich zu construiren, um zu dem Postulat zu gelangen, dass die Welt müsse existiren können, weil sie nun doch einmal da sei — vielmehr begnügt sie sich mit diesem Factum und entnimmt demselben unmittelbar und ohne alle syllogistische Vermittlung, nämlich im reinen Ausdruck der Identität (— denn für die Terrain-Vertheidigung ist die logische Markscheidekunst ebenso unersetzlich, wie an sich ein völlig „unproductiver Aufwand" und total unbrauchbar, wo es gilt, die eigentliche Saatbestellung auf dem philosophischen Acker vorzunehmen —) die gleichwerthige Thatsache, dass grade im Nebeneinanderfortbestehen der contradictorisch sich zu einander verhaltenden Willensinhaltshälften das grösste, das specifische Welt-, Wunder zu erkennen ist — nur um so grösser, wenn sich *in neutram partem* ein effectives Uebergewicht verlegen lässt. Wenn also Frerichs sein, insofern allerdings nur als ein antagonistisches charakterisirtes, Verhältniss der gegensätzlichen Kräfte veranschaulichen will mittels der Darstellung: „im Bereich einer äussern von zwei concentrischen Kugelschichten hat die anziehende, im Bereich der innern die abstossende Kraft das Uebergewicht", so betont die Realdialektik, dass also doch auch in jeder von beiden Schichten beide zusammenwirken sollen, also eine Wechseldurchdringung genau von derselben Art angenommen wird, wie sich im Ineinander von Lust- und Unlustgefühl, Liebe und Hass und dergl. das positive und negative Wollen durchdringen, ohne einander — auch nur momentan — aufzuheben oder zu compensiren.

Denn das ist es ja grade, was den Willensmetaphysiker soviel auffassungsfähiger macht als den blossen Mechanistiker, dass er eben nicht meint, nun bleibe eine neutrale Zone bestehen an jener „Grenze, welche durch die Lage des beständigsten Gleichgewichts gebildet werde." — Nein, von diesem Lau des Weder-warm-noch-kalt will die Realdialektik nichts wissen — ihr ist das negative Wollen nicht ein bloss privatives — die Indifferenz der Gleichgültigkeit als Additionsproduct zweier einander ausgleichender entgegengesetzter Grössen — ihr kommt zur blossen Grösse eine unaufhebbare Essentia hinzu, welche beiderseits bestehend es zulässt, dass wir, im Unterschied von einer bloss privativen Willenslosigkeit der puren Gleichgültigkeit des indolenten *Non velle*, sprechen können von einer rein negativen des *Velle non*,

die insofern ebenso gut eine affirmative oder positive genannt werden kann, als sie am *Non* selber eben einen objectiven Inhalt besitzt — die sozusagen concrete *Noluntas*.

22. Der Chemismus.

An der Schwelle jeder speculativen Betrachtung der chemischen Vorgänge steht seit Schelling die Frage nach dem Woher des scheinbaren Plus, welches die chemische Verbindung darbietet im Vergleich mit ihren vereinzelt bleibenden Elementen.

Allein die kritische Erörterung dieses Problems darf sich der Erwägung nicht verschliessen, ob nicht, was als ein Plus sich anlasse, in Wahrheit nur ein Rest sei, und ob nicht vielleicht der Unterschied zwischen der mechanischen Addition zweier Körper (dem sog. Gemenge) und ihrer chemischen Verbindung sich daraus erkläre, dass sich in letzterer Alles wechselseitig neutralisire, was an polaren Gegensätzen in den isolirten Elementen vorhanden gewesen sei, und nur was dabei als nicht neutralisirt übrig bleibe, mache das aus, was als Neuproduct erscheine.

Offenbar aber würde, wenn die Sache in Wahrheit so stehen sollte, für die realdialektische Auffassung nicht nur nichts verloren gehen, sondern dieselbe nur um so intensiver erhärtet werden. Denn entweder ständen wir damit wieder vor jenem Ursatze, auf welchen die Realdialektik das Recht der Homöopathie gründet: dass das Weniger oft mehr als das Mehr ist; oder wir gewönnen sogar eine realdialektische Erklärung eben dieses Paradoxon an der Auffassung, dass die eigentlich positive Macht der metaphysischen Potenzen in dem bestehe, was frei wird aus der polarischen gegenseitigen Bindung, wie sie in der realdialektischen Selbstentzweiung so lange fortdauert, als die contradictorisch einander entgegenstrebenden Willensrichtungen in dynamischem Aequilibrium verharren. Darnach wäre das an dem Product einer chemisch vollzogenen Verbindung Wirksame das hüben und drüben Ueberragende. Allein dagegen spricht nicht bloss das, was wir oben den pseudonihilistischen Consequenzen entgegengehalten haben, sondern auch die Verschmelzung zu einer innigen Einheitlichkeit, welche grade diesen Erscheinungen so charakteristisch eigen zu sein scheint, dass wir daran schon früher die hegemonische Ueberwaltung durch eine „höhere Idee“ anzuerkennen uns geneigt zeigten, weil es gar zu

sehr darnach aussieht, dass hier an ein wirkliches Plus zu denken und nicht bloss an ein Weniger, das thatsächlich mehr vermöge, als sein zu ihm gehöriges oder ihm entsprechendes Mehr. Ueberhaupt erscheint ja jede einheitliche Wirkung als ein Product, welches verschieden, specifisch ein anderes ist, als die sie constituirenden Factoren zusammen, solange diese nicht in reale Relationen zu einander getreten sind.

Wir haben aber um so mehr Anlass, auch auf diesem Felde der verkehrten Auffassung des Negativitätsverhältnisses von vorneherein mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten, als die Chemie ihrerseits sehr dazu neigt, mit ihren Aequivalenzbegriffen einem falschen, individualitätslosen Monismus Vorschub zu leisten und die Grenzen des Qualitativen gegen das rein Quantitative zu verschieben. Letztere Gefahr tritt namentlich in der Stöchiometrie als Lehre von den Atomgewichten zu Tage, womit grade dem Gewichte selber alles Gewicht genommen wird; denn daran wird ebenso sehr das specifisch Palpabel-Ponderable in reine Verhältnissbegriffe verflüchtigt, wie andererseits das concret Differente — also der charakterologische Unterschied — zu einem in rein mathematische Messbarkeit Aufgehenden degradirt, und zwar dergestalt, dass neuerdings sogar der Begriff der absoluten Masse (worin wir oben das empirische Correlat der metaphysisch als *vis essendi* aufzufassenden *inertia* erkannt haben) in die blosse Abstraction der „Werthigkeit" sollte verblasen werden, wobei die liebe Gedankenlosigkeit wieder einmal die Kleinigkeit übersah, dass nur der Name getauscht ward, je nachdem man die Sache grade von links oder von rechts zuerst in die Hand bekommen hatte.

Wie antimathematisch aber im Grunde grade die Chemie gesinnt sein muss, verräth sie ja schon in ihren den Identitätssatz so hübsch äffenden Erscheinungen der Allotropie (A nicht gleich A, sondern A gleich Nicht-A, erzählen uns die ja) und noch mehr der Isomerie, die mit ihren „Structuren" so entschieden protestiren gegen das $A + B = B + A$. Wie aber am allerwenigsten $(A) + (B) = (A + B)$ zeigen ja mit einleuchtendster Evidenz die soeben besprochenen Erscheinungen des chemischen Plus; und obendrein ist es etwas Anderes, ob Hydrogen und Oxygen zu Wasser zusammenfliessen oder Beide mit einander einen Verbrennungsprocess eingehen.

Da macht man nun freilich andererseits *in majorem matheseos gloriam* viel Wesens von den aliquoten Mischungsconstanzen, als wenn damit wo möglich ein ganzer Pythagoreïsmus wundervollster Zahlenharmonie unwiderleglich dargethan wäre. Aber es würde doch vielmehr umgekehrt als etwas befremdlich Wundersames herauskommen, wenn die Atomgewichtsexponenten noch complicirter wären, als wie sie in der That doch schon zu sein scheinen. Denn das Einfachere ist nicht bloss deshalb und in dem Sinne das „Natürlichere", weil die Natur einmal so beschaffen ist, dass sie es überall darbietet, sondern auch darum, weil — die ursprünglich isolirte Selbständigkeit der chemischen Elemente einmal vorausgesetzt — sich das Aufeinandereinwirken von möglichst wenig Theilen ganz von selber macht, so dass es eines sozusagen präformirenden Logischen dabei gar nicht bedarf, sondern auch hier das Erkannte dem Erkennenden gegenüber als das Prius sich präsentirt. Manchmal aber sieht es kaum anders aus, als ob die physikalischen Rechenmeister durch das Verkünstelte ihrer Ansätze uns gradezu den damit aufgewühlten Staub als Sand in die Augen zu blasen vorhätten.

Dem intuitiven Antilogiker kann es wenig sympathisch sein, dass die Chemie als Charakterologie der Elemente und Verbindungen ihre wissenschaftliche Bedeutung ziemlich ausschliesslich in die mathematische Seite ihrer Ergebnisse setzt, in das quantitativ Proportionale ihrer Analysen, somit in das, was sie selber ihre Algebra nennt. So gewährt sie freilich einer gutgläubigen Logik vielfach die Möglichkeit zu einer die Beobachtung anticipirenden Schlussfolgerung — aber um deren Zuverlässigkeit ist es bekanntlich übel bestellt, und die „glänzenden" Beglaubigungen, welche die „Theorie" hie und da durch das Experiment erhalten hat, haben bekanntlich vielfach nur auf Irrwege geleitet, welche zur Aufstellung unhaltbarer Systeme verführten und so durch deren rasches Veralten die ganze Wissenschaft discreditirend derartig compromittirten, dass eine Periode der Resignation auf allumfassende Formulirungen folgte.

Nichts frappirt den vertrauensvoll hoffenden Adepten dieser so viel verheissenden Wissenschaft mehr als die Enttäuschung, welche er erfährt in der Dürftigkeit ihres charakterographischen Theils. Bis auf diesen Tag muss sie sich begnügen, eines ihrer allerwichtigsten Elemente, den Stickstoff, so ziemlich rein negativ zu charakterisiren, während

sie sich andererseits nicht verhehlen kann, wie grade er im Weltenbau mit den ersten Rang einnimmt. Für den Realdialektiker aber gewinnt er vollends ein unvergleichliches Interesse durch das Doppelverhältniss, welches er zu den biologischen Hauptbedingungen einnimmt: in den Proteïnstoffen einer der unentbehrlichsten Ernährer, tritt er im Cyan als einer der gewaltigsten Zerstörer auf, um im Harnstoff Beides erloschen zu zeigen. Wenn aber überhaupt die isolirten Elemente der Chemiker beinahe so prädicatslos vor uns stehen, wie Kant's Ding an sich, so mag uns wohl der Gedanke kommen, dass die Chemie oft eine Substanz zu benennen glaubt, wo sie vielleicht nur ein Kraftmoment vor sich hat. Jene fast nur negative Bestimmbarkeit des Stickstoffs leitet uns vielleicht noch auf die ausgiebigsten Betrachtungen. Man vergegenwärtige sich z. B. neben den wichtigsten Explosivstoffen die Salpetersäure, dies Compositum von fressendster Avidität — grade vermöge seiner einfachen Zusammensetzung einer der significantesten Belege. Denn nicht der an positiven Merkmalen so reiche Sauerstoff erscheint als das mächtig wirksame Ingrediens darin, sondern der Stickstoff, dieser, man möchte sagen: negative Theil der Welt — der elementare Vertreter des „Geistes, der stets verneint", und als solcher eigentlich das Antischöpferische — mythisch gesprochen: das böse Princip, und doch der nöthigste Bestandtheil in allem Lebendigen, zugleich das Todbringende und das Lebenbedingende, andererseits sich gerirend als Träger des absolutesten Freiheitsdranges, als Erbfeind aller statischen Ruhezustände.

An sich bleibt aber die Realdialektik als solche unberührt vom Wechsel der Theorien; was man ausgetüftelt hat über die Unterschiede von Volum-, Verbindungs-, Atom-, Ersatz- oder Aequivalent-gewichten, hat für sie nur den rein didaktischen Werth blosser „Schulmeinungen" — es fängt erst da an, sie zu interessiren, wo auch dahinein der Widerspruch muss getragen werden. Bekanntlich aber ist auch daran keineswegs Mangel. Mehr als einmal stösst man z. B. in Hofmann's „Einleitung in die moderne Chemie" auf Auseinandersetzungen, welche lediglich bestimmt sind, die unbequeme Hypothese aus dem Wege zu schaffen, dass dem Chemiker im Grunde doch $1 = 2$ sein muss. Schon der Versuch, das Elementarmolecul als den kleinsten selbständigen Theil der Materie in Atome zu zerlegen als die noch kleineren Theile, in welche dies Molecul doch noch wieder,

wenigstens gedanklich (idealiter), zerfällt werden muss, wo es den Moment des Eingehens neuer und der Trennung bisheriger Verbindungen gilt, lässt sich antilogisch genug an und gemahnt somit hinlänglich realdialektisch — führt aber vollends zum unverschleierten Widerspruch, wo es trotz aller Clauseln dennoch auf etwas hinausläuft, was innerhalb dieser Anschauung als die pure Absurdität sich darstellt: die Einatomigkeit des Quecksilbermoleculs.

Sonst kann es der Lehre von der ebenso universellen wie fundamentalen Selbstentzweiung ja nur willkommen sein, wenn sich grade der Chemiker zu der Annahme gezwungen sieht, dass alles selbstständig existente, d. h. also das eigentlich und wahrhaft individuelle, Sein erst als Zwei-Einigkeit sich denken lässt und vorstellbar wird. Die Einheit schlechthinniger Homogeneität besteht darnach also immer nur als ein absolut momentaner Zwischenzustand, der eigentlich als zeitlich total indifferent aufgefasst werden muss, weil schon der Uebergang selber, in welchen er hineinfallen soll, die Zeit, wo das mechanische Gemenge zu einer chemischen Verbindung wird, als ein eigentlich zeitloser, nämlich denkbarst rein punktueller aufgefasst werden soll und muss.

Von den chemischen Vorgängen selber, soweit sie nicht erst eine Deutung fordern, sondern vor unsern sehenden Augen verlaufen, sind für die Realdialektik ja von unmittelbarer Ergiebigkeit diejenigen, welche Entgegengesetztes in Einem bewerkstelligen.

Da frappirt uns sogleich das Oxymoron der Dissociation, worunter ja Hergänge verstanden werden, in denen Spaltung und Wiedervereinigung der Elemente stattfindet. Und grade, dass die Theorie derartige, im Cirkel zu ihrem Anfang zurückkehrende, Processe noch öfter hypothetisch glaubt supponiren zu müssen, als wie sie sich handgreiflich beobachten lassen, zeugt dafür, wie auch diese Wissenschaft es wesentlich mit Dingen von realdialektischem Charakter zu thun hat. Mag also auch die relative Proportionalität der constanten Mischungsverhältnisse zunächst das Einzige bleiben, was man als feststehendes Resultat in Händen behält, und mag noch soviel Anderes als ephemere Weisheit alsobald wieder von der wissenschaftlichen Bühne verschwinden und nur noch als culturhistorische Curiosität fortleben: immerhin helfen die Constatirungen derartiger Kreisläufe im Naturgeschehen dazu, der realdialektischen Auffassung alles Wirklichen die Wege zu ebenen.

Schon früher wurde gelegentlich jener complicirteren Veranstaltungen gedacht, welche es möglich machen, an ein und demselben Apparat gleichzeitig Oxydations- und Reductionsprocesse einzuleiten. Aber dies Doppelspiel wechselseitiger Selbstaufhebungen ist es ja zugleich, was sich der neuesten Physiologie als das eigentliche Geheimniss des organisch vegetativen Processes offenbart hat, und gewinnt damit eine Bedeutung, welche unmittelbar auch in die specifisch psychischen Bethätigungen hineinreicht. Denn wenn Wundt den stärksten Ton darauf legt, dass dabei die „selbstregulatorischen" Verrichtungen das charakteristisch Auszeichnende seien, so arbeitet er damit mehr unwillkürlich als unbewusst den willensmetaphysischen Anschauungen und zwar ganz speciell nach realdialektischem Schema in die Hände. Wer nämlich nicht bei der Annahme sich beruhigen will, dass das alles schlechthin ateleologische Combinationen des Zufalls seien, der muss doch im Hintergrunde als den eigentlichen Motor die Einheit eines sich in sich selber Spaltenden suchen — genau so, wie es die realdialektische Metaphysik im selbstentzweiten Willenswesen uns voraussetzen heisst.

Und selbst das symbolisirende Gefühl gewinnt von allen Compensationen mittels solcher innern Wechselübertragungen den Eindruck der Lebendigkeit, wie ja auch auf ihnen das Geheimniss der mechanischen Automaten beruht. Der gothische Bau erscheint uns wie ein Selbstgewachsenes, weil es aussieht, als ob in ihm die Schwere und ihr Gegensatz, die Starrheit, zu absoluter gegenseitiger Ausgleichung gelangt seien, und Schaufelräder von sogenannten Flusseisenbahnen, die so construirt sind, dass sie den Anblick des paradoxen Wechselspiels gewähren, vom abwärts fliessenden Wasser selber stromaufwärts getrieben zu werden, lassen eine unsichtbare lebendige Gegenkraft vermuthen, gradeso wie gewisse Gitter-Brückenconstructionen, die rein in der Luft zu schweben scheinen und doch die schwersten Eisenbahnlastzüge tragen, uns des zwischen der Ausdehnung eines menschlichen Armes und seiner mechanischen Kraftfülle bestehenden Missverhältnisses gemahnen und mit einem Beigeschmack unheimlichen Zauberwerks selbst dann noch behaftet bleiben, wenn wir uns haben exponiren, also „erklären" lassen, wie das, was scheinbar dem ganzen Bau seinen Halt giebt, weiter keine constructive Bedeutung hat, als die, die Kräfte von den Trägern am Ufer zu übertragen. Und selbst die augenfällige Disproportionalität zwischen der sichtbaren Ursache und Wirkung,

wie sie bei jeder stärkeren Explosion vorliegt, dürfen wir in diesen Zusammenhang ziehen. Schon die Rolle, welche bei ihnen die auch für das Organische so wichtigen Kohlen- und Stickstoffverbindungen spielen, hat etwas Frappantes. Wird (nach Sklarek's Naturforscher 1874 Nr. 41) das Wesen der Explosion in die plötzliche Aufhebung derjenigen Kraft gesetzt, welche die Molecule der gasförmigen Masse zusammenhält oder zusammendrückt, die stets bereit sind, sich in unbeschränktem Grade zu zerstreuen, und sind demnach explosiv diejenigen festen oder flüssigen Körper, welche veranlasst werden können, plötzlich den gasförmigen Zustand anzunehmen — bedarf es aber zu solcher Zersetzung der Wärme oder in Wärme umgewandelter (unterbrochener) Bewegung und soll, wo blosse Berührung genügt, ein Analogon vorliegen zum Ueberkochen überhitzter Flüssigkeiten beim Hinzutritt eines einzigen Sandkorns: so muss denn doch die Realdialektik von ihrem Standpunkt die Frage dazwischen werfen: warum sind es denn grade erst künstliche chemische Verbindungen (zu denen man doch auch das Grubengas zu zählen hat) und nicht einfache Elemente, denen solch widersprechende Kraft innewohnt? Doch wohl nur, weil jeder Kraft ihr realdialektisches Correlat als Motiv nahe gebracht werden muss, um den realdialektischen Gegensatz des Willenswesens zu „entbinden", sich und Andern bewusst, resp. wahrnehmbar zu machen.

Nur so gelangen wir ohne Wunder der einen oder andern Art (denn jeder vernünftige Zufall würde selber ja der Wunder allergrösstes sein) zum Verständniss alles dessen, was den absoluten Naturalisten ihre *vis formativa* oder die Lebenskraft, Anderen das Eingreifen einer theistischen Potenz ersetzen sollte. Denn in dem Sinne ist ja kein System eifersüchtiger auf das Prädicat, ein monistisches zu sein, als wie eben das realdialektische: dass grade der Nachweis der Continuität der Erscheinungen vom Physikalischen aufwärts durch das Chemische, Organische, Psychische bis zum Ethischen die eigentliche Aufgabe, den specifischen Inhalt alles dessen ausmacht, was in einem eminenteren Sinne Anspruch auf den Namen Wissenschaft erhebt. Nur was unmittelbar oder indirect diesen Zwecken dient, erhebt sich über das bloss banausisch Praktische, und jeden Schritt vorwärts auf dieser Bahn begleitet ein wahrhaft erhebendes Gefühl: das der Universal-Identität. Zwar auf das Absolute und dessen bloss abstracte Vereinheitlichung wollen wir gern verzichten —

aber darum nicht zugleich auch auf das einzig wirklich tröstende Bewusstsein in all unserm Schmerz und Leid uns wenigstens Eins zu wissen mit der Nothwendigkeit des allgemeinen Seins.

Die Realdialektik ist starkherzig genug, auch das noch entbehren zu können, was der pantheistische Idealismus übrig lässt an spärlichen Resten eines *lenimen et solamen laborum periculorumque* — aber wovon sie trotz allem unerbittlichen Ernste ihres Individualismus nicht lassen will, das ist die Gewissheit der Zusammengehörigkeit mit wesensverwandten Coëssenzen — und in ihren Augen macht es den eigentlich scientifischen Werth der Chemie aus, dass sie in ihren Affinitätsgraden hierfür die Symbolik einer Skala bietet, welche doch ein gut Theil mehr zu bedeuten hat, als die Symbolik einer rein auf's Quantitative beschränkten Zeichensprache, auf welche sich die Chemie als auf ihre „glänzendste" Leistung so übermässig viel zu Gute thut, dass längst der Verdacht entstehen musste, auch hier könne das Glänzende doch vielleicht zugleich das Blendende sein.

So nüchtern also auch „der atomistische", wie „der moleculare Stil" dieser Sprache sich anlässt, so gedenken wir uns doch einer noch grösseren Nüchternheit zu befleissigen, indem wir das Chemische vorzugsweise auf seinen Gehalt an realdialektischer Wahrheit ansehen.

Als ein antilogisch spröder Stoff verräth sich die Chemie ja schon in dem Verfliessenden ihrer Selbstdefinition. Nirgends gelingt es ihr, ihre eigenen Grenzen recht zu fixiren — weder gegen die Physik, welcher sie (Lorscheid, Lehrb. d. unorgan. Chemie. 6. Aufl. S. 5) das Studium der Molecule und deren Bewegungserscheinungen zuweisen möchte — noch innerhalb ihres eigenen Gebiets, wo es ihr nie gelingt, das bloss mechanische Gemenge, die Lösung (resp. Absorbtion) und die chemische Verbindung scharf von einander zu sondern. Muss sie doch z. B. ihrer eigenen Doctrin zuwider (Matthiessen, nach Naturforscher X. S. 25) anerkennen, dass es Legirungen giebt, die in der Kälte bedeutend mehr zähe, hart und compact sind als irgend einer ihrer Bestandtheile — wie auch ihr specifisches Gewicht grösser ist, als das Mittel aus dem der Bestandtheile.

Wo aber die Chemie als Theorie auftritt, da kann sie vollends nicht umhin, sich mit dem Gegentheil ihres eigenen Objects zu befassen. Denn von Atomen und ihrem Verhältniss zu einander und zu den Moleculen kann man nicht sprechen, ohne

Stellung zu nehmen zur Frage nach dem Leeren, d. h. zum reinen Raum nicht bloss zwischen den Körpern, sondern auch innerhalb dieser zwischen den Atomen. Hier „stossen“ wir — um das Oxymoron dieser Metapher hier nicht zu scheuen — auf das schlechthin Impalpable — hier „berührt“ sich die Erörterung der Materie mit dem schlechthin „Unberührbaren“, der reinen Negation der materiellen Existenz selber. Was die ontologische Abstraction so ausdrückt: der reine Raum ist eine Existenz ohne eigentliches Subsistens (was nicht ausschliesst, dass wir ihm mit dem Inbegriff seiner Qualitäten in gewissem Sinne wenigstens eine Essentia, vollends aber vermöge seines objectiven Seins eine reale Entität beilegen müssen): das fasst die concrete Physik in die Frage: giebt es einen Raum, der ganz allein seine eigene Erfüllung ist, der sich zu sich selber ebenso verhält, wie die in ihm befindlichen Körper sich zu ihm als ihrer reinen Existenzmöglichkeit verhalten, und lässt sich solchem Raum die negative Kraft oder das positive Unvermögen beilegen, rein durch sich selber materielle Actionen nicht fortzupflanzen? Bekanntlich spricht schon Lucrez dem *Vacuum* die Möglichkeit des *tactus* schlechthin ab — es ist das, was, wie es mit tiefsinniger Zweideutigkeit bei ihm heist, keinerlei *officium* zu leisten im Stande ist — und in gleichem Sinne durften wir uns ja mit besonderem Stolze zu der Behauptung bekennen: wir stellen der abstracten Nihilität des begriffsdialektischen Absoluten die concrete Nihilenz des realdialektischen Selbstentzweiten in der Weise entgegen, dass wir letzteres von der Seite der reinen Objectivität her zu isoliren und damit darin das Wesen der Materie zu erfassen bemüht sind, und zugleich mit dem Erfolge, dass, was man unsern Nihilismus nennen möchte, aus demselben Grunde kein ethikloser ist, aus welchem er der Materie ein mehr als bloss relativitätsmässiges Dasein, nämlich ein schlechthin nicht wegzudenkendes Sein, grade als Einheit der realen Widersprüche, vindicirt. Denn es ist im charakterologischen wie physikalischen Sinne das nämliche Ineinander selbständiger Wesen, an welchem die realdialektische Metaphysik ein bejahendes Nein und ein verneinendes Ja zum Ausgangspunkt so der Ethik wie der Physik nimmt.

Sofern die realistische Auffassung der Realdialektik sich dagegen sträubt, den Raum in ein bloss subjectives A priori verblasen zu lassen, könnte man sie geneigt halten, nach der Weise

etlicher Real-Idealisten dem leeren Raume die Substantialität einer rein abstracten Kraft — etwa der einer absoluten Ausdehnung und ebenso schlechthinnigen Elasticität – zuzuschreiben. Allein genauere Besinnung führt sie — wie bereits oben dargethan — auf die umgekehrte Anschauung: lieber den Kräften ein zum Raum indifferentes — für ihn schlechthin intangibles — Verhalten beizumessen.

Dass jedoch solche Auffassung uns auch nicht etwa dahin führt, den Kräften und Körpern selber das Prädicat des Ausgedehntseins zu versagen, um dieses ausschliesslich dem Leeren selber, dem reinen Raume, vorzubehalten, dass wir also die Räumlichkeit der Kräfte und Körper nicht als ein ihrem eigenen Wesen äusserliches und fremdartiges blosses Verhalten zum leeren Raum auffassen, dass wir vielmehr in die denkende Vorstellung von der Materie diesen Widerspruch eines zugleich räumlich Bestimmten und räumlich Unabhängigen (*s.* Indifferenten) aufnehmen: das erhellt theils bereits sattsam aus früher gegebenen Auseinandersetzungen, mag aber überdies in diesem Zusammenhange aus nachstehenden Erwägungen nochmals und noch klarer hervortreten.

Schon vermöge seiner Existenz ist der objective Raum vom bloss gedachten des Mathematikers verschieden. Nur innerhalb dieses letzteren hat aber auch der Begriff des mathematischen Punktes seine Stelle. Dieser ist ein blosses Gedankending, eine reine Raumgrenze, also nur am, nicht im leeren Raume. Der physische Punkt dagegen ist ein Reales, also identisch mit dem gedachten (d. h. nach äusserster Consequenz logischer Correctheit begrifflich formulirten) A-tom. Ob dies zugleich das factische, im Sinne der Chemiker existente, oder ob letzteres grösser sei, ist zunächst gleichgültig — das *minimum* braucht, wie gleichfalls bereits Lucrez weiss, nicht mit der *minima pars* zusammenzufallen (nicht anders unterscheidet ja noch heutzutage der Chemiker zwischen dem isolirbaren Elementmolecul und dem ewig nur im Uebergangsmoment zu gesonderter Existenz gelangenden Atom). Dass aber — wie schon Aristoteles aus andern Gründen zu deduciren versucht hat — der mathematische Punkt als beweglich sich nicht einmal denken lässt, beruht letzten Endes darauf, dass er als stoff- und somit kraftleer keiner Krafteinwirkung fähig *(capax)* ist, denn Receptivität und Passivität aller Art, also auch Bewegungsempfänglichkeit, setzt selbst

Kraftsein voraus und zwar *a priori*. Der leere Raum ist demnach als schlechthin indifferent in seinem Verhalten zu Kraftbethätigungen zu setzen, aber beileibe nicht etwa als schlechthin passiv — denn alle Passivität hat ein reales Correlat an irgendwelcher Activität — ohne Action giebt es keine Reaction, also auch nicht jenes *minimum* von Reaction, welches zur blossen Aufnahme, resp. Fortpflanzung einer Wirkung, d. h. zu überwundener Gegenwirkung oder zur sogenannten reinen Passivität nöthig ist. Mit anderem Ausdruck: ohne Wille giebt es sowenig Bewegung wie Beweglichkeit.

Unsere Auffassung ist die: die Kräfte sind und walten im Raume und ausserhalb seiner haben sie keine Existenz — aber die Natur des Raumes hat keine Macht über sie, wiewohl es zuweilen den Anschein gewinnt, als ob sich die Kräfte gänzlich erschöpfen in dem Streben, räumliche Gestalt anzunehmen, und auch der ganze realdialektische Antagonismus aufgehe in räumliche Gegensätzlichkeit. Es gehört ja zur Stufenfolge der Selbstbereicherung des erscheinenden Willens, dass er aus der einfach radiären Gradlinigkeit mechanisch wirkender Kräfte zum Ineinander jeder Rechnung spottender Curven im organischen und noch mehr im charakterologischen Leben sich complicirt. Da begegnen uns als Zwischenstadien die Krystalloiden, Krystalle und Pflanzengebilde, und es entspricht ebenso sehr der Natur des Raumes wie der Kräfte, dass Beide in ihrer Wechseldurchdringung als elementarste Individuationsproducte solche hervorbringen, deren ganze Charakteristik sich befasst in räumlichen Unterschieden, an denen nichts Individuelles erkennbar ist als ihre stereometrischen Verschiedenheiten, Configurationen, welche jenseit ihrer selber keinen erkennbaren Zweck mehr haben, in denen vielmehr die Kräfte sich genug gethan, wenn sie in der Entfesselung aus jederlei Hemmung ihrer freien Beweglichkeit durchgesetzt haben, was sie ihrem innern Wesen und Bedürfniss nach erreichen wollten: die Verwirklichung dieses besondern Systems von Flächen- und Achsenverhältnissen.

Als die Realdialektik in den Willen das Ansich der Materie setzte, bot sie der spröden Vornehmheit des denkenden Geistes doch ein Object gleicher Rangstufe, und derselbe kann sich jetzt nicht mehr — wie den physikalischen und chemischen Atomen der mechanistischen Materialisten gegenüber — dem

entziehen, auf Dinge sich einzulassen, welche ihm selber an spiritualistischer Feinheit vollauf ebenbürtig sind; noch braucht er zum Verzweiflungsmittel der Selbstvergröberung zu greifen, um seinen Objecten homogener zu werden, wie man das meistens bei speculirenden Empirikern gewahrt, denen die Schwingen der Phantasie bald lahm zu werden pflegen, wenn der Aether, welcher diese tragen soll, gar zu dünn und subtil wird. Die Mehrzahl fiel dabei, zuletzt doch wieder der einfachen Gravitation nachgebend, selber zu Boden, während die Realdialektik, vermöge des ihr innewohnenden Gegendrucks, in der Schwebe einer ihren Schwerpunkt in sich selber tragenden Vogelperspectivestation sich zu erhalten weiss.

Je schwerer es ihr aber durch ihr eigenes Princip gemacht ist, auf dem Wege logischen Zwanges sich Anhänger zu gewinnen, desto mehr muss sie sich nach Beweismaterial von anschaulicher Evidenz behufs thatsächlicher Ueberführung umsehen. Denn wer sie einmal nicht anerkennen will, dem bleibt ja immer die Ausrede offen, dass er das an sich ausgesprochenermaassen Antilogische niemals eine logische Macht über sich werde gewinnen lassen; lassen ja doch alle unbestreitbaren Antinomien und realen Widersprüche immer noch der Hoffnung, welche damit für sie *eo ipso* zu einer unangreifbaren wird, Raum, ein vollkommeneres Wissen, sei es auf Erden oder im Himmel, werde dermaleinst Alles zum logischen Einklang zurückführen, sozusagen in einer geistigen „Wiederbringung aller Dinge“ — wie dergleichen ja auch selbst noch von jenseit der Götterdämmerung herüberwinken soll. Um so mehr sieht sich die Realdialektik darauf angewiesen, „Act zu nehmen“ von jedem mehr oder weniger freiwilligen Zugeständniss, mit welchem man ihr entgegenkommt. Als solches aber meint sie auch registriren zu dürfen, was Kant glaubt vorbringen zu müssen behufs Polemik gegen Solche, welche es zum Begriff des Realen gehören lassen, dass es ein Anderes von sich ausschliesse. Wer diese Concession macht, hat eigentlich schon die Realdialektik im Princip acceptirt oder ihr Princip wenigstens schon *ad referendum* genommen. Denn ist einmal die Absolutheit der Selbstposition alterirt, so ist sie auch aufgehoben und damit jene absolute Flüssigkeit des Seins ausgesprochen, vermöge welcher Hegel das eleatische Werden umprägte zum dialektisch mit seinem Gegentheil (dem Nichtanderssein) identischen Anderssein.

Solcher Dialektik macht es ja freilich nicht die mindesten Skrupel, der Materie die allerwidersprechendsten Prädicate beizulegen, vorneweg ihr auch jede Exclusivität gegen das Räumliche abzusprechen. Aber ganz so bequem macht es sich die ein klein wenig gewissenhaftere Realdialektik denn doch nicht, schon deshalb nicht, weil ihr das Dialektische nicht, wie für Hegel, eine blosse „Methode“ ist und sie darum den Weg der Logik nicht ohne Noth verlässt, vielmehr am Dialektischen, als ihrem „Realprincip“, das Methodische als ein halbseitig Logisches seinen vollen Bestand behält. Sie sucht ja doch immer zu einem positiven Ausdruck für das Seiende zu gelangen. während wir den Dialektiker der Methode sich mit Wollust auf das Faulbett — nicht etwa einer realdialektischen doppelseitigen Negativität, sondern — einer simpeln, d. h. ebenso einfältigen wie einfachen, Negation hinstrecken sahen.

So ist es ganz im Sinne der Realdialektik gesprochen, wenn man die Dichtigkeit nicht — dem unkritischen Augenschein zufolge — nach dem Quantum des vermeintlich im Körper befindlichen leeren Raumes oder nach der Zahl und Grösse der Poren, sondern durch die Proportion zwischen attractiver und repulsiver Kraft (vergl. Kant a. a. O. S. 350. 379. coll. 382) oder noch einfacher nach dem Grade der metaphysischen Willensactualität oder Intensität bestimmt — was Beides für identisch zu gelten hat, sofern diese Intensität natürlich ihr eigenes Maass an der Gegenspannung zwischen den realdialektisch antagonistisch einander widerstrebenden Hälften der selbstentzweiten Einheit besitzt.

Das ist ja der Triumph, dessen sich die Realdialektik immer von neuem erfreuen darf und der ihr eine anhänglichere Gefolgschaft sichert, als wie die bloss discursive Ueberredungskunst es würde vermocht haben: dass sie am Wirklichen einen lebendigen Antagonismus durchschaut, der die Welt- und Lebensräthsel auf physischem wie ethischem Gebiete ungleich nachhaltiger zu bewältigen im Stande ist, als alle mattherzigen Transactionsversuche blosser Compensationstheorien.

23. Das organische Leben, seine Zweck- und Unzweckmässigkeiten, seine Typen und Arten.

Schon in ihrer Wiege *) ist sich die Realdialektik darüber klar gewesen, wie das Problem der Zeugung viel Wasser auf

*) Vergleiche meine „Beiträge zur Charakterologie“ bes. I. 202 ff.

ihre Mühle liefere. Seitdem hat sich an der Hand der entwickelungsgeschichtlichen Forschung ihr Wissen erweitert und vertieft — aber auch Haeckel's („Die Plastidule") Auffassung von der Fortpflanzung, als einem Uebersichhinauswachsen des Individuums, ändert nichts daran, dass es sich dabei doch allemal um eine Selbstspaltung der vorhandenen Keime handelt, welche erst nach der vollständig durchgeführten Geschlechtertrennung zu einer abermaligen Ver-einheit-lichung zurückführen — und bei der Besprechung der Polarität streiften wir die Frage, ob dieser Begriff auch auf das Sexualverhältniss Anwendung leide.

Die mancherlei Wechselbeziehungen zwischen Individuum und Gattung stellen sich ebenfalls unter realdialektisch geartete Limitationen und werden zumal nach ihrer ethischen Seite noch wiederholt Gegenstand unserer Betrachtung sein — aber das höchste Interesse nimmt doch, weil es einen ganz unmittelbaren Einblick in die Selbstentzweitheit des Willenswesens gestattet, alles dasjenige in Anspruch, was man neuerdings unter den Namen dysteleologische Erscheinungen befasst hat, und das mag deshalb gleich hier in seiner besondern Bedeutung herausgekehrt werden als specieller Fall des Conflicts zwischen dem Wohl des Einzelwesens und dem, was die neuere Biologie die „Mechanismen" des Gattungsmässigen (typischer Vererbung) nennt, indem so gefährliche Erbschaftsstücke wie Kropfdrüse, Blinddarm u. dergl. zu einer fortwährenden Bedrohung der Individualexistenz werden.

Die nahe Verwandtschaft, in welcher dies zu gewissen Fälschungen der Entwickelungsformen steht, für welche Haeckel in seiner „Kenologie" eine Erklärung zu geben versucht, ist in die Augen springend. Vergebens hat sich die Teleologie bisher bemüht, die vielfach hervortretenden Widersprüche zwischen der *causa efficiens* und der *causa finalis* zu beseitigen — die Dysteleologie constatirt ein analoges contradictorisches Verhältniss zwischen den Mitteln, den Typus zu wahren und dem Individuum sein Dasein zu sichern. In den Augen der Unparteilichkeit implicirt das Eine so gut wie das Andere die Anerkennung eines antilogischen Princips, sosehr auch E. v. Hartmann in dem Abschnitt seines mehrerwähnten Buches, welcher „Die Widerstände der Entwickelung" überschrieben ist, sich beeifert hat, mit blossem Auftrumpfen das Logische daran zu retten. Denn von „anticausaler" Durchführung erzähle nicht ich, sondern die Welt — solche ist ja auch nur das eigentlich selbstverständliche Comple-

ment zum antiteleologischen Walten rein causal ablaufender Mechanismen. Beides zusammen macht die Selbstoffenbarung der realdialektischen Selbstentzweiung des einerseits teleologisch sich fördernden, andererseits causaliter sich hemmenden, immer aber in seine eigene Ohnmacht sich verstrickenden Willens aus.*)

Oder passt es den Herren besser, so können wir auch sagen: das Teleologische selber nimmt in seinem eigensten Wesen einen antiteleologischen Verlauf und stellt sich *eo ipso* unter die realdialektische Weltgesetzlichkeit, z. B. wo das Individuum (die Species) sich Rückentwickelungen unterwerfen muss, um seine Existenz zu retten, weil die Bedingungen seiner Umgebung nur noch die Fortdauer in unvollkommenerer Gestalt zulassen („Naturforscher“ 1876 Nr. 12 über die Entwickelung des Axototl als einer „Hemmungserscheinung“ des Amblystoma's).

Daneben aber bekunden die durch parasitische Lebensweise und damit verbundene Existenzerleichterungen herbeigeführten Verkümmerungen, wie sehr Darwin Recht hat, den Kampf um's Dasein als den eigentlichen Perfectibilitätsmotor hinzustellen, weil der Wille an sich ebenso ursprünglich träge wie erregungsgierig ist.**)

Nicht anders will ja das ganze Kapitel von den sogenannten „schädlichen Vollkommenheiten“ beurtheilt sein, welches die Fälle vorführt, in denen für andere und unter andern Verhältnissen entwickelte Organe unter den factisch gegebenen als Hemmungen oder Gefahren sich erweisen (so sind z. B. auf kleineren Inseln die schlechtfliegenden Insecten die zahlreichsten.

*) Janet in *Les causes finales* setzt das Zweckmässige in einen Durchschnitt, einen Compromiss zwischen den Selbstinteressen jedes lebenden Wesens und der allgemeinen Bedingung der Stabilität, welche die Erhaltung des Universums fordere; und demgemäss ist ihm das Uebel nach aristotelischer Weise die beiläufige Folge des Conflicts der wirkenden Ursachen mit den Zweckursachen und der letzteren unter einander, die Welt gleiche einer Maschine, die einen Theil ihrer Kraft selbst verbrauche — was, setze ich hinzu, doch alles nicht möglich wäre, wenn die Selbstverwirklichung der *οὐσία* einen harmonischen und nicht vielmehr einen aus tiefinnerstem Widerspruch mit sich selbst herzuleitenden Verlauf nähme.

**) So was muss selbst ein Rudolf Seydel im „Dualismus der Einheit“ seiner „Urpotenz“ anerkennen, als welche ebenso sehr ein träges in sich Verharren wolle, als ihrem Begriffe nach ein „Trieb zur Verwirklichung“ sein soll.

weil die besser ausgestatteten sich zuweit auf's Meer hinauslocken lassen) — als Hemmungen oder Gefahren, welche die Mühe einer anderweitigen Accommodation zumuthen, deren langsamer Verlauf immer wieder die Ohnmacht des Individualwillens verräth, um so mehr als die Realdialektik den Typusbegriff mehr im Sinne Goethe's auffasst, welcher darin die nothwendige Grundlage für die Entwickelung und ihre zufälligen Variationen, also eine Voraussetzung*), erkennt, als im Sinne Darwin's, für welchen derselbe ein zufälliges, wegen seiner Zweckmässigkeit festgehaltenes, Erzeugniss ist. Denn sie steht auf der Seite von Helmholtz, der (Populäre Vorträge I, 44 ff.) die vielerörterte *unité* nicht im *plan*, im *τέλος*, im Ziel und Zweck, sieht, wo vielmehr die grösste Mannigfaltigkeit herrsche und doch auch der Schauplatz der eigentlichen Entwickelung, des Fortschritts sei, sondern nur im Mittel, im Schema, wo sie in Uebergangsstadien als Provisorisches und Transitorisches erscheint.

Somit behält die Realdialektik ein um so offeneres Auge für die vernichtende Seite am Kampf um's Dasein. Darum ist es ja auch so ganz aus ihrem individualistisch gesinnten Herzen gesprochen, wenn man jetzt gern Species als Blutsverwandtschaft definirt, Art als Stammbaum der Organismen, oder noch lieber, wie E. v. Hartmann gelegentlich einer Besprechung des Faust, sich dahin äussert: „typisch" bezeichne ihm nicht, was eine Menge

*) Das findet u. A. Bestätigung durch Wahrnehmungen, nach welchen Krystallisationen durch eingesetzte Keimformen in ihrem ferneren Fortgang können prädeterminirt werden (wie unter gleichen Bedingungen der Temperatur und ganzen Umgebung die Polymorphen des Schwefels, Sklarek's Naturforscher 1874 Nr. 44). Wenn aber so die Grenzen zwischen organischen und krystallinischen Daseinsformen sich immer mehr verwischen und demgemäss die Krystallographie mehr und mehr in Wege einlenkt, welche auch ihrem Gegenstande eine mehr individualistische als atomistische Betrachtungsweise vindiciren möchten, so baut sich die Gliederung in der Rangordnung der Welt nur um so durchsichtiger auf nach dem Grade der Fähigkeit, das direct Contradictorische in die Einheitlichkeit eines untrennbaren Ineinander zusammenzuzwingen. Der vollbewusste Wille, der menschliche Charakter, besitzt dies Vermögen im weitesten Umfang wie in intensivster Stärke — unterhalb des Krystalls dagegen liegen jene sogenannten amorphen Körper, deren Sprödigkeit, wie wir sahen, ganz im Sinne der Realdialektik Julius Hirschwald (vergl. Sklarek, ebenda Nr. 5) daraus herleitet, dass in ihrem Innern Cohäsions-Spannungen bestehen blieben, also jene Ueberwindung eben nicht erfolgt sei.

von Einzelfällen begrifflich in sich fasse, sondern was eine solche repräsentativ vertrete, also nicht eine abstracte Allgemeinheit, sondern Verwandtschaft lebendig individualisirter Gestalten.

Nur so wird ja auch die unzulängliche „Vollkommenheit“ unserer Organe, wie die Discrepanz zwischen subjectiv Angenehmem und objectiv Verderblichem einigermaassen begreiflich: solange das Bestschmeckende uns noch oft am übelsten bekommt, solange erstickende Gase für unsere Geruchsnerven unwahrnehmbar bleiben, solange der Schmerz als Warner sich unzuverlässig erweist, weil er bald unrichtig localisirt, bald ganz ungefährliche Zustände mit disproportionaler Heftigkeit signalisirt, dagegen unmittelbar das Leben bedrohende Leiden gänzlich discretirt: so lange ist es mit dem, was die Accommodation bis dahin erreicht hat, noch recht stümperhaft bestellt und die behauptete Weisheit recht fraglich. Die Natur, gestehen ihre Kenner, nimmt mit der dürftigsten Ausstattung vorlieb, um überhaupt nur Organisches zu Stande zu bringen. (Versuchte doch schon 1872 die Schrift: „Ueber die Auflösung der Arten“ satirisch durchzuführen, wie das differenzirte Leben in der Rückströmung in's Protoplasmameer begriffen sei, wenn der Darwinismus in seinen äussersten Consequenzen recht hätte.)

In all dem Vorgeführten ist es nun aber offensichtlich nichts weniger als Lust am Logischen, was den Willen seine Wege führte, sondern das erweiterte Princip des geringsten Widerstandes (wogegen die vermeintliche *lex parsimoniae* längst vor Thatsachen wahrer Kraftvergeudung hat weichen müssen): *taedio laboris compelluntur ignavi* (*Curt.* V, 26); denn Fortschritt vollzieht sich in der Natur, wie in der Geschichte, ja nur apagogisch: indem irgendwie das Gefühl entsteht: so geht es nicht länger.

Aber auch in seinen positiven urbiologischen Darlegungen kommt ein Haeckel selber — den man darnach einen idealistischen Materialisten nennen möchte — um die Annahme einer differenzirenden Gegensätzlichkeit nicht herum (vergl. Perigenesis der Plastidule S. 30 ff.), sucht vielmehr darin den eigentlich allerursprünglichsten Lebensact zwischen Proto- und Coccoplasma. Dem von ihm angestrebten, einzig echten Monismus haftet wenigstens ebenso viel vom Schimmer eines (ob auch nur verbalen) Dualismus an, wie der Realdialektik mit ihrer Zwiespältigkeit des metaphysischen Urwesens — und in seiner Polemik gegen den unechten Monismus der Materialisten und Spiritualisten.

welche die contradictorischen Gegenstücke nicht verwinden, sondern nur ignoriren oder secretiren, klingt es bei ihm mehrmals gradezu realdialektisch an.

Nicht minder leicht aber befreundet sich auf benachbartem Gebiet die Realdialektik mit den Anschauungen Ewald Hering's, welcher ja, wie Haeckel, die Empfindung schon in die Urbestandtheile der organisirten Materie verlegt und der Willensmetaphysik in seiner Farbentheorie noch näher getreten ist.

Wie eifrig waren die Physiker seit Newton beflissen gewesen, Alles an den Farben auf zeit-räumliche Differenzen (Unterschiede der Schwingungs-Zahlen und -Amplituden) zurückzuführen, bis Helmholtz sich getrauen durfte, das Psychisch-Physiologische unmittelbar mit hineinzunehmen und so die lang verkannte „Intellectualität der Anschauung" auch bei seinen Fachgenossen zu Ehren zu bringen.

Die „specifischen Energien" der verschiedenen Sinnesorgane waren an sich ja schon ebenso viel Proteste gegen jede rein mechanistische Anschauung plumpester Stofftheorien gewesen, und jetzt postulirt eine Reihe exacter Forscher um die Wette, ob zwar in mehr oder weniger weitem Umfange und mit grösserer oder geringerer Entschiedenheit (zum Theil schon beim einfachen Atom) die Anerkennung einer allzulang abgeleugneten Qualität, welche man am kürzesten als allgemeine Beseeltheit oder Bewusstseinsfähigkeit der Materie bezeichnen kann.

Wo nun so Alles in die Richtung der Schopenhauer'schen Selbstdifferenzirung des Willens (welche doch ihrerseits erst recht verständlich wird, wenn man sie unter dem Begriff einer nicht anders als realdialektisch vorstellbaren Selbstzweitheit des metaphysischen Urwesens denkt) sich drängt, da kann es kaum noch überraschen, wenn grade einem Manne wie Ewald Hering das Unbefriedigende, Widerstrebende, was die früheren Farbentheorien gegen sich haben, zum Impulse wurde, in abermaliger Revision das Physikalische und Physiologische noch inniger in Eins zu fassen, und die ansprechenden Resultate, zu welchen er dabei gelangt ist, gehören zu den erfreulichsten Concessionen, mit welchen die neueste Naturwissenschaft der Realdialektik entgegengekommen ist.

Schon darin, dass darnach als ein Antagonistisches aufgewiesen wird, was bisher unter die Kategorie des „Complementären" war gestellt worden, offenbart sich das Bedürfniss, jener

Abart von Dualismus Zugang zu gewähren, welche sich mit dem echten Monismus so vortrefflich verträgt und auch schon bei Trendelenburg Anerkennung gefunden hat auf der vorletzten Seite seiner Logischen Untersuchungen: „Die ewige Formel des Lebens äussert sich auch hier: ‚Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, so fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt.'"

In allem Polarischen haben wir ja ein direct Realdialektisches erkannt, und wenn die jüngste Geschichte der Philosophie mehr als Eine *revindicatio* Schelling'scher Philosopheme durchgefochten hat, so mag die Realdialektik das zum guten Zeichen nehmen, es werde Etliches davon auch ihrem Bereiche als Rückeroberung zuwachsen.

So wird sich auch hier eine Erfahrung wiederholen, welche der Realdialektik eine viel raschere Propaganda verheisst, als wie man ihr augenblicklich noch prognosticiren möchte. Der naive Sinn steht ihr nämlich in Wahrheit viel näher, als wie man vermuthen sollte nach der Stärke der angeborenen „logischen Instinkte". Dieser Sinn sträubt sich ja „von Natur" gegen nicht wenige der im Schwange gehenden modernen naturwissenschaftlichen Hypothesen — die Billionen von Schwingungen des Lichtäthers wollen ihm nicht recht eingehen, und wenn er — angesichts so wuchtiger Autoritäten — sich meistens auch nicht getraut, sie direct in Abrede zu stellen, so bleibt ihm doch dabei ein Gefühl des Unbefriedigtseins, ihn verlangt nach einer „dynamischen" Auffassung — wohl wissend, dass Gleiches nur vom Gleichen erkannt wird, will er Bein von seinem Bein — blosse Rechenexempel „erklären" ja überhaupt nichts, machen zur Noth wohl dies und jenes „verständlicher", aber nicht wahrhaft „begreiflicher". Die ganze mathematisch sich gebärdende Naturbetrachtung kann es doch nimmermehr zu höherer Evidenz bringen, als wie die reine Mathematik selber, ja wird diese niemals an voller Durchsichtigkeit erreichen, weil ihr doch immer trübende Reste anhaften: die Ungleichheiten der Beobachtungen nebst denen der daraus resultirenden Ziffern — so geht nichts ganz und rein auf!

Wie viel einleuchtender dagegen ist es, wenn wir nach dieser neuesten Hypothese nun im Weiss nicht mehr das Zauberstück der Allfarbenmischung — eine Compensation sozusagen aller Schwingungsaccorde — bewundern sollen, sondern ver-

nehmen: die Sehthätigkeit kehre dabei nur darum zur Empfindung des einfachen Weiss zurück, weil all die anderen Farben sich ihre Wirkungen gegenseitig unmöglich machen, indem das gemischte Licht ein „gleich starkes Assimilirungs- und Dissimilirungsmoment setze“.

Das sind Wechselzustände und Zustandswechsel, wie sie jedes erkennende Wesen *quâ* wollendes aus eigenster Selbstempfindung kennt: Ermüdung, Abspannung, Stimmung, mögen sie auch selber wieder der Erklärung bedürfen, zählen doch so sehr zu den „Urphänomenen“ des Willenslebens, dass sich Jeder „von selbst“ mit ihnen vertraut fühlt und weiss und deshalb schon viel williger einer Physiologie lauscht, welche so unmittelbar an derart primäre Affectionen anknüpft, statt mit unüberschaubaren Zahlenverhältnissen mehr ein scheinbares Ueberzeugen, als wie ein wirkliches „Einsehen“ zu vermitteln — ja, eher betäubend oder blendend, als erleuchtend oder belehrend wirkt jenes Ueberschütten mit einer „Wissenschaftlichkeit“, welche mit ihrem Pochen auf ihre „specifische“ Methode und Dignität schier selber realdialektisch in eine Pseudo-Erkenntniss sich zu verkehren Gefahr läuft.

Was wir im Allgemeinen gesagt haben, gilt auch hier im besonderen Falle: die Verlegenheiten der Naturalisten schlagen zu Triumphen des Realdialektikers aus. All die endlosen Controversen über die „Lebenskraft“ wurzeln ja in dem Sträuben, anzuerkennen, dass eine Naturkraft der andern antagonistisch entgegenwirke — das ist ein Gedanke, der in den falsch verstandenen Monismus sich nicht will einfügen lassen — für uns dagegen hat er die Bedeutung eines weiteren Zeugnisses für das contradictorische Auseinandertreten des Einen Willens.

Was drängt denn die Naturbeschreiber zu Schlagworten, wie: im Anorganischen walte das unbeugsame G e s e t z und schon im Pflanzenleben die geschmeidigere R e g e l? Was heisst das anders, als: die Individualpotenz in ihrer Selbstverwirklichung wird gewisser allgemeiner Kräfte mächtig, die in ihrer (anorganischen) Vereinzelung mit ihrer ganzen Energie andere Richtungen einschlagen? Schon in der Diffusion sehen wir chemische Ausgleichungen den Bann der reinen Gravitation durchbrechen — in der Endosmose vollends Membranen permeabel werden, welche für das bloss schwerkräftig Wirkende keine Spur von Porosität oder anderweitiger Penetrabilität zeigen. Ist da etwa im einen Falle die

Necessitation an sich eine andere geworden, oder ist nicht vielmehr, was gewechselt hat, die Nothwendigkeit selber, nämlich das Verhältniss der Existenz zur Essenz? — und geht nicht, was als ein Mehr von Freiheit aussieht, wesentlich zurück auf die concentrirtere Individualmacht, wie sie der Wille allemal da gewinnt, wo sich seine biologische Actualisation der Vollendung nähert, oder ganz populär ausgedrückt: so oft das Leben über den todten Stoff siegt? In den Augen des Metaphysikers ist doch jede scheinbar „irreguläre" oder „anomale" Blattzacke ein ebenso unverbrüchliches Nothwendigkeitsproduct, wie ein beliebiger mechanischer Impuls — aber nicht minder auch alles Thun blindester Raserei, das in absoluter Entfesselung daherzustürmen scheint.

Dass es dabei des Hinzutritts gewisser *adventicia* bedarf, die wir „Bedingungen" nennen — dass schon die chemischen Vorgänge ohne Mitwirkung von Wärme, Elektricität oder Licht nicht zu Stande kommen, während sie hinwiederum selber Erscheinungen dieser Kräfte erst ihrerseits herbeiführen, ist ja der nämliche „Kreislauf", in welchem sich alle Realdialektik von vornherein beglaubigt — und grade von diesen Zustandsänderungen, welche im organischen Leben am mannigfaltigsten auftreten, mag man als von Bedingungen sprechen, auf welche Schopenhauer's Auffassung von aller Causalität als blosser Zustandsfolge besser passt, als auf die eigentlich ursächlichen Verhältnisse.

Dass der *effectus* an die Gradhöhe gewisser Specialzustände der beiderseits vorher bereits existirenden Causalfactoren gebunden (von ihr abhängig) ist, zeigt, wie das blosse Dasein der stofflichen Substrate so lange „unwirksam" bleibt, als nicht die Relationen zu der *potentia* auch die *potestas agendi* hinzufügen, vermöge deren das Motiv erst „einschlägt" (wie im pathologischen oder nutritiven Process ein Mittel „anschlagen" muss) mit Ueberwindung der *vis inertiae* des jeweiligen Zustandes. — Wie nach der vorherrschenden Auffassung chemische Verbindungen zerfallen, wenn physikalische Aenderungen die bisherigen Atomrichtungen stören oder gar aufheben, so ist es mit dem „Leben" vorbei, wo chemische Affinitäten übermächtig werden und damit den Fortbestand derjenigen Wechselbeziehungen unmöglich machen, in deren einheitlichem Verlaufe sich das organische Leben vollzieht. Da wie dort sind es, objectiv, d. h. von aussen, angesehen, Verhältnissveränderungen, welche sich als Zerstörungen herausstellen — von innen betrachtet, dagegen lässt sich auch hier das alternirende Walten

contradictorischer Functionen nicht verkennen — und dass sie „gesetzlich" verlaufen, sichert ihnen einen logischen Existentialcharakter, tangirt aber nicht ihren antilogischen (realdialektischen) Essentialcharakter. So gilt auch hier: die sogenannten „realen Verhältnisse," die eintretenden Bedingungen, activiren wohl das Motiv, aber sie schaffen es nicht; wie Licht, Wärme, Elektricität (vielleicht ja im Wege einer veränderten Zugrichtung der Atome) der Affinität zwar zur Actualisirung zu verhelfen vermögen, aber sie doch nicht ersetzen können, nicht schöpferisch thätig sind, sondern nur distributiv.*)

Wäre nicht ein naiver Dualismus die unzweifelhaft bequemste Weltanschauung, so würde nicht die Allbeseelung (englische Culturhistoriker sagen dafür ja gern „Animismus") die ganze menschliche Geistesentwickelung durchziehen — darauf beruht ja die gesammte Mythenbildung wie die Personification, mit welcher das Kind Stiefelknecht und Puppe behandelt. Insofern ist also der Monismus der Materialisten keineswegs — wie diese sich doch gern berühmen — die schlechthin „natürliche",

*) Die Ueberschätzung der Bedingungsmacht mit ihrer die Individualitätsbedeutung verwischenden Verkennung des eigentlich Substantialen verleitet in Verirrungen, welche sich ungleich weiter erstrecken, als man zunächst vermuthen möchte. Die aus ihr entspringende Verwechselung essentialer und phänomenaler Gleichheit verschuldet letzten Endes, dass platonisirende Begriffler weit abschweifend vom ὄντως ὄν das wahre („ewige") Sein in den Gattungstypus (die „Idee") verlegen gegenüber der Vergänglichkeit des Individualgebildes — ein Fehlschluss, dem analog, nach welchem Schmetterlinge es zugeben, dass sich ihnen gleichfarbige und gleichgestaltige Motten als „Spottformen" *(mimicry)* zwischen ihnen verstecken. Und getäuscht von solcher Gleichheitsmaske, wie sie die Bedingungsgleichheit gewoben, übertragen die darwinistisch geschulten Geschichtsevolutionisten diesen Doketismus ja sogar auf das rein ethische Gebiet, wo sie sich zu dem Behauptungsmonstrum versteigen, dass jedes Individuum *potentiâ* die Anlagen zu allen charakterologischen Merkmalen in sich trage und nur die physiologisch (resp. pathologisch) gearteten Bedingungen es seien, die hierin zu, darnach bloss phänomenologischen, Unterschieden führten. Dergleichen entspricht freilich den auch praktisch nivellirenden Tendenzen des „Zeitgeistes" — Staat und Gesellschaft dulden keine markirten Persönlichkeiten: so soll auch dem Natürlichen in absoluter Charakterlosigkeit alle Individualität abgesprochen werden: darum ist man ja so eifrig bemüht, selbst die chemische Affinität mit Hülfe modernster Wärmelehre auf rein kinetische Unterschiede zurückzuführen.

die ausschliesslich und unmittelbar den „gesunden Sinnen“, dem „gesunden Menschenverstand“ am meisten angemessene Weltanschauung; vielmehr schmeckt er sehr stark nach einer blossen Schulmeinung, sofern er im Dienst einer einseitig gehätschelten Logik alles contradictorisch Antagonistische aus der Welt hinaus zu argumentiren sucht.

Aber das implicirt bereits eine ebenso entschiedene Emancipation von der Autorität der „Sinne“, wie sie die Realdialektik von der der Logik voraussetzt — und wer die Logik als den Inbegriff der „Naturgesetze des Denkens“ ansieht, möge so gerecht sein, zu erwägen, dass bereits jeder Versuch einer (auf Monismus abzielenden) Vermittelung zwischen physischem und psychischem Princip schon eine Abkehr von dem Glauben an die unmittelbare Wahrhaftigkeit der Natur voraussetzt.

Dankbar mag der Denker dem Berichte des Spähers lauschen, aber wird sich sein *Non credo* vorbehalten, so oft ein Punkt erreicht ist, wo psychischen Vorgängen mechanische sollen substituirt werden. Auch in dem Sinne bleibt der „natürliche Mensch“ ein *ἄνθρωπος ψυχικός*, dass er es nicht — wie man es heutzutage gern verdächtigend nennt — für einen „anthropomorphischen“ Raub an der Objectivität des Daseins erachtet, wenn er den Willen als solchen auch begrüsst, wo dieser in seiner eigensten, sozusagen nacktesten Natur einsetzt und damit als das eigentliche Wesen der Dinge ein geistiges Princip offenbart, und zwar ein material-geistiges, nicht ein formal-geistiges blosser Verhältnissbegriffe, wobei der pythagoreïsirende Mechanist sich beruhigt.

Hintendrein, wenn die Weisheit der Physiker zu Ende ist und ihren letzten Trumpf ausgespielt hat, ohne doch das wirklich „letzte Wort“ haben finden zu können, dann feiert die Metaphysik den Triumph ihrer Unentbehrlichkeit.

Wie aber jeder Künstler seine Schranke hat an seinem Werkzeug und an seinem Material, so auch der Wille — und daran wird nichts geändert dadurch, dass er sich diese beiden selber geschaffen aus der „reinen Bedingung“ seiner eigenen Essentia — denn nun haben sie das unverrückbare Maass ihrer Vervollkommnungsfähigkeit an der realdialektisch reciproken Selbstbeschränkung ihres metaphysischen Ursprungs, der ja nur seine eigenen Widersprüche realisirt in der Doppelnatur seiner Kinder.

Das setzt sich ja fort bis hinein in die Welt des Denkens. Wer Ernst macht mit der Willensmetaphysik, für den gibt es nichts ausser dem Willen, also nichts, was nicht Wille wäre;

dann ist also — und diesen von uns längst behaupteten Satz hat neuerdings Alfons Bilharz nur bestätigen können — auch das Erkennen selber eine Willensfunction und offenbart solche seine Willensnatur bis in's abstracteste Denken hinein, so oft dieses „Acte" der Subsumtion, der logischen Anordnungen seines Stoffes u. dgl. m. ausführt, womit die Denkthätigkeit sich als Actualisation realer Kräfte bewährt und so zugleich des Anspruchs auf Exemtion von den „Gesetzen" der Realdialektik sich entschlägt.

Wenn nach der von Schopenhauer aufgebrachten Formel die Kraft nichts Anderes ist, als der von aussen gesehene Wille und der Wille nichts Anderes als die von innen betrachtete Kraft, so gehört es zu den lohnendsten Aufgaben, welche ein Willensmetaphysiker sich stellen kann, auch sprachphilosophisch bis in's Einzelne die Parallelen zu verfolgen, in welchen psychische und physische Vorgänge, resp. Eigenschaften, mit gleichen Ausdrücken bezeichnet werden. Mag sich die liebe Oberflächlichkeit begnügen, darin bloss „symbolische" Uebertragungen („Metaphern") zu erkennen: die Willensmetaphysik wird die darin sich offenbarende Identität aufdecken wollen und sich vielfach dabei des Gewinns zu erfreuen haben, dass von Innen her ein Licht fällt auf Dinge, die, einseitig von Aussen beobachtet, sich in das Dunkel unverständlicher Räthselhaftigkeit hüllen. Von einer in dieser Richtung angelegten Zusammenstellung habe ich bereits (in der Allg. homöop. Ztg. Bd. 97 Nr. 1 und 2) eine Probe veröffentlicht, welche sich zunächst mit dem an widersprechenden Momenten besonders reichen Begriff der „Zähigkeit" beschäftigt, weil dieser auch charakterisch die reichste Ausbeute verspricht.*)

*) Erläuterungsweise mag hier Einigem daraus ein Plätzchen gegönnt sein. Ueberall bemüht, Alles beiseite zu schaffen, was noch einem innern Einheitsbande Raum lässt, hat die atomistische Theorie sich *ad hoc* den Begriff der „innern Reibung" construirt, um auch da eine wahrhaft dynamistische Erklärung entbehrlich zu machen. Manchem aber wird doch vielleicht etwas „einleuchtender" erscheinen, was die philosophische Betrachtungsweise an unmittelbaren Analogien gewahrt. Das Nächste, was sie interessirt, ist der hohe Grad von Sprödigkeit, welchen einige zähflüssige Körper bei gewissen Temperaturgraden zeigen. Dasselbe Schwarzpech, welches unter Schlägen glattflächig zerspringt, ebnet sich bei längerem Liegen unter dem sanften Druck seiner eigenen Schwere aus zu höckerloser Oberfläche — ja, im Zustande der Zerstückelung neben einander gelegte Fragmente desselben gehen auch ohne von aussen her

Hier aber, wo wir mit unserer Betrachtung an der Schwelle des bewussten Willenslebens und damit bei der Ethik angelangt sind, wird es gestattet sein, ein paar Fäden, sei es auch nur wie fliegenden Sommer, hinüberzuziehen an's jenseitige Ufer, wo unser die Elementarprobleme sittlicher Verhältnisse warten.

Physikalische Chemiker haben versucht, die Verschiedenheit der Elemente auf eine Verschiedenheit ihres repulsiven Ver-

---

einwirkende Temperaturerhöhung in eine Masse zusammen. Wer kennt sie nun nicht, jene Naturen, welche jedem schroffen Zwang von aussen scharfkantige Spitzen entgegenstrecken, dagegen von sanfteren Mächten sich willig umstimmen und umformen lassen: buchstäblich wie Wachs von einer warmen Hand? Oder wer hätte nicht Seelenvorgänge beobachtet, wo ein in sich zersplittert Herz narbenlos zusammenheilte zur ursprünglichen Weichheit und es dann hiess: „die Zeit" habe ihre ausgleichende Wirkung gethan? — Stellt man Pechkuchen auf Korkstäbchen, so drücken sich diese bei unveränderter Sprödigkeit allmählich von unten, wie draufgelegte Bleikugeln von oben, durch (Naturforscher 1880 Nr. 19), und legt man Schwarzpech (oder regelirendes Eis) auf ein Netz, so presst sich dieses allmählich in jenes ein und endlich durch — nicht anders wie auf der Folterbank des Lebens harte Herzen so „mürbe gemacht" werden, dass sie wie netzverstrickt zwischen Himmel und Erde schweben. — Das ganze Problem der Elasticität mit ihren „Deformationen und deren Nachwirkungen" gehört ja ebenfalls diesem Bereich eines aus widersprechenden Zuständen sich selbst wiederherstellenden Willens an. Und wie viel Schritte sind denn noch von da zu den Processen der Selbstheilung, die ja doch auch insgesammt auf nichts Anderes hintendiren als auf eine *restitutio in integrum*? Wir brauchen ja nur die rein dynamischen Erscheinungen jeder Ermüdung und Erholung heranzuziehen. Jede „Recreation" von Kräften steht in einer Analogie zur Elasticität, welche ziemlich unbedenklich sofort als Identität angesprochen werden könnte. Die Erholungsvorgänge sind nämlich mit den Schwankungen der Reconvalescenzerscheinungen schon in eine directe Parallele gestellt, welche zwischen den Functionen des Einzelnervs und des Gesammtorganismus gezogen wird im „Naturforscher" 1877 Nr. 32. Da heisst es: langsam anhebend, setzt sich der Erholungsprocess mit zunehmender Geschwindigkeit fort, um endlich mit abnehmender Geschwindigkeit zum Normalen zurückzukehren — und es fehlt selbst hierbei nicht an Entsprechendem zu den kleinen Schwankungen in den Besserungserscheinungen, welche der eigentlichen (stetigen) Reconvalescenz voraufzugehen pflegen. — Unschlitt und plastischer Thon verhalten sich in ihrer Zähigkeit ganz anders als z. B. die Harze; jene werden vom Druck nicht erweicht, sondern zerquetscht, gleichen also Charakteren, die unter den Bürden des Daseins zerbröckelnd ihre Continui-

haltens zurückzuführen. Also die Attraction, die Aneignung, das Egoistische wäre die in allen Wesen identische constante Grundkraft, und das Differenzirende einzig das Maass der Hingebung, des Anti-Egoistischen. Dann entsprächen die liebevollen Asketen den „verdunstenden", sich verflüchtigenden Körpern — aber wie irgendwo auch ätherische Oele sich wieder krystallinisch condensiren, so hat auch jede Liebe ihre Grenze, und wie es Fälle

tät einbüssen, im Unterschiede von solchen Herzen, welche nur ein ganz klein wenig Wärme der Behandlung brauchen, um ganz nachgiebig zu werden. Selbst das Eis bietet neben den Erscheinungen der sogenannten Regelation solche, in denen der blosse Druck ausreicht, ihm eine plastische Bildsamkeit zu verleihen: so sind die Dichter im Recht, wenn sie, unbeirrt vom Einspruch der Oberflächlichkeit gegen angebliche „Unwahrscheinlichkeit", Gestalten von äusserster Charakterzähigkeit vorführen, welche dennoch unter einem bestimmten Maass äusserer Motivation „nachgeben", ohne weder zu „brechen", noch in's haltlos Fluide „hinzuschmelzen". — Und was ist es denn, was die, mit ihren Definitions- und Formelerfindungen so klug sich dünkende, Physik beibringt zur „Erklärung" der beobachteten Disproportionalität zwischen Elasticität und innerer Reibung? In Nr. 49 des Naturforschers 1877 wird angenommen, die Nachwirkungsdeformation bei einem gedehnten oder gedrehten Drahte entstehe dadurch, dass die innere Reibung die Molecule desselben verhindere, nach einer Deformation in ihre ursprüngliche Ruhelage zurückzukehren, und dass die Elasticität nicht im Stande sei, diesen Widerstand, den die innere Reibung der Rückkehr der Theilchen entgegensetze, sofort zu überwinden. Die Nachwirkungs-Deformation werde demnach um so grösser befunden, je mehr die innere Reibung die Elasticität (welche, sofern sie die Nachwirkungs-Deformation aufzuheben trachte, als nachwirkende Elasticität oder elastische Nachwirkung bezeichnet wird) überwiege. Dabei aber wird es als ein „innerer Widerspruch" anerkannt, dass das „logarithmische Decrement" hier eine Zunahme, dort eine Abnahme mit der Länge des Drahts zeige — ein Widerspruch, welcher nicht etwa beseitigt, sondern vielmehr acceptirt wird durch die aufgestellte Hypothese, nach welcher das logarithmische Decrement selber aus zwei Theilen bestehe, von denen der eine umgekehrt, der andere direct proportional der Quadratwurzel aus der Länge sei. Was besagen also all derlei Annahmen Anderes, als dass — vermöge des inneren Antagonismus der Strebungen, welcher allen Facultäten ihre Aufgaben stellt — die physikalische Theorie nur soweit logisch rectograd verlaufen kann, als sie sich in identischen Sätzen und deren analytischen Consequenzen bewegt, dagegen alsbald sich genöthigt sieht, das negative Verhältniss selber in ihre Grössebezeichnung aufzu-

giebt, in denen es zweifelhaft bleibt, ob eine Verdunstung Folge spontaner Expansivität oder der Molecular-Attraction eines in die Nähe gebrachten Körpers oder dieser beider Ursachen zugleich sei, so kann man ja zuweilen nicht scharf sondern zwischen einfacher *caritas* und antiegoistisch geadeltem („verklärtem") *amor* — wohl aber vermuthen, dass auch dabei die Attraction eine

---

nehmen und sich damit zum realdialektischen Princip zu bekehren und zu bekennen, sobald sie dem Wesen der Dinge selber auf den Leib rückt, weil dieses bereits an dem Wurzelpunkt seiner Phänomenalität als ein in sich contradictorisch gespaltenes sich präsentirt? Aber freilich, in der Regel ignorirt die mathematisch auftrumpfende Physik lieber stillschweigend die Existenz des Widerspruchs, und zwar mit einer gewissen *bona fides*, sofern sie gar nicht merkt, wie und wo sie dieselbe in ihre eigenen Rechnungsansätze eingestellt hat — und weil diese innerhalb jedes einzelnen ihrer Fortgänge logisch gradlinig verlaufen, wird ihr gar nicht bewusst, dass das Resultat und Facit, so gut wie die Grundfactoren, das Contradictorische ungeschmälert in sich tragen, so dass ihr auch hier noch heutzutage buchstäblich widerfährt, was Goethe schon vor hundert Jahren an ihr verhöhnt hat:

spottet ihrer selbst und weiss nicht wie.

Während im Spröden Härte mit einer im Zustande hoher Spannung befindlichen Festigkeit zusammen ist, verbindet sich im Zähen die die gegenseitige Lage der Theile leicht ändernde Weichheit mit der den Zusammenhang der Theile schwer aufgebenden Festigkeit. So setzt die Zähigkeit — wie auch die Elasticität — das Ineinander von Constanz und Variabilität voraus, wie es auch ein Hauptmerkmal des Organischen und eigentlich Lebendigen ausmacht, wozu es auf's beste stimmt, dass eigentliche Zähigkeit, wie alle höheren realdialektischen Eigenschaften, nur den organisch gewachsenen, also aus ursprünglich Heterogenem gemischten, nicht physisch oder rein chemisch entstandenen Körpern zukommt. — Dass übrigens auch Grove an seinem Theil die hier vorliegenden Schwierigkeiten nicht verkannt hat, zeigt er, indem er (a. a. O. S. 24) die Elasticität definirt als Fortsetzung der Bewegung durch eigene Rückwirkung der Körper und dies bestätigt durch das Nichteintreten der Erwärmung. Darnach möchte man in der Elasticität den reinen Widerstand, die absolute Resistenzkraft des Willens erkennen, die vermöge einer spontanen Ausgleichung Alles so belässt (oder vielmehr in den Zustand zurückführt) wie es vor dem Impuls, vor Eintritt des Motivs gewesen. Das stände dann in deutlichem Connex mit dem Princip der *moindre action*, vermöge dessen sich jede Kraft dahin wendet, wo sie den geringsten Widerstand findet.

wichtige Rolle spiele, nämlich bei den Erscheinungen, für welche Goethe die Bezeichnung „Wahlverwandtschaften" aufgebracht hat.

Wie wir in der Menschenwelt Zwei sich vertragen sehen lediglich aus Respect vor einem aus der Nähe oder Ferne sie beobachtenden Dritten, so bietet uns die Chemie in der Katalyse das Schauspiel, dass die blosse „Gegenwart" (so mag man synonymisch diese *παρουσία* von der völlig unbetheiligt bleibenden blossen „Anwesenheit" unterscheiden) eines seinerseits unverändert bleibenden Stückes Platina die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser „veranlasst" (Grove a. a. O. S. 167) — gewissermassen auf rein materiellem Gebiete ein Analogon zur Macht des rein ideellen Factors der Ehre auf ethischem. Man möchte das Paradoxe daran in den Ausdruck fassen: es finde dabei eine unthätige Mitwirkung ohne passives Betheiligtsein (Afficirtwerden) statt.

Was der Physiker so beschreibt: „Wenn die beiden Golddrähte sich berühren, die in Salz- und Salpetersäure stehen, welche mittels eines porösen Zwischenmaterials in der Möglichkeit sich befinden, Contactwirkungen auf einander auszu üben, so erfolgt gleichzeitig chemische und elektrische Thätigkeit" — das ist, metaphysisch gewürdigt, genau gleichartig mit der wechselseitigen Einwirkung, in welcher zwei Menschen in Liebe oder Hass zu einander und damit auch zu Dritten neben sich stehen. Denn was dort der Contact der leitenden Drähte, sind hier die das Bewusstsein hervorrufenden Vorgänge, wie anderwärts, wo ein eingelegter Draht selber — *quâ* Materie — die Vermittelung zwischen den beiden Potenzen zu wechselseitiger Beeinflussung herstellt, der Intellect dieser Brücke entspricht.

Bei den sogenannten Reflexbewegungen oder widerstandsloser Willensschwäche, wo das Bewusstsein, resp. die „Vernunft", keine Macht besitzt, geht es ebenso zu wie beim unmittelbaren Contact der betreffenden Voltaischen Platten.

Das Bewusstsein als Zwischenglied zwischen dem blossen Reiz und dem Willen gleicht auch darin jener überleitenden, die chemische Action fortführenden Contactvermittlerin, dass man diese je nach Belieben anbringen und so die Verbindung herstellen oder beseitigen kann. In diesem Sinne können wir es deuten, dass die Chirurgen selbst dann auf die Anwendung von Anästhetika ungern verzichten, wenn sie davon anderweitige Nach-

theile für das Nervensystem des Patienten befürchten. Sie wollen auch keineswegs das Object ihrer Operationen bloss als ein widerstandsloses *corpus mortuum* zwischen den Fingern haben — woran ihnen liegt, ist das Ausscheiden des causalen Factors, welcher im Schmerz als solchem gegeben ist. Nach Sklarek's Naturforscher 1880 Nr. 12 hat man beobachtet, dass die Einwirkung des Lichts auf das Wachsthum namentlich bei Säugethieren sich überwiegend durch's Auge vermittelt (bei blinden Thieren erheblich geringer ist). Das ist offenbar ein Zeugniss für die reale Macht des Bewusstseins, ganz gleichartig der lähmenden Wirkung des Schmerzes als bewusster Nervenstoffänderung.

Dann aber muss auch die Empfindung (als allgemeine Eigenschaft der Materie?) in den Metamorphosenkreislauf der constanten Kräfte grade so gut aufgenommen werden, wie die von Grove behandelten physikalischen Erscheinungen. Darum also ist es, dass, wie jeder Arzt weiss, dem Kranken ein positiver Kraftvorrath erhalten bleibt, soweit man ihm durch Schlaf, Betäubung, Anodyta, Coca (dessen Wirksamkeit eben nur darin bestehen soll, dass es das Hungergefühl betäube, ohne irgendwelche eigentliche Stärkung zu gewähren) in innerlicher Arbeit Kraft verzehrenden Schmerz erspart. Und nur ein ganz klein wenig höher in das bewusste Leben hinauf gerückt liegt die Erfahrung, dass vergebliche Anstrengungen viel schneller müde machen, als erfolgreiche. Nur die „widerwillig“ gethane Arbeit schwächt uns; dagegen die aus freier Spontaneïtät hervorquellende kann selbst noch dem Kranken, welchem im Uebrigen „Schonung“ verordnet ist, eine „heilsame“ „Erquickung“ sein — kaum anders, wie bei den physikalischen Polaritäten durch einseitige Ströme Abschwächung, durch entgegengesetzte Stärkung erfolgt (Grove a. a. O. S. 93 ff.)

Es verlohnt sich also wohl, nach einer Auffassung des Schmerzes sich umzusehen, welche metaphysich dieser seiner physiologischen Bedeutung adäquat ist, vollends, da selbst ein du Bois-Reymond sein *Ne ultra!* an die Anerkennung der eminenten Realität des Schmerzes gekettet hat. Der Schmerz muss mehr sein als ein blosses Gefühl des Widerstandes, selber ein neben dem übrigen, dem objectiven Widerstande herziehender anderer, subjectiver, selbstthätiger Widerstand, neben dem Widerstande der Kräfte untereinander einer des centralen Willens

selber in seiner hegemonischen Einheit und vermöge seiner eigensten absoluten Spontaneïtät. Und was der abstracte Logiker A. Spir so ausdrückt: der Schmerz sei etwas dem Identitätssatze insofern Widerstreitendes, als er da eintrete, wo die Identität eines Wesens mit sich selber aufgehoben werde — das fasst die Realdialektik concreter dahin: der Schmerz habe sein Wesen an einem Wollenmüssen, mitten im Nichtwollen — eine Definition, welche ja das Wesen alles Leidens überhaupt erschöpft.

Aber sosehr es der Realdialektik bitterer Ernst ist um ihren antievolutionistischen Pessimismus, so wird sie sich doch andererseits auch dem Andrängen nicht entziehen können, noch wollen, für die Thatsache der „Entwickelung" gleichfalls eine Stelle innerhalb des Systems offen zu halten. In seinen „Erläuterungen" zum Spinoza hat v. Kirchmann es versucht, dessen viel angefochtene *causa sui* begrifflich zu rechtfertigen durch einen Hinweis auf den modernen Ausdruck „Entwickelung". Vielleicht darf sich die Realdialektik schmeicheln, derselben bei sich ein besseres Unterkommen anbieten zu können.*) Sie setzt ja mit

*) Wo es vollends gelingt, schon mittels ganz weniger — zweier bis dreier — Glieder eine kreisförmig in sich zurücklaufende Kette aus wechselsweise unter einander verbundenen Ringen herzustellen, da wird nur desto anschaulicher bezeugt, wie die Doppelheit bereits in der Einheit der Ursubstanz — mithin in der Form der Selbstentzweiung — muss vorhanden gewesen sein. Und wenn es für die verbalgebundene Logik etwas Anstössiges haben mag zu sagen: Wärme sei die Ursache von Wärme (z. B. wo Wärme in Elektricität und diese wieder in Wärme sich umsetzt) oder wenn Grove (a. a. O. S. 11) es einen „Widersinn" nennt, dass ein Ding sich selbst veranlasse, die Ursache seiner Ursache sei, so ist das, richtig verstanden, nur ein paradoxer Ausdruck für die allerorten in palpabelster Realität uns entgegenspringende Wirklichkeit. Was nämlich dabei zu Tage kommt, ist nichts Anderes als auf der nächst höheren Complicationsstufe die Wiederholung derselben realdialektischen Urnatur, welche die Physiker nöthigt, in ihre allerelementarste Definition der Kraft die Gegensätzlichkeit aufzunehmen: Kraft sei, was Bewegung hervorbringe oder solcher Widerstand leiste. So erkannten wir ja im Motiv ein mit dem Willen essential Identisches, das dennoch nicht aufhört, ein numerisch Anderes zu sein, und nur in und vermöge dieser Dualität überhaupt sein eigenes wie seines Correlates Wesen offenbart. Wie Thun und Thätigkeit, *Velle* und *Voluntas*, *efficere* und *effectus*, Wirksamkeit und Wirkung (deren Verhältniss zu einander nur äusserste Oberflächlichkeit mit dem zwischen Bewirkendem und Bewirktem könnte

dem ihr eigenthümlichen „Fortschritt" da ein, wo — wie wenigstens nach bisheriger Auffassung bei der Katalyse — durch einen causalen Vorgang an dem Wesen des creativen Princips selber durchaus nichts geändert wird. Und eben deshalb kann sie sich ja mit dem Darwinismus so vortrefflich vertragen, weil sie an der Selbstentzweitheit ihres Willens jene in ewiger Spontaneïtät als Wechselsollicitation sich bethätigende „Unruhe" des Gesammtlebensmechanismus besitzt. Die momentane Befriedigung der einen Willensrichtung stachelt deren Widerpart an, nun auch mit entsprechender Energie eine Erhöhung der eigenen Selbstverwirklichung anzustreben. Da treibt denn Eins das Andere vorwärts, und was zu Stande kommt, ist jene beiderseitige Zuspitzung, welche der Historiker als zunehmende „Verfeinerung" schildert. Alle Impulse einer bis zum Raffinement der Hypercivilisation sich fortentwickelnden Cultur haben ihr *primum movens* an jener Doppelnatur des Willens, und schon deshalb kann niemals eine effective Erhöhung der ethischen Werthe daraus resultiren, weil es ja eben das Gleichgewicht der antagonistischen Strebungen ist, aus welchem das ganze Kräftespiel seine „Auslösungen" erfährt oder seine „Belebung" schöpft.

Insbesondere ist es deshalb die Kunstproduction, an welcher sich lernen lässt, dass es nicht die sogenannten „Ideale" (so wenig ästhetische wie ethische) sind, was vorwärts treibt, sondern die in gar mancherlei Functionen sich actualisirenden Modificationen der Genussfähigkeit des Willens selber. Denn was wir „Verfall der Kunst" nennen, weist ja allemal darauf zurück, dass der Wille als solcher seine Ansprüche weiter vorwärts schob, besonders also verstärkte „Reize" forderte, sei es der individuellen Bereicherung (wie in Euripides' Dramen und der gleichzeitigen Plastik), sei es des phantasievermittelten Nervenkitzels (wie im heutigen Ballett nebst zugehörigen Makart'schen Gemälden, Wagner'scher Musik und Wilbrandt'schen Messalinen).

Wie das *Ens metaphysicum* in Einem zugleich Wille zum und Wille vom Leben ist, verkörpert sich ja schon in jedem kleinsten Theil jedes chemischen Elements. Denn daran repräsentirt der Zustand der Isolirung die Tendenz zum Tode, das

---

identificiren wollen), so verhalten sich auch Voltaismus und Chemismus zu einander und nicht anders natürlich all die übrigen von Grove als untereinander „verwandt" gekennzeichneten *affections*.

Verlangen nach Vereinigung, das Streben in der Richtung zum Leben,*) wie sich die Analogie zwischen Analyse einer chemischen Verbindung und Tödtung eines lebenden Organismus ja Jedem von selber aufdrängt.

Die Stationen auf dieser Strasse werden markirt durch die Stufenfolge einfachster Verbindungen, sogenannter Radicale, organischer Gruppirungen und biogenetischer Gesammtconstitutionen, so dass die Frage nach der charakterischen Henade in jedem dieser Stadien Anlass giebt, auf metaphysischen Gehalt zu examiniren.

Die simpelste Affinität ist ja bereits der Ausdruck eines individualisirten Willensinhalts, und ihre innige Zusammengehörigkeit mit den Erscheinungen der Polarität (grade im Voltaismus und dessen Spannungsreihen) legt es unmittelbar vor Augen, wie die Willensdualität bereits eine metaphysische Pluralität implicirt, wie also doch wohl auch die auf einen so tiefgreifenden — obzwar nur Quasi- — Dualismus gestellte Realdialektik von Hause aus darauf angelegt ist, zur berufensten Vertreterin eines pluralistischen Realismus sich zu entwickeln (weshalb ja denn auch die Ethik als Lehre vom bewussten Willen ihren Einzug in die Realdialektik durch die Propyläen des Individualismus zu halten haben wird).

Weil die Elemente ebenso mächtig aus einander wie zu einander trachten, muss jedes „Lebewesen“ einmal wieder sterben, ohne dass wir deshalb sofort uns zu jener Auffassung zu verkehren hätten, welche Organismus und Individualcharakter als blosse „Summationsphänomene“ betrachtet.

---

*) A. Bilharz von seinem, das Wesen der Erkenntniss in die „Umstülpung“ setzenden, „heliocentrischen“ Standpunkt aus muss freilich auch dies direct auf den Kopf stellen: ihm ist die Selbstbehauptung das Centrifugale, der Tod das Zurückstürzen in die Sonne. Das giebt auch seiner Ethik eine paradox neutrale Stellung zum Egoismus, der dabei als das „rectanguläre“ Gegentheil des Lustsuchenden erscheint, so dass alle Selbstbehauptung mit ihrer absoluten Leere müsste erkauft werden — eine Zurückführung auf den im Willen selber befindlichen Gegensatz, die ganz lahm bleibt in ihrem (S. 316) misslingenden Versuch, das Böse auf logisch syllogistischem Wege als ein Abnormes hinzustellen, während, vom Standpunkt der blossen Logik bemessen, die Realdialektik im Bösen etwas mindestens ebenso „Normales“ erkennt, als wie in dessen Gegentheil.

Jenes — so schwer, wenn überhaupt, bestimmbare — Merkmal, welches jede chemische Verbindung von einem bloss mechanischen Gemenge unterscheidet, ladet uns ein, in der Vereinigung zweier chemischer Factoren (gleichviel, ob einfacher oder bereits gemischter) die blosse *causa occiasionalis* zu sehen, an deren Hand eine bis dahin latent gewesene Mehrkraft in die wahrnehmbare Existenz tritt, so dass man fast versucht sein möchte, in solch einer Verbindung mehr nur eine Bedingung als eine creative Ursache zu gewahren, wie denn ja jedenfalls schon der Ausdruck „Gelegenheitsursache“ einen derartigen — Bilharzisch gesprochen — „Pivotbegriff“ repräsentirt, sofern wir an der Bedingung das Moment des Gelegenheitgebenden allerdings in den Vordergrund zu stellen hatten. Allein andererseits wird die hieraus etwa erwachsen wollende Verlegenheit wieder — wenigstens theilweise — behoben durch die auch für diese Auffassung festgehaltene Willensnatur aller mitbetheiligten Factoren. Vermöge dieser werden wir dann freilich auf eine Anschauung hinübergedrängt, die ungleich mehr spiritualistisch sich anlässt, als wie denen willkommen sein kann, welche sich einbildeten, am Schopenhauerianismus nicht viel was Anderes als einen leidlich civilisirten Materialismus zu besitzen. Das Willensprincip ist aber denn doch ein so specifisch spirituelles, dass es die entschiedenste Prävalenz eines ideell Qualitativen über ein lediglich materiell Quantitatives behaupten muss, nämlich dergestalt, dass bei unverändertem Bestande des Stoffquantums ein unendliches Mehr der dynamischen Bethätigung vorhanden sein kann.

Handgreiflich wird dies ja dargethan an dem Unterschiede zwischen dem lebendigen Leibe (sammt allen seinen vegetativen, vitalen und psychischen Functionen) und dem „entseelten“ Cadaver als blosser Modermasse.

Dass hier die Klippe eines plumpen Dualismus umschifft werden muss, sieht Jeder — aber sichere Pilotendienste kann dabei schon die Erwägung leisten, dass ich in dem Augenblicke, wo ich Ja sage, kein Anderer bin als der, welcher — bei veränderten Motiven — derselben Frage gegenüber mit Nein antwortet. Die chemisch ändernden Vorgänge entsprechen vollständig dem Motivwechsel, und dieselben Mächte, welche eine Beschlussfassung überwalten, entscheiden auch über die Concrescenz der (in ihrer Isolirtheit als anorganische bezeichneten) Bestandtheile zu einer organischen Einheit, wie die Privation oder contradictorische

Umkehr des Verhältnisses zu diesen Motiven die Wiederaufhebung dieser Vereinigung, den Zerfall der Verwesung, kurz: den Tod ausmacht.

Es ist das, auf complicirterem Gebiet, das grade Analogon zum Erlöschen der Actualität einer physikalischen Dynamis in der Ruhe statischen Beharrens. Und wie in all jenem Wechsel der Erscheinungsformen physischer Kräfte die Unzerstörbarkeit dieser Kräfte selber ausser Frage bleibt, so ist es nur die Kehrseite des nämlichen Gedankens, wenn wir auch hier wieder auf den Satz kommen, den wir schon anderswo von v. Grauvogl im Namen der Realdialektik adoptirt haben: ein schliessliches Sterben ist eine Naturnothwendigkeit: das kommt aus dem Leben (und dessen Voraussetzung, der realdialektischen Doppelheit des sich widersprechenden Willenswesens) selber — die empirisch gegebene Beschränktheit jeder individuellen Lebensdauer beweist dies zugleich inductorisch*) — dagegen sind Erkrankungen (soweit sie nicht „angeborne", d. h. lebenslängliche Hemmungen der Selbstverwirklichung des organischen Willens, also sozusagen als Partial-tode oder -sterbensvorgänge anzusehen sind, mithin unter die Realdialektik des Todes selber fallen) zufällige Ereignisse, nämlich accidentell abhängig von accessorisch in Wirksamkeit tretenden Störungsursachen, die, was man das „gute Glück" nennt (Salubrität des Klimas, Gunst der diätetischen Bedingungen u. dergl.) einem Bevorzugten so lange fernhalten kann, bis das Leben in der sogenannten Euthanasie in sich selbst erlischt wie eine Lampe, an der nicht nur das Oel, sondern auch der Docht zu Ende.

Dass uns grade an diesem Punkte die heutige Chemie noch so völlig im Stich lässt, durfte uns den Muth geben, da unsere zuversichtlichsten Hypothesenhaken einzuschlagen, wo die bloss empiristische Naturwissenschaft sich, wenn nicht völlig *bête*, so doch *renonce* erklären muss. Eine Zeit, in welcher bereits monographisch der „Antagonismus der Gifte" untersucht wird, muss schon zu der Einsicht gediehen sein, dass es einer Heilkunst wohlanstehe, recht bescheiden aufzutreten, weil sie

*) W. Tobias in seinen „Gränzen der Philosophie" S. 126 ff. vermisst einen über die blosse Induction hinausreichenden „Beweis" für die Unentrinnbarkeit des Todes; vielleicht lässt sich dieser so überaus gewissenhafte Denker hier durch uns wenigstens die Richtung bezeichnen, wo ein solcher Beweis möglicherweise zu finden ist.

doch bestenfalls es nicht weiter bringe, als dahin, zwischen den Gefahren der Scylla und denen der Charybdis eine gewisse compensirende Alternation herzustellen — wobei es sich obendrein noch fragt, ob die von ihr dargereichte Balancirstange nicht manchmal als eine unbequemere Last empfunden werde, denn der Verlust des Gleichgewichts selber.

In der That sieht es darnach aus, als ob der reine Chemismus der eigentliche Erbfeind des organischen Lebens sei. Wo dieser frei walten darf, da tritt Auflösung dessen ein, was durch das Leben gebunden ward. Schon Schopenhauer macht Andeutungen von einer derartigen Auflehnung der in ihre Isolirtheit zurückstrebenden Atome wider dies centrale ἡγεμονικόν; und dass wohl kaum eine Erkrankung vorkommt ohne chemische Vorgänge von antiorganischer Tendenz, leitet bestätigend auf die gleiche Auffassung hin. Auch fehlt es derselben ja nicht an analogen Parallelen aus der Welt des bewussten — sittlichen — Willens. Wie immer und überall die einander am nächsten stehenden Parteinuancen am leichtesten in eine Gegnerschaft gerathen, welche als innerlich vergiftete zu einer eigentlichen Todfeindschaft wird, so hat ja auch — laut aller historischen Kunde — die Monarchie ihre gefährlichsten Antagonisten grade in der den Thron am engsten einschliessenden Aristokratie. In diesem Gleichniss entsprechen die sogenannten niederen (rein physikalischen) Kräfte den bürgerlichen Ständen — im Despotenstaate sogar den Lazzaronibanden, welche ja immer am bereitesten sind, gegen die unmittelbarsten Objecte ihres Neides — die wenig über ihrem Niveau besser Situirten — loszuschlagen zum Schutze des ihre eigene „Trägheit" in unbehelligter Ruhe lassenden Autokraten.

Ist aber dem also, dann schliesst die Realdialektik auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Betrachtung — auf dem Felde der Biologie, Physiologie und Pathologie — den Kreislauf ihrer Bewegung in dem nämlichen Gedanken ab, von welchem sie unten am Fusse ihres Aufstiegs anhob bei der Darlegung des realdialektischen Charakters des Atombegriffs: jede Selbstverwirklichung ist ebenso sehr eine Selbstvernichtung — und wenn die Gläubigen der Constanz der Kräfte das Geheimniss des Daseins in den Zaubercirkel eines „Kreislaufs des Lebens" glauben bannen zu können, so mögen sie uns wenigstens den Glauben lassen, dass sich der sich in sich widersprechende Wille phänomenalisire in Gestalt einer e w i g e n M e t e n d y n a m o s e.

Grade unsere Zeit ist ja von einem eigenthümlichen Gegensatz der Anschauungen bewegt. Auf der einen Seite gefällt man sich darin, im socialen Leben, wo er seine eigentlichste Stelle hat, den Individualismus todtzumachen: was ursprünglich ein einfaches Symbol war und für nichts mehr gelten wollte: vom „Organismus" der gesellschaftlichen Selbstgestaltung zu reden, dass tritt jetzt mit dem Anspruch auf, ein eigentlich Identisches auszusprechen — so sehr, dass z. B. die Darstellungen eines Schäffle für Jeden unverständlich bleiben, der nicht einen Specialcursus der Ernährungs- und Secretionstheorie durchgemacht hat; und hinwiederum entwickelte sich eine Cellular-Pathologie, in welcher das Ganze der Einheit über die Betrachtung der Vielheit seiner Theile so gut wie ausser Acht bleibt.

Von Kant's Kritik der Urtheilskraft war ja jene Warnung ausgegangen, den Begriff der Zweckmässigkeit nicht ungeprüft zu übertragen auf Verhältnisse, wo nicht stückweise ein Vereinzeltes dem andern an- und eingefügt ist, sondern der Ursprung selber aus der Einheit punktuell concentrirter Kräfte stammt. Aber statt diese Warnung zu beherzigen, zog man es vor — dem Hegel'schen Dogma von der „Entwickelung der Idee" nachgehend — den abstract absoluten Einheitsbegriff auch da hinein- oder herauszuphantasieren, wo ein zeitliches Werden zur Einheit aus einer ursprünglichen Vielheit vor unsern Augen erst vor sich geht.

So musste abermals die Vernunft Fiasco machen mit dem conciliatorischen Versuch, zu vermitteln zwischen der Vielheit des Angeschauten und der Einheit des Gedankens — offenbar weil sie die intuitive Quelle des erfüllten Einheitsbewusstseins zurückgesetzt hatte gegen die bloss entleerende Vereinerleiung der Abstraction.

Das unmittelbarste, aber auch vollgültigste Zeugniss für die Einheit des Organismus schöpfen wir nämlich aus dem Gemeingefühl; der erste Beweis für den Individualismus ist sozusagen ein pathologischer, dem Innesein unseres „Befindens" entnommener — und weil das gleichermaassen für die moralische, wie für die physische Beschaffenheit unserer inneren Zustände gilt, so markirt sich hier abermals ein in unsern nächsten — vom bewussten Willen handelnden — Theil hinüberweisender Brückenpfeiler.

Die Reflexe aller Affectionen, mögen diese einen centralen oder peripherischen Sitz und Ursprung haben, auf die Gesammt-

heit des einheitlichen Bewusstseins sprechen mit vernehmlicher Stimme davon, dass es irgendwo einen Punkt gebe, zu welchem alle Strahlen, nicht bloss des Empfindens, sondern auch des Reagirens, convergiren, um von ihm aus gleichfalls einheitlich dirigirte Impulse zu empfangen: unter jedem Einzelweh leidet mehr oder weniger der ganze Körper, und jede bloss locale Behandlung bleibt Flickarbeit, vollends solange nicht die dominirende Monade in Mitthätigkeit am Heilprocesse versetzt ist.

All die mikroskopisch scharfen Beobachtungen der physikalisch oder chemisch oder infectorisch veranlassten und demgemäss verlaufenden Einzelvorgänge haben uns in der Erkenntniss der Hauptsache eigentlich nicht weiter gebracht; denn Alles bleibt unverständlich ohne die Annahme eines Gesammtregisseurs, der im Hintergrunde alles Einzelne anordnend lenkt und leitet. Sonst sehen wir wohl Theaterdiener ab- und zugehen, welche die einzelnen Coulissen aufstellen, aber uns bleibt vollständig verborgen, wie es zugeht, dass zuletzt Eins in's Andere sich fügt und schickt. Selbst innerhalb ihrer selber fungiren ja im lebenden Körper die Mechanismen der einzelnen Apparate nicht ganz so wie in isolirten chemischen Processen — nach dem Triumphgeschrei, welches jüngst über den Sehpurpur angestimmt wurde, ist man bald genug wieder recht kleinlaut geworden in dem Geständniss, dass es doch noch nicht gelungen, das specifisch Physiologische ganz in ein Photochemisches umzusetzen.

Noch deutlicher wird dieses centrale Ueberwaltetsein, wo sich in einem Secretionsproduct nicht bloss ein Partialzustand des zunächst secernirenden Organes abspiegelt, sondern die Totalindividualität des producirenden Organismus. Magensaft und Darmschleim, wie Galle stehen unter dem sichtbaren Einfluss psychischer Affectionen (Ekel, Schrecken, Aerger u. dergl.), und wo es sich um eigentliche Reproductionen handelt, wie bei den Ausscheidungen der Hoden, ist ja der individuelle Charakter sogar von unverkennbarer Constanz, und dabei überwiegt das Gesammte das Einzelne so sehr, dass z. B. locale Erkrankungen in der Genitalsphäre viel weniger für die Natur des Erzeugten entscheiden als das in aller Krankheit unveränderlich bleibende individuelle Grundwesen der Elternnatur.

Nun ist aber die überzeugendste Bewährung der Einheit zugleich die paradoxeste: die Fähigkeit, Widersprechendes in absoluter Punctualität zugleich zu umfassen: in und neben den

höchsten Graden der Wollust das Schmerzhafte und im tiefsten Leid ein Etwas von erhabenster Genugthuung. Oder, wen das vom rein Organischen zu weit entlegen dünken will, der mag sich das allereinfachste Beispiel vergegenwärtigen: haben wir gleichzeitig einen Theil unseres Körpers (etwa die linke Hand) abgekühlt und einen andern (vielleicht die Rechte) erwärmt und legen dann beide aufeinander, so empfinden wir ganz deutlich schlechthin simultan die entgegengesetzten Temperaturzustände — nicht sowohl zu bewusster Sonderung vertheilt, als vielmehr Beides zumal in der untrennbaren Mischung einander ausschliessender Gefühle.*)

Dies so elementare Specimen der realdialektischen Anlage unseres Individualbewusstseins gewinnt aber sofort eine höhere Bedeutung, wenn wir es als „speciellen Fall" auffassen, um daran den Satz zu erhärten, dass die in Rede stehende Einheit eben nur als eine sich in sich widersprechende richtig aufgefasst werden kann. Sie offenbart dies ja schon in ihrem Ursprung als Zeugungsproduct einer voraufgegangenen Zweiheit — wenigstens soweit differente „Geschlechter" als Bedingung der Perpetuirung der „Gattung" auftreten. Und der Streit der Biologen, ob das Spermazoid als Erreger oder Schmarotzer des Oviculum anzusehen sei, besagt ja nichts Anderes, als dass man irgendwie über die Schwierigkeit der Vorstellbarkeit solcher Unification hinwegzukommen trachtet.

Wenn aber von Plato her die Metaphysik darauf gedrungen, jene Zweiheit selber nur als Diremtion einer noch ursprünglicheren Einheit begreifen zu wollen, und wenn neuerdings ein „Dogmatiker" der Schopenhauer'sche Schule (O. Busch) den Kern der

*) Als eine physiologische Verkörperung des dialektischen Processes selber nimmt sich der Apparat aus, mittels dessen der Zitterrochen die Kette einer polaren Entladung nach Belieben schliessen und öffnen kann, grad' wie das dialektisch verfahrende Denken die Gegensätze auf einander prallen lässt, um im Contact eine Art von Ausgleichung des Spannungszustandes herbeizuführen: hüben und drüben ein willkürliches Entstehen- und Verschwindenlassen des polarischen Gegensatzes: da wie dort (vergl. „Naturforscher" 1877 Nr. 15) besteht das eigentlich Räthselhafte in der Möglichkeit des Ruhezustandes für die Dauer der Unthätigkeit, und da wie dort ist es in die Hand des W i l l e n s — als des metaphysischen Kerns des ganzen Organismus — gelegt, die Entscheidung gebende Berührung herbeizuführen oder nicht.

„Metaphysik der Geschlechtsliebe“ auf die simple Form gebracht hat: im *nisus genitalis* bethätige sich das Zusammenstreben der zerrissenen Hälften Eines Ganzen, des Samenthierchens und des Eichens, und die beiderseitigen Träger, resp. Producenten, dieser Bruchstücke ständen dabei unter keiner andern Macht, als die auch ihr Analogon finde in der Unwiderstehlichkeit der Einwirkung, mit welcher Bandwürmer und andere Schmarotzer unsern Appetit zu ganz absonderlichen Gelüsten beherrschend bestimmen könnten: so ist, was mit alledem Anerkennung heischt, doch eben nichts Anderes als die Selbstbethätigung von Kräften specifisch polarischer Natur.

Der ewige Kreislauf des Auseinanderstrebens und der Wiedervereinigung homogener Wesen liefert den Inbegriff aller lebendigen Geschichte, weil allen biologischen Geschehens.

So schreiten wir den Aufgaben unseres nächsten Theils entgegen mit dem Bewusstsein, dass es was Besseres sei als die Rebellion eines „unverbesserlichen Egoismus, der von der Hallucination seiner Ichheit nicht lassen wolle,“ wenn sich unser unveräusserliches Selbst dawider auflehnt, sich einer unendlichen Ueber- oder Unterordnung einreihen zu lassen, welche unserm individuellen Dasein alle essentiale Einheit abspricht und sie als bloss „höhere Entwickelungsstufe“ eben solcher Gesellschaftsthiere charakterisirt, wie schon die Polypenwelt sie kennt.

Wer im Streben nach Selbstbehauptung seiner physischen wie ethischen Persönlichkeit sich sträubt, in gefügigster Selbstlosigkeit mit diesen Systemautokraten und Autokratsystematikern Chorus zu machen: der mag sich beruhigen, wofern ihm nur sein Gewissen bezeugt, dass es ihm lediglich um die Wahrung sauer und ehrlich erworbener Ueberzeugungen zu thun ist, denen denn doch eine etwas höhere Dignität zukommt als wie blossen Geistespusteln, wie man sie mit Tausenden gemein hat, weil eine zeitweilig grade herrschende Geistesepidemie die Meinungen eben in diese Moderichtung leitete.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.



Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Der

Widerspruch

im

Wissen und Wesen der Welt.

Princip und Einzelbewährung

der

Realdialektik.

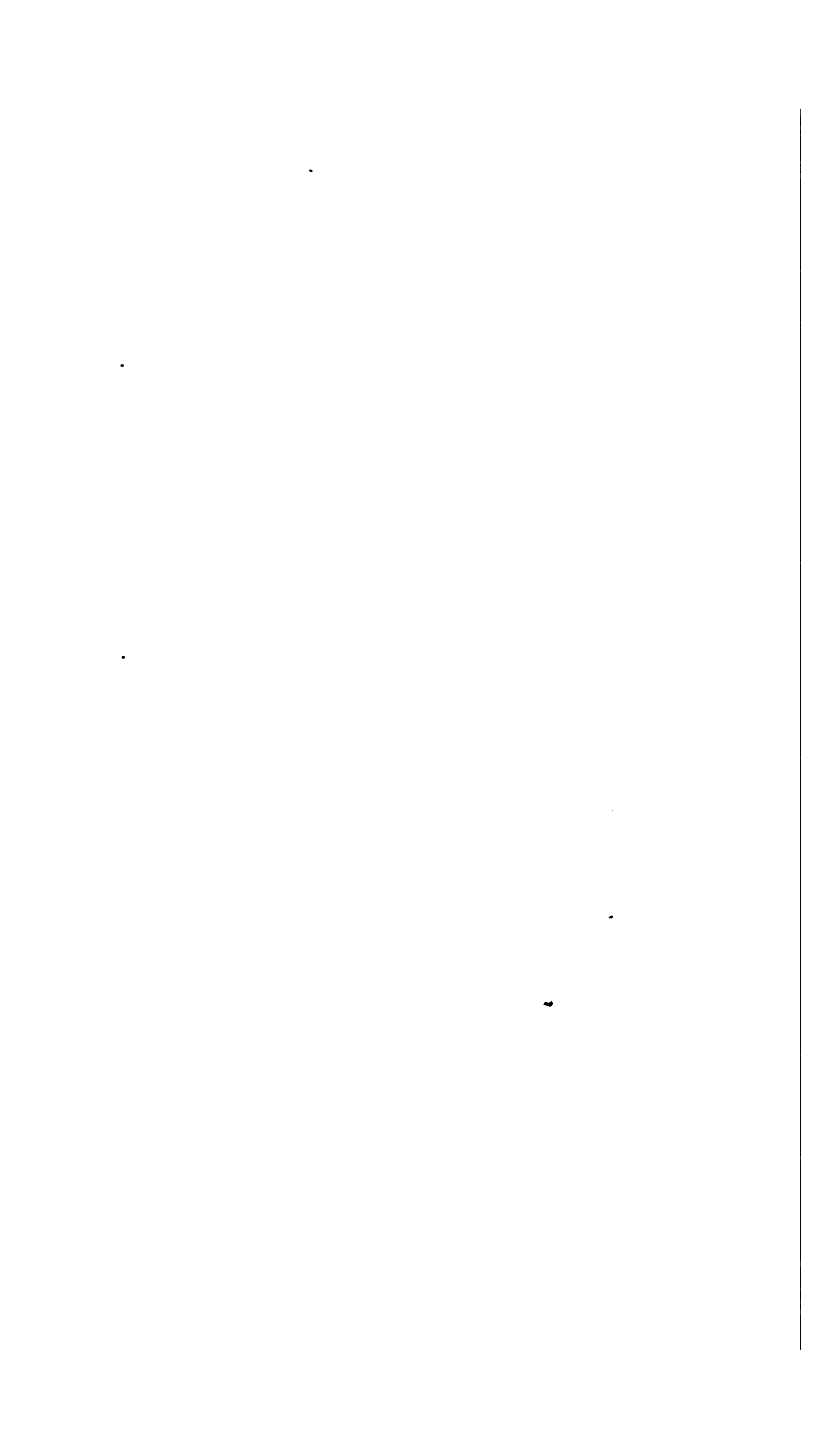
Von

Dr. Julius Bahnsen.

Zweiter Band.

> Wider sinem Willen kriegete er,
> er gerte wider sîner ger,
> er wolte dar und wolte dan.
>
> Tristan.

Leipzig.
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
1882.



Der

Widerspruch

im

Wissen und Wesen der Welt.

Princip und Einzelbewährung

der

Realdialektik.

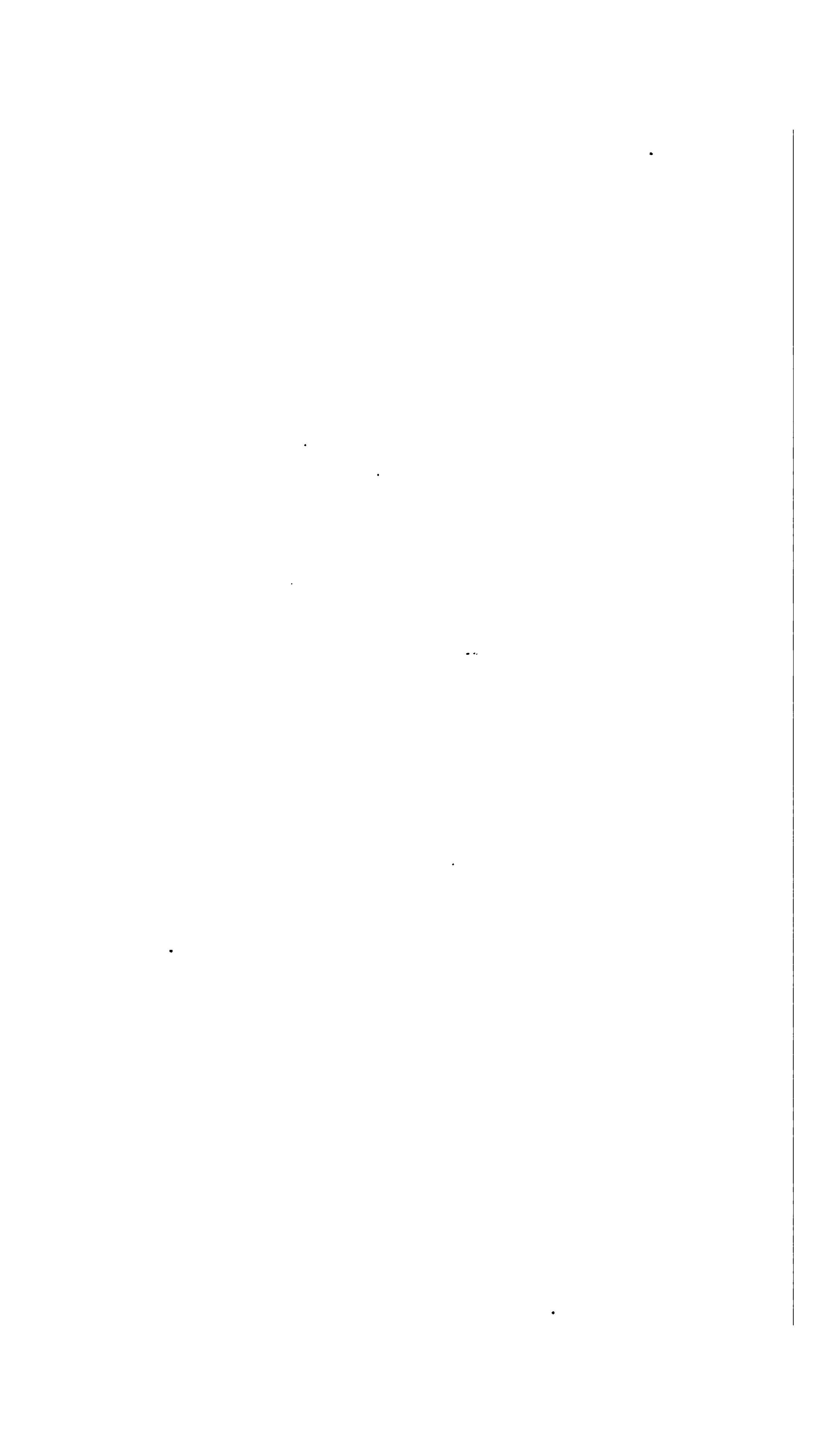
Von

Dr. Julius Bahnsen.

Zweiter Band.

> Wider sinem Willen kriegete er,
> er gerte wider siner ger,
> er wolte dar und wolte dan.
>
> Tristan.

Leipzig.
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
1882.



Inhalt.

Die Lehre vom selbstbewussten Willen in seinen realdialektischen Beziehungen.

Psychologie des Ichs und der Gemeinschaft — die Probleme der Ethik nebst Religionsphilosophie — Eschatologie.

Moirologischer Anhang.

Notiz.

Das Manuscript zu dem vorliegenden zweiten Bande von Bahnsen's Realdialektik wurde der Verlagshandlung schon Mitte Juli 1881 vom Verfasser, gelegentlich seiner Anwesenheit in Leipzig, mit dem ausdrücklichen Bemerken übergeben, dass es vollständig abgeschlossen, druckfertig und ausgearbeitet sei, und dass sich auch während der Correctur nur die allergeringsten Änderungen nöthig erweisen würden. — Umstände verschiedener Art verzögerten die Inangriffnahme des Satzes, so dass erst gegen Mitte November desselben Jahres der erste Bogen des Werkes zur Correctur an den Verfasser gesandt werden konnte. Leider aber ereilte Herrn Dr. Bahnsen kurz darauf, ziemlich unerwartet, der Tod, nachdem er nur die ersten drei Bogen des Werkes selber hatte corrigiren und zum Druck fertig machen können.

Glücklicherweise jedoch für die Vollendung des Werkes waren vom Verfasser noch in seinen letzten Lebensstunden ihm nahestehende und vertraute Personen zur Weiterführung der Arbeit ausersehen worden, welche sich dem mühevollen Werke denn auch in pietätvollster, liebevollster Weise unterzogen haben. Das vollständig vorhandene Manuscript gab die nöthigen Anhaltspunkte, und ist dasselbe im nachstehenden Bande wortgetreu, ohne irgend welche Änderungen, zum Abdruck gelangt. Sollten sich trotz der sorgfältigsten Redaction Fehler eingeschlichen haben, oder sollten solche nicht corrigirt worden sein, so wäre dies hauptsächlich durch die kaum lesbare Schrift des Manuscriptes zu erklären.

Herr Dr. Bahnsen wurde am 30. März 1830 zu Tondern geboren, studirte Philosophie und Philologie in Kiel, nahm 1849 an dem schleswig-holsteinischen Kriege Theil und bezog dann

die Universität Tübingen später Heidelberg, wo er 1853 die philosophische Doctorwürde erwarb. Im Jahre 1858 ward er Lehrer am Gymnasium zu Anklam und 1862 Oberlehrer an der höheren Bürgerschule, jetzt Progymnasium, in Lauenburg in Pommern, wo er am 7. December des Jahres 1881 an Diphtheritis verstarb.

Leipzig, Mitte April 1882.

Th. Grieben's Verlag
(L. Fernau).

Vorrede.

Noch ehe das erste Urtheil über den ersten Band dieses Werkes veröffentlicht war, wusste ich bereits, dass die Klagen über die „Unklarheit“ der Darstellung, die Formlosigkeit der Anordnung und das Unmethodische des Aufbaues nicht verstummen, dass also auch das im Kapitel über den methodologischen Charakter der Realdialektik Beigebrachte mich nicht davor schützen werde. Denn all dergleichen Rechtfertigungen bleiben unwirksam, weil der Leser ihre Motivirung nur solange zu behalten pflegt, als er sie grade vor Augen hat, hernach aber das Gefühl der Unbequemlichkeit das der Billigkeit regelmässig zurückdrängt. Jeder sucht den Grund der Schwierigkeit des Verständnisses lieber bei dem Darsteller als in der Natur des behandelten Gegenstandes oder gar bei sich und in der Unzulänglichkeit seiner Vorbereitung auf ein ernstes, alle Arten von Eselsbrücken bei seinem Wegebau verschmähenden und mitgebrachten Vorurtheilen ehrlich entsagendes Studium. Und doch sollte auch heute noch als gültig angesehen werden, was zu Gunsten Kant's angeführt werden durfte, und man nachlesen mag in Vaihinger's Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 137: wie objective Deutlichkeit gar leicht subjective Dunkelheit verursacht und umgekehrt. Überdies aber darf Niemand die Schwierigkeit verkennen, dass die Realdialektik einem Gefäss mit Gasen gleicht, die im blossen Gemenge so unvereinbar sind wie etwa Öl und Wasser und durch den Spalt eines engen Ausgangsröhrchens nur gesondert nach Aussen treten, so dass der Schein eines blossen Nebeneinander entsteht, wo doch in Wahrheit drinnen ein ebenso untrennbares Durcheinander wechselseitig auf einander bezogener Functionen statt hat, wie

etwa zwischen den Bestandtheilen der atmosphärischen Luft als athembaren.

Gewöhnt, mit wasserheller wie wasserdünner Begriffskost abgespeist zu werden, verspüren die Geistesmägen alsbald Digestionsbeschwerden, sowie man ihnen die Verdauung nur intuitiv zubereiteter Nahrungsstoffe zumuthet, weil sie jene Durchsichtigkeit vermissen, welche eine regulär krystallisirende Logik und Mathematik ihren Objecten antäuscht, wie ranziges Öl Papier durchscheinend macht, aber an Glas und Diamant als trübende Schmiere erscheint.

Dennoch mag, so gering auch die Aussicht ist, damit irgend etwas auszurichten, wenigstens zur Selbstbefriedigung noch einmal der Versuch gemacht werden, darzuthun, wie all jene Vermisse mehr auf die Sache selber und deren eigenthümliche Beschaffenheit, als auf ein persönliches Unvermögen ihres Vertreters zurückzuführen sind, und das keinen Augenblick lang aus dem Auge gesetzt werden sollte.

Eigentlich könnte es für die Freiheit der Anordnung, in welcher ich auch bei diesem, doch auf Vollständigkeit und Geschlossenheit eines Systems angelegten Werke dem Meister gefolgt bin, genügen, an ein Wort von Ernst Curtius zu erinnern, welches, wenn nicht in den Augen der Ankläger zur Rechtfertigung, doch für den Angeklagten zum Troste gereichen kann. Dieser sagt nämlich von den platonischen Dialogen: solche Auflockerung der Darstellung erscheine nicht zweckwidrig, wo eine Philosophie nicht blos erlernt, sondern auch gewissermaassen mit erlebt sein wolle — denn allerdings ist die Realdialektik eine Philosophie, welche mehr dem Leben und der Wirklichkeit entnommen sein will, als blosse Bücherweisheit zu bleiben bestimmt ist.

Soviel nun schon darüber geschrieben ist, hat man sich doch noch immer nicht klar gemacht, wie die Realdialektik unter die positiven Früchte eines von Hause aus zwar negativen, aber besonnenen und keineswegs capriciösen Skepticismus will begriffen sein, nämlich eines solchen, der nicht etwa ein blosses Anzweifeln, ein Nichtssichereswissenwollen ist, sondern darin besteht, sich darauf zu bescheiden, dass er die, vielleicht ja nur vorläufige Unvereinbarkeit der verschiedenen Seiten seines Betrachtungsobjects aufzeigt, um zu weiterem Forschen „anzuregen", ob es einem Nachfolgenden gelingen möge, etwa von

einem höheren Standpunkte aus einen versöhnenden Überblick zu gewinnen. Eine so gesinnte Skepsis sagt nicht: wir können nichts wissen (das wäre ja ein apodiktischer Satz und somit eine Verletzung des eigenen Princips, indem es selbst ein Gewusstes ausspräche über das Nichtwissbare), sondern erinnert nur daran, dass wir bis jetzt noch nicht genug wissen, um zu einem widerspruchslosen Urtheil zu gelangen. Da ist der Zweifel recht eigentlich der Gährstoff des Denkens und Forschens, also auch etymologisch der „Geist“ *par excellence.*

Wer dafür hält, dass aufgestellte Wahrheiten in erster Linie vermöge einer ihnen beiwohnenden Selbstevidenz überzeugend wirken müssen, und dass, wer unprovocirt auf ein Argumentiren sich einlässt, einem Verdacht analog dem *Qui s'excuse, s'accuse* sich blosstellt, dass deshalb jede Wissenschaft sich zuvor begnügen müsse, zu constatiren, wo sie nicht gleich erklären könne: der wird, nicht aus Trägheit, sondern weil ihm überflüssige Arbeit überhaupt verhasst ist und um die so ersparte Kraft lieber auf Besseres zu verwenden, sich schulmässiger Beweisführungen zunächst gern entschlagen. Grade dem Ehrlichen widerstrebt es am meisten, sich die Juristenmaxime *donec demonstretur contrarium* in dem Sinne anzueignen, dass alles für Windbeutelei angesehen werde, was nicht mit Beweismitteln belegt ist. Denn vor dem philosophischen Forum ergeht es nicht besser als vor dem bürgerlichen Gerichte: grade mittels solch pedantisch formell geordneten Apparats wird das gründliche Belügen und Betrügen erst recht möglich — denn wie oft schien ein grade *rationando* wohlgeschulter Rabulist eine unhaltbare Sache mit imponirenden Syllogismencolonnen mehr als ausreichend gedeckt zu haben. Wie Recht haben solchen Erfahrungen gegenüber die in ihrer Abneigung gegen unfruchtbares Spintisiren naiveren Franzosen, wenn sie allen Versuchen, Axiomatisches noch aus höheren Nothwendigkeiten herzuleiten, keine weitere Bedeutung beilegen als die, den „halsstarrigen Sophisten den Mund zu stopfen“ und das Widersinnige der Velleïtäten einer überstiegenen Erkenntnisstheorie auf den kurzen schlagenden Ausdruck bringen: *avant de penser penser, si nous pouvons penser (Delboeuf* in *Essai de logique scientifique).* Und aus wie viel tieferer Quelle ist das Wort Spinoza's geschöpft: „Wer kann wissen, dass er eine Sache einsieht, wenn er sie nicht zuvor einsieht, d. h. wer kann wissen, dass er einer Sache gewiss ist,

wenn er ihrer nicht zuvor gewiss ist?" *) als wie jene wohlfeile Recensentenweisheit, welche sich über Funck-Brentano *La Philosophie* (Zarncke, Lit. Centralbl. 1868, No. 41) also vernehmen liess: „Um zu wissen, dass und welche Eigenschaften dem Denken und Sein im eigentlichen Wortsinn gemeinsam sind, müsste das Denken sich über beide — es müsste sich also auch über sich selber hinausstellen, denken ohne zu denken können, was offenbar Absurdität wäre" — wenn es nämlich nicht eben in jedem Augenblick sich verwirklichte, wo wir in unabstracten Anschauungen geistig percipiren. Mag die Abstraction selbst des, nach Goethe viel leichteren Geschäftes. einen Irrthum als solchen zu erkennen, in Bescheidenheit walten — denn die blos logische Absurdität ist, wie wir wissen, noch lange keine Unwahrheit — das schwerere, die Wahrheit selber zu finden, wird sie ohnehin ihrer älteren Schwester überlassen müssen. Das Wissenwollen jedoch pflegt erst da zur Ruhe zu kommen, wo die abstracte (vollbewuste) Erkenntniss sich in allen Stücken mit der intuitiven (vorbewussten) deckt — eine Congruenz, in welcher ja auch Schopenhauer das Kriterium der Geistesreife sieht.

Der Weg aber, der zu solcher Versöhnung führt, wird alles ersetzen können, was man sich sonst an Methodenlehren ausgedacht hat — im Grunde ein Unternehmen von gleicher Widersinnigkeit, wie das vom Franzosen gerügte — denn eine Methode ersinnen, setzt ja, wie mir seit einem Vierteljahrhundert eingeleuchtet, selber eine voraus, nach welcher sie entdeckt ist. Die Methode darf also nur das eigene, aus Beobachtung gewonnene. nicht *a priori* ersonnene Gesetz, die Natur des Denkens selber sein — etwas, was doch viel besser aus der Gedanken-Darstellung selber, als aus einer voraufgestellten Ankündigung erkannt wird. Das „aus den Früchten" mag auch hier gelten — und ob die Wechselergänzung des subjectiven und objectiven Vorgehens ein zweckentsprechendes Verfahren sei, wird man am besten nach dem damit Erzielten ermessen, besser jedenfalls als nach einem absolut kritischen Maassstabe.

In der Consequenz des anschaulichen Verfahrens aber liegt es, dasselbe auch auf die Anschauung selber anzuwenden, und

*) Schon Lucrez sagt ja (IV, 467 sq.): *Denique nil sciri si quis putat, id quoque nescit an sciri possit, quoniam nil scire fatetur.*

die Intuition als das Selbstinnesein des Willens selber zum Gegenstande intuitiver Anschauung zu machen, statt wie Kant und seine Nachbeter sich damit zu begnügen, nur „vernünftig“, d. h. ja eben abstract auf und über sie zu reflectiren.

Damit weisen wir jedes naseweise „Woraus schliessest Du das?“ zurück als eine legitimations-inquisitorische Arroganz intuitionsloser Köpfe, welche für das Selbstgewisseste, das sich als solches eben nur erschauen lässt, noch einen abstracten Beweis verlangen, statt sich an der Nachweisung genügen zu lassen. Man darf eben doch hoffen, mit einem trotzigen Berennen des Welträthsels weiter vorzudringen, als wie Einen ein blosses Nagen an dessen Vorhang zu bringen vermag. Aber nur verblendeter Starrsinn kann sich darauf steifen, die Bollwerke der Wahrheit grade an schlechthin uneinnehmbaren Punkten erstürmen zu wollen — wer sich dessen vermisst, muss schliesslich auch den härtesten Schädel daran zerschellen. Dagegen die rechtzeitig zur Besinnung kommen, werden sich bescheiden, aus der Physiognomie der Welt nicht mehr herauslesen zu wollen, als aus andern auch, nämlich mit einiger Sicherheit nur dies: was steht n i c h t darin geschrieben? — zufrieden, wenn das *falsum* wenigstens zuweilen ein *index veri*, während das *verum* selber allemal ein *index sui et falsi* ist.

Wollten wir nicht ein Princip, das sich fruchtbar erwiesen, wie kein anderes — die Willensnatur des *Ens metaphysicum* — einer blossen Überspannung kriticistischer Consequenz zulieb wieder fahren lassen, so mussten wir herzhafter zugreifen und all die Limitationen dieses „Dings an sich“ abstreifen, welche der Meister ihm noch belassen hat: auch wir bekennen uns ja zu einem „immanenten Dogmatismus“, aber in unsern Augen ist der Subtrahendus der Phänomenalität erheblich kleiner als in denen des Meisters. Das Subtractionsexempel: Object, Erscheinung, *minus* den apriorischen Formen gibt Ding an sich ist eben nicht richtig angesetzt: es könnte vielmehr nur lauten: das Object als Erscheinung (welches aus reinem Object, d. h. dem abstracten Correlat des ebenso abstract reinen Subjects, und subjectivem Bestandtheil der concreten Vorstellung zusammengesetzt ist) minus dem subjectiven Ingrediens gibt reines Object, jenes, welches seit Frauenstädt wieder öfters als „transcendentales Object“ bezeichnet worden ist. Dieses ist aber grade auch nach Kant-Schopenhauer'scher Auffassung das Ding an sich

selber, welches als solches A l l e s umfassen, welchem auch ein sozusagen objectives Analogon zu den subjectiven Anschauungsormen Raum, Zeit und Causalität inhäriren muss. Das Ding an sich muss auch das A n s i c h des subjectiven Ingrediens der Erscheinung mit in sich enthalten, und erst wenn dies Ansich des subjectiven Bestandtheils zu jenem „reinen“ Object wieder hinzuaddirt wird, bekommen wir das ganze Ding an sich. Darnach nehmen wir denn allerdings auch für unser Ich die Realität einer mehr als blos transcendentalen Objectivität in Anspruch, also auch mehr als die blosse Realität der „objectiv gesetzten“ Erscheinung dieses doch immer noch blos phänomenalen Intermundiums zwischen Schein oder subjectiver Erscheinung und essentialer Subsistenz.

Hierüber lassen sich die den Individualismus rechtfertigenden Partien dieses Bandes ausführlicher aus, als Manchen gegenüber der Knappheit der erkenntniss-theoretischen Erörterungen gelegentlich der Vertheidigung unseres antilogischen Princips mit anmuthiger Symmetrie mag verträglich scheinen. Aber es galt auch da, ästhetische und andere formalistische Rücksichtsnahmen zurücktreten zu lassen vor den höheren Zwecken der Wahrheitsvertretung.

Mit gutem Vorbedacht wurde auch darauf verzichtet, in die Betrachtung mit hineinzuziehen, was pathologische Zustände (Wahnsinn, Fieber u. dergl.) an Erscheinungen des Selbstentzweitseins zu Tage fördern. Solches würden wir zunächst nur in Analogie zu stellen wissen zu dem, was neuere Psychiatriker (wie Jessen der Ältere) als alternirendes Bewusstsein gekennzeichnet haben. Wo im Willen die contradictorischen Strebungen, resp. deren einseitiges Überwiegen, nur in Gestalt der Alternation erkennbar wird, da fehlt es ja eben an der unmittelbaren Anschauung des innerhalb des Widerspruchs permanent Einheitlichen — da muss auf diese substanziale Einheit erst zurückgeschlossen werden, und es bliebe obendrein den Ungläubigen grade die Ausrede, dass die Discrepanz sich selber ja schon als ein Krankhaftes, Anomales verrathe, also unmöglich das eigentlich Wesenhafte, das wahrhaft Metaphysische, sein könne.

Noch weniger freilich werden ja perfide Einschüchterungsversuche mit schnödem Verdächtigen den Zweck erreichen, die Realdialektik zum Verstummen zu bringen. Wessen sie sich

von Seiten professioneller Zunftmeister zu versehen habe, wusste sie längst, ehe sich ein J. J. Baumann unter der Ägide seiner amtlichen Stellung mit seiner schamlosen Attake auf den Pessimismus hervorwagen durfte; um solchen Gekläffes willen ist nicht eine einzige Zeile von dem unterdrückt worden, was zum heikeln Thema der sexualen Bezogenheit vorzubringen war. Dergleichen hat in den Augen unabhängig Denkender Bedeutung nur als culturhistorisches Material: selten hat etwas die Ehre deutscher Wissenschaft so arg compromittirt als das klägliche Missglücken der immer erneuerten Anläufe, die pessimistische Strömung als eine vermeintlich rasch vorübergehende Zeiterscheinung historisch einzugliedern oder psychologisch zu analysiren. Wenn aber vollends solch intuitionsloser Stümper in charakterologischer Auffassung sich und seinen akademischen Lehrstuhl prostituirt durch die frech hingespuckte Behauptung: wo Liebe zu Kunst und Wissenschaft sich mit der Unfähigkeit, den Geschlechtstrieb zu beherrschen, verbinde, da werde der Pessimismus gezeitigt — so ist solcher Unflätherei gegenüber das einzig würdige Verhalten, einer derartigen Pseudo-„Moral" verächtlich den Rücken zuzudrehen — denn an die wäre selbst der Witz verschwendet, dass nach dieser Logik sich der Optimismus als Eunuchen- und Idioten-Weisheit empfehlen würde — ganz geeignet für solche Leute, die sowenig irgend ein Kitzel männlicher Potenz sticht, wie überhaupt ein Bewusstsein um eine eigene Willenssubstanz beunruhigt — denn wie könnte ihnen sonst der „Wille" nichts weiter sein als essenzlose Einheit von Verstand und Gefühl? (nach dem Ref. im Zarncke'schen Centralblatt 1880, No. 31).

Im Übrigen braucht uns — scheint es — für die Propaganda unserer Lehre nicht bange zu sein, denn der Boden ist bereitet in einem Umfange, wie es die Gegner nicht ahnen: mit und für uns haben sogar die Urweisen der Polynesier gearbeitet, deren Kosmogonie und Theogonie eine ausgebildete Willensmetaphysik darbietet, wie sie sich dem Buddhismus würdig an die Seite stellt — nach Ad. Bastian's Veranschlagung ein „Ideenkreis, der fast ein Viertel unseres Globus räumlich gerechnet umfasst".

Den Angriffen aber, welche die hier vorgetragene Ethik von Rechts und Links wird zu befahren haben, sei in aller Ruhe das Bewusstsein entgegengehalten, dass in ihr das reife

Product einer abgeklärten, weil reichen und niemals gedankenlos eingeheimsten Erfahrung vorliegt. Während die Einen über die Abwesenheit jedes imperativisch persönlichen Rückhalts Zeter schreien werden, fehlt es schon jetzt nicht an Solchen, welche achselzuckend von den Überlebseln pfäffischer Reste reden werden, weil sie halt gemacht sehen vor der gemüthabdankenden Entleerung des ethischen Moralprincips zu reinem Solidarismus und Utilitarismus auf dem Boden modernsten ethischen Darwinismus. Da wird jener „historische Sinn" vermisst werden, der allein befähigen soll, den „Fortschritt" anzuerkennen, welchen unsere Zeit über die ethischen Standpunkte vergangener Jahrhunderte soll hinaus gethan haben. Aber solche boshafte Mitleidsäusserungen kann mit voller Ruhe über sich ergehen lassen, wer sich sagen darf, es sei in der Geschichte der eigenen subjectiv-psychologischen Entwickelung keine Mittelstufe und keine einzige noch so extreme Phase — sei es der autoritativen Gebundenheit, sei es der radicalsten Freigeisterei — undurchgemacht geblieben — *atque omnes eos gradus suo anno iniit*, — so dass für die zu philosophischer Betrachtungsweise erforderliche Unbefangenheit ausreichende Garantien dürften geboten sein — abgesehen davon, dass der Realdialektik schon als solcher der Verdacht engherzigen Philisterthums einigermaassen ferngehalten sein wird, wie auch wol nicht grade an sentimentaler Hyperästhesie kranken kann, wer unerschrockenen Blickes selbst dem, wovor man gern als vor dem „Allertrostlosesten" gruseln machen möchte, ins Auge zu schauen sich gewöhnt hat. Die Realdialektik bleibt eben nicht stecken in einem Skepticismus, welcher wohl stark genug ist, einem impertinenten Ja die kritisch anzweifelnde Stirn zu bieten, jedoch mit seiner ἐποχή niemals heraus findet zu einem ganzen, vollen und entschiedenen Nein!

Das augenblickliche Vorherrschen des politischen Pathos stellt an die Ethiker der Gegenwart das Verlangen nach einer dehnbareren Universalregel, als wie sie in den strenger und eben damit enger bemessenen Normen der wechselseitigen Liebe gegeben scheint. Die Realdialektik darf sich schmeicheln, eine Generalformel zu bieten, welche auch die staatlich-gesellschaftlichen Verhältnisse mit befasst, ohne darin ein blosses Formalprincip an die Stelle des doch eigentlich erheischten Materialprincips zu schieben, womit grade Die, welche ihres Fortgeschrittenseins am lautesten sich berühmen, nach dem Vorgang

Spinoza's und Kant's sich gern begnügen — und in der That nicht mit Unrecht, wenn es nur darauf ankam, auch die Gesetze der ethischen Lebensgestaltung zu immer grösserer Reinheit eines wesentlich logischen und in logische Schemata aufgehenden Charakters blos abstrahirend herauszuschälen. Wir wünschen dem Gedanken Kant's: das Ethische habe den Willen selber zu beurtheilen, nicht das Object des Willens — alles zu benehmen, was eine falsche Disjunction hinein bringen könnte, und zwar in der Weise, dass wir den Willen ethisch beurtheilt wissen wollen nach seinem Inhalt, nach Maassgabe dessen, was Einer will; aber damit ist nicht das nächste zufällige „Object" als Einzelgegenstand gemeint, sondern der Gesammtinhalt, welcher dem Wollen seine Richtung, dem Handeln seinen letzten Zweck gibt. Freilich begreift grade ein Pessimist am leichtesten, dass man versucht hat, das „absolut Werthvolle" in einem rein Formalistischen aufzufinden, weil das Materiale sich im Einzelnen als ein so absolut Werthloses präsentirt, und man ist ja nicht müde geworden, aus dieser Einsicht in die Nichtigkeit alles Strebens einen an-ethischen Charakter des Pessimismus deduciren zu wollen. Aber eben deshalb ist es wieder an der Realdialektik, herauszukehren, wie auf sie nicht passt, was unter andern Voraussetzungen unwiderleglich ist. Deshalb braucht sie auch nicht mit ängstlicher Eifersucht über der Priorität ihres Materialgedankens zu wachen. Auf solchen konnte u. A. auch ein Ulrici und ein Caspari gerathen. Wenn aber z. B. auch Letzterer mit dem Correlativitätsverhältniss relativer Unabhängigkeit operirt und sich dabei gleichfalls gegen die Supposition eines „absoluten Relativismus" verwahrt, so geschieht das in so abstracter Weise, dass er eigentlich ausserhalb Concurrenz mit der realdialektischen Intuition bleibt, zumal, was er nicht sieht, eben die Nothwendigkeit, ja eigentlich auch nur die Möglichkeit der Relation ist, als welche ohne realdialektische Essentia völlig wurzellos bleibt — weshalb auch bei aller Verwandtschaft seines empirisch-idealen Regulativs mit unserm Sollen der Unterschied doch ein fundamentaler bleibt.

Die Special-Anwendung des Ethischen auf die Erziehungs-Aufgaben konnte in diesem Werke wegbleiben, weil ich mich darüber bereits anderweitig geäussert hatte, und zwar nicht blos gelegentlich der „besonderen Berücksichtigung pädagogischer Fragen" in meinen „Beiträgen zur Charakterologie", auch in

der Sedanrede: „Philosophie und Nationalität" und in der dieser voraufgegangenen Serie gleichartiger Zusammenstellungen.

Für ein patriotischen Empfindungen nicht ganz unzugängliches Herz bleibt es immerhin ein gemischtes Gefühl, dass grade von Frankreich her mir wiederholt die Anerkennung zu Theil geworden, meine Ethik sei gewissen andern Aus- oder Abläufern Schopenhauer'scher Philosophie gegenüber als die eines *homme plus sérieux* zu ästimiren. Vor jenem Vorwurf der „Rückständigkeit" im Vergleich zu denen, welche sich weiter vorgeschrittener Unbefangenheit rühmen, wird mich solch ein Certificat zwar nicht schützen können, wol aber einen kleinen Schild vorhalten wider die mit so viel Vorliebe wiederholte Anklage der Undurchsichtigkeit. Denn dankbar muss ich hier einmal das Bekenntniss ablegen, wie es in der kleinen Anzahl erfreulicher Autorenerfahrungen zu meinen allererfreulichsten gehört hat, so oft ich in den hellen, bis auf den Grund reichenden Spiegel französischer Reproduction hineinschauen durfte, um mich zu vergewissern, dass meine Anschauungen doch wol nicht zu den oberflächlichsten gehören können. Zwar haben ja auch etliche meiner deutschen Landsleute nicht unterlassen, hin und wieder für mich recht schmeichelhafte Parallelen zu ziehen zwischen dem, was sie freundlich genug meinen Tiefsinn nannten und der Leichtfertigkeit minder schwerfälliger Geister. Leider aber musste ich dabei allemal zugleich so viel Billigkeit vermissen, als dazu gehört, um sich hinterdrein nicht zu wundern, wenn es da unten nicht immer ganz so hell und klar und bequem lesbar aussieht wie bei denen, die ihre Geisteslungen lieber nicht bei Taucherarbeit im Dienst der Problemfischerei strapaziren oder gar riskiren. Ganz entstehen doch auch mir schon die Helfer nicht bei diesem an greifbarem Erfolge allerdings ja wenig ergiebigen und insofern undankbaren Geschäft. Um so thörichter wäre es, irgend welchen Beistand zu verschmähen und in engherziger Bornirtheit nicht aus allerlei Volk Jeden willkommen zu heissen, welcher sich bereit erklärt zur Betheiligung an der antilogistischen Agitation, für welche die Losung bleibt: Auf! stürmt mit uns die Zwingburgen eben so arroganter wie intoleranter Prätensionen der Widerspruchsfeinde und zerbrecht ihren Schild sammt der Devise.

Glücklicherweise braucht man ja doch sich noch nicht des Anspruchs auf den Ehrentitel eines „Denkers" zu begeben, weil

man auf den unfeinen Ruhm verzichtete, in den Reihen der blossen Abstracteurs als Virtuose intuitionsleerer Consequenzenzieherei obenan zu stehen. So bleibt denn den Logikern die einzige Ausrede offen: habt nur Geduld, so wird schon mit der Zeit Alles logisch zurecht kommen, was jetzt noch widersprechend sich anlässt — wo so schon soviel sich aufgeklärt, da ist *per analogiam* zu präsumiren, dass auch das Übrige sich ins logisch Gleiche rücke. Wer aber gewissenhaft genug ist, dieser immerhin ja beachtenswerthen Instanz die schuldige Berücksichtigung zu schenken, den schreit man an, er entbehre im entscheidenden Augenblick der nöthigen Entschlossenheit und finde sich schliesslich doch wieder zu „kläglicher Heimkehr" im gemeinsamen logischen Vaterhause ein. Weil wir die Ketzermeinung des armen Kant theilen, dass „correcte Schlüsse" nicht allemal auch unbedingt wahre, d. h. mit der Wirklichkeit übereinstimmende Ergebnisse liefern, deshalb soll für uns „jeder mögliche Nutzen des Denkens aufhören", und wir verurtheilt bleiben, jeden wahnsinnigen Einfall als *in thesi* möglich gelten zu lassen. Als ob nicht die Intuition sich grad so gut selber controliren und „kritisiren" könne, wie nach Kant die reine Vernunft, welche ja in mathematischen Apriorien sogar mit der reinen Anschauung zusammenfällt. Wo's auf's Abwarten ankommt, geziemt eben beiden Theilen Bescheidenheit und nicht vorzugreifen mit voreiligen praktischen Vorschriften, statt auszuharren, auch auf schwerstem Posten und sich eben zu Ehren und im Dienst der Wahrheit die Möglichkeit des eigenen Irrthums gegenwärtig zu halten, nicht aber Päpste zu übertrumpfen mit einem Unfehlbarkeitsdünkel, welcher sich vermisst, Alles auf den Kopf zu stellen, was bisher für ethisches τέλος und religiösen Erlösungsbegriff gegolten, und so die Ethik sammt dem Erkenntnissdrang aus der Welt hinauszucomplimentiren.

Weil ich so unbescheiden bin, die Welt aus einer Nothwendigkeit — der ewigen Sollicitation durch die realdialektische Selbstentzweiung der ewigen Urwillen — und sie nicht für die Geburt eines zufälligen, schlechthin launenhaften Beliebens zu halten, so fehlt mir freilich — und ich gönne Jedem von ganzem Herzen das Trostreiche, was aus solchem Glauben resultiren soll — auch der Glaube an eine ebenso beliebige Vernichtungsmöglichkeit — deshalb ist es grade der eschato-

logische Theil, in welchem meine principielle Differenz von den andern Schopenhauerianern am entschiedensten hervortreten muss.

Wovor mir bange werden möchte ist höchstens dies, dass man schon anfängt, die realdialektische Lehre als eine von Trivialitäten strotzende lächerlich machen zu wollen, während man sonst sich dabei beruhigt, Wahrheit mit Widerspruchslosigkeit gleich gesetzt und so die Realdialektik vorneweg maultodt gemacht zu haben. Es kommt auch dabei eben alles auf axiomatische Definitionen an und ein klein wenig wol auch auf den guten Geschmack, je nachdem für echte oder unechte „Wissenschaftlichkeit" und speculativ-einträglicher oder opferreiche Füllung von Büchern. Wer einen Newton und Pascal auf seiner Seite hat, kann sich das Zähnefletschen heutiger *mathematiculi* heiter ansehen, mögen sie als vierdimensionale Hyperphysiker auch noch so laut auftrumpfen, ihre „discursiv logische Reflexion sei zuverlässiger und weittragender" als die reine Intuition. Für den wird es auch bei der Zuversicht (I, 268) sein Bewenden behalten, dass grade die physikalisch-metaphysischen Aporien das werthvollste Belagmaterial für die Realdialektik fort und fort liefern werden — woraus der Dialogiker der Phil. Monatsh. freilich wieder lieber das Gegentheil hat herauslesen wollen. Denn wo „die logisch gesetzmässigen Compromisse zwischen den Opponenten" nun eben nicht zu Stande kommen wollen, da muss wol aller ihn in Abgang decretirenden Logik zum Trotz der Widerspruch das sein, was bleibt, und mit ihm jene Tragik, zu der sich die ewig Gesunden verhalten, wie die ihre Augen vor der Sonne verschliessen und sprechen: ich sehe nichts. Zu denen findet man sich denn freilich in die radicalste aller Aporien versetzt: *contra principia negantes non est disputandum.* Es lässt sich freilich so munter wie tapfer darauf lossündigen, wenn es immer nur einen einzig wahren Weg geben und kein anderer überhaupt auch nur in Frage kommen soll. Aber wer in einer schwachen Stunde alles wahrhaft Willensmetaphysische an den blanken Materialismus verkauft hat, so rückhaltlos, dass ihm „die charakterologischen Triebe einzig in molecularen Hirndispositionen wurzeln" — wo sollte der auch noch ein Plätzchen für specifisch Ethisches hernehmen? Und wessen Denken sich in die fixe Idee von der Schelling'schen Potenz in der dritten Potenz nicht blos verliebt, sondern mit seinem ganzen „Schlusscapitel" unheilbar verrannt hat, dem

steht es übel an, der Welt von einer „der verschrobenen Begriffskünstler“ angeblichen Reduplication des Potenzialitätsverhältnisses seitenlang vorzufaseln in einer Weise, die fremde Gedanken zu völliger Unkenntlichkeit durcheinanderwirrt, und dazu in einem Tone, wie höchstens ein schlechthin alle Metaphysik verwerfender Positivist ihn in solchen Dingen anzuschlagen berechtigt wäre.

Aber mag sich die Realdialektik beruhigen: ihre Leiche liegt (Phil. Monatsh. a. a. O., S. 260) wenigstens „am Wege der Wahrheit“ — das hat selbst der Höflichkeitssarcasmus der Abtrittsphrase nicht in Abrede stellen wollen — erschlagen von dem Hammer eines papiernen Thor getröstet sie sich mit Paulus des festen Muthes: *ὡς ἀποϑνήσκοντες καὶ ἰδοὺ ζῶμεν ὡς παιδευόμενοι, καὶ μὴ ϑανατούμενοι.* Denn es hat mir das Selbstgefühl doch nur stärken können, wenn ein so gewaltig ausgerüsteter Geist es nöthig findet, seine Keule noch eigens mit soviel grobkörnigen Lügen zu beschweren, um ein ihm unbequemes Buch wenigstens nach besten Kräften zu zermalmen.

Dennoch bekennen wir offen, dass wir in unserer Privat- und Selbstpädagogik zum Handgebrauch, trotz allem Pessimismus, von allem Flagellanten-Fanatismus für Ruthenhiebe uns frei genug wissen, um uns in dem mit Consonanzen und Accorden nicht überharmonisch bedachten Dasein viel freudiger einem zweiten Vorrede-Brauch zuzuwenden: der Anziehung inzwischen aufgefundener Zustimmungen zur eigenen Lehre. So hat eben jetzt — im Nachsommer 1881 — Hieronymus Lorm sein schon im ersten Bande citirtes Urwort der Realdialektik in klangreichen „Meditationen“ veröffentlicht, aus denen hier wenigstens ein paar fragmentarische Strophen abgedruckt werden mögen:

So listig hält Natur das Herz gefangen
Auf Erdenschollen:
Es ahnt nicht, dass sein Abscheu und sein Bangen,
Sein tiefstes Wollen.

Vermag das Herz vom Willen sich zu trennen?
Ein eitles Wähnen.
Die Weisheit wär', des Willens Ziel erkennen,
Nicht ihn verneinen.

Der Wille ist der Wille, nicht zu wollen,
Und all sein Werben:

Im überird'schen, ew'gen, ruhevollen
Erkennen sterben!

Die Welt ist Nichts in ihrem tiefsten Grunde
— — — — — — —
Ihm schlug der Erdgeist tückisch eine Wunde —
Und alles Sein ist Blut, das ihr entfloss,
Und alles Trachten ist Versuch zu heilen,
Dass sich die Herzenswunde schliesse zu,
Dass wieder nichts die Welt! —

In ganz ähnlicher „Mystik" erging sich schon vor Jahrzehnten Friedr. Hebbel (— auch nordfriesischen Geblüts! —) aus dessen Sonetten sich für Kapitel des vorliegenden Bandes mehr als ein frappantes Motto hätte extrahiren lassen,*) und schier hausbacken tönt es aus Friedr. Rückert's Vierzeilen uns entgegen als der Text zu nachfolgenden Homilien:

Das Übel, das auf der Menschheit ruht,
Ist eine gemeinsame Last;
Was Du davon auf Dich genommen hast,
Kommt als Erleicht'rung den Andern zu gut.

Ja, was wir vom Verhältniss zwischen Ideal und Sollen zu

---

*) Oder lässt sich die Metaphysik der Liebe bündiger ausdrücken als mit den Worten vom „Heiligsten":

Wenn Zwei sich ineinander still versenken . . .
Dann müssen beide Welten sich verschränken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt
Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich entsiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.

und das Urwort der realdialektischen Ethik correcter zusammenfassen als wie es in den Zeilen geschehen ist:

Du meinst in Deiner Seele Dämmerweben,
Dir sei das Tiefste so gelöst in Liebe,
Dass Dir nichts Eignes zu bewahren bliebe,
Drum willst Du ganz und gar Dich ihm ergeben.

O thu es nicht! Es gibt ein Widerstreben,
So rein von jedem selbstisch-rohen Triebe,
Dass sich das Höchste still zu Nichts zerriebe,
Erschlösse dies ihm nicht ein ew'ges Leben.

Und könntest Du, im Edelsten erglommen,
Auch Deines Wesens Form vor ihm vernichten —
Die Elemente bleiben, die sie waren!

So wird Dein Opfer niemals ganz vollkommen,
Du kannst nicht völlig auf Dich selbst verzichten,
Drum sorge Du Dich ganz zu offenbaren.

sagen haben, implicirt sich eigentlich schon in der alten Bedeutung vom *„wunsch“* im Parcival-Ideal.

Schon acceptirt auch die Volksmetaphysik den willensmetaphysischen Individualismus, und wir dürfen wol einen alten Buddha-Sänger hinter dem Gedanken vermuthen, welchem Juli 1881 der Berner Bund Ausdruck gab: die Religion der Zukunft werde voraussichtlich zu einer Art von Seelenwanderungsglauben zurückkehren und damit auch der socialistische Atheismus eine Form finden, den absoluten Egoismus durch den Hinblick auf die Identität in künftigen Geschlechtern zu bändigen. Und es sind doch grade Schiffer und Jäger, welche am meisten gewohnt sind, nach den Himmelszeichen auszuschauen, die auch im Rufe des „Aberglaubens“ stehen — das wird der Philosoph für sich anführen dürfen, wenn auch er es nicht unter seiner Würde findet, sich auf die moirologische Warte zu begeben.

Weniger war ich darauf gefasst, dass es mir gleichfalls ähnlich ergehen sollte, wie Schopenhauer, als man soweit ging, ihn eines Plagiats an Schelling'schen Gedanken zu beschuldigen. Nachdem man die Realdialektik anfangs als eine pure Absurdität gebrandmarkt hatte, ist jetzt plötzlich alle Welt mir beflissen, alten Vetterschaften nachzuspüren, als ob auch sie eine längst dagewesene Geschichte wäre. Und sonderbarer Weise sind meine vermeintlichen Vorgänger eben die, um welche ich mich stets am wenigsten bekümmert habe: die Schriften eines Blaize Pascal und Jacob Böhme habe ich nie in Händen gehabt — kenne beide nur aus Compendien und Vorlesungen, und wenn hin und wieder bei mir ein Wort an Letzteren anklingt (wie „urständen“, „Ja und Nein“ u. dergl.), so hat man darin, vollends bei dem besonderen Charakter meiner Gedächtnissschwäche, nichts als eine ziemlich zufällige und recht vage Reminiscenz zu suchen. Denn weil jene Mystik auf ein ausserempirisches Ziel zusteuert oder schon von solchem Standpunkt ausgeht, so habe ich nie erwarten mögen, bei ihr auf ein gemeinsames Fundament zu stossen.

Da es mit gutem Fug ein hergebrachter Brauch ist, dass ein Autor in der Vorrede zum zweiten Bande eines Werkes Stellung nehme zu den Besprechungen des ersten, soweit solche ihm bekannt geworden, so habe ich zunächst mit aufrichtigem

Danke der objectiven Reproduction zu gedenken, welche meinen Gedanken in einer Beilage zur Voss. Zeitung (v. 14. Nov. 1880) zu Theil geworden; denn dieselbe schnitt in ihrer untadeligen Correctheit vorneweg jede Ausrede ab, als ob es überhaupt unmöglich sei, den antilogistischen Intentionen der Realdialektik in logischer Form nachzugehen. Den gleichen Werth eines solchen Zeugnisses hatte dann die freilich nur sehr kurze Anzeige in der *Westminster Review*. Aber mit gradezu staunenswerthe Hingebung hat sich in das Studium meines Werkes versenkt Herr J. Danglard, dessen durchweg exacte Analyse im *Bulletin Critique* (No. 2, 1881) alle diejenigen als eine Beschämung empfinden mögen, deren Bequemlichkeit nicht einmal in der eigenen Muttersprache sich der Mühe unterziehen mag, den nicht ganz alltäglichen Darlegungen eines philosophischen Systematikers auch mit gewissenhafter Genauigkeit nachzugehen, wo der Gegenstand die sogenannte leichte Lesbarkeit gradezu ausschliesst. Ich berufe mich aber um so lieber auf das Urtheil dieser Ausländer, als doch wol die französische Nation noch nicht aufgehört hat, in Sachen der Ritterlichkeit für eine schiedsrichterliche Weltautorität zu gelten. So werde ich mich auch bei deren Verdict beruhigen dürfen, wo es die Frage gilt, von welcher Seite in meinem literarischen Duell mit einem vielgenannten Gegner allein die sog. Sauhiebe gefallen sind. Wenn *Revue de deux Mondes* und Philos. Monatshefte sich diametral gegenüberstehen, so weiss leider — zur Schande unserer gegenwärtigen journalistischen Zustände muss es gesagt sein — die Welt, wo der grössere Anstand zu präsumiren. Eine Behandlung, wie sie dort u. A. dem allezeit mit äusserster Noblesse auftretenden A. Bilharz mit der Verstümmelung seiner Remonstration gegen das ebenso haltlose wie anmassende Gerede des Herrn Weiss zutheil geworden, muss jeden Autor abschrecken, bei solcher Redaction sein Recht zu suchen, wenn auch ihm das Loos geworden, von einem seine Citate durchweg fälschenden Kritikaster gemisshandelt zu werden, nur dass man da minder genialen Leuten nicht gradeswegs zumuthete, solche Falsificate noch dankbar als verklärende Richtigstellungen begrüssen zu sollen.

So sehe ich mich denn zu meinem grossen Bedauern genöthigt, noch an dieser Stelle mich mit dem auseinanderzusetzen, was ein E. v. Hartmann als eine „Idealisirung" meiner Lehre

ausposaunen lässt.*) Die *modération*, welche der genannte Franzose meiner ganzen Polemik gegen so perfide Angriffe nachrühmt, soll mich, wie ich hoffe, auch bei dieser Gelegenheit nicht verlassen. Eigentlich könnte ich mich damit begnügen, zu constatiren, wie doch wol, wer auch jetzt noch, wo ihm mein erster Band vorliegt, nicht sehen will, dass ich mich zu einem absoluten, weil metaphysischen Individualismus bekenne, bei dessen Erörterung alle die Phantasien gänzlich aus dem Spiele bleiben müssen, mit denen es Anderen belieben mag, ihr Absolutes als ein All-Eines auszustaffiren — wie, sage ich, ein solcher Leser, der das einfach ignorirt, allein schon damit sich jedes Rechts begibt, über den Grundgedanken der Realdialektik überhaupt noch mitzusprechen.

Wenn wir nun im Folgenden es uns nicht versagen mögen, noch einige Erläuterungen zu unserm ersten Band zu geben, so geschieht es nicht so sehr in polemischer als eben in illustrirender Absicht. Denn die Lust zu jener muss einem vergehen, wo man sieht, wie auch die vorsichtigsten Cautelen gegen Verdrehungen nicht sicher stellen und gegen bösen Willen keine Verwahrung was hilft, weil da des Remonstrirens gar nirgends ein Ende zu finden ist. Von ebenso plumpen wie malitiösen Witzeleien wird sich auch nicht imponiren lassen, wer gelernt hat, das Urtheil derer gering zu achten, weche in der Philosophie nicht wahrhaft belehrt, sondern nur angenehm oder pikant wollen unterhalten sein. Von Strohköpfen gar nicht und von Sophisten consequent falsch verstanden zu werden, hat noch Keinem zur Schande gereicht — *paucis natus est qui populo suae aetatis natus est*, dies Motto Schopenhauer's bleibt auch für Andere noch bestehen.

Wer freilich in den Höllenpfuhl hinabgestiegen, welcher sich „Prolegomena zu einer jeden künftigen Ethik" nennt, der weiss, dass man auf einem Gang durch diese „Phänomenologie" der gleichen, deutscher Wissenschaft wahrlich nicht zur Ehre gereichenden, wirklich phänomenalen Manier begegnet. Denn da werden ja Seite für Seite die ethischen Grundanschauungen

*) Neu dürfte dabei das Verfahren sein, dass man die Reclame für die eigenen Werke zugleich mit Schmähungen der Gegner verbrämt und ein Verleger seinen eigenen Verlagsartikel geflissentlich verheimlicht, um dem einträglichen „Freunde" sich gefällig zu erweisen.

in der Weise abgethan, dass man sie erst so zuschneidet und zurichtet, wie es das Bedürfniss heischt, sie kritisch abzuschlachten. Ganz das Nämliche haben sich ja früher Kant und neuerdings die Repräsentanten des modernen Pessimismus wie des speculativen Protestantismus von derselben Feder müssen gefallen lassen. Wer aber dies Strategem einmal durchschaut hat, der muss sich hinfort von jedem Versuch erneuerter Anwendung mit tiefstem Ekel abkehren und würde gar keine Gefahr für die Wahrheit darin sehen, wenn nicht der grosse Haufe autoritätsbedürftiger Nachplapperer leider auf dem rein geistigen Gebiet in demselben Maasse anwüchse wie auch anderswo. Dass aber Einer, welcher es nun schon Jahre lang so getrieben, noch immer Credit, ja selbst Inschutznahme findet, als Mitarbeiter solcher Zeitschriften, die sich bei ihrer Gründung grade volle Unabhängigkeit und Unparteilichkeit zur Devise nahmen: das mag wol Jeden auf Augenblicke verzagt stimmen, der ganz ausschliesslich auf seine eigene Kraft sich angewiesen findet, wo es gilt, die einfachsten Functionen der Selbstbehauptung gegen Lug und Verleumdung auszuüben. Damit muss es sich rechtfertigen, wenn auch an dieser, sonst für ihrer würdigere Dinge bestimmten Stelle auf solche Thatsachen muss zurückgekommen werden.

Bei Idealisiren denkt man zunächst ja an ein Ergänzen etwaiger Lücken und Ausgleichen von Unebenheiten — da wird denn wol dahin auch das ungenirte Wohlwollen zu rechnen sein, mit dem von mir gesagt wird, für mich seien nach I, 432 Raum und Zeit reale Entitäten — Essenzen, nur ohne Subsistenz, warum auch nicht? geht man doch trotz alledem und alledem noch immer von der Präsumtion aus, je grösserer Unsinn etwas sei, desto mehr Recht habe man, es der Realdialektik zu imputiren und findet man für solche — einmal derb deutsch gesprochen: Lügen doch auch in Deutschland immer noch ein gläubiges Publikum. Von Einem, der Thatsachen ältester wie neuester Geschichte so meisterhaft umzudeuten vermag, wird man es ja auch nicht als simple Ignoranz aufzunehmen haben, wenn er den Lesern einer sich philosophisch nennenden Zeitschrift die Zumuthung auftischen darf, das Selbstbekenntniss sokratischen Nichtwissens mit der Selbstblamage eines Ignoranten zu identisiren und darauf ganze Schlussreihen zu bauen. Soll das aber etwa gar ein Witz sein, so ist es allerdings ein — Berliner. Andere Leute nennen es minder höflich Verleumdung

und nicht „Idealisirung", wenn man als Systematiker wie als Kritiker ankündigt: „wir werden hernach das beweisen" und dann da, wo dieser Beweis kommen sollte, wieder zurück gewiesen wird mit einem: „wir haben oben gezeigt." Wer die Reserve beachten mag, mit welcher meine ganze Ontologie zu Werke geht, wird sich ohnehin nicht weissmachen lassen, dass ich in ihr, statt im Allerconcretesten der intuitiven Willensmetaphysik die „eigentliche Sphäre" der Realdialektik (vgl. I, 263, wo ich mich gegen die blosse Scheindialektik kehre) hätte suchen wollen.

Aber man spricht ja auch von künstlerischen Abbreviaturen, welche der Idealisirungsprocess nöthig mache. Damit sollen denn wol auch all die Auslassungen unentbehrlichster Limitationen gedeckt sein, welche ein minder creditbereiter Sinn als der des ungarischen Barons und seiner zarten Bekämpferin wahrscheinlich als qualificirte Gedanken-Unterschlagungen gebrandmarkt hätte, weil es eine simple Perfidie ist, relativ Ausgesprochenes als ein absolut Ponirtes zu reproduciren. Manche Künstler idealisiren ja freilich auch in der Weise, dass sie die Charaktere ihres historischen Rohstoffs umkehren: das Edle als schlecht, das Grosse als klein darstellen, weil sie nur so die von ihnen zu Helden gewählten in ein günstiges Licht zu stellen vermögen. Nun dann müssen wir auch das als ein idealisirendes Verfahren gelten lassen, dass als meine Meinung hingestellt wird, was ich (wie I, 67 die falsche Auffassung des Partial-Logischen) mit dürren Worten als ein chikanöses Missverständniss zurückgewiesen. Oder culminirt nicht die Gewissenlosigkeit absichtlicher Confundirung, wenn Einer ein einstweiliges Ignoriren *quasi* entschuldigend rechtfertigt und daraus gemacht wird, er ignorire „geflissentlich"? und bleibt wol noch ein Recht, das „Gesetz der Anarchie", welches ich I, 167 nur noch der absoluten Teleologie gegenüber gestellt habe, weiter so zu verallgemeinern, als solle es die logische Rechtläufigkeit je einander sich widersprechender Willensrichtungen excludiren?

Aber „Idealisirung" nennt es ein Lazarus B. Hellenbach und ihm nach die sonst gegen diesen selbigen Herrn ein halbes Buch schreibende Olga Plumacher, und als hohe „Urbanität" preist es der bei solchem Anlass noch seine Landsmannschaft herauskehrende Rehmke auch, wenn der Realdialektik nachgesagt wird („Unsere Zeit" 1876 November S. 773), ihre „Consequenzen

seien ebenso tollhäuslerisch, als ihre Begründung unzulänglich und unhaltbar", denn (ebend. S. 776) „dieser Weg der Fortbildung Schopenhauer's kam in den Sumpf des schlechthin Unlogischen, d. h. des reinen Unsinns" und (a. a O.) „wäre es Ernst damit, dass die Vernunft blos noch ein zufällig mit hineingerathener Lumpen in dem grossen Kehrichthaufen des realdialektischen Weltunsinns sei, so wäre dies zugleich eine Bankerott-Erklärung der Philosophie, mit welcher er das Recht verwirkt hätte, als Philosoph seine Stimme zu erheben." — Aber was helfen alle Remonstrationen? „Der Jud' muss brennen!" — denn wenn man sich wider solche Schimpfreden wehrt, so widerfährt es dem Beschimpften, dass es ihm als Unanständigkeit zugerechnet wird, solche Worte bei der Gelegenheit in den Mund haben nehmen zu müssen, wie mir das mit den Ausdrücken „Unsinn", „Absurdität", „Systematisirung des Widersinns", „Gedanken-Anarchie" thatsächlich passirt ist durch Herrn Moritz Brasch in No. 82 der Allg. Liter. Correspondenz. „Idealisirung" soll es vermuthlich auch heissen, wenn man meinen lebhaftesten Protesten zum Trotz den Begriff des Selbstentzweitseins, den ich meinem *Ens metaphsicum* als sein wesentlichstes Attribut, also wie ein Adjectivum beilege, immer wieder an seiner verbalen Wortform herumzerrt, als könnte ich auch nur von ferne zugeben, dass auf meinen metaphysischen Individualwillen Anwendung leide, was andere Leute von ihrem Absoluten zu erzählen wissen an kosmogonischen Märchen von substantieller Selbstzersplitterung oder „functionellen Contrapositionen specificirter Actionen." — Wortklänge, für die ich mich jedes Verständnisses baar bekennen muss. Aber vielleicht sind sie Köpfen einleuchtender, welche Band über Band gegen die „Vorurtheile der Menschheit" schleudern — und den so Befreiten mag es denn auch — ich will sie nicht darum beneiden — in „idealisirender" Weise das Verständniss — will sagen: „gröbste Missverständniss" — vermitteln, wenn fortgesetzt so geredet wird, als stellte ich im „Weltprocess" den realdialektischen Verlauf neben oder gegen den logischen, während Jeder, der überhaupt die Augen nur aufthun will, sehen muss, wie ich es gemeint habe, nämlich, dass ich die Willensverwirklichungen deshalb und insofern realdialektisch nenne, weil und als zwei Strebungsreihen darin wider- und ineinander arbeiten, die jede für sich gleichermaassen einen insofern (partiell) logischen Verlauf nehmen.

also sich dyo-logisch nennen liessen (worauf ja doch im Grunde auch schon die ursprüngliche Bedeutung von Dialektik zurückweist). Das Zusammen von Thesis und Antithesis ist das Unlogische, nicht einseitig Letztere, weil der Inhalt sich von Hause aus schon zu sich selber widersprechend verhält (was allein auch eine Veränderung möglich macht, wie sie einseitig auf blos Einer Hälfte niemals eintreten könnte, womit sich vorneweg die ganze auf die entgegengesetzte Annahme pochende Sophisterei E. v. Hartmann's erledigt), braucht gar nicht erst der Verlauf der einen Hälfte ein antilogischer zu werden, worauf eigentlich der ganze *nervus reprobandi* seitens eines Mannes hinausläuft, der sich so viel darauf zu gute hält, dass in seiner Philosophie des Unbewussten „die Anwendung des Grundgesetzes des Denkens auf zwei entgegengesetzte coordinirte Wesensbestimmungen (unlogischer Wille und logische Idee) selbstverständlich zu entgegengesetzten Resultaten führt", als ob dabei nicht erst recht die Frage sich aufdrängte: wie kommen denn so total heterogene Hälften zu dem selbigen Gesetz (der Identität)? und als ob das überhaupt eine leichtere Zumuthung an unser Denken stellt, wie die doch wol ein klein wenig minder dualistische Auffassung der Realdialektik, weil ihr das Selbstentzweite eben beide widersprechende Seiten gleichermaassen umfasst. Deshalb hat für meinen Standpunkt auch die Formulirung gar keinen Sinn, das Logische sei nur Durchgangsmoment vom Alogischen zum Antilogischen: die überlasse ich sammt all ihren Consequenzen Jedem, der daran bewusste oder unbewusste Freude haben mag. Mit nichten ist mir ja etwa das Ja (des *Velle*) identisch mit dem Logischen und das Nein (des *Nolle*) identisch mit dem Unlogischen, sondern jedes für sich logisch und nur ihr Ineinander ein Unlogisches, weil dem Satz vom Widerspruch factisch Zuwiderlaufendes. Damit wird aber das ganze Gerede hinfällig, als ob ich — in der Weise der Philosophie des Unbewussten Logisches und Unlogisches als selbstständige „Realopponenten" gegeneinander stellte — grade dass ich das nicht thue, müsste deren Verfasser mir als meinen schlimmsten Fehler vorwerfen, der, wie ich längst gesagt, die Realdialektik noch hyperrealdialektisirt mit dem, was er die synthetische Überwindung „durch concreten Monismus" nennt. Und endlich gehört zum „Idealisiren" dieser Sorte von Reproducenten offenbar auch dies, dass mit zähester Beharrlichkeit

ignorirt wird, wie mir die höchste erkenntnis-theoretische Instanz die (methaphysische und insofern auch als Intuition zu bezeichnende) Anschauung ausmacht, und wie ich demgemäss auch nicht in Verlegenheit kommen kann, wenn es gilt, den Punkt zu markiren, wo die Logik mit ihren nicht weiter fundirten Consequenzen Halt, resp. Kehrt zu machen hat. Damit erledigt sich die Frage von selber, woher denn die „Anpassung" des logischen Denkens — einfach vermöge eines monströsen *excessus*, eines Missbrauchs des Abstractionsvermögens, welches teleologisch bestimmt war, als Erleichterungsmittel im Dienst der Intuition zu fungiren, dann aber als legislatorischer Usurpator sich eigener Souveränetät vermaass und so das ganze Unheil construirender Vernünftelei anrichtet. Wer über sein Ziel hinausschiesst, braucht deshalb nicht von Hause aus verkehrt angelegt zu sein. Aber wenn ein verhätscheltes Kind zuletzt die eigene Mutter tyrannisirt, so mögen wohlgesinnte Nachbarn den Stein aufhalten, der weiter rollte, als wie er zu rollen bestimmt war.

So war denn allerdings der Wissenswille genöthigt, seinen Weg durch ein Nichtgewolltes, über eine von seinem Ziele zunächst nur weiter abführende Strasse zu nehmen — aber was ist das anders als ein echt realdialektisch-tragisches und dabei völlig immanentes Schicksal, welches sich nicht bannen lässt durch den selber durch und durch logisch-teleologisch gearteten Ukas eines nach falschen Decretalien construirenden Darwinismus: „die Anpassung m u s s an das Wesentliche anknüpfen, sonst ist sie" — welch stolzer Kalauer — „Verpassung!" Auch historisch ist der Weg doch der gewesen, dass die Realdialektik erst in der Ernüchterung der sich auf sich und ihr eigenstes Wesen besinnenden Intuition entstehen konnte, nachdem sich die hyperbolische Abstraction in den Purzelbäumen der sich grade als ein System der speculativen Logik gebärdenden Verbaldialektik überschlagen hatte. Mit Einem Worte: mir ist die Begriffsdialektik höchstens ein subjectives Abbild des objectiven Realdialektischen, für Hegel umgekehrt das naive Realdialektische höchstens eine Exemplification des Begriffsdialektischen in seinem „Anderssein". Aber wenn man meine Anschauungen nicht fortgesetzt mit denen fremder Leute verquickte, so könnte man auch nicht übersehen, wie es für mich ein „Negativ" nur innerhalb des Willenswesens gibt, also auch die Gleichgültigkeit der Urposition (genauer ihrer Benennung) nicht über diese Sphäre hinausgehen

kann, am allerwenigsten aber mit einem Verzicht auf die Willensmetaphysik gleichbedeutend ist. Das ist es ja, was das Weib bis auf diesen Tag vor uns voraus hat: seine Erkenntnissfähigkeit ist nicht corrumpirt durch hyperlogische Usurpationen, sondern naiv, und deshalb hat es sich auch sein Organ für das Realdialektische intact behalten, so dass es dieser Anschauung mit einer gewissen Begeisterung zufällt, sobald sie ihm einmal klar gemacht ist. Dagegen ist es grade der Zug des Zeitalters nach abstracter Verallgemeinerung, welcher das specifisch Berliner Genre von Philosophie so rasche Verbreitung finden lässt, und ich will es einem Manne, der vom Zujauchzen der Menge — ob zwar mittels der Hebel unwürdiger Reclame — auf den Schild gehoben ward, nicht weiter übel nehmen, wenn er auch jetzt noch in einer ob schnöden Undanks grollenden Protektormiene sich gefällt. Auch hat es mir nie an der nöthigen Selbsterkenntniss gefehlt, um mit ihm an Vielseitigkeit der Begabung nicht zu wetteifern. Dennoch ist es eben so wenig erheuchelte Bescheidenheit, wenn ich mit gleicher Offenheit die schon vor zehn Jahren öffentlich abgegebene Erklärung wiederhole: ihn um diesen Vorzug nicht zu beneiden. Denn ich habe es in diesem Stücke stets mit der naiven Maxime des jüngst verstorbenen Garfield gehalten und im Rufe simpler Ehrlichkeit die Voraussetzung jedes wahren Ruhmes gefunden. Deshalb war die einzige Genugthuung, um welche ich mich beworben, die, welche mir bereits bei Deutschen wie bei Franzosen zu Theil geworden: auf wessen Seite das ernstere und redlichere*) Bemühen um tiefere Wahrheit sei, bezweifelt nachgrade doch Niemand mehr. Den graden und wirklich „naiven“ Sinn dünkt es doch gar zu „platonisch“, gleichzeitig zwei einander ausschliessende Weltanschauungen zu lehren — und die Wissenden werden sich auch nimmermehr darüber täuschen lassen, welche der beiden die eigentliche Herzensmeinung enthält, sondern eitel Flausen darin sehen, wenn Einer fort und fort das ganze Fun-

*) Wie wenig ein E. v. Hartmann für diese Charaktereigenschaft Verständniss hat, beweist auch die „Unverfrorenheit“, mit welcher er mir einen Vorwurf daraus drechseln will, dass ich den pseudorealdialektischen Phänomenen ein eigenes Kapitel gewidmet und von andern ebenso offen bekannt habe, dass *adhuc sub judice lis* sei, ob sie für realdialektisch zu halten seien oder nicht. So etwas heisst ihm in seiner Infallibilitätssicherheit: Schwanken! oder „zages Herumtasten“.

dament seines Hauptbuchs auf Begriffe stützt, an deren factische Wahrheit (Hellsehen) er eingestandenermaassen persönlich nicht glaubt.

Solche Doppelzüngigkeit ist aber am allerwenigsten als etwas Realdialektisches zu entschuldigen; denn sie läuft direct gegen den Identitätssatz an — und grade weil wir diesen nicht für ein logisches Gesetz des Seins ästimiren, noch weniger aber für den Inbegriff alles Logischen, sondern für eine einfache Denkregel halten, brauchten wir ihn auch für unser Argumentationsverfahren nicht zu perhorresciren.

Deshalb habe ich das von mehreren Kritikern mir gespendete Lob grösserer Gründlichkeit und soliderer kritischerer Methode mir ohne Ziererei und um so unbedenklicher angeeignet, als ich nach wie vor unter dem Druck schwerster Hemmungen und in totaler Isolirung habe arbeiten müssen. Eine Erleichterung meiner Position ist es aber auch nicht just zu nennen, dass ich erst einer Zeit harren muss, wo auch im lieben Vaterlande Selbstlesen nicht mehr so ausser Brauch und Mode sein wird, wie bei der gegenwärtigen Generation, die es vorzieht, „sich mit der Speisekarte zu begnügen“, wo Andere — denen Schopenhauer weniger das Prädicat der Ehrlichkeit absprach — die servirten Gerichte selber vornehmen.

Dann wird es hinfort weniger leicht gelingen, vor den Augen des Lesers eine sinnlose Gedankenreihe zu entwickeln, die dann zwar sehr leicht zum Verunglücken gebracht werden kann, aber dafür auch ganze Strecken lang das directe Gegentheil von dem enthält, was der so Kritisirte in Wahrheit vorgetragen hat.

Der blasirte Berolinismus, welchem jedes Pathos, auch das, welches direct aus dem Ethos quillt, einfach lächerlich ist, hat es zwar leicht, Gelassenheit zu affectiren — aber wenn innerlich der verhaltene Groll gährt, wird die fadenscheinige Draperie einer blossen Heuchlerpose etwas durchsichtig und dann folgt dem längst schon verlornen Credit auch die Scheinwürde bald genug nach.

Solche Herren lieben das Spassen — aber es ist denn auch darnach. Das eine Mal will man durch alle vier Theile des Schopenhauer'schen Systems hindurch beweisen, ich sei gar nicht wofür ich mich ausgebe — ein Schopenhauerianer — und jetzt soll mir umgekehrt das Prädicat eines Hegelianers octroyirt werden, wogegen ich mich zeitlebens gesträubt habe und sträuben

werde, bis Weiss Schwarz heissen wird, denn es wird dabei die Kleinigkeit verschwiegen, dass der Sachverhalt grad umgekehrt. Und was kann ich dafür, wenn Hegel seinen eigenen Intentionen und Prätensionen so untreu geworden, dass er, um doch einigen Boden für seinen doch fraglos von Hause aus idealistisch gemeinten Dialekticismus zu gewinnen, nach empirischen Belegen greift, die grade nur auf eine Realdialektik passen?

Dadurch prägt man meiner ungeflickten Weltanschauung doch nicht jenen Blendlingscharakter auf, der den Synkretismus E. v. Hartmann's so gründlich discreditirt hat.

Anspruch auf eine gewisse Neuheit mag immerhin die Methode haben, Einen für bekehrt auszugeben, weil man ihn früher so gröblich wie gewaltsam missdeutet hat und er nun inzwischen präcavirend diese selbige Tücke *pro futuro* unmöglich gemacht hat. Dann muss man sich schon ein neues „Missverständniss" erzwingen, was man sonst auch einfacher verdrehen oder erschleichen nennt.*) So decretirt denn die Logik vermöge ihrer „Souveränetät" gar lustig: ein Widerstreit ist nur real, weil ein Widerspruch nicht geduldet wird — *ergo* muss es auch einen widerspruchlosen, mithin logischen Widerstreit geben

*) Wer die geringe Scrupulosität, mit welcher E. v. Hartmann seine Satzmosaiken zusammenzufügen pflegt, von anderswoher kennt, hat die Wahl, ob er glauben will, dass die pure Gedankenlosigkeit oder dass vollbewusste Tücke mehr Antheil gehabt hat an dem, was S. 246 des betreffenden Aufsatzes zu lesen steht. Da begegnet man der dreisten Behauptung, ich hätte geglaubt das Bedenken (!!) gegen die Statthaftigkeit des Gebrauchs der *ratiocinatio* in der realdialektischen Wissenschaft durch die Bemerkung niederschlagen zu können: „dass Niemand logisch correcter zu verfahren pflegt, als innerhalb ihrer fixirten Wahnidee die Irrsinnigen" — die Wahrheit, die vor aller Welt offen und total unzweideutig zu Tage liegt, ist, dass ich I, 158 fg. mit dem angeführten Satze die Unzuverlässigkeit blos logischer Correctheit belege, nämlich grade mich gegen diejenigen kehre, welche sich darin gefallen haben, „die *sanitas mentis* der Realdialektik zu verdächtigen, weil sie nicht vor dem logischen Fetisch kniee". Ich dächte angesichts solcher Manier der Bekämpfung hätte ich wenigstens das Recht einem Mitarbeiter der Philos. Monatshefte zuzurufen: Lernt zuerst einmal die Kunst der ABC-Schützen — richtig lesen! — denn vor dem ehrlichen Lesen brechen all die schönen Pointen ab, zu denen die Geschicklichkeit der Flausenmacherei Manches zuspitzen wollte. Wer sich einfach an meine Worte hält, wird auch nirgends eine Sylbe davon finden, dass ich „eine Umkehr unserer Gehirnaccommodation zu

können — *ergo* ist es mit der Realdialektik eitel Humbug (auf Berlinerisch: fauler Schwindel!) und das um so zuversichtlicher als diesen Leuten der gesammte Inbegriff der Logik aufgeht in den Identitätssatz. Da ist es denn so schwer nicht, sich eine realdialektische Welt nach eigenem *gusto* zurechtzuzimmern, wie E. v. Hartmann sie hätte brauchen können, um sie recht *con amore* zu zertrümmern — nur schade, wir Anderen können sie nicht brauchen, weil wir zu bescheiden sind und uns lieber an die gegebene halten, wie sie nun einmal vorliegt. Dort hätte es ihm ja freigestanden, alles so einzurichten, dass „ein und derselbe Vorgang in jeder seiner Phasen zugleich von logischen und realdialektischen Gesetzen bestimmt ist, was unmöglich ist" — nämlich grade nach der Meinung der Real-

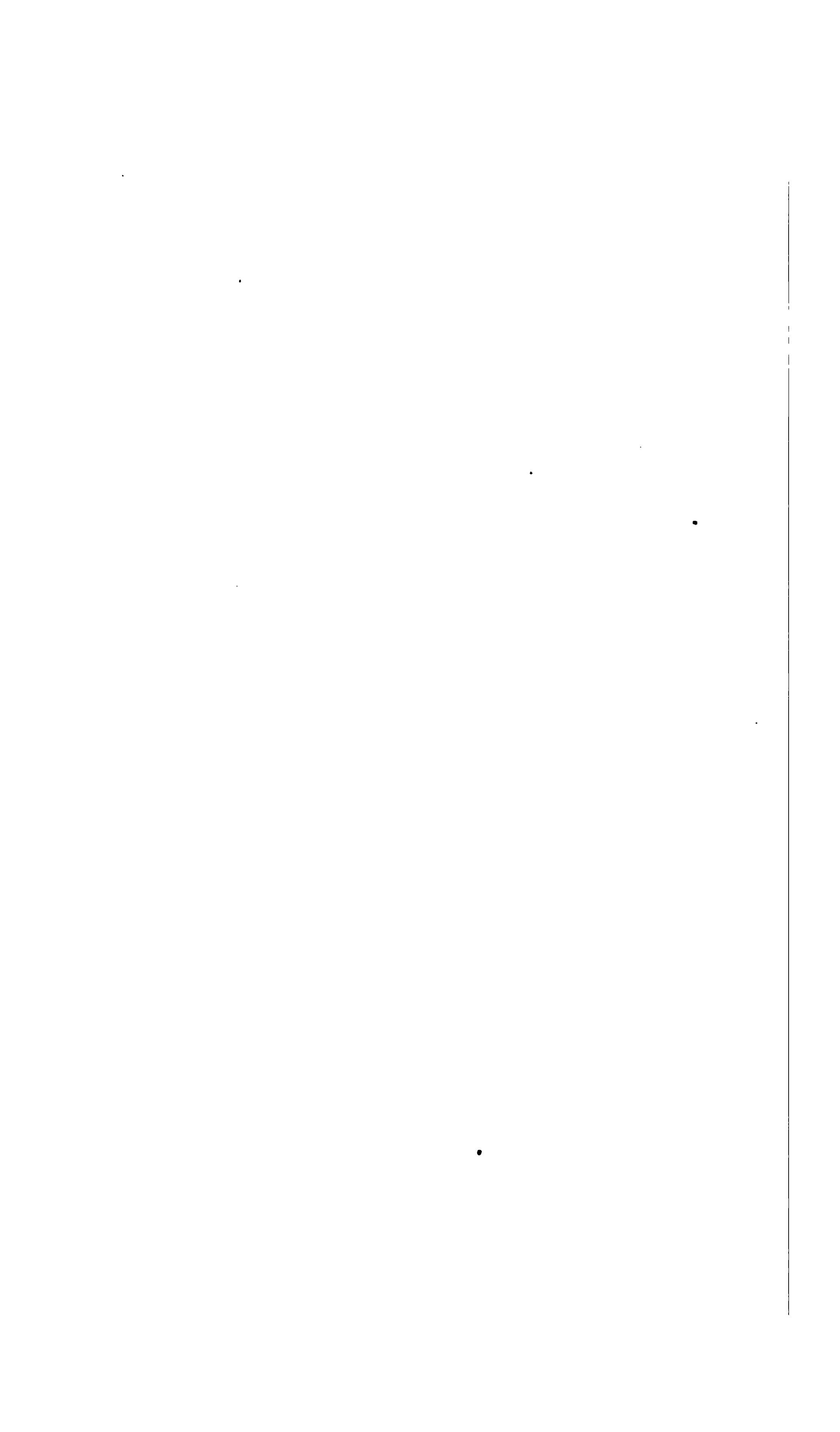
den (!) antilogischen Denkgesetzen" irgendwo verlangt hätte oder aus jeder Aporie ein Toleranzdecret für den Widerspruch herleiten wollte. Aber Papier und Setzerlohn sind zu kostbar, um sie bogenweise an das zu vergeuden, was es an solchen, vergleichungsweise böslichen Sünden ungezügelter Variationsfreiheit zu berichtigen gäbe. Hätte der Philos. des Unb. seinen Schopenhauer weniger oberflächlich ausgeplündert, so würde er z. B. auch wissen, dass der Ausdruck „metalogisch" schon bei dem ebensogut den Satz vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten wie den von der Identität umfasst und sich den hämischen Ausfall gegen mich erspart, ich hätte nur letzteren der Logik damit „entrücken" wollen. „Halt! das muss falsch sein, das stimmt ja!" nach der Melodie dieses Witzes, der die Wagner'sche Musik vernichten sollte, wird gegen die Realdialektik vorgegangen, deren antilogistische Voraussetzung sich dennoch bis dato auf keinem logischen Schnitzer hat betreffen lassen und die deshalb in aller Ruhe über sich ergehen lassen kann, was wahnwitzige Bosheit über sie aussprengt (a. a. O., S. 248), dass nach ihr kein Unsinn „von der Möglichkeit ausgeschlossen sei, von der Erfahrung einmal als Wahrheit erwiesen zu werden, wohingegen jedes widerspruchslose Vorstellungsgebilde für ewig von der Möglichkeit der empirischen Bewährung ausgeschlossen bleibt". Wenn aus meinen Vordersätzen, wie ich sie wirklich aufgestellt, nicht wie E. v. Hartmann sie verrückt hat, die correcte Logik nothwendig solche Consequenzen ziehen müsste, dann hätte ich in der That noch mehr diese um ihre trübselige Weisheit, als jene um die Gefährdung ihrer und damit auch meiner eigenen Ehre zu bedauern. Einstweilen nenne ich es ein freches Festklammern an alte Lügen, zu sagen, es sei „ganz genau mein Standpunkt, dass alles Absurde mögliche Wahrheit und alles nicht Absurde unmöglich Wahrheit sei." Sonst nennt man es auch wol ein kindisches Benehmen, sich in lauter Übertreibungen zu bewegen, wie z. B. auch geschieht, wo alles Denken in Schlüssen und nichts als Schlüssen vor sich gehen soll.

dialektik, welche es sich sonst wahrlich nicht so sauer braucht werden zu lassen um die Nachweisung, dass es ihre und ausschliesslich ihre — also die realdialektischen — Gesetze sind, nach denen die Welt sich richtet, und zwar, weil allerdings widersprechende Gedanken sich nicht miteinander vertragen (— weshalb jeder das Recht behält, nach dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten zu argumentiren —) wol aber thatsächlich — wie leider jede Secunde uns zeigt — widersprechende Realitäten, nämlich Willensbestrebungen, neben einander existiren können.

Auch diese Vorrede kann ich wie die zu meiner Charakterologie und zu meinen Mosaiken nicht schliessen, ohne dankbar der Ermuthigung zu gedenken, welche mir auch unter dieser Arbeit durch Theilnahme edler Frauen zu Theil geworden.

Lauenburg in Pommern, 8. October 1881.

Dr. Julius Bahnsen.



Die Lehre vom selbstbewussten Willen

in seinen realdialektischen Beziehungen.

Psychologie des Ichs und der Gemeinschaft — die Probleme der Ethik nebst Religionsphilosophie — Eschatologie.

Also ist das Gute wider das Böse, und das Leben wider den Tod, und der Gottesfürchtige wider den Gottlosen geordnet.

Also schaue alle Werke des Höchsten: so sind immer Zwei wider Zwei, und Eins wider das Andere geordnet.

Jesus Sirach 33, 15 u. 16.

1. Selbst und Ich in realdialektischer Beleuchtung.

Die Schlussbetrachtung unseres ersten Bandes hat uns zurückgewiesen auf jene „Selbst"-Prüfung, welche sich zunächst die „Frage" vorlegt, ob oder in welchem Sinne wir überhaupt berechtigt sind ein Selbst-Sein anzuerkennen. Begegnen sich doch in „selbstlosen" Theorien oder in der Vertretung der Unselbstheit sonst einander diametral entgegenarbeitende Systeme: der Mystiker und der Materialist, der Physiolog und der Pantheist; während auf der anderen Seite Theisten und Individualisten, ob auch sonst von noch so divergirenden Interessen, einmüthiglich sich erheben für die in Zweifel gezogene Essentialität der Einzelpersönlichkeit. So wenig decken sich hier metaphysische und ethische Parteinahme, dass wir unter den Ich-Leugnern keineswegs lauter Verfechter einer anti- oder auch nur unegoistischen Moral finden (man denke nur an den Hedonismus so vieler Materialisten), und andererseits steht ja der consequente Theismus durchweg auf heteronomistischem Standpunkte. So wird sich auch nicht ein Zipfelchen dieses Problems mit noch so leiser Verschiebung hinter die Schanzlinien des „Gewissens" in Sicherheit bringen lassen. Die Einen vermögen eine ich-lose Ethik für nicht mehr als eine leere Phantasmagorie zu halten, die Andern gehen in ihrem Monismus so weit zu behaupten: es lasse sich zwischen wahrhaft individualistisch gesonderten Wesen überhaupt ein echt ethisch geartetes Wechselverhältniss nicht denken.

Die Inschrift zu Delphi macht die Selbst-Erkenntniss zur Voraussetzung, ehe Einer irgend eine Weisung zum Recht-handeln überhaupt nur in Empfang nehmen könne. Das organische Bewusstsein, auf dessen Stufe der voraufgehende Theil die Natur hatte stehen lassen, muss zum Selbst-Bewusstsein geworden sein, ehe irgendwelche ethische Beziehung eintreten, ehe die Ethik ihr Werk beginnen kann.

Denn deren Thema ist die Bezogenheit zwischen den Einzelwesen — und die Limitation der Selbst-Ständigkeit der Individuen, die Relativität ihrer Selbst-Behauptung und Selbst-Verleugnung, das Ineinander von Selbstliebe und Selbstlosigkeit macht die realdialektische Etagenfolge des ethischen Aufbau's in der Reihe seiner Probleme aus.

Andererseits aber bedarf es nur geringer Selbstbesinnung, um innezuwerden, dass auch das Ich sich nicht völlig will abtrennen lassen von der Einheit des Organismus, an welcher es bis zu einem gewissen Grade selber seinen Halt hat.*) Denn ein von aller Beziehung zu körperlichem Dasein völlig freies Ich können wir uns nicht vorstellen, sosehr hinwiederum die unbefangene Beobachtung der psychischen Thatsachen uns anweist, eine gewisse Unabhängigkeit des Ich von seinem materiellen Substrat zu behaupten, so dass es andererseits ebenso wahr ist, dass erst das Ich der Einheit des Organismus und deren Selbstinnesein, also der „Seele", ihren wirklich centralen Halt verleiht. Und dieses gegenseitige Lehnsverhältniss, welches gewissermaassen an die Reciprocität eines *feudum datum* und *feudum oblatum* erinnert, tritt noch deutlicher zu Tage zwischen Bewusstsein und Selbstbewusstsein, sofern wir eben nicht im Stande sind, die Vorstellung eines schlechthin leeren, nichts als nur sich selber zum Inhalt habenden und nicht irgendwie aus dem materiellen Inhalte des Bewusstseins sich füllenden Ich festzuhalten; oder in der Sprache Jessen's ausgedrückt: der Kreis des Selbstbewusstseins entbehrt jener Eigenständigkeit, welche ihn befähigen würde, ohne Verschlingung oder wenigstens Berührung mit dem Kreis des Bewusstseins sich rein aus sich selber zu behaupten; denn die reine, absolut auf sich selber gestellte Spontaneïtät (welche ja auch ein Wundt für seine Erklärung der Aufmerksamkeit nicht entbehren kann) hört sofort auf, blos erkennendes Ich zu sein, und offenbart sich vor sich selber als ein wollendes Wesen, welches sich zu dem rein erkennenden Ich verhält wie die Materie zur immateriellen Form, also wie das concret-intuitive Sein zur leeren Kreis-

*) Wie sehr sich in dieser auch das Räthsel seiner personellen Duplicität spiegelt, bezeugen ja die noch immer unerledigten Forschungen der Physiologen nach den Beziehungen der sensitiven und motorischen Nervenstränge, namentlich an den Stellen, wo die Leitungsfäden in ihren Enden untrennbar werden: denn da verkörpert sich ja ganz unmittelbar die gleiche Zwei-einigkeit.

bewegung der Abstraction, welche nur in sich selber den Schein eines Daseins und nicht ein wahrhaft Daseiendes trägt, ein Bewegen ohne Bewegtes, und ein in jeder Pause seiner Selbstbewegung schlechthin Aufhörendes, gegenüber dem auch in temporärer Ruhe als ein Substanzielles beharrenden Willen, der mit dem Bewusstsein nicht sein Sein verliert.

So treten wir denn an der Schwelle der Ethik noch einmal auf dasselbe Fundament zurück, dessen Haltbarkeit uns die erkenntnisstheoretischen Grundfesten unseres ganzen Werkes verbürgen musste: da wie dort die nämliche Selbst-Erfassung (die Hellenen hätten dafür die Worte *αὐθεξία* oder *αὐτοκτησία* bilden können), welche als Selbstbesitz des selbstbewussten Individuums die Urthatsache jedes — zunächst gleichviel ob erst nur metaphysisch gemeinten oder alsbald auch ethisch gewandten — Individualismus darstellt — denn aus dem Widerhall seiner selbst e r greift sich das Ich, ehe es sich selber weiss oder gar b e greifen kann.

In der That bringt grade hier eine ganze Tonleiter etymologischer Anklänge eine starke Versuchung heran, sich auf das Feld sprachlicher Spielereien locken zu lassen, wie sie zum mindesten nicht schlimmer sein würden als das Gewitzel jenes Hegel-Jargons, nach welchem man „Geist" identificiren wollte mit einem selbsterphantasirten „ge-ist", das besagen sollte, jener habe das Sein als sein Präteritum hinter sich, oder nach jenem bekannten Doppelsinn in sich „aufgehoben". Jedenfalls käme es nicht gezwungener heraus, wenn Einer sagen wollte: jener „Widerhall", an dem das Ich sich selber auffasse, sei die *ἠχώ*, in welcher das *ἐγώ* sein *ἔχω* spräche und dieses (medial-reflexiv) abwandelte zum *ἔχομαι*. Selbst das müsste solch ein an Worten sein Genüge findender verbaldialektischer Abstractionsmensch sich gefallen lassen, wenn wir ihm aufreden wollten, das „Ich" stecke im N-ich-t, als dessen lebendiges Centrum, grad so drin, wie das *N-ego* aufs *Ego* hinauslaufe, als das Ende aller persönlichen Negation, und für Letzeres würden uns sogar die Linguisten nicht ohne Succurs lassen, welche längst den Zusammenhang zwischen der Sanskritwurzel für *Ego* und der für das in *nego* verneinte *ajo* erkannt haben, oder gar *ego* direct gleichbedeutend mit *inquam* nennen.

Völlig unverkennber aber präsentirt sich das Selbst als das am meisten Selbe: was damit ausgedrückt sein soll, ist das Verharren in aller Veränderung, der *idem alius*, der sich gleich bleibt, ob er auch noch so wandelbar scheine. Nicht anders markirt *i-pse* mit

1*

seiner Endung den gleichen Pronominalstamm der dritten Person, welcher in *i-s* seine determinative, in *i-dem* seine gleichsetzende Ausprägung erfährt. Das Er-sein, d. h. als ein an sich Daseiendes vor uns stehen, ist der wesentliche Charakter des Selbst, wie am Ich das Für-sich-sein als das Wesentliche erscheint, und zwar in seiner intensivsten Concentrirtheit absoluter Punktualität, wie man es symbolisirt finden möchte in dem Tüttelchen seines *i*.

Aber noch weiter ging unsere in abstracten Formen bildsamste Sprache, als sie das Wort Ich-heit schuf, womit sie etwas ganz anderes zu bezeichnen gedachte, als was etwa eine blosse *egoitas*, das nackte Merkmal der Eigenschaft ein Ich zu sein, wiedergeben könnte. Vielmehr schwebte ihr dabei etwas von dem vor, was man seit Schelling das „systematische Bewusstsein" genannt hat. Vermöge seiner Punktualität will das Ich auch zum Centrum all seines Bewusstseinsinhaltes werden und als solches sich wissen, will Einheit bringen in die Fülle seines Mannichfaltigen. Solches Bedürfniss hat auch schon das ganz auf Intuition sich stellende Intellectual-Ich. Erst ein secundäres, auf der Stufe der logischen Erkenntniss sich einstellendes Merkmal am Charakter des Systematischen ist es, wenn diese Einsicht sich gliedern soll zu einem syllogistisch sich abwickelnden Zusammenhang und zu begriff-schematischer Anordnung. Das führt auf die Irrwege jener absoluten Methodiker, welche zuletzt Gedanken, erkannte Wahrheiten nur haben, um sie säuberlich als Systemfolge aneinanderreihen, nicht Systeme, um so des Besitzes der Gedanken in grösserer Sicherheit froh werden zu können — denen mehr an dieser rein formalistischen Aufstellung als an dem Wesen und Gehalte dessen, was sie aufstellen, gelegen ist, wie wenn eine Unwahrheit dadurch minder unwahr würde, dass sie von den luftigen Pfeilern eines systematischen Aufbau's getragen scheint — die deshalb auch keinen anderen Maassstab scientifischen Werthes kennen als den der logischen Correctheit und das Deduciren für das eigentliche und eigenthümlichste Geschäft des Philosophen ansehen. Nicht also der metaphysische Seher, dessen „Schauen" sich auch von dem des Dichters noch dadurch unterscheidet, dass vor seinen Augen *uno obtutu* ein Seiendes steht, während dieser (der Dichter) allemal innerlich ein Werdendes sich abspielen sieht. Als ein Leibhaftiges, Lebendiges, nicht als ein Erträumtes, Erdichtetes muss der Seher erschauen, was er dann in die Einheit eines Bildes schildernd zurückzwingt, aus dem innersten Keimkern dessen Wesen erfassen — und dies Vereinheitlichungsver-

mögen zurückgewandt auf die Selbstergreifung des eigensten Lebenscentrums ist in seiner instinctiven Ursprünglichkeit die Ichheit. Diese ist einer besseren genetischen Entwicklung, einer bündigeren Abrundung mächtig, als die nur nach eckigen Rubriken unterbringende Systematik des definitionslustigen Begriffsschädels. Jeder, der überhaupt zu einem in prägnanterem Sinne „denkenden" Ich gelangt ist (deren dürfte es denn allerdings weniger geben als wie man gelten lässt, solange jede „Person" im juristischen Sinne auch für ein Ich eminenteren Begriffs passirt), fühlt in sich die Nöthigung, die Gesammtheit seiner Gedanken in Beziehung zu setzen sozusagen zu einer Centralmonade, und dieser gemeinsame Gravitationspunkt alles eigenen Denkens und Vorstellens — eben die Ichheit — macht, wie Hegel es von der Einwirkung des Aristoteles auf Alexander aussagte, das selbstbewusste Individuum zu einer plastischen, frei im Aether schwebenden, ihren Schwerpunkt in sich selber tragenden und nur indirect auf ein weiteres „System" bezogenen und soweit abhängigen Welt-Kugel. Da gibt es eine naturwüchsige, nicht eine zum „Selbstzweck" aufgestelzte Ordnung, ein blosses Mittel der Bequemlichkeit, Uebersichtlichkeit und Controlirbarkeit. Jene Verkehrtheit der Logiker dagegen erinnert an die verwandte ihrer Abstractionsgenossen, jener Staatstheoretiker, denen zuletzt die bureaukratische Aufsicht als letzter und einzig eigentlicher Zweck erscheint — wie wenn das Ausmünzen und Prägen wichtiger wäre, als das Ausgraben der Edelmetalle — die hinterdrein mit ihrer „Organisation" nachhumpelnden Philister des grünen Tisches erhabenere Gestalten als die auf natürlich grünem Plane erobernden Helden.

Doch darf schon hier nicht verschwiegen werden: etwas anderes ist es um die „Idee" der Ichheit, etwas anderes um ihre Actualisirung. Wohl steht auch hierfür vor einem Jeden „ein Bild dess, das er werden soll", aber eben nur als unabweisbares Postulat eines τέλος. Entwerfen lässt sich dieses Ideal wohl, aber Contouren zeichnen und den umrissenen Formen Leben einhauchen ist zweierlei! Strenggenommen — das ist schon mit der unentrinnbaren Relativität mitgesetzt — ist doch noch niemals vollständig verwirklicht, was Hegel bei der angegebenen Gelegenheit so ausdrückt, dass es je ein Ich gegeben, welches in der That und in der Wahrheit „alle Radien des Erkennens versammelt hätte in Einem Centralpunkt und die Linien der scheinbar entlegensten Gedankenreihen zurückgeleitet in diesen einen Punkt." Hätte sich

Mancher solches Zeitlebens nicht blos eingebildet, weil er sein Denken fester geschlossen wusste, als das der ganz Zerfahrenen, so brauchten wir gar nicht weiter zu denken; denn eine Philosophie wäre fertig gewesen, die sich im besten Sinne hätte eine absolute nennen dürfen. Irgendwo schloss noch jeder Denker ein Compromiss ab mit jenem Drang nach Unification, dieser elementarsten Bethätigung des metaphysischen Bedürfnisses, und legte dem Unerledigten Schweigen auf, weil er sich nicht länger wollte stören lassen in seiner „Ruhe" eines doch nur labilen Gleichgewichts. Wie oft hat Trotz ersetzen müssen, was an wahrhaftem Unbeirrtsein der Selbstgewissheit fehlte. Mochte sich der Centralsphäros noch so sehr verengern, aus dem lockern Zusammensein der Vielheit von Vorstellungen im einfachen Bewusstsein sich condensiren zum Ichbewusstsein, aus diesem nochmals straffer sich zusammenziehen zum elementaren Selbstbewusstsein und dieses endlich scheinbar sich concentriren zur Ichheit: was nicht zu Stande kam, war ein Sichschneiden ausnahmlos sämmtlicher Richtungspfade. Irgendwo klafften noch immer Lücken — statt Eines Focus hinter dem Brennglase gab es zum mindesten noch zwei „Brennpunkte", wie wenn die Bahnen der Weltkörper auch damit sich abspiegeln wollten im individuellen Subject und obendrein hinausweisen auf jene endlose Complication von Curven, die entstehen, weil „Monde wandeln um Erden, Erden um Sonnen" und Sonnen um unerkannte fernere Centren, die ihrerseits vermuthlich wieder einen Peripherielauf um noch entferntere beschreiben werden. Solange nicht das Centrum des mittels der Philosophie neugestalteten Bewusstseins coincidirt mit dem mitgebrachten naiven, solange nicht in fester Klarheit Alles umspannt ist, was dem unversöhnten Denker auf dem Gewissen liegt, solange noch das philosophische Bewusstsein sich veranlasst findet, vornehm abzusprechen über das „gemeine Denken", solange es mehr sein will als das in der innern Durchklärung erarbeitete Wissen um die eigene Einheit: solange besteht die Unrast oscillirenden Schwankens fort, der friedenlose Bruch der Entzweiung, weil endlos Eines neben dem Andern herläuft als unendliche Linien, die ihre Rückkehr zum Ausgangspunkt noch nicht gefunden: es fehlt noch immer die Urmasche, welche alle anderen Maschen des weitverzweigten Netzes zusammenbindet, der Knotenpunkt, von welchem aus Alles am durchsichtigen Bande gehalten bleibt, weil es der Einheit eingereiht ist. Doch hier verlassen wir das Thema dieses Excurses,

weil uns die analoge Frage im nächsten Kapitel noch einmal begegnen wird, wo sich die Formen der Duplicität der Betrachtung aufdrängen werden, welche sich mittels des Zusammenseins des Wolle-ich mit dem Denk-ich so überreich compliciren.

Auch bedarf es nicht erst solcher Digressionen auf zweifelhafte Pfade, um Dem Recht zu geben, der das Ich das ärgste *aequivocum* der Philosophie genannt hat. So wird denn auch wol seine ganze Sippe eine schlimme *generatio aequivoca* sein. Als Concretum kann es der mit Selbstbewusstsein Denkende „niemals loswerden", weil es ihn bei und in seinen Vorstellungen „begleitet", indem es sich bald energisch auf sich selbst stellt, so oft ein Gegensatz es „herausfordert" *(e g o amo)*, bald in demüthiger Verschmelzung als ein abstracter *appendix* alles persönlichen Daseins seine Selbstgeltung wenigstens zur Hälfte verleugnet und absorbiren lässt (im simpel thatsächlichen *amo*). Dies aufdringliche kleine „Unding" — so gespenstisch wesenlos wie ein Schatten (von uns auch ebenso unzertrennlich wie dieser, sobald wir das reflectirte Licht des Bewusstseins auf uns fallen lassen), und doch wieder so allmächtig wie irgend ein denkbarer Weltschaffer — der allertrotzigste Bejaher und doch das in der Welt, was allein im Stande ist, zu verneinen! Denn schon die allererste Minute lehrt den Geborenen, dass er nicht die Welt, die Welt nicht er sei. So steht eine Negation am Eingang des Lebens, wie ein Cherub mit flammendem Schwert vor dem Paradiese des Nichtlebens.

Im ersten Athemzuge weiss sich jedes lebendige Wesen hineingestellt in den schmerzensreichen Conflict des Lebens, und dieses Ich ist es, was sofort nach der Geburt aufschreit in nicht zu verschweigendem Weh; dieses Ich ist es, was die Individualität, die Sichselbstgleichheit und Identität des bewussten Einzelwesens constituirt, was unentrinnbar uns durchs Leben begleitet, was in keiner Sinnesverwirrung, keiner Hallucination verloren gehen kann, sosehr auch dem erkennenden Ich die accidentellen Phänomene um diesen Kern sich verschieben und entstellen mögen (in fixen Ideen und dergleichen).

Das erste Symptom von dem Selbstinnesein des Neugeborenen ist in untrennbarer Einheit zugleich das erste Symptom von seinem Innesein eines Anderen, eben der Welt. Darum ist es denn hinwiederum auch das Ich, was sich gegen den Tod sträubt; denn mit sich selber verliert es die Welt und es will die Welt behalten. Dabei fragt es gar nicht darnach, ob diese Welt blos seine Vorstel-

lung, es will sie so, wie es sie hat, und fragt insoweit nicht nach dem, was dieselbe an sich sein mag.

Auf nichts Anderes lassen sich so leicht einander ausschliessende Prädicate häufen, als aufs Ich — an ihm bewahrheitet sich wie sonst nur am Mathematischen „die Denkform der contradictorischen Attribute“ — aber es umschliesst ja auch die extremsten Gegensätze des Mathematischen: die Punktualität und die Unendlichkeit — ist so einfach wie der Punkt und so complicirt wie das Universum selber.

Darum kann, wen es grade gelüstet, dasselbe als ein Paradestück der Realdialektik zur Schau stellen; denn es ist ein Meer von Widersprüchen und damit zugleich ein unausschöpflicher Abgrund von Schmerzen, selig nur, wo es sich selber verloren hat an die Unbewusstheit des Bewusstseins, zurückgesunken in die blosse Potentialität seines Daseins, wo es mit seiner Actualisation sein Wesen scheint eingebüsst zu haben — sei es in der Form des Schlafes, der tiefen Ohnmacht, des sich selber verkennenden und an ein anderes Sein austauschenden Wahnsinns, oder der selbstvergessenen, liebestrunkenen absoluten Hingebung an ein anderes Ich — lauter Selbstaufhebungsweisen, in denen es dennoch fortlebt, in dem Gegentheil seiner Existenz, als ein Ich, welches nichts von sich selber weiss, also nicht ein Ich sein würde, wenn Selbstbewusstsein wirklich sein ganzes Wesen, seine eigentlichste Essentia ausmachte. Das einzige wahrhaft Souveraine, weil der Urquell aller Selbstherrlichkeit, ohne welchen eine autonomische Selbstbehauptung nirgends auch nur denkbar sein würde, erscheint es doch nie anders als in ebenso schlechthinniger Bedingtheit von der Materie und Zeit, ein leeres Nichts ohne das Substrat eines Gehirns, von welchem es so abhängig scheint, wie der besitzlose Sklave von seinem Brotherrn — das Wollende in allem Wollen, soweit dieses an ein Mein und Dein gebunden, und wiederum nur die Blüthe des zu sich selber, d. h. eben zu einem Ich und Selbst und Ich selbst gelangten Willens, — durch und durch selbst- und eigenständig, denn es ist ja das selbstischste Selbst, das *ipsissimum*, und doch ein Product passiver Receptivität — der ἀρχαῖος aller Spontaneïtät und das Gefäss aller Eindrücke — unveränderlich und das einzig bildungsfähige — das in der Selbstbespiegelung sich selbst verneinende und in der Selbstlosigkeit trotz alledem nie untergehende, zeitlos ewige und vor aller Augen zeitlich entstehende, sich entfaltende und aller Ent-

faltung seiner selbst vorausgesetzte, vor sich selber in seiner Selbstverfolgung immer weiter zurückfliehende, nie erhaschte und begriffene und doch allein begreifende, das hinter all unserm Thun und Wollen und Fühlen und Wahrnehmen lauernde und doch in allem was „unser“ heisst schon mitten drin steckende, vom Selbsterhaltungsdrang schwellende und doch vor jeder Selbstpackung zurückweichende „Doppel-Subject“ des Wollens und Erkennens — das erste und das letzte Object alles speculativen, d. h. sich selber den Spiegel vorhaltenden, Denkens*) — der ewig sich um sich selber wirbelnde Ixion der Skepsis, der unaufhaltsam um sich

*) Die Realdialektik kann den Vordersatz des reinen Illusionismus: das denkende Ich sei ein leeres Phantom — an ihrem Theile vollauf gelten lassen, wird nur gleichfalls für sich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Ichvorstellung an optischen Gleichnissen zu veranschaulichen (ein nicht umsonst immer noch beliebt gebliebenes, weil sich von selber aufdrängendes Verständigungsmittel -- auch noch ganz neuerdings von Caspari für das „Erkenntnissproblem“ durchgeführt an den Bedingungen des kaleidoskopischen Sehens). Am Phantom können wir lernen, wie das Product der Thätigkeit realer Substanzen (deren unzweifelhafte Essentialität seine blosse Existenz voraussetzt) selber sehr wohl der Substantialität entlehnen kann, ohne deshalb aufzuhören, mit seiner Existenz auf dem Grunde substantialer Realität (eines sehenden Auges, Lichtätherschwingungen und einer Fläche von bestimmter Beschaffenheit) zu ruhen; und auf ein derartiges Verhältniss weisen alle Beziehungen zwischen dem erkennenden und dem wollenden Subject hin. Auch die Einheit des Bewusstseins ist nur die Einheit von realen Functionen — wie das Hohlspiegelphantom zu einer Einheit concrescirt aus dem Zusammenwirken der in einer gewissen Form zurückgeworfenen Lichtstrahlen mit den intellectualen Functionen eines lebenden Auges — da es nur für dieses zu einer Existenz gelangt, nicht zu einem Dasein an und für sich selber. So ist auch das Ich des Bewusstseins kein Wesen, welches losgelöst von einer Willensgrundlage in voller Eigenständigkeit an einem τόπος ἄτοπος herumschwebt; aber es ist doch auch mehr als ein blosses Nichts, denn es hat seine Voraussetzung an der absoluten Doppelrealität eines afficirenden und eines afficirten Willenswesens und besteht in und aus dem Wechselverhältniss dieser Beiden nach Maassgabe der weiteren Bedingungen, welche seinen Bestand je auf die Seite des afficirten Willens hinüberlegen. Wie das Phantombild verschwindet, so oft das es miterzeugende Auge sich schliesst, oder so oft der Zutritt der Lichtstrahlen, die auf der sogenannten objectiven Seite seine Entstehung verursachen, gehemmt wird, oder so oft man den Hohlspiegel verhängt, trübt oder seine Rückspiegelungsfähigkeit aufhebt: so intermittirt das Bewusstsein, so oft seine inneren oder äusseren Causalmomente ausser Thätigkeit gesetzt werden — und wie nicht jede Fläche zur Refraction sich eignet, so nicht jede beliebige Materie zur Bewusstseinsentstehung.

rotirende Mittelpunkt des Denkens, ein „Gegenstand“, in dessen Inneres keine noch soweit sich drehende „Reflexion“ eindringen kann — man kann nicht „dahinter kommen“, aber ebenso wenig „darum herum“ — als „reines Subject“ das absolute „Für-sich-sein“ und als „reines Object“ das absolute „An-sich-sein“ — das Bei-sich-sein, welches von sich selber doch ewig getrennt bleibt durch die Grenze zwischen der nächstvergangenen und der nächstkommenden Secunde — der Gegensatz zu allem Ausser-sich-sein und doch dessen Correlat, weil unentbehrliche Bedingung — in der Ohnmacht erloschen zur Besinnungslosigkeit, und am mächtigsten und gewaltthätigsten, wo es sich von sich selber losgerissen hat, in der Entfesselung der absoluten Unbesonnenheit des Maniakus — im Schlaf scheinbar eine Essentia ohne Existentia, und der grüblerischen Superklugheit der intuitionslosen Abstraction eine Existentia ohne Essentia — das unergründliche Schlussgeheimniss aller Philosophie und doch ebenso sehr eine handgreifliche Selbstoffenbarung im lallenden Kindermunde — für die Gesammtheit des Seins, als dessen subjectives Correlat, ein selbstgenugsames Ganzes, Berkeley-Fichte's Inbegriff der Welt und für alles (sexualiter vor sich gehende) Werden ein ergänzungsbedürftiges Halbes — von Aussen angesehen das „Alles in Allem“ und von Innen durch den speculativen Reflex des „reinen Denkens“ betrachtet „Alles in Alles“ gerechnet ein substanzloser Schein, ein schnöder Selbstbetrug, der Urvater aller „Paralogismen“: ein sich selber seine eigene Existenz einredender, aber nie und nimmer garantirender Erzlügner — zugleich eine Peripherie ohne Centrum und ein Centrum ohne Peripherie — ein Gaukelspiel der Hölle und ihrer Teufel und eine Phantasmagorie des Himmels und seiner Engel — Geschöpf Gottes und Schöpfer jeder Gottheit — der älteste Priester und der erste Atheist — mit Einem Worte: die Totalität des Humors und seiner endlosen Selbstentzweiung.

2. Die Personalität als ethischer Urbegriff in ihrer mehrfach zwiespältigen Zerrissenheit nebst der Frage nach ihrer Zeitlichkeit (Fortdauer und Ursprung) und theoretischen (antikriticistischen) Selbstbehauptung.

Wille und Selbstbewusstsein hatten die alten Definitoren längst zu Attributen der Substanz „Person“ gemacht, ehe noch an

eine Willensmetaphysik gedacht war. Zunächst waren es theologische oder juristische Interessen gewesen, welche zur Beschäftigung mit dem Begriff der Persönlichkeit führten: die eine Facultät war mit dem Problem des Theismus daran betheiligt, die andere für ihre civilistische Seite mit dem Minimum der Dispositionsfähigkeit,*) wie für ihre criminalistischen Aufgaben mit den Fragen nach der Zurechenbarkeit und deren Graden. Damit war denn bereits der weitere Unterschied gesetzt, dass die Einen das Persönliche als ein absolutes Sein, die Andern als ein Relatives, an Bedingungen des Werdens und der Entwickelung Geknüpftes zu erfassen vorhatten.

---

*) Mit am weitesten ist in diesem Stücke wohl Lasson gegangen, der in seiner Kritik des Völkerrechts den Begriff der Persönlichkeit seines ganzen charakterologischen Gehalts entleerte, um dem übrig bleibenden Mannequin die Glieder desto ungenirter verrenken zu können. Deshalb hat er sich für diese grundlegende Definition wohlweislich nur bei den Civilrechtslehrern, nicht bei den Criminalisten in die Schule begeben — denn nur bei jenen konnte er hoffen, so leere Schemata zu finden, wie sie seiner — auch darin dem Spinoza stammverwandten — Natur zusagten, vermöge welcher er für sein hypostasirendes, d. h. Begriffe als Substanzen setzendes, Verfahren zu einer προσωποποιΐα des Staats von Willensinhalt nichts weiter gebraucht, als dessen Gedachtsein in der Form des Zweckes — womit ja auch Jhering auszureichen geglaubt hat. Nicht das Subject in seiner Totalität als handelndes interessirt ihn, sondern nur eine einzige Eigenschaft daran, die blosse Dispositions-, nicht die ganze Zurechnungs-Fähigkeit, und es liegt ein gewisser Humor darin, dass er für seine doch lebendig sein sollende Staatsidee von der Menschlichkeit nicht mehr braucht, als von einem Sterbenden verlangt wird, welcher ein gültiges Testament soll machen können: die armselige Verfügungsfähigkeit. Beharrlich ignorirt werden dabei die übrigen Merkmale des allgemein-menschlich gedachten Personalbegriffs: einheitliche Individualität und untheilbare Einheitlichkeit des Willens mit (ethisch-autonomischer) Selbstbestimmung. „Personen“ sind doch jeden falls ursprünglich menschliche Individuen, und jeder andere Gebrauch dieses Wortes ist ein übertragener von blos approximativer Geltung. Die charakterologische Persönlichkeit ist schon von Hause aus ungleich mehr, als das ausschliesslich juristisch gemeinte Subject, und wer sich an die Sprachgeschichte klammern will, den verweisen wir auf den, übrigens ja sogar etymologisch mit *persona* identischen, Begriff des πρόσωπον der attischen Bühne. Die dramatische Person ist ja aber vollends der Mensch in seiner Bezogenheit auf eine bestimmte Handlung allgemein ethischen Charakters, kurz: der Mensch, sofern er im eminenten Sinne handeln, d. h. mit ethischer Selbstverantwortlichkeit seine Thätigkeiten bestimmen kann.

Dem neutralen Philosophen war dadurch der Wink ertheilt, auch hierfür mit seinem Forschen auf die latente Potentialität zurückzugreifen. Als Willensmetaphysiker aber mochte er Akt davon nehmen, wie selbst die mehr populäre Auffassung vom Wesen der Person von vornherein geneigt ist, im Selbstbewusstsein mehr ein zum Willen, als dem eigentlichen Träger der Essentia, erst hinzutretendes Merkmal (Accidens) zu erkennen. Das nach „Verselbstigung" trachtende und das fernerhin so selbst-süchtige Princip kann doch nur der Wille sein (wie denn auch François Roget in seinen *Pensées Genevoises*, soweit man sieht in völliger Unabhängigkeit von Schopenhauer, immer wieder darauf zurückkommt, *la Volonté* als das specifisch Personelle in uns anzusprechen). Umgekehrt die Idee- und Vorstellungs-Philosophen: mögen sie, wie Hegel, alles Schöpferische direct in die Selbstverwirklichung der Idee legen, oder, wie Herbart, alle Willens-Erscheinungen für blos secundäre Momente des Lebens und der lebendigen Beziehungen zwischen ihren Vorstellungs-Wesen ausgeben, und mögen sie im letzteren Falle den Doppelsinn des Wortes dahin auslegen, dass vorstellende Wesen gemeint seien, oder dahin, dass alle Realen als solche ihr ganzes Wesen daran haben, Vorstellung zu sein — also Monaden von schlechthin idealer Natur.

Beiden gegenüber ist es die individualistische Willensmetaphysik, welche von realisticirender Seite her den Begriff der „Henade" acceptirt hat, um so vorneweg einer Vermittelung gewiss zu sein zwischen dem Vielen und dem Einen, wie zwischen den Vielen untereinander, weil nur so die feste Anschauung einer wahrhaft realen Bezogenheit sich gewinnen lässt.

Ihr ist demgemäss an der Personalität das Urwesentliche, dass sie sich in schlechthinniger Isolirtheit gar nicht denken lässt und damit von vornherein den Widerspruch in sich schliesst, ein ebenso sehr Abhängiges als Selbstständiges zu sein. Hier gilt, womit Hegel in abstract verbaldialektisch ontologischem Zusammenhang so viel Unfug getrieben hat, als eine evidente, also gewissermaassen selbstverständliche Urwahrheit, dass Eines das Andere — ein *alter* das andere *alter*, als correlativen Zubehör voraussetzt, ja recht eigentlich „mitsetzt".

Damit ist uns die Disposition für die nächsten Kapitel vorgezeichnet: der Fortgang unserer Betrachtung wird ein solcher sein müssen, dass wechselsweise ebenso sehr die Ethik als durch den Individualismus, wie der Individualismus als durch die unabweis-

barsten Postulate der Ethik gefordert erscheint, und dass — im näheren realdialektischen Betrachte — grade das widersprechende Wesen der inneren Selbstentzweiung, welche personelles und impersonelles Sein gleicherweise wie gleichermaassen durchzieht, sich fort und fort als das herausstellt, woraus alle ethische Wechselbedingtheit ihre eigenste Belebung und ergiebigste Nahrung schöpft.

Zugleich wird es deshalb hier auch am geeignetsten Platze sein, auf die Stellen hinzuweisen, wo bereits früher Fragen ihre gelegentliche Erledigung gefunden, für welche sonst in diesem vorbereitenden Theile der systematische Ort würde gewesen sein. Dahin gehört aus dem ersten Bande meiner „Beiträge zur Charakterologie" der ganze Abschnitt über die Imputabilität und nicht minder was ich ebenda zusammengefasst habe unter der Bezeichnung „Communionsprovinz", nämlich das superiore Verhältniss des Willens zum Intellect oder die überlegene Beeinflussung, welche dieser durch jenen erfährt. Ueberhaupt kann es sich aus dem charakterologischen Bereich hier jetzt wesentlich nur noch um ein Résumé über die metaphysischen Vorfragen handeln, bzhws. etliche Ausweitungen bisher erst andeutungsweise skizzirter Anschauungen.

In den engeren Kreis dessen, was uns eben an dieser Stelle angeht, wären auch manche Einzelheiten zu ziehen aus den „Problematischen Naturen" und den „Antinomien des Gemüths" (a. a. O., B. II), insbesondere aber Specialbetrachtungen wie die des „Selbstquälers" in meinen „Mosaiken und Silhouetten" — denn all' solche Partien früher veröffentlichter Schriften sind von so ausgesprochen realdialektischem Charakter und ruhen so sehr auf der Doppelnatur der Personalität, dass eine Zeitlang Manche (z. B. du Prel) haben meinen können, alle Realdialektik lasse sich zurückführen auf das Wechselverhältniss zwischen dem selbstbewussten und dem „unbewussten" Factor des persönlichen Lebens. Ja, man glaubte sogar, das ganze Mysterium der sexualen Bezogenheit in diesem Sinne erledigen zu dürfen, woran nur soviel richtig ist, dass es, wie wir bald sehen werden, als Ausdruck eines der ethischen Grundverhältnisse, seine realdialektische Natur am allerwenigsten verleugnen kann. Insofern also liessen sich ohne sonderliche Anticipation schon hier Hinweisungen anbringen auf etliche gelegentliche Excurse, auf die mich z. B. auch meine Darstellungen Shakespeare'scher Frauen (in Edlinger's Literaturblatt, Jahrg. 1878) geführt haben.

Man mag es mir nicht verargen, wenn ich Angesichts der

antidialektischen Stimmung der Zeit meine Legitimation sozusagen zur Sache zu führen suche durch Erinnerungen daran, wie ich unsern Gegenstand von den verschiedensten Seiten nach seinem concreten Inhalt betrachtet habe, ehe ich jetzt hier aus abstracteren Höhen seine Widerspruchsnatur ins Auge fasse. Denn allerdings möchte ich mir den Eindruck sichern, dass es auch dabei sich nicht um werthlos constructive Gedankengespinnste handele, sondern um einen neuen Versuch, dem Inhalt der Mystik mit stammelnder Rede nachzukommen.

Die ich-lose Seele muss sich dem ich-setzenden Geiste vermählt, der Arier Brahma die Astarte der Semiten befruchtet haben, ehe der „Knalleffect" des Selbstbewusstseins explodiren kann, in welchem die Persönlichkeit ersteht, die da weiss vom Sein ihrer selbst. Das gestaltet sich im Schooss der Religionen dahin, dass der Pantheismus eine wollende Weltseele, der Theismus einen denkenden Weltgeist mit voller Personalität statuirt, während der Atheismus der Analogie der materialistischen Psychologie folgt, welche in aller psychischen oder geistigen Einheit höchstens ein „Summationsphänomen" will gelten lassen, die Hypostase einer punktuellen Zuspitzung vieler auf Einen Mittelpunkt zusammenwirkender Kräfte.

Dem gegenüber meint derselbe Kant, welcher an seinem Theil aufs eifrigste und mit dem grössten Aufwande dialektischen Scharfsinns alle blos „rationale", und das heisst doch wohl abstracte, vernunftgeborene Psychologie in eine Reihe von „Paralogismen" zerfasert hat, im ethischen Interesse „moralischer Postulate" die dort preisgegebene Personalität von Gott und Mensch zurückretten zu müssen über die Brücke des „intelligibelen Charakters" — vermöge einer *communicatio idiomatum* „göttlicher und menschlicher Natur", welche die Zahl der Denkwunder vermehrt um eine causalität- und nothwendigkeitverleihende Freiheit, um ein Ding an sich, welches derselben Erscheinung, von der es mit allen Künsten superfeinen Kriticismus mühsam losgelöst war, ihre kritisch vernichtete Wesenheit zurückgeben soll.

Und auf die Höhe dieses Regenbogens, der Irisstrasse zwischen götterbewohntem Olymp und menschenbesäter Erde, dem noachitischen Unterpfande für die Versöhnung des ewigen und unendlichen Absoluten mit den vergänglichen und endlichen Relativitäten des individuellen Daseins, postirte sich kecken Muthes der Vater der modernen Willensmetaphysik und proklamirte das

schlechthin Unbegreifliche als das allein wahrhaft Thatsächliche: die „Personal"-Union zwischen den Reichen des Denkens und des Wollens, in Einem Athem die unwiderstehliche Realität und die Nichtigkeit des Daseienden verkündend, dem wollenden Ich den Sphäros der Sansara, dem denkenden das Nichts der Nirwana zuweisend, und in unerreichbarer Neutralität über Beidem schwebend das „eigentliche", nicht mehr, wie der Wille, zeitlich bedingte Ding an sich.

Wo dagegen die Betonung der unbewussten Hälfte des Individuallebens auf die Spitze getrieben werden sollte, da musste solche Tendenz auch das Zurschautragen einer Verachtung der Ich-Vorstellung in ihre Dienste nehmen und mit ihrer Pseudo-Ethik in einer so vertracten Form der Ich-Negation culminiren, dass jedermann ein wohlbegründeter Zweifel an dem Ernst solcher Aufstellungen kommen musste. Denn jede Ethik, die sich nicht mit den Anforderungen des täglichen Lebens und seiner naiven Instinkte vereinigen lässt, ist so verdächtig wie im Gebiet der Erkenntnisstheorie ein antirealistischer Idealismus, welchem alle Unterschiede von Subsistenz und Existenz, von *Ens metaphysicum* und blos physischem Erscheinen abhanden kommen. Ein solcher mag sich mit dem *Cogito, ergo sum*, d. h. objectiv ausgedrückt: mit der Existenz des denkenden Wesens als solchen, begnügen. Der Willensmetaphysiker sagt: *Volo, ergo sum et est id, quod volo* — denn ohne Existenz des Gewollten hätte ja der Wille selber keinen Seinsinhalt, nichts, worauf er praktisch sich beziehen könnte, wäre also selber wieder zu einem blossen „Vorstellungsacte" depotenzirt, was zu leugnen doch eben den fundamentalen Systemgegensatz ausmacht.

Solange freilich der Realdialektiker bei der Betrachtung des Ich ausschliesslich als eines rein theoretischen verweilt, ist auch ihm dasselbe nichts als ein substanzloses Innewerden der gegensätzlichen Negativität alles Seienden. Allein das schliesst nicht aus, das dem Seienden als solchem, sei es in seiner Gesammtheit, sei es in seinen beiden dialektisch auf einander bezogenen Hälften, volle Objectivität beigelegt werde; und wie das Ich in seiner rein theoretischen Natur der Kette der Gegensätzlichkeiten objektiv inne wird, so kann es an seiner praktischen Seite selber unmittelbar subjectiv des nämlichen Zwiespalts inne werden, sobald es sich in der Real-Antinomie einer selbstbehauptenden Liebe oder einer liebenden Selbstbehauptung auf Andere bezieht. Diese Real-Relation aber ist es, worin das Ich die — freilich nicht weiter demonstrirbare,

weil auf keine höher hinausliegende Gründe zurückführbare — Gewissheit (der Selbstevidenz) besitzt, dass es selbst und die Welt mehr ist als „der blosse Traum eines Traumes." Mit dieser Erwägung verlor die ganze Kantische Erörterung der psychologischen Paralogismen ihren Grund und Boden, ja sie wird damit recht eigentlich „gegenstandslos", weil sie das Object nicht mehr treffen und betreffen kann, um dessen willen allein sie mochte angestellt sein. Uns ist das wollende Ich buchstäblich eine That-Sache, d. h. eine Sache die in einem Thun besteht, eine *res eademque actio*, ein *motus idemque movens et motio*, nämlich der ohne Essentia niemals zu denkende Wille selber, welcher auch als Individuelles mehr sein muss als diese ganz abstracte und leere *potentia existendi*, mehr als das der Vorstellung ein blos existentielles Sein Verleihende — wie ihn ja unser erster Band prädicirt hat als das neben seiner Existenzkraft die *vis* des erfüllten, in sich einen Inhalt tragenden Seins (und das ist eben der Essentia, somit kurz: die *vis essendi*) Umfassende.

Die nächste Form der Selbstentzweiung, aber in welcher (*sic!*) das personelle Ich innerlich zerfällt, ist folgende: das wollende Ich will sich entgehen, flieht vor sich selber, weil es zugleich ebensosehr ein nichtwollendes ist — das denkende Ich dagegen sucht sich, möchte sich erhaschen und greifen, und muss bei diesem Bemühen ins Endlose rückwärts aufsteigen; denn hinter jedem Selbst der Selbstbeschauung sitzt noch wieder ein anderes, welches diesem zusieht. Ja, das denkende Ich bleibt sich sogar noch bei diesem retrograden Rücken seiner eigenen Denklähmung im Sich-nicht-besinnen-können bewusst, wird zum Zuschauer seiner eigenen Inactualität, die man auch hier immerhin mit Nichtwirklichkeit übersetzen mag, und die Thatsache des Nicht-denken-könnens tritt ihm neben andern, rein passiv aufgenommenen (abgespiegelten) Objecten des innern Sinns in voller Gegenständlichkeit, ohne alle Spontaneïtät seinerseits gegenüber. Dabei erscheint das Bewusstsein, welchem das Ich sich als ein Seiendes präsentirt, als ein selber im Grunde Nicht- oder Nichtsseiendes — und hinwiederum (damit beisst sich die realdialektische Schlange auch hier in den Schwanz) ist ja dies Bewusstsein mit dem Ich identisch, sofern es gleich diesem nur die ideale Einheit seiner eigenen Vorstellungen ausmacht, während es vor dem Selbstgefühl als Willenskern sich darstellt — die reinste Antinomie, welche man sich denken kann, — und speciell in diesem Sinne möchten wir es deuten, dass sich eben

hierfür Schopenhauer mit dem durch und durch realdialektischen Begriff eines „Wunders“ zu helfen suchte, indem er die personelle Doppelheit des Ich (nach seiner unbewussten und selbstbewussten Hälfte) als „Wunder κατ᾽ ἐξοχήν“ bezeichnete.

Wir kommen also in diesem Zusammenhange nochmals darauf zurück, dass in jener Selbstbeobachtung deren Gegenstand — die objective Seite vor der subjectiven — neckisch immer weiter zurückweicht, so dass es den Anschein gewinnt, als ob in unendlicher Reihe ein Ich immer noch hinter dem andern stehe, und zwar so, dass je das folgende zu dem voraufgegangenen sich so verhalte, wie das erste, nämlich das einfache Selbstbewusstsein, zum blossen Bewusstsein — also eine in *infinitum* aufsteigende Stufenleiter sich erhebe, an welche Hegel und seine Schule denken mögen, wenn sie so gern von der „inneren Unendlichkeit des Geistes“ reden.

Aber ob es wol gelingen wird, diesen Regressus irgendwo zu hemmen? oder ob, wer sich dessen unterfängt, eines gleichen psychischen Gewaltactes sich schuldig machen muss wie etwa derjenige, welcher in dem Rückgang auf die Succession der unendlichen Causalitätskette irgendwo beliebig Halt macht bei einer angeblichen oder vermeintlichen *causa prima*?

Jedenfalls wohnt der Beobachtung des wollenden Ich nicht diese ins Endlose weiter rückwärts treibende Gewalt bei — und mag auch der Wille als bewegende Grundkraft, als causalitätverleihender Anfang einer Reihe von Ursachen eben damit gleichfalls einen „wunderbaren“ Charakter behalten, so nöthigt denn doch nichts mehr, auch über ihn hinauszugehen zu einem ausserhalb seiner liegenden Ursprung desselben — er gibt sich wirklich unmittelbar als das πρῶτον κινοῦν, das absolut Spontane und damit zugleich als das Substrat aller Continuität in der Personalität, also auch des Zusammenhangs der Vorstellungen, in uns zu erkennen, während das einfache (blos selbstbewusste) Ich immer noch wieder auf eine oberhalb seiner selbst liegende Warte emporweist und diese abermals auf eine höhere u. s. f. und obendrein das Ich *qua* denkendes nur als intermittirende Selbstbethätigung auftritt.

Unsere Intuitiv-Auffassung hat in gewissem Sinne eine letzte Instanz, bei deren Ausspruch man sich „beruhigen“ kann, in der That am „Gefühl“. Dieses wird von jeder dualistisch gearteten Psychologie zwischen zwei Stühle gesetzt; denn da hat man auf keiner der beiden Seiten einen vollen Platz für dasselbe — vollends

zwischen Thür und Angel hangen bleiben muss es, wo es nur im Contact aufblitzen, aber niemals dauernde Gestalt gewinnen kann. Dies ist erst möglich, wo man es versteht — was mehr besagen will als ein blosses in „begriffliche" Fassung bringen — als innere Resonanz der Hemmungen, welche sich der Wille, von seinem eigensten Wesen unzertrennlich, realdialektisch in Selbstentzweiung selber schafft. Die somatischen Reflexe, welche dabei in die Erscheinung treten, sind aber nicht nur ebenso viele Zeugnisse für den wahren Monismus, welcher nichts wissen will von einem Auseinanderreissen von Leib und Seele, sondern weisen auch auf das innerste Centrum der Individualität selber hin, indem zuletzt doch nur in diesem, und gar nirgends localisirt, empfunden wird, was wir Gefühl nennen. In dem Augenblick, wo uns Scham oder Aerger oder Angst innerlich bewegen, werden wir uns ohne viel reflectirte Beobachtung sehr bald bewusst, dass die dabei auftretenden Phänomene des Heiss- und -kalt-werdens, des inneren Bebens oder des Herzklopfens nur für secundäre Begleiterscheinungen anzusehen sind, das eigentliche An-sich des ganzen Vorgangs dagegen im Innersten eines relativ unräumlichen Selbst verbleibt. Was im Grunde afficirt wird, ist der metaphysische Kern der Persönlichkeit, und Denken wie Sinnlichkeit stellen nur die Etappenstrasse vor, auf welcher die Affectionen aus der Aussenwelt ins Innere fortbewegt werden, nicht ohne sich in physiologischen Reflexwirkungen (Erröthen, Faustballen, Zittern u. dgl.) wiederum nach aussen zu projiciren. Dabei bilden also grade die Affecte die Brücke vom Gefühl zum Willen, wie umgekehrt die Empfindungen und die aus dem Empfindungsstoff gebildeten Wahrnehmungen und Vorstellungen den Uebergang vermitteln von Willensaffectionen zu intellectualen oder Bewusstseinszuständen, wie sie auch im Gefühl gegeben sind.

Nur so hört es auch auf ein Wunder zu sein, dass eine Art von Tausch zwischen dem Prius und Posterius eintreten kann, indem bei der mimischen Nachahmung, wie im Traumleben, die Verursachung der somatischen Reflexerscheinungen die psychischen Stimmungen selber hervorruft, was nimmermehr möglich sein würde, wenn nicht Beides dem einzig Primären, dem Willen selber, gegenüber gleichermassen eine secundäre und subordinirte Stellung einnähme. So muss, was gegen die metaphysische Urnatur des Willens zu zeugen scheinen möchte, tiefer eindringender Prüfung sich als deren beste Beglaubigung darstellen. Nur weil Gefühl und Vor-

stellung mit ihrem eigenen An-sich im Willenswesen so fest verwurzelt sind, können sie auch in eine Wechselwirkung verflochten sein, welche ohne Gemeinsamkeit des Ursprungs ein sogar realdialektisch Undenkbares bleiben müsste. Darin aber besteht die essentiale Identität von Empfinden und Gefühl, dass Eines wie das Andere ein Wollen und Nichtwollen zur Voraussetzung hat, und zwar nicht etwa als blosse Bedingung, sondern als productiven, aus sich heraustreibenden Realgrund.

Es ist ja kein Geringerer als der jugendlich genial vor- und zudringende und zugreifende Schelling, mit dessen, die Keime der Identitätsphilosophie umschliessenden Aperçu die Realdialektik sich einig weiss in ihrem Urdogma: das Ich *quâ* erkennendes Subject hat sich *quâ* erkanntes Object in der Gestalt seines Selbst-Wollens unmittelbar (d. h. keines Dritten als Mediums noch bedürftig) neben sich — dergestalt, dass das absolut Objective, schlechthin Reale, Wille im prägnanteren Sinne eben erst von dem Augenblicke an phänomenaliter wird, d. h. also genannt werden darf, wo es von dem unauflösbar mit ihm verwachsenen (oft latenten und insofern blos potentiell vorhandenen, aber für jede entsprechende Gehirngestaltung zum sofortigen Eintritt in die Selbstverwirklichung bereitstehenden) erkennenden Subjecte erkannt wird und es selber eben mittels dieses, also mittelbar sich als solches erkennt. Unter dieser Einschränkung gefasst, ist Eines nicht ohne das Andere, denn solange beide Elemente getrennt sind, giebt es kein actuelles Ich, sondern nur die potenziellen, allerdings ausreichenden Vorbedingungen eines solchen — wie Wasserstoff und Sauerstoff erst im Ineinanderfliessen zum einheitlich mit sich selbst homogenen, neue Kräfte bethätigenden Wasser sich verdichten.

Man wird sich eben schon bequemen müssen, dem Ich etwas greifbarer und im eigentlichsten und sinnlichsten Sinne auf den „Leib" zu rücken. Wie die Alten ihre Unterwelt unmittelbar unter der Erdoberfläche beginnen liessen, also schon das kaum mit ein paar Humuskörnern bestreute Samenkorn den chthonischen Gewalten überantwortet nannten: so liegt es nur in der Consequenz ihres Standpunkts, wenn A. Bilharz so gut wie Schopenhauer, Wundt wie E. v. Hartmann den Bereich des Subjectiven unmittelbar mit der Haut beginnen lassen — was die neuere Einsicht in das embryologische Werden auch insofern rechtfertigt, als es nachweisbar das Nervensystem ist, aus dessen Selbstgestaltung sich die

gesammte Corporisation nach all ihren Dimensionen entwickelt in fortgesetzter Angleichung.

In diesem meinen Leibe wohnt das Gesammt-ich — da hausen mit einander, bald friedlich, bald feindlich, das Subject des Vorstellens und das des Wollens — das ist eine vorgefundene Thatsache, die will respectirt sein und lässt sich mit abstracten Flausen (wie dass ich meines Leibes selber nur als meiner „Vorstellung" gewiss würde, da doch im Gemeingefühl der Organismus seines Umfangs und seiner Grenzen inne wird, längst ehe irgendwelche Vor-Stellungs-Pro-Jection das Bild des intuitiv Erfassten nach aussen setzen kann für den auf sich, seinen Inhalt und sein Substrat reflectirenden Geist) nicht aus der Welt schaffen — und sobald das liebe Erkenntnisssubject sich nur ein ganz klein wenig besinnt, auf sich und seine „angeborene" Nacktheit, wird es alsbald gewahr, dass es allen Grund hat gute Freund- und Nachbarschaft zu halten mit seinem Mitbewohner, als einem nicht blos mit ihm Zusammengehörigen, sondern auch ihm Angehörigen. Denn der muss ihm doch sein Ohr, sein Auge, seine Nerven, sein Hirn leihen, damit es herauskomme aus der absoluten Leere seiner ursprünglichen Existenz, als worin es nichts mehr und nichts weiter ist als die reine Punktualität des blossen Subjectseins. Und grade diese relative Nicht-Ich-igkeit des denkenden Ich ist es, was in dem Streben reagirt, sich eine gewisse Selbstständigkeit zu sichern, eben um sich nicht „herabwürdigen" zu lassen zum Spielball seiner eigenen Einfälle; um Heft und Zügel in Händen zu halten, zwängt es (mit einem ihm oft gar nicht bewusstwerdenden Beistande seitens des wollenden) den materialen Vermögensbestand seiner Erkenntniss ein in die logischen Schemata einer Schlussfolge, oder in weiterer Continuität, eines Systems.

Das Verhältniss zwischen diesen beiden Symbioten ist doch nicht ganz das blos parasitischer Abhängigkeit. Eher möchte man es der Wechselbedingtheit vergleichen, welche nach neueren Forschungen (Sklarek's Naturforscher, 1880, No. 10 u. 14), zwischen einer Alge und einem Pilz dergestalt sich ausbildet, dass daraus die neue Einheit einer Flechte entsteht, während in der Isolirung keines von beiden für sich bestehen kann.

Jedenfalls ist hier eine Reihe von Missverständnissen fernzuhalten, welche aus dem Umstande sich ergeben möchten, dass das denkende Ich das Gesammt-ich als dessen Sprecher repräsentirt, aus dem einfachen Grunde, weil sonst niemand da ist, der sprechen

könnte; denn Sprechen setzt ja Vorstellung, Sprechenkönnen ein Vorstellenkönnen voraus. Da heisst es dann nicht blos: mein Denken, mein Fühlen, sondern auch m e i n Wille, wie wenn der metaphysische Kern der ganzen Persönlichkeit ein blosses Besitzstück des also sich vernehmen lassenden blossen Bewusstseins wäre. Und allerdings pflegt das Denk-ich der Versuchung zu einer Usurpation, welche damit nahe gelegt ist, nicht zu widerstehen: es geberdet sich gar zu gern als Herr im Hause, der allein „etwas zu sagen habe" — und weil eine grosse Klasse von Vorstellungen im Innern des Gesammt-ichs, von dessen Hülle umschlossen, vorhanden sind, so führt jenes eine Sprache, als ob es selbstherrlich auch über solchen Inhalt zu verfügen habe, der nur, wenn man das Ich in einem vageren Sinne nimmt, als dem Ich ursprünglich angehörig kann bezeichnet werden.

Das dumpfe, reflexionslos fühlende, rein animalische Bewusstsein wird ja erst da zu einem denkenden, wo zu seinem Bewusstseinsinhalte dies hinzutritt, dass es weiss, es werde (von ihm) gedacht, es sei die Bewusstseinsfunction (bei oder in ihm) in actuelle Thätigkeit getreten. Das blosse Selbstinnesein enthält dies Wissen um sich selber noch nicht; das wirkliche Selbstbewusstsein aber — sofern es mit dem eigentlichen Ichbewusstsein gleichen Sinn und Umfang haben soll — enthält dazu noch ein weiteres, ein drittes Moment, nämlich das Wissen um die personelle — d. h. um eine in sich ruhende individualistische Abgeschlossenheit und Ganzheit — jenes denkenden *agens* — und erst das E r f a s s e n s e i n e r s e l b s t i n d i e s e r k l a r a u f s i c h s e l b s t r e f l e c t i r t e n P e r s o n a l i t ä t m a c h t d a s W e s e n d e s I c h i m g a n z e n u n d v o l l e n S i n n e a u s, w o m i t b e r e i t s d i e Z u g e h ö r i g k e i t z u e i n e m e s s e n t i a l e n K e r n d e r P e r s ö n l i c h k e i t, i m W o l l e - s u b j e c t, a l s m i t g e g e b e n u n d d e m n ä c h s t a u c h a l s m i t - v o r a u s g e s e t z t, erkannt ist, so dass sich auch das Ich als ein mindestens vier-, wo nicht fünffach Vermitteltes darstellt.

Jenes räumliche Zusammen in der nämlichen Ganzheit eines innerlich abgeschlossenen Ausgedehnten (wie K. Ch. Planck in „Seele und Geist" nicht übel das einheitlich organische Gesammtleben charakterisirt hat) vergewissert uns zugleich in unmittelbarem Innesein der „Leiblichkeit" (so mag man den „Leib" nennen als die beseelte Vermittelung zwischen dem Real-Objectiven und dem Ideal-Subjectiven), der mehr als blos subjectiv anschaulichen, nämlich der rein existential-objectiven Natur des Raumes — und

setzt so allem Ueberfliegenwollen subjectiv-idealistischer Velleïtäten auf Seiten des reinen Denk-ichs eine für jeden ehrlich Denkenden unüberwindliche Schranke, weil damit die extensive Endlichkeit des nur in seiner Intensität unbeschränkten Individuums gedanklich unzerstörbar fixirt ist.

Eine metaphysisch klassische Ironie vollzieht sich nur obendrein damit, dass grade die Ueberschätzung des abstracten Denkens zu einer logischen Selbstzersetzung des Denk-ich führen musste. Schliesslich war es ganz aus dem Sinne Kant's, in dessen „Logik“ (Ausg. v. Rosenkranz, Einl. III, 197) wir den Satz finden: „Bewusstsein ist eigentlich eine Vorstellung, dass eine andere Vorstellung in mir ist“, wenn man das Persönlichkeitslose grade des Denk-ichs herauskehrte, sofern im Grunde alles Denken *impersonaliter* vor sich gehe — ein Vorgang, für welchen die „Seele“ nur die Unterlage, die Schaubühne sozusagen hergebe — lauter Hinausweisungen darauf, dass jedes Ich seine Substantialität anderswo zu suchen habe, also nicht blos einen Halt für die sonst in unaufhaltsamem Regressus vor sich selber zurückweichende „Selbstbewegung“ des Denkens.

Ebenso sehr aber ist nun zugleich das wollende Ich, welches sich als beobachtetes Object ruhend verhält, vermöge der allein ihm innewohnenden Spontaneïtät, das einzige *primum movens*, von welchem aller Impuls ausgehen muss, damit sich das denkende in Aufmerksamkeit irgendeinem Gegenstande, eventualiter also auch seinem siamesischen Zwillingsbruder, zuwende.

Diesem voll ins Angesicht sehen kann es jedoch niemals, weil sie mit dem Rücken aneinander gewachsen sind und infolge dessen jeweilig alternirend nur eine Profilhälfte einander zukehren können — zu sehen bekommt aber nur der Eine von ihnen den Andern, denn dieser Zweite ist ja blind und sieht nur mit den Augen Jenes.

Aber noch mehr! selbst der sehende Bruder sieht vom blinden nur die höchsten und beweglichsten Theile (vor allem die zum „Handeln“ berufenen und „handelnd“ thätigen Hände), dazu noch etwas von den niedrigsten: Fussspitzen und aufwärts gedrehte Sohlen, mit denen er im Uebrigen — wenn sie nicht grade sichtbar gemacht werden sollen — aufruht auf der „breiten wuchtigen Erde“. Fahren wir nun in unserm Gleichniss noch weiter fort, so stimmt noch dies dazu, dass auch der Sehende von sich selber höchstens die vom Kopfe und Halse abwärts liegende vordere

Hälfte und von der Rückseite höchstens so viel in sein Gesichtsfeld zu bringen vermag, als einer mehr oder weniger gewaltsamen Torsion gelingen mag — für immer aber bleibt gänzlich davon ausgeschlossen die Stelle des Zusammenhangs; also nach unserer alten Terminologie ist die Communionsprovinz das am wenigsten erkennbare Territorium.

Hier nun müssen wir aber mit besonderer Achtsamkeit in unserem Gedankengange vorschreiten, weil es eine Duplicität im Ich giebt, die ausserhalb der realdialektischen Selbstentzweiung gelegen bleibt, aber nur allzu sehr geeignet ist, auf Missverständnisse abzulenken, welche für die ganze Auffassung der realdialektischen Natur des Ich verderblich werden könnten. So hatten wir ja in unserem naturphilosophischen Theil zu ähnlicher Abwehr den pseudorealdialektischen Kraftverhältnissen ein eigenes Kapitel zu widmen.

Wie dort die *vis inertiae* uns als die einheitverleihende Indifferenz erschien, so finden wir auch im Gesammt-ich eine neutrale Mitte, welche unberührt bleibt von der Spaltung in verschiedene Simultanthätigkeiten. Wenn Einer ausdrucksvoll vorlesen, ja sogar mit richtigem Verständniss aus fremden Sprachen übersetzen kann, während gleichzeitig sein spontanes Denken ganz andere Wege einschlägt, ja wenn es Leute giebt, die bekennen, nur in solcher intensiven Zerstreuung — etwa durch das Abspielen eines schweren, viel Aufmerksamkeit erfordernden Musikstücks — zur vollen Anspannung ihrer geistigen Sammlung und zur Concentration ihres Denkens auf einen bestimmten Punkt gelangen zu können: so sind das unleugbar höchst paradoxe Gehirnphänomene, aber vielleicht einfach auf bisher noch nicht hinlänglich aufgeklärte Localisationen der einzelnen psychischen Thätigkeiten zurückzuführen — mit eigentlich realdialektischen Bedingungen haben sie wenigstens unmittelbar nichts zu thun; denn es liegt in ihnen ja höchstens eine conträre Gegensätzlichkeit, nirgends das einfache Verhältniss von Ja zu Nein vor.

Ob Einer auf Stille ringsum dringt, so oft er auch nur seinen Namen zu schreiben hat, oder ein Anderer mitten im bunten Geräusch einer Tanzstunde zugleich diese zu inspiciren und Hefte zu corrigiren im Stande ist, oder ein Dritter von jedem Richter so viel „Abstractionsvermögen“ verlangt, dass er nöthigenfalls auch im Getümmel des Marktes seine Erkenntnisse abzufassen vermöge, das läuft schliesslich auf Unterschiede der Gewöhnung oder ange-

borener Elasticität und Volubilität der Gehirnfasern hinaus, resp. auf solche der Energie eines in bestimmter Richtung geschulten „Willens", der hier mit gewissen mechanischen Nachwirkungen einmal gegebener Impulse, also letzten Endes mit einer Bethätigung der schon als Analogon herangezogenen *vis inertiae*, unmittelbar zusammenfiele.

Vielleicht liegt in solchen Fällen das ganze Geheimniss in einer ungewöhnlichen Geübtheit rascher Alternation zwischen den fungirenden Organen — realdialektisch ist aber nur das, was wirklich in absoluter Simultaneïtät contradictorisch neben einander besteht. Die blosse Fähigkeit, in complicirter Kreuzung verschiedenartiger Thätigkeiten die Constanz einer gemeinsamen Punktualität zu behaupten, berechtigt noch nicht, dazu der Einheit unseres Doppel-ich einen realdialektischen Charakter beizulegen. Das „Wunder" beginnt erst da, wo ein wechselseitiger Influxus stattzufinden scheint — wo das wollende Ich seinen eigensten Inhalt aufzugeben scheint, weil ihm das denkende Ich neue Gegenmotive in der Gestalt abstracter Erwägungen zugeführt hat, und die ethisch-juridische Auffassung der vollen Personalität legt ja grade darauf das grösste Gewicht, dass dieser wechselseitige Rapport ein ungestörter sei: einerseits macht sie davon die Uneingeschränktheit der Verantwortlichkeit abhängig und andererseits **verlangt** sie die Anspornung der Aufmerksamkeit, indem sie die Abwesenheit derselben als **Fahrlässigkeit** bestraft.

Erst das selbstbewusste Wollen weiss auch dies, dass sich in seinem Inhalt Ja und Nein zusammenfinden und alles „Bedenken" und „Entschliessen" in nichts anderem besteht als in der vergleichenden „Abwägung" des *Pro* und *Contra*, der Motive fürs Ja und der Quietive fürs Nein — für welche beiden Arten wir ja als gemeinsamen Gattungsbegriff „Negative" vorgeschlagen haben.

Der Unterschied zwischen Philosoph und Esel bleibt ja bestehen, mag auch jener gelegentlich nach ganz demselbigen Gesetz der Unentschlossenheit verfallen, wie dieser zwischen zwei Distelbündeln verhungern. Der Vernunftbesitz bleibt doch ein klassenscheidendes Kriterium — und wenn auch die Stellung in Beurtheilung der Thiernatur ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen philosophischen Systemen bleibt, so darf doch der Abstand ebenso wenig ganz geleugnet, wie zu weit aufgerissen werden: Darwin sammt seinen Anhängern jüngster Tendenz entfernt sich nur in anderer Richtung von der Wahrheit wie Cartesius.

Nicht umsonst hat auch die Realdialektik ihrerseits so stark wie möglich markiren wollen, dass sie mit dem Bereich ethischer Untersuchungen ein specifisch neues Gebiet betritt, und nicht von ungefähr eröffnet sie die ihrigen mit der Frage: wo wird das bis dahin unpersönliche Wollen zu einem wollenden Ich?

Wollte man darauf zunächst mit der Allgemeinheit antworten: da, wo es sich mit dem Denken als denkendem Ich verbindet und verschmilzt, so hätte man sich nicht nur der bereits in einem Kapitel unseres einleitenden Theiles zurückgewiesenen Gefahr der Aufstellung einer falsch-dualistischen Zweieinigkeit exponirt, sondern sich wenigstens auch zur Hälfte die Einsicht versperrt, wie denn aus solcher Copulation die Wirkung entstehen könne, dass plötzlich neben dem Ja nun ein Nein gegenüber dem nämlichen Willensinhalte sich erhoben habe. Zur Noth liesse sich ja begreifen, dass es dabei analog zugehe, wie wenn die Interessen und Bestrebungen eines Ehemannes plötzlich als andere sich darstellen im Vergleich zu dem, was bis dahin der alleinstehende Hagestolz gewollt und verfolgt hat. Aber das selbstbewusste Wollen der concreten Persönlichkeit ist doch nicht eine rein äusserliche Agglutination von Wille und Selbstbewusstsein rein *in abstracto*. Bestände zwischen ihnen nicht eine Ursprungsgemeinschaft, so wäre die Gemeinsamkeit zwischen ihnen keine innigere als etwa zwischen Stamm und Pfropfreis: es träte wohl ein Wechselaustausch der beiderseitigen Säfte ein, aber das Inoculirte führt doch im Verhältniss zu seinem Träger nur eine Art parasitischen Lebens, es findet keine Rückwirkung auf diesen statt, wie etwa da, wo in unablässig gegenseitiger Transfusion die Gefässsysteme zu schlechthin untrennbarer Einheit herüber und hinüber mit einander verwachsen.

Wie Blut aus einem bis dahin von ihm gesonderten Organismus strömen jetzt die abstracten Motive in den bis dahin für sie vollkommen unzugänglichen Willen über und bereichern so seinen bisherigen Inhalt unter Umständen bis zur Verdoppelung, indem nämlich jedes Gewollte nunmehr (wenigstens bedingterweise) ebenso sehr als ein Nichtgewolltes sich fühlbar machen kann. Was auf Seiten des Intellects als Fortgang vom blos bewussten zum selbstbewussten Individualleben (vom blossen *animal* zum Ich) sich darstellt, reflectirt sich ja auf der Willensseite als Bestimmbarkeit des Wollens durch abstracte Motive — und Beides

zusammen constituirt das Wesen der Personalität, der sittlicher Beurtheilung unterstellbaren Persönlichkeit.

Es besteht sogar ein gewisser Parallelismus zwischen der Vielgeschäftigkeit des wollenden Ich zu der des intellectualen. Wie die vierfache Thätigkeit des Wahrnehmens, des nach den Gesetzen der Ideenassociation vor sich gehenden Verknüpfens von Vorstellungen, des eigentlichen Nachdenkens und der auf dieses Nachdenken und alle dasselbe begleitenden Vorgänge reflectirenden Selbstbeobachtung in ungetheilten Zeitmomenten auf einmal unser Bewusstsein beschäftigen können: so bestehen in untrennbarer Gleichzeitigkeit und nicht etwa blos in alternirendem Wechsel neben einander: die völlig unbewusst verbleibenden Functionen des im organischen Leben waltenden Willens, die halbbewussten „instinktartigen“ Reflexbewegungen der Glieder im Gehen, Sprechen u. s. w. die „von selber“, d. h. ohne anhaltende, continuirliche Mitwirkung des bewussten Willens von Statten gehen, sowie einmal ein einmaliger Impuls sie „in Gang gebracht“ und bis ein neuer Eingriff sie aufhören macht — die bewussten Regungen des Begehrens, der Leidenschaft, die Acte des zweckbewussten, nach „Ueberlegung“ vorgenommenen und ausgeführten Handelns und endlich die gewissermaassen noch über diesen selbstbewussten Willen hinausragenden Vornahmen der sittlichen Selbstprüfung, wie sie zu Gericht sitzt über die Strebungen des wollenden Ich, so dass — eigentlich und nicht blos gewissermaassen — ein Ich in uns das andere Ich fragt: willst Du wirklich, was Dein Verlangen will? billigst Du, wozu die Leidenschaft Dich antreibt? bekämpfen sich nicht Egoismus und Mitleid? Gelüste des Augenblickes und Pläne für die Zukunft? zeitliche und ewige Interessen? das „gemeine“ und das „bessere“ Selbst?

Damit stehen wir auch hier an einer verschiebbaren Grenze, dem Gegenbilde zu jenem vor sich selber und seiner Selbstbeobachtung zurückweichenden Ich des Denkens — stehen an dem Punkte, wo die Nothwendigkeit zur absolut freien Selbstbestimmung zu werden scheint — aber eben deshalb auch jene Stelle im Selbstbewusstsein nicht mehr fern ist, wo abermals das Freiheitsbewusstsein in eine Hallucination zerrinnt, weil, wie die Lehre vom Tragischen des Näheren darlegt, das Gewissen selber in sich zerspalten, vom Widerspruch zerrissen ist, also die Freiheit sich in sich selber verzehren muss, weil nicht einmal die von

aussen gesetzten Autoritätsmotive ihr ein einheitliches Entscheidungsmoment zuführen.

So laufen Beide, Wolle- wie Denk-ich auf der höchsten Stufe ihrer Selbstverwirklichung gleicherweise aus in die punktuelle Spitze einer bodenlosen Negativität, weil nämlich auch das denkende Ich in demselben Augenblicke aufhört, es selber zu sein, wo es glaubt, sich selber erfassen und begreifen zu können: denn was es fasst und greift ist nichts als der in die nächst vorangegangene Secunde fallende Schatten seines mit der absoluten Gegenwart fortrückenden Wesens.

In der That aber dürfen wir nicht einmal beim eigentlichen „Nachdenken“ die Thätigkeit des Ich dafür ansehen, dass einzig und allein auf sie die spontane Geistesarbeit gestellt sei. Denn keineswegs blos die psychologische Gedankenverbindung, sondern oft genug auch die logische Gedankenerzeugung und -entwickelung vollzieht sich ohne unser — d. h. eines denkenden Ich — Zuthun. (Das ist nicht nur erkannt, sondern auch niedergeschrieben gewesen, ehe es Einem einfiel, dies grösste der unmittelbaren Denkräthsel neben manchem Anderen in den weiten Schooss eines mittlerweile in die Verachtung der Trivialität gerathenen „Unbewussten“ zu versenken.) Auch der „Nachdenkende“ überlässt sich bis zu einem gewissen Grade dem selbstwilligen Kommen und Gehen seiner Gedanken, und wenn er, trotz vielfach sich einmengender „Abschweifungen“, dennoch den „Faden“ festzuhalten und nöthigenfalls wieder aufzunehmen vermag, so wird er entdecken, dass dies nur möglich ist, weil sein spontanes Wollen in Mitthätigkeit gezogen wurde. Nicht ein indeterminirtes Belieben ist es, was seinem Denken den Weg vorschreibt, welchen es zu nehmen hat, sondern dieser Weg ist *potentialiter* von Urbeginn an vorgezeichnet durch das bestimmte Verhältniss der Homogeneïtät und Polarität, welches zwischen seiner intellectualen und Willensindividualität einerseits und diesem bestimmten Denkverfahren andererseits besteht. Selbst die physiologische Auffassung, wie sie ein Wundt vertritt, kann ja mit diesen Thatsachen noch zurechtkommen, indem sie darin die spontane Reaction des afficirten Nervenapparats erkennt. Wir aber von unserem Standpunkte dürfen sagen: es giebt ein sich selbstdenkendes, sich selbsterzeugendes, in freier Autonomie sich gestaltendes, durch kein fühlbares Band an ein Selbstbewusstsein geknüpftes Denken: „es denkt in uns“, wie „es“ vom Himmel regnet; und die Sprache grade des Volks der

Denker hat sich davon ein Bewusstsein bewahrt, indem sie zur Bezeichnung des sozusagen substanzlosen, von keiner Persönlichkeit getragenen und so garantirten Denkens die Nebenform mit ganz paralleler Abwandlung schuf: „mich dünkt“, „mich däuchte“, — „es hat mich gedäucht“.*)

Nur im Bereich seiner Vorstellungen ist das Denk-ich der waltende Gebieter. Ehe ein Vorrath von psychischen Niederschlägen da ist, giebt es auch kein diesen Vorrath sonderndes, ordnendes, lösendes und bindendes Ich. Das analytische und synthetische wie das analytisch-synthetisch aus eigenster Spontaneïtät combinirende, vergleichende und schliessende Denken tritt erst ein, nachdem die Speicher ohne seine directe Mitwirkung bereits gefüllt sind. So ist ja auch das Wollen als wählendes erst denkbar, wenn ihm in Gestalt eines disjunktiven (ob auch rein intuitiv präsentirten) Urtheils ein Zweierlei vorgelegt ist. Selbst seine eigenste Selbstentzweiung tritt ihm nur in der Form einer Alternative ins Bewusstsein: solche entsteht nur in der Thatsächlichkeit und in seiner dieser entsprechenden Vorstellung von einer doppelten Möglichkeit.**)

Wenn wir uns z. B. in scheinbar absoluter Freiheit fragen: an was willst Du jetzt denken? über was nachdenken? auf was Deine Aufmerksamkeit hinlenken? so hört sich das zwar an, als wäre es

*) Darum erweist sich ja auch das vielberufene *cogito, ergo sum* als unzureichend für die vermeintlich in ihm belegene Selbstevidenz der Existenz des Ich. Als blos analytisches Urtheil besagt es nichts weiter als der identische Doppelsatz: *cogito i. e. sum cogitans*. Daraus „folgt“ nicht die Existenz meiner, als eines Denkenden, sondern nur das Vorhandensein eines Denkenden überhaupt -- denn *„sum“* ist hier nur als *copula* zu verstehen und nicht als Substanz setzendes, sogenanntes *verbum substantivum*. Es giebt etwas Denkendes und daran participirt ein Individuelles zunächst nur insofern, als es Theil hat an der denkenden Thätigkeit oder ein Theil dieser selbst ist. Eine solche Aussage enthält also an sich so wenig etwas für wie gegen die Personalität dessen, was als ein *cogitans* prädicirt wird. Die indifferente Universalität der reinen *Cogitatio* ist am allerwenigsten geeignet, das Ich als ein schlechthin nur sich selbst gleiches Urconcretes und eine jede abstracte Verallgemeinerung von sich ausschliessendes Einzelwesen zu fundamentiren.

**) Danach hat denn auch, was man am Ent-„schluss“ als syllogistischen Vorgang herausklaubt, nicht mehr logischen Charakter, als wie jeder physikalische Process auch, nämlich erst dann, wenn man ihm das Schema einer supponirten „Gesetzlichkeit“ unterschiebt. Was beim

in das Belieben eines unbeschränkten Souverains gestellt, ob er auf die Tafel seines latenten Bewusstseinsinhalts, wo wie mit einer sympathetischen Dinte unsichtbar Unzähliges verzeichnet steht, die Tropfen einer in die Sichtbarkeit rufenden Flüssigkeit hierhin oder dorthin sprengen wolle — und die Täuschung ist schwer zu beseitigen, dass ein zum voraus wählendes Wollen dabei durch keinerlei Motive gebunden und bestimmt sei. Allein bei achtsamerer Prüfung werden wir bald inne: nicht nur, dass sich ungerufene Vorstellungen vordrängen nach den „rein psychologischen" Necessitationen der sogenannten Ideenassociation (die grade da, wo sie mit scheinbarer Regellosigkeit, dem Traume gleich, als sogenanntes Gedankenspiel schaltet, die selbstthätige Kraft der Vorstellungsmassen am deutlichsten verräth), sondern auch, dass unsere Wahl des auf unsern „willkürlichen" Ruf sich Einstellenden irgendwie durch ein in uns schlummerndes Interesse prädestinirt und selbst die Gestalt, in welcher alsdann die Gedanken logisch zusammenrücken, irgendwie präformirt war.

Erst auf den höchsten Stufen des wollenden Selbstbewusstseins, wo das Wollen sich selber seine Gesetze giebt, nicht blos von aussen gegebene sich aneignet, auf der Höhe der autonomen, „sittlich freien" Charaktererwerbung, tritt auch das Wolle-ich unter jenen, die dualistischen Theorien aus sich erzeugenden, weil Function und Functionirendes auseinanderreissenden, Schein, als stünde hinter dem Gewollten, dem Inhalt des activen Wollens selber, ein Wollendes, welches diesen Inhalt freischöpferisch aus sich gebäre oder doch emaniren liesse als sein „Produkt". Dass sich auch das Wollen selbst vollzieht, ohne allemal von einem wollenden Subject ausdrücklich als ein Passives gewollt zu sein, dass es mit Einem Worte ein unbewusstes Wollen gebe, das ist ja, wovon die Bekämpfer der Willensmetaphysik nichts wissen wollen, weil sie verfälschender Weise in ihren Begriff des Wollens den des Bewusstseins oder der Bewusstheit bereits zum voraus hineingetragen haben.

So sehen wir uns hier, wo das einfache denkende Ich das wollende

---

Schwanken der Entscheidung den Ausschlag giebt, ist allemal ein Reales, welches diesen seinen Charakter nicht einbüsst, wenn es in die Vorstellung aufgenommen wird, und selbst dann nicht, wenn es damit der Trüglichkeit der Motive und deren Wirkung blossgestellt wird — sonst müsste man auch dem „vernunftlosen" Hunde ebensoviel „Logik" beilegen, wenn er am Scheidewege der Witterung nachgehend seine Wahl trifft.

als Partner an der Hand auf die Bühne getreten, zu einer näheren, jetzt die Duplicität des Personellen nach mannigfacheren Richtungen umfassenden, Betrachtung dessen zurückgeführt, was uns auf dem einseitigen Standpunkt der Ichheit schon im ersten Kapitel vorläufig beschäftigt hat.

Das denkende Ich als solches ist eine blos formirende, gruppirende, sortirende, disponirende Macht und weiss, dass es nur dann in unbestrittener Herrschaft über seine eigenen Gedanken bleibt, wenn es den aus den Tiefen der Intuition hervorbrechenden Lavastrom der Aperçus hemmt und demselben logisch systematische Grenzpfähle steckt. Jedoch schon dabei wirkt unverkennbar ein Willensmoment mit.

Je voller ein Geist aus seiner Intuition schöpft, desto weniger kommt es ihm an auf die logische blosse Verknüpfung, desto freier überlässt er sich dem zuströmenden Vorrath ungesuchter Gedanken, und ohne eine Zuthat mystischer Selbst- oder Subjectlosigkeit wird keine weltverneinende Erkenntniss zu Stande kommen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der alles Disponiren verschmähenden Beredtsamkeit der Ekstase. Dasselbe erfährt leicht jeder Redner, der sich von seiner „Begeisterung fortreissen" lässt und hernach oft selber nicht mehr weiss, was er in seinem, darum nicht minder wohlgeordneten, Redeflusse gesagt hat. Selbst rein denkender, d. h. einzig auf Erkenntniss abzielender, Betrachtung kann ganz das Nämliche widerfahren. Wer sich, wie Schleiermacher, für seine Vorträge mit einem Dispositions-Zettelchen begnügt, kann dabei die wohlüberlegte Absicht haben, den Eingebungen des Moments nicht vorzugreifen und nicht von der „kalten" Vernunft sich vorschreiben lassen zu wollen, was die vom Anblick der Zuhörerschaft in lebendigem Rapport mit dieser durch die Canäle der Communions-Provinz „erwärmte" werde vorzubringen haben.

Wer dagegen die Autonomie des denkenden Ich auf Kosten des Rechts und der Macht des Objectiven ausdehnen will, der ist mit seinem Wissen und Erkennen zu Ende, ehe er wahrhaft zu lernen, d. h. die Dinge selber von sich und ihrem Wesen sprechen zu lassen, begonnen. Nur der ungehemmte Erguss eines Denkens, das von der Hand der Anschauung seinen Born sich erschliessen liess, kann wie ein lauschiger Bach hinrieseln durch das Bett des Seins, dessen Geheimnisse ihm abfragend. Wer erst das Richtscheit der Abstraction zur Hand nimmt, dem entgleitet allzuleicht die quellenerspürende Wasserruthe, und für den logischen (Neben-

oder Mittel-) Zweck giebt er die Hauptabsicht der Wahrheitserforschung preis — ein unwiederbringlicher Schade, ein unverantwortliches, ja unverzeihlich leichtsinniges Risico, um das Accidentelle das Essentielle auch nur aufs Spiel zu setzen! Dann will das auf die Souverainetät seiner formalen „Beherrschung" des *Stoffes* eifersüchtige, auf die Behauptung dieser Autokratie erpichte Ich sich nicht weisen lassen von den Gesetzen, welche dem *Stoffe* selber immanent sind. Die Gedanken werden so zu Sklaven des eigenwilligen Ich, das ihnen seine Zwangsjacke anlegt, als wären sie sinnlose Irre, und zuletzt decretirt der Fanatismus: *extra systema nihil verum, nulla veritas.*

Nun aber steht jenes nach Einheit im Denken strebende Ich ja im engsten Rapport zu jenem wollenden Ich, welches sich bemüht, zu einem erworbenen Charakter, d. h. eben auch zur Einheitlichkeit in allen seinen Strebungen, zu gelangen — und unsere beiden Ich haben im Grunde, soweit es ihnen überhaupt Ernst ist ums Leben, kein höheres Ziel, als diesen Erwerb ihrer selbst.

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

und

Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muss —

Aber trotz aller Renommisterei von „Abgeschlossenheit" und „Reife" wird Keiner mit diesem Geschäfte ganz fertig, solange Geist und Wille in ihm überhaupt noch lebendig und nicht zu greisenhafter Decrepitudo erstarrt und erstorben sind; das ist der tiefere Sinn des Wortes:

Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Erschwert, wo nicht gar unmöglich gemacht, wird die Verwirklichung des Dranges nach Unification dem Denken durch seine dialektische Grundnatur, dem Wollen durch die ihm wesentliche Selbstentzweiung — und darum ist schon ein relativer Grad von Selbstversöhnung eine so bewunderungswürdige wie seltene „Errungenschaft". Im Himmel der Seligkeit wohnen — ohne selbst es zu wissen — nur die in ihrer Unbewusstheit noch nie beirrte, unversuchte und somit auch unerprobte Unschuld und die unzweifelnde, dem Sinnenschein gläubig vertrauende Naivetät oder die ichlos dahinlebende Thierheit und thierische Geistlosigkeit, *vulgo* viehische Dummheit, der selbstbewusstseinlose Cretinismus, der selbstbewusstseingelähmte Blödsinn — und die Unseligkeit

wächst mit dem zunehmenden Innewerden der unversöhnten Gegenstrebungen.

Nur die kecke Vermessenheit einer „Identität“ promulgirender Speculation weiss nichts oder will nichts wissen davon, dass das Ich schon deshalb nicht zum Frieden des Mit-sich-selber-einssein kommen kann, weil das ihm gegenüberstehende Nicht-Ich immer von neuem seine eigene Widerspruchsfülle ins Ich hinüberträgt. Ja, wenn die Welt, wenn das objective Menschenwesen nicht selber ein Conglomerat von Widersprüchen wäre, dann dürfte man vielleicht auch auf ein einheitliches Versöhntwerden des theoretischen Subjects mit sich selber gehofft haben. Aber die angestrebte Einheit des Denkens und Wollens, des „Geistes“ und „Charakters“, stehen in gegenseitiger Abhängigkeit von einander, und eben darum bleiben Beide in der ewigen Asymptote: ohne vollendete Einheit der Weltanschauung keine wahrhafte, über die Enge des, allerdings sich selber stets gleichbleibenden, Egoismus hinausreichende Eigenständigkeit des Wollens, keine sich gleichzeitig und untrennbar in Einem als theoretische und praktische bewährende Selbstgewissheit.

Obendrein schmeichelte sich der angeborene dogmatische Tic der auch den consequentesten Skeptiker nie ganz verlässt, mit der Hoffnung, es müsse doch die höchste Metaphysik irgendwo wieder zusammentreffen mit den Bildern des Sinnenscheins. Um die Wette hatten ja Kant und die Materialisten bewiesen: die Sinne lügen nicht — und der logische Kanon: das sicherste Kriterium der Wahrheit ist Einfachheit — wurde kühn genug zu dem Axiom — man muss doch wohl sagen: — vergröbert und verflacht: das Widersprechende kann nimmermehr im Sein liegen: *A*-nicht gleich *non-A*-sein; wie wenn nicht das also verfügende Ich selber, sowohl in seiner denkenden wie wollenden Bethätigung, ein solches sich selber widersprechendes Sein wäre.

Die „Natürlichkeit“ eines Systems sollte die Gewähr geben für seine Wahrheit — die Uebereinstimmung der Resultate der Speculation mit den Dogmen des sinnlichen Bewusstseins Beide zumal garantieren — eine wechselseitige Assecuranz, bei welcher doch wol beide Assecuradeure bankerott werden mussten — schon deshalb, weil die „Natur“ selber, von welcher alle „Natürlichkeit“ ihren Namen hat, wie sie an ihr ihren Rückhalt suchen muss, nur das Bild ewiger Selbstveruneinigung darbietet.

Oder ob sich denn wol — dieselbe Frage nach der Mög-

lichkeit völliger Unification praktisch gewandt — in irgend welcher Erfahrung „Charaktere“ von solcher Durchreifung finden lassen, dass in ihnen auch nicht mehr der kleinste Rest des Selbstbewusstseins dualistisch auseinander liege mit dem Schwerpunkt ihrer gesammten Kraftsumme?

Für ein naives Gemüth kann es in der ganzen Geschichte der Philosophie keine zunächst befremdlichere Thatsache geben als diesen skeptischen Eifer der Selbstzerstörung beim Träger alles philosophischen Denkens.

Um die Wette sehen wir die Logik und eine sich selber controlirende Intuition dem Ich-Gedanken zu Leibe gehen: jene mit Syllogismen, um ihn als „Paralogismus“ zu entlarven — diese mit den Thatsachen der inneren Doppelheit, die ihren einfachsten Ausdruck gefunden haben in dem Seufzer:

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust —

so meinte man die „Illusion“ der Personalität und die Hallucination der Substantialität los zu werden.

Die Wichtigkeit dieser Fragen ist freilich schon früh genug erkannt: davon gibt die Geschichte der indischen Philosophie so gut Zeugniss wie Plato's Phädon — aber erst die skeptische Kritik der „modernen“ Philosophie wandte denselben ihre volle Energie zu, — seitdem man angefangen, die Grundideen aller Religionen „in Frage zu stellen“.

Selbstverständlich hat auch die Realdialektik Interpellationen nach ihrer Stellung zur Unsterblichkeitslehre nicht ausweichen können, und so mag es als unumgänglich erscheinen, ihren Standpunkt irgendwo zu markiren. Dazu ist nun zwar *ad hoc* ein Kapitel „Eschatologie“ nicht ungeschrieben und auch schon im ersten Theile nicht ohne anticipirende Erwähnung geblieben — sofern aber grade das „Persönliche“ an der Fortdauer pflegt betont zu werden, scheint es im vorliegenden Kapitel ein nur in leichter Curve vom Wege abbiegender Excurs zu sein, wenn wir Gelegenheit nehmen, an eine Incompetenzerklärung ein paar Sätze sozusagen historischen Rückblickes zu knüpfen.

Es leuchtet ja nämlich schon hier, noch ehe wir unsere besondere Form individualistischer Auffassung des Näheren auseinandergesetzt haben, aus den Principien der Willensmetaphysik überhaupt ein, dass die allgemeine Formel gegeben ist mit dem

vom Meister überlieferten Ausdruck: „Unzerstörbarkeit“. Eine gewisse Weise der Fortdauer ist also anerkannt — allerdings im Sinne des Meisters eine solche, mit welcher den Unsterblichkeitpostulirenden so wenig gedient ist, dass diese erklären, eine solche sei ihrem Bemessen nach gar keine oder wenigstens so gut als gar keine — eine jener naiven Auffassungen, in welchen die Realdialektik freudig Vorahnungen ihrer eigensten Anschauungen begrüssen muss. Und solchem Begehren entspricht ja gleich wenig auch noch die weitergehende Concession Schopenhauer's: er wolle nichts dagegen haben, wenn man sich die Sache nach Weise der Metempsychosenlehren empirisch fassbarer zu machen geneigt sein sollte.

Damit erklärt sich niemals befriedigt, wer aus seinem Ich-Glauben — als dem eigentlich allgemein menschlichen Fundamentaldogma — weitere Consequenzen gezogen sehen möchte und sich nicht begnügt, ein rein theoretisches Interesse dabei zu verfolgen. Mit dem Problem der Eigenständigkeit des Geistes überhaupt aufs engste verflochten ist — je nach der Gesinnung des Einzelnen — die Furcht vor oder die Hoffnung auf Unsterblichkeit in all ihren denkbaren Folgen. Alles dreht sich dabei um die Vorstellung von einem personellen Fortbestehen: das Ich als solches möchte wissen, ob es als Ich, d. h. in selbstbewusster Identität seines Inhalts, dauern werde. Nicht ein blos abstractes Dasein will das Individuum, sondern sein eigenes bestimmtes Sosein — im Sosein liegt das Ich, nicht im blossen Dasein — daher das Sträuben gegen ein Anderswerden, gegen ein Nicht-mehr-dieses-Ich-sein. Jedes Sosein aber ruht auf einer *essentia*, und in Anerkennung dessen ist es, dass an jeder Individualität ein immodificables Element betont wird. — An der blossen Unaufhebbarkeit seines metaphysischen Kerns ist dem Ich nicht sonderlich viel gelegen — die unterschiedslose Ewigkeit der Kräfte als solcher ist grade für das Gefühl des subjectiv sich wissenden Selbst mehr eine Quelle des Grauens als des Trostes, schon insofern als die Kraft in ihrer reinen Objectivität zeitlebens seitens des Ich mehr nach ihrer feindlich-bedrohenden als nach ihrer förderlichen Einwirkung empfunden wird. Die Unsterblichkeitsfrage ist Jedem eine recht eigentlich persönliche, ihn in seiner Personalität berührende Angelegenheit — hat ein individuelles Interesse oder gar keines — d. h. die Verneinung derselben lässt nur noch der Theorie

ein Feld fernerer Hypothesen — aber das praktische Ich wendet sich gleichgültig ab von der etwaigen Denkbarkeit verschiedener Modalitäten des blossen Nicht-Untergehens, der simplen Nicht-Annihilation.

Darauf beruht ja zum Theil schon der Eifer, mit welchem von jeher alle „romantisch" gestimmten Denker der Erforschung des Schlafes und der Traumzustände sich zugewandt haben. Der „Bruder des Todes" ist ja grade mit seinem Schweigen der beredte Zeuge dafür, dass das Ich sich selbst verlieren und sich selber wiederfinden kann, und der Traum obendrein für eine so durchgreifende Selbstzerspaltung, dass eine Seite des Ich von der andern nichts weiss, sondern, bald in der simultanen Duplicität, bald in der successiven Alternation des Bewusstseins, Eines das Andere fortwährend überrascht mit dem, was es aus seinen, dem Andern total unbewussten, Tiefen holt — zwei Wunderphänomene, deren Wundersamkeit nur durch die Alltäglichkeit in ihrem mächtigen Eindruck konnte abgeschwächt werden. Ohnmacht, Winterschlaf, Schlummer der Keime und anderer vegetativer Kräfte: es sind ebensoviel Ausrufungszeichen für jedes Ich, welches stolz pochen möchte auf seine doch so vielfach in Intermissionen unterbrochene Continuität.

Allein andererseits ist ja doch ebenso sehr die siegreiche Selbstbehauptung des Ich trotz all dieser vorübergehenden Niederlagen dessen glänzendster Triumph: wir sehen das Dass, aber das Wie bleibt uns unbegreiflich — und es treten zu den erwähnten Analogien noch die noch sprechenderen hinzu der aus scheinbarem Untergang sich regenerirenden Individuen: die Gattungskette der Insektenmetamorphose, der Parthenogenese, des Generationswechsels bis hinauf zu jener Plastidule, deren „perigenetische" Selbstzeugung Ernst Häckel rückhaltlos als eine ebenso ewige wie directe proclamirt hat.

Das zur kritischen Reflexion auf sich selber fortgeschrittene Bewusstsein aber wird sich geneigt finden, eben aus jenen Thatsachen der allmählichen Entwicklung und des zeitweiligen Sich-vor-sich-selber-Versteckens beim Ich den Schluss zu ziehen, dass dieses nicht ein ursprünglich schlechthin einfaches Wesen sein könne, vielmehr in sich selber irgend welche Doppelheit tragen müsse — und deren realdialektischen Charakter nachzuweisen ist ja der Gesichtspunkt, aus welchem wir uns hier damit zu beschäftigen haben.

Auf ihrem Fundament darf ja die Realdialektik sich viel weiter ins Reich der Paradoxien hinauswagen als irgend eine andere Philosophie — und sosehr ihr Vertreter sich später gegen den Begriff einer unbewussten „Vorstellung" gesperrt hat, so findet er doch in den Akten seines Systems einen ein Jahr über die Veröffentlichung der „Philosophie des Unbewussten" zurückreichenden, sichtlich durch Jessen's Psychologie angeregten Satz des Wortlauts: Ein unbewusstes Bewusstsein, ein ohne Bewusstsein sich vollziehendes Denken kann es geben, weil es eins gibt, die Erfahrung zeigt es — aber ein bewusstloses Selbstbewusstsein ist eine einfache Undenkbarkeit, objectiv ausgedrückt: eine pure Unmöglichkeit, weil eine handgreifliche Aufhebung der Begriffsidentität — und solche hat ja auch das „antilogische Princip" ausdrücklich genug perhorrescirt. Formal logisch ist ja auch das „unbewusste Wissen" eine *contradictio in adjecto*, aber eben nur seiner Begrifflichkeit, nicht seiner Thatsächlichkeit nach. Denn jenes Nichtwissen um unser Wissen besagt eben nur, dass sich das Wissen „nicht zum Centrum fortpflanzt, sondern in der Peripherie verbleibt" — oder nach einem inzwischen gäng und gäbe gewordenen Terminus „unterhalb der Bewusstseinsschwelle".*)

In der That ist es ein Schicksal von echt realdialektischer Tragik, welches das metaphysische Bedürfniss auf der Fahrt längs dieser Küste, die den Grenzsaum des Ichbereichs ausmacht, sich selber bereitet. Denn die Thatsache des metaphysischen Bedürfnisses selber ist ja doch nur die reinste, elementarste und unmittelbarste Gestalt all jener unter dem Namen ethischer Postulate irgendwie auf ein jenseitiges Ziel des Erkennens hinausweisenden Antriebe der Vernunft, als der Selbstbeleuchtung des trotz alledem in Dunkel verhüllt bleibenden Ich. Da winkt von

*) Man wende nicht ein, dass doch im Traum das Ich da sei, ohne aber wirklich sich selbst zu haben; denn diese partielle Mitwirkung des Selbstbewusstseins — besonders in den Träumen des Halbschlummers — ist eine Gradabstufung der Intensität der Bewusstseinshelle und zugleich ein Quiesciren einzelner Ichfunctionen — von analoger Natur wie die halbseitigen Lähmungen nach Apoplexien, auch darin, dass die „abgestorbene" Körperhälfte doch keineswegs ganz todt ist; denn ein mittelbares Hineinspielen auch der im Schlafe verhüllten Zurückspiegelungen des Bewusstseins im Selbstbewusstsein wird erkennbar in dem Verantwortlichkeits- und Zurechenbarkeits-Gefühle, welches zuweilen unsere Traumhandlungen noch innerhalb des Traumes selbst begleitet.

fern ein Leuchtthurm, der zieht den Compass nicht nur, nein den ganzen Schiffskörper des nach sich selber zurückgewandten Denkens an mit der Kraft eines Magnetenberges, und so muss das erkennende Ich eben da stranden, wo es festen Wohnsitz zu finden hoffen mochte für sich und seinen metaphysischen Träger. Denn dieser selber identificirt sich ja zuletzt mit dem Erkenntnisszweck, steckt sich mit all seinen teleologischen Veranstaltungen als eigenen, soweit wir sehen, letzten Zweck den: sich selber zu erkennen — und ob jenseit dessen noch ein weiterer Zweck liege, zu welchem sich dieser als blosses Mittel verhalte, das liegt ja eben im Schoosse jenes Jenseits, über die Brücke hinaus, welche wir Tod nennen.

Vermöge dessen, was seit Kant ein apriorisches Bewusstsein von der Ewigkeit der Kraft heisst, sträuben wir uns, an die Vernichtung des spontanen Princips zu glauben, welches wir in uns finden. Das hat zunächst mit der Personalität unseres eigenen Daseins gar nichts zu schaffen — was sich dem Vernichtungsgedanken entgegenstemmt, ist zunächst das Wirksame überhaupt und als solches. Jede initiativ wirkende Kraft müssen wir uns „von selber" als unvergänglich vorstellen, und es fragt sich eben nur darum, ob das Princip einer Spontaneïtät wesentlich ein anderes wird dadurch, dass es mit Bewusstsein wirkt.

Scheinbar allerdings!

Das *primum movens* in der unbewussten Natur entzieht sich insofern unserer Erforschung, ja bis zu einem gewissen Grade sogar unserer Beobachtung, als wir sein reines Für-sich-sein, seine Existenzweise vor Einwirkung irgend eines Begriffs gar nicht kennen, weil es erst zur Erscheinung gelangt, ein erscheinendes, ein Object für unseren Intellect wird, indem oder nachdem es sozusagen von dem Zauberstabe irgend einer Causalität berührt ist.

Wir kennen den Willen nur als wollenden. — Was er vor und ausser seiner Erregung zum actualisirten Wollen sein mag, bleibt uns ewig verborgen. Nur in uns selber vermögen wir etwas von der latenten Potentialität zu beobachten — und das ist es, was dem bewussten Willen den Schein verleiht, *sui generis* zu sein.

Was wir da finden, ist eine dem unmittelbaren Gefühl als schlechthin schöpferische, schlechthin freigestaltende Macht sich

aufdrängende Potenz. Näher zugesehen ergibt sich freilich, dass auch hier keine eigentliche *creatio ex nihilo* vor sich geht; die kühnste Hallucination des *liberum arbitrium indifferentiae* bringt es doch nicht weiter, als dass mit irgend einer gegebenen ὕλη „nach Willkür" geschaltet werde — ein Stoff ist allemal da, zu welchem sich das sich frei nennende Ich verhält wie der Demiurg zum „vorgefundenen Chaos".

An dem spontanen Princip haben wir überall zunächst nichts weiter, als das allgemeine Vermögen überhaupt, durch Motive zur Actualisirung einer bis dahin latent potenziellen Kraft sollicitirt zu werden — und der Determinismus erleidet keinen Abbruch durch die rein von sich anfangende Natur dieses Princips — denn es muss allemal etwas haben, womit es etwas anfange; ohne dieses „Andere" (wie wir es mit Hegel nennen können) „bleibt es todt an ihm selber" — und nur der Umstand, dass keine Abstraction so luftig fein und ätherisch gedacht werden kann, dass sie nicht mehr im Stande wäre, mit ihrem Hauch die Segel des bis dahin „ruhig" im Hafen liegenden Wollens anzuschwellen, nur diese unaussprechlich zarte Empfindlichkeit und Irritabilität erzeugt den Schein, dass der Wille gar keines Impulses bedürfe, das Ich somit, als denkendes wie als wollendes, schlechthin, in indeterministischem Sinne frei sei — ein Schein, welcher in der sinnlichen Welt sein einfaches Analogon daran hat, dass der unreflectirte Sinn die Luft, blos weil er sie nicht sieht, für ein Nichts hält, bis er sie „zu fühlen bekommt", als Anprall des Sturmes oder als beklemmenden Druck oder indirect bei allzu starker Abnahme ihrer Schwere in der gliederlähmenden Wirkung beim Bergsteigen, als eine das Gleichgewicht zwischen Innen und Aussen erhaltende Macht. Und dies Gleichniss lässt sich durchführen am Bilde von stürmischen Leidenschaften, wie an jenen „haltlosen" Charakteren, die ins Taumeln gerathen eben blos darum und daher, weil kein entscheidendes Motiv sie in fester Richtung vorwärts treibt, und wie endlich auch von jenen „gepressten" Herzen, denen der Pflichten Bürde oder der Lockungen Reize allzuschwer „auf der Seele lasten".

Wen aber die Recapitulation dieser von mir bereits bei verschiedenen anderen Gelegenheiten ausführlicher erörterten Dinge allzuweit abzuschweifen dünken möchte vom Thema der Personalität: den lenken wir wol rasch genug auf den Weg

eben dieser Betrachtung zurück mit einer blossen Erinnerung daran, wie eng die Vorstellung der „persönlichen“ Ehre und Würde und der nothwendigen Wahrung der eigenen Persönlichkeit verkettet ist mit der Vertretung dessen, was für eine freigewollte That zu gelten hat.

Je charaktervoller Einer selbst ist, je consequenter er Ein Ziel verfolgt, Einem Willensinhalt treu bleibt: desto mehr wird er der Necessitation seiner Willensacte (der blos zersplitterten Vielheit des einheitlichen Essentialgehaltes) als einer nothwendigen innewerden — und umgekehrt: Einer wird sich um so freier wähnen, je schwankender und haltloser er sich selber ohne rechten Kern handeln sieht; wiewohl der feige Lump sich auch wieder gern hinter die Uebermacht der Motive versteckt, während der heldenhafte Adeling auch für solche Dinge die Verantwortlichkeit auf sich nimmt, bei welchen die volle Zurechenbarkeit eine äusserst zweifelhafte war. Es soll den Schein nicht haben, als sei er ein Spielball äusserer Mächte — sein Stolz ist, sich hinausgehoben zu wissen über die Thierheit, und so thut er sich lieber selber Unrecht, indem er das Bewusstsein, welches sich erst hernach bei ihm wieder einfand, verwechselt mit dem, welches er im Augenblick der Ausführung wirklich gehabt hat — es dünkt ihn seiner unwürdig, nicht der Thäter seiner Thaten gewesen zu sein, und er weist jede Beschönigung zurück, welche sich auf die Selbstverleugnung seiner Freiheit stützen müsste — acceptirt von heiligen Affecten auch die schlimmsten Folgen und will nichts wissen von unwiderstehlichen, das Selbstbewusstsein hemmenden oder gar aufhebenden Motivwirkungen — denn als stolzer Determinist denkt er wie Felix Dahn's Odhin über die Nothwendigkeit jeder That: eine ist ihm so unfrei wie die andere.

So erledigt sich, fast nebenher, für die Realdialektik eines der ursprünglichsten und wichtigsten Probleme der gesammten neueren Philosophie so einfach, dass sie sich dessen entschlagen darf, der Frage nach Schein und Wesen der Freiheit ein eigenes Kapitel einzuräumen. Diese Consequenz liegt ihrem Princip so nahe, dass ein achtsamer und verständnissvoller Leser des ersten Bandes (R. Rissmann) sie bereits unmittelbar dessen Lektüre entnommen hat. Uebrigens hatte schon die Erörterung des Tragischen in meiner Tübinger Festschrift ausreichende Andeutungen hierzu gegeben und insbesondere bereits (auf S. 14 u. 15)

der Realdialektik in dieser Richtung eine geradezu erlösende Wirkung vindicirt. So mag es hier genügen, und zwar allerdings nicht ohne einige Genugthuung, Akt zu nehmen von der Thatsache, wie sich ein so viel umrütteltes Räthsel mit Einem Schlage erschliesst, sowie man bedenkt, dass wir eben darum uns frei dünken, d. h. wähnen, auch anders haben handeln zu können, weil auch nach der entgegengesetzt ausgefallenen That das Gefühl des entgegengesetzten, widersprechenden Wollens in uns lebendig bleibt — und insoweit können wir uns das Paradoxon Rissmann's aneignen: die Reue zeigt uns nicht sowol, wie Schopenhauer gemeint hat, die Schlechtigkeit unseres Charakters, sondern verbürgt grade das bessere Selbst, jene Kehrseite unseres innersten Wesens, nach welcher wir nicht blos das Schlimmere, für welches sich unsere Handlungsweise entschieden zu haben schien, gewollt haben und noch wollen, sondern ebenso sehr das diesem widersprechende Gegentheil — eine Auffassung, für welche freilich nur auf dem Standpunkte absoluter Autonomistik ein Verständniss möglich ist — denn jede heteronomische Rücksicht auf ein von fremdher ergangenes Ge- oder Verbot verfälscht ja unmittelbar die Beurtheilung des im Handeln seine Wahl treffenden Wollens. Also grade nur die realdialektische Willensmetaphysik ist im Besitz eines Determinismus, für welchen das schlechthin unzerstörbare Freiheits- (resp. Verantwortlichkeits-)Bewusstsein doch mehr und besseres ist als eine blosse Hallucination. Denn: „mit jedem Wollen tritt gleichzeitig sein Widerspruch hervor und dies ist es, was uns die subjective Ueberzeugung von unserer inneren Freiheit gibt."

Dem entsprach ja auch schon unser metaphysischer Begriff der Nothwendigkeit als des Verhältnisses der Existentia zu der Essentia, wie er im ersten Bande wiederholt zur Erörterung stand und sich hinausgerückt zeigte über den blossen Causalitätsbereich, innerhalb dessen die vulgär-empirische Nothwendigkeit allein Geltung hat. In der Sphäre des specifisch Metaphysischen hat die Frage nach dem Warum eigentlich aufgehört, vielleicht sogar keinen Sinn mehr, wo uns nur ein anderes Wort fehlt, um die wesentliche Eigenschaft des ewigen Seins zu bezeichnen, vermöge welcher dieses so wenig den Gedanken an einen Anfang wie an ein Ende zulässt und alles Forschen nach seinem Ursprung in die Kreisbewegung herum-

schickt: es ist, weil es ist, und weil es ist, ist es. Da haben wir das Bedürfniss, das Gefühl davon und dafür, wie sehr dies eine *dira necessitas* sei, noch nachdrücklicher kundzugeben, und meinen, den Begriff des Nothwendigen, wenn nicht noch reiner und klarer für sich herauszustellen oder objective zu steigern, so doch zu verschärfen, indem wir das Beiwort „blind" hinzufügen, was offenbar den diametralen Gegensatz zu einer „Freiheit" markiren soll, welche wir uns eben als solche nur vorstellen können in Verbindung mit dem Begriff des Bewussten. Zugleich aber ergibt sich damit die Dialektik einer Definition, welche die Nothwendigkeit identificirt mit ihrem Gegentheil, jener Grundlosigkeit, die keine Bedingungen mehr hinter sich hat, so wenig für ihre *essentia* wie für ihre *existentia*. Das *Esse* als solches kann so wenig frei wie nothwendig heissen. Deshalb möchten wir, um den letzten Schein einer Causal-„Folge" fernzuhalten, den Scholastiker-Satz: *Operari sequitur esse* auch lieber vertauschen mit dem unverfänglicheren *in Operando apparet Esse*, aber wolgemerkt im Sinne der *Essentia*. Jenen Gedanken aber dahin zu überspannen, dass das *Esse* selber als ein Product sozusagen einer transscendentalen präexistentialen Freiheit dargestellt wurde, war nur möglich auf dem unhaltbaren Grunde des Kant'schen Begriffs der intelligiblen Freiheit, welche aus dem jenseitigen Urwollen eines Schöpfers nicht sowol deducirt als postulirt ward und ausserhalb jeder Correlation zu einer ihr doch an Ewigkeit ebenbürtigen Motivreihe (welche von mir als „reine Bedingung" beschrieben ist) sollte vorgestellt werden. Als ein in solch „intelligiblem" Sinne absolut freies müsste ein solches Wollen in schlechthin unabhängiger, selbst über jede Fragestellung einer Alternative hinausgehobener Spontaneïtät, also rein aus dem Schoosse seiner zeitlosen Unendlichkeit, auch den concreten Inhalt seiner Strebungen selbstzeugend gebären. *)

---

*) Dem naiven, ohn' alle kritische Besinnung an den unmittelbaren Schein sich haltenden Indeterminismus ist die Freiheit wirklich ein productives Vermögen, eine *creatio ex nihilo*, wie sie das Blendwerk des Taschenspielers zu zeigen scheint, nämlich die Fähigkeit, aus eigenster Spontaneïtät sich seine Motive und Entschlüsse, wie aus dem blauen Nichts reiner Unbestimmtheit heraus, selber zu schaffen. Damit wird also noch überboten, was blos die unbeschränkte Wahl zwischen gegebenen Möglichkeiten annimmt, indem diesen „Möglichkeiten" selber ihr

Aus unserm Gefühl der Verantwortlichkeit lässt sich weiter nichts herleiten, als dass der eine Factor unseres Thuns in unserer *essentia* liegt, wie aus der Reue ein Schmerz über die realdialektisch zwiespaltige Beschaffenheit dieser *essentia*, aber nicht dass wir, d. h. unser Ich auch hätte anders sein können (so haben bereits Herbart und Schleiermacher ausgesprochen, dass die Zurechenbarkeit nicht von der Freiheit abhange); denn es konnte sich nie entschliessen, so und nicht anders zu sein, ehe es so wurde — es hätte denn zuvor eine *existentia* ohne *essentia* haben müssen, und eben auf der Undenkbarkeit einer solchen beruht Schopenhauer's eigne Widerlegung des *arbitrium indifferentiae*. Und wie nach dessen eigener Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben die Selbstnegation nur über das Ob oder Ob-nicht, aber nicht über das Wie oder Was des Wollens entscheidet, so hätte auch die Freiheit im *Esse* höchstens entscheiden können, dass dies Individuum überhaupt leben wolle, nicht dass es als solches oder solches leben wolle; denn dieses So-oder-So wäre schon vorausgesetzt in der Kraft, welche sich zu entscheiden hätte über Sein oder Nichtsein; und ohne ein solches So-oder-So (*Quale*) hätten wir freilich die allerreinste *Indifferentia*, aber zugleich auch eben nichts als jenes verrufene Sein, das gleich nichts ist, kurz ein Nichts, von welchem das *ex nihilo fit nil* gilt. Es bleibt ein logischer Ungedanke, wie ihn sich selbst die Realdialektik nicht gestatten darf, ein absolutes Nichts als Urgrund des *Esse* zu setzen; denn nur dem contradictorischen Widerspruch legt die Realdialektik *potentia existendi* wie *vis essendi* bei, keineswegs aber jener absoluten Privationsnull, die nicht aus Addition negativer Grössen, sondern aus simpler Subtraction entstanden ist. Das aus *A-A* resultirende *Non-A* kann nimmermehr die Voraussetzung oder Quelle für ein + *A* als buntes Quale sein, sondern nur das in dem Ineinander von *A* und *Non-A* gegebene Zero, welches ja eben an jenem Gegensatz des Ja und Nein seinen weltenschwangeren Schooss hat.

Ursprung in einem schöpferischen Quellpunkt unbedingten Wollens angewiesen wird, wie eben auch bei Kant's intelligiblen Charakter; wogegen Spinoza's Definition: Freiheit sei das Handeln nach der Nothwendigkeit der Gesetze des eigenen Wesens — als ein Widerspruch eigentlich nur klingt.

Mit der Verantwortlichkeitsfrage hängt ja das Ichbewusstsein schon vermöge seiner Einheitlichkeit zusammen. Denn in erster Linie ist, was die Imputabilität einschränkt, jede Art von Hin- und Herflattern der Vorstellungen, bei welchem das Band ihres von einer spontanen Regelung beherrschten Zusammenhangs durchschnitten ist, die blos psychologische Ideenassociation waltet und keine klare Rückbeziehung auf den festen Kern der Individualität stattfindet. Eben dies macht ja die Verwandtschaft zwischen dem transitorischen Rausch und dem permanenten Delirium aus. Gewisse Zustände von Nervenaufregung zeigen den gleichen Charakter. Da gibt ein gesteigertes Pulsiren der Blutwellen im Gehirn ein Gefühl, als ob jeder Gedanke zerhackt würde, so dass der eine nur halb zu sein, der andere anderthalbfache Grösse zu haben scheint: alsdann coincidirt niemals Wellenschlag und Vorstellungsabschluss, es entsteht ein Innesein absoluter Ruhe- und Haltlosigkeit, man fürchtet jeden Augenblick den Faden seines Denkens und damit die eigene Ich-Einheit gänzlich zu verlieren und lernt vorahnend Zustände verstehen, wo wirklich die Ich-Identität sich so vollständig auflöst wie im ausgeprägten Grössen- oder Kleinheitswahn oder in jenen fixen Ideen, wo Einer sich für ein zerbrechliches Glas oder dergl. ansieht: da verharrt, so oder so, das Ich gar nicht mehr bei und für sich selber, sondern verwechselt ausser sich selber ein anderes Etwas mit seinem Selbst. In leichteren Fällen tritt das Eigenthümliche ein, dass das Ich seine Identität nur in fremdem Bewusstsein zu bewahren scheint, als ob es sich dort asserviren und deponiren liesse — so sehr, dass es sich an die Autorität fremder Aussagen anzulehnen das Bedürfniss fühlt mit Fragen wie: „wo bin ich?" „bin ich denn wirklich der und der?" „wache oder träume ich?" — Versuche, über das eigene Selbst, dessen Fortbestehen und Sichselbstgleichheit sich zu vergewissern, wie sie namentlich beim Erwachen aus längerer „Geistesabwesenheit" (nach Chloroformirung etc.) sich einzustellen pflegen, wofür die populäre Sprachsymbolik längst Ausdrücke wie „Wieder zu sich selber kommen" geschaffen hat, — wobei wir nebenher daran gemahnt werden, wie sehr das blosse Ich-sagen als solches nur ein Symptom, nicht das Wesen der Egoität ausmacht.

Verschieden von solchen Fällen, wo die ätiologischen Momente in körperlichen Zuständen zu suchen sind, gestalten sich

die Alterationen des Ichbewusstseins da, wo directe Willensaffectionen die Stufenfolge von rasch vorübergehenden einfachen Affecten durch andauernde Exaltation zur habituellen Manie durchlaufen, ohne dass sich irgendwelche „Beeinflussung“ der Intellectualthätigkeit zu Verkehrtheit der Vorstellungen nachweisen liesse. Da fragt man naiv genug wieder nur: weiss der Maniacus, was er will und thut? — und verkennt den leidigen Cirkel, nach dem Selbstbewusstsein Nachfrage zu halten bei einem Selbstbewusstsein, dessen Existenz selber dann ja eben fraglich ist. Die Grenzen sind aber hier schon deshalb durchaus fliessende, weil es ohne einige „Aufregung“ bei irgendwie gewaltsamen Thaten so leicht doch überhaupt nicht abgeht. Die ganz kaltblütig handelnden schweren Verbrecher sind ziemlich selten und nur bei ihnen über Maass und Form der Strafe nicht allzu schwer zu befinden.

Wie schon angedeutet sehen wir ein Thier — etwa einen Hund für sein Naschen — nur insoweit für verantwortlich an, als wir personificiren, also ihm von unserm Selbstbewusstsein etwas leihen, denn Verantwortlichkeit setzt voraus, dass ein Thun durchs selbstbewusste Ich klar und ruhig hindurchgegangen und demnach der zur „Verantwortung“ Gezogene im Stande sei, Antwort zu geben auf die Frage: hattest Du ein Bewusstsein von dem Verhältniss, in welchem Deine Handlung zu dem steht, was Du, in autonomischer Weise, als Deine Pflicht anerkannt hattest oder doch als solche anerkennen musstest, sofern Du eben für ein Ich gelten willst?

So ergibt es sich als ein ganz Selbstverständliches, dass das Ich erst auf einer bestimmten Reifestufe als in seinem Vollbestande vorhanden angesehen wird. Die verschiedenen Grade der „Mündigkeit“ mit ihrer ansteigenden Klimax von Rechten und andererseits die „Entmündigung“ der geistig Imbecillgewordenen bestätigen, wie alle Völker erkannt haben, dass es hier einer conventionellen Fixirung bedürfe — und wenn dabei die Altersgrenzen im Lauf der Zeiten immer weiter abwärts gerückt sind, so mag ein Darwinist daraus ein Gesetz der Beschleunigung der Entwicklung herleiten und daran erinnern, wie Rokitanski und Ewald Hering meinen, die Keime der Bewusstseinsgenesis bis ins Protoplasma zurück verfolgen zu müssen. Wir unsern Theils sehen darin eine Entbindung von jeder Verpflichtung, auf die Frage einzugehen, von welchem Augenblick die

Ichwerdung des Einzelnen zu datiren sei*) — denn im stetigen Fluss des Fortgangs kann nur Willkür feste Marksteine setzen wollen, und die Willensmetaphysik wird erst recht geneigt sein, sich denen anzuschliessen, welche an die Ewigkeit der präexistentiellen Vorbedingung alles zu einem Ich-Punkte sich zuspitzenden Daseins und der Präformationen zu diesem in einer von Urbeginn an auf Selbstindividuation hindrängenden, somit in sich nichts weniger als indifferenten Materie — *mater rerum* — glauben. Genug, dass jedes Anders-Werden ein seiendes Anderes, also mindestens eine Zweiheit von Factoren voraussetzt. Ob aber das Ineinandergreifen der constituirenden Bedingungen selber einen fassbaren Eintrittsmoment, also einen reinen Anfangspunkt habe, oder ob, was als ein solcher unserer Betrachtung sich darbietet, selber nur ein neues Glied in einer bereits vorhanden gewesenen Causalfolge, d. h. nur eine Fortsetzung — *continuatio* — kein wahres *primordium*, sei — das sind Fragen, welche uns in die allgemein ontologische Metaphysik zurückweisen, resp. auf vollständiger zu klärendes experimentelles Material.

Grade wer mit der Willensmetaphysik das Intellectuale in ein Verhältniss des Accidens zur Willenssubstanz setzt, stellt damit die antidualistische Einheit wieder her. Denn grade *qua* Substanz ist ja jede Substanz auch das Substrat eben ihrer, der ihr eigenthümlichen, Accidentia, wovon es nur die Kehrseite ist, dass auch den Accidentien an der Substanz irgend ein Ansich

*) Wenn bei Juden wie Römern der *foetus* für eine *pars viscerum matris* galt und demnach den Erzeugern das absolute Recht der Selbstverfügung darüber zustand, so beweisen doch die von Haberland im „Globus" B. 37 mit grossem Fleiss zusammengetragenen Materialien über den „Kindermord als Volkssitte" eben nur dies, dass ethnologisch und historisch die Grenzen überaus schwankend sind bei der Entscheidung darüber, wo zeitlich der Anfang der Existenz eines Rechtssubjects zu setzen sei. Die naturwissenschaftliche Consequenz muss sagen: von dem Momente an, wo die Conception wirklich erfolgt ist — die Moral geht aber noch einen Schritt weiter und verbietet, die Conception zu hintertreiben — und die Askese endlich — ein nach der Statistik des Buddhismus doch auch nicht wol zu ignorirender Bruchtheil der Menschheit greift noch höher hinauf in das metaphysisch Originäre, wo sie in das Gegentheil umschlägt, indem sie das Verdienst in die absolute Abstinenz setzt.

entspreche — dieselben können nicht schlechthin grundlos sein, sondern müssen einem Etwas inhäriren, welchem sie angehören — ein Immanenzverhältniss, welches bald genug auf die Vorstellung der potentiellen oder virtuellen Daseinsform führt, vermöge welcher dem Willen virtualiter auch das erkennende Princip, mithin das Bewusstsein und diesem implicirt, die denkende Ichheit innewohnen muss. *)

Wie wir überhaupt kein „absolutes Denken" anerkennen, so auch kein denkendes Ich, welches dem wollenden Ich etwa so beziehungslos objectiv gegenüberstünde wie der schwingende Lichtäther der Spiegelfläche, auf welche er aufstösst.

Deshalb fühlen wir unsere Anschauung vom Ich auch nicht getroffen von den Einwendungen, die von seinem positivistisch seinwollenden Standpunkte aus Eugen Dühring (Natürliche Dialektik, S. 185—188) wider Solche erhebt, welche plump „die Vorstellung der Einheit des Bewusstseins verwechseln mit dem Begriff der Einheit des unbewussten Grundes des Bewusstseins" oder in „falscher Einheitsconception" das Ich als „Träger des Bewusstseins oder des Willens anders als formal denken". Wir hatten ja durchaus nichts dawider, wenn man dem blos Denkenden als solchem die Personalität bestreitet. „Er oder Es (das Ding), welches denkt" und durch welches „nichts weiter als ein transscendentales Subject der Gedanken vorgestellt

*) Umgekehrt freilich Kant, wo es ihm (Kritik der reinen Vernunft, Rosenkranz, S. 379) gefällt, in der Einseitigkeit zu verharren, das gesuchte Ansich des Ich solle lediglich nur „das Etwas sein, dessen Erscheinung in uns das D e n k e n ist"; wie wenn die wollende Function etwas wäre, was ganz neben und ausserhalb des eigentlichen Ich herliefe — wozu es zu machen freilich Wundt und Genossen nicht übel Lust bezeigen; und neuerdings will man sich dafür gar, wie es scheint, auf die sogenannten hypnotischen Erscheinungen berufen, deren Auslegung seitens der Willensmetaphysik allerdings wesentlich anders zu lauten haben wird. Wir dagegen halten an dem Satze fest, dass nur vermöge und nach Maassgabe eben des „selbstthätigen" Bestandtheils unseres Ich überhaupt eine Reaktion gegen Alles, was als „Gegebenes" auf uns einwirkt, erst möglich und bestimmt wird (entsteht doch schon die einfachste Empfindung erst aus dem Ineinanderwirken dieses subjectiv spontanen Factors mit dem objectiv receptiblen Element des äusseren Eindrucks), und damit erst ist ein kernhaftes Centrum im Ich gewonnen, welches dem absoluten Zerfliessen in eine blosse Bewusstseinseinheit unüberwindlichen Widerstand entgegenstellt.

wird = X", ja welches sogar „nur durch die Gedanken, die seine Prädicate sind, erkannt" werden soll (nach Kritik d. reinen Vernunft, S. 278), ist doch wahrlich für uns noch lange kein Ich. Aber selbst wer sich in Scherz oder Ernst der Ausdrucksweise bedient: „es denkt in mir", setzt mit und in diesem „mir" ein Ich, dessen Substantialität über die blos gedachte weit hinausgerückt ist. Mit dieser nämlichen Voraussetzung dessen, was widerlegt werden soll, operirt aber auch E. v. Hartmann, wo er (D. D. a. s. u. s. B., S. 21) das Ich *qua* denkendes (d. h. dasjenige Wesen, welches neben andern Functionen auch solche hat, die es befähigen, bewusste Vorstellungen vermöge und mittels einer denkenden Eigenthätigkeit in sich aufzunehmen) ganz und gar befasst und umschlossen sein lassen will in die leere Freiheit *(licentia)*, nach welcher es „mir freistehen soll, auf die potentielle Einheit des Bewusstseins zu reflectiren", und in „die beständige Möglichkeit des Gedankens, dass die jedesmalige Vorstellung ebenfalls die meinige sei." Es liegt ja nämlich auf der Hand, dass solch „mir" und „meinige" das unaufhebbare Substrat eines Ich bereits implicirt, welchem jene Freiheit wie dieser Besitz zustehen, ehe es überhaupt zu einem Vorstellen und Bewusstsein kommt, also ein dem Denken präexistentielles Ich. Man soll uns die Einheit des Bewusstseins, welche der Sache nach gemeint ist als die Identität eines Thätigen mit sich selber, nicht depotenziren zum blossen Begriff der blossen Einheitlichkeit einer blossen Thätigkeit, wie dies derselbe Denkkünstler versucht mit der Behauptung: die Einheit des Bewusstseins bestehe lediglich „in der Umfassung der Vorstellungen durch ein und denselben Act des Bewusstseins." Aber „bewusst" als Prädicat einer Vorstellung ist ein ganz anderer Begriff als der, welchen das nämliche Wort ausdrückt, wenn es als Prädicat eines vorstellenden Wesens gebraucht wird. Der Sprachgebrauch weist uns an, in jenem Falle das Abstractum „Bewusstheit" zu verwenden und nicht von Bewusstsein, statt von Bewusstgewordensein der Vorstellungen zu sprechen. „Einheit des Bewusstseins" behält uns trotz Dühring und alledem die objective Bedeutung der identischen Constanz des Trägers der denkenden Thätigkeit. Nicht die Eigenschaft der Vorstellungen als solcher und an sich, bewusst zu sein, ist dasjenige, was uns bei der Frage nach dem Wesen des

Ich angeht, sondern die Bezogenheit dieser Eigenschaft auf ein denkendes Wesen, ihr Bewusstwerden für dieses.*)

Grade bei der Betrachtung der Personalität muss man protestiren gegen Sophisticationen, welche ihren einzigen Halt haben an einer Homonymie und es ausbeuten wollen, dass, nach Schopenhauer's Ausdruck, das Ich das „grösste aller *aequivoca*" ist. Da wird mit einer völlig unstatthaften Diremtion des un-

*) „Bewusst" ist, so wie so gefasst, ein correlativer Begriff: im passiven Sinne weist er auf ein denkendes Subject, welchem die Vorstellungen bewusst werden, — im activen auf ein Gedachtes, welches, als Object, in den Bereich des bei sich selber sich befindenden (*sibi conscius*) Denkwesens fällt. Dem adjectivischen *conscius* scheint jener Doppelsinn nicht beizuwohnen, dieses vielmehr ausschliesslich die active Bedeutung zu haben. Die rein passive Verwendung dürfte auch „*conscientia*" nicht leicht finden — wohl aber umfasst das Wort die beiden Seiten der activen Bedeutung — indem es nämlich einmal — überwiegend subjectiv — blos die Eigenschaft des bewussten Subjects ausdrückt, andererseits aber auch sich auf die mehr objective Seite hinüberneigt, wo es zur Bezeichnung des thätigen Inbegriffs alles bewussten Denkens dieses Subjects sammt der Beziehung dieses Denkens zum Handeln des nämlichen Subjects dient. Der Verkennung einer gleichen Correlation entstammt es auch, wenn Kant und E. v. Hartmann Vorstellungen ohne ein Vorstellendes, Erkenntniss ohne ein Erkennendes glauben annehmen zu dürfen, und doch liegt es schon im Etymon: vorstellen, dass etwas da sein müsse, vor welchem das Gegen-ständliche, das Ob-jective sich re-prä-sentirt. In dieser unausweichlichen Bezogenheit des Accusativ-Objects auf ein Dativ-Object findet ihre sprachlichinstinctive Gewähr die substantiale Identität des allen vorstellenden Functionen zu Grunde liegenden Individualwesens mit sich selber und damit zugleich das Band, welches es möglich macht, dass das denkende Ich — weil es eben nicht im blauen Nichts haltlos herumflattert, sondern an ein Wollewesen unlösbar gekettet ist -- auf den wollenden Zubehör seiner selbst, als auf ein Stück des eigenen Selbst, reflectiren kann. Jedoch sind mit nichten solche Erwägungen dem Scharfsinn eines Kant entgangen. Er weiss nicht nur (a. a. O., S. 319ff.), „das bestimmende Selbst (das Denken) sei von dem bestimmbaren Selbst (dem denkenden Subject) unterschieden wie Erkenntniss vom Gegenstande", und spricht sich auch nicht nur (S. 747) verständnissvoll aus über die Selbstspaltung des sich selbst afficirenden Sinnes, sondern verschliesst sich auch (S. 749) der realdialektischen Einsicht nicht, dass zwar „das Ich, der ich denke, von dem Ich, das sich selbst anschaut, unterschieden", aber zugleich doch auch „mit diesem letzteren als dasselbe Subject einerlei sei". Aber wo er sich vorgenommen, das Ich einmal lediglich unter der Kategorie (Denkform) der Erscheinung oder der blossen Vorstellung zu betrachten, da treibt er es bis zur Selbstquälerei, mit der Darlegung, welche Einschränkungen des Gesichtskreises sich ergeben, wenn man sich über die selbstgezogenen Grenzlinien seines Standortes nun einmal nicht hinausbewegen will. Aber wozu im Grunde solch müssig Spiel, da doch auf die

trennbar Zusammengehörigen operirt und ignorirt, dass wo ein Ich vorhanden ist, allemal auch Beides — wollendes und erkennendes — in Einem gegeben ist, denn Eines ohne das Andere ist kein Ich, kein Ganzes. Der Wille ohne Bewusstsein ist ja erst nur das metaphysische Substrat der charakterologischen Persönlichkeit, die reine Kraft, diese bestimmte Persönlichkeit, dieser zu fester, unverrückbarer Qualität präformirte Charakter zu sein, resp. zu werden. Dagegen das reine Bewusstsein, das sogenannte reine Subject, das Subject des Vorstellens, auf dessen „Unaufhebbarkeit" der Idealismus alle seine Positionen gründet, weil es, solange vorgestellt wird, allerdings seine Abstractheit nicht weggedacht werden kann, gleichviel wo oder von wem „vorgestellt" wird (— deshalb machte man es flugs zu einem ewigen zeit- und raumlosen —) ist ja eben in

Länge kein Mensch es aushält, sich alles dessen zu entäussern, was allein seiner Selbstprüfung und der Selbstanschauung seines Ich Reiz verleihen kann: die Aussicht, dieses Ich in seiner Totalität kennen zu lernen, nicht in der abstracten Zergliederung einer, allemal nur an *membris mortuis* ausübbaren Ich-Anatomie; welche dann zuguterletzt natürlich auch nur das *caput mortuum* eines hirnlos, d. h. bewusstlos gewordenen leeren Schädels in skeletirten Händen zurückbehalten kann. Was aber Kant — nach seiner, neuerdings von Volkelt aufgedeckten inneren Widerspruchsnatur, auch für die entgegengesetzte Auffassungsweise vorgearbeitet hatte, das trat zu Tage, als Fichte das reine Denken zum absolut schöpferischen Vorstellungsquell des reinen Ich, als der Ursubstanz verdichten wollte. Nachdem wir mit und ohne Namennennung an verschiedenen Orten bereits sattsam abgerechnet haben mit den ärgsten Sophisticationen, die neuerdings sich in Deutschland für Philosophie ausgeben durften, können wir leichter davon Abstand nehmen, hier genauer auszuführen, wie nicht blos nach eigenstem Bekenntniss, also wenigstens seitdem nicht mehr unzurechenbar „unbewusst" als dreifach irreleitende Homogenie ist verwendet worden, sondern auch mit dem Worte Realität Fangball gespielt wurde, dergestalt, dass man in einem Athem sich dreierlei Verschiedenes dabei zu denken hatte: in einem Sinne sah man emporgeschleudert, was in einem zweiten zurückgehascht, und in einem dritten verächtlich fortgeworfen ward, wobei nebenher Vorstellung bald in der Bedeutung eines Thätigkeit ausdrückenden Verbal-(Vorstellungsact) bald in der eines Thätigkeitsproducts (*cogitatum*) zur Anwendung gebracht wird — lauter Gaukelstücke, durch welche auf das Denken genau ebenso gewirkt wird wie durch das rasche Drehen einer Farbenscheibe vor dem Auge auf dessen Sehfähigkeit: in einen schwindelnden Taumel versetzt lässt die Auffassung sich berücken und muss sich erst besinnen, vor was sie in jedem Zeittheilchen wirklich steht, wie Einer, der sich im Kreise gedreht hat, und um dessen Sinne nun noch Alles umherwirbelt.

seiner Blossheit auch aller Substantialität wie aller Selbst-heit „entblösst“ — von aller Individualität unabhängig — aber dafür auch „Geist“ nur im selben Sinne wie man die „Gespenster“ als Geister bezeichnet, eine reine Form, ein Gefäss ohne begrenzende Wandung.

Nur in der Vermengung des variablen mit dem constanten Ich ist solche Folgen- und Lichtzieherei überhaupt ausführbar wie die, in deren Blendwerk jene als vage Metakritik sich aufspielende Schrift sich gefiel, an welcher schon der Titel „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit“, verrieth, wie Alles auf Effectmacherei berechnet war. Es kann doch nicht darauf ankommen, ob das Ich als Object dem Ich als Subject so stille hält wie der Nabel des in contemplativer Hocke kauernden Fakirs seinem Auge — denn die logische Chikane mit der ewigen Incoincidenz des anschauenden mit dem angeschauten Ich kann doch der Thatsache des Selbstbesitzes jedes selbstbewussten Individuums nichts anhaben. Mag über das Wie und Was der eigenen Existenz noch soviel Irrthum und Täuschung walten, über das Dass käme selbst Einer nicht hinweg, der sich einbilden möchte schon gestorben zu sein — denn auch dann noch würde er für sich selber und das heisst als Ich existiren, wenn auch nur als ein todt Seiender. Bis in die kleinste Nuance seines kernhaften Begehrens hinein findet sich Jeder bei nöthiger Besinnung auch als den Nämlichen wieder, als welchen er sich vor 10, 30 oder 50 Jahren gekannt hat, und nur wer diese alle Augenblicke controlirbare Thatsache muthwillig in Abrede stellen will, kann das Ich so darstellen wollen, als bestände es in seiner Ganzheit in nichts als in solch selbstschöpferischem Act der Selbstbetrachtung eines Nichts durch das andere Nichts, indem Spiegelbild und Abgespiegeltes sich wechselseitig hervorbringen — eine jener Ausgeburten eines pseudo-realdialektischen Abstractions-Nihilismus, gegen dessen Imputirung wir schon einleitungsweise unser antilogisches Princip zu verwahren gewusst haben. Solch Nonsens kommt aber allerdings unvermeidlich heraus, wo man vom constanten Ichfactor mitbehauptet, was ausschliesslich vom variabeln gilt.

Wie ungleich tiefsinniger nimmt sich dem gegenüber die Reflexion eines Roget (a. a. O.) aus: die Möglichkeit der Autocheirie helfe bezeugen, dass im Ich etwas enthalten sein müsse, was im Stande sei, dergestalt über sich, als über eine

blos vorübergehende Erscheinung seiner selbst zu verfügen. — Ueberhaupt Jeder, der mit Bewusstsein — nicht in blöd besinnungslosem Taumel — sein Leben als Ersatz für ein jenseit dieser seiner phänomenalen Erscheinung liegendes Gut „in die *chance* schlägt" — also etwas dafür „eintauschen" will, das ihm selber als dieser empirisch vorhandenen Persönlichkeit nicht mehr zu Gute kommen kann, bethätigt damit einen Willen, den die Grenzen der Individualexistenz nicht einschliessen — und die Fähigkeit, diese Schranke überfliegen zu können, gehört ja selber zur charakterologischen Bestimmtheit dieser gegebenen Individualität.

Fest zuzugreifen gilt's zum packenden Erfassen seiner selbst mitten im Wirbel des leibhaftigen Daseins. Was in uns lebt, uns Leben und Odem gibt, ist aber nicht das Gespenst unseres denkenden Geistes, sondern das mit aller Wirklichkeit radiär vermittelte Wollenscentrum, das Ich als Individualcharakter. Und dahin verwies uns schliesslich Kant selber mit seiner vertröstenden Aussicht auf die Entdeckung einer anderweitigen — „intelligibeln" — „Spontaneïtät" (a. a. O., S. 804) — nur dass er sich (wie ja auch noch Schopenhauer) nicht getraut, ein schlechthin real-objectives Ansich zu behaupten von irgend etwas, woran noch eine Spur von Zeitlichkeit haftet, weshalb ja Bilharz-Dannegger das Wesen des Metaphysischen gradezu in das Constante von zeitloser Variabilität setzt — Alle, wie uns bedünken will, mit einem vergeudeten Aufwand viel zu umständlicher Gründlichkeit.

Wer sich nicht verblüffen lässt, weiss ja überhaupt, wie zuletzt auch im Kant'schen Höllenbräukessel „mit Wasser gekocht" wird: damit, dass man ihren Begriff in die (subjectiven) Kategorien verweist, ist die Substanz selber nicht abgethan. Wer sich klar gemacht (und selbst ein Tobias stellt nicht in Abrede, dass an dieser Stelle der Kriticismus einen Lapsus begangen), wie Kant selber sein „Ding an sich" auf dem von ihm so streng verpönten Wege der Causalität (als Grund der Erscheinung) in sein System hineingeschmuggelt hat, der kann sich ja auch nicht mehr des Todes verwundern, wenn ihm gezeigt wird, wie Kant es nicht verschmäht hat, aus dem von ihm zuvor doch so gründlich ausgeräumten Denkarsenal sich eine Axt zu entlehnen, um noch andere Schleichwege durch das Dickicht seines selbstversperrenden Argumentationsgestrüpps

sich zu hauen. Denn irgendwo will der Mensch doch hinaus an Luft und Licht und das unwiderstehliche Athmens- und Schauensbedürfniss ruht eben in jenem seinem Willens-Ich, das sich nicht ignoriren lässt, noch anfechten von Abstractionserklärungen, mittels deren auch Kant selber es in seines Herzens Grunde gar nicht hat los werden wollen. Dessen nutzloses Abkasteien mit überflüssigen „Skrupeln" hat ja schon Schillers bekanntes Epigramm an der „Nase" gezupft — und wenn man jenem a. a. O., S. 805 mit so mysteriösen Andeutungen in die Kategoriengesellschaft eingeführten, „ganz anderen Princip", die Maske lupft, so erkennt man dahinter bald und deutlich genug Niemand anders als den incognito reisenden Welt-Souverain — den Willen in allerhöchst eigener Person. Aber statt uns bei solcher Entdeckung einen Triumph hämischer Kleinmeisterei zu bereiten, wollen wir uns dessen freuen, dass auch solch hoher Geist nicht gänzlich ausserhalb der Sphären Wohnung genommen, in denen wir wissen, heimisch bleiben zu müssen. Dort droben im odemleeren Aether haben erdgeborene Sterbliche keine bleibende Statt — und grade zumeist und zunächst mit unserem Ich haften und wurzeln wir insgesammt in der gemeinsamen Mutter, deren Hauch jeden Lebenden umwehen muss, weil jenseit und ausserhalb ihres Dunstkreises die Antäuskraft ihm unwiederbringlich ausgehen müsste.

Daraus, dass Kant zuweilen im Eifer des Defensiv-Gefechts sich fortreissen lässt, selber der sonst von ihm an seinen Gegnern so streng gerügten Neigung nachzugeben und bequemlichst aus blossen Begriffen beweisen zu wollen, kann man die noch nicht für widerlegt halten, welche immer wieder auf die Vermuthung zurückkommen, die ganze Kritik der reinen Vernunft bezwecke letzten Endes nur eine Wiedereinsetzung des rein empirischen Princips in seine alten Rechte. Selbst das Kant'sche Apriori lässt sich gewissermaassen unter diesen Gesichtspunkt rücken, welcher für jede Metaphysikmöglichkeit von so entscheidender Wichtigkeit ist: dass es nämlich Urthatsachen allererster Erfahrung gibt, vor deren Selbstevidenz alles Fragen nach weiteren Beweisen und alles Verlangen nach höherherunterhebenden Deductionen seinen Sinn verliert. Die diesen empirischen Urelementen beiwohnende Zwangsgewalt ist so gross, dass Jeder in ihnen wie in Fussangeln verstrickt bleibt, der sich von diesem Boden in die Intermundien einer gravitationslosen Abstraction aufzuschwingen versuchen will. Wer dessen einmal innegeworden,

dem imponiren keine Beweise mehr, die ihren *nervus probandi* solchen Abstractionsdecreten entnehmen sollen, wie: das reine Subject kann sich niemals Object werden — denn solche haben die Voraussetzung ihrer Richtigkeit an einem ganz bestimmten extrem-einseitigen Begriff des Wortes Subject.

Indem wir uns für unser metaphysisches Bedürfniss genügen lassen an der urempirischen Selbstfindung des Ich, stützen wir unsern Empirismus grade mit auf die Unausdenkbarkeit eines reinen, d. h. inhaltleeren Selbstbewusstseins — und wir danken es Schopenhauer als eines der wesentlichsten Stücke seines Erlösungswerkes, dass er uns von diesem gespenstischen Hocuspocus (dessen ganze Unheimlichkeit in so beredter Dumpfheit aus jener berühmten Anmerkung seines Hauptwerkes — dritte und spätere Auflage I, 327 — heraufhallt) uralter scholastischer Drehkrankheit endlich befreit hat.

Von anderen Bewusstseinsarten aber unterscheidet sich das Selbstbewusstsein zunächst wenigstens darin, dass für dasselbe der Weg zu seinem Object ein ungleich kürzerer ist, als für jedes andere Bewusstsein — und das gilt nicht blos in symbolisch ideell-räumlichem Sinne (es hat eben sein Object überall „bei", wenn nicht in sich), sondern auch direct zeitlich — denn es braucht nur durch ein kaum noch (mit Hülfe physiologischer Experiment-Beobachtungen) messbares Zeit-Partikelchen von seiner eigenen Vergangenheit, d. h. von sich als vergangenem oder meinetwegen noch genauer: von dem nächst vergangenen Zustande seiner selbst getrennt zu sein, um „auf sich", d. h. auf seine innerste (somit ja rein intellectuale) Selbstbethätigung reflectiren zu können.

Im Verhältniss dagegen zu dem im Verein mit ihm das Gesammt-Ich constituirenden wollenden Factor bedarf es nicht einmal dieser zeitlichen Succession, sondern nur eines so grossen Zeitatoms als überhaupt zur Perception einer Vorstellung erforderlich ist. In allen Acten des Erwägens, der Selbstprüfung, hält ja wirklich das Wollende in uns dem Erkennenden still als ein direct Präsentes, ein unmittelbar Gegenwärtiges und als solches den vorübereilenden Augenblick aus der Vergangenheit heraus in die Zukunft hinein Ueberdauerndes.

Wie jede wissenschaftliche Divergenz, so führt auch diese schliesslich auf einen Punkt zurück, wo Urdefinitionen und Urbehauptungen einander unversöhnlich gegenüberstehen. An ihrem Ausgangspunkte mögen solche Abweichungen unscheinbar

genug sich ausnehmen, obgleich sie eine ganze Welt von Gegensätzen in sich schliessen können. Wie unverfänglich klingt nämlich der Satz, das Subject des Wollens sei weniger als das des Erkennens vom Object bedingt — und doch ist damit implicite dem Willen jene ganze potenzenreiche Essentialität abgesprochen, welche an sich „urkräftiger Keime voll", grade umgekehrt ihrerseits dem sonst in der absoluten Leere seines rein formalen Ansich verharrenden Bewusstsein erst zu einem Inhalt verhilft, welcher in nichts Anderem bestehen kann, als in den Relationen des Wollenden zu dem, was nicht es selbst, also ein ausser und ausserhalb (*praeter et extra*) seiner selbst Existirendes und insofern wirklich rein und schlechthin Existirendes ist. Im Selbstbewusstsein findet sich ja nämlich der Wille als substantialer Einzelwille (nicht als blosser Einzelact Eines Gesammtwillens) und dass er sich *uno eodemque obtutu* als einen nach Aussen bezogenen Willen findet, ist ja nichts als das phänomenologische Innewerden seiner realdialektischen Natur.

Jene blos abstracte Zerreissung in Object und Subject dagegen postirt sich (wie W. a. W. u. Vorst., 3. Aufl. II, 18 zu lesen steht) auf solche „Kugelpole" unserer Erkenntniss als auf zwei einander correspondirende reine Nichtse — ein objectives (die reine Materie) und ein subjectives (das reine Subject als zeitloses Weltorgan) — und muss sich da herumwirbeln lassen in einem Nihilismustanz, den nicht mitmachen zu wollen wir schon oft genug erklärt haben, — denn da muss Einem schon bald so schwindelig werden, dass ihm in jedem Sinne „Hören und Sehen vergeht" — und wol auch noch etwas mehr.

Wie aber jede überstiegene Skepsis, so schliesst auch die, welche sich gegen das Ich wendet, in ihrer Existenz bereits ein Stück ihrer eigenen Widerlegung in sich. Dass wir fähig sind mit unserer Abstraction wiederum noch über die abstracteste Analyse unserer Ichvorstellung hinauszugehen, implicirt eigentlich schon den Beweis, dass wir beim allerhöchsten Gedankenfluge doch noch entweder mit dem einen Fittichende den festen Boden einer unversenkbaren Essenz berühren, oder wenigstens wie mit unsichtbaren Fäden solch unverlierbarer Basis verbunden bleiben — ein Etwas in uns, mag man es den Instinkt der Realität, mag man es das unmittelbare Selbstgefühl nennen, macht es früher oder später selbst dem vermessensten Idealisten unmöglich, sich droben in absoluter Beziehungslosigkeit zu erhalten, und nöthigt ihn, so irgend einmal den eigenen extra-

vaganten Prätensionen ein Dementi zu geben. Nichts in der Welt aber lässt sich leichter erweisen, als ein Gebahren, das die eigenen Schranken nicht achtend, Unmögliches anstrebt.

Und weil denn doch dieses Kapitel im Grunde nichts Geringeres vornehmen muss als eine Revision des Fundaments, auf welchem die ganze Willensmetaphysik beruht, so ist es kein *hors d'oeuvre*, hier nochmals den ganzen Gedankengang „freieigen" wiederzugeben, welcher Schopenhauer zu seiner „Welt als Wille" geführt hat.

Gegeben ist nun doch einmal das Räthsel, dass unser vorstellendes Ich gewisse Klassen von Objecten vorfindet, zu denen es sich von Anfang an in einem andern Verhältniss stehen sieht als wie zu allen übrigen, mag auch die Abstraction mit Recht den Satz aufstellen, dass jene Objecte darum nicht aufhören in dianöologischer Beziehung, d. h. solange wir sie ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der erkenntniss-theoretischen Betrachtungsweise ins Auge fassen, ganz in dem nämlichen Sinne Objecte zu sein wie alle übrigen.

Was diese Klasse von den übrigen unterscheidet, ist zunächst ihre unmittelbar praktische Bezogenheit auf das sie als besonders geartete vorfindende Denk-Ich, und ihr erstes Unterscheidungsmerkmal besteht in der negativen Eigenthümlichkeit, ein Nicht-Fremdes zu sein, ein *Non alienum*, d. h. ein nicht einem Andern Angehörendes.

Dieses Band, welches hier das erkennende Subject mit seinem Object verbindet, ist zwar selbst Object, Inhalt einer Vorstellung, aber unabweisbar; das Ich kann sich davon nicht losmachen, wie von andern Erscheinungsbildern, welche kommen und gehen, auftauchen und wieder versinken. Dagegen ist das Innesein eines besonderen Verhältnisses zwischen dem Vorstellungs-Ich und jener specifischen Gattung von Objecten in engerem und prägnanterem Sinne als alles Andere eine Thatsache des Bewusstseins. Das Innesein der Unabtrennbarkeit bringt das der grösseren Macht — der intimeren Relation — mit sich, und in der Reflexion hierauf gewöhnt sich das Ich bald jene Vorstellungen als innere, den übrigen, als äussere, von Aussen an es herangebrachten, gegenüberzustellen. So erwehrt sich das Vorstellungs-Ich dessen nicht lange, jene Objecte in einem eminenten Sinne die seinigen zu nennen. Woher das? Diese Thatsache ist wenn irgend eine erklärungbedürftig, und jeder reine Idealismus lässt uns mit ihrer Erklärung im Stich — und

das meinte und wollte Schopenhauer, als er das kühne Wort sprach, welches zwar leicht zu bekritteln ist, welches aber doch Keiner unnachgesprochen lassen kann, der mit der Welt, als wirklichen, zurechtkommen will: es gilt irgendwo einen Sprung zu machen, der uns aus dem Zauberkreis blosser Vorstellungen hinüberträgt in ein Reich der Wesenheiten, des nicht blos *in effigie*, sondern *in et cum essentia* Existirenden.

Das Warum jener Frage: wie kommt das Vorstellungs-Ich dazu, von seinem Willen, seinem Leib, seinen Gliedern ward von uns schon oben beantwortet — denn seit geraumer Zeit bewegt sich ja unsere ganze Betrachtung gewissermaassen rückwärts, um in sich selber an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren — nicht „beweisend" — also auch keines *circulus vitiosus* sich schuldig machend — sondern nur darlegend, wie schliesslich auch die weitest vermittelte Abstraction, welche ihrer Natur nach immer das *posterius* der intuitiven Erfassung sein muss, erst dann an ein beruhigendes Ziel gelangt, wenn sie sich in derselben Erkenntniss, welche die Anschauung anticipirte, mit dieser wieder zusammenfindet.

Noch aber ist dieser Kreislauf nicht abgeschlossen, denn noch ist unsere Betrachtung nicht wieder ausgemündet bei dem Grundbegriff „Subject". Was nämlich berechtigt uns überhaupt von einem Subject des Wollens zu reden? Subject, sagt man uns, sei ein nur auf das Erkennende andwendbarer Begriff — und diesem gegenüber, im Vergleich mit diesem, wie im Verhältniss zu diesem, alles Andere, also auch das angebliche Subject des Wollens, lediglich und ausschliesslich blos Object.

Wir aber antworten: jenes Recht, nach dem Ihr fragt, nehmen wir uns da, wo dasselbe zu besitzen von jeher schon der tiefsinnige Instinct der Sprachentstehung in kaum halb bewusster Anticipation geführt hat: aus der Kehrseite obiger Thatsache, daraus — und damit kehren wir nochmals zu unserm Wollbegriffe des Persönlichen zurück, dass die im Gesammt-Ich verbundenen Factoren einander gegenseitig unentbehrlich, sie wechselsweise auf einander angewiesen und trennbar nur für die Abstraction sind. Eins aber und schlechthin homogen sind sie an sich in der ihnen gemeinsamen Spontaneïtät ihres Wesens — und nach Aussen, d. h. in Allem, was nicht so oder so zum Gesammt-Ich gehört, also „für Andere" in der ihnen Beiden gleichermaassen eigenthümlichen causalen Bezogenheit.

So leben sie denn von Anbeginn her in uneingeschränkter Gütergemeinschaft, besonders in Beziehung zu den Beiden zur Verfügung stehenden Organen: Dein Haus ist meine Wohnung, Deine Wehr mein Schutz, Dein Geräth mein Werkzeug; das ist das Verhältniss ihrer wechselseitigen Aushülfe — und wenn sie in unlöslicher Correlativität sich ergänzen zur Totalität des Gesammt-Ichs, so walten sie ihrer Functionen, je nach Bedürfniss und Verständigung, bald in nachgiebiger Isolirung, bald in harmonischer Cooperation — oder, wenn sie sich entzweit haben, so arbeiten sie einander wenigstens noch in die Hände bei dem auf Dissociation des Gesammt-Ichs gerichteten Zerstörungswerke, mag dessen Product nun Tod oder Wahnsinn heissen.

Solange zwischen ihnen die rechte Bundesbrüderschaft besteht, sehen wir bald den Willen sich zurückziehen mit seinen anderweitigen Interessen, damit das erkennende Ich ungestört im Vollgebrauch der Organe bleibe, bald das Erkennen auf Selbstbethätigung verzichten, um (im Schlaf) dem Willen volle Freiheit für seine (vegetativen und locomotorischen) Functionen zu lassen. Und einandermal wieder, wie in Acten der Aufmerksamkeit und den übrigen Verwaltungsvorgängen der Communionsprovinz, steht Beider Thätigkeit in einem so reinen Gleichgewicht, dass auf keiner Seite irgend ein Prävaliren erkennbar ist (wie unbemerkt sich ein kurz- und ein weitsichtiges Auge neben einander gebraucht, je nach der Entfernung des Gegenstandes, in der vollen Thätigkeit sich ablösen, so dass je das andere, relativ ruhende, nur indirect und unbewusst seinen secundären Beitrag zur Entstehung des vollen stereometrischen Körperlichkeitsbildes liefert).

Wo aber, und zwar zumeist grade in den Momenten solches in einander verschmelzenden Zusammenwirkens, ein Augenblick tiefstgehender Selbstbesinnung eintritt, da wird das Erkennens-Ich gewahr, dass es doch sein *πρῶτον κινοῦν* nicht streng in, sondern nur an, nämlich neben sich selber habe, dass seine Spontaneïtät im Grunde doch eine entlehnte sei, indem es seinen Impuls aus einem Anderen, eben jenem seines Zwillingsbruders empfinge, wie jeder Kopf den hirnbelebenden Blutstrom aus dem mit ihm zum selbigen Gesammt-Ich gehörenden Herzen.

Von da an aber ist es die Sache der simpelsten „Erkenntlichkeit", auch die Thatsache des „Primat" des Willens im Selbstbewusstsein „anzuerkennen", denn sie besagt nichts mehr

und nichts Anderes als eben das, dass die wahre Spontaneïtät nicht im erkennenden Subject liegt.

Auf diesem Stadium der Selbsterkenntniss aber würde es sich nicht mehr ziemen, wenn das erkennende Ich es noch weiter als eine Usurpation des Willens zurückweisen wollte, dass auch dieser das Prädicat des Subjectseins für sich in Anspruch nimmt — muss doch, strenggenommen umgekehrt das blosse Erkenntnisssubject eigentlich von dieser Würde abdanken, sofern der Subjectsbegriff als integrirendes Moment die volle selbsteigne Spontaneïtät in sich zu schliessen scheint, mithin das reine Erkenntniss-Ich in seiner Abstractheit sich nunmehr des Attributs solcher Souverainetät entkleidet findet (da es dasselbe ja gewissermaassen nur zu Lehen trägt vom Willen als dem Ursubject), also doch zum allermindesten wol dem Bruder, der zur Führung solchen Titels als besser sich legitimirt ausgewiesen, das volle Recht der Mitregentschaft im Bereich des Subjects- oder Ich-Begriffs einräumen wird.

Die Expansion dieser Erwägungen war es, vermöge deren Schopenhauer den Zauberreif der ewig insichselberverschlossen bleibenden reinen Subjectivität sprengt, um auf das vor allem Denken unversenkbar bleibende Fundament eines reinen Ansich hinauszutreten.

Wie aber dabei der Meister offen bekannt hat, sich von der ethischen Seite des metaphysischen Bedürfnisses haben mitbestimmen zu lassen, so nehmen auch wir keinen Anstand darauf hinzuweisen, wie den Versuch, das Ich in die blosse Thätigkeit eines schlechthin Fliessenden zergehen zu lassen, sich Niemand eifriger hat zu Nutze machen wollen als der ethiklose Materialismus. Schon dadurch, dass es darauf ankommt, die Metaphysik des Ethischen retten zu helfen, rechtfertigt es sich also vollständig, wenn wir auch den Vorwurf der Breite auf uns zu nehmen kein Bedenken getragen haben, in einem Kapitel, das eben die „ethischen Urbegriffe“ zu behandeln sich vorgesetzt.

Wohl wissen wir, dass der unzweifelhaften Wahrheit auch die ethische Tradition nachzustehen hat; aber das kann uns nicht hindern, freudig an dieser festzuhalten, solange sie sich mit unserer Wahrheitsüberzeugung verträgt und allemal, wo zwei Wahrscheinlichkeiten im reinen Gleichgewicht nebeneinanderstehen, für diejenige uns zu entscheiden, welche, *caeteris paribus,* den allgemein menschlichen Bestandtheil der ethischen

Urpostulate auf ihrer Seite hat (wie ja schliesslich ein Jeder an solchem Kreuzweg seinen individuell subjectiven Neigungen den Ausschlag zu geben gestattet).

Freilich stehen wir grade an dem Ich, vor einem so dicht sich durchwirrenden Knäuel realdialektischer Eigenschaften, dass der ganze Muth der Ueberzeugung dazu gehört, hier der „Denkform der contradiktorischen Attribute" in ausgiebigstem Maasse sich zu bedienen. Das macht denn aber andererseits auch um so toleranter, wenn es auch andern nicht gelingen will, von den sonst gültigen Erkenntnissbedingungen so sehr Abweichendes, ja ihm Zuwiderlaufendes in die Form des vulgär logischen Ausdrucks zu kleiden. Wir sollen ein Subject anerkennen, das seine eigene Natur so sehr verkehren muss, dass es selber fast noch wesentlicher Object ist. Wahrlich, wer dann noch Anstand nimmt, die entschiedene Sprache der Realdialektik zu führen, dem bleibt kaum noch etwas Anderes übrig als der Versuch, auf der Brücke der Andeutung zu sich hinüber zu führen unser ahnendes Verständniss dessen, was er hat sagen wollen und auch wirklich würde gesagt haben, wenn die Sprache dessen überhaupt in völlig adäquatem Ausdruck mächtig wäre. Da mag man sich vollends zufriedengeben, wenn einer im vollen Bewusstsein von seinem Unvermögen uns offen genug bekennt, dass er kaum annähernd seine Gedanken unserem Denken zu vermitteln wisse, sondern das Beste daran (die *res verbis meliores*) vertrauend dem Herüberholen auf dem Wege mystischen Einverständnisses überlassen müsse. Und wenn dann auch nur ein Einziger den Eindruck gewinnt, mit seinem „Gesicht" ihm richtig gefolgt zu sein, so hat er nicht umsonst geredet, so wenig wie ein Künstler umsonst gemalt, wenn er den Schmerz im Herzen des Vaters anders nicht „wiederzugeben" wusste, als dadurch, dass er dessen Haupt verhüllte — wie ja so oft „wahres Gefühl" gibt im Verstummen sich kund.

Deshalb ist's ja eben, dass die Realdialektik über Schopenhauer hinausgegangen — was er nur schüchtern umschreibend „das Wunder κατ' ἐξοχήν" zu nennen wagte, das darf sie herzhafter als einen der vielen wirklichen Widersprüche proclamiren und demgemäss das Wesen des Ich beschreiben.

Das eigentlich Realdialektische der Sache liegt darin, dass, was das Ich zum Ich macht, doch nicht dessen essentiales Wesen angeht — das eigentliche Ich (der Wille) ist an sich nicht das

Ich, und was als wahres Ich aussieht (das Selbstbewusstsein) ist in Wahrheit nur ein accidentelles Merkmal des realen Ich, das Existentielle am Essentialen. Das specifische Kennzeichen des Ich — das Selbstbewusstsein — ist nur ein Secundäres davon — dagegen überdauert dessen substantialer Träger diese Inhärenz — streift sie im Tode ab und hört damit auf Ich zu sein. Darum berührt sich ja auch hier mit den Fragen der theoretischen Selbstbehauptung so eng die nach der Möglichkeit der praktischen und ihres Gegentheils, der freiwilligen Verzichtleistung auf Fortführung der Ich-Existenz — das Problem des Todesmuthes und der Askese.

Fassen wir nun aber den Gedanken: was die Ichheit ausmacht, ist nicht das Ich und was das wahre Ich ist, ist an sich ohne Ichheit allgemein logisch, so ergibt sich jedes Ich als die Einheit eines Identischen und Nicht-Identischen und ein Selbstbewusstsein überhaupt nicht möglich ohne eine derartige Verschmelzung. Es genügt nicht, dass das „Selbst" sich unterscheide von „Andern", es muss auch in sich selber einen Unterschied finden, eine Unterscheidung vornehmen. Ein schlechthin einheitliches, mit sich durchaus, zu allen Zeiten, in allen Stücken und nach allen Beziehungen identisches Wesen entbehrt der Voraussetzung alles Lebens, damit allen Bewusstseins und vollends also allen Selbstbewusstseins.

Ja, man kann behaupten, das apriorische Postulat der Simplicität, der Einfachheit, des Ich ward nicht blos vom Kriticismus als ein Paralogismus entlarvt, sondern vor der Erfahrung selber als ein blosser Schein im allervulgärsten Sinne zu Schanden. Im Gegentheil: das elementarste, unklarste Selbstinnesein und das entwickeltste, hellste Selbstbewusstsein beruhen beide auf dem Grunde eines zugleich einfachen, identischen, permanenten oder constanten, und eines vielseitigen, sich selber ungleichen, intermittirenden oder zerstörbaren Wesens. Jedes Ich ist es selber und zugleich nicht es selber, *simplex idemque varium.*

Ehe ein Ich entstehen kann, muss eine Vermählung eingegangen sein zwischen einem einfachen mit sich identischen, sich selbst gleichen Substrat und einer wechselvollen, auf einer langen Scala hin- und zurückgleitenden Accidens, d. h. buchstäblich: hinzukommenden: der Wille wird erst zum Ich durch den Intellect, aber ein blosser Intellect ohne die Grundlage eines

Willens würde niemals zu einem Selbstbewusstsein; das „reine Subject des Erkennens“ könnte vielleicht die ganze Welt in sich abspiegeln, aber ein Selbst, ein Ich würde es nun und nimmermehr, so wenig wie gewisse chemische Elemente jemals für sich allein, ohne in Verbindung zu andern getreten zu sein, zum Aggregatszustande starrer Körper gelangen.

Zum Selbstbewusstsein eines Ich gehört ja das Doppelte: zu wissen, dass man heute der Selbige ist, der man gestern war und zugleich, dass danach das Heute nicht das Gestern, das heutige Ich nicht das gestrige Ich ist. Von einem schlechthin einfachen Wesen liesse sich aber nur Ersteres aussagen, nicht zugleich auch Letzteres. Für ein schlechthin einfaches Wesen, wie die Herbart'schen Realen sollen gedacht werden, gibt es gar keine Zeit, kann es gar keine geben und somit auch kein Bewusstsein von Zeit und zeitlichem Geschehen. Ein „Ding an sich“, wie es herausgeschält worden durch das Privat von alledem, was Raum, Zeit und Causalität unsern Vorstellungen beimischen, wäre wirklich hinausgerückt über das gesammte *principium individuationis*, enthielte nichts von Vielheit, ruhte in der Ewigkeit eines unbeweglichen *Nunc stans*. (Aber ein Wesen von solcher Ewigkeit würde auch absolut kein Dogma besitzen für die Veränderlichkeit der Dinge.)

Ein solcher ruhender Spiegel der Welt könnte auch keine Bewegung zurückstrahlen. Verständniss für Zeitliches kann nur haben, wer selber zeitlich geartet ist — ein ausser zeitliches reines Subject bliebe so leer wie die Welt, ausser ihm in ihrem Ansich bewegungslos. Wer das Leben begreifen soll, muss selber etwas erlebt haben, das ist ein Satz, der bereits ebenso sehr an der Schwelle des Erkennens, wie praktisch inmitten des buntesten Weltgewühles gilt.

Ein mit der Monotonie eines durch keinen Fingerdruck in seinen Schwingungen modulirten Monochords im immer sich gleichbleibenden Streben verharrendes Wollen, wäre dem einfachen Element gleich, das erst in seiner Affinitätsbethätigung bei der Berührung mit anderen Elementen zu einem lebendigen Dasein — aus der Potenz zur Existenz — erwacht; und ein Intellect, der in sich centrumlos, vom einen zum andern Object flatterte, könnte sich selber niemals wieder erkennen, er wäre so haltund einheitlos wie seine stets wechselnde Vorstellungsreihe; der vom Intellect sich emancipirende Eigensinn einer- und die Zer-

fahrenheit der ziellos umherschweifenden ψυχὴ ποικίλη andererseits könnte annähernd veranschaulichen, was heraus kommt, wenn jene Vermählung in einem Ich so oder so eine lockere bleibt.

Der Wille bedarf der wechselnden Motive, der Intellect des allen Wechsel durchdauernden substantialen Kerns, wenn jenes Doppelwesen entstehen soll, welches wir Ich nennen.

Insofern liesse sich statt von Vereinigung zweier Ich zum Gesammt-Ich auch von dessen doppelter Bethätigungsweise sprechen. Denn es ist ja wahr: nie und nirgends findet sich Eines ohne das Andere — Ichheit (wir brauchen dies Wort hier in einem weiteren und concreteren, dem der Personalität mehr angemessenen Sinne als nach einer früher gegebenen Definition engeren Verstandes) ist nur da, wo Beides ist, ein blos wollendes oder blos erkennendes Ich gibt es nicht — denn ohne diese Zweiheit in der Einheit ist ein Sich-von-sich-selber-unterscheiden nicht denkbar.

Das Ich als erkennendes muss als das wechselnde, sich bereichernde, erneuernde, erwachende, einschlafende, sich unterscheiden von sich als wollendem, beharrendem, unwandelbarem, weder zu- noch abnehmendem. Wir sind heute die nämlichen wie gestern und dennoch inzwischen andere geworden — das ist die geheimnissvolle Antinomie alles Lebens, und dass wir hiervon wissen, ist das Geheimniss der Ichheit.

Die eben darum so gern als die allmächtig bezeichnete Zeit gebiert aus ihrem unendlichen Schoosse die unerschöpfliche Fülle von Objecten und Motiven und soweit diese auf unser Ich einwirken, bekommt dieses einen andern Inhalt. Aber wir könnten im Heute und Heutigen nicht das Gestern und Gestrige wiedererkennen, wenn wir es nicht zugleich davon zu unterscheiden vermöchten: im identischen Gefäss ein anderer Inhalt, von der sich gleich bleibenden Form ein anderer, aber dem früheren homogenen Stoff umschlossen: so ist es ja auch mit den ab- und zufliessenden Atomen unseres leiblichen Organismus.

Die Zellgewebe unseres Magens und unserer Eingeweide zersetzen und erneuern sich selber mit, wenn auch nur indirect, auf dem Umwege durch die Chylusmetamorphose in dem Augenblick, wo sie den übrigen Körpertheilen den Erneuerungsstoff zubereiten und hinwiederum muss jede Muskelfaser schliesslich doch selbstthätig die Arbeit der Selbsternährung auf sich nehmen — sie wird ihr nicht abgenommen, nur erleichtert, ihrem Können

anbequemt durch die Vorarbeit der eigentlichen Digestionsorgane; und was in Allen waltet, ist der Wille, aber überall nur reagirend auf das ihm zusagende Motiv, das sozusagen in einer ihm mundgerechten Gestalt ihm nahe treten muss.

Das gilt vom ethischen wie vom somatischen Leben. Wäre es eine einfache Thätigkeit, blos Aufnahme ohne gleichzeitige Ausscheidung, da wüsste der Wille nichts von sich selber, wer immer nur Ja sagt, beantwortet im Grunde gar keine Frage — Ja und Nein in Einem: das ist die Einheit des Lebens, des bewussten Willens; wer dieses will, der will eben damit das Andere nicht und doch das Eine nicht ohne das Andere. Aber dies Zugleichwollen von Beiden hat sein Maass, seine Grenze, jenseit deren liegt das Unerträgliche, da wird der Zwiespalt als ein Kranksein empfunden — wie alle denkenden Aerzte aber wissen, ist alle Krankheit nur in continuirlicher Gradualität mit fliessender Grenze verschieden vom sogenannten normalen Zustand der Gesundheit: wird die Spannung zwischen dem Unvereinbaren eine zu intensive, so erfolgt die Zertrümmerung des Gefässes: Tod des Lebens oder Selbstauflösung des Ich in „zerrüttetem Geiste". Darum sehen wir den übermächtigen Conflict in den Tod treiben oder zum Wahnsinn: zwischen gleichschwebenden Motiven muss der Esel verhungern — von entgegengesetzten auseinandergezerrt die Einheit des Ich zerreissen — da heisst es: siegen oder untergehen und im Untergange schwindet auch die Selbstunterscheidung — nur der Sieger bleibt seiner selbst gewiss. Und umgekehrt: ohne Kampf und Selbstentzweiung keine Selbstdifferenzirung, kein lebendiges Ich, nur Leblosigkeit der Indifferenz.

Dieser innern Doppelheit des Ich entspricht in unmittelbarer Correlation der Gegenstand unseres nächsten Kapitels: die Bezogenheit des Individuums auf die Aussenwelt: diese verhält sich zum Ich theils erhaltend, fördernd, theils zerstörend, hemmend und je nachdem freundlich und feindlich. Aber dieses je nachdem ist selbst ein zweiseitiges (*anceps*) — oft ist ja grade das dem Ich zur Selbstvernichtung Verhelfende das Willkommene, das als freundliche Macht Begrüsste (Faust redet also seine Phiole an).

So stellen sich ihr als Lebens-„Gaben" die „Gifte" zur Verfügung mit der Selbstempfehlung: siehe, wir sind doch ehrlichere Diener als jene geheimen lauernden Schleicher, die Dich

unsichtbar überall umschweben in Gestalt von Krankheitsstoffen, deren Du Dich nicht erwehren kannst — wir gewähren Dir das sichere Mittel nicht mehr Ich zu sein; wir nahen Dir nicht ohne Dein Zuthun; wir stellen in Dein Belieben, der ganzen Qual ein Ende zu machen; wir sind brauchbare Helfer zur Erlösung.

Das ich-gewordene Wollen erfreut sich vor allen anderen Formen des Willens des höchsten Privilegiums: Ernst machen zu können mit dem Nicht-Wollen. Ohne Verständniss für solchen echten Adels-Vorzug klaubert die lebenbefangene Dialektik herum an einem Worte wie Selbst**mord** und wähnt so dem Begriffe selber zu entfliehen: behauptet der Sprache zum Trotz: das Selbst sei dabei nicht das Gemordete, sondern der Mordende — vergisst, dass, was „mordet" immer bei jedem Morde ein Selbst sein muss — das Selbstlose kann nur tödten — aber der *αὐτόχειρ* hat es abgesehen auf die Vernichtung des Selbst — was übrig bleibt, was unvernichtet jenseit jener Schwelle anlangt, kümmert ihn nicht, wenn er nur die Gewissheit hat, dass es nicht gleich wieder ein Selbst, nicht sein identisches, altes, qualbeladenes Selbst sein werde, von dem er „nichts mehr wissen will", sofern anders nicht blos eine Anwandlung von Laune, oder ein unbewusstes, zwecklos Thun ihm die Hand geführt, sondern ein wahres, echtes, volles Nicht-Wollen — ein denkendes Vernichten des Denkens.

Und wenn dennoch die Dialektik Recht behielte, und das wider sich selber gekehrte Selbst im „Widerspruch" wäre: wohl denn! so stünde an den beiden Weltpolen dieselbe Macht des selbstentzweiten Willens: es wäre die nämliche Negativität, aus welcher der Anfang geboren und in welche das Ende erstürbe — und das Ich nichts als der Knoten, dessen Schürzung die in sich zurückkehrenden Linien zur leeren Peripherie zusammenbände und des „Ausgangs" Doppelsinn zur Wahrheit machte — Alles ganz genau so, wie es dem Grundgedanken der Realdialektik entspricht und in deren Eschatologie noch zu einer besonderen und ausführlichen Betrachtung wird vorgeführt werden müssen.

3. Die allgemeine Bezogenheit der Individuen.

Das Sich-hinein-gestellt-finden und -wissen inmitten einer Welt anderer, das eigene Wesen irgendwie sollicitirender Wesen, diese pluralistische Voraussetzung alles factischen Ichseins hat ja schon Fichte nachdrücklich genug geltend gemacht — und damit sind zugleich schon die Einschränkungen gegeben, welche der Durchführbarkeit eines ins Absolute oder Unendliche tendirenden Egoismus erstehen, worauf ich bereits in meinen „Beiträgen zur Charakterologie" I, 320 hingewiesen.

Jedes individuelle Sein steht und besteht nicht anders, denn in dieser doppelseitigen Beziehung zu dem, was nicht es selbst, nicht sein eigen Selbst ist. Leben ist nur da, wo im steten Wechsel der Aufnahme und Ausscheidung ein Individuelles ein Nicht-Individuelles ausser sich hat, welches es sich assimilirt oder dessen es sich entledigt; Ersteres, indem es ein Nochnichtlebendiges einordnet in den Kreislauf des Lebens, Letzteres, indem es ein Nichtmehrlebendiges aus diesem in sich geschlossenen Verbande wieder entlässt.

Damit, dass wir so Ein Wesen als die Bedingung für die Existenz des Andern, d. h. für dessen phänomenale Selbstverwirklichung fungiren sehen, gewinnt zugleich unser schon öfter formulirter Bedingungsbegriff eine weitere Bestätigung. Ueberall — mag es sich um physikalische, biologische, ethische oder logische Vor- und Fortgänge handeln — erweist sich ein Zwischenglied zwischen *causa* und *effectus* als unentbehrlich, als welches es eben Bedingung heisst — so auch zwischen dem potentiellen Willen und seiner lebendigen Actualität: das Bedürfniss ist objectiv die *sine qua non* der Fortführung des individuellen Daseins, reflectirt sich aber subjetiv in der Form des Triebes, der sich effectuirt als Handlung von unbewusster Zweckmässigkeit — und das Bedürfniss der allgemeinen Bezogenheit auf andere Wesen muss sich demzufolge auch in specifischen Trieben äussern, welche als solche ethische heissen und selbst dem Pflanzenleben nicht ganz fremd sind, wenn wir z. B. das Zuwenden der Pflanze zum Licht als eine Folgsamkeit des Gehorsams ansehen mögen.

Und diesem Urgesetze alles individuellen Daseins bleibt auch das zu sich selber gekommene Individuum unterworfen, das Ich, als denkendes so gut wie als wollendes. Das Denken ist nicht

ohne ein Object, welches selber nicht Denken, das Wollen nicht ohne ein Motiv, welches als solches wenigstens auch nicht dieses Wollen ist (mag auch die Metaphysik es in seinem letzten essentialen Kerngrunde gleichfalls als Wollen erkennen): Beide bedürfen eines ausserhalb ihrer selbst befindlichen Stoffes, und die in Beiden thätige Selbstbewegsamkeit bleibt unerregt, solange noch nicht oder sobald nicht mehr die Relation besteht, in welcher das an sich blos Potentielle erst zur Actualität fortgeht.

Wie das Willensprincip überhaupt bereits seiner Natur nach keine absolute Relationslosigkeit zulässt, so würde es eine schlechthin isolirte *Voluntas* wo möglich noch weniger zu einer *volitio* bringen, wie eine absolut einsame Ich-Potenz je zu einem (actualisirten) Selbstbewusstsein — an solchen Essenzen müsste die Existenz für alle Ewigkeit latent bleiben. Aber was nur in seiner Essentia unabhängig ist, braucht dies deshalb nicht auch in allen Formen seiner Existentia zu sein. Also richtig verstanden verträgt sich die Absolutheit der Essentia sehr wohl mit der Relativität der Existentia — und ein „absolut Seiendes" nimmt als solches noch lange nicht alle Merkmale eines „absoluten Seins" in Anspruch, wofern man nur sich nicht so beschränkter Weise ans Etymon klammert, dass man „absolut" immer noch übersetzt als „abgelöst" oder „losgetrennt" von aller Beziehung nicht blos zu einem Andern, sondern auch von jeder denkbaren Bezogenheit und Beziehbarkeit auf ein Anderes. Weil es zu dem über alle begriffliche Beanstandung hinausgerückten Wesen des Wollens gehört, nur von der Beziehung auf ein Zweites, ihn sollicitirendes Reales, das sein Motiv wird, sich zum Wollen zu realisiren, weil also grade das metaphysische Willensprincip, sobald es zur Selbstverwirklichung tendirt, schon keine absolut auf sich selbst gestellte Existenz (unbeschadet seiner rein essentialen Subsistenz) verträgt: so fällt der Einwand von der angeblich begrifflichen Nothwendigkeit absoluter Relationslosigkeit vieler Realen in sich selbst zusammen, sobald man sich vergegenwärtigt, was mit deren Eigenschaft als Wollewesen bereits Weiteres von ihnen ausgesagt ist, weil das Willenswesen eben schon als solches mit unwiderstehlicher Nöthigung auf ein ausserhalb seiner selbst sich Verwirklichendes hinausweist.

In demselben Augenblicke, wo das Willenswesen vermöge seiner homogen ethischen Natur, welche es befähigt, ebensosehr

Object wie Subject des Ethischen zu sein, als das sozusagen natürliche metaphysische Fundament der Ethik erkannt ist, offenbart sich uns auch das Realdialektische dieser Basis. Denn das ist es ja, was den Willen zum Prediger der Metaphysik von Anfang macht, dass aus ihm, als der reellsten aller Beziehungen (Relationen) eine sozusagen apriorische Selbstbildung des Beziehungsbegriffs quillt und so recht eigentlich „von selbst" das Verständniss für alles Bezogensein, dergestalt, dass wenn auf dem Boden der realen Weltdialektik alles Andere sein eigenes Grab sich graben muss, im Schoosse des Selbstwiderspruchs, das specifisch Ethische erst recht seine Wesenheit da herauskehren kann, wo es als ein in sich Zwiespältiges deren Identität mit der innersten Natur des Weltwesens selber darthut. Dass demnach jede volle Selbstbehauptung eine Anerkennung eines Andern bereits in sich schliesst, ist die realdialektische Urthatsache der Ethik und die Vorbedingung für alles Verständniss ethischer Relationen.

In dem Gesagten liegt bereits: es gibt kein Denken ohne die Möglichkeit nicht zu denken, kein Wollen ohne die Möglichkeit nicht zu wollen. Eine Selbstbewegung, welche nicht die Fähigkeit zeitweiligen Ruhens in sich schlösse, wäre das Gegentheil von einer lebendigen Kraft: die Rastlosigkeit eines unaufhaltsamen Fortschweifens in die leere Unendlichkeit wäre nur die todte Kehrseite der *vis inertiae*, der ewige Todfeind aller individuellen Selbstbeschränkung. Ein selbstständig gegen die Unendlichkeit sich behauptendes individuelles Sein, ein wechselseitig in einander übergreifendes Functioniren auf einander angewiesener Organe, die in ihrer gegenseitigen Unterstützung sich zur Einheit eines lebendigen Organismus ergänzen, kommt schon auf der untersten Vorstufe der individuellen Existenzen — im krystallinischen Leben — anders nicht zu Stande, als mittels Widerstand und Kampf. Endlichkeit und Gegensatz sind die Vorbedingungen aller Selbstbehauptung, Selbstbehauptung das Wesen aller Individualexistenz, und selbst die nüchternsten und plansten Physiker, aller dialektischen Negativität so abhold, sehen wir doch unfähig, sich auch nur ihre Atome vorstellig zu machen, ohne ein solches denselben widerstrebendes Correlat. Ein chemisches Element „fordert" das andere, wie das bewusste Wollen ein Etwas heischt, an welchem es sein Wesen offenbaren, nämlich seine Fähigkeit sich i·

oder von ihm sich abzuwenden, und wie das Denken nicht ist ohne einen Gegenstand, zu dem es Ja sagen könne oder Nein. An die Wechselbedingung eines positiven oder negativen, affirmativen oder privativen Verhaltens ist „Alles was Odem hat" gebunden, und schon die Alternative zwischen Beidem, das „Umspringen der Pole" verlangt einen Uebergang, mag auch diese Pause des Intermittirens einen verschwindend kleinen Zeitmoment ausfüllen.

So viel lässt sich festhalten von einer auf die „Denkformen" zurückführenden Naturphilosophie, dass alle realen Vorgänge der thatsächliche Ausdruck eines Urtheilens sind: „Ich will" und „Ich will nicht", „es geschieht" und „es geschieht nicht"; und die einfach copulativen Aussagesätze: „A ist a" und „A ist nicht a" sind nur andere Bezeichnungsweisen für die Unzertrennlichkeit des denkenden und wollenden Ich.

Ob „discret" oder nicht: die Element-Atome wie die Mischungs-Molecüle, die organischen Zellen wie die vollständigen Pflanzengebilde, die thierischen Individuen wie die menschlichen Persönlichkeiten: sie sind alle gleich sehr hineingestellt in den Kampf ums Leben, dessen Charakter nur ein um so erbitterterer wird, je mehr ein Lebendiges mit dem andern ringt.

Die individualitätslosen Elementargewalten: Feuer, Stürme, Wogenschwall, Felsmassen — sie machen nur für Aug' und Ohr mehr Spektakel — aber was sich dem Gesicht und Gehör heimtückisch entzieht, kaum mehr wahrnehmbar und leise wühlt und raubt: die Welt der Sporen und Pilze, die lauernd alles höhere Leben umlagert, dass sie sich mäste an dessen Aase: das sind die Schlimmsten unter „den Kleinen von den Meinen" Mephistos, denn in ihnen selber ist Leben und der Wille zum Leben nur um so ungestümer, je ferner er noch dem erreichbaren Gipfel seiner Verwirklichung steht. Der grimme Neid des Niedriggeborenen auf die Aristokratie der ich-gewordenen Welt: das ist das eigentlich diabolische Princip, dem schliesslich kein ich-bergender Leib entrinnt, mag er am Meeresgrunde modern oder zu Wüstenstaub zerfallen. In diesem *bellum omnium contra omnes* sind das die heimtückischesten Feinde, die den Untergang ihrer Brüder-Generationen zu rächen haben an den erobernden Siegern, welche nie zum Leben gelangt wären ohne die Basis dieser „unteren Stufen". Ohne Schimmel kein Gras, kein Baum, ohne Pflanzen kein Thier, ohne Thier kein Mensch

— darum „ist Feindschaft gesetzt zwischen ihrem Samen und unserm Samen". — Aber — „wer zuletzt lacht, lacht am besten" und wie über die Maden im zersetzten thierischen Stoffe das Geschlecht der Pflanzen triumphirt, Moos und Schorf den Baum aussaugt und der „Würze" die „Hefe" sich entwindet: so kommt über das letzte Lebensembryo noch das Gift der Gase und die Bakterien ersticken zuletzt in ihren eigenen Excrementen. Die „naive Unschuld" des ganz Unbewussten, Elemente und einfachste Verbindungen (Arsenik und Blausäure) sie nehmen es auf mit dem ganzen Raffinement des auf Erhaltung seines Selbstbewusstseins so gar ängstlich bedachten ich-gewordenen Menschen und dieser begnügt sich — echt philosophisch? — mit *dem* Triumph seiner Theorie, wenn er wirklich endlich noch ergründet, wie es dabei denn eigentlich zugeht, wofern er es *nicht* vorzieht, an all diesen Thatsachen das blos Phänomenale, das die Essentia unberührt lassende Erscheinungs-Existentiale herauszukehren. Denn so ein Abstractions-Metaphysiker kriegt es ja fertig, angesichts all dieses heissen Ringens sich zurückzuziehen in den Panzer seiner Erbweisheit, welche decretirt: selbst die Möglichkeit einer Vielheit von Dingen an sich zugestanden, so würden nimmermehr zwischen solchen wahrhafte Relationen auch nur denkbar sein.

Aber solchem Machtspruch der blossen Vernunft setzen wir einen des lebendigen Gefühls entgegen. Muss man doch sich zuvor solch ein Ding an sich zurechtconstruirt haben, dem man alle Beziehungsfähigkeit absprechen kann. Man muss die Selbstständigkeit sammt der Einfachheit zuvor als eine absolute proclamirt haben, ehe sich aus deren „Begriffen" folgern lässt, dass es für sie keine Relationen und Relativitäten geben könne. Wer sein Einzelurwesen so bestimmt, wie etwa Herbart seine Realen, an denen nichts Veränderliches als das mechanische Auf- und Abspiel der Vorstellungen, der muss sich allerdings den Vorhalt gefallen lassen, dass mit solchen Dingern schlechterdings nichts anzufangen sei. Auch will nicht verschwiegen sein, dass Schopenhauer sich seine Sache wesentlich erschwerte durch gewisse Reservationen, welche er sich vorbehielt, als er das Ding an sich als Willen bestimmte — denn damit stellte er sich einer Reihe von Chikanen seitens der abstracten Logiker bloss, indem er einen wehrlosen Blendling vom Phänomenon und

Noumenon statuirte. Aber unsere Auffassung, welche ja mit grösserer Unumwundenheit auf den empirischen Boden der gegebenen psychologischen Urthatsache getreten ist, bleibt von Einwürfen unberührt, welche jene allerdings ins Wanken bringen müssen.

Sobald man nämlich Ernst macht mit der Willensnatur des *Ens metaphysicum*, ist darin die Bezogenheit auf ein Anderes und Aeusseres bereits mitgesetzt: das Princip der Willensmetaphysik ist schon an sich, seinem potentiellen Gehalte nach, von ebenso unmittelbar pluralistischer wie fruchtbar realistischer Bedeutung: es enthält stringenterweise die Beziehung auf eine Aussenwelt implicite schon in sich.

Das *principium individuationis* muss dem Willen wesentlich sein, sofern es ihm wesentlich ist, überhaupt zu erscheinen. Das Erscheinen ist dem Ding an sich kein schlechthin zufälliges — und wollen wir das Wesen der Nothwendigkeit des Erscheinens ausdrücken, so können wir sagen: dem Willen ist ein Sichselbstentgegenwirken, ein polarisches Auseinandertreten seines Wesens, somit Vielheit ursprünglich und wesentlich. Somit gibt es nicht blos ein Wollen, „solange die Welt steht", sondern auch die Welt ist so ewig wie diese grundwesentliche Doppelheit alles Wollens — also kann auch die Welt nicht irgend einmal in der Zeit entstanden sein durch einen schlechthin willkürlichen, d. h. grundlosen Willensact. Als schlechthin Eines würde der Wille das absolut Ruhende sein — sein Wesen dagegen ist absolutes Streben, Sichbewegen und damit Gegensätzlichkeit, Bezogenheit, Relativität, ein Suchen eines ihm noch nicht Eigenen, mithin von ihm Verschiedenen. Und wenn wir dem entsprechend von einer „ursprünglichen Beschaffenheit" des Einzelwillens sprechen, so kann damit nur etwas bereits ganz in die Sphäre der Empirie, obschon in deren sozusagen vorderstes Ende Hineinfallendes gemeint sein. Denn Alles, was das Willenswesen wahrnehm- und erkennbar macht, seine ganze äusserliche Gestalt, das gesammte Aussehen oder die Wirklichkeit seines Inhalts, soweit sie eine phänomenaliter bestimmte oder bedingte ist, wird präformirt durch die Gesammtheit der coexistentiellen Factoren. Wäre diese „zufällig" eine andere, so auch seine Erscheinungsweise, denn so wie die Summanden andere sind, muss es auch die Summe sein. Aber damit, dass die Henaden vermöge ihrer homogenen Bedürftigkeit für die

Zwecke ihrer Existenz und Erscheinungsweise auf einander angewiesen sind, ist noch nicht etwa gesagt, dass auch der Begriff ihrer subsistentiellen Essentia ein irgendwie bedingter sei — deren Aseität bleibt vielmehr völlig unberührt davon, wofern wir sie nur in ihrer ewigen, d. h. hier allerdings in reiner Tautologie zeitlosen Relationslosigkeit denken. (Diese Auffassung macht für uns auch solch ein Mittelwesen von halbmetaphysischer und halbempirischer Natur, wie doch im Grunde bei Schopenhauer die platonische Idee auftritt, total entbehrlich.) Das ist ja auch die Bedeutung, welche der Kampf ums Dasein hat, dass in ihm die Einzelessenz an der Hand immer bunter sich gestaltender Motive allgemach die Fülle ihres potentiellen Willensinhalts actualisirt. Und vermöge solcher *necessitas fiendi* hat die zunehmende Menge von Motiv-Combinationen im Objectiven ihr unmittelbares Correlat an der gleichmässig wachsenden Variirung der Selbstgestaltung des Individualwillens (welche ja dann auf dem Wege der Vererbung auch zum Gattungswillen sich ausbreiten kann), wie sich diese naturhistorisch kund gibt in der Differenzirung seiner Gliederung, in immer neuen, weil immer neuen Bedingungen sich accommodiren müssenden Organen, als was wir den „Fortschritt" oder die Entwickelung von den niedersten zu den höchsten Lebensformen erkennen.

Schon damit, dass wir eine gewisse Klasse von Objecten als in einem besonderen, sozusagen potenzirten Sinne unserer eigensten Besitzsphäre angehörige anerkennen müssen, ist als unabweisbares Correlat hierzu mitgegeben, dass wir gewisse andere Objectsklassen als uns n i c h t in gleicher Weise angehörige von jenen müssen unterscheiden können, weil nur erst in und vermöge solchen Unterschiedes von jenen eine besondere Eigenthümlichkeit ihres Verhältnisses zu uns kann wahrgenommen, dem Bewusstsein klar gemacht werden, kraft ganz der nämlichen dialektischen Correlativität, welche überhaupt zwischen dem Selbstbewusstsein und dem Bewusstsein anderer Dinge besteht, da sich das Ich erst in und mit der Selbstdifferenzirung von irgend einem Nicht-ich wirklich erfasst und hat.

Ist aber die Anerkennung anderer an sich existirender Wesen mit der selbstbewussten Innewerdung meiner als einer unbedingten (d. h. auch von jeder Correlation zu einem Erkenntnisssubject unabhängigen) Realität nicht blos im Sinne

einer abstracten Denkposition „mitgesetzt“, sondern (recht eigentlich und wahrhaftig) mitgegeben: dann bringe ich der Einwirkung anderer Wesen auf mich nicht blos eine gläubig bereitwillige Empfänglichkeit entgegen, sondern es kann auch nicht ausbleiben, dass sich alsbald ein nicht minder unmittelbares Innewerden dessen einfindet, wie ich an ihnen mir wesensgleiche Realitäten mir gegenüber habe und wie die zwischen uns bestehenden Relationen durchweg wechselseitiger Natur sind.

So erobert sich unschwer das weitere empirische Terrain, wenn man, d. h. unser Kopf, sich nur erst einmal „das Herz gefasst“ hat, überhaupt den ersten Fuss darauf hinauszuthun — denn freilich: von Herz zu Herz, nicht unmittelbar von Hirn zu Hirn, ziehen sich die ersten, wie die stärksten und festesten empirischen Fäden.

Mit der „Unerkennbarkeit“ der andern Individuen hat es ein Ende, sobald uns nicht mehr der Bann des Aberglaubens lähmt, dass zwischen Ding-an-sichs kein Causalitätsverhältniss bestehen könne, weil Causalität überhaupt blos und ausschliesslich der Erscheinungswelt angehöre. Nur wem die Augen gehalten sind von diesem Wahn, kann Anstand nehmen, sich dem maschenreichen Netze anzuvertrauen, welches die Functionen des Vorstellungs-Ich zwischen dem eigenen und dem fremden Willens-Ich hinüber, aber auch ebenso gut wieder rückwärts herüber weben.

Und auf demselbigen Wege causaler Vermittelung gewinnt auch die Vorstellung von der Möglichkeit, dass das Objectsein für eine fremde Vorstellungswelt zu einer Function des Dings-an-sichs selber werde, Raum in unserm Denken. Denn als das „Erscheinende“ steht es ja nicht in abstract losgelöster Eigenständigkeit blos hinter oder schlechthin jenseit der Erscheinung, als ein dieser schlechthin Transscendentes, sondern steckt bereits in ihr mit drin, als ein darin Wirkendes und heisst ja grade insofern das Wirkliche.

Ein gesunder und derber Realismus macht es wie — freilich von ganz anderen Darlegungen herkommend — Alfons Bilharz und vergleicht lieber das Verhältniss der Begriffssphären zu einander den Relationen wirklicher Dinge, statt umgekehrt, letztere ihrem abgeblassten Schattenbilde gleichzustellen. So allein lässt sich der Bannring des subjectiven Idealismus wirk-

sam sprengen durch das Princip der objectiv-transeunten Causalbeziehungen.

Uns ist die Bezogenheit zwischen den Vielen ein schlechthin Ursprüngliches und eben darum die Causalität etwas jener gleich Ewiges: das Verhältniss zwischen Wille und Motiv ist nicht ein gewordenes, sondern aus dem Schooss aller Ewigkeiten stammend, ein von jeher schon Dagewesenes.*)

Insoweit scheuen wir das Bekenntniss nicht: wir danken dem freierwählten Meister in diesem Stücke mehr für seine Inconsequenzen, als für die logisch unantastbare Folgerichtigkeit, mit welcher er sich in gewisse Sätze des Kantischen Kriticismus *mordacissime* verbissen hatte — und wir meinen ihm damit keinen schlechteren Dank zu zahlen, wie er seinem Lehrer Kant, indem er offen und rück- wie vorbehaltlos von dessen Positionen alle diejenigen aufgab, welche seiner Ueberzeugung nach ohne Vergewaltigung der unmittelbaren Selbstgewissheit sich nicht behaupten liessen. Sein besserer Genius war es, der ihn zu rechter Zeit hiess, allen extremen Consequenzen der adoptirten Principien untreu zu werden. Dass er es über sich gewonnen, dogmatischer und realistischer zu sein, als wie er sich selber eingestehen wollte, das eben hat ihn in unsern Augen zum Vater einer neuen Weltanschauung von keineswegs ausschliesslich philosophischer Bedeutung gemacht. Einem souverainen Geiste wie ihm können wir wirkliche oder vermeintliche Machtsprüche leicht verzeihen, denn sie sind die Decrete einer Intuition, welche der „Gründe" nicht bedarf und letzten Endes, vermöge ihrer Selbstevidenz auch keine haben kann — einer Intuition ohne deren absolute Selbstgeltung wir überhaupt keinen Schritt vorwärts kommen können.

Schopenhauer musste — wie Jeder, der über seinen Vor-

*) So sieht es auch der Physiker Langer an, wenn er die Kraft überhaupt bestimmt als die Eigenschaft, bestehende Beziehungen zu „lösen" — denn solche Definition implicirt ja die Annahme eines ewigen Antagonismus zwischen einer formzerstörenden und einer formverleihenden Kraft, welche als Selbsterhaltung reagirt gegen jede „Beziehungsänderung" i. e. Formzerstörung, so dass wieder Kraft wider Kraft steht und zwar als schlechthin einheitliche, nur sich spaltende — denn auch hier wird es bei dem sein Bewenden haben, was O. S. Seemann in Lehmanns Magazin, S. 71 so ausdrückt: „Der Monismus ohne Dualismus kommt nicht von der Stelle, und der Dualismus ohne Monismus kommt nicht zur Ruhe."

gänger hinaus will — die Fesseln zerreissen, mit welchen der Rest der rigoristischen Dianoiologie Kants ihn einschnürte — sonst wäre der Fötus seines Systems noch in der Gebärmutter selber jämmerlich erwürgt. Solange die Welt steht, hat es kein — sei es in einer noch so einseitigen Richtung — productives System gegeben, welches nicht von einem Ursatze ausgegangen, der axiomatische Geltung für sich in Anspruch nehmen und damit schon der Skepsis einer absoluten Kritik den ersten Stein des Anstosses zuschleudern musste. Es gehört jedoch allerdings der Muth eines autokratischen Geistes dazu, irgend einen Begriff oder irgend einen Anschauungsinhalt zum Range des centralen Ausgangspunktes für ein System zu erheben — und wer sich selber auf solchen Selbstherrscherthron im Reich der Geister emporgeschwungen, hat kein Recht, Vorgängern oder Concurrenten auch ihren Mitbewerbungsversuch mit der Proclamirung eines Regierungsprogramms und Pronunciamentos von diktatorisch-imperatorischem Charakter zu verwehren.

Nun aber hat, wo Form-Rücksichten einer gewisse Traditionen schonenden Pietät in Frage kommen, jeder Enkel es leichter als der Sohn — und so steht es auch uns als *successoribus successoris* schon frei, uns ungenirter zu bewegen. Doch wozu alte Herren nöthigen, schroff zu brechen mit dem, was ihnen ein theuer Vermächtniss und ihrer idealistisch träumenden Jugend blendendste Erinnerung geworden und geblieben? Oder hört die Dankverpflichtung gegen den staarstechenden Operateur etwa dann und deshalb auf, wenn und weil dieser selber nachträglich erblindet? Und gerade das nach Aussen lebendig bezogene Ich und der danach gefasste Ichbegriff schuldet Schopenhauern, wenn nicht schon direct seinem *restitutio in integrum* selber, so doch die Aufdeckung sämmtlicher Rechtstitel, auf welche diese neu zu begründen war.

Wer aber ein gefährdetes Vermögen aus drohendem Bankerott gerettet, mag hinterdrein des Genusses desselben um so froher werden.

Seitdem man auch auf Seiten der Kantfreunde selber angefangen hat, zu scheiden zwischen dem, was Kant wirklich bewiesen und dem, was er nur aus abstracten Prämissen erschlossen, ist man auch so billig anzuerkennen, wie es willkürliche Folgerung eines „negativen Dogmatismus“ war, aus der angeblichen Thatsache, dass Raum und Zeit das einzige

principium individuationis seien, die Unmöglichkeit der Vielheit herleiten zu wollen, indem uns jedenfalls nichts *a priori* nöthige, die Ungewissheit, ob es ein reales oder gar kein Ding an sich gebe, durch die Behauptung der Einheit desselben zu beseitigen.

Unübertrefflich hat Kant den Raum und die Zeit besprochen, wie sie in uns sind, er hat für alle Zeiten dargethan, dass sie in uns sind, dass wir sie mitbringen; aber er hat sich die Beantwortung der Frage erlassen: wie sind sie in uns hereingekommen? „Aus nichts wird nichts" verkündet mit ebenso unerbittlicher Apriorität das Causalitätsgesetz und heischt damit zugleich Auskunft über seinen eigenen Stammbaum. Und warum wenden die Kriticisten diesen Ursatz nicht auch auf die Geschwisterdreiheit des *Apriori* überhaupt an? Gelernt haben wir, dass es einen subjectiven Raum, eine subjective Zeit gibt, aber überzeugt sind wir nicht, dass es nicht auch objectiv einen Raum, eine Zeit geben könne, und wir verlangen zu wissen, wo es denn stecken solle, jenes *prius*, hinter das man sich so unangreifbar verstecken will, wenn man von einem *a priori* redet, von wannen wir das Alles besitzen sollen, also doch auch als ein irgendwie, ob zwar vielleicht aus unserer eigensten Essentia, unserem Erkenntnisswollen uns „Gegebenes" oder als „Gabe" (wie Preyer meint im Wege des Erbgangs vervollkommnet) uns Verliehenes.

Wir drehen also den Spiess mal um und gehen wie schon Mancher vor uns den subjectiven Idealisten mit der Frage zu Leibe: woher wisst ihr, dass die Dinge da draussen nicht unseren Vorstellungen entsprechen, dass ihre Vielheit ein blosser Schein sei? Nennt uns das *principium fallendi,* welches uns solch Gaukelspiel begreiflich machen könnte. Sollen wir jene angeblich „blossen Erscheinungsformen" für ein rein subjectives Blendwerk nehmen, so gebt uns ein haltbareres „Facettenglas" als jenen — vielleicht doch gar sehr zerreissbaren Schleier der mythischen Magie, dieser uralten Concurrentin der feinen Shawlweber Kashmirs?

Gilt der Intellect für ein Secundäres, eine Efflorescenz, also ein, wie auch immer Gewordenes, so müssen in dem ihm zu Grunde Liegenden doch auch die nöthigen Bedingungen für das in ihm Enthaltene gegeben sein, also auch für seine Formen. Diese müssen im Willen (*quâ* Ding an sich) „präformirt sein. Der Wille müsste — um gegen Schopenhauer *ad hominem* zu argumentiren — etwas in sich schliessen, aus dem diese For-

men, wenn auch zwar nicht gleich in Objecten, so doch in dessen subjectiver Auffassung (welche mindestens indirecter Weise doch selber auch als Product des Willens anzusehen ist) entspringen. Es kann, mit andern Worten, in unsere Vorstellung dies ganze Element *a priori* nicht hineinkommen, ohne dass in uns, sofern wir auch Ding an sich sind, etwas vorhanden wäre, was die Functionen zu Wege bringt. Das wahre Ding an sich muss auch in Wahrheit Alles umfassen, kann nicht absolut geschieden werden von „blossen" Vorstellungsformen und diese damit ihrem Ursprung nach zu einer *res nullius* gemacht. Sonst müssten ja diese Formen neben und ausser dem Ding an sich als etwas von diesem schlechthin Unabhängiges existiren. hätten mit ihm den gleichen Anspruch auf Absolutheit.

Grade das *prius*, welches Eurem *a priori* den Namen gibt. kann ebensogut ein absolut Objectives als, wofür Ihr es ausgebt, ein schlechthin und ausschliesslich Subjectives sein. So weit stände die Wage ein im Punkte der Unentschiedenheit und es käme darauf an, was man beiderseitig an Weiterem hineinthun würde — drüben die starre Consequenz des logischen Gedankens, hüben die Fülle und Wucht in jeder Secunde neu sich aufdrängenden Erfahrungsstoffes.

So eng sind überall Realismus und Individualismus mit einander verkettet, stehen sozusagen in solidarischer Correlation zu einander: was dem Einen Halt gibt, stützt auch den andern und umgekehrt, denn das *Ens metaphysicum* tritt ja in seiner Verkörperung aus der abstracten Beziehungslosigkeit heraus: dass das Ich mit einem Leibe umkleidet ist, gibt die Sichtbarkeit seiner Bezogenheit ganz in jenem Sinne, wie Schopenhauer die Materie die Sichtbarkeit der Causalität nennt. Das Ansich der Causalität aber liess uns die Metaphysik finden in der Selbstentzweiung des Willens. Also ist auch die allgemeine Bezogenheit aller Individualwesen nur die Erscheinung der realdialektischen Natur ihrer Essentia.

Schopenhauer sagt (W. a. W. u. V., 3. Aufl. II, 656): „Die Zeit ist die Form, mittels deren die Nichtigkeit der Dinge als Vergänglichkeit derselben erscheint. . . . Jene Nichtigkeit selbst ist daher das alleinige Objective der Zeit, d. h. das ihr im Wesen an sich der Dinge Entsprechende, also das, dessen Ausdruck sie ist. Deshalb eben ist die Zeit die *a priori* nothwendige Form aller unserer Anschauungen, in ihr muss sich

Alles darstellen, auch wir selbst" — und kürzer im „Nachlass" S. 416: „Mit dem Raum entstand der Streit und mit der Zeit die Vergänglichkeit."

Die Realdialektik kann diese Sätze nur acceptiren als unmittelbare Bestätigungen einer ihrer Grundwahrheiten: das Zeitlichsein ist allem Willen etwas so durchaus Wesentliches, dass zwischen ihm und dem als ausserzeitliches Sein gedachten Ding an sich nicht einmal mehr eine nähere Essentialverwandtschaft würde bestehen können, und wir wären damit dem Ding an sich nicht einmal „näher getreten", weil zwischen diesem und dem Willen eine Differenz *toto genere* klaffen bliebe — das aber hiesse auf den Standpunkt der absoluten Unerkennbarkeit des Dings an sich zurücktreten müssen; nur weil das innerste Weltwesen, zu welchem der Realismus die Zeitlichkeit selber rechnen muss, ein solches ist, wie es ist — nämlich ein durch und durch selbstentzweites, nur deshalb kann die Zeitlichkeit sich als Vergänglichkeit offenbaren — für ein Nichtselbstentzweites müsste umgekehrt die Zeitlichkeit identisch sein mit absoluter Dauer, und zwar deshalb, weil alle Veränderung in der Wechselbeziehung selbstentzweiter Wesen besteht, so dass die Selbstentzweiung als das Ansich dessen sich herausstellt, was subjectiv in der Gestalt des Causalitätsgesetzes sich darstellt, erscheint.

Das sind Sätze, welche sich jeder logischen Herleitung oder syllogistischen Beweisführung entziehen, weil sie nur der intuitiven Erkenntniss sich erschliessen, aber eben deshalb auch als unbestreitbare für sich selber zeugen und als unwiderlegliche sich aufdrängen, sobald sie überhaupt nur verstanden sind. Wohl aber sind sie inductorischen Erläuterungen und Bestätigungen zugänglich, und indem sie einander wechselseitig stützen, haben sie überdies ihre Ergänzung an dem dritten Axiom: das Ansich des Raumes ist unmittelbar die Vielheit und mittelbar die Möglichkeit des Zufalls.

Schopenhauer's Satz: die Materie ist durch und durch Causalität, lautet realdialektisch: die Materie ist von Grund aus Selbstentzweiung — und „die Materie ist ewig" heisst: die Selbstentzweiung ist nicht ein zeitlicher Act, sondern ein zeitloser Zustand, der sich in der Zeit und mittels der Zeit ohne Anfang und Aufhören verwirklicht — was so ziemlich auf das hinausläuft, was neuerdings Bilharz-Dannegger über die Constanz

in der Variabilität und die constante zeitlose Variabilität beigebracht haben.

Weil wir, wie gesagt, im Wollen nicht blos, wie Schopenhauer ein Approximatives, ein Ungefähr des Dings an sich erkennen, sondern ein mit diesem vollauf Identisches: deshalb ist uns die Zeit auch mehr als ein blosser Nothbehelf für die Bedürftigkeit des Willens.

Nach Schopenhauer nimmt es sich so aus, als ob der Intellect, der ja an der ganzen Zeitlichkeit schuld sein soll, sofern er sie als seine unabstreifbare Form an sich trägt, diese Schuld dadurch gewissermaassen wieder gut mache, dass er dem Willen, *quâ* individualisirten diene vermittels der Zeit, und jener diene zur Auffassung der Motive, welche ihrerseits hinwiederum als blosses Zwischenglied dienen muss zur Selbstverwirklichung des Wollens, deshalb, weil ein Wille ohne Motive, ohne Strebensinhalt, resp. Anregung dieses Strebensinhalts gar kein wirklicher Wille mehr ist. Als solchem ist ihm ein Nochnichtdasein des Erstrebten, eine Richtung auf ein Zukünftiges, somit ein Zeitmoment schlechthin wesentlich.

Wir wissen deshalb — um auch noch an diesen Punkt aus unserem metaphysischen Theile wiederholend zu erinnern — gleichfalls nichts von einer Befriedigung des Willens, nach welcher seine Selbstentzweiung eine blos phänomenale sein würde. Vielmehr ist uns diese von allem Realen das Allerrealste, ein schlechthin Reales, schon darum, weil jede relative einstweilige Befriedigung in sich selber den dialektisch forttreibenden Widerspruch des Unbefriedigtseins *quand même* trägt, der in alle Ewigkeit fortdauert, weil es ihr u n d der Zeitlichkeit Wesen ist, nie und nirgends Rast halten zu können.

So ist der allmählich und alternativ Sieg und Unterliegen bringende Kampf des Wirklichen, das blos zeitliche Abbild eines zeitlos Ewigen, das aber nicht in der Zeit erscheinen könnte, wenn nicht auch im metaphysischen Bereich das Sein des Einen *per se* (d u r c h sich, nicht blos: a n sich) das Nichtsein des Andern forderte und umgekehrt, dies jenes essentialiter ausschlösse. Nur das (relativ an seinem Theil) essenzlos Existirende bietet die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens der Widersprüche und das als essenzlos Existirendes sich Darbietende ist der Raum oder genauer: das Ansich, welches dem entspricht, was uns subjectiv als Raum erscheint (vergl. Bd. I,

das Kapitel von der räumlichen Indifferenz der Kräfte u. A., wo auch bereits zur Sprache kam, wie die von den Chemikern constatirte Nicht-Undurchdringlichkeit körperlicher Massen nur der empirische Ausdruck ist für eine Wahrheit, zu deren Anerkennung in realdialektischer Fassung man sich gar zu schwer verstehen würde, indem damit der Raum als das ontologische Princip der Vielheit, als das Ansich der Seinsform der vielen Einen, selber durchsetzt erscheint von der alle relative Einheit zerspaltenden Selbst-ent-zwei-ung.)

Nur der realdialektische Individualismus wusste ja auch Antwort zu geben auf die Frage, warum nicht alles Geschehen in das absolute Nun eines *Nunc stans* sich punktuell concentrirt; denn nur ihn führt der eingeschlagene Weg zu der Einsicht (die wie alle wahre Einsicht allerdings wiederum nur eine intuitive sein kann), dass die Allmählichkeit alles Geschehens deshalb eine Nothwendigkeit ist, weil die Zeit ein dem Ding an sich Wesentliches und weil jede Thätigkeit der in ihrem Sein schlechthin selbstständigen Individualwesen (vieler Dinge an sich) schlechthin abhängig ist von andern ebenso limitirt absoluten Einzelwesen — somit die Zeitlichkeit gleichermaassen den Individualismus und die Realdialektik beweisen hilft.

Eine parallele Wechselunterstützung der realistischen und individualistischen Auffassung zu realdialektischem Ergebniss aber resultirt im Hinblick auf die Bewegung.

Die All-Einler müssen consequentermaassen alle Bewegung für blossen Schein ausgeben — und jeder Versuch, diesen Schein auch nur zu erklären, muss sie unweigerlich in ein pluralistisches Denken hineintreiben, denn selbst als blos gedachte oder vorgestellte setzt jede Bewegung eine Vielheit voraus — nur Einzelnes kann bewegt werden.

Entspricht also der Zeit die Nichtigkeit, dem Raum die Vielheit, so der Bewegung als Einheit von Raum und Zeit der vielfachen Nichtigkeit, d. h. der bunten Wechselfälle des Geschehenden und der nichtigen Vielheit, d. h. dem Entstehen und Vergehen der Individuen, und alle Denkschwierigkeiten, welche man seit den Tagen der Eleaten an der Vorstellung der Bewegung mit so besonderer Vorliebe aufgezeigt hat, umstarren als ebensoviel metaphysische Räthsel die Möglichkeit des Erzeugens und Sterbens und das Ineinander der Veränderungen

überhaupt, die Geheimnisse schon des blos phänomenalen Werdens und Hinschwindens haltloser Zuständlichkeiten.

Hier ist es ja, wo die völlig unverstandene Coïncidenz von Wirkungen ihr Wesen treibt, das, was der Glaube „Wunder", wie das, was der Zweifel „Zufall" nennt — nur das Einzelne als Einzelnes kann zu anderen Einzelnen in zufällige Relationen treten, solche aber entscheiden über das Entstehen von Missbildungen wie über die meisten Formen des Missgeschicks.

Also nicht als rein subjective *principia* einer blos phänomenalen *individuatio* geben sich uns Raum und Zeit zu erkennen, sondern als die Urpole der gesammten metaphysischen Diremtion und aller Selbstdifferenzirung.

Die Inconstanz der wider einander gerichteten Willenserscheinungen, die Feindseligkeit der gegeneinander gekehrten Strebungen, das In- und Durcheinander des Widersprechenden, die Relativität alles sich untereinander befehdenden, gegeneinander sich auflehnenden und anstemmenden Endlichen: das hat allzumal sein Ansich an der formalen Bestimmtheit des Willens selber, dessen Betrachtung *sub specie aeternitatis* ihn als Ding an sich ansehen heisst.

Wir sind aber darum so eifrig darauf bedacht, unsern Stand- und Ausgangspunkt als einen metaphysischen charakterisiren zu dürfen, welche wir nur so hoffen dürfen, jene volle Unmittelbarkeit zu gewinnen, welche das ethische Princip rein auf sich selber stellt. Was noch erst nach einer Begründung ausserhalb seiner selbst zu suchen hat, entbehrt ja damit jener Selbstgewissheit, ohne welche alles Thun blosse Sklavenleistung bleibt: wer nicht thut, was er selber will, thut ethisch angesehen gar nichts, steht einer verantwortungsfreien Maschine gleich, und um so viel als einer im Anschluss an die Vorschriften einer Autorität ausführt, um so viel kürzt er die Sphäre seiner Verantwortlichkeit, wie seiner Selbstbestimmung, und jede ethische Herleitung, welche irgend wie an eine derartige, der Grundvoraussetzung alles ethischen Handelns zuwiderlaufende Beziehung auf ein fremdes (vermeintlich oder angeblich: höheres) Wollen sich anlehnen muss, krankt an einem Keim innerer Nichtigkeit (so also namentlich auch jede Moral, welche nicht für das Böse ebenso wol wie für das Gute eine metaphysische Grundlage aufzuweisen vermag und deshalb etwa ausbiegt zu der Behauptung eines blos privativen Charakters

desselben) denn auch dem primitivsten materialen Urprincip der ethischen Bestimmtheit geht noch die Forderung des autonomischen Charakters der Handlungs*weise* vorauf. Eine Ethik aber, welche irgendwelcher Bezogenheit auf ein ausserhalb ihrer selbst liegendes Gebiet nicht entrathen kann (wie z. B. die Herbart'sche ihre Normen aus der heterogenen Sphäre des Ästhetischen bezieht), verliert damit das allerwesentlichste ihrer Merkmale: die Selbstgeltung. Diese aber erscheint nur soweit als garantirt, als auch für das Ethische eine Urtheilskraft von gleicher Unmittelbarkeit wie etwa für das Ästhetische aufgewiesen werden kann, womit zugleich die Bedingung für etwaige Lehrbarkeit der Tugend ausgesprochen wäre. Ein Gewissen lässt sich so wenig andociren, wie z. B. ein musikalisches Gehör. Das Organ mit der Eigenschaft eines bestimmten Verhaltens zu den Objecten der ethischen, beziehungsweise ästhetischen Beurtheilung muss vorhanden sein, und die Theorie kann höchstens hinterdrein angeben, nach welchen objectiv formulirbaren Kennzeichen, oder warum das Eine sittlich schön, das Andere hässlich oder verabscheuungswürdig „gefunden“ und demgemäss auch genannt werde. Ob aber überhaupt ein derartiges Urtheil sich vernehmbar macht und wie es im gegebenen Falle lautet, das beruht letzten Endes — wo es sich um ein blos angelerntes Nachplappern handelt — auf der Natur des individuellen Willens.

Jede Gegenseitigkeit setzt als solche schon Vielheit voraus — eine an sich seiende Individuation — und wenn Euler (in seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin) aus der Undurchdringlichkeit sozusagen die Quelle aller mechanischen Wirkungen macht, so heisst das, auf einen philosophischen Ausdruck gebracht, nichts anderes als: Reciprocität der Wirkungen ist nur zwischen wahrhaft realen Wesen möglich, und Realität haben sie nur in ihrer *essentia* oder *vis essendi*.

Unser Individualismus postulirt Kräfte, die nicht blos in ihrem Wirken, sondern auch in ihrem Sein verschieden sind, und die, weil sie sind und nicht blos wirken, auch ein Wo haben müssen, vermöge dessen sie potenziell selbst da eine gewisse Discretheit behaupten, wo actuell eine Wechseldurchdringung zweier oder mehrerer Kräfte zur „reinen Intensität“ einer einzigen stattfindet, wie gewisse Vorgänge bei chemischen Verbindungen und organisch physiologischen Functionen sie zu ergeben scheinen.

Weil diese Kraft mit jener in Relation gesetzt ein anderes Phänomen gibt, als wenn die erstere mit einer dritten zusammengebracht wird: so heischt auch dies Anderssein sein Correlat im Ding an sich. Verleiht nur die Kraft der Ursache, d. h. dem Zustande der Relation, die Causalität, d. h. Wirksamkeit, so ist zwar nicht jede Ursache als solche an sich bereits eine Kraft, setzt aber doch als Band zwischen sich und ihrer Wirkung eine solche stets voraus. Also auch jede Wirksamkeit eines Motivs setzt eine reale Vielheit des Dings an sich voraus. Also diese Vielheit ist der Grund aller Gründe, die eigentliche Wurzel, aus der alle zureichenden Gründe hervorgehen. Wo und wenn eine neue Ursache die Wirkung ihrer Vorgängerin störend unterbricht, da ist es eben eine neue Kraft, die sich einer andern entgegenstellt: jede Veränderung verdankt ihre Causalität i. e. ihr Ursachsein, einer andern Kraft, deren Ewigkeit, wie die ihrer Gegnerin ein ewiges Geschiedensein, eine ewige Individuation voraussetzt: das Eine mag das Viele umfassen, nicht es verschlingen — eine Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesammtheit mag bestehen, nicht ein Absorbirtsein; jede Abhängigkeit setzt ja doch andererseits ein relatives Fürsichbestehen voraus — ein blos Abhängiges ist ein so undenkbarer Begriff wie ein Punkt ohne räumliche Relationen — und umgekehrt: aus blossen mathematischen Punkten würde sich nimmer ein Raum zusammensetzen: wie das Ausdehnungslose mittels noch so viel Multiplication nie zu einem Ausgedehnten führen kann, so das schlechthin Selbständige und Isolirte nie zu irgendwelcher Bezogenheit.

So geht die Realdialektik in voller Intuitivklarheit auf das echte, allein lebenverbindende Wir. Das Wir der blossen Solidaristen ist nichts als ein Gesammt-Ich, ein ὅλον selbstloser Theile wie der pantheistische Gott. Das Wir der Autoritätsmänner entäussert sich selbst am *pluralis majestaticus* irgend eines despotischen *Imperator*, der als solcher, vermöge seines Begriffs, für die einzige Quelle aller *imperia*, d. h. autoritativimperativisch gefassten „Gebote“ gelten soll und will. Aber nur im wahren Wir — man möchte sich schier versucht fühlen zu sagen: in der reinen Wirheit (wie es längst geläufig ist, von der Ichheit zu sprechen) — balancirt jenes Gleichgewicht der Vielheit und Einheit, welches für jede mehr als formalistische oder selbstlos einem heteronomischen Statut sich unterordnende

Ethik schlechthin unentbehrlich ist. Einem absoluten, allmächtigen Urheber unserer Existenz gegenüber sind „wir“ sammt all unsern ethischen Relationen nichts als Staub, Sonnenstaubatome, deren Sichtbarkeit schon davon abhängt, dass sie von einem Strahl ihnen fremden Ursprungs durchleuchtet, diesem doch zugleich den Widerstand eines in seiner absolut dunkeln — un- und widergeistigen — Stofflichkeit schlechthin undurchsichtigen Wesens, also sozusagen einer rein negativen Essentia, entgegenstellt. Das ist die Wiege aller — so oder so — dualistisch gearteten ethischen Systeme. Und weil der consequente Monismus von der eigentlichen Egoität überhaupt nichts wissen will, so wenig für sein unpersönliches All-Eines wie für seine blos phänomenalen Einzelwesen, so bleibt einer wahrhaften Ichheit kein anderer Zufluchtsort als der realistische Pluralismus, welcher als solcher auch Raum hat, dem rechten Wir in sich ein Plätzchen zu gönnen. Weil es das Eigne und Fremde — und dieses obendrein meist zahlreicher als jenes — umfasst, deshalb ist das Wir das grosse ethische Bindewort; denn es bezeichnet ungleich mehr als die blosse Vielheit multiplicirter oder gar nur addirter Iche, nämlich überdies die Einheit wechselbezogener zu einer, in sich ethisch gegliederten Ganzheit verbundener Iche, umspannt also auch schon den Gegensatz zum blos Ichischen, dem eigentlich Egoistischen. Keineswegs braucht es allemal die Gesammtheit zu sein, welcher das Opfer des Einzelnen zu Gute kommt — vielmehr ist es genug, dass irgendwelches Nicht-Ich in Sachen des Interesses so behandelt werde, wie der natürliche, d. h. absolut egoistische Mensch das eigene Ich behandelt. In dieser Hinsicht ist es sogar charakteristisch für die Moral der Evangelien, dass sie vom Nächsten im Singular, von „Deinem Bruder“, nicht von der abstracten Gemeinschaft der Brüder zu sprechen pflegt, also von dem jedesmal den concreten Verhältnissen nach uns nächstgerückten Einzelwesen — der Lateiner gibt's wieder mit *alter* und drückt dadurch die von Hause aus zusammengehörige Zweiheit aus. Nur so kommen wir auch aus dem Bereich eines indirecten Egoismus heraus; denn der Gesammtheit gegenüber wird, sofern wir selber eben diesem Kreise mitangehören, nur dasjenige vorsorglicherweise ausgedehnt auf die übrigen Glieder des nämlichen Organismus, was ein kurzsichtig bornirter Egoismus auf die eigene Person einschränken möchte — es wird also die Thätigkeitssphäre des

Eigennutzes nur erweitert, nicht dieser selbst überwunden und aufgehoben mittels des ihm selbst und direct Widersprechenden im eigenen Wollen. Aber wir belassen unserer Ethik die Heimat ihrer Bethätigung da, wo Sokrates schon der seinen den Wohnsitz angewiesen: mitten unter sterblichen Menschen — und es ist dies Wort hier mit nichten ein leeres *epitheton ornans*, vielmehr in voller Prägnanz gesetzt, nämlich so, dass wir nicht einem unbekannten Jenseits verschriebene Menschenwesen als Träger unserer ethischen Verhältnisse voraussetzen, sondern leibhaftige Menschenkinder mit Fleisch und Blut und allen damit gesetzten Bedürftigkeiten.

Das allem Leben eigenthümliche Aufeinanderangewiesensein ist zugleich der Keimpunkt jeder Art von sittlichen Beziehungen, die Bedürftigkeit ist es, aus welcher die Fäden ethischer Bande sich herausspinnen und darum sagen wir mit Wirth: die Philosophie des Lebendigen kann mit den spröde sich abschliessenden „Monaden“, diesen atomistischen Eremiten Leibnitzens, deren Wesen die exclusivste Einsamkeit und Alleinheit sein soll, nichts anfangen — sie bedarf der Aussenwelt sich erschliessender „Henaden“, die zu wirklicher Existenz erst gelangen als Kettenglieder der unendlichen Beziehungsreihe, Zahlen und Zifferstellen gleich, Bedeutung erst bekommen inmitten gleichartiger Wesen, aber dafür an dieser Stelle auch eine schlechthin nur sich selbst gleiche Wesenheit behaupten und sich nicht nach Belieben zu wechselnder Natur und Geltung transponiren lassen.

In diesem Widerspruch der Merkmale Selbständig und Abhängig vermittelt sich die Doppelheit der schon an sich von einander unabtrennbaren, weil selber schon correlativisch auf einanderbezogenen Seiten des intraindividualen Wesenswiderspruchs der Dinge zu ihrer interindividualen realdialektischen Wechselbeziehung: Selbstbehauptung auf Kosten, Selbstbeschränkung zu Gunsten Anderer, oder selbstbeschränkende Hingebung und selbsterweiternde Aneignung sind der Inbegriff der antithetischen Contraste ethischer Bethätigung.

Im Widerspiel dieser Gegensätze aber bedarf es eines festen Punktes — und was diesen gewährt und ausmacht, ist eben die charakterologische Henade, welche sonach nicht blos eine constante Grösse, sondern zugleich eine invariable Essentia sein muss, wenn anders sie dem postulirten Begriffe genügen soll.

Denn nur in Bezug auf die Bedürfnisse ihrer Existenz, d. h. ihres *modus* dazusein, sich zu einander in Position zu stellen, „weisen“ die Individuen auf einander „hin“, sofern sie eben auf einander „angewiesen“ sind. Aber dies empfinden sie auch eben als eine blosse Modalität, nämlich als *dira necessitas* nach Maassgabe ihrer Existenzzwecke, welche als solche *eo ipso* Coexistenzrelationen sind, von welchen aber ihre Essentia völlig unberührt bleibt. Nur nothgedrungen — nämlich necessitirt durch die Thatsache, dass neben ihnen eine Vielheit vorhanden ist — werden sie Eines vom Andern zu solcher Berücksichtigung — genauer: Nichtignorirung — des „Nächsten“ sollicitirt, was allerdings dem urweltlichen Verhältnisse zwischen Wille und Motiv zufolge überhaupt nur insoweit möglich ist, als ihrer Essentia selber eine nach Aussen gerichtete Strebsamkeit (oder Strebensnatur) innewohnt, deren realdialektischer Charakter sich zunächst in der oben bezeichneten Doppelweise der Selbsterweiterung und Selbstbeschränkung *uno eodemque actu* genug thut.

Mir meinerseits bleibt eine Kritik unverständlich, welcher es nicht einleuchten will, dass die Unabhängigkeit eines Wesenskerns ungeschädigt bleiben kann, ob auch nach Aussen hin in den verschiedensten Richtungen eine Reihe coexistentieller Beziehungen eingegangen wird — was dadurch beeinträchtigt werden kann, ist doch höchstens die phänomenale Selbständigkeit. „Verhältnisse“, an die wir uns „gekettet“ wissen, empfinden wir als solche schon unmittelbar in ihrer Eigenschaft, ein unserm innersten Sein Fremdes, etwas uns Aufgedrungenes zu sein, und obendrein, sofern es sich jedem Bestimmtwerden durch unser eigenes Wesen entzieht, ein, im Verhältniss zu diesem gedacht, Zufälliges, in der That ganz „Äusserliches“. — Aber deshalb mit nichten auch als ein „Nebensächliches“ — sicherlich allerdings in Hinsicht auf unsern materialen Daseinskern, denn dem könnte es nichts anhaben — aber in Betracht unserer formalen Lebens- oder Schicksalsgestaltung machen diese „äusserlich zufälligen“ Beziehungen unverkennbar genug das denkbar Hauptsächlichste aus.

Man braucht noch lange kein stricter Kantianer zu sein, um einen Unterschied zu machen zwischen Qualitäten des Wesens und blossen Erscheinungsmerkmalen. Lange vor Locke war die Philosophie schon dahin gediehen, dass sie wenigstens *in thesi* auseinanderhalten konnte, welche Eigenschaften den Dingen

„rein von sich aus“ zukommen, und welche das Resultat ihrer Cooperation, sei es mit den physiologischen Functionen eines wahrnehmenden Subjects, sei es mit den auf sie rückwirkenden anderer, ihnen coexistenter Objecte sind.

Mit der Frage nach der Aseïtät hat die nach der Relationsfähigkeit zunächst gar nichts zu thun. Was die Beziehungen zu anderen Essentien phänomenaliter oder existentialiter aus der „ursprünglichen Beschaffenheit“ eines Wesens machen, berührt gar nicht dessen metaphysisch-charakterische Eigenthümlichkeit, sondern bezieht sich lediglich auf dessen, im obigen Sinne allerdings absolut zufällige Erscheinungsweise, während dasjenige *esse*, welches mit der Aseïtät ausgedrückt werden soll, das allein dem Wechsel causalbedingter Existenzformen schlechthin entrückte reine Sein der Essentia ist — und selbst die allerursprünglichste Beschaffenheit kann nicht weiter zurückreichen als die primärste Bezogenheit, weil von „Beschaffenheit“ zu reden überhaupt keinen Sinn hat, ehe nicht die ersten Relationen auch schon Erkennbarkeit mit sich geführt haben. Was aber vollends „wirklich“, d. h. innerhalb des Bereichs der allein erkennbaren Relationen, durch coëxistente Factoren aus den Individuen wird, oder gar „gemacht“ wird, das ist nicht mehr Gegenstand der Metaphysik, sondern lediglich Object der Erfahrung. Mit Einem Worte: die Relationen bringen in die Existenz jenes *plus* hinein, welches sich aus der Essentia eines schlechthin isolirt existirenden Individuums niemals ergeben würde. Aber das ist ja grade das specifisch Metaphysische, wie wir es auch bereits im ersten Bande bei Betrachtung der Constanz der Kräfte herausgekehrt haben, dass es in allem Seienden einen Essentialcharakter gibt, welcher **nicht** aufgeht in dessen blosse Phänomenalität — das ist ja, wie auch immer wieder Bilharz so nachdrücklich betont, das specifisch Charakteristische am Constanten als dem Metaphysischen, dass es ausserzeitlich gedacht werden muss und zeitlich niemals in absolut isolirter Reinheit auftreten kann, weil Zeitlichkeit und Relationalität Wechselbegriffe sind: die Coëxistenz selber ist ja ein ewiges, d. h. zeitlich anfangsloses Factum. Wir verzichten ja nur eben auf Versuche *à la* Schelling-v. Hartmann, den Willen descriptiv durch viele Vorstufen zu begleiten, ehe er zu einem Wollen phänomenalisirt — wir haben nur gesagt: wo wir wollende Wesen haben, da ist auch eine Bezogenheit mitgesetzt und (actuell) wollenden Wesen

ist es unabweisbar eigen, sich bedingen, d. h. in ihrer phänomenalen Manifestation beschränkend bestimmen zu lassen. Daraus mit Volkelt folgern zu wollen, dass „in die Essentia jedes Einzeldings die Willensessenzen der übrigen mit hineinreflectirt“ seien, heisst in unberechtigter Weise die Sprache der Monadenfensterphantasien auf die denn doch etwas solider gearteten Wesen der Willenshenadologie übertragen. Vollends aber kann nur ein idealistisch optimistischer Tic die allerdings von der Mannigfaltigkeit der praktischen Beziehungen abhängige Lebensfülle oder Auslebungsvollständigkeit gleichsetzen wollen einer (auf rein abstracte Vollkommenheit zugeschnittenen) Wesensvollendung.

So brauchten wir denn nicht daran zu verzweifeln, ein zugleich formal und material bestimmtes Normativ für das Verhalten des Einzel-Ich innerhalb seiner „Wir“-Sphäre ausfindbar zu machen, ein Normativ, welches mit dem Instinkt den Charakter des unmittelbaren Empfindens, mit der logisch formir- und formulirbaren Regel die quantitative Messbarkeit theilt.

Ein ursprüngliches, dem Einzelnen bei seinem Eintritt in die Gemeinschaft aus unbekannten Quellen mitgegebenes also angeborenes, und das hiesse im darwinistischen Sinne, als Ingrediens des Gattungswesens aus früherer Generationsfolge angeerbtes, Innesein der simplen Statik würde nicht blos das Vorhandensein, sondern auch die Perfectibilität des Rechtsinstinkts der Begreiflichkeit um ein Beträchtliches näher rücken.

Insbesondere kann grade auch eine realdialektische Anschauungsweise sehr wohl sich befreunden mit einem gewissermaassen zugleich eudämonistischen und antieudämonistischen Urgefühl, nämlich dem der Lust an fremder Lust und deren Kehrseite: dem des Schmerzes bei fremdem Weh. Das Aneignen eines ursprünglich nicht uns selber angehörenden Gefühls ist aber nur für den Pluralisten ein wirkliches Factum — ein Geschehenes nicht blos, sondern auch ein Gethanes und somit ein Gewolltes. Andernfalls büsst es mit der autonomischen Aseïtät auch alle Zurechenbarkeit, Verdienstlichkeit wie Verantwortlichkeit ein. Erst wenn das Aneignen des fremden Fühlens als der spontane Act eines individuell Selbständigen darf angesehen werden, erst wenn das Hineinleben in die Willens- und Gefühlsweise des Andern eine wahrhafte Selbstentäusserung eines in sich intensiv realen Einzelwesens in sich schliesst: erst dann

wird die Selbstbeschränkung des Egoismus zu einer werthhabenden (obzwar zunächst nur erst im Innern vor sich gehenden) That sittlichen Charakters. Mit einer solchen, der absoluten Schrankenlosigkeit der abstracten Egoität entgegenstrebenden Widerlage haben wir aber vorläufig schon vollauf genug zur Fundamentirung einer pluralistischen Metaphysik des Ethischen. Denn an jenem Gegengewicht besitzen wir ja eine „arbeitende Kraft“, welche zur ausgleichenden Conservirung des gegebenen ethischen Bestandes vollständig ausreicht.

Wie dabei im Einzelnen individuelle Unlust mit einer auf das fremde Wohl gerichteten Lust und umgekehrt individuelle Lust mit genereller oder alienirter (abgelenkter) Unlust sich kreuzen und verschlingen mag: das wird dem Realdialektiker zwar einen überaus interessanten Gegenstand seiner Psychologie darbieten, ist aber für die ethische Betrachtungsweise als solche etwas völlig Gleichgültiges. Denn diese hat sich ja nicht auf den rein asketischen Standpunkt gestellt, für welchen allerdings die Gradhöhe des empfundenen Schmerzgefühls so ziemlich zusammenfällt mit dem Skalapunkt der ethischen Werthbemessung. Für uns ist es etwas Zufälliges und Unwesentliches, ob ethisches Handeln so oder so, direct oder indirect Lust oder Unlustgefühle mit sich bringt, davon bleibt die ethische Beurtheilung unberührt. Denn uns erscheint es von unserer realdialektischen Auffassung aus, nach welcher ja grade das Widersprechende untrennbar zusammengehört, als reine Willkür, vorneweg unbesehens jedes Lustgefühl als solches, für ein — oder gar für das — schlechthin Wider-Ethische auszugeben — uns könnte es höchstens ein an sich An-Ethisches, im Sinne des ethischen Adiaphoron heissen.

Wir denken nicht dualistisch-rigoristisch genug, um — wie die Frau von Guyon, in der Befriedigung des guten Gewissens eine Beeinträchtigung desselben zu gewahren — wir gönnen es dem edelgesinnten Wohlthäter, wenn seine Lust an fremder Lust auf das Wohlgefühl seines eigenen Empfindens zurückwirkt — und weil wir ebenso dem boshaften Frevler „gönnen“, wenn in Gestalt von Reue und Gewissensangst auf ihn selber der Schmerz zurückschlägt, den er Andern in Grausamkeit bereiten wollte, in der eigenen Rachegier Sättigung, dem eigenen Peinigungskitzel Befriedigung zu verschaffen: so ist unserm Verständniss auch ein gewisser ethischer Sublimitätsstand-

punkt zu hoch, welcher alles Vergelten, jede Sühne aus dem Bereich des Ethischen verbannen möchte, wie wenn darin ein unwürdig unlauteres, der reinsten und erhabensten Moral zuwiderlaufendes Gefühl der Lust an fremdem Weh hineinspielte.

4. Der concrete Individualismus in realdialektischer Fassung.

Schon im Bisherigen haben wir nicht umhin können, wiederholt Stellung zu nehmen zu jenem sich so viel vornehmer dünkenden Unismus, welcher sich gern für den allein philosophisch machenden Monismus ausgeben möchte und jeden pluralistisch Denkenden über die Achsel ansieht und höchstens für einen Philosophen zweiter Klasse gelten lässt, der gleich hinter den positivistischen Metaphysikleugnern zu rangiren hätte. Noch immer ist die Neigung nicht ausgestorben, ein specifisches Organ für höhere, „speculativ" sich nennende Philosophie vorauszusetzen und solches Jedem schlankweg abzusprechen, der mit seinem empiristisch-realistischen Glaubensbekenntniss den Boden der erfahrungsmässigen Vielheit aufzugeben nicht ausreichende Veranlassung findet.

Jenen *ad altiora* tendirenden Velleitäten (zur consequenten Durchführung seines *Ἓν καὶ πᾶν* hat es ja doch noch kein Alleinler bringen können — zu mächtig lökt wider diesen Stachel in Jedem der alte individualistische Adam!) gegenüber gewährt es nun zwar einerseits eine gewisse Beruhigung, einen Geist von so hohem Respect vor der eleatischen Superweisheit, wie ihn Alfons Bilharz bekundet, als Willensmetaphysiker doch nicht blos in antilogische, sondern auch in individualistische Wege einlenken zu sehen, andererseits aber scheint es mir denn doch geboten, in so vielumfochtener Position dem Rechte des Individualismus und seiner etwas concreter fundirten Darlegung ein eigenes Kapitel zu widmen. Und bei der unverkennbar von jeher zwischen Realdialektik und Individualismus bestehenden Solidarität muss es gestattet sein, über eine concise Formulirung des Standpunkts hinauszugehen zu gelegentlichen Ausblicken auch auf solche Dinge, welche nicht in ganz unmittelbarem Bezuge zu dem das Individuum als solches durchziehenden Widerspruche stehen.

Das scheint umso unerlässlicher, als wir mit doppelter Frontrichtung vorgehen müssen: denn während wir uns rechts

zu wehren haben gegen die Verächter des *common sense*, stehen links jene Biologen geschaart, welche von der protoplasmatischen Monenz bis zum Menschenstaat eine Continuität der „Entwickelung" behaupten, in der ab- wie aufwärts der Begriff eines Individuums völliger Flüssigkeit verfallen und in sich selbst zergangen sein soll. Diese bestreiten die Möglichkeit der Fixirung absolut schwankender Grenzen und verschmähen es nicht, ihre Analogien aus Gebieten herzuholen, deren Eigenthümlichkeit grade darin besteht, es noch nicht zur vollendeten Individualisirung gebracht zu haben: Pflanzen und Krystalle.

Ihnen hält unser Individualismus den Satz entgegen: Individualität ist uns bedingt durch irgendwelche Einheit des Bewusstseins, und jene Polypenconglomerate, auf welche man sich mit Vorliebe beruft, sind uns grade in diesem Stücke viel zu mehrdeutige Belege, als dass man sich durch sie brauchte in anderweitig hinlänglich beglaubigten Anschauungen beirren zu lassen. Als Willensmetaphysiker aber fügen wir hinzu: das Individuelle will nicht blos begriffen sein in seiner Verschiedenheit oder Einzigkeit nach der Gesammtheit seiner subjectivtheoretischen Merkmale, sondern auch nach seiner praktischen und meist gewaltsamen Ausschliesslichkeit, in seiner bethätigten Verschiedenheit, d. h. Feindseligkeit andern Individuen gegenüber.

So kann es sein Bewenden behalten bei einer schon vor mehr als zwanzig Jahren niedergeschriebenen Definition. Individuum ist das als Object angeschaute Subject und das als ein subjectives gewusste Object, welches im Triebe, die ihm vom Uranfang an immanente Bezogenheit auf ein Anderes actualisirt, indem der Trieb als Unruhe des individuellen Mechanismus ebensosehr die erste Bewusstwerdung des eigenen metaphysischen Willenskerns vermittelt (denn die ganze Garantie des Erkennenkönnens ruht uns ja letzten Endes darauf, dass es zum Inhalt des Willens als *Ens metaphysicum* selber gehört, sich erkennen zu wollen), als das ursprüngliche Bindeglied zwischen dem Selbst dieses Individuums und dem Selbst anderer Individuen herstellt.

Sattsam ist gezeigt, dass die Möglichkeit solcher hypothetischen Annahme dem, woran die Caprice einer eigensinnigen Vorstellungsphilosophie ausschliesslich festhalten will, mindestens gleichwiegend ist. Verschanzen sich jene hinter unwiderlegliche Einwände, so sind wir hinwiederum eben so unangreifbar,

weil hieb- und kugelfest gegen die Waffen einer Abstraction, welche sich unfähig bekennen muss, mit ihren blossen „Begriffen“ an eine räumliche Sonderung hinanzureichen; während wir hinwiederum uns allerdings bei der Unmittheilbarkeit einer Erkenntniss bescheiden müssen, welche ihre Stärke darin hat, dass eben nur die höhere (d. h. nicht direct sinnliche) Anschauung, also die Intuition, als das eigentliche Organ für das Sein und das Seiende gelten kann.

Dass wir Atom und Individuum nicht direct identificiren, darüber haben wir längst keinen Zweifel mehr bestehen lassen, und grade die Unhaltbarkeit der Einwendungen der Gegner könnte uns ermuthigen, zuversichtlicher und mit weniger Schüchternheit als wie noch im ersten Bande geschehen ist, einzutreten für die Auffassung des Individuums als einer focaleinheitlichen Concrescenz von Krafteinheiten einer niederen Ordnung; denn grade in der Beleuchtung jener Polemik hat sich erst recht deutlich ergeben, wie nur so eine Menge bei jeder andern Auffassung sich aufdrängender Schwierigkeiten sich vermeiden lasse.

Nach unserer Theorie leuchtet es unmittelbar ein, dass solch ein Einheitspunkt nicht völlig unabhängig sei von den in ihm convergirenden Strahlenbüscheln, weil er seine Kraft *actu* garnicht ausserhalb ihrer hat, sondern höchstens *quà* Potenz ihrer Einheit vorausgesetzt ist. Und andererseits ist, wofern nur diese Integrität gewahrt bleibt, auch das im Reproductionsprocesse („Stoff-“ oder „Kraftwechsel“) stattfindende Zu- und Abfliessen neuer, resp. verbrauchter Kraftfäden zur organischen Focaleinheit durchaus keine Instanz gegen deren Denkberechtigung — so wenig, dass die Realdialektik umgekehrt geneigt sein wird, grade dieser physiologischen Einheit eine der Bewusstseinseinheit äquivalente Bedeutung beizulegen.

Denn man müsste uns zuvor gründlich missverstanden haben, um auf die Vermuthung zu verfallen, uns schwebe etwa etwas Aehnliches vor, wie jener Versuch, das Selbstbewusstsein als ein blosses Consummationsphänomen aus einer Vielheit einzelner Partialbewusstseine (*sic!*) herzuleiten, wobei es sichtlich darauf angelegt ist, mit verwirrenden Detailbeschreibungen dem Leser recht eigentlich Sand in die Augen zu streuen. Denn wer sich überhaupt über die Vorbedingungen eines Bewusstseins klar geworden, weiss, dass es an der Zuspitzung zu einer punktuellen Einheit gradezu seine *conditio sine qua non* hat, und wer vor all

dem schier hypnotisch wirkenden Begriffsgeflirr gewisser Kapitel sich wirklich die Augen offen gehalten hat, weiss auch, dass bei all solchen sein sollenden Beschreibungen des angeblich zeitlich genetischen Zustandekommens solch eines Centralbewusstseins dessen fertige Einheit in jedem Augenblicke bei jedem einzelnen Satze schon vorausgesetzt ist. *) Kein Wunder, weil aller blossen Phänomenalität eines blos vorstellenden Bewusstseins die Substantialität eines wollenden Ich voraufgeht — metaphysisch sogut wie empirisch! Nur weil diesem in gewissem Sinne eine Aseïtät zukommt, kann es eine Selbstgeburt des Ich aus dem Mutterschooss der Vergleichung der einfachen Bewusstseinseinheit mit der Vielheit des Verglichenen geben.

Allerdings also ist auch für uns das Individuum sich selber Stoff; aber es formirt sich vermöge seines eigenen unveränderlichen Seins in der Einheit des Individualcharakters aus der Concrescenz der Atomcomplexe eben dieser Einheit, deren Kraftfädenknäuel es vorausgeht, als das potenzielle Sein dieses in diesem bestimmten individualisirten Leibe actualisirten Individualwillens, der als ein schlechthin Constantes und in seinem Wesen Unwandelbares dauert, solange er eben dauert, d. h. solange seine Focaleinheit nicht aufgehoben oder zerstört ist — immerhin also auch „fort"-dauern kann in der Wechselfolge metendynamischer Palingenesien.

Es ist ja grade die Entschiedenheit, zu welcher sich das Wollen als individuelles einheitlich zusammenfasst. Indem es seinen Inhalt unterscheidet und sondert von dem, was nicht in dieses bestimmte Selbst eingeht, tritt es heraus aus der chaotischen Verschwommenheit seiner recht eigentlich „unentschlossenen" Vorexistenz. Erst wer „weiss, was er will" hat es zur Charakterreife gebracht: Unschlüssigkeit und Charakterlosigkeit stehen sich fürs Volksbewusstsein noch näher als für die wissenschaftliche Betrachtungsweise, und selbst diejenigen, welche der Individualisirung ihres All-Einen keine höhere Bedeutung zugestehen wollen, als dass das Bewusstwerden des Willens daran seine Bedingung habe, bezeichnen unwillkürlich letzteres als den höchsten Zweck des Willens und geben ihm so wenigstens indirect das individuelle Sein zu seinem eigensten

*) Man vergleiche hierüber auch die schneidige Kritik in Wilh. Tobias: Grenzen der Philosophie.

Inhalt — legen also der Individualität wenigstens mittelbar eine metaphysische Bedeutung bei.

Dem gegenüber mag nochmals um so nachdrücklicher betont werden: allem Bewusstsein liegt ein unbewusstes Ich zu Grunde, als dessen vorausgesetztes An-sich — und darin, dass dieses zum Für-sich erst auf dem Wege des Bewusstseins kommt, also *quâ* „Ich“ phänomenologisch das Bewusstsein wiederum zur Voraussetzung hat, darin erkannten wir ja das Realdialektische unseres Ich-Wesens und dass sonach das Sein des Wollens der Verwirklichung desselben — das Wollen der Einheit Schellingsch gesprochen ihrem „effectiven Sein“ voraufgeht, indem das Zusammenschiessen der Kraftfäden zu einer bestimmten Focaleinheit vor sich geht, weil es gewollt ist: das ist ja hier nicht widerspruchsvoller als bei allen anderen Erscheinungen dieser realdialektischen Grundeigenschaft des Willens.

Schon die Etymologie — und das heisst in diesem Falle einmal wieder der Tiefsinn der begriffsschöpferischen Vernunft — berechtigt aus der Einheitlichkeit und deren Innesein zum Kriterium der In-divid-ualität zu machen. Dagegen mit der rein äusserlichen Zusammenfassung zu einer blossen „Summe“, welche als solche ihre eigene machtlose (blosse Additions-) Einheit ohne jedes normirende Centrum ist, kann uns nicht gedient sein, wo es sich um concentrirende Knotenpunkte handeln muss, in welche alle linearen Kraftreihen zusammenlaufen, um von hieraus ihre einheitlich, und das heisst ja eben organisch, geordnete Rückwirkung zu empfangen.

Nur so lässt sich vorstellen, wie eine den andern virtuell überlegene Centralhenade die Wirksamkeit der übrigen dort convergirenden Radien als die „niederer“ Mächte bewältigen und demnächst dauernd beherrschen könne. Man braucht nur Ernst zu machen mit einem consequenten Dynamismus, nach welchem direkt Kraft auf Kraft (nicht Kraft unmittelbar nur auf Stoff als Substrat einer andern Kraft) wirkt, um es gar nicht so unvorstellbar zu finden, dass ein übermächtiger Kraftradius, als welchen wir uns das vitale Princip zu denken haben (vergl. das Schlusskapitel unseres ersten Bandes), seine Prävalenz dahin zu bethätigen vermöge, schwächere Radien in einer von ihm bestimmten Richtung zu dirigiren und so den Mechanismus des Lebens in Gang zu setzen und im Gange zu erhalten, welchen der plumpe Materialismus als blosses Product aus elementaren (mechanischen) Kräften betrachtet.

Wir muthen also den Physiologen auch nicht mehr zu als wie ihre eigene Cellular-Autorität Virchow, nämlich die Anerkennung eines Lebensprincips — geben ihnen aber, indem wir dies durch den Willensbegriff bestimmen, obendrein die Begreiflichkeit der Selbstvermehrung und Selbstvervielfältigung an die Hand, sofern es eine Jedem geläufige Erfahrung ist, dass der siegreiche Wille grade durch seinen Sieg mächtiger wird als der Besiegte (hier die in ihrer Vereinzelung ungleich schwächeren elementaren Einzelkräfte). So hängt des Sieges Behauptung nicht etwa blos von dem Maasse der vorher schon besessenen Kraft ab, es erstarkt vielmehr das Leben am und im Leben selber (*vita vivendo*) — womit auf das Geheimniss alles Wachsthums ein nicht zu verschmähendes Licht fällt.

Der Individualismus verlegt das Centrum des Lebens eben innerhalb der Individualität, und gewinnt so einen wahrhaft essentiellen Kern für jedes einzelne Individualleben.

Wer uns an die Zellen als die eigentlichen Urindividuen verweist, dem werfen wir die Frage quer: ob denn etwa das Verhältniss der Zellen zu den organisch von ihnen assimilirten anorganischen Atomen leichter durchschaubar sei als die analoge Hegemonie, welche wir den Centralhenaden den einzelnen Zellen gegenüber vindiciren.

Selbst ein Haeckel kann auch da, wo er am eifrigsten für das Summenleben eintritt (wie in seinem Vortrag über die Arbeitstheilung in der Natur) nicht umhin, die ursprüngliche Selbstspaltung und Selbstvermehrung einer Urzelle anzuerkennen, wie er in Consequenz dessen in der Perigenesis der Plastidule alle Zeugung als Ueberschuss des Individuallebens definirt und sogar auch an seinem brillantesten Steckenpferd — dem Siphonophoren — die Existenz eines Centralstockes zugeben muss.

So reducirt sich die Differenz zuletzt auf ein Ausgehen von entgegengesetzten Enden: Haeckel gefällt sich darin, die ursprüngliche und potentiell fortdauernde Vielheit zu betonen, der willensmetaphysische Individualismus hält sich an die trotzalledem wahrnehmbare Einheit und sagt: der isolirte Wille schafft sich aus Noth neue Organe, aber wo kein Nothstand vorliegt, bedient er sich der vorhandenen — das ist das ganze Geheimniss der relativen Schöpferkraft des Individualwillens, und ganz dasselbe wiederholt sich in jedem Entschlusse, der in sogenannten Verzweiflungslagen gefasst wird, wo es Siegen oder

Brechen heisst, indem die Selbsterhaltung nur auf dem Wege energischester Selbstvervielfältigung möglich bleibt und sich durchsetzen lässt. Das kennt das Sprüchwort als „Eisenbrechende Nothwendigkeit", als kraftschöpferische Macht.

Also machen sich jene „Stock"-Theoretiker (denen ja selbst auch der Bienenstock nichts ist als ein Individuum „höherer Ordnung") des Gegentheils von dem Fehler schuldig, welchen sie der charakterologischen Henadologie vorwerfen: sie übertreiben die Verselbständigung der Organe, wozu sie nichts berechtigt als der Schein, — denn die Selbstergänzung für Verstümmelte ist eben nur eine eventuelle (bleibt, wie Oskar Schmidt nachgewiesen, oft eine ganz fragliche), und tritt die sie bedingende Eventualität nicht ein, so bleibt solch Organ auch nur Organ und „entwickelt" sich nicht auf dem Wege der Sprossenbildung zu einem autonomen Individuum.

Dass in der Pflanze diese Selbstergänzungsfähigkeit soviel einfacher sich bethätigt, begreift sich ja leicht aus der grösseren Einfachheit ihrer Organisation. Es setzt sich aber in der Selbstdifferenzirung die Selbstentzweiung von der substantialen *Voluntas* in die blos functionelle *Volitio* fort. Also ist der Grad der concreten Selbständigkeit der Einzel-*Volitio* das, was bei dieser ganzen Debatte in Frage kommt — und so fällt das Problem hier zusammen mit dem, welches schon in einfachster Ernährungsassimilation sich aufdrängt als der Schein einer Heterogeneïtät zwischen Willenscentren und Willensmasse, d. h. dem „biologischen Princip" und der sogenannten „todten Materie" — denn dieser realdialektische Postulatsgedanke ist so gut für das Eine wie für das Andere vorausgesetzt.

Auch Virchow und sie Alle gehen ja doch von einer Urzelle aus, welche Leitung und Führung übernimmt und die Fortpflanzungsimpulse ertheilt. — Keiner von ihnen behauptet ein Zusammenwachsen ursprünglich geschiedener Vielheit, vielmehr Alle nur eine Selbstzerlegung eines ursprünglich actuell Ungetheilten, dessen actualisirte Diremtion die ursprünglich potentielle Einheit oder einheitliche Potenz gar nicht in Frage stellt.

Wer also die Individualeinheit nicht begreifen will, der muss consequentermaassen auch die Selbständigkeit der Zellen leugnen, so dass ihm zuletzt alles in einen Urbrei von Atomen und Kraftpunkten verschwimmt, wie sich etwa der ganz unkritische mechanistische Materialist seine Materie denkt.

Diejenige ethische Disciplin, welche sich neuerdings als Charakterologie von der allgemeinen Psychologie abgezweigt hat, ist es der Wahrung ihrer eigenen scientifischen Dignität schuldig, die Linie nicht unmarkirt zu lassen, wo ihr Amtsbereich anheben soll, damit sie im Gedränge der schon vorhandenen Partialwissenschaften nicht blos einen festen Platz einnehme, sondern auch rechts und links „Fühlung" behalte und überall der Zuzammenhang klar hervortrete, mittels dessen sie an die Totalität des bereits Gegebenen anknüpfen wolle. Und so wenig sie der Ueberhebung das Wort zu reden gedenkt, mit welcher infolge der Verhätschelung seitens einer ganzen Generation die Naturwissenschaften ihre eigene Methode als einzige Bemessungsnorm streng wissenschaftlichen Werthes durchsetzen möchten, so wenig will unsere Philosophie auf längst veraltete Exclusivitäts-Privilegien — am wenigsten auf das „intellectuirenden" Construirens aus blossen Begriffen pochen. Aber wenn Darwin selber sich zu denen seiner Jünger bekannt hat, welche die Continuität der Evolutionsreihe ethischen Lebens fast ebenso hoch hinauf verfolgen wollen wie die blos biologische, so weist sie dem gegenüber darauf hin, wie bald sich die hier auftauchenden Fragen auf metaphysischen Boden verwurzeln müssen. Das bestätigt ihr auch die in den Religionen niedergelegte „Volksmetaphysik" — denn schon die instinktive Mythenbildung versucht ja auf dem Wege der Symbolik das durch und durch physikalisch bedingte Naturleben ethisch zu durchgeistigen.*)

Deshalb ist es ja, dass wir in diesem ethischen Theil von neuen Gesichtspunkten aus auf die nämlichen Gegenstände zurückkommen müssen, welche wir im ersten Bande nach naturphilosophischer Beurtheilung zu betrachten hatten. Unschwer aber lässt sich mit einer Art apagogischen Verfahrens an einen Punkt gelangen, wo die Relationen zwischen den Individualwesen einen specifisch neuen Charakter, nämlich eben den ethischen annehmen.

---

*) Schon die Homogeneïtät der allgemeinen Physiognomik legt ein Zeugniss in dieser Richtung ab — sie hätte sonst nicht einmal zur ästhetischen Symbolik führen können. — Das Rhinoceros mit den zu tief gesetzten Augen macht unverkennbar den Eindruck eines hexenhaften alten Weibes — und wer sich zur Seelenwanderung bekennen will, wird einfach fragen: warum sollte sich nicht derselbe sozusagen allgemein ethische Kern mit Menschen und mit Fuchswesen umkleiden können, zumal wenn man die Secundarität der intellectuellen Merkmale festhält?

Allein nicht weniger rasch wird sich dabei herausstellen, dass keineswegs — wie gemeinhin Einer dem Andern nachspricht — das volle Selbstbewusstsein die Schwelle bildet, über welche der Weg in diese neue Welt eigenartiger Beziehungen herüberführt.

Die Thierwelt lässt sich so wenig activ wie passiv ausschliessen von der ethischen Betrachtungsweise, und selbst die Pflanzenwelt erhebt unabweisbare Ansprüche auf eine nach ethischen, den Menschen eine Selbstbeschränkung auferlegenden, Normen regulirte Behandlung. Während dem Reich des schlechthin Unlebendigen gegenüber keinerlei Verpflichtung empfunden wird, gilt z. B. schon die rein muthwillige, total zwecklose Zertrümmerung eines Krystalls für eine sittliche Rohheit, unterliegt jedenfalls schon einer charakterologischen Prädicirung, welche schwerlich blos aus der indirecten Beziehung auf die dadurch etwa zerstörte ästhetische Freude anderer Menschen hergeleitet werden darf; fordern wir doch vom *homo liberalis*, i. e., dem, der als frei, d. h. sittlich zurechnungsfähig beurtheilt werden will, dass er Respect habe vor jederlei wahrhaft gestalteten, d. h. in sich abgeschlossenen Existenz, mit andern Worten vor jeder Realisation irgendwelchen individualisirenden Princips.

Absolute Rechtlosigkeit, d. h. Abwesenheit aller und jeder, auch der elementarsten Relationen, herrscht nur im schlechthin chaotischen Dasein — und als Kriterium activer ethischer Bezogenheit hat im weitesten Sinne eben die Fähigkeit zu irgendwelcher Selbstbeschränkung zu gelten.

Die Sichtbarkeit und überhaupt Erkennbarkeit der Selbstbeschränkung ist nun aber allerdings an die erst im thierischen Leben unzweifelhaft hervortretende Locomobilität gebunden und erst das bewegliche Sein präsentirt sich uns als ein individuell zu denkendes.

Ein realdialektisches Aussehen gewinnt aber die Sache sofort dadurch, dass wir uns im Bereich des Ethischen so wenig eine schlechthin blos hingebende, sich aller Selbstheit gänzlich entäussernde Liebe denken können, wie ein physikalisches Atom, welches nicht im Akte seiner Attraction eine selbstbehauptende Repulsion *eo ipso* schon mit ausübte und umgekehrt.

Gerade aber die Unseligkeit eines ewigen Ungenügens, welche damit gesetzt ist, dass keine der beiden Seiten solchen Doppelstrebens jemals ihrer vollen und ungehemmten Selbstergänzung

begegnen kann, ist ja das eigentliche Fundamentalargument für den pessimistischen Charakter unserer Weltanschauung — denn das zeugt beredter als alles Andere wider die Existenz eines von höherer logischer Weisheit vorausverordneten einheitlichen Bandes, wie es, vermöge seines angebornen logischen Kitzels, der Alleinler eigentlich ganz unwillkürlich auf Grund seiner präsumirten Weltlogik jeder gegnerischen Darstellung zum Trotz allem Daseienden supponiren muss und demgemäss gleicherweise bethörten Sinnen vorzugaukeln versucht.

Jedenfalls befinden wir uns schon insofern viel besser beim Individualismus, als er mit einem einzigen Zuge ein Knäuel von zahllossen Räthseln entwirrt, welches den Alleinlern ewig unauflösbar bleiben muss, und so mögen wir uns der Brandmarkung als „subalternen Geistern" gegenüber mit der Wahrnehmung trösten, wie gar nicht selten auf den Bureaus hoher Collegen die subaltern Gescholtenen die eigentlichen Macher sind, weil sie ihre bestallten vornehmen Chefs nicht blos an Routine, sondern auch an *judicium* übertreffen.

So lassen wir uns denn auch nicht einschüchtern durch die Einrede, welche Manchem so plausibel scheint: der Pluralismus vervielfältige „ohne Noth" das Wunder der Subsistenz nach einem aller „Wahrscheinlichkeit" spottenden Denkverfahren. Denn die Frage, auf welche sich die Logiker soviel einbilden: warum ist nicht nichts? hat für mich ihren Ursprung wie ihr Recht nur in der Schmerzempfindung des Daseins. Wo sie sich auf das blosse Causalitätsbedürfniss stützt, ist sie ein Ueberheben des logischen Denkens, ein Stück subjectiven Idealismus, der sich mit seinen Prätensionen anmaasste, mehr als das Sein zu sein. Wir dagegen, die wir Realisten und Antilogiker in Einem sind, lassen das Denken seiner secundären Natur und Rangstellung eingedenk bleiben und fordern von ihm, dass es sich, wie überall dem Factischen, so auch der Urthatsache beuge: dass es eben eine Welt gibt und zwar als eine Vielheit gleichartiger Willenswesen — das ist einfach „gegeben" und daran lässt sich — ob auch der Realdialektiker selber in seinem Pessimismus dazu seufze: leider! — nun einmal nicht rütteln.

Gerade wer sich aus der Fülle eigensten Willensbewusstseins der Lehre Schopenhauers zugewandt hat, wird vollends erst geneigt sein, ihr beizupflichten, wenn sie, in geläuterter Gestalt ihm nicht mehr das etwas harte Opfer ansinnt, in ihr auf die Realität der eigenen Egoität Verzicht zu leisten.

Mit jener kriticistischen Ueberspannung fallen auch die anderen unerfüllbaren Zumuthungen in nichts zusammen. Dann hört der Wille auf, *quâ* Ding an sich als ein Causalitätsloses postulirt zu werden — dann ist uns auch das saure Stück Denkarbeit erlassen, ihn als allmächtigen und eine in seinem *Esse* widerspruchsvoll verschlossene Freiheit anzuerkennen. (Dass damit allerdings zugleich auch die Denkbarkeit effectiver Selbstverneinung hinfällig wird, schliesst freilich eine Steigerung der vielbeschrienen „Trostlosigkeit“ auf — aber auf Nervenschonung muss ja ohnehin verzichten, wer sich mit Philosophie und Wahrheit überhaupt in ein intimeres Verhältniss einzulassen wünscht — sogar sich darauf gefasst halten, dass er von dickdrähtigerer Seite her gradezu als Philosoph selbstquälerischer Nervosität hingestellt werde.)

Allein grade je schroffer bei Schopenhauer gelegentlich die Trennung zwischen Intellect und Wille sich zu einem eigentlichen Dualismus zuspitzt, umsomehr lag es in der Consequenz, dass im Ding an sich, welches Alles umfassen muss, auch das entsprechende Element nicht fehlen darf. Vermöge einer mehr als verbal- — nämlich im Grunde echt real- — dialektischen Ironie der „logischen Selbstbewegung“ wurde also Schopenhauer unvermerkt dahin geführt, den Intellect, welchem er eine nur zweite Stelle einzuräumen bedacht war, viel mehr zu verselbständigen als nöthig und verträglich war mit der doch dominirenden Tendenz, den Willen in die ihm gebührende erste Stelle zu rücken.

In gleicher Richtung mit jener Ueberschätzung der Intellectualfunctionen aber liegen die — grade auch ethisch angesehen — allerbedenklichsten Consequenzen des absoluten Illusionismus.

Da die Causalitätsform jeder Anschauung, jedem Bewusstsein anderer Dinge vorausgeht, so bleibt, wenn wir auf dem Standpunkt der aus ihrer Apriorität gefolgerten rein subjectiven Geltung des Causalitätsgesetzes beharren wollen, das Dasein anderer Dinge immer ungewiss. Schon um in ihnen etwas dem Willen, der in mir lebt, Homogenes zu erkennen, bedarf es nicht nur (wie es bei Schopenhauer an der betreffenden Stelle aussehen soll) eines Analogieschlusses, sondern bereits eines directen Sprunges in die empirische Wirklichkeit hinein, da ja auch deren Dasein zunächst nichts ist als ein Vorgestelltwerden. Ihr ein Sein an sich beizulegen, dazu kann mich immer wieder nur eine Selbstanwendung des apriorischen und angeblich rein

subjectiven Causalitätsgesetzes bewegen. Nichts berechtigt uns schlechthin und unbedingt, in der Erscheinung ein Ding an sich anzunehmen — es **kann** dieselbe auch ganz nur blosser Schein, ganz nur subjective Erzeugung, nichts als pure Illusion sein; denn nur einzig und allein in und an uns selbst sind wir nach jenem cartesischen Satze eines Dings an sich gewiss; das Uebertragen dessen auf ein ausser uns Seiendes, Objectives, seine Umgestaltung zu einem *cogito, ergo est* ergibt immer nur jene rein idealistische Existenz, welche mit dem Berkeley'schen *Percipi* identisch ist und aus dessen Bann nicht herausführt. Selbst das Denken Anderer, wie ihre Denkweise, ist **für mich** zunächst ja wieder nur eine Vorstellung, — (also kann ich nie schliessen: *cogitant, ergo sunt*) — sondern nur ein „Glaube“, was subjectiv das Nämliche ist und besagt wie

nur ein Wunder kann mich tragen

in die empirische Wirklichkeit hinein.

Wahrhaft wirklich ist — *scil.* so lange wir dem Causalitätsgesetz keine Realität an sich, keine absolute, also auch essential-reale Gültigkeit zugestehen wollen — nur **unser eigener** Wille für uns. Mithin implicirt Schopenhauers „immanenter Dogmatismus“ bereits die versteckte Anerkennung, dass das Causalitätsgesetz mehr als blosse Function des Intellects, dass es, wie dieser, sozusagen auch eine Efflorescenz des Willens *quâ* Dings an sich ist und so seine Basis im Ding an sich hat. *Q. E. D.*

Da überdies Schopenhauer anerkennt, dass Erkenntniss und Vielheit nicht ohne einander gedacht werden können, ja er sie sogar einander sich „gegenseitig bedingen“ lässt, so würde er *vitiosissimo circulo* — in die von ihm sonst so entschieden perhorrescirte Wechselwirkung hineinsteuern, wenn er nicht gestatten wollte, auf einer der beiden Seiten die Initiative zu nehmen.

Nun ist aber — grade erkenntnisstheoretisch angesehen — das zunächst allein Gegebene das Erkennen. Die **in ihm** und **mit ihm** gesetzte Vielheit kann aber nicht blosse subjective Form sein, oder das Erkennen selber wäre für gar nichts zu achten, was sogar die Willensphilosophie selbst um so weniger behaupten wird, als der Wille selber als Ding an sich **unmittelbar** in einem Gegensatz zu einem Andern bewusst wird.

Selbst da wo Schopenhauer sich in die allerkühnste Höhe seiner Dianöologie versteigt, wo er sagt: Der Wille als das

prius von Leib und Intellect steht mit Einem Schlage als jener (Leib) in diesem (Intellect) da, sobald er in seinem Ansichsein Dasjenige hervorgebracht hat, was in der Erscheinung, in der Vorstellung Leib und Gehirn ist: — selbst da kommt der von seinem Kriticismus nicht lassen wollende Denker über einen Individualwillen und Individualleib nicht hinaus und zu Nichts, was sich als Einheit und Identität alles Wollenden prädiciren liesse.

Des transcibilen Krimskrams entledigt, führt uns diese Betrachtung also auch zu einem Protest gegen das mehr als alle Realdialektik insgesammt unserm Denken zumuthende Paradoxon: Das Gehirn, objectiv selber nur als ein räumliches uns bekannt, bringe den Raum hervor und projicire erst dadurch ein von der eigenen Person Verschiedenes, wo die Wechselbeziehung zwischen den Einzelrealen doch längst bestanden haben muss, ehe sie im Bewusstsein auftauchen kann.

Im Ansich müssten — selbst nach jener hyper-metaphysischen Ansicht — das Erkennende und Erkannte gar nicht verschieden, sondern schlechthin identisch sein — sagen wir also: Alles einundderselbe Wille. Aber die noch von keinen erkenntnisstheoretischen Velleïtäten irregeleitete allereinfachste Selbstbeachtung weiss bereits, dass jedes Selbstinnesein des Willens ein von ihm Verschiedenes voraussetzt, und jede einigermaassen gründlich und besonnen zu Werke gehende Psychologie weist uns darauf hin, wie das aller Sinneswahrnehmung voraufgehende, aller Kritik von Paralogismen unzugängliche Gemeingefühl sich seines Organismus bereits als eines räumlich Ausgedehnten aber zugleich auch Begrenzten bewusst ist und in dieser seiner räumlichen Beschränkung als ein (in passiver Affection) beschränktes.

Nun aber setzt doch jedes Afficirtwerden bereits ein Afficirendes voraus, schliesst somit eine Doppelheit in sich, implicirt die anerkannte Existenz eines Andern neben dem afficirten Willen. Ist also der Wille, was unleugbar ist, so lange man überhaupt irgend einen Willen als existent anerkennt, afficirbar, so stellt er sich insofern auch als der Causalität unterworfen dar.

Schopenhauer bannt mittels des Decrets jenes dianöologischen Urparadoxons in einen Kreis der Reciprocität von Relationen, wo das Bewusstsein das unabweisbare Bedürfniss behält, sich die Sonderung nach einem *prius* und *posterius* nicht nehmen

zu lassen — woran es nichts ändert, dass diese Relation sich nicht sowohl in einer horizontalen als in einer verticalen Eben zu bewegen scheint.

Also — wie bereits die Vorrede zu diesem Bande ankündigte — ein *Nimium*, dessen sich Schopenhauer schuldig gemacht hat, suchen wir dahin zu corrigiren, dass wir, um von der Erscheinung zum Ding an sich vorzudringen, nur das wirklich rein Subjective subtrahiren wollen, nicht aber alles Subjective, nicht auch das mit, was selber einen Bestandtheil des Dings an sich in sich trägt. Wer auch diesen mit abzieht, schmälert ja das Ding an sich selber um einige seiner eigenen Bestimmungen, die ihm *re vera* zukommen.

Aber noch auf ein anderes Thema führt uns diese, hier von ethischen Absichten geleitete Betrachtung zurück, welches uns im ersten Bande bereits als metaphysisches beschäftigt hat. Dort lernten wir realdialektisch begreifen, wie gerade die Continuität an der apriorischen Anschauung des Raumes es ist, wonach das Auseinandersein discreter Wesen erst möglich wird, während diese selbige Continuität bei rein abstracter Beurtheilung dahin führen möchte, dem Ding an sich absolute Einheit zu vindiciren.

So hat ja auch Schopenhauer die Zahl als eine Function der Zeit hingestellt, vermengte aber Zahl und Zählen. Jene ist als Anzahl ein rein objectives Vielsein, nur im Raume wirklich; dieses, ein ebenso rein subjectives Thun, kann nur in der Zeit vor sich gehen — und fragen wir nach dem, was Beiden am Ding an sich entspricht, so ist es dessen discrete Selbständigkeit, soweit sich von deren allezeit mitgesetzten Bezogenheit (Relation) abstrahiren lässt. Nur individualisirtes Sein lässt sich zählen; am absolut Einen wäre nicht einmal die Möglichkeit pluralistischer Auffassung begreiflich — und wen das eine nichtssagende Tautologie bedünken will, mag bedenken, dass sie auch nur aufgestellt wird in der Abwehr gegen ihre Negation.

Dass aber auch die Zeit selber durch Zahl und Zählen nichts von der ihr eigenthümlichen Continuität einbüsst, zeugt ja nur abermals von der ewigen Discrepanz zwischen rein empirisch-intuitiver und damit schlechthin einheitlicher Auffassungsweise einer- und abstractvernünftig discursiver Betrachtungsweise andererseits, eine Discrepanz, welche, wie wir längst sahen, gleich die einfachste Veränderung, die Bewegung, schlechthin unausdenkmacht.

Jedenfalls bedingen Raum und Zeit nur das subjective Für-uns-sein der Vielheit. Dass sie aber nicht einmal dessen Auffassung ganz beherrschen, werden wir überall da gewahr, wo wir Unterschiede nicht zählen, noch messen, sondern nur fühlen als rein qualitative Mannigfaltigkeit der Wesen, insbesondere wo diese in ihrer höchsten Entwickelung die bunte Fülle charakterischer Verschiedenheiten darbieten.

Wer nicht zum unfassbaren Gedanken eines absoluten Anfangs sich hinaufretten will, dem bleibt die reine, entzweiungslose Indifferenz eine blosse Imagination, welche selbst als solche nur so möglich ist, wie die Vorstellung vom absoluten Anfang der Materie: nämlich als Verwechseln interimistischer Scheinzustände mit definitiv dauerhaften Wirklichkeiten. Weil wir mit unsern beschränkten Sinnen den Verbleib der Materie nicht wahrnehmen, bis der Chemiker die evanescirte irgendwo wieder auffängt und die Constanz ihres Gewichtes nachweist, und weil es Intermissionen der Bewegung und Veränderung überhaupt für unsere an gewisse Zeitminima gebundene Beobachtung zu geben scheint, so malt sich die Phantasie die Möglichkeit aus, dass jenes Verschwinden für immer und für alle Reactionen — nicht blos für die unserer Sinnesorgane — stattfinden könne, und dass diese Pausen zu einem ewigen Ende des Geschehens sich ausdehnen könnten.

Aber nur auf so phantastischer Grundlage kann es Einem einfallen, jenes Sein, trotz oder wol grade in seiner Leerheit als das eigentliche oder als das Ursein anzusehen, weil es das von allen Antinomien des Werdens unberührt bleibende und insofern relativitätslos, i. e. das absolute Sein sei. Allein diese Absolutheit ist eine rein subjective, ganz auf psychologische Abstrahirungsvorgänge gestellte Absolutheit, mithin das Gegentheil ihrer selbst.

Denn das auf wahrhafte Realität abzielende Erkennen gelangt, wie wir gesehen haben, zu dem umgekehrten Satze: die eigentliche Verbürgung der „Wirklichkeit“ haben wir nicht blos phänomenaliter daran, dass alles Wirken sich am Faden der Causalität abspielt, sondern metaphysisch weist gerade das Geschehene selber — also die objectivirte Causalität auf den Hintergrund eines absolut seienden Substrates für das Geschehene zurück, so dass das Ansich der Causalität auch das absolut substantiale und substantielle Ansich der metaphysisch

existentiellen Cressenz*) (οὐσία) sein muss — was sich einfacher und populärer auch so ausdrücken lässt: das dem Satz vom Grunde entsprechende Ansich ist die schlechthinige, von aller Phänomenalität unabhängige Realität der Welt. Wir brauchen ein Sein, welches so (*tale*) ist, dass es die Formen des Werdens annimmt.

So leitet denn auch dieser Theil unserer Betrachtung uns zurück auf den Satz: die Fähigkeit des Dings, überhaupt Erscheinung, Vorstellung, sichtbar zu werden — eine Fähigkeit, welche doch Jeder zugeben muss, der sich nicht in die Burg eines ganz undurchbrechbaren Idealismus einmauern will — diese Fähigkeit muss doch eben als *facultas fiendi objecti* Möglichkeit der Objectivirung, selbst eine Eigenschaft, *qualitas* des Ding an sich sein, — eine Fähigkeit, welche sich sowol in uns, sofern wir selber auch ein Ding an sich sind, findet als auch an dem Ding an sich ausser uns, sofern dies Object wird. Es muss sich diese Eigenschaft — darauf hat neuerdings auch Bilharz von seinem heliocentrischen Standpunkte aus hinausgewiesen — vertheilen an das Ding an sich *quâ* Subject und *quâ* Object des Erkennens.

Was Schopenhauer ein Wunder nennt — die Einheit des Wollens mit dem Subject des Erkennens — ist dann nichts als subjective Seite dieser Qualität des Dings an sich, wie die Wahrnehmbarkeit des Willens — i. e. die Cooperation der *a priori* — gegebenen Formen des Intellekts mit dem ihnen im Ding an sich entsprechenden Correlat die objective Bethätigung dieser Eigenschaft sein muss.

Wer sich nicht bei dem Glauben an das occasionialistische Eingreifen einer die *harmonia praestabilita* zwischen Subject und Object actualisirenden Gotteshand beruhigen mag oder kann, fühlt sich irgendwann, -wo und -wie auf einen Punkt hingedrängt, von dem aus dem Beharren in absoluter skeptischer ἐποχή ein Ende gemacht werden kann, zumal schon die unabweisbare Thatsache einer gewissen Constanz wenigstens in den Proportionen des präsumtiven Ansich-Objects unserer Wahrnehmung sonst für den wundersamsten aller denkbaren Zufälle zu nehmen wäre, wesshalb denn ja auch von neueren Polemikern gegen die abstractesten Consequenzen des Kriticismus die

*) Sogenannter *genitivus epexegeticus*.

Probabilitätskraft des hierin gegebenen Hinweises auf absolute Realität des Wahrgenommenen mit ganz besonderem Nachdruck betont ist.

So resumirt sich denn nochmals — hier im Interesse des ethischen Individualismus — die Rechtfertigung (nur solche, nicht eine eigentliche Begründung, zu geben, haben wir uns anheischig gemacht) unseres Realismus dahin: wie die Materie (*quâ* Substanz der *vis inertiae*) als das vorstellbar zu machen war, worin sich das Zero aus der gegenseitigen Compensation polarisch einander entgegenwirkender Kräfte vom reinen Nichts unterscheidet, so erscheinen Raum und Zeit als die differenzirenden Mächte, ohne welche das Ding an sich gar nicht Wille sein könnte, ja nicht einmal Ding, sondern das leere, indifferente, prädicatlose Was, das *Esse* ohne Quidditât, das hohle Abstractum einer blossen Entität ohne Essentia wie ohne Existentia — allerdings genau solch ein Un-Ding, wie die Vernünftler es am meisten anstaunen, welche jedes Ding für um so höher ästimiren, je weiter es sich von aller Anschaulichkeit entfernt, — so ist ja seit manchem Jahrtausend das schlechthin qualitätslose Brahm das Schoosskind aller Derer gewesen, die sich auf ihre alleinlerischen Velleïtäten viel zu Gute halten. Danach also sind Raum und Zeit nicht blos die allerconcreteste *condicio essendi*, sondern auch das *rerum entium discrimen realissimum*.

Und dass diese Sätze, nach welchen Raum und Zeit *quodammodo* als die weltschöpferischen Factoren erscheinen, denselben Sinn haben, wie die obigen, welche scheinbar das Gegentheil behaupten: ihr Ansich sei die Nichtigkeit alles Wirklichen: daran mag der Wissende und Verstehende den urbildlichen Ektypus der gesammten Weltdialektik wiedererkennen.

Dass aber Raum und Zeit (wie als *regressus in infinitum* auch die apriorische Causalitätsgewissheit) *a priori* als unendliche gewusst werden, sprechen wir als ein indirectes Zeugniss dafür an, dass das scheinbar (phänomenaliter angesehen) nach Zeit, Raum und Wirkungsweise endliche Individuum selber ein in sich ewiges, intensiv unendliches sein muss — also gerade das, als was es der pluralistischen Willensmetaphysik gilt — denn nur so überwinden wir auch die unvollziehbare Zumuthung Schopenhauers, einem realiter endlichen Gehirn die Erzeugung idealiter unendlicher „Functionen“ beizulegen; — ist doch jene

ihre apriorische Unendlichkeit zugleich das einzig unwiderlegliche Moment, womit sich die „Apriorität“ dieser Anschauungsform selbst beglaubigt.

5. Die phänomenale Genesis des Individuums und die sexuale Bezogenheit.

Indem wir in diesem Kapitel nochmals zurücktauchen in den geheimnissreichen Mutterschooss der Willensmetaphysik, müssen wir für dessen Dunkel auf manche zweifelvolle Gegen- und Zwischenfrage ob auch nicht überall widerlegende, so doch wenigstens nirgends grundlos zurückweisende Antwort bereit halten, denn nirgendwo drängt sich das Gewimmel der Widersprüche dichter als in diesen Engen.

Manche Problemstellung ist hier erst möglich geworden, seitdem die Resultate neuerer Forschungen der Biologen ganz unerwartete Mannigfaltigkeit der Verhältnisse zu Tage gefördert haben. Erst der Specialbeobachtungen von Spinnen und Schlangen bedurfte es, um Manches aufzuklären, was sich jeder Ergründung so lange entzog wie die Fortpflanzung des Aales. An so manch scheinbar unerschütterlich feststehender Meinung musste man da irre werden und vielleicht erlitt nichts dabei in höherem Grade Schaden als die Ueberschätzung des männlichen Princips und seiner Bedeutung im „Haushalt der Natur“. Mutter Natur braucht keinen Mann, aber dessen, was das Weibeswesen darstellt, kann sie nirgends entbehren. Ihr ist das männliche Geschlecht überall nur ein aushelfender, allerlei beschleunigende Erleichterung herbeiführender Diener. Das Weib ist in dieser Hinsicht für seine und alles Seiende letzte Aufgabe: die Selbstverwirklichung des übersinnlichen Willens, mit allen Bedingungen ungleich vollständiger ausgestattet als der Mann und deshalb auch für seine Geschlechtsbethätigung von diesem viel unabhängiger als dieser von seiner Ergänzung, ohne welche er in Ansehung der letzten, metaphysischen Daseinszwecke als ein blosses Bruchstück vor uns steht.*)

*) Der überall auf die denkbar einfachsten Differenzirungsformen zurückstrebende Darwinismus glaubt (Sklarek 1878, Nr. 47) die allerprimärste sexuale Befruchtungsform da gefunden zu haben, wo das Wesen

Die in Gestalt der sogenannten Parthenogenesis weit in hochentwickeltes Thierleben hinaufreichende Knospenbildung deutet darauf hin, dass ein Hermaphroditenthum, wie es die Begattung von Schlangen zeigt, nur eine andere Form jener Ganzheit ist, von welcher bei der sozusagen mit Schrägschnitt durchgeführten Geschlechtertrennung dem Weibe die weitaus grössere Hälfte zugefallen ist, so weit es die Zwecke der Generation gilt, und wenn der Darwinismus behauptet, der Sexualgegensatz habe sich erst allmählich — als „specieller Fall“ des Polymorphismus — aus ursprünglicher Unterschiedlosigkeit heraus entwickelt, so liegt es nahe genug, die in diesen Urformen hervortretenden Analogien mehr dem Gebären, als dem Zeugen, zuzuweisen.

In dieselbe Richtung weist uns die wol nicht bestrittene Thatsache hinaus, dass dem männlichen Körper viel mehr Rudimente specifisch weiblicher Bildungen anhaften geblieben, als umgekehrt dem weiblichen (— die Brustwarzen sind da ein Zeugniss von ganz anderem Gewicht als etwa die Bartreste bei Weibern — die können ja Ueberlebsel einer früher allgemeinen Behaarung sein —). Offenbar sind auch die männlichen Geschlechtsorgane morphologisch eher verständlich, wenn man darin Nachaussenstülpungen der weiblichen sieht, als wenn man sich letztere als Inversionen jener vorstellen wollte. Vielfach werden ja auch die Männchen als ein überflüssiger Schmarotzer-Luxus abgethan, sobald sie ihr Reizgeschäft verrichtet — wo sie dagegen, wie meistens in der Menschenwelt, den so disponibel werdenden Kräfteüberschuss auf andere Dinge verwendeten, da bemächtigten sie sich entweder mittels politischer Einrichtungen despotischer Herrschaft oder ergingen sich in geistiger Productionsweise (Kunst und Wissenschaft), während das Weib „naturgemäss“ mit all seiner Kraft ins Gattungsgeschäft aufgeht, welches für den Mann nur die Bedeutung einer „Episode“ behält. Damit fällt ein Licht auf die Thatsache, dass das Genie — diess *monstrum per excessum* — an männliche Formen gebunden bleibt.

In solchem Sinne lässt Felix Dahn durch Göttermund die Maxime billigen, zu welcher sich seine Hilde bekennt: um seine

---

der Sexualität ganz allgemein in einer oft gegenseitigen Anregung zu erneutem, eigenartigen Wachsthum zwischen zwei Zellen sich offenbart. Dem parallel steht am anderen Ende gegenüber die Apogonie als Sexualitäts-Verlust bei Pflanzen ohne Benachtheiligung der Fortpflanzung (ebend. Nr. 48).

Liebe lässt das Weib Sippe und Volk, während dem Manne die höhere Gemeinschaft den vornehmeren Pflichtenbereich anweist.

Woher denn aber, so lautet hier der nächste unabweisbare Einwand, beim Manne die unverkennbar grössere Wildheit der Gier und beim Weibe das schämige Versagen? Das sieht man ja, so oft der Hund werbend hinter der Hündin herlaufen muss — und Niemand wird in Abrede stellen wollen, dass die Erscheinungen sexualer Apathie beim Weibe — wenigstens bis sie den „Rechten" gefunden — bei weitem häufiger vorkommen als beim Manne. Will man sich da etwa aushelfen mit dem Satze: grade, weil das Sexuale beim Weibe das eigentlich Centrale ausmacht, hat es mehr Eigenständigkeit als beim Manne und das sexuale Gebaren ist bei ihm unmittelbarerer und significanterer Ausfluss des innersten Charakterkerns als beim Manne, für welchen das Alles nur eine nebensächliche, episodarische Bedeutung hat? Damit wäre dann zugleich jene rationalistisch-materialistisch wider die Willensmetaphysik sich kehrende Consequenzenmacherei abgeschnitten, welche auf der Anschauung fussen möchte, — es sei die ganze Vehemenz des *nisus genitalis* auf Seiten des Mannes (mehr denn beim Weibe) der blosse Reflex gewisser überwiegend physiologischer (resp. pathologischer) Processe in der Testicularsphäre. Ueberdies freilich wäre dabei die — in darwinistischer Entwickelung begreifliche — Gestaltung des blossen Apparats verwechselt mit der ihr vorausgesetzten Zielstrebigkeit selber. Damit, dass ich mir einen Revolver anschaffe, habe ich mich doch noch nicht verpflichtet, mich seiner zur Tödtung eines Menschen auch wirklich zu bedienen.

Daran aber knüpft sich eine noch gewichtigere Instanz gegen die landläufigen Sätze der „Metaphysik der Geschlechtsliebe", dass nicht nur solche widerstrebend vom ungeliebten Manne empfangenden Frauen oft die allerfruchtbarsten sind, sondern auch die Kinder — wenigstens die Töchter — aus solch widerwillig bestiegenem Ehebette, von einer ganz besonderen Vollkommenheit somatischer wie geistiger Begabung sind? Liesse sich nicht aber dies selber, als ein Zeugniss mehr dafür auslegen, dass es eben die Mutter ist, von welcher doch in der Hauptsache die ganze hereditäre Ausstattung herstammt und der Mann mit seinem „Temperament" höchstens die charakterischen Merkmale der Energie, resp. Vehemenz *de suo* hinzuthut? Heisst nicht die Annahme: der Intellect sei die Mitgift

der Mutter, in die Sprache der heutigen physiologischen Embryologen übersetzt, soviel als: sie gibt im Ei den Grundstock des gesammten Nervengeflechts und damit das eigentliche Grundwesen des neuen Individuums her?

Es hat freilich — grade auch von moirologischer Seite betrachtet — etwas allen optimistischen Instinkten stark Zuwiderlaufendes, sich so die Individualität constituirenden Factoren als etwas wesentlich auf „zufällige" Bedingungen Gestelltes denken zu sollen; allein solche Bedenken existiren für die pessimistische Realdialektik ja noch weniger als die ausserwissenschaftlicher Zimperlichkeit. Vor der metaphysischen Betrachtung dieser Dinge verstummt selbst im jungfräulichst empfindenden Weibe das scheue Bedenken der Scham: wem es gelungen, solch ein Frauenherz erst zu überzeugen, dass es mit der Erörterung dieser Probleme vor das Heiligste selber gestellt ist, welches dem religiösen Forschen an metaphysischer Dignität nicht nur ebenbürtig, sondern im tiefuntersten Grunde wesensgleichartig ist, der wird von solchem Erkunden nicht ohne Ertrag heimkehren, weil die Intuition des Weibes in den Angelegenheiten ihres eigensten Ressorts noch ungleich weiter reicht als die des genialsten Mannes. Sind sie erst auf die rechte Spur geleitet, so wird man sie auch bald bereit finden, aus intimster Erfahrung eigne Beiträge beizusteuern zur Erkenntniss jener Menschenganzheit, von welcher schon ein Plato in mythischen Formen träumte.

Im Schrägschnitt, sagten wir, sei diese Totalität in ihre ungleichen Hälften gespalten; und dass auf die Seite des Mannes die kleinere fiel, macht es begreiflich, wenn sein Verlangen nach dem „integrirenden" Stück seiner Gesammtmenschnatur das stärkere blieb. Wie der zerbrochene Magnet hinfort vier Polenden hat, so findet ein Wiederzusammenstreben des Dirimirten statt, und grade dabei kehrt sich auch wieder das Ungleichnamige einander zu: der Mann streckt dem Weibe in sanfter zarter Werbung jene mildere Seite entgegen, welche er als das eigentlich Weibliche in sich trägt und begehrt dafür auf Seiten des Weibes einen Ansatz desselben Heldenthums, welches sonst als sein charakteristisches Geschlechtsmerkmal angesehen wird: echte Dichter leihen dem liebenden Manne schmelzende, dem liebenden Weibe sthenische (heroische) Affecte. In Sachen der Liebe zeigt das Weib — zumal bei Conflicten — regelmässig

grösseren Muth und höhere Entschlossenheit als der Mann: Hercules bei Omphale ist denn doch ein gut Theil was Besseres als blos eine mythische Caricatur, nämlich dichterische Vollwahrheit.

Auch bei der Geschlechtertrennung ist der in der Möglichkeit reicherer Entwickelungsfülle gegebene „Fortschritt" erkauft um den Preis der Vereinseitigung: der Schlangenzwitter repräsentirt die „Idee" *anguis* in ganz anderer Vollendung als resp. Mann oder Weib in ihrer Halbheit die Idee „Mensch". Wie klein und würdelos erscheint vollends das dem *homo mas* bei der Zeugung zufallende Geschäft (— der Anblick eines seinen Samen abstreifenden Fisches kann ihm das in der demüthigendsten Gestalt zum Bewusstsein bringen! —) gegenüber dem Heldenpart, der mit aller Müh und Noth und Schmerz und Weh dabei auf die Mutter kommt!

In solchen Betrachtungen erschliesst sich uns ein Stück echtester Lebensdialektik, deren Aporien sich unmittelbar als etwas zu erkennen geben, was nicht von irgend einem Logiker nach subjectivem Schema erfunden ist, sondern sich handgreiflich darstellt, als subjective Kehrseite und directeste Wiederspiegelung des objectiv draussen in der Welt Gegebenen. Wie fragwürdig nehmen sich angesichts der uns hier beschäftigenden Erwägungen grade nach ethischem Maassstab beurtheilt so manche Institutionen aus, welche eine conventionell statutarisch verfahrende Moral mit Privilegien der Unantastbarkeit umkleidet hat, z. B. Vaterwürde und (activ wie passiv) Vaterliebe.

Offenbar aber ruht es auf tief gegründeten Fundamenten, wenn grade in dieser Betrachtungsreihe die Antinomienkette so bald noch nicht abreisst. Unverkennbar tendirt einerseits das Weib in ganz anderer Weise zur Mutterschaft (— Vischer weist in seiner Schrift über Mode und Cynismus darauf hin, mit welchem Stolz die Prostituirte sich vorkommendenfalls ihrer Empfängnissfähigkeit zu rühmen pflege, „von der Natur noch der Mutterschaft gewürdigt zu sein" —) als der Mann zur effectiven Zeugung. Und wenn es dennoch scheint, dass sexuelle Apathie beim anderen Geschlecht eine viel häufigere Erscheinung sei, so widerspricht ja auch das insofern nicht, als sich die Conception sehr wohl ohne die mindeste Initiative derart vollziehen kann und viele Weiber eine eben so ausgesprochene Sehnsucht nach Kindern als Abneigung gegen die physiologische Seite des

Genitalreizes empfinden. Selbst die flüchtigsten Anwandlungen einer idiosynkratischen Antipathie gegen sexuelle Erregungen — wie sie ja namentlich bei hysterischen Frauen gar nichts Seltenes sind — fallen unter denselben realdialektischen Urbegriff. Und wie auch ohne stärker entwickelte Reflexionen eine Umkehr des Wollens im Bereich des naiveren Instinktlebens vor sich gehen kann, beweisen jene Völker, welche sich selber auf den Aussterbeetat setzen, sei es durch wirkliche Enthaltsamkeit, sei es mittels mancherlei Vereitelungsmethoden, so dass von hieraus der Schluss zulässig ist: es müsse auch da, wo sich die Askese in die reflexionvermittelte Form religiöser oder theosophischer Motive kleidet, ein instinktmässiger Vorgang im unmittelbaren Gefühlsleben voraufgegangen sein. — Und selbst wenn es ein reiner Irrthum sein sollte, dass man auf die Hypothese verfallen konnte (Dulk im „Ausland“ 1868, No. 42), Phalluscultus (wie man ihn auch in ägyptischen Säulenformen hat wiedererkennen wollen) deute auf geringe, der Aufmunterung bedürftige Zeugungsfähigkeit — so entspränge es aus einer Ideenassociation nach realdialektischen Gesetzen, und die Beobachtung sexuell so erregter und infolge dessen vielleicht in Impotenz verfallener Völker, wie die frühzeitig unter die abgelebten Rassen zu zählenden Hindu, Semiten und Altägypter, würde solcher Ansicht keineswegs widersprechen, wie umgekehrt die Chinesen mit ihren seit Jahrtausenden genossenen *jouissances solitaires* in ungeschwächter Lebenszähigkeit fortexistiren. Dergleichen pflegen die Geschichtsphilosophen zu vergessen, wenn sie Zweikindersystem und dergleichen unter die regelmässigen Anzeichen des nahebevorstehenden Untergangs einer Nation zählen, wie die einstimmigen Schilderungen der Ethnographen vom Grassiren „unnatürlicher Wollust“ bei ostasiatischen sogenannten Naturvölkern einigermaassen gegen die Annahme zeugen, dass dergleichen allemal an gewisse Skalahöhen der Civilisation gebunden sei.

Vielleicht erscheint aus höherem Gesichtspunkt auch eine Thatsache weniger befremdlich, welche sonst so dysteleologisch wie möglich aussieht: der Propagationseifer nervöser Naturen. Aber von der bekannten Erregtheit der Hektiker abgesehen, wird sich als Regel herausstellen, dass nervöse Constitutionen auf energischer Willensgrundlage zu ruhen pflegen. Selbst weibliche Wesen von scheinbar bis zur Verächtlichkeit geringer Spon-

taneïtät erweisen sich oft als Charaktere von unüberwindlicher Zähigkeit und jene sexual apathischen Hünen vom rechten Flügel der Compagnien auch im Uebrigen als recht eigentlich schlappschwänzige Phlegmatiker. Nicht blos subjectiv relativ, auch objectiv relativ, leisten in Sachen der passiven Ausdauer die Leibarmen mehr, wie wenn sich auch an ihnen jener Affluxausgleich vollzöge, dass dem geistig Charakterischen zuwächst, was dem physisch Constitutionellen verloren geht. Jene Andern, die in Kraft und Saft strotzen, haben eben deshalb nichts übrig für antiegoistische „Hingebung“ — assimiliren Alles nur dem eigensten Sein, während die viel verspotteten zarten Gebilde aus Spinnenweb und Mondschein eine sittliche Macht der Selbstüberwindung aufzubieten haben, vor welcher manch berühmter Kriegsheld sich beschämt zurückziehen mag. Nur darf zeitweilige Erschlaffung, welcher die somatischen Organe erliegen können, nicht täuschen über den eigentlichen Kraftgehalt.

Vor der Hand aber sind wir noch nicht über die Frage hinweg: ist die Individuation eine ewige Thatsache oder ein in historischer Entwickelungsfolge an einem bestimmten Zeitpunkte zum erstenmale in die Welt Eingetretenes? Wie immer „schnell fertig mit dem Wort“ erinnern uns die physikalisch mechanistisch Gesinnten an die angebliche Thatsache der stetigen Abnahme des Wärmequantums im Weltall und die darin liegende Consequenz: alles individuelle Leben sei nur ein Intermezzo im Weltgeschehen. Andere nehmen nach der Fülle des inductorischen Beweismaterials den Tod einfach für eine apriorische Nothwendigkeit und nennen es demgemäss einen „unerträglichen Gedanken“, dass es Organismen geben solle, deren Leben eine unendliche Vergangenheit bilde — wie wenn wir mit all den prätentiösen „Entdeckungen“ unserer heutigen „Phytologie“ es wesentlich weiter gebracht hätten als zu einer Art von Repristination des alten vielverspotteten Traducionismus, d. h. zu einer Anschauung, nach welcher ein Lebewesen von seiner Lebenspotenz an gewisse Elementverbindungen in derselben Weise abgibt, wie sich ein Brand überträgt durch sprühende Funken. die von einem auf den andern Zündstoff fliegen.

Doch das ist ja nur der Anfang der Fragereihe — alsbald stehen wir vor der zweiten: denkt sich, wer an *generatio aequivoca* glaubt, die dabei thätigen Vorgänge als Actualisation generell typischer oder individuell sich selbst gleicher Potenzen?

Wie gross ist eingestandenermaassen die Verlegenheit allermodernster Fach-Theoretiker, wenn man sie ins Gedränge bringt mit der Frage, ob die Scheidewand zwischen Organisirtem und Anorganischem für ebenso absolut zu erachten, wie die zwischen Thier und Pflanze für eine verschwimmend flüssige? Wenn aber ein ewiges Protoplasma als der zeitlich ebenso unbeschränkte wie virtuell unerschöpfliche und unzerstörbare Mutterschooss alles Lebens verehrt wird: dann hat der Individualismus seinem Rivalen Unismus bereits einen viel weitern Vorsprung abgewonnen, als wie denen lieb und bequem sein mag, welche an jenem „Urbrei" vor Allem und fast ausschliesslich das Merkmal des Indifferenzirtseins betonen möchten, denn je weiter das Mikroskop und andere feine Beobachtungsapparate vordringen in die kleineren Materiebildungen, desto misslicher lässt es sich doch an mit der Möglichkeit, die Behauptung von solcher ursprünglichen Indifferenz fernerhin noch aufrecht zu erhalten.

Der ewige Wille hälts eben auch nach dem Grundsatz: erst das Geschäft und dann das Vergnügen! — sein primärstes Streben ist Dasein, Leben überhaupt, und was dabei für das sich erweiternde Bewusstsein herauskommt, ist ihm *cura posterior* — aber ein unterschiedsloses Dasein wäre ihm genau so werthlos wie gar keines, und alles was Fortschritt, Vervollständigung an seiner Selbstverwirklichung heissen kann, tendirt offenbar auf eine reichere Entfaltung von Unterschieden — also muss der Drang zu Variificationen wol von Urbeginn in ihm gelegen und nur auf die rechte Stunde, d. h. bis dahin gewartet haben, wo sich in der Reihe der Accommodationen in den vorhandenen Reciprocitäten der Vielen untereinander die Bedingungen einfanden, welche beim Aufeinanderprallen sich selbstbehauptender Einzelwesen wechselsweise als Ablenkungen, Störungen oder Förderungen ihres ursprünglichen und eigenen Bewegungsstrebens sich erweisen.

So angesehen verliert es vollends sein Wunderbares, wenn solcher Differenzirungsdrang im Lauf der Veränderungen auch der Geschlechtertrennung so weit zu gute kam, dass — wie man jetzt allgemein annimmt — schon im unbefruchteten Ei das Geschlecht des *foetus* unabänderlich präformirt sein kann.

So blicken wir grade hier hinab in den tiefsten Abgrund der Selbstentzweiung. Die aufstossenden Aporien sind die Restrictionen, welchen die Metaphysik der Geschlechtsliebe selber

unterliegt. Nach dieser schwebt zwischen Mann und Weib, wenn in ihnen der *amor* sich begegnet, der Lebenstrieb des zu Erzeugenden — der wäre danach der Eine Wille, welcher Beide zusammenführt und in welchem Beide sich zusammenfinden. Aber der ist ja nicht der ganze Wille des Menschseins — er verwirklicht sich ja abermals nur als Lebenshälfte, wieder entweder als Mann oder als Weib — so ist der Zerspaltung kein Ende. Auch wenn das Sichwiedersuchen der polarisch auseinandertretenden Hälften zu einem Sichwiederfinden geworden ist, resultirt doch nur von neuem ein zu abermaligem Suchen Forttreibendes — was wiederkehrt, ist ewig dieselbe Spaltung. Was diese Sonderung, eben in jener vereinigenden Willensmacht, als blossen Schein erscheinen liess, erwies sich selber als eitel Täuschung. Im Eierstock auch des nicht liebenden Weibes wartet ja obendrein schon das reife Oviculum als ein in sich Fertiges und Abgeschlossenes, harrend des blos belebenden Contactes seitens des männlichen Princips. Dies Letztere selber aber wird damit allem Anschein nach aus der vornehmen Stellung einer schöpferischen Macht degradirt zu einer blos excitatorisch wirkenden „Bedingung" unter die Reihe der eigentlichen (creativen) Ursachen — als blos noch anregendes Hülfsmittel. Nach solcher Consequenz steht nicht so sehr das Weib da als die Gehülfin des Mannes, wie umgekehrt der Mann als der Gehülfe seiner Frau, die danach viel mehr darstellt als nur eine Ehe-Hälfte.

Aber derselbe Evolutionismus, welcher so das Männliche als ein blos Nachträgliches, Secundäres erscheinen lässt, vertritt doch andererseits gleichfalls als allgemeinen Satz: das Spätere sei das Höhere — um Knaben auszutragen brauchen die Mütter, heisst es, mehr Zeit — und in der That sahen wir ja die Verwirklichung aller über das blos Thierische hinausliegenden Daseinszwecke (das ganze Reich jener Ideen von Wahrheit, Schönheit, Sitte, Sprache, Staat etc.) davon abhangen und erst dadurch Sinn und Bedeutung bekommen, dass es zweierlei Leib gibt.

Die Form nun aber der Veranstaltungen, mittels deren sich die Individualentstehung vollzieht, hat ja hoch hinauf in der Thierreihe einen so ausgeprägt mechanistischen Charakter, dass die auf ethiklosen Naturalismus lossteuernden Materialisten mit einem gewissen frivolen Behagen darauf hinweisen, wie scheinbar unbewusst und völlig reizlos der männliche Fisch über

den Rogen hinlaiche. So beschrieb Carl Vogt in der „Gartenlaube“ 1876, No. 32, wie der Grossflosser die vom Weibchen entlassenen Eier mit dem Munde aufnehme (— es muss Einem unwillkürlich als Umkehr gewisser altrömischer Hetärenkünste vorkommen, von denen bei Martial so oft die Rede ist —), sie darin herumwälze, mit Schleim bedecke, ausspeie und dann mit väterlicher Zärtlichkeit bis zum Auskriechen schütze vor Attaken, welche seitens der Mama drohen.

Alle masturbatorischen Reizungen gehen ja auch auf rein mechanische Frictionen zurück. Wer aber darauf allzu weitgehende Schlüsse bauen möchte, dem wäre denn doch zu bedenken zu geben, wie solches ohne willensmetaphysische Voraussetzungen nicht vorkommen könnte. Vielmehr muss dem Mechanischen selber schon die entsprechende Willenspolarität innewohnen — läge es nicht im Einfach-Elementaren und Primären, so könnte es auch nicht im Complicirten und Secundären zum Vorschein kommen, am allerwenigsten als Empfindung des contradictorischen Reizes. Wer weiss denn, was bei jeder einzelnen Reibung in der anorganischen Natur für (dem Kitzel) analoge Lustgefühle ausgelöst werden? Pollutionen z. B., die durch Druck vom Mastdarm her veranlasst werden, wollen doch vermittelt sein durch Nervenstränge, die freilich in sich realdialektisch polarisirt sein müssen, wenn auf aussersexualem Wege, selbst ohne bewusste Mitwirkung der Phantasieerregung, sie *eine* „Befriedigung“ herbeiführen sollen, welche der specifisch-sexualen, wenn schon nur bis zu einem gewissen Grade „zum Verwechseln“ ähnlich sehen.

Aber auch was so mechanistisch klingt, die Abspaltung des Keims (der Knospe) dürfen wir uns nicht so seelenlos denken. Solch ein Hinauswachsen des Individuums über sich selbst kann ja erst eintreten nach dem Ausgewachsensein: die Sexualreife stellt sich (von forcirten Verfrühungen und Excitationen abgesehen) erst ein bei Erwachsenen und hat volle Gesundheit zur Voraussetzung ihrer Fortdauer, sonst setzt sie sich fort auf Kosten anderweitiger Ernährung und hört auf, wenn die senile Involution keinen Ueberschuss mehr schafft — beim Weibe im Versiechen der Menstruation ungleich früher, weil da das Quantum des Entbehrlichen ein viel grösseres sein muss.

Je tiefer man eingegangen ist auf das Detail der Ernährungsvorgänge, desto klarer ist die nahe Verwandtschaft mit den

Zeugungsvermittelungen zu Tage getreten: da wie dort ein Sicheinbohren des zu assimilirenden Stoffes (Fettkörperchen) in die vorhandenen Gewebe wie *per copulationem*.

Das hat ja Physiologen unistischer Richtung dahingeführt, das Protoplasma selber nicht sowol als eine Substanz, wie vielmehr als ein einheitlich belebtes Eigenwesen aufzufassen, das in einer Art von Verdauungsprocesse sich selber „aus noch unbekannten Ursachen zu unbekannten Wirkungen umbilde". Implicirt aber das bereits die Annahme einer inneren Entgegenwirkung, so bekennt sich die individualistische Richtung in der Physiologie (vertreten durch Hofmeister, Frank: Die natürliche wagerechte Stellung der Pflanzentheile, Leipzig 1870 und His: Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbelthierlebens 1869. — Beides nach Zarncke Liter. Centralb. 1871, No. 39) unverhohlen zu einem „polaren Bau jedes einzelnen kleinsten Zellhauttheilchens" resp. zur Annahme eines Archiblast (Keimscheibe), woraus Nervenfette und quergestreifte Muskelgewebe hervorgehen sollen, und eines Parablast (weisser Dotter oder Nebenkeim), woraus sich Blut und Gewebe der Bindesubstanz entwickeln — nur jenes soll directes Product der Erzeugung sein, dieses erst secundär durch jenes angeregt — Beides aber dem mütterlichen Organismus entspringen.

Wie immer aber die Sache im Einzelnen zu denken sein mag: selbst bei der Selbstbefruchtung ist es die Relation des Einen auf das Andere, was die Urbedingung aller Lebenserweckung ausmacht. Und mag es noch so schwer sein, den „Wurzelpunkt der Relation" für sich zu fixiren — denn wo haben wir das eigentlich wahre Wesen des Wassers: in der Härte, Sprödigkeit und Schärfe des Eises oder in der Flüssigkeit seines tropfbaren Zustandes oder in der Expansivität seiner Dunstformen? — es tritt aber auch der ethische Charakter je nach den Wirkungen coëxistenter Factoren sozusagen in verschiedenen Aggregatszuständen auf — ist auch, was wir vor Augen haben, die Welt der Erscheinung, eben nur die Gesammtfülle der bereits actualisirten Relationen: damit ist nicht ausgeschlossen, dass wir in ihnen nur das *posterius* eines *prius* haben, welches jene Relationen zum voraus potentiell implicirt als die allem Existentiellen voraufgehende Essentia, die als solche jedoch niemals ganz in die Phänomenalität hinaustreten kann, mithin einen

Rest lässt oder als reines νοούμενον nur durch negative Merkmale sich charakterisiren lässt.

Selber ein Ungewordenes ist das intelligible Individualwesen doch in seiner Verbindung mit anderem Ungewordenen die Quelle alles Werdens und fordert schon hiermit heraus zu einer erneuerten Untersuchung eben dieses Begriffs des Werdens, damit auch hier jeder Doppelsinn vermieden und kein Zweifel belassen werde, ob ein absolutes oder blos relatives Anfangen gemeint sei.

Was blos an einem Subject vorgeht, tritt aus der blossen Phänomenalität nicht heraus, ist ein blosses Thun oder Machen, ein Umformen, die Relationen blos transponirendes Umgestalten oder Fabriciren. Alle derartige Vorgänge setzen als Träger des Geschehens Subjecte voraus, deren Ursprung in einer ganz andern Art von Willensacten zu suchen ist. Im weitesten Sinne mögen wir diese Zeugungs- oder Generationsacte nennen. Dass dieselben von existenzschaffender Potenz sind, lehrt der Augenschein; ob sie aber total Neues aus dem Nichts heraufrufen können, ob ihre Productivität auch eine essenzensetzende, dafür scheint zwar empirisch die Thatsache plötzlich überreicher Propagation zu sprechen, daran aber zu zweifeln, behält trotzdem die metaphysische Betrachtungsweise die gewichtigsten Gründe, als deren gemeinsamer Wurzelstock das alte *ex nihilo fit nil* angesehen werden will.

Was aus einem vorhandenen Subject zu eigener Selbständigkeit und unabhängiger Centralität als numerisch weiterzählendes Subject hervorgeht, kann nur neue Actualisationsweise einer von jeher subsistentgewesenen Potenz sein.

Dazu würde nun allerdings zunächst schon eine indifferente Vitalität ausreichen, welche die eigentliche Differenzirung erst der physiologisch-psychologischen Mitbestimmung ihrer generischen, specifischen oder individuellen Organisation zu verdanken hätte. So halten sich gewisse Leute an nichts lieber als an Schopenhauer's gelegentliche Aeusserung, in Jedem liege die Anlage zu Jedem, und legen dieser die Consequenz unter: der Fuchs habe nur deshalb diesen Gattungscharakter, weil die Umstände im Kampf ums Dasein ihm denselben beigebracht haben — und man kann sich sogar auf Schopenhauer's Verwunderung darüber berufen, dass der von ihm charakteristisch so hoch gestellte Haushund seinen nächsten Ahnen am Schakal habe. Allein derselbe Schopenhauer hat es aufgegeben, zwischen Thier- und

Menschenwelt die Grenzen von Gattungs- und Individualcharakter zu ziehen und was er (W. a. W. u. Vorst., 3. Aufl. II. 364 fg.) von der Verschmelzung von „Idee“ und „Charakter“ sagt, stimmt so vollständig zu unserer Auffassung, dass wir behaupten dürfen, unser Begriff der charakterologischen Henade umspanne Beides, indem wir an der Anschauung festhalten: es kommt in keinen Charakter irgend etwas hinein, was ihm nicht schon ursprünglich eignet; alle Aneignung verschafft dem Essentialkern selber keinen Zuwachs, wie andererseits keine Hingebung ihm Abbruch thun kann — was sich ausdehnt oder verengert, ist nur der Umfang seiner Bethätigungssphäre — was aber in aller Selbst-beschränkung und Erweiterung unwandelbar bleibt, ist das Maass dieses Ein- und Ausathmens selber.

Was sich dem berechtigten Bemühen um eine Metaphysik, welche die Möglichkeit offenhalten möchte, dass alle essentialiter individualisirenden (— nicht blos äusserliche Unterscheidungsmöglichkeiten gewährende —) Potenzen als den Ureinzelwesen selber im strictesten Sinne immanente sich behaupten lassen — was sich solchem Anspruch der Charakterologie, eine mehr als blos empirische Wissenschaft zu sein, in den Weg stellt, sind allerdings nicht abzuleugnende Schwierigkeiten — aber dieselben erscheinen jedenfalls eher als kleiner, denn als grösser wie die, welche den Vertretern der entgegengesetzten Anschauung aufstossen, nur dass sich denen Anstände und Instanzen umgekehrter Art quer vorlegen.

Nachdem bereits unser eigener erster Band (S. 458) den Begriff einer ewigen Metendynamose proponirt hat, können uns Vorstellungen wie Palingenese und Traducionismus sie ausdrücken, für uns keine abschreckenden Gespenster mehr sein — der empirische Begriff der Vererbung hilft sie uns vermitteln — aber abgekehrt von brahmanistischer Pantheisterei halten wir es mit der Lehre Buddha's von der die Reihe der Seelenwanderungen hindurch sich behauptenden individuellen Constanz oder Identität des in immer neuen Masken buntester Incarnationen auf die Lebensbühne tretenden metaphysischen Verlangens. Was jetzt und hier in Latenz evanescirt, occupirt im selbigen Moment anderswo zu neuer Sichtbarkeit einen grade vacanten Lebensrondeau, und da uns (vergl. im Bd. I das Kapitel von der räumlichen Indifferenz der Kräfte) nicht weniger als alle Mittel fehlen, um zu erkennen, wie weit das metaphysische Urwesen in seiner

reinen Potentialität an die Bedingungen des Raumes gebunden ist, so muss es wenigstens *in thesi* denkbar bleiben, dass die so gesetzte Solidarität sich über das Gesammtuniversum erstrecke. Jedenfalls wäre an einer so normirten Gesammtsumme von Kräften keinerlei Ab- noch Zunahme zu statuiren.*)

Alaux hat die Relation die Brücke genannt, welche über die Schranken der Endlichkeit logisch hinaushebt und erst erkennbar macht, was an und für sich nur wahrnehmbar wäre. Für die Ethik ist sie noch mehr: nicht nur Voraussetzung und Maass, sondern das A und das O des ganzen Inhalts derselben.

Der Grad der Selbständigkeit als der Resultante aus den Componenten der Selbstbehauptung und Selbstbeschränkung ist das ethische Urmaass. Insofern geht die Frage nach der *vita propria* der Segmentthiere oder der Einzel- (nicht etwa blosser Pseudo-) Individuen innerhalb der als Thierstaaten erscheinenden sogenannten *animalia composita* viel näher die Ethik als die

---

*) Wie wenig wir uns dennoch gegen die allen solchen Vorstellungen anhaftenden Schwierigkeiten verschliessen, mögen folgende Selbsteinwendungen bekunden. Während in den Augen der Gattungsidee-Vertreter und All-Einler Tod und Individualleben nahezu jede metaphysische Bedeutung verlieren, und solche Auffassung sich demgemäss leichten Herzens über den Untergang von Millionen Keimen hinwegsetzt, steht ein Individualismus, welcher andererseits auch nicht aufhören mag, Willensmetaphysik zu sein, ganz anders zur Sache. Für den werden alle Grenzverwischungen zwischen potentiellen Bedingungen und actualisirten Individualitäten zu eben so viel Verlegenheiten und Trübungen der Theorie, zumal die Zahl der Gattungsindividuen nichts weniger als eine constante ist: nicht blos in der Insektenwelt (Heerwürmer, Raupen, Heuschrecken, Colorado-Käfer u. s. w.) nimmt das Ungeziefer zeitweise massenhaft überhand — auch so hochentwickelte Organismen wie Mäuse vermehren sich periodisch so ungeheuer über den Durchschnittsbestand, dass alles, was auf eigentlich metempsychosenartige Erklärung zurückgreifen möchte, durch die Thatsachen widerlegt und kaum etwas übrig zu bleiben scheint, als in der Weise Darwin's oder Häckel's pambiotische oder panspermatische Allgemeinpotenzen vorauszusetzen, welche sich je nach den zeitweilig begünstigenden Umständen des jedesmal vacant werdenden Materials bemächtigen, wobei dann allerdings jede charakterologische Individualitätsgeltung und damit die gesammte Ethik in die Brüche zu gerathen droht — es sei denn, dass man kühn genug sich zu der Annahme entschliessen wolle, eben in den ethisch charakterischen Differenzen die eigentlichen Grundtypen alles lebendigen Daseins zu suchen, dergestalt, dass z. B. der metaphysische Willenskern der Fuchsnatur sich ebenso sehr etwa in analoger Insektenanlage wie in Menschengestalt seine Verkörperung schaffen könne.

Philosophie der blossen Biologen an, und man hätte die Individualität dieser fälschlich für blosse Glieder angesehenen Einzelwesen niemals in Zweifel ziehen sollen.

Aber uns befängt kein mathematisirendes Gelüste den Sinn, dass wir Alles auf rein quantitative Unterschiede möchten zurückführen können. Wohl wissen wir, dass die Schattirungen des rein Quantitativen zur Erklärung gar mannigfaltig sich ausnehmender Unterschiede weiter reichen, als wie man sich gewöhnlich vorstellen mag. Aber jene Buntheit, von welcher ein Sprichwort der Chiwaiten sagt, dass der Mensch sie im Innern habe, wie das Thier am Aeusseren, würde etwa nur die des Zebra bleiben, wenn wir einen der Hauptvorzüge der Willensmetaphysik vor dem simplen Materialismus aufgeben wollten — denn ein Kraftnetz von indifferenter Farbe wie das Gewebe der Spinne, liefert ja auch dieser, während der charakterologische Individualismus gemeint ist, dasselbe mit belebendem Blutstrom zu durchwärmen und vieltönig von Innen heraus transparent zu illuminiren, indem seiner gestaltlosen Dürftigkeit der Reichthum des Schopenhauer'schen Willensprincips injicirt ward.

Deshalb haben wir ja auch der Charakterologie eine über das einseitig ethische Interesse hinausreichende Stellung zu vindiciren versucht, weil ihr Object so wenig aufgeht in die Unterschiede der formalen Elasticitätsgrade in der Reactionsweise der Individualwillen auf die Motiveinwirkungen (Gegenstand der Temperamentslehre), wie in die sozusagen materiale Expansivitätsverschiedenheit des Umfangs — der ethischen Beschränkbarkeit und Ausdehnungsfähigkeit der Willenssphäre des Individuums, deren innerer Gegensatz zusammenfallen wird mit dem Motivirtwerden durch eigenes und fremdes resp. Wohl oder Wehe.

Die Descendenztheorie gibt unserer Auffassung Recht, nach welcher die natürliche wie die künstliche Zuchtwahl immer nur anders vertheilen, niemals neu schaffen, also den vorhandenen Vorrath der sogenannten Gattungskräfte auch nicht wahrhaft vermehren kann.

Eine Einseitigkeit ist immer nur auf Kosten der andern möglich und die Rückschläge des Atavismus zeigen, dass ebensowenig ein nicht rein zufälliges Merkmal jemals ganz verschwinden kann, vielmehr irgendwie das in blosser Bildungshemmung Niedergehaltene doch immer wieder durchbrechen wird. Und wo etwa einmal die *sexual election* in ihrer Freiheit gehin-

dert werden sollte, da tritt das Gesetz der grossen Zahl ergänzend ein; ist doch dieses im Grunde selber nichts anderes als eine der physikalisch-empirischen Ausdrucksweisen für die hier in Rede stehende metaphysische Wahrheit. Die Unterschiede aber des so zur Wiederkehr Gerufenen können keine grössern — nämlich nur rein formale und das Essentiale gänzlich unberührt lassende — sein, wie etwa zwischen den gleichnamigen Gliedern verschiedener Alphabete. Jeder Versuch, die Congruenzen der Moralstatistik auf andere Weise zu erklären, muss scheitern, — feste Epicyklen sind nur auf der Grundlage essential identischer Einheiten möglich.

Wer uns aber einwendet, dass grade das Allerindividuellste der singulären Neigungen und Interessen nachweisbar am meisten abhängig sei von äusseren Einflüssen und historischen Entwickelungsmomenten, der soll über das Berechtigte an seinem Einwurf auch nicht die Augen verschliessen gegen die beträchtlichen Einschränkungen, welchen solche Berufung jedenfalls unterliegt.

Unleugbar nimmt für alles Idiosynkratische und Specialgelüstartige die Physiologie unter plausiblem Bestande gewisser pathologischer Thatsachen ein gut Theil für sich in Anspruch, und den Rest muthet man uns gleichfalls nicht ohne den Schein eines gewissen Rechts zu, civilisatorischen Einflüssen in Anrechnung zu bringen unter Hinweis auf den viel ursprünglichern, also einfacher charakterischer Beschaffenheit ungleich näher liegenden Zustand sogenannter Naturvölker.

Aber daraus, dass Manches vorübergehend pathologischen Anreizungen seine sichtbare Existenz verdankt, folgt doch noch lange nicht, dass die rein physiologisch bedingte Organisation ausser Connex mit der metaphysisch zu Grunde liegenden Einheitspotenz stehe. Im Gegentheil: selbst das Aeusserste excessiver Organbildung und pathologischer oder in aufsummirter und summirender Gewohnheit zu Stande gekommener Steigerung einzelner Functionen bleibt doch noch an gewisse Schranken gattungsmässiger Kraftconstanz gebunden und diese hinwiederum ein rein doketistisches Factum, sobald man sie abtrennt von einer individuell bestimmten Wesenheit, die darin ihre Verwirklichung findet. Mögen also z. B. die Gelüste der Schwangeren nur momentane Modificationen regulärer Functionen sein, mag Sexualüberreizung oder nervöse Hyperästhesie eine Reihe pseudo-ethischer

Handlungsweisen im Gefolge haben: soweit die Grenzen des Normalen und Krankhaften sich nicht verwischen, wird es auch immer möglich bleiben, das charakterisch Constante rein herauszuschälen aus dem pathologisch Variabeln, und selbst die in hereditärer Aufspeicherung gesteigerte Nervosität anderer anämischer Constitutionen wird nichts an den Tag bringen, was nicht germinaliter die ganze Geschlechterfolge entlang war übertragen worden. Und andererseits bezeugt grade das Fortbestehen der Naturvölker neben den Culturnationen ganz unmittelbar für eine schlechthin aboriginäre Differenz charakterischer Uranlagen, da ja nur eben das von Hause aus Entwickelungsfähige sich auch wirklich entwickelt hat. Es ist doch nur eine auf ziemlich vage Analogien sich stützende und von neueren Ethnologen mehr und mehr verworfene Hypothese, dass Wissensdurst und Lernhunger ganz ebenso durch klimatische und ähnliche äussere Umstände bedingt seien, wie etwa die Spirituosengier der Slaven und die Thranliebhaberei des Polarländlers — und nicht haltbarer ist die Behauptung, geistige Specialinteressen hätten überhaupt eine hochgesteigerte Cultur mit entsprechender Arbeitstheilung zur Voraussetzung. Vielmehr begegnen wir umgekehrt bei ausserhalb aller Berührung mit der historischen Kraftvereinseitigung stehenden Wilden stark individuell ausgeprägtem Kunstdilettantismus wie einem in völlig eigenthümlichen Richtungen sich bethätigenden metaphysischen Bedürfniss, dem auch schon in seiner rohesten Form Eigenart nicht abgesprochen werden kann (wie denn z. B. jeder Glaube an Zauberei die überlegene Kraft *implicite* in ein höheres Wissen verlegt). Dem entsprechend kann auch die Realdialektik in ehrlicher ἐποχή Halt machen vor der Instanz, dass man einerseits alle asketische Velleïtäten unter krankhafte Erscheinungen zählen will und doch andererseits noch keine rechte Antwort gefunden ist auf die Frage: warum gebärdet sich grade die impotenteste Nervosität gern am lüsternsten, während die unzweifelhafte Vollkraft des Muskel- und Säftelebens oft umgekehrt durch Gleichgültigkeit gegen sexuale Irritationen sich auszeichnet? Denn es einfach als ein direct realdialektisches Faktum anzusprechen, verbietet die Erwägung, dass beide entgegengesetzte Erscheinungen gleich wenig zu den ausnahmslosen gehören. Allerdings aber ist die nach einer gewissen Durchschnittsanschauung abschätzende „gewöhnliche“ Denkweise geneigt, das ihr Gleichartige, also wiederum

das „Gewöhnliche“ zum Range des Regelmässigen und eigentlich allein Gesetzlichen oder Legitimen zu erheben, im Vergleich wozu alles Andere schon in seiner kleinsten Abweichung vom Mittelmaass sich gefallen lassen muss, als ein Irreguläres angesehen, wo nicht gar als ein blos Exceptionelles geringgeschätzt zu werden, dem als solchem keine generelle, das eigentliche Wahrheitswissen fördernde Bedeutung dürfe beigelegt werden. So sieht auch in diesem Punkte wieder die Realdialektik sich der Prätension ihrer alten Erzfeindin, der schematisch abzirkelnden Logik gegenübergestellt, und wie der Rationalist schlankweg decretirt, es könne keine Wunder geben, so verhält sich der Physiolog am liebsten einfach negativ zu Allem, was ihm seine Kreise stört, und was er sich sonst nicht vom Halse zu schaffen weiss, das thut er mit dem Stempel des Unnatürlichen oder Widernatürlichen ab und wälzt es als solches seinem Collegen vom pathologischen Lehrstuhl zu. Aber nur da erst ist es um den Satz: „Ausnahmen bestätigen die Regel“ mehr als eine pikante Phrase, wo in der Ausnahme die Regel dergestalt in sich selber zurückkehrt, dass jene nur die Umkehr dieser ist, nämlich die polarische Kehrseite zu dem offenbart, was in der Regel sich ausdrückt.

Aber wie wenn diese meine eigenste, seit Jahren concipirte Darlegung nicht durch fremden Einspruch hätte gestört werden sollen, so hat es sich durch einen Zufall gefügt, dass auch deren gegenwärtige Reproduction bereits dem Abschluss nahe gebracht war, ehe ich Kenntniss erhielt von zwei der jüngsten Kundgebungen aus den Kreisen der Fachbiologen, betreffend eben dies Problem der Entstehung und Uebertragung des individuellen Lebens.

Die Nummern 41 und 42 des Jahrgangs 1880 von Sklarek's Naturforscher enthalten Mittheilungen aus Strassburger's Vortrag auf der Danziger Naturforscher-Versammlung über den jetzigen Stand der Zellenlehre und aus Bernsteins vorläufiger Auseinandersetzung seiner Hypothese über das Wesen der in der lebenden Materie wirksamen Kräfte (aus dem Preisverkündigungs-Programm der Universität Halle f. 1880).

Da darf es sich nun wol die Realdialektik als einen besonders erfreulichen Zuwachs an fachwissenschaftlichem Belegmaterial aneignen, dass bei aller sonstigen Verschiedenheit der Auffassung zwei so namhafte Vertreter heutiger Forschung mit

ihr zusammentreffen in der Annahme ursprünglicher Gegensätzlichkeit — ja, dass gerade in dem mannigfachen Wandel der einschlagenden Theorien während der letzten Jahrzehnte das Festhalten hieran den unbestrittenen Vereinigungspunkt bildet. Wenn aber auch dabei wieder es heissen sollte: ja Gegensätze, die bestreitet kein Mensch, aber das ist etwas ganz anderes, als der von Dir behauptete Widerspruch, so will ich nicht nur nochmals auf das zu dieser Controverse im 1. B. aus Trendelenburg Beigebrachte zurückgewiesen haben, sondern mir nur die Frage erlauben, ob man auch da noch kein reales Widerspruchsverhältniss wolle gelten lassen, wo das factische Umschlagen der Gegensätze ineinander praktisch eine Wirklichkeit der anderen direct contradictorisch entgegenstellt?

Mag man mit Bernstein versuchen, den Wirkungen chemischer Kräfte die Eingriffe sogenannter Contactkräfte (in erster Linie der elektrischen Polarität) zu contrajungiren, oder mag man mit Strassburger zwischen Zellenkern und Protoplasmamasse ein „Auslösen" der Fortpflanzung bedingenden Vorgänge statuiren: ein in sich selbstentzweites Wirken bleibt immer die Voraussetzung aller Lebensverwirklichung. Und nicht minder harmonirt mit realdialektischen Auffassungen, was jeder von beiden Gelehrten als seine eigenste Zuthat zu den bisherigen Auffassungen in Anspruch nimmt.

Bernstein geht aus von dem Pflanzen- und Thierwelt scheidenden Antagonismus: „In den lebenden Organismen spielen sich, wie überhaupt in der Natur, zwei fundamentale Processe ab, von welchen der eine — an-energische — in der Umwandlung der kinetischen Energie (lebendige Kraft) in potentielle, der andere — kat-energische — in der Umwandlung der potentiellen in kinetische Energie besteht. Je nachdem der eine oder andere Process in den Organen vorherrscht, erscheinen letztere uns als Pflanzen- oder Thiere. . . . Nach der Theorie von Sir W. Thomson befindet sich das uns sichtbare Weltall in einem unaufhaltsam katenergischen Process, der nach unendlicher Zeit in Temperaturgleichheit enden müsste. In diesem grossartigen Schauspiele stellt das Auftreten der Lebewesen an der Oberfläche der Himmelskörper gleichsam nur ein Intermezzo dar, welches den Ablauf der Acte auf kurze Zeit unterbricht. Indem die Pflanzen das Sonnenlicht als potentielle Energie in sich aufsammeln, erscheinen sie uns als Organismen, in welchen der anenergische

Process überwiegt und der allgemeine Weltprocess gehemmt wird, während die thierischen Organismen den katenergischen Process wieder einleiten, der durch die Pflanzen aufgehalten war.

Die lebende Materie, welche in der verschiedenartigsten Form als Organismus auftritt, kann man daher als eine solche definiren, welche vermöge eines Stoffwechsels in ihrem Innern anenergische und katenergische Processe erzeugt. Es ist bekannt, dass beide Processe nebeneinander in den Pflanzen ablaufen, dass hingegen für die Thiere die anenergischen Processe nicht erwiesen sind...

Selbst die chemischen Vorgänge sind im Organismus andere als ausserhalb desselben ... und lassen uns ganz im Stich bei der Gestaltung der lebenden Materie zu den bekannten Formen, elementiv zu den Zellen und ... bei der Vervielfältigung dieser Zellen durch Theilung ... Eine jede chemische Verbindung in flüssigem Aggregatzustande besteht aus Molecülen, welche nach den drei Coordinaten des Raumes hin mit gleicher Intensität wirken. Es ist aus diesem Grunde absolut undenkbar, dass eine so beschaffene Substanz eine andere Form annehme, als eine solche, welche durch Cohäsion oder Schwere hervorgebracht wird. Erst wenn eine Substanz in den festen Zustand übergehend Krystallform annimmt, findet durch innere Kräfte eine Orientirung der Molecüle nach den drei Ordinaten des Raumes statt. Diese in der todten Natur wirkende formbildende Ursache, die Krystallisation, welche man von jeher als eine Vorstufe des organischen Bildungstriebes angesehen hat, ist aber auf andere als chemische Kräfte zurückzuführen. . . Wir kommen so zu dem Schlusse, dass die Constitution der lebenden Materie nur aus einem Aggregat chemisch-differenter Molecülgruppen hervorgehen kann... Diese können beliebig klein gedacht werden und sollen keineswegs mit den durch das Mikroskop sichtbaren differenten Partikelchen innerhalb des Zellinhalts identisch sein ... und werden physiologische Molecüle oder Molekeln genannt... Die Molecularkräfte, welche neben den chemischen bei der Berührung heterogener Körper auftreten, heissen kurz Contaktkräfte; es gehören zu ihnen die Ursachen der Adhäsion, Reibung, Capillarität, elektrischen Spannung, der katalytischen Formentwicklung. ... Dazu stimmen die mikroskopischen Wahrnehmungen, nach denen in allen lebenden Zellen das Protoplasma aus einer Masse von mehr oder weniger feinkörnigem Aussehen, also aus chemisch

differenten Partikelchen besteht, und zwar umsomehr, jemehr die Zellen sich activ am Stoffwechsel betheiligen, während Zellen mit geringerem Stoffwechsel einen homogenen Inhalt einschliessen. .. Die Molekeln müssten sich nach dieser Auffassung in einem festen Aggregatzustande befinden ... als feste Körperchen in einer vollkommenen Flüssigkeit... Es ist vorstellbar, dass, wenn die umgebende Flüssigkeit Stoffe enthält, aus welchen die Bestandtheile von Molekeln sich aufbauen können, unter dem Einfluss der Contaktkraft die Ablagerung neuer Substanz nach bestimmten Richtungen des Raumes hin stattfindet, so dass organisirte Formen daraus entstehen, „als deren Keime die beiden ursprünglichen Molekeln gedacht werden können“, um so complicirter, je mehr Molekeln verschiedener Beschaffenheit zu einem Keime vereinigt sind. Aber immer wird die daraus hervorgehende organisirte Form als eine Function des unabhängig Variablen des Keims angesehen werden können.“

Dann wird zur Analogie an die Bildung künstlicher Zellen und den elektrischen Contakt erinnert, — „bei dem wir durch Berührung heterogener Körper, auch nicht metallischer, elektrische Spannungen auftreten sehen, welche mit bestimmten chemischen Processen verbunden sind“, sowie an die Vorgänge, vermöge deren am Daniell'schen Element „neben dem katenergischen Process am Zinkpol in der Ablagerung von Kupfer am Kupferpol ein anenergischer Process stattfindet“.

Dann wird versucht, den Theilungsprocess des Zellenkerns vorstellbar zu machen durch ein Absterben einer mittleren Zone des Kerns, während die beiden Pole aus lebender Substanz bestehen. Und zwar sollten gerade diejenigen Theilchen absterben, in welchen der Stoffwechsel am lebhaftesten war, indem „ein Verhältniss eintritt, bei welchem die Ernährungsgeschwindigkeit mit der Intensität des Stoffwechsels nicht mehr gleichen Schritt hält“ — eine Vorstellung, deren realdialektischer Charakter auf der Hand liegt, zumal wenn man sich entschliessen kann, der Ausmalung der Möglichkeit Glauben zu schenken, nach welcher grade das elektrisch Polare die Mechanik dieses Vorgangs vermitteln soll.

Von realdialektisch nicht minder ansprechendem Charakter ist der Zusammenhang, in welchen Bernstein seine Molekeln mit den „Disdimklassen“ Brücke's bringt, kleinen Krystallaggregaten, welche die Doppelbrechung — wie es scheint, eine allge-

meine Eigenschaft des contractilen Protoplasma — der Muskeln veranlassen, und dem präsumirten Einwand gegenüber, dass der krystallisirte Zustand der kleinsten Theilchen nicht mit dem dann stattfindenden chemischen Processe des Stoffwechsels in Einklang zu bringen sei, soll es gerade die Einwirkung der Krystallmolecüle auf die chemischen Processe sein, welche eine wesentliche Rolle bei dem Lebensprocesse spielen, indem angenommen wird, dass die chemischen Processe nur an der Oberfläche der Molekeln stattfinden, zwischen dieser und der umgebenden Flüssigkeit und dass sich daher die Molekeln selber in einem Zustande fortwährenden Vergehens und Wiederbildens befinden.

Von Nägeli's Micellartheorie will sich die Bernstein'sche dadurch unterscheiden, dass die Bildung der kleinsten Krystallchen erst innerhalb der lebenden Zelle stattfindet, und zwar unter dem Einfluss schon vorhandener Molekeln — deshalb seien die zur Bildung von Lebendigem durch Urzeugung angestellten Versuche stets missglückt. Wohl aber sei es nach Darwin'scher Theorie begreiflich, wenn „unter der Einwirkung der Molekeln einfachster oder erster Ordnung Molekeln zweiter u. s. w. bis zu den Molekeln nter Ordnung als letzter Entwickelungsstufe in den Organismen der Jetztwelt entstanden. Vererbung besteht dann in der Eigenschaft der Molekeln, unter constant bleibenden Bedingungen ähnliche Molekeln zu bilden und Anpassung darin, unter Einwirkung verschiedener äusserer Einflüsse Variationen von Molekeln hervorzubringen, von welchen diejenigen, welche zu der zweckmässigsten Formentwicklung führen, im Kampf ums Dasein den Sieg davon tragen."

Minder phantastisch und nüchterner nehmen sich nun allerdings Strassburger's Darstellungen aus. Daran interessirt uns zunächst, dass auch er einen festen, soliden, nicht hohlen Zellkern annimmt, und dass ihn die Umschliessung mit einer Haut als etwas nicht Wesentliches erst ein Ausscheidungsprodukt des Zellleibes darstellt — was ursprünglich Zelle genannt wurde, war als verdickte Haut gleichsam nur die Skelette derselben.

Die eigentliche Lebensträgerin im Organismus sei die eiweisshaltige, feinkörnige, zähflüssige, meist glashelle, in keiner Zelle fehlende Substanz.

Neben der Theilung durch Einschnürung gäbe es auch für

die Pflanzenwelt keimfreie Zellbildung, bei welcher die Zellkerne frei im Protoplasma der Zellen entstehen sollten.

Vielmehr spalten sich in sich theilenden Zellen eigenthümlich differenzirte, langstreifige Spindeln in ihrem Äquator und rücken auseinander, um die Zellkerne der künftigen Tochterzellen zu bilden. So stimmen die Vorgänge der Zellbildung im Pflanzen- und Thierreich in den wichtigsten Punkten überein, und der bereits befestigten Regel: *omnis cellula e cellula* gesellt sich jetzt die andere: *omnis nucleus e nucleo.*

„Das Protoplasma sammelt sich in mehr oder weniger auffälliger Weise an zwei diametral entgegengesetzten Stellen der Zellkern-Oberfläche und regt eine Reihe von Veränderungen im Zellkern an, deren Resultate zur Bildung eines neuen Körpers führen, ... der meistens aus zwei Substanzen, ... Kernsubstanz und ... Zellenprotoplasma besteht."

Nun soll aber der Sitz der Kräfte, die bei der Zellbildung wirken, das Protoplasma sein, nicht der Zellkern die Herrscherrolle bei den Molecularvorgängen der Zelle spielen. Denn bei constant vielkernigen Zellen spielen sich die Vorgänge der Kernbildung und Zellbildung völlig unabhängig von einander ab — doch muss jede Tochterzelle mindestens einen für das Leben der Zelle zweifellos nothwendigen Zellkern erhalten.

Das Zellplasma soll die Theilung der Zellkerne anregen. In manchen vielkernigen Zellen theilen sich alle Zellkerne gleichzeitig und vielleicht wird der Gegensatz zwischen den beiden Kernhälften bei der Theilung vom Zellplasma aus inducirt, wenn auch die Trennung und das Auseinanderweichen beider Hälften durch des Zellkerns eigene Kraft sich vollziehen mag. (Danach würde, scheint es, grade das Protoplasma dem männlichen Princip entsprechen).

„Wir müssen uns eben gewöhnen das Protoplasma nicht als eine einheitliche Substanz, vielmehr als einen hochorganisirten Körper aufzufassen. ... Ist es doch Thatsache, dass ein Klümpchen Protoplasma, das Ei, nach Vereinigung mit einem anderen Protoplasmatheilchen befähigt ist, den ganzen elterlichen Organismus in seinem complicirten Bau zu wiederholen. Dass die Eigenschaften eines Eies aber nicht principiell verschieden sind von denjenigen des übrigen Protoplasma, dass vielmehr im Ei nur ein der Fortpflanzung besonders angepasster Protoplasmatheil vorliegt, das

lehrt die Thatsache, dass auch andere Protoplasmamassen im Organismus oft befähigt werden, denselben vollständig zu reproduciren. Besonders auffallend ist das Verhalten gesteckter Begonienblätter . . . aus solchen brechen neue Pflanzen hervor. Die mikroskopische Untersuchung zeigt nun, dass es einzelne Epidermiszellen dieser Blätter sind, welche die ganze Pflanze wiederholen: das Protoplasma einer einzigen Zelle bildet somit den Ausgangspunkt für einen vollständig neuen Organismus."

So sehen wir die jüngste Wissenschaft in beachtenswerther Neutralität zurückleiten auf dieselbe Ungewissheit, von welcher wir ausgingen: die proportionale Betheiligung der für jede Fortpflanzung ursprünglich vorausgesetzten zwei Glieder — (in der Knospenbildung haben wir ja nur ein Nachwirken früherer „Auslösungen" zu präsumiren) — ist bis zur Stunde noch nicht hinreichend aufgehellt, nur das steht fest: Eines kann des Anderen nicht entbehren, und das gegenseitige Aufeinandergewiesensein ist — (abgesehen von dem Verhältniss der Kinder zu den Eltern, der Sprossen zu den Urorganismen) — an nichts deutlicher zu veranschaulichen als an der sexualen Bezogenheit, so dass wir auch dadurch berechtigt sind, durch diese Pforte unsern Einzug in die Hallen der eigentlichen Ethik zu nehmen.

6. Die elementar-ethischen Beziehungen zwischen Mann und Weib.

> Ich fühlte endlich mit Beschämung ...
> das Contradictorische meiner sich selbst
> aufhebenden Wünsche.
>
> Fürstin Galitzin in Tagebüchern.

Der in so vielen Sprachen wiederkehrende Doppelsinn der Ausdrücke für unser „Liebe" (worüber eine sprachvergleichende Monographie von Abel existirt) ist keineswegs das einzige *ethisch* Typische am Sexualinstinkt. Weder das Fühlen, noch das Wollen, noch Beider Einheit in der Leidenschaft trägt bei andern Relationen einen so durchsichtig realdialektischen Charakter wie zwischen Mann und Weib.

Von ihnen insonderheit ist ja Alles gesungen, wovon Tristan und Isolt wimmelt, so oft es heisst:

> sie wolten unde enwolten

oder:

> sus was ir herze in Zwei gemuot,
> ein herze was übel unde guot,

und an ihnen wird es klarer als irgendwo sonst, wie bei den

sogenannten „gemischten Gefühlen“ das Alternirende höchstens das Bewusstwerden ist, während der Wille als solcher sich zu dem gemeinsamen Object der sich widersprechenden Empfindungen in absoluter Simultaneïtät zugleich ablehnend und annehmend verhält.

Die Affecte der Scham wie die Leidenschaft der Eifersucht bieten uns nicht minder ein reines Ineinander, nicht etwa von Gegensätzen, sondern von direct Widersprechendem, und es ist sicherlich nicht blos der Mangel an logischer Klarheit, sondern vielmehr die Intensität ihrer intuitiven Auffassung, was die Realdialektik durchweg an den Weibern überzeugtere und verständnissvollere Anhänger gewinnen lässt, als an den kritisch befangeneren Männern, soweit nur der Intellect Jener überhaupt es zu der grade hier doppelt nöthigen Fähigkeit bringt, das innere Wogen des zuständlichen Fühlens sich in sogenannter Objectivität wahrhaft gegenständlich zu machen. Wir scheuen uns darum nicht, die Realdialektik in Verdacht und Verruf einer Weiberphilosophie zu bringen, indem wir immer wieder an jene Bewältigung des innern wie äussern Weltstoffes appelliren, welche nur da ungehemmt zu Stande kommt, wo die Perceptions-Organe noch nicht von den Fesseln logischen Zwanges umschnürt sind. Aus der Feder eines Weibes stammt auch der Satz: „es ist so meine ungelernte Art, eins zu werden mit dem Object, um mich vollständig losreissen zu können, ganz gegenüber zu kommen“, — welcher doch wol deutlich genug auf die realdialektische Willensnatur in allem Erkennen zurückweist.

Wir stehen ja hier auf einem Gebiete, wo der verdoppelte Reiz des Verhüllten*) und Versagten, der erhöhte Werth des Erkämpften im weitesten Umfang und in unauszählbaren Variationen durch die ganze Thierwelt hin sein buntestes Spiel treibt. Die

*) Johnson gestand: „Gewisse Dinge sehe ich gern, aber ich lasse sie mir ungern zeigen“ — selbst den abgebrühten Roué widert ein gewisser Grad von Schamlosigkeit einfach an, während umgekehrt auch keusche Männer keinen höheren Liebesgenuss kennen als die Sichtbarkeit des inneren Freiheitsbewusstseins an dem Weibe, das sich ihnen ganz zu eigen gegeben; denn diese Symbolisirung der vollen Autonomie hat mit dem fleischlichen Kitzel (— als auf welchen kokette Reservirtheit viel unfehlbarer wirkt —) durchaus nichts zu schaffen, sondern gibt in holder Scheu immer noch halb widerstrebenden Entgegenkommens erst die rechte Garantie selbstvergessener Selbstbefriedigung.

Formen des „Werbens“ bilden ja mit den interessantesten Stoff in aller Ethnographie, und das ob seiner Naivetät so viel gepriesene Mittelalter weiss in seinen Nibelungen wie bei Gottfried von Strassburg schon Abenteuer genug zu erzählen, welche ihren Inhalt nehmen aus des „Herzens“ widersprechenden Regungen: Koketterie*) ist kein Laster von gestern — was daran wechselt, ist nur die Mode ihres Costüms, ihrer Manieren.

Die Einheit von Gier und Ekel (*cupido et taedium amandi*) erscheint ja schon auf der physiologischen Stufe in der Verschmelzung des *odor caprinus*, welcher bekanntlich gleichzeitig in sinnlosen Begehrungsrausch versetzen und völlig wie ein Vomitiv wirken kann — ein Seitenstück zum psychologischen Zusammen von Wollust und Grausamkeit.

Zur Doppelkreuzung legen sich die hier actualisirten Widersprüche übereinander, wo das liebende Weib mit letzter Kraft der Selbstüberwindung wider eben das, wozu mit aller Macht die eigene Liebe und deren Verlangen treibt, sich sträubt in der instinktiv richtigen Furcht, grade durch Willfährigkeit die Liebe des verlangenden Geliebten einzubüssen; wie ja denn dieser bis zu einem gewissen Grade das Maass seiner Liebe abhängig machen wird von jenem Widerstande, indem er seinerseits, nicht minder widersprechend, im Grunde von drüben nicht allzu entgegenkommend gewährt haben will, wonach er von sich und eigenem *nisus* aus doch trachtet.

Das ist's, was das Benehmen der Unschuld dem Gebaren der Koketterie oft zum Verwechseln ähnlich macht. Beide haben etwas vom lauen Wesen an sich (Offenb. 3, 15—17): sind freundlich, aber nicht allzusehr, ermuthigend und zurückweisend, beide schwanken zwischen Widerstehen und Gewähren (und eine wohlbewährte Klugheitsregel schreibt ja sogar dem Manne vor, die Frau zu behandeln wie ein Kind, das man mit der einen Hand fernhalte und mit der andern an sich ziehe). — Aber jene bringt's im Bewusstsein nicht weiter, als dass sie dem raunenden Fragen des Geliebten: spürst Du denn nichts von Wonne, nur Grausen bei meiner Berührung? ein entsetztes, krampfhaft

*) Dem Bilde der Shakespeare'schen Kleopatra und Kressida habe ich a. a. O. die wesentlichen Merkmale dieses nicht ausschliesslich weiblichen Strategems entnommen; wie Desdemona mir Anlass gab, auf die Charakteristik der Eifersucht einzugehen, was ich deshalb dort nachzulesen bitte.

seufzend hervorgestossenes: Beides! entgegenhaucht, während diese keinen Finger breit ohne selbstcontrolirende Berechnung sich regt.

In milderer Form beobachtet man dieselbe Contradictorietät, wenn ein Weib, das nach Naturell oder Erziehung von starken Fesseln der Prüderie gebannt ist, ein ernstliches Streben der Selbstüberwindung bethätigt, um den Geliebten nicht durch Zimperlichkeit zu verletzen und nun in einer Art von Selbstanklage wider das Uebermaass von Zartgefühl im eigenen Gewissen lächelnd sich schilt: „ich möchte wohl, aber ich kann nicht." Oder wo sich die Unschuld „einen Augenblick vergessen" und den Arm schon ausgestreckt zu einem Kosen, das ihr als „Sünde" erscheint, da umströmt sie das holde Erschrecken, worin sie verschämt das Köpfchen rasch wegsteckt, unwillkürlich mit demselben „Reiz", welchen das Raffinement der Koketten absichtlich erregen will — zuweilen freilich wol soweit gleichfalls „unbewusst", als sie sich, blos instinktiv vorgehend, kaum klar macht, was das sei, was sie so erheuchelnd nachahmt.

Ist's nicht aber auch diese Mischung von Grauen und Entzücken, was man längst als das Fascinirende an der Rondaninischen Meduse erkannt hat? und weiss nicht auch Goethe (Erwin und Elmire): „Nur zu nahe liegt freche Kälte neben der heissesten Empfindung unserer Brust"? Manch einer aber wird meinen, solch frech-kalter Reflexion entstamme die Beobachtung: so reizerhöhend die Schamhaftigkeit des Weibes auch auf den Mann wirkt, es gibt doch auf dieser realdialektischen Skala gleichfalls einen Punkt des realdialektischen Umschlages, wo es als unausstehlich und ehrverletzend empfunden wird, wenn der Mann immer nur als der einzig Fleischliche dastehen soll gegenüber der blossen Ätherseele. Der Stolz des Mannes duldet es doch zuletzt auch nicht mehr, wenn von der mächtigsten Macht im Himmel und auf Erden immer nur geredet wird wie von etwas, das man ohne sonderliches Entbehren auch ebensogut missen könne. Auch darin ist am Weibe volle Wahrheit das Schönste, die deshalb wahrlich noch lange nicht gleich zur Rohheit zu werden braucht.

Dem Wissenden ist doch nicht unbekannt, dass das reine Herz, ob es zwar so hart ist wie Diamant, den kein Stahlhammer zertrümmern kann, doch diesem auch darin gleicht, dass es in widerstandlosen Rauch verfliegt und im Nu ver-

dampft, sowie es, von einem einzigen rechten Strahlenbündel getroffen, unter den rechten Focus tritt. Deshalb wirkt es peinlich wie alles Widernatürliche, nicht tragisch noch komisch und nicht einmal tragikomisch, sondern einfach langweilig im Sinne widerwärtigen Hingezerrtwerdens, wenn man jahrelang mitansehen muss, wie zwei füreinander schlagende Herzen sich vor lauter sprödem Gethue und selbstvertrauensloser Bedenklichkeit nicht finden können. Andererseits freilich drängt sich die Eifersucht um so stärker vor, je mehr die Demuth, die nicht auf Gegenliebe zu hoffen wagt, hinschwindet.

Innerhalb ihrer selbst ist es dieser Liebe eigen, dass verwandte Seelen nicht nur durch äussere Trennung umso fester miteinander verkettet werden, sondern vermöge der Kehrseite dieser realdialektischen Bezogenheit auch grössere Annäherungen zu innerer Entfremdung führen. So entschloss sich Mancher Manchem zum Erstaunen eben dann zu grösserer Reservirtheit, wo er seinem lang ersehnten Ziele ganz nahe gerückt schien, und war er nebenher ein Dyskolos, so konnte er die seiner harrende Enttäuschung anticipiren und vermöge dessen dem drohenden Verschmähtwerden zum voraus die Spitze abbrechen: im Vorgefühl der Nichtigkeit des Erfülltseins unserer heissesten Sehnsucht ein *futurum exactum* der Heilung des Schmerzes der Vereitelung, ein Bereitstellen des Gegengiftes wider die zertrümmerte Hoffnung der Illusion.

Zur psychologischen Analyse der Einheit von Attraction und Repulsion in der Sexualgravitation gehört nun aber auch noch Folgendes: des Weibes Instinkt sucht Garantie für den Fortbestand der Liebe, der Instinkt des Mannes ein Unterpfand der Widerstandsfähigkeit gegen Verführbarkeit auf Seite der zu erwählenden Gattin. Das hindert aber den liebenden Mann nicht, zu versuchen, wie er dieselbe Unschuld, welche ihn enthusiasmirt, auch auf intellectualem Gebiete zerstöre, nur um so dem Siegesgefühl der Liebe zur Gewissheit zu verhelfen.

Wenn nun aber die Metaphysik der Koketterie wahrnimmt, dass dieser widerspruchsvollen Einheit von Scherz und Ernst die kältesten Naturen in vollendetster Methode mächtig sind, so leitet sie das daher ab, dass solch kühler Kopf die Situation, welche er ausbeuten will, in voller Klarheit beherrscht und doch der Instinkt soufflirt und suppeditirt, was solchen Zwecken nach Maassgabe des jenseitigen Instinktes förderlich ist. Denn was

von jeder Heuchelei, gilt auch von dieser: sie hat ihr Wesen nicht an einem Erlügen von gar nicht Existirendem, sondern in einer simulirenden Steigerung von wirklich Vorhandenem (womit keineswegs verkannt werden soll, wie die Koketterie ebensooft dissimulirend zu Werke geht; denn auch wo sie, sich verstellend, wirklich empfundene Liebe äusserlich durch scheinbare Lieblosigkeit zu cachiren sucht, bleibt der beabsichtigte Effect der gleiche: sie will „reizen"). Die Individualnatur aber bestimmt den Preis der actualisirten Hingebung, ob Geld, ob Ehre und Eitelkeit, ob Geist oder Liebe als Gegengabe verlangt wird, das hängt von der gegebenen Einzelpersönlichkeit und deren prävalirendem Pathos ab.

Man möchte nach einer teleologischen Absicht fragen, welche die Natur hätte haben können, als sie den psychischen Apparat schuf, mittels dessen das Hamengeschaukel solchen Zappelnlassens erst möglich ward. Sollten blos die Fische gelockt werden, sich fester daran zu verfangen, oder der Schein drohender Gefahr des Verlustes zu festerem Zugreifen seitens des Bannes reizen? Aber welcher Luxus, weit darüber hinaus auch ein ganz zweckloses Spiel möglich zu machen, blos um Fangball werfen zu können mit dem Dupirten — oder etwa auch das lediglich, damit die Zappelnden bereit bleiben zum Anbeissen? *U. A. w. g.*

Der Koketterie kommt das im Grunde so Grausame ihres Verfahrens — (als Form des egoistischen Selbstgefühls ist sie ja die pure Lust an dem Gedanken, den Andern „hangen und bangen" lassen zu können) — bei Mancher gar nicht zum Bewusstsein: leidlich Gutherzige und Weichmüthige ahnen, scheint es, oft gar nicht, welche Qualen ihr Thun den Opfern solch offensiven Defensivinstinktes bereiten kann; sie dünken sich dabei so harm- und arglos, wie das Lamm, welches ähnlichen Trieben folgend auf der Weide hüpft.

Wie anders verhält sich der Mann, wo er sich geliebt sieht, ohne unmittelbare Gegenliebe zu empfinden! Wo es dem Weibe leicht fällt, sich erbarmungslos zurückzuhalten, wird der Mann ebenso leicht beherrscht von einem überschwänglichen Mitempfinden, welches, vom gewöhnlichen Mitleid himmelweit verschieden, grade so viel echt sympathisches Entgegenkommen zu gewähren bereit ist, als das Weib im gleichen Falle versagt, „nicht um zu quälen, vielmehr um nicht zu quälen".

lautet hier die Sexualantithese. Der sonst härtere und schroffere Mann wird sanft und weich, wo das Weib sich ablehnend in sich selber zusammenzieht. Dieses will sich nur ergeben, wo es volle, ausschliessende Liebe empfindet, jener sich der Zärtlichkeit nicht entziehen, auch wo er sie nicht mit ungetheiltem Herzen erwidern kann.

Schon diese Differenz eines monogamischen und eines polygamischen Instinktes wird ja zu einer Quelle endloser Tragik. Und grade die von der Einsicht in dies unüberwindliche Halbbleiben genährte pessimistische Urüberzeugung von der unentrinnbaren Nothwendigkeit, nur dazu da zu sein, um so oder so elend zu sein und in gleichem Maasse auch elend zu machen, wie sie naturgemäss dem Manne viel leichter aufgeht als dem Weibe, schärft dann noch weiter jenen Drang, nach Möglichkeit das so bereitete Leid — recht eigentlich *pro parte virili* — zu lindern. Also hüben wie drüben die Doppelgewalt eines zerklüfteten Wollens, nur in einigermaassen — man möchte sagen symmetrisch — entgegengesetzten Formen.

Dazu kommt, dass es kein anderes Lebensgebiet mehr gibt, auf welchem die Illusion so ungehemmt walten darf, wie auf diesem*) und dass die Instinkte des Weibes mit den specifischen Sexualillusionen viel fester verkettet und verstrickt sind als die — mehr in die weiteren Richtungen der socialen und politischen Relationen sich ausdehnenden — Instinkte des Mannes. Daraus erklärt sich, dass nichts gewaltiger zerrt am Seelenleben des Weibes als die Enttäuschungen, welche doch grade auch hier

*) Eine der vornehmsten Aufgaben jeder psychologischen Wissenschaft ist die Erklärung der Selbsttäuschungen; da verdient denn doch wol diejenige den Vorzug, welche die Spiegelreflexe der innern *Laterna magica* auf einem metaphysischen Hintergrunde aufzufangen weiss. Solches aber leistet die Realdialektik mit ihrem Ursatze, dass der Wille in einem ununterscheidbaren Streben diametral entgegengesetzte Ziele verfolgen kann. Davon werden auch die entlegensten Extreme umspannt, welche dem Schopenhauer'schen Gedanken nachgehen, es lasse sich die Finalverneinung eben auf dem Wege einstweiliger Bejahung erreichen. Die mythologisirende Einkleidung ist dabei gleichgültig: der Eine spricht dabei von „Erlösung des Weltwillens durch Förderung des Weltprocesses", der Andere ist selig in seinem Glauben, es in der Umarmung seines gleichgesinnten Weibes einzig auf die Bevölkerung des Himmels mit frischen Engelein abgesehen zu haben — und der Roué folgt der Eingebung einer raffinirten Sophisterei, wenn er meint, in präsumtiv folgenlosester, also unschädlichster, allerunschuldigster Weise an den Stätten

erst recht unausbleiblich sind. Darum ist ja der realdialektische Umschlag der Empfindungen nirgends intensiver als bei dem Weibe, das sich für betrogen hält, und wohl berechtigt ist Sacher Masoch's Frage (im „Vermächtniss des Kain"): „Hast Du je grösseren Hass gesehen als zwischen Menschen, welche einst die Liebe verband? Hast Du irgendwo mehr Grausamkeit und weniger Erbarmen gefunden als zwischen Mann und Weib?"

Nun aber ist jene Illusion selber realdialektischen Tendenzen unterworfen. Einerseits ist es unbewusstes Bedürfniss, in ihr zu verharren, andererseits aber ebenso bewusste Absicht, sein Lieben und Geliebtwerden auf bessere als illusorische Garantien gestellt zu wissen. Insofern kann ein Liebender sich eines Tadels seitens der Geliebten ehrlich freuen, weil er in ihr eine Gewähr — ob auch erst — beginnender Illusionsfreiheit zu entdecken glaubt. Aber weil doch bei jedem wahrhaften Lieben bis zu einem gewissen Grade ein wechselseitiger Austausch der beiden Selbst stattfindet, so täuscht man sich in betreff des Geliebten vielleicht noch leichter als über sich selbst. Dass Jeder sich selber am wenigsten kennt, bestreitet kein Besonnener — aber um so gewisser meint er doch in dem klaren Spiegel seines Herzens den Inhalt des geliebten Innern zu durchschauen. Wenn aber der sich in jenes verpflanzte, dass er von dessen eigenem Selbst ein Theil werde, so ist ja die gleiche Täuschungsmöglichkeit wieder da, und der Satz, dass Zwei, indem sie einander finden und gewinnen, sich zugleich gegenseitig an einander verlieren, würde danach auch für die intel-

---

der Käuflichkeit (deren Einrichtung an sich schon und umsomehr mit je abgefeimteren Vereitelungsanstalten man sich dort zu umgeben versteht, ein relatives Freisein von ganz „blinden" Trieben bekundet, wie es eben wieder nur beim vernunftbegabten *animal* möglich scheint), seines Genitaldrangs Herr zu werden, dessen innerstes Wesen ihm wirklich selber schon völlig aufrichtig zum Gegenstand des Abscheus geworden. Aber selbst das reinste und folgerichtigste aller asketischen Systeme, das buddhistische, kennt ein jenseit der — nur auf Selbstvernichtung und eigene Schmerzlosigkeit bedachten — Askese belegenes sittliches Ideal, welches vollends unsere occidentalischen Instinkte als das Höhere anmuthet: den Verzicht auf Nirwana aus Liebe. So ist es auch hier wieder allein die Realdialektik, welche auch das scheinbar Ausser- oder Ueberweltliche als ein Innerweltliches umspannt und selbst Weltflüchtigkeit und sogenannte akosmische Ethik in den Rahmen ihrer Immanenz zu fassen vermag.

lektuale Seite des Verhältnisses zwischen zwei Liebenden gelten und nicht nur in jenem praktischen Sinne von Situationen, wo Beide sich als Sieger fühlen, indem sie sich einander unterwerfen, mithin auch das eigene Entbehren aus der Seele des Andern heraus als Befriedigung kann empfunden werden. Und dessen ist es ja keine Einschränkung, vielmehr gradezu eine Bestätigung für die stets von uns behauptete Fortdauer des einheitlichen Zusammen in allem Widerspruch, was nicht blos Hieronymus Lorm in einem seiner Gedichte bekannt, sondern auch — nach der Ueberlieferung ihrer Biographen — von Caroline Schelling auf den klassischen Ausdruck gebracht ist: „Eins dürfen wir nicht werden; weisst Du wohl, dann würde das Streben, sich zu Eins zu machen, ja aufhören."

Ja, es kann auf dieser Grundlage die Lust des Entbehrens (vollends als die eines Triumphes einer ethisch weitsichtigeren Selbstüberwindung) die des Geniessens überwinden, — (manch einer sank erst dann, vom höchsten Enthusiasmus trunken, der Geliebten zu Füssen, als sie ihm in standhaftester, auch der süssest schmeichelnden und lockenden Versuchung trotzender, aber nicht zürnender, sondern weich hingeschmolzener, flehentlich abwehrender Weigerung grade das versagt hatte, um was er zu derselben Minute in einem Rausche anderer Art ungestüm genug begehrt hatte) — und so dem Nichtwollen inmitten heftigen Wollens eine positive Lust innewohnen, die auch ohne den Kanon eines sittlichen Sollens — vielmehr aus reinster autonomischer Selbstbestimmung heraus — eine Selbstzufriedenheit und Selbstbefriedigung gewährt, welche sogar der Macht asketischer Motive ein realdialektisches Verständniss erschliessen könnte, da dort wie hier eine gleichartige eudämonologische Paradoxie vorläge.

Auf solcher Grundlage ruht denn auch ein Dank, welchen die Liebe für Unterlassung dessen, was sie am allerliebsten hätte gethan wissen mögen, in vollster Aufrichtigkeit spenden kann, während sie in demselben Athemzuge für das Halbgethansein nicht minder herzlich Dank sagt.

So will ja, unbekümmert um den eigenen unwiderruflichen Verlust, der ihr daraus entstehen würde, wo Versöhnung mit der Nebenbuhlerin zustande käme, die Liebe dennoch Frieden stiften um wenigstens dessen unmittelbaren Segen dem Geliebten zuzuwenden — damit aufs eigene Weiterliebendürfen verzichtend.

Und wenn endlich das missbrauchte Weib in seinem Schmerze vernichtet dasitzt (wie etwa auch Laufeja in „Odhin's Trost“ von Felix Dahn), dann ist bei der Edleren nicht die egoistische Trauer um das Selbstverlorene das Grundgefühl, sondern der Gedanke: der Geliebte liebt mich nicht, sonst könnte er nicht angenommen haben, was — halb unfreiwillig — die Liebe als Hingebung ihm geboten. — Ja, bisweilen scheint es, die Liebe könne bis zur Selbstverachtung zurückschrecken vor den Consequenzen ihres eigensten innersten Wesens.

Dieses ihr Wesen ist ja nun aber nicht nur ihr selber, sondern auch dem draussen stehenden Forscher das Allerunergründlichste.

In die Metaphysik des Amor reicht ja auch das metaphysische Bedürfniss oder der Wille zum Wissen tief hinein. Denn das Erstreben der Lebensgemeinschaft hat doch wesentlich mit auch das allerprofundeste Kennenlernenwollen des Geliebten zum Inhalte. Deshalb regt zwar einerseits nichts den Liebesdrang so gewaltig an wie ein verschlossenes Geheimniss, schädigt aber auch andererseits die Liebe nichts so nachhaltig als aufkeimendes Misstrauen oder directe Versagung offenen Mittheilens.*) Die meiste Liebe erstirbt nicht in directer Untreue, noch erlischt sie im Erkalten, sondern versiegt in dem Gedanken: des Geliebten Liebe zu mir hat nachgelassen. So pflegt das gleichgültig gewordene Weib ihre eigene Rechtfertigung zu suchen in der Anklage: Du hast mich eigentlich nie geliebt! —

Dies mag zuweilen aufdämmern aus einem Besinnen darauf, dass auch die Sexualliebe, so wenig wie die allgemeine eine absolute Selbstlosigkeit duldet. Die Liebe selber verbietet es — denn sie darf auf ihren eigenen Werth nicht gänzlich

---

*) Schon im Verhältniss simpler Freundschaft wird ja ein Gleiches erlebt: die Freundschaft selber kann zur Quelle des Hasses werden, die Scheu vor Entfremdung die Entfremdung selber beschleunigen: man geht vielleicht unangenehmen Auseinandersetzungen zunächst in berechtigter Hoffnung auf ihre Vermeidlichkeit allzulange aus dem Wege und kommt so in ein verlegenes Schweigen hinein, welches selber schon als Kränkung, wo nicht gar als absichtliche Nichtachtung empfunden wird. Ueberhaupt ist ja nichts antinomienvoller als das *φίλοις πάντα κοινα*. So zahl- wie qualreich sind, als eine *subspecies* des Tragischen, die Aporien, welche hier, je nach der Individualität, sich ergeben: der Eine empfindet es als eine Partialabkehr sobald ihm das Geringste in Schweigen vorenthalten wird, weil nach der Bemessung seines Gefühls die Liebe auf-

verzichten — über jenen Punkt ihres eigenen Uebermaasses hinauszugehen, jenseit dessen hochherzige Selbstvergessenheit umschlägt in ein Wollen der Selbstentwürdigung. Zunächst stehen wir allemal mit zwiespältig getheiltem Wollen dabei, wenn die eheliche Gattin freiwillig eine Kebse neben sich duldet. Selbst wo es im Bewusstsein eigenen physischen Unvermögens und in dem Streben geschieht, den geliebten Mann nicht in dem zu beschränken, was er seinem ganzen Naturell nach nur schwer und nie ohne erhebliche Schädigung für sich selber ganz entbehrt, haftet solchem Verzicht etwas an, was nicht unsern ungetheilten Beifall (im Sinne der Herbart'schen Ästhetik) findet, sofern Niemand sein ethisches Selbst entgeltlos wegwerfen kann, ohne zugleich am eigenen Werthe für den Andern einzubüssen. Aber grade um des Geliebten willen kann kein liebend Weib solchen Verlust jemals in spontaner Autonomie selber wollen — es müsste zuvor am eigenen activen Lieben Abbruch erlitten haben — denn der Geliebte selber wird dadurch ärmer und das kann die Liebe unter keinen Umständen bezwecken. Wir stehen hier also vor einem Dilemma, das trotz seiner Alltäglichkeit einen abgründig tiefen Blick in die realdialektische Natur alles Liebens erschliesst: was Eines für sein eigen Theil in Selbstlosigkeit wol über sich gewinnen mag, steht ihm nicht frei grade mit Rücksicht auf den, um welchen es sich zu opfern bereit wäre.

Eine Gattin, welche in Hochherzigkeit dem Ehebruch connivirt, wird dadurch der Natur ihres Geschlechtes soweit untreu, dass sich durch ihre Selbstverleugnung das Solidaritätsgefühl der übrigen Weiber ja so gefährlich verletzt findet, als durch

---

hört, wo die Gemeinschaft des ganzen Lebens ein Ende zu nehmen beginnt, während der Andere nach der Maxime handeln möchte, alles Unangenehme sei nach Möglichkeit fern zu halten und vielleicht obendrein manch Liebliches aus dem eigenen Thun und Wesen nicht mittheilt, weil zartfühlende Demuth ihm gebietet, sich nicht selbst zu verherrlichen. Lässt sich diesem möglicherweise ein Manco an uneingeschränktem Vertrauen vorwerfen, so vielleicht dem Gegentheil ein Rest von rücksichtslosem Egoismus — aber dem sei wie ihm wolle: jedenfalls ist hüben wie drüben das Bestimmende die jeseitige Auffassung der Liebe: Beide müssten sich, um anders zu handeln, Gewalt anthun, der Eine mit dem Schweigen, der Andere mit dem Reden, und was unvermeidlich ist: grade das gefährdet so oder so die Liebe, was ihre allertiefste Verbürgung gewähren sollte.

die selbstvergessene Hingebung der Grisette; deshalb pflegt sich in solchen Fällen das öffentliche Urtheil zu spalten: die Männer bewundern und preisen, was die Frauen verachten und verdammen. Paradox wie die Sache sei der Ausdruck, in welchem sich vielleicht beide Anschauungen versöhnen lassen: es ist ein Wort tiefer Hochherzigkeit, wie es aus Frauenmunde ergangen: „Wo beiderseits ein Leben auf dem Spiele steht: seines wenn er keinen Abfluss findet, ihres wenn er diesen nicht entbehren kann, für welchen in ihrem Schoosse doch kein Raum ist — so wird solche Nothwendigkeit freilich wehthun, aber ihr doch umso leichter sein, je schwerer sie ihm fällt."

Was aber an solcher Casuistik der formalen „Untreue", wobei das instinktive Naturempfinden zurückgedrängt wird von einem überlegenen bewussten Rechtsgefühl, das zwiefach Belehrende ist, weist hinaus auf die allgemeine Doppelheit, nach welcher wir nunmehr zu betrachten haben:

7. Die Ehe als Natur- und ältestes Rechtsinstitut.

Wenn nichts Anderes, so würde uns schon das Etymon des deutschen „Ehe", nach welchem damit das „rechtliche Band" *par excellence* bezeichnet wird, darauf führen, die realdialektische Würdigung der geordneten Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib an der Stelle vorzunehmen, wo sich der ethische Stoff nun demnächst zu gabeln hat in die specifisch rechtlichen und die im engeren Sinne moralischen Beziehungen. Die Ehe, recht eigentlich schon „von Hause aus" ein ursprüngliches Ineinandersein im Uebrigen selbständiger Wesen, wie es in allen übrigen ethischen Verhältnissen erst entstehen muss, gehört diesen beiden Welten an, und zwar grade vermöge der starken Wurzeln, mit denen sie zugleich unmittelbar im Naturleben urständet, während andererseits sich darin ein Rechtsverhältniss ungleich complicirterer Art auslebt, als wie man, obenhin betrachtet, vorauszusetzen pflegt. Denn nach der einen Seite sind zwar die Merkmale des Societätsvertrages daran zu erkennen, auf der andern aber fliessen grade hier die Relationen des einseitigen und onerosen Vertrags zu so untrennbarer Einheit ineinander, dass sich die rein juristische Vertragsauffassung um so unzureichender erweist, je tiefer wir in die primitiven Lebensgemeinschaften hinabsteigen.

Und wenn Ihering gegen den Schluss des 1. B. von „Der Zweck im Recht" die „Hoffnung" ausspricht, es möge sich das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern, diese nächste Erweiterung der ehelichen Zusammengehörigkeit, immer mehr nach „Rechtsnormen", das heisst aber doch wol nach legislatorisch fixirbaren Statuten gestalten, so muss doch wol jeder Pfleger wahrhaft ethischer Factoren aus innerstem Herzen dazu den Seufzer fügen: da sei Gott vor! Wenn die Römer ihre juristischen Scheidungen auch in dies Ungeschiedene hineingetragen haben, so beweist uns das nur, wie bei diesem Volke die moralischen Instinkte zurücktraten hinter das ganz specifische Organ für Rechtsproduction und wie sie vermöge dieser charakterischen Absonderlichkeit auch da nicht aus Anschauungen des Rechts heraustreten konnten, wo solche andern Völkern völlig fern liegen, und zeugt somit oder obendrein zugleich von der Naivetätlosigkeit der Ahnherren aller romanischen Nationen, welche nicht sosehr den Staat als erweiterte Familie, wie die Familie als verengertes Gemeinwesen scheinen angesehen zu haben. Nicht das Blut erscheint darin als das Verbindende, sondern das Hauswesen als ein geordnetes, worin die *liberi* den *famuli* gegenüberstehen.

Diese aber geben den Namen her für die *familia: denominatio fit a potiori.* Dem gegenüber finden wir bei den Germanen das Pietätsverhältniss als ein Erzeugniss freier Selbstbestimmung, selbstgewollter Hingebung; hier ruht der Schwerpunkt der Familieneinheit in der Mutter: der Vater ist wohl das Haupt, aber die Mutter das Herz der Familie: das *mundium* des Hausherrn über Weiber und Kinder ist um so viel humaner als die *emancipatio* oder *manumissio* und die *confarreatio* juristischer sind denn die entsprechenden „Bräuche" unserer Altvordern. Das deutsche Familiengefühl sträubt sich gegen das Misstrauen, welches „von Rechtswegen" halbverwaisten Kindern eine fremdher entlehnte Obervormundschaft bestellt. Wo juristische Festsetzungen in das Familienleben eingreifen dürfen, da kommt dieses uns schon wie zerstört vor. Sobald der Staat als solcher anfängt, sich um das im Innern einer Familie Vorgehende zu bekümmern, dann verdrängt der Vertrag die Einigkeit, und in der zersplitterten Gemeinsamkeit entscheidet statt des organischen Bedürfnisses der atomistische Anspruch. Die Auftheilung des Erbes ist nur die äussere Erscheinung der

innerlich vollzogenen Auflösung des ethisch-instinktiven Bandes. Dagegen spricht sich in der urgermanischen Untheilbarkeit der Majorate oder Minorate die Idee aus, dass die Familie nicht zerstieben solle wie ein Glastropfen, sobald die „Spitze" abgebrochen, sondern fortbestehen in der zu präsumirenden Bereitwilligkeit zu einem freien, autonomen Liebeszusammenhang — und wenn solche Auffassungen heutiger Wirklichkeit gegenüber als ein supernaiver Idealismus klingen, so ist das nur ein neuer Beleg dafür, wie weit sich unser Fühlen bereits entfernt hat von der Ungebrochenheit des Instinktes. Das Juristische verdunkelt das Metaphysische, selbst, wo es mit diesem zusammenfällt, wie z. B. bei der Bestimmung: Die Ehe macht das Weib für alle Folgezeit mündig. Denn in der That gibt es kein denkbares Verhältniss, welches dem Weibe ersetzen könnte, was ihm allein die Ehe gewährt: nämlich den wahren Abschluss seiner Entwickelung und seiner Erziehung. Die jüngste Frau ist in gewissem Sinne reifer als die älteste Jungfrau, und mit gutem Fug symbolisirt unsere gesellige Sitte dies dadurch, dass sie *ceteris paribus* nicht das Alter, sondern den ehelichen Stand über die Rangstellung eines Weibes entscheiden lässt. Vollends freilich an der Mutterschaft wird es anschaulich, wie das Weib „wächst mit ihren grösseren Zwecken". Der Verheiratheten ist die Scham nicht mehr ein Gefängniss, darin man die mächtigsten Naturgefühle einsperrt, sondern nur noch der Zaubergürtel, darein Aphrodite ihre wirksamsten Reize hineinwob. Die Metze degradirt sich zur käuflichen Sache, an der — ob mit, ob ohne die Gesetzverhöhnung des Louisthums — ein eigentliches Unrecht nicht mehr kann gethan werden, die Concubine empfängt nicht in freiem Tausch eine Persönlichkeit ganz und voll um die andere. — Beide gehen des Segens verlustig, welcher der Ehefrau, der zur Herrin gemachten, zunächst in der wahrhaften Befreiung ihres eigenen Selbst zu theil wird.

Darum ist es ja auch, dass direct, wie kaum irgendwo anders, in ihr an die Entscheidungen des sittlichen Instinktes appellirt wird, und wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch entschuldigt wird es, wenn man sich bei solchem Sachverhalt gewöhnt hat, in einem ganz besonderen Sinne den jeweiligen Stand der „Demoralisation" vorzugsweise zu bemessen nach derjenigen Stellung, welche die „Heiligkeit der Ehe" im allgemeinen Gewissen einnimmt.

Soweit wir den Beobachtungen beziehungsweise Constructionen unserer Anthropologen (Lubbock und v. Hellwald) Glauben schenken dürfen, heisst es auch hier: *les extrêmes se touchent;* an den äussersten Enden der historischen Entwickelung stehen Erscheinungen von völliger Gleichheit: die präsumtive „freie Liebe“ des prähistorischen Zusammenlaufens soll einem allgemeinen Hetärenthum so ähnlich gesehen haben wie nur möglich: das Weib besass zum augenblicklichen Genusse, wer ihm am meisten bieten konnte, nur die materiale Qualität dieses Preises wird allerdings als eine grundverschiedene sich ausnehmen in so weit auseinander liegenden Zeiten.

Vielleicht werden also die Darwinisten kaum umhin können, auch hier eine Thatsache des sogenannten Rückschlages anzuerkennen.

In den Formeln einer noch nicht ausgestorbenen — vielmehr vom Positivismus in concreterer Gestalt erneuerten — Geschichtsphilosophie gesprochen, würde also die Ehe — wie Religion, Kunst und Sprache — in jener mittleren Zone, welche wir als die Periode der Naivetät bezeichnen können, ihre vollsaftigste Krafthöhe erreicht haben, da wo das Indifferente am reichsten sich differenzirt hatte, ehe es mählich zurücksank in den Schooss der ausgeglichenen Gegensätze. So prophezeien uns ja solche, die gern die Zukunft aus Analogieschlüssen sich zurechtzimmern, ein Herannahen von Zeiten, wo das Weib sich vom Manne in Thätigkeit und ganzem Lebensinhalt wieder nicht weiter unterscheiden wird als wie in der Urzeit und bei sogenannten Naturvölkern.*)

Dem gegenüber sagen uns Kenner des geschichtlichen Details wie Ludw. Friedländer (Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms), dass es eine gewisse Unzerstörbarkeit ethischer Potenzen gebe, über welche auch der schlimmste „Verfall“ keine volle Macht bekomme, dass vielmehr alles auf die endogene sittliche Substanz einer Rasse ankomme und dieser je und je die Kraft bleibe, sich aus sich selber zu regeneriren: das Land schaffe immer wieder frischen Ersatz für das, was die *colluvies gentium* der Weltstädte verdorben und weggeschwemmt — wo aber von Hause aus kein Respect vor Sitte und Sittlichkeit gewesen, da bringe auch keine Religion und Bekehrung ihn hinein.

*) Am weitesten ist in derartiger Consequenzenzieherei wol wieder der in juristischer Abstraction geschulte v. Kirchmann gegangen.

Danach wird sich dann auch die Gefahr bemessen, welche von den auf Familienlosigkeit abzielenden Theorien der Socialdemokraten zu besorgen sei. Dabei wird zunächst schon vergessen, dass gewisse — namentlich auf Seiten des Weibes stark entwickelte — Instinkte sich nicht mit einem Federstrich wegdecretiren lassen und dass der radicale Conventsterrorismus an solchen Naturmächten gescheitert ist, welche er in der blinden Logicität seiner Doctrinen wähnte, ignoriren zu können.

In diesem Stücke ist Proudhon nur der Vorläufer ungleich dreisterer Scribenten geworden. Erst als der Wille soweit zum Selbstbewusstsein gelangt war, um das Widersprechende all seines Inhalts zu erkennen, konnten Bücher erscheinen, wie die jüngste Vergangenheit sie gezeitigt hat, welche es wagten, auch in diesem Stücke völlig uneingeschränkte Freiheit zu verlangen und ohne Feigenblatt von dem zu reden, was ein Malthus in mehr oder weniger verschämten Andeutungen blos durch die Blume zu sagen gewagt hatte. Aber selbstverständlich ist die baare Schamlosigkeit in diesem Stücke ebenso einseitige Halbheit wie die prüde Engherzigkeit.

Wohl lag es in der Consequenz der von ihm vertretenen „Natürlichkeit“, wenn ein Proudhon von *restraint moral* nichts wissen wollte, aber dann hätte er die ihm von Bastiat so eifrig angetragene Bundesgenossenschaft der Scham und Sitte nicht so hart zurückweisen sollen. Er selber hofft ja trotz aller seiner rationalistischen Reflexionen auf eine Wiedergeburt der Selbstbeherrschung des Triebes. Nun aber gibt es nichts der Schamhaftigkeit Feindseligeres als das reflectirte Raisonnement. Dies selbige Kritisiren aber nimmt auch der Zeugung den Charakter der Heiligkeit. Verachtung des einzelnen Products der unerschöpflich schöpferischen Natur ist ein Grundzug der modernen Natur- wie Staatswissenschaft: an ein paar Individuen mehr oder weniger, so oder so geartet, ist denen nichts gelegen — ihnen kommt es da wie dort nur auf das Ganze an.

Alle Schwärmerei für einen wirklichen oder vermeintlichen Naturzustand ist nun aber mehr oder weniger optimistisch, leben- weil eben naturbejahend. Dasselbe aber gilt, so paradox dies klingen mag, auch von der Scham und Sitte, welche wesentlich lebenerhaltende Mächte sind. Und selbst wenn diejenigen Recht haben, welche als Urzustand einen „bestialischen“ Hetärismus annehmen, würde das nichts daran ändern, weil ein solcher

„Alles nimmt, wie es fällt," und sicherlich von Zeugung vereitelnden Vorkehrungen nichts gewusst hat. Wenn also Scham und Sitte die breite Mitte zwischen Vor- und Uebercultur einnehmen, so sind sie Manifestationen des lebenbejahenden Willens. Nur der steht zaghaft vor dem Generationsacte — ja vor Allem, was das kleinste Thor auf dem Wege dahin zu öffnen geeignet ist — welcher sich des vollen Ernstes seiner Folgen, ob auch nur instinctiv ahnungsvoll bewusst ist — wer Respect hat vor dem möglicherweise daraus entspringenden Leben.

Dagegen sind es Geschichtsperioden von einer bestimmt markirten Eigenthümlichkeit, wo die Lebensverachtung in ihren verschiedenen Formen sich kundgibt — selbstverständlich bildlich wie buchstäblich, Perioden des Absterbens. Da gehen zahlreiche Selbsttödtungen, Ehelosigkeit und Prostitution Hand in Hand. Ob Fruchtabtreiben oder Aussetzungen, Zweikindersystem mit und ohne Schwämmchentheorie oder *jouissances solitaires*, Päderastie oder Sodomiterei alsdann der Uebervölkerung Schranken setzen, es ist dieselbe Geringschätzung des Daseins im kaiserlichen Rom wie im heutigen China, ohne dass deshalb die Unwiderstehlichkeit des physiologischen Dranges im mindesten braucht abgenommen zu haben, im Gegentheil: die solchen Weltaltern eigenthümliche Nervosität lässt das Gegentheil vermuthen.

Deshalb sind ja auch die gesunden Aerzte so sehr damit bei der Hand, solchen Zeiten den pathologischen Stempel der Krankhaftigkeit aufzudrücken, bis aus deren eigener Mitte Männer erstehen, unerschrocken genug, das Ding beim rechten Namen zu nennen, und das heisst auch hier wieder: der Realdialektik in die Hände zu arbeiten.

Die *Voluntas nolens* und *Noluntas volens*, hier hat sie ja ihre eigenste Selbstoffenbarung. Hier steht der Lebenswille auf der erreichten Höhe vollen Selbstbewusstseins; er will seine individuelle Befriedigung, aber er will zugleich nicht die Zwecke, welche mit charakteristischem Doppelsinn die der „Gattung" heissen — endlich einmal ganz „zu sich selber gekommen" behält er seiner souveränen Freiheit die Entscheidung über die eigene Perpetuirung vor. Möglich, dass dabei manchmal eine blosse Laune des Moments den Ausschlag gibt — aber als positives Resultat ist doch bereits das Es-auch-lassen-können gewonnen, das sich verbindende Paar ist nicht mehr sklavisch blind dem einfachen Triebe unterthan — das Weib schreckt schon mehr

zurück vor den Schmerzen der Mutterschaft, als dass es ihre Wonne anstrebt — auch andere Instinkte dieses Bereichs büssen von ihrer Kraft ein — das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern wird durchweg ein lockereres. Die „geschändete" Mutter opfert das Leben des Kindes ihrer eigenen Ehre — der pietätlose Sohn wird zum Elternmörder — mit den übrigen „Ueberlebseln" patriarchalischer Institutionen schwinden auch diese Gemüthsbeziehungen — die Familienlosigkeit im rein äusserlichen wie im innerlichen Wortverstande breitet sich mehr und mehr aus — der Staat wird in demselben Maasse zum gemachten Kunstproduct, alles natürliche Werden und Wachsen wird abgelöst von mathematisch errechneten Mechanismen — man spricht schon von Sperma-Conserven im Glycerin, und wenn auch der chemisch producirte Homunculus noch auf sich warten lässt, in der Idee ist er längst fertig: die Zeugung ist zu einem Zeugungs-„Geschäft" geworden, wie alles andere auch ein blosses *business* — eine blosse *τεκνοποιΐα*, die man gescheiter Weise besser bleiben lasse, womit deren Weihe recht eigentlich zum Teufel gegangen, höchstens, dass etwas zarter organisirte Naturen noch einen gewissen ästhetischen Cult damit treiben, während Alles, was an ethischen Duft dabei erinnert, mehr und mehr abgestreift wird.

Wenn aber bei den ausgesprochenen Intentionen, die Ehe in die freie Liebe *à la* George Sand aufzulösen, von Vertretern socialdemokratischer Gedanken gegen die Malthusschen Theorien noch eine energische Indignation zur Schau getragen wird, so ist das, wenn nicht eitel Heuchelei, jedenfalls als ein Mangel an logischer Consequenz anzusehen, mag auch der ja bei allen Socialreformen optimistisch gestimmte Wille dabei nur seinem gradlinigen, nirgends geknickten oder in gebrochenen Linien vorwärtsstrebenden Drange nachgeben.

Der Lärm, welchen die liberalistische Presse mit so viel Aufwand sittlichseinsollender Entrüstung erhob, als die Franzosen, zumeist wol um die Herzen der vom Doppeldrang zerrissenen Weiblein beschwichtigend zu versöhnen, mit jenen Petitionen beim vaticanischen Concil vorstellig wurden, war nur eine der vielen schrillen Disharmonien aus dem Antiphonie-Concert des sogenannten Culturkampfs, bei welchem es ja sehr wenig realdialektisch hätte zugehen müssen, wenn Recht und Ehrlichkeit sich niemals auf clericaler Seite befunden hätten.

Also auch hier sind es die Extreme, die sich berühren: die Askese der Fleischesertödtung und das Umschlagen der Gier auf jenem Höhepunkt, wo das *Non plus ultra* der Reizsteigerung gegeben ist.

Die Hyperästhesie der Ueberverfeinerung nimmt sich ja, vom Maassstab altfränkischer Tugend und Enthaltsamkeit bemessen, unleugbar als „Degeneration" aus — es fragt sich nur, welches Recht man hat, irgend etwas, was thatsächlich in der *Natura rerum* vorkommt, als ein absolut Unnatürliches oder Widernatürliches zu bezeichnen. Grade die Herren vom Evolutionismus sind am wenigsten befugt, irgend eine Entwickelungsstufe zu verleugnen, können also auch keine der Instanzen ignoriren, welche ihnen die Realdialektik aus dem Jenseits der Pseudo-Normalität vorhält, denn sie vor Allem müssen sich bekennen zu dem *Natura non mentitur neque est quidquam extra sive praeter Naturam.*

Dass die Welt nicht gleich untergeht, wenn es in ihr nicht mehr genau so zugeht, wie gewisse moralische Voraussetzungen für durchaus nothwendig halten würden, das gewahrt man ja auch anderwärts. Es wird also auch hier gelten, soweit irgend möglich, eine reine Objectivität walten zu lassen — und dann wird das Thema von der Ehe immerhin des Ueberraschenden noch mehr darbieten als manches andere. Mit den Maassstäben der erhabenen Idealität reicht man hier noch weniger aus, als bei diversen andern Dingen, und dass Alles und Jedes seine zwei Seiten habe, wird Einem hierbei noch eindringlicher gepredigt als sonst wo.

Die Ereiferung warmblütiger Gemüthsmenschen über das „Unwürdige" von Vernunft- und Convenienz-Ehen hat vor der Erfahrung oft ebenso wenig Bestand, wie etwa das Vorurtheil, es gebe keinen freieren Tummelplatz despotischer Sultanlaunen als den polygamischen Harem.

Aber hinwiederum haben unter Umständen doch auch die übelst berufenen Harems-Intriguen, durch welche deren Opfern das Leben so sauer gemacht wird, insoweit eine heilsame Wirkung, als das „Gute", dass jedes der Weiber sich um so eifriger bemühen wird, die Gunst des Herrn zu gewinnen — zumal in einer solchen Stellung, wie sie die Mormonen ihren Frauen eingeräumt haben. Mit Recht hat man auch darauf hingewiesen — und namentlich das den französischen Ehen nachgerühmte Be-

hagliche des Zusammenlebens scheint es zu bestätigen — wie Leute, welche auf reinem Vertragsfuss sich verbinden (Geschäfts-Associés vergleichbar) von Anfang an durch blosse Klugheit sich bestimmen lassen, einander jederlei kleine Rücksicht zu erweisen; man hütet sich ängstlich, einander auf die Leichdörner zu treten, während das Vertrauen der Liebe sich in den Sicherheitswahn einwiegt, solche „Kleinigkeiten" dürften das herzliche Einvernehmen nimmermehr stören. Wo keine innige Vertraulichkeit waltet, geräth man allerdings auch nicht in jene Gefahr, welche ein „Gesunder" lächerlich machen konnte mit dem Satze, dass man „aus lauter Aufrichtigkeit Höflichkeit, Grazie und Poesie aufgebe". Auch die Engländer, die doch in der Gemeinschaft des Lagers weiter gehen als die Deutschen unserer Tage, wissen weislich *to keep distance*, in welcher man lieber auf ein bischen allzu urgermanische „Gemüthlichkeit" verzichtet, als die Unification im ganz und nur Thierischen riskirt. Gewiss ist's wohlgethan, „die Frage nach dem Glücklichverheiratetsein zu vertagen, bis die Perioden der kleinen Aequinoctialstürme vorübergezogen sind" — und sicherlich scheitert mehr Eheglück an den flachen Sandbänken kleiner Differenzen als an den aus den Tiefen aufragenden Felsklippen grosser, tragischer Conflicte. „Zu grossen Opfern — sagt derselbe Menschenkenner — sind sie Alle bereit", aber bei kleinen Nachgiebigkeiten hält Jedes zu leicht seine eigene persönliche Ehre für engagirt und meint auch wol: im Unbedeutenden sei es vom Andern ja „nicht zu viel verlangt", dass der sich unsern Wünschen füge. Darum lässt sich auch, wo Jahre lang — vielleicht *par distance* — eine herzliche Freundschaft bestanden zwischen Mann und Weib, häufig beobachten, wie dies reine Verhältniss leicht in seinem ganzen Bestande gefährdet wird, sobald sich dahinein Geschlechtsliebe mischt. Diese hat für jene oft gradezu etwas Vergiftendes, sofern sie Ansprüche der Eifersucht, der Ausschliesslichkeit, der Sinnlichkeit erhebt, von denen allen die Freundschaft nichts weiss. Als Freund fühlt man sich nicht gekränkt, wenn Einem relativ Gleichgültiges vorbehalten bleibt — die Liebe tendirt, wenigstens auf Seite des Weibes, nach voller Lebensgemeinschaft und erhebt demgemäss tausend Prätensionen, von denen die blosse Freundschaft nichts weiss. Die Freundschaft ist dankbar für Alles, die Liebe ihrem innersten Wesen nach unersättlich, der kann man nie genug thun, der ist

die vollständige Wechselverschmelzung zweier Persönlichkeiten einfacher Selbstverstand. Hüben und drüben keine Danksagung, weil Jeder nicht mehr verlangt, als wie er vollauf zurückzugeben bereit ist, während die Freundschaft als solche sich jedes Einzeltausches bewusst bleibt.

Allein trotz alledem bleibt auch das Andere wahr, was uns dieses Bildes Kehrseite zeigt: es gibt einen Idealismus, der ist was besseres, als hohle Sentimentalität — der lässt sich sobald nicht knicken — der Eine betäubt ihn in Wein, der Andere nährt ihn mit Poesie — der bäumt sich noch einmal auf, wenn ihm früher oder später doch noch die Richtung ins helle Bewusstsein tritt, wohinaus sich einst sein ahnungsvolles Sehnen erstreckt hat und dass ihn darin nicht nach schlechthin Unwirklichem, absolut Unerfüllbarem verlangte. Solch eine — meistens in Kindesgehorsam — verkaufte Seele hält Stand in aller Prosa und Hut ab! vor ihr, wo sie den Kampf besteht, den schwersten gegen die Versuchungen des eigenen Herzens und sich durch die Rechtsseite der Ehe so fest gekettet fühlt, dass sie darüber die Naturseite daran vollständig verleugnet — in selbstloser Pflichttreue dem sich unterziehend, was „nun einmal mit dazu gehört", ob auch ein Wider-Wille, der sich bis zu physischem Ekel steigern kann, sich innerlich dagegen sträubt. Und so ist es denn wol ebenso wenig rein zufällig, sondern nur das correlative Pendant zum Obigen, wenn es grade wieder französische Dramatiker und Romanschriftsteller sind, welche in der Darstellung der hier sich einfädelnden „Schuld"-Verstrickungen excelliren.

Offenbar hat auch an diesem Unheil ihr gemessen Theil die immer mannigfaltiger sich ausgestaltende Fülle der Individualnatur. Dieser gegenüber behalten auch die relativ vollkommensten Ehen etwas blos Approximatives, das als solches unzählige Annäherungsstufen an die Congruenz absoluter Correspondenz zulässt — und jeder dem Gipfel näher liegende Comparativ ist dem ein Haares breit weiter abwärts liegenden Gradus gradezu tödtlich, mag nun der Blick dabei rückwärts oder vorwärts gerichtet sein.

Da bedarf es also einer wahrhaft wunderbaren Gunst des Zufalls, ehe zwei in allen Fugen und Falten ihres buntgezackten Charakterkerns einander entsprechende Individuen sich überhaupt nur begegnen — einer noch grösseren, damit sie sich rechtzeitig begegnen und nicht der Himmel weiss, welche Hindernisse sich ihrer Vereinigung entgegenwerfen.

Inzwischen aber pflegt dem natürlichen generellen Menschen die Zeit zu lang zu werden — er findet sich irgendwie ab mit seinen specifisch individuellen Ansprüchen, perhorrescirt sie womöglich *à la* Hegel als blosse Capricen und thut nun, was nur dem Durchschnitt des Alltags — niemals dem nur sich selbst gleichen Unicum voll ausgeprägter „Eigenthümlichkeiten"*) — leidlich ungestraft frei steht: er schliesst einen Compromiss ab zwischen seinen generellen und individuellen Bedürfnissen und geht somit einen „faulen" Frieden ein, dessen innerer Moder aufbricht und zum Himmel stinkt, sobald die Gelegenheit kommt, welche dann um so lieber zu Dieben macht, je individueller sich die Besonderheit zuspitzte, in der nun im tragischen Zuspät sich zusammenfindet, was der tückische Zufall auseinanderhielt, so lange es noch Zeit gewesen wäre.

Die nämliche Individualitätsverschärfung aber, welche die Chancen auf einen Treffer in dieser Lotterie so unendlich verringert und die Erreichung eines gedeihlichen Zieles so ungeheuer erschwert, gibt zugleich den Schmerzen für die nunmehr auseinanderstrebenden Elemente erst ihre rechte Schneide: der tragische Conflict wird allemal um so bitterer, je concreter und subjectiver die Persönlichkeiten geartet sind, welche davon getroffen werden. Deshalb — und nicht blos aus Gründen der Nervenpathologie — ertragen Plebejerherzen viele Jahre lang, was die von wahrhaftem Adelsblute durchströmten nicht wochenlang ohne zerrüttende Gefährdung ihrer geistigen Substanz auszuhalten vermögen — und nicht umsonst wurde Indifferenz zu einem Synonymon zu Indolenz und Gleichgültigkeit — denn in dem noch nicht Differenzirten vertheilt sich alles derartige Weh über die ganze Breite einer ausgedehnten Berührungsfläche zur abgestumpften Dumpfheit eines unbestimmten Missbehagens, während an tausend und aber tausend discreten Punkten zugleich brennend, prickelnd, stechend empfunden wird, was die ungezählten Fühlfäden zweier in reichster Modellirung vom innersten Wollen aus wie durch äusseres Erleben ciselirte Seelen einander entgegenstrecken.

So sind es im Grunde dieselben Potenzen, welche in der modern „entwickelten" Charakterwelt betreffs der ehelichen Vereinigung gleich sehr die repellirenden wie attrahirenden

*) Dem gradlinig denkenden wie handelnden Gesinnungs- und Kopf-Pöbel gilt aber jeder „anders" Fühlende als ein „Dwatscher Kerl" von Gottes Ungnaden.

Functionen zu einer für frühere Weltalter unnahbaren Höhe gesteigert haben.

So erfüllt sich auch hier ein realdialektisches Gesetz: dass die Schwierigkeit der Erfüllung eines Wunsches mit seiner Intensität sich steigert, und die Verkörperung dieser Ironie auf die vielbehauptete Allmacht des Willens baut sich noch tiefer hinein in das moderne Gemüth. Dieselben charakterischen Eigenschaften, welche beim Manne zu dem sonst immer mehr abbröckelnden häuslichen Sinne qualificiren, stehen gar leicht in einem antagonistischen Verhältniss zu den Bedingungen der Verwirklichung seines Genüges. Dann ergibt sich eine gar qualvolle Proportion zwischen der Stärke des Dranges solcher familienhaften Naturen nach Allem, was traulich heissen mag und traut, und der Höhe des Grades der Fähigkeit, innerhalb einer missrathenen Form der Häuslichkeitsgestaltung die ganze Schärfe des Unseligkeitsgefühls zu durchkosten — so sehr, dass über diese Polarität der kurzsichtig urtheilslose Gemüthsvulgus an solche Prädisposition lieber gar nicht erst glaubt und in allerlei vermutheter „Schuld" den Grund dafür sucht, dass so zur elendlichen Verkümmerung verdammt bleibt, was unter günstigerer Sonne zu herrlichster Pracht sich hätte entfalten können.

Aber freilich, solche Reflexionen setzen bereits ein Bild von dem voraus, was Andere die „Idee" der Ehe nennen möchten. Wir, die wir es nicht lieben, uns in solchen begrifflichen Rahmen einzwängen zu lassen und es vorziehen, die historisch gegebenen Thatsachen ins Auge zu fassen, sprechen lieber von der Voll-Ehe und deren so oder so partialen Nebenformen. Wir fragen nicht so gern: was gehört zur Ehe? als: was findet sich in ihr vereinigt in den verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern? — und da mag zunächst die Elasticität in Erstaunen setzen, für welche selbst noch unsere hochentwickelten occidentalischen Lebensformen in diesem Stücke einen Spielraum lassen.

Mancherlei Antinomisches begegnet uns da — namentlich auch zwischen den Forderungen der Natur und den statutarischen Normen, in welche die das Individuum bevormundenden Gesammtpotenzen — (mochten sie nunmehr kirchlich hierarchische oder staatlich polizeiliche Formen annehmen) — dieses einschnüren. Denn ebenso oft sehen wir das Eingehen ehelichen Lebens erschwert als gefördert und viele recht willkürlich sich anlassende

Einrichtungen hemmen eben hierbei die Freiheit des wählenden Wollens oder wie soll man sich z. B. die Einheit des Princips gewahrt denken, wenn dieselbe mosaische Gesetzgebung die Levirats-Ehe zur Pflicht macht, dagegen das Heiraten der Schwestern der verstorbenen Frau noch für das heutige England mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umwallt?

Bald stehen Strenge der Beobachtung der Ehe resp. der Bestrafung des Ehebruchs und deren Löslichkeit im graden, bald im umgekehrten Verhältniss — bald gelten eben über sie laxe Anschauungen, wo alles Andere aufs straffste angezogen ist (wie in den lykurgischen Einrichtungen), bald waltet über ihr Rigorismus, wo sonst der Individualität die freieste Selbstbethätigung gewährleistet ist (so im Geiste Solon's). Und während von nahe verwandten Nationen den einen der entschiedenste *horror naturalis* eingepflanzt scheint gegen das, was dann auch die bürgerliche Gesetzgebung unter dem Namen Blutschande als der Frevel schwersten zu verpönen pflegt, nehmen die andern nicht nur nicht den geringsten Anstoss an der Geschwisterehe, sondern fördern dieselbe sogar. Nicht minder überraschend ist es, wie bei manchen Naturvölkern ein sicherer Instinkt ein gewisses Fernhalten zwischen Verschwägerten anordnet (— das Kapitel von den Schwiegermüttern liefert der Ethnographie gar reiches Material —) und bei andern der ganze Erbgang nach der Mutter gerechnet wird, wie wenn eine Ahnung dessen zu Grunde läge, was wir oben von dem Ueberwiegen der weiblichen Betheiligung an der Generation zu sagen hatten.

Dagegen schien es der Superfeinheit hypercivilisirter Complicationen vorbehalten zu sein, in vermögensrechtlicher Beziehung das simple Verhältniss natürlicher Gemeinsamkeit legislatorisch zu beschränken.

In unserer occidentalischen Gegenwart gibt es recht viel zu bedenken, dass seitdem Luther einem Fall von Bigamie die theologische Sanction ertheilte, auf den Höhen des Lebens eine Reihe von Privilegien fortbestehen, deren Genuss auch andere Sterbliche würden zu würdigen wissen.

So hat schon vor Jahren das Recht des Maitressenthums uns zu einer monographischen Besprechung herausgefordert — und manche sogenannte „wilde Ehe“ steht an sittlichem Werthe beschämend hoch über dem Missbrauch, welcher im sogenannten Louisthum mit den Namensehen getrieben wird, weil eine wenig

weise Staatsklugheit den rechten Maassstab nicht fand, um mit Aufwendung von ein wenig moralischem Muth unter verschiedenen, doch niemals ganz ausweichlichen Uebeln das wirklich kleinste zu wählen.

Die Kirche, ihren eigenen Gliedern gegenüber, doch oft von so weitherziger Connivenz, lässt den armen Laien gegenüber so gern die ganze Starrheit des Buchstabens walten und richtet so *à Conto* eines vielleicht doch viel toleranteren Jenseits eine Unmasse diesseitigen Unheils an, und soweit man dabei den Glauben an *bona fides* mag walten und jede Insinuation pfäffischen Herrschgelüstes fernhalten lassen (obgleich aus den Dispensnöthigungen ja die festesten Gewissensstricke gedreht sind), so wird daran jedenfalls wieder einmal ersichtlich, wie sehr das Bessere des Guten Feind ist — denn der „Herzens-Härtigkeit", welcher Paulus wie sein Meister so weite Zugeständnisse gemacht, gebührt auch heute noch durchweg viel mehr Rücksicht, als das Schema eben jetzt repristinirter Kirchenzucht ihm angedeihen zu lassen sich willig gezeigt hat, wenn man es nicht eben darauf anlegte, aus arg ärger und den zu straff gespannten Bogen brechen zu machen.

Nur meine man nicht, die unbefangene Vorurtheilslosigkeit unseres Standpunktes mache uns unfähig, das Bedenkliche der blossen sogenannten Civiltrauung zu erkennen. Nichts begreift sich leichter als das staatsmännische Interesse eines echten Conservativismus, in solchen Dingen am Bestehenden nicht rütteln zu lassen. Als den Athenern die hohe Liebe des Perikles zur Aspasia auch nur für ein Concubinat gelten sollte, da reagirten analoge Instinkte — und heute lässt sich eine so ernste Natur wie Ernst Curtius von der Erforschung dieses Verhältnisses zum Auftragen allerwärmsten Colorits begeistern. Man kann ein energischer Pfaffenhasser sein und braucht sich doch die Augen nicht dagegen zu verschliessen, wie misslich es ist, wenn mit solcher Neuerung dem öffentlichen Bewusstsein ein Factum aufgedrängt wird, welches bis dahin mehr unterhalb dessen Schwelle wühlend herangewachsen war.

Die Liebe duldet nicht grellen Schein,
Drum bleib' es dunkel in ihrem Schrein!

Jeder Fortschritt in reflectirter Selbstbesinnung auf die Fundamente einer sittlichen Institution zermürbt deren innere Haltbarkeit — vollends aber bei der Ehe, weil hier mehr und ent-

scheidender noch als anderswo ein instinktives Element den eigentlichen Kitt zwischen den in ihr Verbundenen ausmacht. Bröckelt aber dieser aus, so zerfällt noch mehr als blos das, was zwischen diesen Beiden besteht. Das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern, wie zwischen den Kindern selber kann nicht unberührt bleiben von solcher Zersetzung, und damit lockert sich fort und fort Alles, was seinen einzigen Halt hat an den Verkettungen der „Pietät" und all deren Bedeutungen und Beziehungen. Danach also bemisst sich die Gefahr der Bewusstwerdung der Thatsache, dass in unserem Volke je länger je mehr an der Ehe die reine Vertragsseite hervorgekehrt wird und zwar auf Kosten der ethisch und physisch tiefer wurzelnden Naturseite.

Was die Kirche meint mit ihrer Formel: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden" — hat doch nicht blos einen superstitiösen, sondern einen selbst über alles specifisch Religiöse hinausgreifenden, allgemein ethischen Sinn. Gedacht ist dabei an Alles, was nicht aufgeht in das Nein und Ja der blossen Contractschliessung. Diese ist den Normen rein menschlich conventioneller Satzungen unterstellt, seitdem das Recht sich mit seinen Symbolen auch aller mystischen Weihe entkleidet hat, und was keinem höheren Zwange als dem menschlich „gemachten" Gesetze unterworfen ist, dessen eventuelle Lösung ist eben damit zugleich auch ausschliesslich in menschliche Entscheidung gelegt. Kaum dass ihm noch ein Rest engerer Verknotigung mit der Macht unmittelbarer Sitte verbleibt — auch dieser wird abgestreift sein, sobald die Gewohnheit sich verfestigt, statt vor dem Altar vor dem Aktentisch das eigentlich „bindende" Jawort auszutauschen.

Als culturhistorische Erscheinung ist natürlich das Heranreifen solcher Gesetzesänderung niemals in seiner Vereinzelung zu begreifen, und schon deuteten wir hin auf den nahen Connex, in welchem dazu die recht eigentlich revolutionäre Vorstellung von einer alle durch die Natur gesetzten Unterschiede verleugnenden abstracten „Gleichheit" Alles dessen, „was Menschenantlitz trägt", steht.

Es geschieht ja ganz im Sinne Derer, welche behaupten, die Natur des Weibes halte bereits in darwinistischer Entwickelungsweise Schritt mit solchen Nivellirpostulaten, das specifisch „Weibliche" sei im Hinschwinden, die Geschlechtsunterschiede begönnen sich bereits auch äusserlich zu verwischen —

wenn solchen (wirklichen oder vermeintlichen) Wahrnehmungen die Tendenz parallel läuft, bei Abschliessung des Ehevertrages die Gleichheit der Paciscenten mit allem Nachdruck herauszukehren. Man nennt das im Geist Stuart Mills: die letzte Spur der Sklavenstellung des Weibes solle ausgetilgt werden. Was aber sagt die Natur hierzu? Zweierlei! — Einmal, dass grade die edelsten Frauen — die Gegner legen dies Epitheton dann freilich als eine *petitio principii* aus — nimmermehr verzichten wollen auf das Vorrecht ihrer Inferiorität, sie wollen, ob auch die höchste Bildung sie zu voller Selbständigkeit befähige, nicht lassen von jener autonomen Hingebung des eigenen Selbst, noch von der freien Unterordnung, ohne die sie ihrem innersten Wesen, als welches sie zu solch zwangloser Unterwürfigkeit hindrängt, nimmermehr würden Genüge schaffen können.

Und auf der andern Seite ist's die Natur, deren Stimme wir die Lehre entnehmen, dass die ungehemmte Folgerichtigkeit jenes Gleichheitsprincips hinausläuft auf eine Entweiblichung, die schon nicht ermangelt — wenigstens jenseits des Oceans — auch die entsprechenden physiologischen Thatsachen nach sich zu ziehen. Oder wie anders kam es, dass bereits eine dickleibige Erörterung der ethischen Grundprobleme nicht umhin konnte, auch die Eventualität eines sich weiter ausbreitenden Gebärstrikes in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen?

Von einer Ehe aber, worin die Frau nur noch Frau, nicht mehr Mutter sein will, bis zur völligen Dissolution, sei es der Ehelosigkeit, sei es der sogenannten freien Liebe, ist nur noch ein ganz kurzer Schritt zu thun.

Nur philiströse Engherzigkeit kann die Verantwortlichkeit für solche Dinge den unseligen Einzelindividuen zuwälzen wollen, welche die zufälligen Träger all der Leiden werden, die um so schmerzlicher und acuter auftreten müssen, je unklarer und langsamer je nach localen, nationalen und personalen Bedingungen die Gährungen der Uebergangsperioden sich vollziehen. Sie zählen zu den Opfern jener Bornirtheit, welche *vis à vis* dem Unvermeidlichen, das sich aus dem Geiste einer Zeit gebiert, immer nur zu klagen und anzuklagen, niemals zu verstehen und gerecht zu sein weiss.

Dabei kann man nebenher auf Seiten des Weibes gar verwundersame Erfahrungen machen: wo von der hochpotenzirten

Bewusstheit modernster Cultur Alles zersetzt schien, was Naivetät heissen kann, und demgemäss auf Grundlage dessen ein festlimitirter Pakt eingegangen war, kann dennoch, zumeist wol auf dem Wege unerwarteter Mutterschaft — (diese soll ja überhaupt den gesammten geistigen wie physischen Organismus des Weibes von Grund aus „umstimmen") — die volle Macht des Instinktes zurücktauchen und darauf zur Legitimation für Geltendmachung ausdrücklich renunciirter Ansprüche sich berufen. Dann soll der sehend und unverändert gebliebene Theil noch obendrein Sühne zahlen für Zusicherungen, welche er sich hatte verschreiben lassen: dann zergeht das Recht am Instinkt, wie zuvor der Instinkt am Recht, und was übrig bleibt sind die Fetzen einer zerrissenen Urkunde neben den zerschnittenen Enden eines früher schon mittels des Scheidewassers rechnenden Verstandes zerfressenen Naturbandes.

Dass aber dennoch Diejenigen nicht lediglich im Unrecht sich befunden, welche eine factische Trennbarkeit der Bestandtheile der Vollehe zu stipuliren gedachten, dafür stehen ihnen ja eben als Zeugen die nicht nur historisch vorhandenen, sondern auch vielfach rechtlich legalisirten Nebenformen geschlechtlichen Zusammenlebens zur Seite.

Die auf weitere Rechtsconsequenzen verzichtende morganatische*) Ehe, an welcher einseitig das ethische Naturband festgehalten, aber zugleich einer bindenden Weihe unterworfen ist, hat zum schroffsten Gegenstück die völlige Verleugnung dieser Naturbeziehung und ihre Ausschliesslichkeit in jenem schon erwähnten Louisthum, als welches die Abstraction der juristischen Vertragsseite bis zu innerer Nichtigkeit entleert, indem es vorneweg den Verzicht auf alle natürlichen Eherechte zur Voraussetzung und die Etablirung der allerehefeindlichsten Institution unter der Maske der Ehe zum Zwecke hat. Damit verglichen schliesst selbst das schlechthin recht- und gesetzlose Concubinat, sofern es wenigstens noch die rein fleischliche Seite für eine gewisse Dauer zur Geltung bringt, immerhin noch einen Rest

*) Neuerdings nicht mehr etymologisch zusammengebracht mit *morganum* oder Morgengabe, sondern zurückgeführt auf das Gotische *morgjan* = abkürzen, beschränken, was also unserer Auffassung als einer Art von Partial-Ehe vollkommen entspricht.

ethischer Bezogenheit in sich. In fernerer Schattirung versöhnt uns das selbstvergessene, allen Zukunftsgedanken abgekehrte und demgemäss auf eigentliche Hausstandsgründung verzichtende Grisettenwesen — (sozusagen eine Genossens-Ehe auf Zeit) — durch die Wärme ehrlichen Herzensempfindens mit dem Leichtsinn seiner unvermittelten Jugendtraumverwirklichung, während man vom rein ethischen (praktischer Abwägungen sich entschlagenden) Standpunkt das Prädicat einer Art von Ebenwürdigkeit nicht versagen kann jener reinen Gewissens-Ehe, welche, ohne jede Anlehnung an rechtliche Formen oder priesterliche Benediction, dennoch das Gesammtverhältniss der Voll-Ehe und freiester Autonomie lebenslänglich auf sich nimmt und von dem Bande der inneren Ehre und wirklich unzerstörbarer Zuneigung gehalten und getragen, der Unerbittlichkeit tugendstolzer Legalität das denkbar empfindlichste Dementi zu geben vermag.

Wie das blosse Momentessterben hier gänzlich ausser Betracht bleibt, so auch Kindsmord und Befruchtungsvereitelung — (das heikle Thema, dessen casuistische Specialbehandlung vor dem vatikanischen Concil wir schon einmal zu streifen hatten) — und zur Besprechung des Kindschaftsverhältnisses sei einstweilen nur soviel herangezogen, dass daran erinnert werde, wie überall, wo der Vater so oder so zum Erzeugten entweder vorneweg ausser Connex bleibt oder später tritt, wir vor dem Schema des blossen Bankerts stehen. Eine Nuance höher in der Rechtsstaffel stossen wir auf den anerkannten Bastard, und am andern Ende tummeln sich jene „Kinder der Liebe“, die im Vollgenusse elterlicher Verhätschelung so manchem „rechtmässigen Erben“ wie dessen Mutter eitel Neid erwerben mögen. Ohne seine in den Kindern gesetzte objective Abspiegelungsprojection kann das Wesen der Ehe im Einzelnen, wie im Allgemeinen, niemals anschaulich oder verständlich gemacht werden, denn so lange es nicht diese Selbsterprobung hinter sich hat, bleibt es ein rein innerliches Erleben oder eine rein hülsenhafte Aeusserlichkeit, womit man nicht verwächst durch die Verästung des innersten Lebensgeäders. Das streift man gelegentlich ab wie ein Kleid, wie das entpuppte Thier seine Larvenschale. Das hindert aber nicht, sondern ist dazu nur die Ergänzung, dass einerseits zwar Kinder jedem Divortialstreben das mächtigste Gegengewicht bieten, andererseits aber grade die gemeinsame Sorge um sie

so schon permanentem Hader den allerreichsten Brennstoff zuführt.

Von der Elternliebe aber ist so viel zu sagen: die Instinktmacht der Vaterliebe reicht kaum weiter als ihre Vermittelung durch die Gattenliebe, während die Mutterliebe sich nicht blos ungeschädigt fortsetzt, nein oft sogar erst recht zu erstarken scheint inmitten des wachsenden Hasses gegen den Vater. Die treulos Verlassene kann sich (man vergleiche auch dafür wieder die Laufeja) an das Unterpfand einst — nicht blos physiologisch — genossenen oder verstandenen „Liebesglückes" anklammern mit allen Organen krampfhaft gesteigerten Naturgefühls, aber eine Medearache verliert allen Sinn, sowie der Glaube geschwunden ist, mit dem Verlust der Kinder das Vaterherz selber tödtlich treffen zu können. Denn man vergesse nicht: die mordende Medea stellt das realdialektische Widerspiel dar, die Opfer ihrer Leidenschaft nicht etwa zu hassen, sondern selber innerlichst zu lieben.

Das bekannte Wort von *l'amour épisode* hat eine Art von praktischer Illustration an den polygamischen Ehen: da löst ein Intermezzo das andere ab in kürzeren oder längeren Intervallen. Das aber daneben bestehende Kebsweiberthum wirft seine Schlaglichter abermals auf die von uns zu Eintheilungsgründen vorgeschlagenen Doppelbeziehungen aller ehemässiger Verbände. Die Kebse nehmen neben den vollberechtigten Müttern eine in mehr oder weniger zahlreiche Zwischenstufen sich gliedernde Stellung ein, welche in der morganatischen Einzel-Ehe ihr deutlichstes Analogon besitzt — durch all die ungezählten Ausbiegungen von der strengen Sacralmonogamie hindurch.

Um aber ein so ernstes Thema nicht ganz ohne ein Streiflicht des Humors zu lassen, so sei zum Schluss noch daran erinnert, dass nach Colville (Globus XXXVIII, S. 169) Marocco, der absoluteste Staat der Welt, durch die Massenhaftigkeit der als rechtloser Bastarde angesehenen und behandelten Fürstenkinder zu einem Lande der Gleichheit und Brüderlichkeit wird, denn die ganze Aristokratie des Landes ist in der einzigen Person des Sultans concentrirt, der nach reiner Laune decretirt, welcher unter den Hunderten seiner Söhne sein Nachfolger sein soll.

8. Amor und Caritas und die in ihnen sich verwirklichenden Widersprüche.

> Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris;
> Nescio; sed fieri sentio et excrucior.
> Catull. LXXXIV.

Wie fern die rechte Würdigung des realen Widerspruchs dem gemeinen Denker liegt, ist auch daran zu sehen, dass, ganz entsprechend der Plumpheit heutiger Naturbetrachtungsweise, Alltagsschädel auf den Einfall kommen konnten, die beiden Hälften des Gehirns hätten der Doppelheit abwägender Deliberation zu dienen, indem an sie sich das Ueberlegen des *Pro et Contra* vertheile.

Weil man sich nicht losmachen kann von der Vorstellung zeitlicher Alternation, so bleibt man unfähig, das zeitlose Ineinander des Widersprechenden zu erfassen; der Blick haftet immer wieder an den blossen Gegensätzen — und darum ist des Missverständnisses noch immer kein Ende, als ob die Realdialektik sich einer fortgesetzten Verwechselung des blos Conträren mit dem Contradictorischen schuldig mache; wie wenn nicht schon jedes punktuell coincidirende und nicht blos potentielle Zugleichsein von *opposita* auch bereits *eo ipso* einen Widerspruch ausmache. Und während man die Realdialektik zu einer blossen Reflexionstheorie zu degradiren versucht und alles Dialektische für ein blosses Reflexionsprodukt ausgibt, übersieht man, wie es eben nur die von logischen Abstractionen inspirirte Reflexion ist, welche das in untrennbarer Einheitlichkeit Gegebene des widersprechenden Seins, das absolut Simultane daran, in ein blos successionsweise sich Ablösendes auseinanderzerrt und die realdialektische Einsicht mehr hemmt als fördert.*)

*) So gehört es z. B. nicht direct zur Realdialektik der Liebe als solcher, wenn auch zu der des Herzens überhaupt, dass sich Abneigung neben der Zuneigung einstellt und auch ihrerseits eine Motivwirkung ausübt, welche jener der Liebe widerstreitet. Sondern erst, was im Wesen der Liebe selber widersprechender Natur ist und Wünsche vereinigt, die einander wie Ja und Nein entgegenstehen, ist realdialektische Liebe — jenes nur der Antagonismus zwischen Lieben und Selbstsucht, wie er dem ethischen Wollen überhaupt inhärent ist. Aber offenbar erledigt es sich nicht durch die bekannte aristotelische Clausel des Wider-

Für die Geschichte der Realdialektik aber erscheint es als kein leeres Ungefähr, dass grade die Schule Schopenhauer's in diese Richtung geführt hat, und zwar vorzugsweise auf Grund der Specialität, in welcher der Meister seinen Jüngern vorgearbeitet hat für das Problem des Doppelbegriffs der Liebe.

Wir möchten uns hierfür weniger auf die allerdings inhaltsreicheren Publicationen Fr. Nietzsche's berufen. Diese sind je länger je mehr in ein moluskenhaft-Haltloses, in ein skeptisch-Dualistisches zerflossen, dessen antilogische Bestandtheile mehr auf ein mystisch-All-Einliches als auf ein kernhaft-Individualistisches hin tendiren und deshalb den Interessen der Realdialektik höchstens negativ-indirecte Dienste leisten können. Dagegen dünkt es uns überaus charakteristisch, dass bereits in erkenntnisstheoretischen Voruntersuchungen der Baseler College Nomundt (in „Der Mensch und die Erkenntniss") seine Aperçus über das Wesen der Liebe niederlegte, nachdem er zur Einsicht gelangt, wie Hass und Liebe sich unausweichlich gegenseitig durchdringen, von einander durchsetzt sind, Liebe nur möglich, wo sich Getrenntes, Geschiedenes, Gegensätzliches vorfindet, also das Princip des Streites und des Hasses sich bereits heimisch gemacht hat; und dass umgekehrt Hass nur da vorhanden sein kann, wo gegenseitiges Interesse und eine gewisse innerliche Zusammengehörigkeit da ist; das lernten wir ja schon als Knaben aus unserm Goethe'schen Tasso. Darum aber muss aufs schärfste accentuirt werden: die in sich sich widersprechende Affection und deren unmittelbares Innesein ist ein Ungetheiltes — nur im vollen Bewusstsein erst tritt eine zeitliche Spaltung ein.*)

---

spruchssatzes (und in derselben Beziehung), wenn z. B. ein hoffnungslos liebendes Weib einerseits für ihre Caritas den Gedanken unerträglich findet, dass der Geliebte seine Tage so trostlos einsam verbringe, und doch andererseits für ihr (ganz amorfreies und keineswegs blos selbstsüchtiges) Freundschaftsbedürfniss davor zittert, dass darin eine Aenderung eintreten und so ihr eigener Werth in innerer Entfernung (und folgeweise Entfremdung) für den Geliebten sinken könne — und wenn dann doch zuletzt die reine Selbstverleugnung siegt, welche sich bemüht. glauben zu machen, solche Abkehr werde weniger schmerzen als die Mitfreude beglücken.

*) Unverkennbar basirt auch schon jede echte Reue, mag diese als Gewissensbiss oder als Verstandesnegation der eigenen Handlung sich fühlbar machen, auf der Voraussetzung eines in sich doch Unvereinbares zugleich wollenden Charakters.

Das aber dahin verdrehen zu wollen: es sei also der Widerspruch gar nicht im An-sich des Willens (im Sein), sondern nur in dessen subjectiverer Abspiegelung (im Erkennen) vorhanden, das hiesse wieder dem alten Urfehler alles Idealismus verfallen: die Sache mit ihrer Benennung zu verwechseln und jene nicht als wie diese existent gelten lassen zu wollen. Diese Widerspruchsnatur des Liebens ist es ja auch, was an der Geliebten widersprechende Requisiten verlangen lässt: sie soll ebenso geeignet sein, uns in Stärke eine Stütze zu sein, als in Anschmiegsamkeit einer Ranke gleichen — und Naturen, welche diese Einheit in sich verwirklichen, werden auch jener Doppelheit des Sehnens entsprechen, die ebenso sehr zu umarmen, als umarmt zu werden, begehrt, und werden demgemäss die mächtigste Leidenschaft im Manne erzeugen. Umgekehrt werden da die polygamischen Instinkte — (was Joan Paul die Simultanliebe genannt hat und woran die Weiber so schwer glauben) — geweckt werden, wo ja nur eine Partialergänzung der eigenen individuellen Bedürftigkeit nach ihren verschiedenen (intellectualen, praktischen, gemüthlichen) Richtungen geboten wird.

Vielleicht aber hat nichts so sehr als eben diese, der Liebe in ihren beiden Bedeutungen, eigenthümliche *coincidentia oppositorum* in so vielen Sprachen jene Homonymie geschaffen, nach welcher die in andern Stücken so vielfach disparaten *amor* und *caritas* in Ein Wort und damit für die Meisten auch in Einem Begriff zusammengefasst werden.

Wuttke setzt in seiner „Ethik" das Wesen der Leidenschaft gradezu in einen liebenden Hass und eine hassende Liebe und glaubt dafür die Einheit in dem Wesen der Wuth, reiht daran auch den Fanatismus an als Wahneswuth: „mit vernichtendem Hasse verbundene Liebe zum Wahnesgedanken."

Bei Manchem lässt sich die Thatsache einer grimmigen Weichheit beobachten, nicht etwa hyperbolisch oder metaphorisch gemeint, sondern buchstäblich; auch nicht eine blos in äussern Geberden schrecken sollenden Grimm zur Schau tragende Liebe, sondern eine, wo mitten aus dem Zorn ein Liebessehnen durchbricht. Es mischt sich nämlich jedes Zürnen mit einem Gefühl des Sich-selbst-vereinsamens, sofern dem Zorn eine repellirende Kraft beiwohnt, und, weil des Zürnens nur fähig, wer der Liebe bedürftig ist, so muss wol nach specielleren Gesetzen, als den allgemeinen des polarischen Ineinanderüberspringens ein Um-

schlag erfolgen, wenn Einer plötzlich auf der Höhe seiner Abkehr von dem Andern des Verlustes innewird, den er selber damit erleidet. Und wenn alsdann die straffste „Spannung" um so energischer eine Lösung heischt, so ist das doch was Besseres als ein blosses Schlaffwerden und eine so herbeigeführte Verzeihung was Edleres als der Wechselbalg schlapper Impotenz eines zu Lieben und Hassen gleich untüchtigen Herzens.*) Die Probe auf den realdialektischen Gehalt solchen Vorgangs wird daran sich machen lassen, ob in dem plötzlichen Wechsel die Schnellkraft einer energischen Elasticität sich bethätigt, oder die kaum noch in schwächeren Stössen erfolgende Relaxation einer schon halb gelähmten Sehne. Durch jene braust es wie durch eine Chorde der Weltharfe im Äther — diese summt und brummt klanglos wie ein feuchter, mürber Hanfstrick, der mühsam in dicker Nebelluft schwirrt.

Dieweil aber die Liebe das eigentliche Dominium der Poeten ist, so wolle man es der Philosophie nicht verübeln, wenn auch sie bei ihrer Besprechung vielfach des dichterisch bildlichen Ausdrucks sich nicht ganz entschlagen mag; zumal die Ethik sich durch nichts so zu discreditiren pflegt, als wenn sie eine der praktischen Lebenswirklichkeit entrückte Sprache führt.

In allen Zungen aber vernehmen wir, wie die Denkenden sich abmühen, in antithetischen Definitionen das adäquate Wort für so wenig logische Verhältnisse aufzutreiben. Der Franzose sagt, die Liebe sei *Egoisme à deux*, ein Däne hat sie eine „Hingebung in der Form des Widerstandes" genannt, Ida von Düringsfeld schrieb in ihrem „Alban": „Zwischen Liebenden ist der Schmerz des Einen der rechtmässige Genuss des Andern", auch sofern er Gelegenheit gibt, sich selber aufzurichten am Bewusstsein, den Andern trösten zu dürfen — und dieselbe Schriftstellerin spricht zugleich von jenem Herabzerren des eigenen Ideals, womit Liebende die Qualen der Sehnsucht zu stillen suchen.

*) Gwinner berichtet von Schopenhauer die Bemerkung (Leben Schopenhauer's, 2. Aufl., S. 537): nicht das sanfte Schaf, sondern der böse Schakal habe sich im Hunde zum besten Menschenfreunde ausgebildet, und dem entsprechend finde man auch in den trefflichsten Menschen böse Neigungen oft stark, wie auch die jetzt so menschenfreundliche Rasse der Neufundländerhunde von besonders tückischen Voreltern abstammen soll.

Darum vergisst sich ja auch so leicht, wie sehr der Geliebte den Liebenden kränkt, indem er vor diesem den eigenen Werth herabsetzt; — aber aus liebender Brust quillt der Seufzer: „Indem Du Dir böse bist, bist Du es ja auch mir, als Deinem anderen Ich, und das darfst Du doch nicht — mir zu lieb.“ Und dürfte der Liebende gar nicht an den eigenen Werth glauben, so dürfte er im Grunde ja auch gar nicht dem Andern seine Liebe entgegenbringen, denn alsdann könnte er diesem ja nichts sein, es wäre nichts da zum verschmelzenden Austausch. Man kann doch in Gedanken vom Lieben die Lust an fremder Lust nicht trennen; so gewinnt der Liebende als solcher an der eigenen Lust insoweit Freude, als er weiss, Andere damit beglücken zu können — und auf solchem Umwege, welchen die Freude an sich selber nimmt, ehe sie zu sich zurückkehrt, streift sie den Charakter der gemeinen, d. h. selbstsüchtigen Lust ab — dem *Amor vulgaris* dagegen liegt nichts daran, ob auch der Andere Lust empfinde, der sucht nur die eigene.

Wer dagegen in Treue ausharrt und sich anderweitiger Geschlechtsbefriedigung trotz aller versuchenden Gelegenheit dazu enthält, blos um ein geliebtes Wesen, auf dessen Besitz ihm doch keine Hoffnung mehr geblieben ist, nicht durch Untreue zu kränken: der handelt im Dienst des Amor wie ein Asket. Mit jedem Opfer, das „unglücklich Liebende“ ihrer hoffnungslosen Treue bringen, handeln sie antiegoistisch — und doch ist solche Verschmelzung des eigenen mit dem fremden Interesse in gewissem Verstande ebenso sehr eine metaphysische Umkehr des Egoismus, wie das Mitleid eine Erweiterung des Ichgefühls im Sinne des *Tat twam asi*. Da werden die Grenzen zwischen Ich und Nicht-Ich nicht blos verwischt, wie in den Thaten der *caritas*, sondern der Liebende fühlt direct mit dem fremden Herzen, und es ist weniger eine Identification mit dem Nicht-Ich (wie im Mitleid) als ein Austausch des fremden Ich gegen das eigene, so dass freilich insofern die Thaten egoistisch sind, als sie dem neu angenommenen Ich dienen, antiegoistisch aber, sofern sie das alte, ursprünglich eigene Ich verleugnen. Dessen hat das instinctive Volksgefühl ein sehr deutliches Bewusstsein, und aus deutschen Brautbriefen liessen sich würdige Seitenstücke zu dem beibringen, was in einem spanischen Liebesverse so klangvollen Ausdruck gefunden:

Como abri sin precaucion
Tu carta, dueño querido,
Se cayo tu corazon,
Mas en mi pesho ha caïdo;
En el yo le he dado abrigo;
Pero no cabiendo dos
El mio te mando yo,
Y el tuyo queda con migo.*)

Darum liegt — woran auch Ballauff in einer Kritik des v. Kirchmann'schen Princips der Ethik erinnerte (in Langbein's Pädag. Archiv 1871, S. 92 fg.) — es ganz in der Consequenz dessen, was bereits im voraufgehenden Kapitel anzumerken war: wahre Liebe verschmäht ihrerseits auch eine egoistisch blos die eigene Lust suchende Liebe auf Seiten des Geliebten. Grade weil sie liebt, ist es ihr Bedürfniss, ein Werthabendes hinzugeben — das aber könnte sie nicht in der Selbsterniedrigung zu einem selbstlosen Werkzeuge der Lust; denn als solches müsste sie — falls ihr überhaupt noch ein Selbst bliebe, welches Subject solches Verachtens werden könnte — sich selber verachten: weil die Liebe nach ihrer einen Seite das Bedürfniss der Hingebung ist, ebendarum lässt sie sich nicht denken ohne ein der Hingebung voraufgehendes Element (Subject und Object) der Selbstbejahung in Form der Selbstschätzung und (berechtigter und gerechter) Selbstliebe. Erst so thut sie ihrem innersten Drange wahrhaft Genüge, ohne dass man zu besorgen brauchte, es bliebe dabei der echten Demuth nicht der nöthige Raum; denn deren Fortbestand hat schon daran seine unverlierbare Bürgschaft, dass der Liebende sich ohne den Geliebten eben als ein reines Nichts, wie ein blosses Umrissfragment vorkommt. Obendrein aber sorgt die individuell geartete Liebe selber dafür, dass eigene Defecte bewusst bleiben — ein mangelloses Sein würde ihr ein mangelhaftes sein, denn sie sagt selbst von Fehlern: das gehört ja zu Dir, ohne das würdest Du nicht Du selbst sein; — denn der Einzelne ist ihr ein Ganzes, von dem nichts ab-, zu dem nichts zugethan werden darf, weil es nur in dieser Integrität es selbst ist, welches ohne seine Fehler und Mängel ein Unvollständiges sein würde.

*) „Als ich unvorsichtig Deinen Brief öffnete, geliebter Herr, liess ich Dein Herz fallen, aber es fiel in meinen Busen. In diesem habe ich ihm Schutz gegeben. Aber da für zwei dort kein Platz ist, so schicke ich Dir meines und das Deinige bleibt mir!“

Es gibt eine hohe Liebe, die muss sich den Vorwurf gefallen lassen, sie denke bei ihren Selbstaufopferungen insofern zu sehr an sich selber, als sie den Werth des Hingegebenen geringschätzt nach Maassgabe der Beseligung, welche sie sich selber damit bereitet, es aber darüber zugleich vergisst, wie sie mit solcher Einbusse die Möglichkeit schmälert, ihr segenspendendes Leben mit seinem Inhalte den damit in Liebe Bedachten, als deren kostbarsten Besitz, so lange zu erhalten, wie die allgemeinen Menschenbedingungen es immerhin zulassen würden.

Dies Alles hindert aber nicht, dass grade der den Werthbestand in seiner Vorstellung erweiternde Idealisirungseifer, wie er der Liebe (— wir brauchen hier überall absichtlich diese Homonymie, weil das Gesagte gleich sehr für Caritas und Amor Geltung hat —) eigenthümlich ist, das Bedürfniss wacherhält, in immer neuen Formen sich der Fortdauer der Gegenliebe zu vergewissern — und je grösser eben die Liebe das Misstrauen gegen sich selber heranwachsen lässt, desto grösser wird die Marter des Gedankens, es könne drüben nicht anders zugehen. Oder wer weiss zu entscheiden, was der Liebe schmerzlicher ist: an sich selber irre zu werden oder am Geliebten? Die tiefste Betrübniss z. B., welche herrührt aus dem Zweifel an den Glauben des Geliebten an die Existenz der Liebe im Liebenden kann ja zur Quelle überschwänglicher Freude werden, wie jener Zweifel eben auf Grund seiner selber seine Widerlegung findet; jedoch erst, wenn es drüben gelungen, zurückzubringen vom Glauben an jenen Zweifel an ihr selber, ihrer Echtheit und Reinheit. Das ist ein Kreislauf so endlos, wie die Wechselspiegelung zweier Augenpaare durch die unendliche Kette der Neuspiegelung im Abgespiegelten — aber freilich verfolgt das ungeschärfte Auge im einen wie im andern Falle sie nicht weit hinaus über die simple Doppelheit — oder gar nur bis zur doppelten Simplicität.

Schon die Alten wussten: *Amantium ira regeneratio amoris* — oder gar: *Amantium irae amoris integritas.*

Die Liebe fleht: quäle lieber mich als Dich! — und wenn es dann einmal also geschehen, stöhnt sie in gleichem Rechte auf: Aber Beide ist zuviel! — und der dabei empfundene Schmerz ist doch wol am grössten vermöge des Inneseins der Grausamkeit, welche darin liegt, grade der Liebe nicht zu schonen (ganz abgesehen davon, dass Manche gern nur da dem

Poltergeist freien Lauf lassen, wo sie nicht fürchten, fremder Liebe verlustig zu gehen, also den Nächsten und Treuesten gegenüber), was freilich auch damit zusammenhängen kann, dass nach Wundt's vielbestätigter Beobachtung grade die ärgsten Polterer von einer grossen Gutmüthigkeit zu sein pflegen.

Die Liebe kann sich der Angst des Anderen um das eigene Körperleiden (des Liebenden) freuen — ja, ihr kann der Frevelwunsch aufsteigen, den Geliebten erkranken zu sehen, um sich in zärtlichster Pflege bewähren zu dürfen, und so des eigenen Werthes für den Geliebten sich zu vergewissern und — hinwiederum erregt es doch leisen Verdruss, wenn wir gewahr werden, dass wir uns ohne Grund um einen geliebten Menschen geängstigt haben.

Die Liebe erfährt's ja, wie sonst Keiner, wie Trauer und Leid enger verbindet, das Glück aber isolirt, weil darin Eines des Andern entbehren kann — und dennoch gibt, das eigene Selbst verleugnend, das im einsamen Kummer sich sehnende Eine dem scheidenden Andern eben darum den herzinnig aufrichtigen Wunsch auf den Weg: „sei recht glücklich!"

Weil aber in diesem Herüber und Hinüber Alles sich umkehrt: jedes Dein zum Mein und jedes Mein zum Dein wird, deshalb giebt es kaum schwerere Kränkung der Liebe als ein sich entschuldigendes Selbstlob, weil solches für nothwendig erst gehalten werden konnte, wenn etwas von Misstrauen gegen das Vertrauen des Andern war rege geworden.

So weist selbst das triviale: „Was sich liebt, das neckt sich!" — mittels des einfachen Uebergangs: wer nicht schilt, liebt nicht — in tiefere Abgründe der Liebe hinunter, zu deren Wesen es gehört, dass Liebende sich gegenseitig schelten, soweit dies unmittelbar der Austausch der Rollen mit sich bringt, in welchem des Liebens ganzes Mysterium besteht. Denn ist solcher Umtausch zweier Iche erst vollständig, so wendet sich jedes grade so wider das an den Andern hingegebene Ich, wie sonst gegen das Du, welches er nun als sein eigen Selbst von drüben empfangen, und wer etwa von Hause aus ein Selbstquäler ist, muss nun auch dasjenige Selbst weiterquälen, welches er hinübergegeben, wie welches er zurückerhalten — und schilt danach am Andern grade so die Selbstlosigkeit wie früher an sich selbst die Selbstsucht.

Im tiefsten Leid erhebt es und richtet uns auf, dass Andere durch unser Elend mit elend sich fühlen in Liebe — und das eigene Leid wird zur Freude, sofern es beiderseits das Bedürfniss der Anlehnung actualisiren hilft — auch eine jener unauflöslichen Einheiten von Liebe und Selbstsucht, zu welcher es die Kehrseite bildet, dass es auch Jenen eine Freude ist, in Mitleid unser Leiden erleichtern zu können.

Insofern befähigt ja die nämliche „Sympathie", welche als taktvolles Zartgefühl wie nichts Anderes dem fremden Gemüthe wohlthun kann, auch allein zur allerraffinirtesten Grausamkeit; denn um den Anderen aufs allerempfindlichste martern zu können, muss man im Stande sein, sich soweit in sein Gefühlsleben hineinzuversetzen, um zu wissen, wo die Stellen sind, an denen grade seiner Individualität Verletzungen am allerwehesten thun.

Und weiter: was sonst das allereigenste Thun der Selbstsucht ist: auf Selbsterhaltung bedacht sein — das tritt in den unmittelbaren Dienst der Liebe, wo Einer sich erhalten will, blos um dem Andern erhalten zu bleiben. Die Liebe selber macht die Selbstschonung zu ihrem eigensten Gebot, nicht blos zu einem der Weisheit — und wer den Freund beglücken helfen will, muss auch am eigenen Glücke arbeiten, damit dessen Gegentheil nicht Jenem eine Ursache des Nichtglücklichseins werde. Wer liebt, bezieht jeden Vorgang — activen wie passiven — des gesammten Lebens auf den geliebten Gegenstand, und nur, weil das beim Weibe häufiger sichtbar wird, hat man dies für einen specifisch weiblichen Zug halten können. Jede edlere Natur weiht so jeder Zeit all ihr Thun — wenn auch nur im verschwiegenen Innern — Anderen. Aber um so weher thut es, bei solcher Widmung der Selbsthingabe auf Gleichgültigkeit oder auch nur deren Schein zu stossen, und nichts ist oberflächlicher, als dabei nur verletzte Eitelkeit gewahren zu wollen — vielmehr beruht es auf dem Bewusstsein unbeschränkter Zusammengehörigkeit. Und wie Rechtversagung er-bittert, so ist, was ver-bittert, zumeist grade die getäuschte Liebe, welcher nicht nach Gebühr vergolten wird — also insbesondere, wenn Einem von der Seite am wenigsten Theilnahme begegnet, wo er solche, als Leistung der Gegenliebe, am meisten meinte erwarten zu dürfen — denn das eigentlich Werthvolle bei allem

Geben und Nehmen ist doch immer die persönliche enge Beziehung zu lebendigen Einzelwesen.

Darum ist es auch eine gerechte Anklage, wenn Eines dem Andern sein Leid aus Liebe verschweigen will: es werde damit grade der Liebe heiligstes Recht verkannt, nämlich der Anspruch: es solle ihr die Gelegenheit zu ihrer erhabensten Selbstbethätigung nicht entzogen werden. Denn, jammervoll, wie die Welt einmal eingerichtet ist, gibt es ja doch keine höhere und reinere Beseligung als die, fremdes Leid lindern zu dürfen. Andernfalls müsste ja auch Vergeltung geübt werden mit Verschmähung der ebenso dringend entgegengebrachten Liebeserweisung von drüben — und wer sich selber stark in Liebe weiss, dem kann dazu nimmer das erforderliche Vertrauen zu der Liebe des Andern fehlen. Ist doch in der rechten Liebe zugleich ein Plus, welches über die einfache Gleichung: „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst“ hinausreicht. Das ist erst eine sozusagen gerechte Liebe, die mit Absicht und Bewusstsein so zum Nebenmenschen sich stellt, wie „von selber“ zu sich selber — dagegen die rechte Liebe gibt dem Andern sogar mehr als sie sich selber gönnt — eine Differenz, welche ihr volles Correlat erst an jener eigentlichen Bosheit hat, deren Trachten sich nicht bei rächender Ausgleichung beruhigt, sondern ein unter den Indifferenzpunkt hinabsteigendes Minus fremden Wohlseins anstrebt.

Uebrigens will auch jenes „wie“ nicht blos qualitativ verstanden sein, sondern quantitativ — wie es schon bei Cicero Lael. § 80 heisst: *ipse enim se quisque diligit; non ut aliquam a se ipse mercedem exigat caritatis suae, sed quod per se sibi quisque carus est* — man liebt an sich nicht den Vortheil, den man von sich hat, sondern das eigene Wesen, den Inbegriff der Eigenschaften, und so soll es dem Freunde gegenüber auch sein, der in diesem Sinne ein *alter idem* heisst, was weit entsprechender als durch ein „zweites Ich“ wiedergegeben wird durch: „Derselbe noch einmal“ — d. h. es sind Zwei, und doch nur Eines — ein Zweiter und doch nichts Anderes!

So vertauschen in der Liebe Wille und Motiv (Willensgefäss und Willensinhalt) ihre Rollen (wenigstens scheinbar): der Wille findet am Andern seinen Inhalt, und gibt sein eigen Wollen hin an das Fremde — wie dieses umgekehrt sich mit

ihm austauscht — und was hier positiv geschieht, tritt in negativer Form im Hasse auf.

Aber eben darum setzt auch die Liebe diesseits wie jenseits ein qualitativ individuell differenzirtes Sein voraus, ruht auf dem Boden eines pluralistischen Individualismus. Eine Liebe, welche gar keinen Unterschied machen, von gar keiner Bevorzugung bestimmter Eigenschaften etwas wissen wollte, würde so kalt und so dunkel sein wie das unreflectirte Licht. Die Liebe zu irgend einem Universalen ist die Liebe des Logikers zu seinen abstracten Allgemeinheiten; die Liebe zu einem All (wie auch noch wieder Felix Dahn sie seinen Odhin preisen und predigen lässt) — zu einem All, das uns, die Liebenden, selber mit umfasst, ist eitel Selbsttäuschung und entbehrt gänzlich dessen, was erst die Liebe zur Liebe macht: das völlige, reine Vergessen des eigenen Selbst — denn das kann doch nicht Selbstvergessenheit heissen, was nur sich selbst betrügt und, zwar nicht bewusst, aber doch unbewusst zugleich auch „an sich selber denkt". Das hatte die Realdialektik längst mit sich selber ausgemacht und fixirt, ehe sie dessen die beredteste Bestätigung fand in Grillparzer's „Libussa":

> Theilst Du Deine Liebe in das All,
> Bleibt wenig für den Einzelnen, den Nächsten,
> Und ganz Dir in der Brust nur noch der Hass.
> Die Liebe liebt den nahen Gegenstand,
> Und Alle lieben ist nicht mehr Gefühl;
> Was Du Empfindung wähnst, ist nur Gedanke,
> Und der Gedanke schrumpft Dir ein zum Wort,
> Und um des Wortes willen wirst Du hassen.

Der Liebe könnte nimmer wohl werden, wenn sie unterscheidungslos umherschwimmen sollte in einem chaotisch unterschiedslosen und ununterschiedenen Urweltsbrei — sie will was Concretes, Festgestaltetes, wie sie ihren Träger an der gleichen Voraussetzung hat, ein Individuelles zu sein. Der Mystik in dem Einssein Zweier (diesem Gegenbilde zur realdialektischen Zweiheit in der Einheit) bleibt auch so genug; das Geheimniss der Sympathie mit all ihren Rapporten von Seele zu Seele bleibt ein Unbegriffenes bei all seiner Alltäglichkeit — und der gleiche Widerspruch durchzieht ja auch die ethische Beurtheilung des Amor: wie Manches einzige Schuld und schlimmste Unglücksquelle bestand einzig in der Unfähigkeit, ihm in Liebe — *amor*

— entgegengetragene Herzen — aus Liebe — *caritas* — nicht hart und entschieden zurückweisen zu können — scheint doch im Begriff der Männlichkeit schon dieser Widerspruch zu liegen: stark gegen Principien, schwach gegen das specifisch Weibliche zu sein.

Seinen vollen Gegensatz hat es erst an der Gleichgültigkeit, welche mit nichten der Ausgleichepunkt einer indifferenten Mitte ist, sondern wesentlich ein reiner Privationsbegriff — Hass und Liebe sind gegenseitig einander viel näher gerückt als dem neutral seitabgelegenen Felde der Gleichgültigkeit, und wenn sie ineinander umschlagen, so verharrt nicht etwa das Gefühl unterwegs erst einmal wie auf einer Zwischenstation in der Gleichgültigkeit. Das ist ja überhaupt ein Wesentliches in allen polarischen Umwechselungen, dass sich in ihnen das *Extrema sese tangunt* unter das realdialektische Gesammtgesetz stellt, demzufolge es keine intermediären Neutralisationsmomente zwischen solchen — eben damit als nicht blos conträre sich legitimirenden — Gegensätzen gibt.

Nicht in den Polarzonen des Hasses — denn die rufen zum Kampf auf und zum Wärme schaffenden Widerstand — nein in der wie von Eiskrystallen glitzernden Salzsteppe der bittern Gleichgültigkeit verschmachtet vor Durst und Hunger das entbehrende Herz. Nur in der Öde (*deserta*) sind wir verlassen (*deserti*), wo Keiner bei uns einkehrt und Keiner für uns ein Obdach hat, in jener ungastlichen und unwirthlichen, absichtlich wüstgelegten *solitudo*, wie die alten Germanen sie zwischen ihre Grenzmarken legten, auf dass kein Fremdling sie behellige. So wird Einsamkeit zum „Elend“, d. h. zur Verbannung aus der Liebe Reichen.

Wie die Gleichgültigkeit sich überhaupt nicht ereifert, so weiss sie ja auch nichts von Eifersucht, diesem räthselreichen Doppelmonstrum, von welchem man bald nicht sagen kann, ob es Hassen sei in dem Kleide der Liebe, bald nicht, ob Lieben im Gewande des Hassens — denn bald hat es die Gestalt vom Hasse und den Gehalt von der Liebe, bald umgekehrt — die Gewalt aber immer aus der Summe Beider. Von allen Dämonen, welche den Menschen heimsuchen können, ist ja dieser Bastard des Herrlichsten und Entsetzlichsten derjenige, welcher mit den bizarrsten Vorspiegelungen verblendend foltert. Die auf diese Folie projicirten Schreckbilder quillen nicht nur ins Groteske

auf, wie die Figuren vor und hinter Zauberspiegeln — da werden auch Liebeswort und Liebeswerk selber in vermeintliche Symptome des Gegentheils metamorphosirt. Unter diesem Drucke setzt sich verhaltene Liebe in verhaltenen Grimm um, der gross gefüttert wird mit puren Einbildungen. Eifersucht sucht allen Ernstes in dem Geliebten einen „Teufel" und hört doch nicht auf ihn zu lieben — sie schliesst die Augen vor dem Grade der Liebe, den sie doch noch fort und fort geniesst; sie will sich nicht überführen lassen, dass sie nichts weniger als arm ist an dem begehrten Gut und Glück des Wiedergeliebtwerdens. Darin zeigt sie ja ihre Wurzelgemeinschaft mit den andern Formen des Neides, dem immer und überall das Fremde grösser und besser dünkt denn das Eigene.

So bestätigen Bestrahlungen aus den verschiedensten Lichtquellen die realdialektische Natur der in dem Wesen der Liebe wurzelnden ethischen Grundfunctionen. Worauf die Natur der Liebe hinstrebt, ist dies, dass sie die Ausgleichung gegenseitiger Selbstbejahung und Selbstverneinung erreichen möchte.

Wie Schiller seinen Kant ironisiren durfte, so appellirt ein v. Kirchmann von der reflexionsmässig ausgeleerten Abstraction an das naive Gefühl mit der feinsinnig ausgedachten, den juristisch geschulten Imputabilitätsergründer kennzeichnenden Interpellation: warum genügt es einer jungen Frau nicht, wenn sie weiss, dass ihr Gatte sie aus blossem Pflichtgefühl lieb habe? Offenbar doch, weil sie nach dem Bewusstsein verlangt, um ihrer selbst, um eigenen Werthes willen geliebt zu werden. Wem der Genuss von Liebeserweisungen, die aus kalter Pflicht stammen (— als solche selbstverständlich noch sehr unterschieden von blos heuchlerisch erwiesenen Freundlichkeiten —) keine Herzensbefriedigung gewährt, weil er die Gewissheit will, dass er geliebt werde: der weist uns ja eben damit hinab in das widerspruchsvolle Grundwesen eines selbstvergessenen Selbstgefühls, an dessen Erstarkung er nur deshalb ein Interesse hat, weil ihm nur so weit am eigenen Werth gelegen ist, als dieser auch ein Werth für den Geliebten ist, so dass er diesem mit dessen Hingebung auch wirklich etwas zu bieten habe. Die Liebe als solche will ja Lust bereiten — also auch die ideale an einem geistigen Besitzthum. Daher ja eben jenes Bedürfniss, sich wahrhaft geliebt wissen zu wollen — weil dem Lieben selber nur damit Genüge geschieht, dass Eines sich sagen kann, dem

Geliebten ein Gegenstand directen Lustgefühls (und nicht etwa im gemein sinnlichen Verstande dieses Wortes, sondern nach dessen edelsten und erhabensten Beziehungen) zu sein. Käme es blos auf diejenige Befriedigung an, welche das kalte trockene Bewusstsein der Pflichterfüllung mit sich bringt, wäre diese, wie die „gesunden“ Moralisten uns glauben machen möchten, überhaupt das höchste sittliche Lustgefühl, dann gäbe es zu dessen Erlangung ja kein sichereres Mittel, als eine asketische Uebung in der Selbstverleugnung, und in besagter Lage würde eine recht unausstehliche junge Frau das grösste Verdienst um ihren „pflichttreuen“ Ehemann haben können, indem sie demselben Gelegenheit gäbe, ihr Liebe zu erweisen, obgleich sie ihm in innerster Seele zuwider wäre. Aber von solch einem alles eigene Wollen verneinenden Wesen ist eben (— wie wir im nächsten Kapitel noch näher sehen werden —) die Liebe nicht: verschmelzen, ununterscheidbar zusammenfliessen will sie mit dem geliebten Gegenstande, aber nicht das eigene Sein schlechthin vernichten: was aufgehoben werden und verschwinden soll, ist nur die Differenz zwischen Ich und Du — nicht die Subsistenz Beider, sondern nur ihr Aussereinander.

Nur so findet auch das Räthsel seine Lösung, dass mit dem Glauben an den eigenen Werth oder im Gefühl des eigenen Unwerths die Liebe und Liebesfähigkeit selber hinschwinden könne. Wer sich nicht mehr zutraut, selber Liebe, wenn nicht erwerben, so doch verdienen zu können, der büsst auch das Vermögen ein, welches seine nächste und primitivste Realisationsstufe im Drang der Hingebung hat, büsst es ein, eben weil er wähnt, nichts zu besitzen, was er hingeben könne. (In solchem entsetzensreichen Seelenzustande befinden sich jene Naturen, welche, wie Nada — vergl. m. Beitr. z. Charakterol. II, 23 — in dem unersättlichen Durste nach Liebenkönnen hinschmachten.)

So stehen wir denn wieder vor jener Realdialektik, vermöge welcher die Liebe ebenso wenig blos und ausschliesslich Hingebung wie einseitige Aneignung ist, vielmehr eine Einheit dieser beiden, worin jener ganze Gegensatz, aber, wohlgemerkt! nicht zugleich auch dessen Träger verschwindet. Dies verkannt zu haben, erscheint inmitten ihrer mystischen Intuition bei der Frau v. Guyon als Ausfluss einer gewissen abstracten Consequenzenmacherei (wie wir solcher namentlich in ihren *Torrents* begegnen). Hier nämlich ist der unistischen Tendenz aller

Mystik Einhalt zu thun, da diese Alles in ein wechselseitiges Selbstverzehren zerfliessen und verschwimmen lässt — ein Vorwurf, von welchem selbst die Theologen Deutsch, Meister Eckhardt und Suso nicht auszunehmen sind.

Der gemeinsame Fehler besteht dabei wieder in einer Verwechselung der Function mit dem Functionirenden — hängt also im tiefsten Grunde gleichfalls mit jenem Thema zusammen, welches nun schon auf den verschiedensten Gebieten — ethisch, naturphilosophisch und metaphysisch-ontologisch — zu behandeln war: mit der Verflüchtigung des thätigen (materialen) Etwas in die rein formale Bethätigung selber. Weil ich das Seiende (die Essentia) nicht in eine Reihe blosser Akte mag zergehen lassen, deshalb protestire ich auch in dieser Vorhalle des ethischen Sanctuariums gegen den Versuch, aus der Compensation entgegengesetzter Thätigkeiten eine Vernichtung der Subjecte dieser Thätigkeiten machen zu wollen und so Alles in eine substanzlose Selbstbewegung zu verdampfen. Handelte es sich blos um Thätigkeiten, so wäre wirklich eine vollständige, in absolute Ruhe auslaufende Neutralisirung Beider durcheinander denkbar, wie sich polarische Elektricitäten gegenseitig binden, oder 80° Plus- und 80° Minus-Wärme im Nullpunkt sich das Gleichgewicht halten. Aber das würde ja eben jener blos conträre Gegensatz sein, welchem ich von Anfang an die Behauptung entgegengestellt habe, dass es sich um ein contradictorisches Widereinander handle, und zwar insofern und weil die sich bekämpfenden Opposita neben diesem ihrem Kampfe noch das Substrat anderer Functionen in sich schliessen vermöge ihrer, in jenen einseitigen Existenzformen sich nicht erschöpfenden Essenzen. *)

---

*) Mit verwandten, jedoch etwas anders gewandten Anschauungen assentirt dieser Auffassung Ballauff a. a. O., S. 113: die ethischen Gegenfactoren heben sich eben nicht rein auf wie negative Zahlen, sondern bleiben nebeneinander bestehen, und das in einer Richtung verletzte Recht trübt das in anderer Hinsicht gewahrte. Das rein conträre Verhältniss würde eine volle Compensation zulassen — beim contradictorischen muss ein nicht rein aufgehender Rest gesetzt werden. Zugleich aber verräth sich eine Unzulänglichkeit unserer ethischen Receptionsorgane wie abermals die Incongruenz zwischen abstract formulirter Norm und buntlebendig concreter Thatsache darin, dass wir dennoch diese ethischen Dinge bei jeder „Abwägung“ als rein quantitativ abschätzbare Grössen behandeln und behandeln müssen, und uns beim Gegeneinander-

Was aber in der ethischen Realität nach der seligen Ruhe ausgeglichener Conträr-Oppositionen trachtet, das sind nur die Thätigkeiten, und dass dies Trachten unerfüllbar, dies Verlangen unersättlich ist, darin sehe ich eben den Beweis dafür, wie die Subjecte der Thätigkeiten ihr Aus- und Nebeneinander nicht so völlig überwinden können, dass nicht beiderseits ein Rest bliebe, eben der Kern ihres unaufhebbaren essentialen Seins, mögen immerhin von den blos existentialen Bethätigungsformen noch so viele wirklich zu einer ruhegewährenden Neutralisation gelangen.

Wäre dem anders und wäre nicht das Verlangen nach Hingebung und Aneignung der Essentia selber ein unausfüllbares, so wäre ja auch jede Liebes**dauer** unmöglich, die nur erklärlich wird dadurch, dass echte Liebe jeden blossen Liebesact überlebt und in ungestillter Sehnsucht ihr Dasein fortsetzt, wogegen die falsche Scheinliebe im Einzelact erstirbt oder wenigstens danach in einen Zustand „indifferent" gewordener Apathie versinkt, bis etwa die gemeinorganischen Processe zu neuer polarischer Spannung das Material wieder herangeschafft. (So hellt sich selbst das mystische Geheimniss etwas auf, nach welchem „heilige", d. h. substantial-gegründete Liebe von der plinionischen *tristitia* des blossen *animal*, d. h. des ethisch indifferenten Wesens nichts weiss. Danach könnte man sogar die Ehen in zwei Hauptarten classificiren, — man möchte sie die metaphysischen und die physischen nennen.)

Wir kommen also immer wieder darauf zurück, dass das scheinbar Anti-Ethische, das Ingrediens der Selbstbehauptung als das aller ethischen Bethätigung erst ihre Subsistenz verleihende Urfundament, bei allen ethischen Oscillationen recht eigentlich den haltgebenden Schwerpunkt ausmachen muss.

---

halten des *Pro* und *Contra* doch immer nur wieder fragen, auf welcher Seite „mehr" für oder gegen spricht. Dass dabei die Gründe („Entscheidungsmomente") nicht blos gezählt, sondern gewogen werden sollen, damit kann man ihrem qualitativen Charakter auch noch nicht gerecht werden. Die ganze Metapherreihe, mit welcher wir diese ethischen Prüfungsvorgänge bezeichnen, weist auf ein berechnendes, nur mechanisch zerlegendes, nicht chemisch in Art-Elemente analysirendes Verfahren hin — es wird nur gefragt, ob das Eine oder Andere „**mehr** für sich habe", nicht **was** jedes Einzelne vermöge seiner individuell gearteten Dignität zu seinen Gunsten vorbringe. Und das Missliche ist, dass in den beiden Schalen der Wage zu oft ungleichartige, unter einander nicht unmittelbar, sondern nur auf dem Umwege conventionell feststehender Preisbezeichnungen, commensurable Werthe liegen, also die materialqualitativen Unterschiede der Motive nicht zu ihrem Rechte kommen.

Deshalb wird es denn auch überall, wo der eigene Werth im Verhältniss zum Werth des Geliebten als ein unendlich kleiner erscheint, kaum noch als ein Opfer empfunden, wenn die Gelegenheit sich bietet, mit der Hingabe des eigenen Daseins im Tode dem Geliebten einen, wenn auch vergleichungsweise noch so kleinen Dienst zu erweisen (man denke z. B. an den vielbesprochenen Tod der sich ebenso weit unter- wie den Gatten überschätzenden Charlotte Stieglitz.) Und daran haben wir ja unter Anderm auch das Wesen jedes Heldentodes, wo der Sterbensfreudige für eine grosse Werthsumme, wie Vaterland, Glaubensgenossenschaft, Menschheit sie umfassen, sein Leben hingibt — nur dass das *Dulce pro patria mori* nicht ausschliesst, dass es auch süss sein kann, sich für das Fortbestehen eines einzigen geliebten Wesens den Tod geben zu dürfen und zu können, wobei Einer des Sinnes inne werden mag, in welchem Montesquieu das Wort gesprochen haben kann: *Nous sacrifions notre être pour l'amour de notre être.* Insofern also ist Niemand ärmer, als wie der opferunfähige Selbstling. So sagt auch Angelus Silesius (Cherubin. Wandersmann V. 157):

Der Reiche ist wahrhaft arm.
Der Reiche, wenn er viel von seiner Armuth spricht,
So glaub' es ihm nur gern, er lügt wahrhaftig nicht!

Ins Allgemeine applicirt, sagt dies insgesammt aber nichts anderes, als dass Liebe und Werth ihr Maass einzig und allein im Leiden haben — so dass es sich schon dadurch rechtfertigt, wenn unsere Ethik an seinem Ort auch ihre eigensten Normen dem Leidensbestande und dessen Vertheilung entnehmen wird. Will ich wissen, wie viel mir eine Sache werth ist oder wie lieb ich eine Person habe (die Liebe zu etwas ist ja nur die subjective Seite, an dem, was objectiv messbar: Werth heisst), so muss ich untersuchen und prüfen, nöthigenfalls also (experimentirend) ausprobiren (nicht blos in trüglich abstracter Weise etwa „mich fragen"), ein wie grosses Leidensquantum ich bereit bin, um ihren Besitz auf mich zu nehmen. Um das, was ihm das Theuerste ist, ist Jeder bereit das (relativ) Schwerste zu erleiden. Wem also z. B. Leben das Zweithöchste ist, der kann nicht höher bezahlen als mit seinem Leben — wer aber weiss, dass der Tod mit nichten das grösste Leiden, wird um Höchstes noch höheren Einsatz wagen.

Andererseits jedoch wäre demnach auch eine Liebe (*caritas*), welche das eigene Individuum wirklich gleich nichts setzte, gar

kein Verdienst, könnte sogar leicht zu einem *crimen suae laesae majestatis* werden, indem sie sich dergestalt an der eigenen Hoheit versündigte, dass sie aus dem Tone der allein ihr selber entsprechenden Würde herabfiele, wie es einen Verrath des *amor* an die *caritas* gibt (z. B. bei Heirathen aus Mitleid), der das Gegenbild zur Reue der büssenden Magdalena liefert. Wer aber sein Selbst überhaupt noch nicht weggeworfen, weiss auch wie Würde zu wahren wider unwürdige Zumuthungen — und keineswegs etwa blos von einem laxitudinarischen Standpunkt aus zu dem gehört, was die allerbeste Befriedigung gewährt. Denn jene schlechthin selbstlose Liebe liesse gar keine reale Relation mehr bestehen zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, wo jenes buchstäblich — und nicht nach blos hyperbolischer Ausdrucksweise ganz in dieses aufginge. Allerdings träumt die Liebe in ihrem Verschmelzungsdrange mit mystischer Sehnsucht überall von Entwerdung (vergl. Tauler's Lied „Ich bin entworden"), und Rückert singt gradezu:

Mir ist, seit ich Dich habe, als müsst' ich sterben;
Was könnt' ich, das mich labe, noch sonst erwerben?
Mir ist, nun ich Dich habe, ich sei gestorben,
Mir ist zu stillem Grabe Dein Herz erworben.

Allein solche poetische Ueberschwänglichkeiten quillen ja doch zugleich aus einer Ahnung der metaphysischen Einsicht, dass der Wille eben deshalb unersättlich ist, weil seine Erfüllung nichts Anderes sein würde als seine Vernichtung in Selbstaufhebung.

Aus demselben Grunde erscheint uns die Grossmuth als ein blosses Afterbild der echten *caritas*, weil sie das Selbst des Empfangenden schädigt.

Darum heisst so manches Mitleid sogenannter Barmherzigkeit, die blos „abgibt", nicht halbirend theilt und sich ohne leiseste Regung wirklicher Warmherzigkeit vollzieht, mit Recht ein schnödes, während die edelgeborne Liebe Würde mit Weisheit zu vereinen weiss: jene im Maass, diese in der Form der beiderseits aufrecht zu erhaltenden Selbstbehauptung. Die ungeadelte *Caritas* nimmt gar so leicht etwas von Herablassung an, während jene freie Liebe erhabenen Charakters zuweilen stolz genug empfindet, um nur ein Minimum von Mitleid zu spüren und zu zeigen, indem sie die Schmerzen des Geliebten so gering achtet wie die eigenen, weil das eigentlich verknüpfende

Band aus Interessengemeinschaft höherer Art rein idealen Inhalts gewoben ist (deshalb muss in einer Ehe schon der ideale Flug erlahmt sein, sobald erst das blosse Mitleid zwischen den Gatten an waltende Stelle treten durfte). Das ist ja zugleich ein Grund mehr für das, was wir schon oben erkannten: alle Liebe ist um so intensiver, ja individueller, um so zärtlicher, auf je weniger sie gerichtet, um so reservirter, nämlich sich als des Andern Eigenthum um so ängstlicher heilig haltend, je inniger sie ist. Das gibt ja verständiger Selbstschonung ihre sittliche Weihe. Oder steht nicht solch ein Sichaufbehalten für höhere Pflichten ethisch unvergleichlich viel höher als die grausame Zärtlichkeit einer unvernünftigen Liebe voll zweckloser Selbstpreisgebung?

Die Kehrseite hierzu bildet ja das unverzeihlich Thörichte in aller sogenannten Affenliebe. Das Ansichhalten mit Liebeserweisungen ist ja eins der vornehmsten Gebote aller Erziehungskunst. Auch von der Liebe gilt ja: Hunger ist der beste Koch — und wenn auch der enge Zusammenhang, in welchem das Innesein der eigenen Bedürftigkeit zu den ethischen Fundamentalrelationen steht, den eigenen Betrachtungen eines späteren Kapitels vorbehalten bleiben soll, so gehört Einiges doch schon hierher. Zuerst sei hier nochmals jener schwächlich krankhaften Ueberspannung des Liebesprincips gedacht, welche wir bereits am Schluss unseres dritten Kapitels zu erwähnen hatten — wonach die vergeltende Gerechtigkeit abgelehnt wird, weil sie etwas in sich schliesse, was wie Schadenfreude, Genugthuung durch Leiden Anderer aussehe. Dem ist entgegenzuhalten: wenn wir in einer vorneweg leidensfreien Welt lebten, dann würde es freilich gewiss nicht die Liebe gewesen sein, welche zuerst Leid ins Paradies hineingetragen hätte. Aber solange noch auch vom Menschenwollen Leid ausgeht, ist auch dessen Negation gefordert, und diese wird niemals ganz ohne ein auf den Urheber zurückfallendes Unlustgefühl abgehen können, sollte diese auch nur im unwillkürlich beigebrachten Beschämungsgefühl bestehen, aus welchem derselbe innewerden muss, dass ihm für Hass mit Liebe gelohnt werde. Ja wol, die Liebe soll und will nur Gutes, nichts als Gutes, thun; aber eben darum ist das allemal eine verkehrte Liebe, welche Leid ersparen will auf Kosten des Verletzten, so dass der im unverminderten *statu laesionis* verbleibt. Dem ist vielmehr die Liebe selber es

schuldig, dass ihm sein gutes Recht werde: dem Verleumdeten sein guter Name, dem Beleidigten seine Ehre, zu deren Schädigung Keiner das Recht hat. Dem Verletzten allein steht es zu, auf solche Compensation zu verzichten, keinem Dritten in seinem Namen. Es gibt eben auch einen ungehässigen Hass in der gerechten Indignation des Gekränkten und im heiligen Zorne dessen, der, uninteressirt, für fremde Rechte und wider Andern angethane Unbill eifert, wie ein liebloses Lieben: Katzen-Ehen mögen es symbolisiren. Jedes nobler organisirte Gemüth bekennt sich offen zu einem *dégoût* angesichts der Zumuthung, welche es als eine zur Selbsterniedrigung empfindet, es solle sich practisch und handgreiflich befassen mit Wegräumung des sittlichen Schmutzes, den die Gemeinheit um sich her ansammelt — ein ausserethisches Widerstreben, welches dennoch in den Augen Derer, die von solcher Idiosynkrasie in der eigenen Natur nichts spüren, gern als ein Defect an der ethischen Substanz des Mitleids angesehen wird. Die Realdialektik aber reiht dies alles dem Kranze ein, welchen sie hier aus barocken Stachelrosen, wie sie wild wachsen im Garten der Gemüthsantinomien mit seinen vielen freischwebenden, ihre Nahrung aus Luftwurzeln ziehenden Dornblüten, zu winden hatte, weil doch auch sie eines sinnigen Selamlesers ernste Deutung herausfordern.

Wer Liebe nie entbehrt hat, weiss nicht, was sie werth ist — wer nicht irgend einmal sich verschmäht und zurückgesetzt gefühlt hat, konnte nicht wahrhaft liebebedürftig und damit erst intensiv liebefähig werden: der weiss nichts von den beseligenden Wonnen erworbener, eroberter, dem Andern abgerungener Liebe. Und noch mehr: wer sich noch nie gesehnt hat nach Geliebtwerden, gesehnt, eben weil es ihm versagt wurde oder versagt zu werden wenigstens schien: der weiss ja auch nicht, dass Andere sein Lieben schmerzlich vermissen mögen, und dass er ihnen damit einen hochgehaltenen Schatz entgegentragen könnte.

In manchem Herzen gedieh die Liebe erst, als sie sich, aus altem Erdreich herausgerissen, in neuem frisch bewurzeln konnte, wie man verpflanzten Blumen die üppigen Knollenfasern stutzt. Wenn sie von empfangenen Liebesbethätigungen übersättigt sind, thut dem verdorbenen Magen verhätschelter Lieblinge Erfrischung noth vom belebenden Luftzug kalten Hasses und kühler Gleichgültigkeit.

Im warmen Polster der Liebe ist manch ein härter organisirtes Herz schier erstickt, weil das Bett allzu weich war, und fing erst wieder zu athmen an, als die Schadenfreude ihre eisigen Tropfen ihm ins Angesicht spritzte. Wer, wie die armen verwöhnten Kinder des Reichthums, nie Uebung darin gewonnen, dass ein Wunsch ihm abgeschlagen werde, wer deshalb auch nie lernte, sich selber etwas abzuschlagen und im Wahn heranwuchs, die Welt gehöre ihm, wer demgemäss nie bedachte, wie er in blinder Selbstsucht fremdes Glück dem eigenen dienstbar machte, wer vor nichts zurückscheute, weil er sich gewöhnte, das Leben für ein Spiel zu nehmen und dessen Zweck in den Genuss zu setzen: der tändelt am Abgrund und macht am elendesten eben die, auf welche fiel, was er sein „Lieben" nennt. So Einer musste in der Rangliste des Lebens erst auf eine niedere Stufe degradirt werden, ehe er in der des Liebens auf eine höhere rücken konnte. Das gewahrt man an Solchen, welche ein schwerer Verlust betraf, der des Augenlichts oder von sonst etwas, dessen Entbehrung hülflos macht: die thauten auf aus starrer Verschlossenheit erst als sie innewurden, wie wohl es thut, nicht verlassen sein von treuer Liebeshut. Wer bis dahin unablässige Wohlthaten hingenommen hat als einen selbstverständlichen, unverweigerlichen Rechtszoll ohn' alle Erkenntlichkeit: der konnte Dankbarkeit in sich aufsprossen fühlen, seitdem er auf schmalere Liebesrationen gesetzt ward — in der Isolirung erwachte erst die Sehnsucht nach früher zurückgestossener Gemeinschaft, in der Einschränkung erst das Bewusstsein einst genossener Fülle — so, nicht durch Ueberschütten, sondern durch Entziehen (also durch den Schein des Nichtliebens — ein Boden der Methode, auf welchen wir ja auch die Koketterie ihre Künste bauen sahen —) lässt Gegenliebe sich zuweilen erzwingen.

9. Die realdialektisch-ethische Einheit von Selbstlosigkeit und Selbstbehauptung.

Von recht verschiedenen Seiten her haben neuerdings allgemein ethische*) wie rechtsphilosophische Betrachtungen zu

*) Unter solchen heben wir die Aufstellungen Emerich du Mont's in seinem Buche „Das Weib" hervor.

der Annahme geführt, das specifisch Moralische sei in der Wirksamkeit von Motiven der Selbstlosigkeit zu suchen — eine Auffassung, welcher schon im Bisherigen die Realdialektik wiederholt den Gedanken zur Ergänzung beigefügt hat, dass ohne das Gegengewicht eines gewissen Maasses von Selbstbehauptung keine wahrhaft ethische Actualisation zu Stande kommen könne. *) Mag die allgemeine Wachsthumsrichtung und die proportionale Ausgestaltung im Einzelnen bestimmt werden durch Zweck und Vernunft, die eigentliche treibende Kraft ist doch zu suchen in den zwischen Selbstsucht und Selbstverleugnung sich spaltenden Bestrebungen der Menschenbrust. Wo das Uebergewicht auf die Seite der Selbstsucht fällt, geschieht Unrecht, während die Liebe als Selbstverleugnung sich bethätigt, und in der Mitte zwischen Beiden hat das Recht seinen Bereich — nicht, wie Ihering meint, die neutrale Zwischenzone einer indifferenten Selbstlosigkeit, wo die Selbstsucht blos schweige. Diese gehört vielmehr bereits ganz der reinmoralischen Hälfte an — dagegen schliesst, wie derselbe Ihering uns so überzeugend dargethan hat, das praktische Rechtsbewusstsein allemal bereits einen „Kampf“ um die Selbstbehauptung in sich, wie er mit der Selbstlosigkeit als solcher unverträglich sein würde. Jedes Unrecht stellt sich hiermit schon als eine Verletzung des Moralgebots dar, aber keineswegs jede Lieblosigkeit auch schon als eine Rechtsverletzung.

Und grade bei den im Innerlichen vor sich gehenden sittlichen Dingen zeigt es sich, wie Selbstverachtung am allerwenigsten der Boden ist, welchem echt ethische Erträge entspriessen können, wie also das selbstbekehrende Moment selbstschätzender Selbstbehauptung für das sittliche Leben sogar noch vor der selbstverleugnenden Hingebung und selbstlosen Gliedstellung innerhalb eines angeblich organischen oder gar all-einen Ganzen eine logische Priorität in Anspruch nehmen darf.

Indem nun dieses Kapitel sich anschickt, die Ausführung

---

*) Wie sehr auch Goethe von diesem Gedanken durchdrungen gewesen, zeigen folgende Sätze aus „Ottilien's Tagebuch“: „Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?“ „Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.“

dieser Sätze zu liefern, bietet sich ihr zum Leitesatz die alte Mahnung dar:

Vergiss Dein Ich! Dein Selbst verliere nie,

und dieser war längst von ihr acceptirt, ehe sie in Carl Robert's „David und Bathseba" die Warnung gefunden:

Wohl denkst Du an Dich selber stets zuletzt,
Doch darum grad kannst Du Dich leicht verlieren.

Selbstverleugnung und Selbstbehauptung sind — einander fordernd — die Pole, zwischen denen die Achse geht, um welche das ethische Leben sich dreht — sittliche Achtung empfinden wir nur, wo auch Würde vorhanden ist.

Wie ein völlig schrankenloser Egoismus seine Denkbarkeit verliert (vergl. Beitr. z. Charakterologie I, 317 ff.), so muss auch eine schlechthin selbstlose Liebe ein wesenloser Begriff bleiben, weil absolute Hingebung ihr eigenes Subject zuvor müsste drangegeben haben — wie man juristischerseits deducirte, ein Selbstverkauf in die Sclaverei sei schon deshalb ein Ding der Unmöglichkeit, weil Keiner mehr vorhanden wäre, der den Kaufpreis in Empfang nehmen könnte, da ja der Eigenthümer seines Eigenthümers auch dessen ganzes Eigenthum mit zu eigen bekommen müsste.

Es muss eben ein Rest der Selbstbejahung auch für die Liebe bleiben: Verleugnung der eigenen Essentia höbe ja jeden Träger der Liebe mit auf.*) Den Egoismus mag man brechen, nicht den Willen selber; denn alsdann ist die Bedingung jedes Handelns, also auch die des sittlichen Verhaltens selber aufgehoben. Der Willenskern selber aber ist keineswegs negirt mit dem Verzicht auf eigenes Wohl. Denn längst kann Einer für sich selber resignirt und alles eigene Interesse aufgegeben haben, ohne deshalb aufzuhören, mit aller Gewalt zu empfinden, was jetzt Anderen Verletzendes widerfährt, etwa in Verleumdung, Rechtsversagung oder dergl.

*) Die Mystik zwar sagt: Jeder, der für seine Liebe wiedergeliebt sein will, verlässt damit den Boden der reinen, „uninteressirten" Liebe und tritt auf den des Egoismus — aber die Naivetät liefert den Commentar dazu, indem sie bekennt „danach kann man eigentlich gar nicht lieben" — denn sie fühlt sich *suo jure* ausser Stande, sich Liebefähigkeit anders vorzustellen als auf der Grundlage der Liebebedürftigkeit: wer gar nichts für sich begehrt, der hätte auch kein Verlangen nach der Liebe des Andern, so wenig im activen wie im passiven Sinne.

Insbesondere ist ja das Recht als solches ganz überwiegend auf der Seite der Selbstbejahung belegen, schon insofern, als die Askese in einem ihrer wesentlichen Bestandtheile grade im freiwilligen Unrecht-Leiden sich verwirklicht. Neben dem Gebot der Feindesliebe steht das vom darzureichenden Backen — würde mit Beiden Ernst gemacht, so würde alle staatliche Existenz nach Aussen wie nach Innen gradezu aufhören — hier ist ein Punkt, wo deshalb die Legislatur des Rechts gradezu in Widerspruch tritt zu solchen Extremen einer rechtverneinenden Ethik und deshalb auch der nüchterne Rationalismus stets zu allerlei Abschwächungen sich versucht gefühlt hat, *suo jure* soweit er vermeinte, Recht und Moral rein vernünftig deduciren zu können. Aber schon der Apostel Paulus wusste, dass es um alle Askese eine reine „Thorheit“ sei in den Augen der Kinder dieser Welt, und dass „es wolle geistlich gerichtet“ und begriffen sein, d. h. eben *πνευματικῶς*; im Gegensatz zum *ἄνθρωπος ψυχικός*, — und gegen dessen *lumen naturae* steht ja alles Realdialektische genau in demselben Widerspruch. Denn freilich ist es „logisch“ bemessen ein reiner Un- und Widersinn, den zu lieben, welchen man hasst, und nicht etwa zuvor aufzuhören ihn zu hassen, um ihn hernach lieben zu können — denn alsdann würde er damit ja auch aufgehört haben, im vollen Sinne unser Feind zu sein: Feind ist doch nicht blos der im objectiven Sinne mir feindselig Gesinnte — solange ich diese feindselige Gesinnung nicht erwidere, sehe ich ihn noch gar nicht als meinen Feind an (so wenig etwa wie den Stein, der mir zufällig das Auge ausgeschlagen) — so lange ist es also auch gar keine „Kunst“ ihn zu lieben. Feindesliebe kann es im vollen Sinne des Wortes erst da geben, wo mein Herz empfindet: ich habe — und zwar nicht blos rechtlich, sondern auch moralisch (ich kann ja eben. wie schon angedeutet, im Namen eines Andern hassen, dem Gewalt gethan ist) — die Erlaubniss zu hassen (schon deshalb. weil ich dem Wesen nach, d. h. nothwendig, hassen m u s s). so gut wie ich „ein Recht habe“, meinen Rock zu behalten, wenn mir Einer den Mantel genommen — und wenn ich dennoch dem Feinde „vergebe“, so verzichte ich damit so gut auf ein moralisch Statthaftes, wie auf ein volles Eigenthum, wenn ich meinen Mantel „weggebe“. Jedes Verzeihen ist so gut ein Verzichten, wie jedes Vergeben ein Weggeben. Ver-zeihen heisst ja nur aufhören zu zeihen, zu bezichtigen *i-gnoscere*, von

etwas nicht mehr Notiz nehmen, wie der Engländer bittet: *never mind!* dass ihn kein Vorwurf mehr trifft, — vergeben heisst: das Alte zurückgeben, den *status quo ante* wieder eintreten lassen, die Strafe und überhaupt jede Art von Vergeltung erlassen. Aber sofern auch innerlich keine Anklage mehr erhoben wird, geht die Verzeihung auf die Gesinnung, dass Einer keinen Groll mehr trage um das Erlittene — so bildet es den Uebergang zum Schwersten, dem Vergessen — denn erst, wer das Feindselige vergessen hat, sieht keinen Feind mehr vor sich und kann den lieben, welcher von dem Augenblick an aufhörte, Feind zu sein, wo man ihm dies Gefühl entgegentrug.

Jene abstracte Moral, welche mit dem Kopfe das Thun der Liebe errechnen möchte und deshalb meint, als ethische Grundforderung unbedingte Nachgiebigkeit verlangen zu müssen, hat ihr Correctiv zu suchen am Takte, als welcher nicht blos das Denken mit dem Strahl der Liebe erwärmt, sondern auch das Dunkel eines unbewusst zutastenden Liebens erhellt mit dem Licht des sicher leitenden Gedankens.

Die Billigkeit selber ist noch eifersüchtig auf ihre Rechte und will nicht in Zweifel bleiben darüber, ob, was sie thue, eine erzwingbare Pflicht oder eine freiwillig übernommene Mehrleistung sei; nicht als ob sie Dank begehrte, aber um ihre Würde zu behaupten, von welcher sie doch nur ein bestimmtes Quantum drangab, als sie in fremde Dienste trat. So weit seine Freiwilligkeit gewahrt bleibt, fügt Jeder, der nicht grade ein Querkopf ist, sich gern, sogar in Schweres und juristisch nicht Festgestelltes; aber nur die verächtliche Gutmüthigkeit, welche sich von der Billigkeit durch die Selbstlosigkeit der Schwäche unterscheidet, lässt sich zu unbegränztem Gehorsam degradiren:

Ingratis servire nefas est.

Dem Undankbaren dient kein rechter Mann

und

Unwürdiges erträgt kein Edler.

Jeder will in seinem Rechte wenigstens anerkannt sein — darauf beruht gelegentlich die Zauberkraft eines Indemnitätsgesuchs, welches im Rechtsgebiet dem entspricht, was auf dem Boden der Liebesrelation die Bitte um Verzeihung ist. Pflegen doch auch Revolutionen nicht aus Auflehnung gegen verletzte Gesetzesbuchstaben, sondern aus dem verletzten Volksgemüth zu

entstehen — das hält Goethe's Egmont den gefühl- d. h. nicht blos erbarmungs-, sondern auch verständnisslosen Maximen Alba's entgegen. Auch Freiheit und Gleichheit, nach denen in seinem Herzen jedes moralisch noch nicht depravirte Volk sich sehnt, sind als negative und nicht als positive Begriffe zu fassen: Freisein heisst da: nicht fremder Laune und Willkür unterstellt sein, und die Gleichheit besteht für diesen Instinkt darin, dass Keiner das Vorrecht hat, Andern Unrecht zu thun — und nicht etwa in dem Verlangen, dass Dummen und Klugen, Tüchtigen und Untüchtigen, Männern und Weibern, Mündigen und Kindern gleich grosse Wirkungssphären sollten eingeräumt werden. Das Geistige will eben geistig „gerichtet", d. h. beurtheilt und dirigirt sein, und das gilt auch für das Wohlgefallen, welches ein scheinbar rein intellectualer Austausch für Liebende mit sich bringt im gegenseitigen Sichverstehen. Auch da gibt es ein Verschmelzen und Sichineinanderhineinversetzen, ein Hinüber- und Herüberfliessen wahrer, mächtiger und lebenskräftiger, auch lebenweckender und lebenzeugender Geistesbeziehungen, nicht blos geistiger, d. h. an sich blos vorgestellter Verhältnisse — kurz einen wechselseitigen Partialaustausch essentialen Gehalts — bleibt doch, wie alles Fremde ein Unverstandenes, eigentlich auch nur alles Unverstandene ein völlig Fremdes und auch in diesem Sinne alle Sehnsucht ein Heimweh.

Nur die vom Takt ihr Maass entnehmende Weisheit lässt sich nicht festbannen an den Buchstaben des Gebots: „so reich, den andern Backen auch dar", sondern gründet ihre Auslegung auf das Vorbild dessen selber, der solche Lehre nicht blos gepredigt, sondern auch befolgt hat und doch dasteht in ungeschmälerter Würde, während bis zum Unwürdigen würdelos jene kleinen Seelen sich wegwerfen, denen es nichts kostet, das eigene Selbst abzuthun, und die sich dann einbilden, in solch blinder, unterscheidungsloser, aller „Discretion" baarer Nachäfferei den Himmel erschleichen zu können, blos dadurch, dass sie sich zwecklos erniedrigt zum Opfer fremder Laune, statt zu bedenken. dass wer so die fremde Bosheit zum Missbrauch einladet, mit eben dieser Provocation sich zum Mitschuldigen ihrer Thaten macht und die Verantwortlichkeit für ihre Früchte mitzutragen hat — also einen Theil der fremden Schuld auf sich nimmt, ohne sie dem Andern zu erleichtern. Derlei aber verdient eher

den Namen frevelhafter Vermessenheit als den stolzeren einer Uebung in der Uebung (Askese).

Um also den Fussangeln der ringsumher lauernden *deductiones ad absurdum* auszuweichen, müssen wir uns auf den schmalen Grenzrain allervorsichtigster Definirung zurückziehen: Dem Egoismus gilt das Ich mehr als das Nicht-Ich, und diese praktisch sich bethätigende Selbstüberschätzung wird zu seiner Schuld, indem er das *Suum cuique* verletzt — denn er nimmt mehr als ihm gehört und wird dies Plus schuldig.

Die Gerechtigkeit stellt Ich und Nicht-Ich gleich, ist also der Skalapunkt ethischer Indifferenz, der „Unschuld" als blosser *privatio*, ohne positiven Werth, also auch ohne das Plus irgend welchen Verdienstes.*) Die Liebe dagegen stellt das Nicht-Ich, den „Andern", (*alter*) höher als das Ich, gibt also vom Eigenen — *de suo* — ab, ist ein *opus supererogationis*, hat also Verdienst, weil sie mehr thut, als wie sie schuldig ist. Denn sie thut sich nicht genug, solange sie nicht mehr hinüber- (resp. zurück-) getragen hat, als wie sie selber für sich besitzt und behält (resp. von drüben empfangen hat). Kurz: wenn auch nicht überall praktisch (asketisch) selbst-„verneinend", so doch wahrhaft dialektisch selbst-„verleugnend" muss überall die wahre Liebe sich bethätigen.**)

Also damit, dass man dem allgekannten und in seiner Allmacht nicht leicht zu verkennenden Egoismus das blosse Gedankennichts seiner abstracten Abwesenheit: die blos *privative* gedachte und zu denkende Selbstlosigkeit entgegenstellt — ist *rein gar* nichts gethan. Wo sich die Realdialektik als Ineinander von Ja und Nein einführte, war es so simpel logisch und aller Concretheit baar denn doch nicht gemeint: ihr Ja ist eins

*) Aber schon als vergeltender eignet der blossen Gerechtigkeit ein Ueberschuss an Selbstsuchts-Elementen, sofern sie sich nicht begnügt mit der privativen Beseitigung der selbsterlittenen *laesio*, sondern darauf dringt, dass solche vom *laesus* auf den *laedens* zurückgewälzt werde.

**) Man wird deshalb auch nicht übersehen wollen, wie die reine „Selbstbehauptung", ohne jeden nachweisbaren Uebergriff in fremde Rechtssphären, in solche tragische Collisionen hineinstellen kann, wie sie grade Goethe gern in seinen — aber darum lyrisch gearteten — Dramen künstlerisch verkörpert hat. Das ist die Form, in welcher auch dem ebenso metaphysik- wie glaubenslosen Laien eine Ahnung davon aufgehen kann, was mit der Sünde des Geborenseins gemeint sei — und auf theoretischem Felde wird dadurch die Missdeutung verzeihlich, welche vermeint, die Vertretung des Individualitätsprincips ohne weiteres einer Apologie des Egoismus gleichsetzen zu dürfen.

von bestimmtem Inhalt und ihr Nein muss dies nicht minder sein, wenn anders sich ihr Grundgedanke als ein fruchtbarer erweisen soll: denn Keimkräfte können nicht in der hohlen Null einer blos urtheilenden oder wol gar nur geurtheilten Verneinung wohnen.

Mit andern Worten: mit dem blossen Gegensatze ist uns nicht geholfen: wir müssen ein reales Gegentheil haben, wenn wir behaupten wollen, im Besitze einer Realdialektik zu sein. Zur blossen Verneinung genügt das einfache Nichtvorhandensein, jene Grenze des Indifferenzpunktes zwischen den negativen Grössen: so genügt das gleiche Recht für Alle als Gegensatz zum Privilegium, aber das volle Gegentheil von dieser Bevorzugung Einzelner bildet erst die Zurücksetzung anderer Einzelner. Uns ist das Aequilibrum, um welches die Welteristenz oscillirt, etwas mehr als der gemeine Durchschnitt: das hochfahrende Wesen hat seinen Gegensatz schon am angemessenen, sein Gegentheil erst am demüthigen.

So genügt denn auch die blosse Abwesenheit der Selbstsucht nicht zur Constituirung eines ethischen Plus — denn in solchem rein privativen Zustande befindet sich auch jede Gleichgültigkeit: die Indolenz des Phlegma, wie der Indifferentismus der Herzlosigkeit. Wer zu träge ist, um seine Interessen wahrzunehmen, erscheint ebensogut als interesselos (*désintéressé*), wie einer, der seine eigenen Interessen fremden aufopfert — erst wer gradezu feindselig gegen sein eigenes Wohl handelt, steht auf dem realdialektischen Pol zum Egoisten. Ein sittliches Verdienst aber werden wir auch ihm erst dann beilegen, wenn er damit zugleich und zwar absichtlich das Wohl Anderer fördert — ohne dass wir damit dem Utilitarismus beizutreten gedenken — von solchem scheidet uns schon die pessimistische Grundauffassung, nach welcher für uns „Wohl fördern" nur eine positive Ausdrucksweise ist für das — denn *denominatio fit a potiori* — noch ungleich berechtigtere „Leiden mindern."*)

---

*) Wenn aber die sophistische Abstraction gern ohne weiteres Leidensminderung mit Glücksförderung identificiren möchte, so begegnet ihr seitens des ethischen Instinkts ein Correctiv in dessen Aussage: wer blos ein unmittelbares Leiden von sich abwenden will, wird allemal milder beurtheilt, als wer trachtet, sich einen positiven Vortheil zu verschaffen.

So hat schon Schopenhauer seinen Satz: ohne Interesse kein Wollen! nimmermehr gemeint, dass es nicht auch selbstlose Interessen sollte geben können — wo bliebe sonst z. B. die Schaffensfreudigkeit in der „interesselosen" Kunst, oder wo jener Drang nach Wahrheit, welcher auch da unbeirrt fortarbeitet, wo er niemals hoffen darf, für seinen eigenen Kopf zum Besitz einer abschliessenden Einsicht zu gelangen, sondern höchstens den Nach-ihm-kommenden ein paar Stufen der Gipfelhöhe zu weiter hinaufzuführen. So wenig ist der Willensinhalt etwas „rein individuell" Umschränktes, kann vielmehr weit über alle Individual-„Interessen" hinausgreifen, aber das doch wol nur vermöge des metaphysischen Charakters seines Wesens. Sich-interessiren für etwas oder Jemand heisst doch wahrlich nicht: ein selbstisches Interesse daran nehmen. Und wenn der Mensch in seinem „Vermögen" seine Individualwillenssphäre erweitert und deren Respectiren vom Andern als dessen „Pflicht" fordert und so in wechselseitiger „Pflege" ein Verhältniss reciproker (d. h. „zurücknehmender") „Implicationen" (nach Dahn's Etymologie von Pflege und Pflicht) sich herausbildet: so ist damit die gegenseitige „Verbindlichkeit" allerdings insoweit bereits mitgesetzt, als jedes Rütteln an dieser Kette in allen ihren Gliedern muss empfunden werden. Wer participiren will an den Interessen der Andern, muss, er mag wollen oder nicht, diese auch an den seinigen theilnehmen lassen, und die Einsicht *in diese* Nothwendigkeit projicirt sich nach Aussen in der Gestalt des Sollens, des negativen Verbots, wie der positiven *Leistung*: die volle Activität in der erweiterten Kraftsphäre hat ihr unmittelbares Correlat an der passiven Gebundenheit durch *eine* alle Einzelnen limitirende Statik der Kräfte — wo diese gestört wird, ist es die unbeschränkte *vis*, welche durchbricht und als solche eben „Gewalt" heisst.

Wie sehr es aber noththut, das vielgestaltige Wesen der Selbstlosigkeit an einem zuverlässigen ethischen Probierstein auf seinen Gehalt an gediegener sittlicher Dignität zu prüfen, mögen noch folgende Erwägungen zu bedenken geben.

Zunächst muss die Frage offen gehalten werden, ob das Moment der Selbstlosigkeit auch nur unter die integrirenden Bestandtheile einer Handlung von wahrhaft sittlichem Gehalte gehört — oder ob nicht vielmehr *in abstracto* und in reiner

Isolirung betrachtet, die Selbstlosigkeit als solche, für ein ethisches Adiaphoron zu erklären sei.

Sehen wir uns zunächst den Sufismus hierauf an! Von diesem bezeugt Sprenger („Ausland“ 1868, Nr. 52), wie sehr derselbe auf Selbstlosigkeit hinstrebt und wie nahe er damit dem Entwerdungsstreben der christlichen Mystiker verwandt sei: „Das Heil besteht in dem Heraustreten aus dem Selbst; denn das Selbst ist der dichteste Schleier zwischen Dir und Gott.“ Der Sufismus besteht in dem Verlassen Alles dessen, was dem Selbst wohlthut. „Wir sind nicht durch *quia* und *ergo* zu Sufis geworden, sondern durch Entsagung der Welt und durch Verlassen des Angewöhnten und Angenehmen.“

Dennoch fehlt es nicht an beachtenswerthen Stimmen. welche dem Sufismus — wie gleichfalls vielfach dem indischen Saniassithum — jede eigentliche Würde absprechen.*) Wo aber der unbefangene sittliche Instinkt sich mit keinerlei Respectsregung afficirt fühlt, da steht es auch um die innere sittliche Dignität mindestens zweifelhaft.

Während wir Handlungen aufopfernder Liebe mit warmer Bewunderung betrachten, stehen wir vor den Grossthaten zweckloser Askese mit einem kalten Erstaunen, wie etwa vor überraschenden Leistungen seltener Körperkraft oder Gewandtheit, den Kraftproben eines sogenannten Hercules oder den Bravourstücken eines Jongleurs oder Taschenspielers. So mag auch in Asien der gaffende Haufe vor dem Gebahren seines Derwisch, Fakirs oder Bikschus stehen — wenn er gewahrt, wie diese bei allem äusserlichen Apparat zur „Abtödtung ihres Fleisches“ doch irgendwie als in der Wolle gefärbte und mitleidlose Egoisten, nur in etwas anderer Erweisungsform, sich verrathen — in seiner sittlichen Beurtheilung vielleicht so zwiegespalten wie der derbe tiroler Bauer, wenn er einem persönlich von ihm verachteten „Hochwürden“ sein unverblümtes „Lump“ ins Angesicht schleudert und sich nur — nicht ohne einen bewussten Humor — salvirt durch den Zusatz „unbeschadet der Weihen“.

Was bei Asketen im Vergleich mit dem vermeintlichen

---

*) Dass derselbe mit einer gewissen Regelmässigkeit auch die „griechische Liebe“ zu seiner Voraussetzung haben soll, weist uns zurück in die tieferen Gründe, wo Amor und Caritas aus gleicher Wurzel entspriessen.

Hexenmeister den Eindruck noch verstärkt, ist das Scheinbar-Widernatürliche, welches jeder Umkehr des Gewöhnlichen beigegeben zu sein scheint, solange nicht auch dafür die Geltung eines Allgemeingesetzes aufgefunden ist, ein Dienst, welchen dann ja auch hierfür eben die Realdialektik leistet.

Wir sind so gewohnt, überall nur den Lebenswillen zu gewahren und den doch in jedem Individuum hinter ihm stehenden Willen zum Sterben darum zu übersehen, dass es uns als stärkste Zumuthung an das vermeintlich allein „natürliche" Gefühl frappirt, so oft wir letzteren auch einmal an sich heraustreten sehen.

Die Berufung auf Inspiration todverachtender Entschlüsse seitens eines All-Einen macht es um nichts erklärlicher, warum es dem Einen in jedem Augenblick so leicht wird, Werke der Selbstaufopferung zu vollbringen und der Andere es Zeitlebens nicht fertig bringt, sondern bis zum letzten Athemzuge in die Umstrickungen des Selbsterhaltungstriebes gebannt bleibt. Was man vor zehn Jahren von den Pariser Commune-Rebellen las, passte noch buchstäblich in diesem Sinne auf die hingerichteten russischen Nihilisten: sie hätten es als einfache Logik hingenommen, getödtet zu werden, als sie die Partie verloren, nachdem sie getödtet, um dieselbe zu gewinnen — dass sie deshalb „mit Gleichgültigkeit, mit Verachtung, ohne Hass, ohne Zorn, ohne Injurien gegen ihre Richter in den Tod gegangen seien". Wird aber solche Freudigkeit angesichts des nahen Existenz-Endes nur solchen Menschen möglich sein, welche lediglich ihr an sich unvergängliches W o l l e n conserviren wollen, und denen nichts liegt an der Fortdauer der individuellen Fortdauer grade ihrer intellectualen Thätigkeit und Fähigkeit, womit das *conscience does make cowards of us all* noch einen ganz eigenartigen Sinn und Beleg gewönne? Und umgekehrt: die Bd. I, S. 17 u. fg. geschilderte Zähigkeit des Willens zum Wissen, welche das Leben Keinem schwerer macht als Einem, der „sein letztes Wort noch nicht gesprochen" und dem doch „die ganze Seele an diesem Worte hängt", weil es ihm selber als ein Irrestituables erscheinen muss, — sie wird in Gelassenheit ihrem Widerstande gegen den Tod entsagen, wenn sie innewird, dass es mit der Zunahme der Erkenntniss doch schon zu Ende ist, weil das Gehirn seine Dienste versagt und vielleicht schon partiale Gedankenstarre eintritt, — wofern nur grade noch so viel Rest von Reflexions-

lust gelassen ist, als nöthig, solche Gicht des Geistes an sich selber wahrzunehmen.

Das ist's ja, was die superklugen Logiker der Willensbejahung zu dem, von ihrem Standpunkte betrachtet, ganz consequenten Satze gebracht hat: es müsse im Kopfe jedes αὐτόχειρ doch „irgendwie nicht ganz richtig sein". Und nennt nicht auch der schamlos sich seiner „Natürlichkeit" in jederlei Sinne berühmende Vulgus Jeden ungenirt einen Verrückten, der sein Leben oder auch nur sein persönliches Wohl, sein „Fortkommen" in der Welt einer „Idee" opfert. Und doch besagt auch hier „Idee" einen innersten Wollensinhalt. (Insofern liesse sich sogar das — grade in diesem realdialektischen Zusammenhange sich kaum abweislich aufdrängende — Paradoxon hinstellen: solche Schwärmer seien erst recht Egoisten, denn sie wollen die geheimste Substanz ihres innersten Wesens — das, was die Charakterologie ihr Pathos nennt — zu äusserer Verwirklichung bringen — nur dass dieser Inhalt sich von dem gemein-allgemeinen dadurch unterscheidet, sich nicht die Behaglichkeit des eigenen Einzel-Ichs zum einzigen Ziel zu setzen. Und hierher gehört es wol auch, dass Richard Lange nicht der einzige Schulmeister geblieben ist, der in seinem Pädagogenfanatismus sich zu der crassen Anschuldigung verstiegen hat, es sei ein Verrath der Selbstsucht an den Pflichten seines Amtes, wenn ein Lehrer sich zu Zwecken der Befriedigung seines Wissensdranges nebenher auch noch mit rein scientifischen Studien befasse.)

Nach Kremer „Ueber den Muhamedanismus" ist für den Sufismus der Pauperismus eine noch wesentlichere Vorbedingung als wie selbst religiöse Ueberspanntheit. Das würde denn freilich bis zur Trivialität platt in einen physiologischen Ursprungsherd zurückweisen. Und doch würde sich selbst solche Betrachtungsweise grade vom Standpunkt der Realdialektik wieder in eine metaphysische umsetzen, denn die Versagung der chemisch-organischen Ergänzungsweise für den Individualitätsbestand würde zu einer Selbstaffirmation des Versagens, indem sich der Wille das Gegentheil solcher Selbsterhaltung zum Inhalt seiner selbst machte, ohne dass damit im mindesten ein specifisch Ethisches erreicht wäre. Vielmehr würde präsumtiverweise die Mitleidsfähigkeit in gleicher Progression wie die übrigen natürlichen Gefühle hinschwinden und

damit Alles, was auf sittliche Bewunderung Anspruch machen könnte. Gewissermaassen hätte man darin nur die Consequenz dessen vor sich, was in niederem Grade jede Verdauungsstörung zeigt: normaler Stoffwechsel gilt als das eigentliche Kriterium der Gesundheit — der Seele wie des Leibes: sonst unerklärbare Gemüthsdepressionen, Hypochondrie wie Melancholie — und all' jene Symptome von Lebens- oder Gallenaffectionen sind ebenso viel Zeugnisse dafür, dass eine Umkehr der Lebensfunctionen sich — in der Sprache der Pathologen geredet — reflectirt als Umkehr des Lebenswillens.

Aber auch an der christlich tingirten Selbstlosigkeit, welcher es sonst doch eigen ist, sich nicht gänzlich von den Aufforderungen der Caritas zu emancipiren, steigert sich das Antinomische ihrer reinen Consequenz bis zum Absurden. So macht Phil. Roget in einer brieflich mir mitgetheilten *Pensée détachée* mich auf folgende Deduction aufmerksam: Es ist nicht genug zu sagen: Geben ist seliger denn nehmen — vielmehr müsste es heissen: denn jedes Nehmen oder Empfangen (*recevoir*). Aber wiederum, was besitzt man denn, was man nicht so oder so einmal empfangen hat? Und ist Einem damit nicht das Vergnügen zu geben verdorben, die Lust daran verleidet oder innerlich anbrüchig gemacht, die Seligkeit sittlich angekränkelt (*le plaisir corrompu*) für den, welcher weiss, dass das Annehmen etwas Bitteres hat? Wäre die Armuth nicht so qualvoll, so würde der Besitz viel weniger Anziehendes haben.

Im Extrem der Grossmuth spürt es schliesslich Jeder, wie diese mit einer gewissen Grausamkeit zusammenfällt. Denn wer nicht auch ihre Erweisungen als sein einfaches Recht hinnimmt oder in Stumpfsinn Alles über sich ergehen lässt, was ihm ohne oder vielmehr gegen sein Verdienst widerfährt, der hat keine Wehr gegen das tief Beschämende, innerlich Erniedrigende, was unzertrennlich davon ist, wenn man sich mit Grossmuth behandeln lässt.

Wenn es selbst vom altrömischen *miles gregarius* heisst, dass ihm das *onus beneficii* leicht unerträglich wurde, so erinnert das an den Satz meiner Charakterologie, dass Undankbarkeit ein Sklavenlaster sei. Dem Wohlthäter gegenüber fühlt man sich so lange in seinem Handeln nicht frei, als die Dankesschuld gegen ihn nicht getilgt ist. Da meint man Rücksichten nehmen zu müssen auf seine Wünsche — und so kann eine von Hause aus edel

geartete Dankbarkeit in ganz unmerklichen Uebergängen das Aussehen einer verächtlichen Bestechlichkeit annehmen. Darin haben wir auch das zartere Motiv dafür zu suchen, dass jede Hochherzigkeit echteren Gepräges sich gern der Möglichkeit jeder Dankesäusserung entzieht, nicht indem sie sich blos fernhält, sondern indem sie ihre Gaben völlig unerkannt und am liebsten so spendet, dass man deren Quelle nicht einmal ahnen kann — oder auch, indem sie ihnen die Gestalt einer einfachen Wiedervergeltung gibt, so dass sich der Empfangende in keiner Weise gedrückt fühlen kann. Man möchte es also wenigstens vermeiden, dass die Selbstlosigkeit sich nicht selbst aufhebe und so ihr etwaiges Verdienst in sich selbst sich verzehre.

Das hier Vorgetragene sind nicht etwa nachträglich ausgeheckte Klügeleien zum Zweck weiterer Bestätigung des realdialektischen Princips, vielmehr den ersten Keimansätzen seiner Entwickelung beizuzählen. Denn schon im Jahre 1857 habe ich bei der ersten kritischen Durchmusterung des Schopenhauerschen Hauptwerkes in andern Ausdrücken genau dieselben Schlussfolgerungen gezogen. Damals schrieb ich die Glosse: „Die Askese sucht — ob's ihr gelingt, bleibt dahingestellt — die Schmälerung des Ichs (— welche die Caritas beginnt, indem sie das Nicht-Ich um ebenso viel höher stellt als das Ich, wie der Egoismus dieses höher als jenes —) auf das Nichts der reinen Null zu reduciren. Das kann aber geschehen ohne ein positives Abgeben an Andere, ohne alle Liebeswerke durch blosse Enthaltsamkeit, Resignation, vielleicht gar aus dem Motiv eudämonistischer Rücksicht, dass Nichtsein glücklicher sei als Sein. Es ist also die Liebe ebensowenig die nothwendige Vorstufe zur Askese als wie umgekehrt die höchste Liebe nothwendig zur Askese führt.

Die Askese verzichtet nicht — wie ihrem Wesen nach die Liebe — nothwendig zu Gunsten Anderer auf die Sphäre des Ich — als eigentlicher Quietismus enthält sie sich sogar der Liebeswerke mit nicht minderer Consequenz wie der Egoismus. So angesehen erscheint die Verbindung zwischen Liebe und Askese fast als etwas rein Zufälliges, sofern Beide Selbstverneinung anzeigen, aber Liebe, indem sie fremde Bejahung implicirt, was die Askese als solche nicht thut, vielmehr auf ihrer Höhe Weltvernichtung anstrebt." Als absolute sexuale Abstinenz (wie namentlich Mainländer's Philosophie der Erlösung sie gepredigt)

will sich die Askese ja auch nicht zufriedengeben mit der Verneinung der eigenen individuellen Existenz, sondern richtet, ob auch unbewusst, ihr Absehen auf das Aufhören aller Existenz. Soweit dabei als Motiv der Gedanke mitwirkt, dass dies die einzig denkbare Radicalkur sei, mittels welcher sich auch allen Leiden ein Ende machen lasse, bleibt diese Form der Askese unleugbar auf dem eigensten Terrain echter Ethik stehen. Aber die Sehnsucht nach dem Untergang alles Seins kann auch in einem stark egoistisch gearteten Gemüth sich entwickeln — es können sich sogar Vorstellungen der Rache und Bosheit hineinmischen.

Deshalb folgen wir lieber ungleich tieferen Einblicken in das Willenswesen, wenn eine andere Art von Abstinenz sie uns eröffnet; jene sieghafte Ueberwindung eines mächtigen Amor durch Rücksichten der Pflichttreue gegen solche, denen man sich in Caritas verbunden weiss. Da rettet selbst in realdialektisch geschulten Gemüthern die edelste Selbstverleugnung nicht vor Selbstanklagen, weil eben das Verlangen selber nicht völlig ertödtet ist, und die Ungerechtigkeit gegen sich selber kann soweit gehen, dass es wie eine Sophisterei dünkt, wenn man ihr demonstrirt, wie doch das reinere Wollen in dem Widerstand gegen Allerschwerstes als das stärkere sich erweise, welches als blosse Intellectualfunction machtlos bleiben würde. Da wendet die treuherzige Naivetät — unter dem Eindruck des unmittelbaren Gefühlsreflexes — ein: „aber lieber möchte ich doch das Andere, also bin ich im Grunde doch dem Begehren erlegen" — eine Verwechselung, welche ja auf der Höhe gewisser philosophischer Standpunkte als Repristination Kantschen Dualismus zwischen „Vernunft" und „Sinnlichkeit" noch immer gelegentlich wieder auflebt — als ob nicht das vernünftige Wollen so gut Wollen bliebe wie das sinnliche — oder der Wille aufhörte, Wille zu sein, wenn er sich nicht blos von anschaulichen, sondern auch von abstracten Motiven leiten lässt — nebenbei ein neuer Beweis, wie schwer es bleibt, einer geläuterten Motivlehre Eingang zu verschaffen.

Andererseits nun aber dürfen wir eben so wenig unsere Augen verschliessen vor der Dialektik der Thatsache, dass keine Tugend, kein sittliches Verdienst, kein moralischer Vorzug denkbar ist ohne die Beimischung einer Portion Selbstlosigkeit. Grade in dem sich wechselseitigen Fordern (— der praktischen

Correlation —) zwischen diesen beiden contradictorisch sich verhaltenden Ingredienzien: Selbstlosigkeit und Selbstbehauptung erkennen wir ja den realdialektischen Grundcharakter alles wahrhaft Ethischen. Eine partielle Selbstverneinung muss allemal dabei sein, wo wir einer Handlungsweise ethischen Werth beilegen sollen — es erstreckt sich solch ein Gesetz bis in die Afterbilder des Sittlichen hinein, und wir werden den Carricaturen der Selbstlosigkeit schon nahe geführt, wo die innere Dignität dessen, wofür das Selbst dahingegeben wird, auch nur einem Zweifel ausgesetzt ist. Allein, mag es auch unser Lächeln erregen, oder unser verächtliches Mitleid, oder unsern Abscheu, je nachdem es eine Caprice, ein Wahn oder ein Fanatismus ist, was zur Selbstvergessenheit treibt (— etwa einen Geizhals, einen Alchymisten oder religiösen Zeloten —): der humoristische Charakter einer Thatsache ändert doch nichts an deren Thatsächlichkeit und das damit gestellte Problem ist damit nicht abgethan, dass man in höchst „vernünftiger" Überlegenheit solcher Abirrung von verständiger Lebenszwecksetzung das Prädicat „thöricht" beilegt.

Gewissermaassen scheint die Selbstlosigkeit in die Reihe der Auxiliartugenden einzutreten, sofern sie der selbständigen Geltung bei der ethischen Werthabschätzung entbehrt. Unter Umständen kann sie als secundärer Bestandtheil den Werth des Handelns erhöhen, wie Stahl höhere Geltung hat als weiches Eisen, welches nicht die chemische Verschmelzung mit gewissen Gasen durchgemacht hat oder welchem die Textur schädigenden Beimischungen nicht ausgetrieben sind.

Die Selbstlosigkeit gibt den Thaten erst etwas Heroisches — erst wer sich selbst vergisst, kann ein rechter Held sein, sei es in Ausübung directer Mitleidserweisungen (wie die barmherzige Schwester im Pestlazareth), sei es, sofern er das eigene Wohl nicht achtet, wo es Zwecke gilt, die ihm die höheren sind. Alle Märtyrer für Recht, Wahrheit, Ruhm und selbst für die gemeine Ehre (oder die ihres Geschlechts, wie Lukretia) sind ohne Mitwirkung von Selbstlosigkeit nicht denkbar, und dass diese letztere selbst den Förderungen durch Gewöhnen nicht unzugänglich ist, zeigen die Erfolge militärischer Drilldressur und Disciplin, so sehr deren Apparate auch auf eine indirecte Brechung des eigenen Willens eingestellt sind, wogegen es ja die einfache — realdialektisch gradezu selbstverständliche —

Reaction ist, dass Tausende lieber auf Einmal dem unterdrückten Selbst ein Ende machen als den Zwang zur Selbstverleugnung — eine echte *contradictio in adjecto*, weil doch ein moralischer Nimbus ohne Autonomie gar nicht bestehen kann, geschweige denn ohne Freiwilligkeit — die langen Jahre hindurch zu ertragen. Um soviel als der „Muth der Angst“ Antheil hat an der gewöhnlichen Soldatencourage, büsst diese allerdings an ihrem Tugendschein ein, wiewol andererseits dabei charakterologisch nicht gänzlich ausser Acht gelassen werden darf, wie doch selbst auch solches Hebelwerk noch irgendwie an andern Motivationsanlagen seine Stützpunkte finden muss, wenn es überhaupt sich wirksam erweisen soll — und in wie seltsamer Weise die angestrebte Wirksamkeit dabei von ihrem eigentlichen Ziele abgleitet, beweist ja eben das immer massenhafter anwachsende statistische Material, nach welchem grade die Casernen derjenigen Heere, welche sich auf jene Kunst am besten verstehen, auch das zahlreichste Contingent an Soldatenselbstmorden stellen.*)

Aber um so lehrreicher ist die Betrachtung des Muthes der Angst, weil sich darin deutlicher als irgendwo sonst zeigt, wie wenig die abstracte, wir können auch sagen: die gesinnungslose Selbstlosigkeit Anspruch hat auf die landläufige Appretiation,

---

*) Hier spielt sich denn auch das dem Muth der Angst entsprechende realdialektische Correlat der Feigheit der Entschlossenheit ab: Ein Soldat, der sich den Lauf seiner Flinte bereits an den Mund gesetzt hat, fährt zusammen, weil sich im Nebenzimmer eine Maus rührt und verfehlt so seine Absicht. um sie — nie wieder aufzunehmen. Ein Anderer wehrt sich bei gleicher Gelegenheit auf Leben und Tod um dasselbe Leben, welches er soeben noch um jeden Preis los sein wollte. Allerdings also wird die spontane Niederhaltung aufschnellender Reflexbewegungen den sichersten Maassstab für die Energie im Festhalten am Nichtwollen darbieten. Insofern muss man den Negern den Preis zuerkennen, welche nicht selten die freiwillige Athementhaltung als Mittel der Selbsttödtung anwenden sollen, obgleich das eine noch ungleich stärkere Gegenspannung erfordert als der freiwillige Hungertod. Je mehr Stationen die Strasse hat, auf welcher sich Einer vom Leben zum Tode befördern will, je länger sie noch die Möglichkeit des Rücktritts vom begonnenen Werke bietet, je intensiv schmerzhafter jeder nächste Schritt ausfällt und je mächtiger damit die Lockung wird, ein naheliegendes Mittel zur Rettung des hinschwindenden Lebens noch im letzten Augenblicke zu ergreifen: desto mehr erprobt sich unleugbar die Echtheit und Einheit im Uebergewicht des Nichtwollens.

welche ihr gewöhnlich nur deshalb zu Theil wird, weil Jedermann das anzustarren pflegt, was ihm nun grade persönlich nicht beschieden ist. So widerstreben die Grundsätze des Stoicismus und Cynismus allerdings dem „gemeinen“ Fühlen und Trachten, welches sich darin gefällt, den Gelüsten des vulgären Strebens schnurstracks nachzugehen, während Jene diejenigen Richtungen der allgemeinen und gemeinsamen Willenstendenz auf sich wirken lassen, welche „in der Regel“, d. h. bei der Mehrzahl, in der Latenz verharren. Bei Dem, welcher so viel praktische Vernunft besitzt, wie sie der Cyniker bethätigt, ist man nach der Mehrzahl der Beobachtungen zu der Präsumtion geneigt, er werde seinen intellectuellen Ueberschuss in den Dienst eines (idealen) Allgemeinzwecks stellen — schon deshalb, weil das Vermögen der Abstrahirung mit dem der Verallgemeinerung (Generalisirung) zusammenzufallen pflegt, und wer stoisch sich dem fern hält, was das Hauptinteresse des grossen Haufens ausmacht, erregt leicht die Vermuthung, dass sich sein innerstes Wollen nicht nur ab-, sondern diametral entgegenkehre alledem, was für die Domaine der Hedoniker*) gilt.

Nur weil dem grossen Haufen die Fähigkeit abgeht, seine Blicke auf Ziele zu richten, welche ausserhalb seiner selbst und seines engsten Kreises belegen sind, ist bei ihm des Verwunderns (— keineswegs immer eines lobenden, öfter sogar nur eines mäkelnden —) kein Ende, so oft er gewahrt, dass Einer „nach Gott und der Welt nicht viel fragt“, wo es gilt, der eigenen Ueberzeugung, d. h. den eigensten Antrieben seines tiefinnersten autonomischen Pathos zu folgen. Das ist aber nicht

*) Wenn aber der antike Stoicismus und Cynismus einen mehr schematischen Charakter haben, als die mittelalterliche, der Mystik mehr oder weniger nahe stehende Askese hat, so mag das allerdings im Zusammenhang stehen mit dem Zurücktreten der individuellen Subjectivität, welche die instinktiv-staatliche Gebundenheit des Alterthums nicht recht aufkommen liess. Erst das Christenthum entfesselte das Selbstsein des Einzelnen, und selbst wo das christliche Asketenthum auf mehr pantheistischer Grundlage sich aufbaute, unterschied es sich von dem indischen durch eine theosophische Specialität, welcher die „Vergottung“ nicht sowohl für einen Act individualität-vernichtender Resorbtion (Moksha) galt, als vielmehr für eine die Vielheit nicht „aufhebende“ Versöhnung einer Form der Vereinigung, welche die Selbständigkeit des Vereinten nicht schlechthin negirt, überhaupt gar nicht auf absolute „Einheit“ hinstrebt.

o viel „Selbstlosigkeit", als dazugehört, von den
chen Bedürfnissen und den sogenannten Annehm-
Lebens abstrahiren zu können, um sich dem
enen Genius zu widmen.
aber hat eine solche Selbstverleugnung gleichzeitig
inen selbstbejahenden Charakter; denn was sie ver-
usagen nur die sinnliche Seite des Selbst, um desto
dem — im obigen Sinne „idealen" — Inhalte
n zu können.
es überdies für Jeden, als dieses bestimmte Indi-
r eine wahre Befriedigung, eine echte Seligkeit
seinem innersten Wolledrang nachgehen zu können,
enommen gar nicht von einer Selbstverleugnung
wo Einer verschmäht, was für ihn nur untergeordneten
, und dafür diejenigen Ziele verfolgt, welche der
te Inhalt seines persönlichen Wesens ihm vorhält.
n der eifrige Avantageur sein Leben in der Schlacht
als Spieleinsatz betrachtet, mit dem er „im glücklichen
nen andern Gewinn zu erlangen strebt, so handelt er
dialektisch gespaltenem Doppelwollen, wie auch die,
Motive hingebenden Patriotismus oder conventioneller
hre dergestalt auf sich wirken lassen, dass sie das eigene
die „Schanze" (eigentlich *chance*) schlagen. Das Leben-
ller Solcher ist kein unbedingtes, sondern ein bedingtes
enwollen. Wäre der „Wille zum Leben" jener absolut
de, als welchen schon sein Entdecker ihn gern darstellte,
e jeder Todesmuth eine Realunmöglichkeit. Statt dessen
t in ihm die Realdialektik ein Realnothwendiges. Jeder
ben, aber er will *quodammodo* und *quatenus* zugleich eben-
r auch nicht leben. Und vollends seitdem der Menschheit
Begriff einer *vita vitalis* aufgegangen, trat die Furcht um
lebenswerthen Inhalt des Lebens in Concurrenz mit der
ht um das abstracte Leben als solches und wie weit sich
solches Aequilibrum der Motive erstrecken kann, sieht man
enen Jungfrauen des Alterthums, welche sich des Selbst-
ds enthielten, seitdem sie mit Ausstellung ihrer nackten
chname bedroht waren. Und als das römische Kriegsgesetz
Versuch des Selbstmords mit dem Tode bestrafte, vertraute
der Wirksamkeit derselben Motive, auf welche es auch den
auben an die unerschütterliche *virtus* seiner Soldaten baute.

Je unzweifelhafter aber irgendwo ins Nichtwollen noch ein Wollen hineinspielt, für desto beweisender hat realdialektisch eine Handlung zu gelten, und den einfachsten Maassstab hierfür gibt es, wenn Einer noch über den freiwilligen Tod hinaus in bestimmten Anordnungen oder mit unzweideutig kundgegebenen Absichten seinen Lebenswillen bethätigt, zumal also, wo das Sterben selber als blosses Mittel zur Erreichung jenseit desselben belegener Zwecke dienen soll, etwa solcher des Erwerbs oder der Rache. Bei mongolischen und malayischen Völkern besteht eine Stellvertretung in Uebernahme der Todesstrafe, wie anderwärts — mit nur gemindertem Risico — für die Militärdienstpflicht, und bei Negern ist es gar nichts Ungewöhnliches, dass sie sich aufhängen, blos um ihren Herrn durch den ihm so erwachsenden Verlust zu ärgern. Ja, vor einigen Jahren las man in den Zeitungen, ein Arbeitsmann habe sich im Garten seines Brotherrn aufgehängt, blos um Dem seinen Lieblingsplatz für immer zu verleiden.

Nun darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, wie nirgends leichter Selbsttäuschungen eine Macht gewinnen, als auf dem Gebiet des Doppelwollens, also in der specifischen Sphäre des Realdialektischen. Mancher meint zweierlei zu wollen und will im Grunde doch nur Eins — und manche pseudotragische Kämpfe werden ausgefochten im intellectualen Vorhof der Gesammtpersönlichkeit, wo lediglich Schwankungen vor sich gehen zwischen entschiedenem Nichtwollen und einem blos vermeintlichen Wollen oder umgekehrt. Hier, im Gehirn, treiben ja überhaupt die Wahnmotive ihr Spiel, welche im Afflux des Affects mit einer unechten Willenskraft ausgestattet werden. deren Vehemenz die Gegenstrebungen für den Augenblick über den Haufen rennt und so eine Bresche macht, ehe der eigentliche Kampf der im Gehirn sich aneinander messenden Abwägungs- und Compensationsmomente in correcter Weise ausgefochten. Die Fluten, welche dabei an den Willen heranströmen, haben ihren Quellpunkt gar nicht im eigenen Ich, sondern in äusseren Umständen, die sich zu jenen als etwas rein Zufälliges verhalten. Dann experimentiren von Aussen her an ihn herangetretene Impulse am Willen herum, unbestimmte Mächte, deren Wirkung keine direkte, sondern eine inflectirte oder reflectirte, jedenfalls entstellt oder verschoben ist und nicht im einfachen Einfallswinkel vor sich geht. Nur darf man hiernach nicht meinen,

Alles, was im Affect geschehe, sei stets im Grunde ein Nicht-Gewolltes. Grade im Übrigen unwahre Naturen sind ja oft einzig und allein im Affect ganz aufrichtig und wirkliche Thäter ihrer Thaten; oder der Affect dient blos zur Verstärkung des Nachdrucks bei der Ausführung dessen, was ohnehin schon gewollt und beschlossene Sache war, indem der Wille am Affect nicht einen Gegner, sondern einen Verbündeten fand.

Ob nicht aber doch auch, wo es sich um Acte scheinbar blosser Selbstbejahung handelt, wirklich zugleich ein Theil des eigensten Wollens daran gegeben wird, dafür gibt es den unmittelbaren Maassstab, ob und wie weit Einer spürt, dass er sich anderweitige Entbehrungen auferlegt, wo er dem höheren Rufe Gehorsam leistet. Wer um seine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren, auf Amt und Würde verzichtet, mag sehr wenig Anspruch auf ethische Bewunderung haben — aber wer auch das „tägliche Brot" darum aufgibt, d. h. die Befriedigung der unabweislichsten Bedürfnisse, der bringt *eo ipso* auf der einen Seite ein Opfer, wo er auf der andern sich, d. h. der prävalirenden Richtung seines Selbst Genüge schafft, und dem lässt sich somit eine partielle Selbstlosigkeit nicht absprechen.

Der kleinsten — wo sie den Namen verdient, als solche allemal auch — freiwilligen Entsagung kommt das Prädicat partieller Selbstlosigkeit zu und schliesslich entzieht sich Keiner, der auch nur klüglich handeln will, den Nöthigungen, irgendwie zu entsagen, sei es auch nur für einen Moment. Soviel Besonnenheit beobachten wir ja sogar an den Thieren des Waldes (oder von der von der Speise, welche nach Berührung durch Menschenhand riecht, sich abkehrenden Ratte), in welchen sich also auch schon die realdialektische Natur des allgemeinen Willens versichtbart.

Wer in redlichem Erwerb seinen und der Seinigen Unterhalt sucht, kommt so leicht ohne einen gewissen Grad von Selbstlosigkeit (Entsagung) nicht durch: so manch verschwiegener Versuchung muss er widerstehen, auf so manches Vergnügen verzichten, wenn er nicht mit seinem Gewissen, d. h. mit der Kehrseite zum egoistischen Wollen in Conflict kommen will. Vollends aber angesichts des täglich wachsenden Umfangs der Ansprüche an das Leben — eine Macht, die zu objectiv ist, als dass sich irgend Jemand ihren Wirkungen gänzlich entziehen könnte — muss sich bereits Jedermann als halben und obendrein

zugleich als nur halb freiwilligen Asketen fühlen, und je tiefer die Restrictionen der Ordnung einschneiden müssen in das geschärfte Bedürfniss innerer und äusserer Freiheit, desto empfindlicher muss sich auch der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit machen.

Dagegen braucht der rücksichtslose Speculant noch gar kein Gauner, d. h. Verletzer der Rechtsordnung zu sein, um Schritt vor Schritt die Forderungen des Mitleids zu verletzen. Er kümmert sich einfach nicht darum, wie viel Thränen sich an seinen Gewinn heften, er lässt sich genug sein an seinem sinaitisch-legalen Bewusstsein, der Justiz keinen Anlass zum Einschreiten zu geben. Was er daneben etwa an Selbstlosigkeit übt — in vorsichtiger Reserve oder kluger Berechnung der zur Wahrung seines Credits erforderlichen Bedingungen — das steht bei ihm Alles im unmittelbaren Dienst der Selbstsucht. Ein Egoismus, welcher gar keiner Selbstlosigkeit fähig wäre, würde der allerungefährlichste sein; denn er würde nichts wagen, nicht das Geringste riskiren. Das schlechthin Verächtlichste ist ja doch jene feige Tücke, welche nie etwas vom Eigenen aufs Spiel setzt und in der Wahl ihrer Mittel so kleinliche Angst verräth, wie engherzige Kurzsichtigkeit bei Setzung ihrer Zwecke. —

Einstweilen mag noch gänzlich davon abgesehen werden, dass, wie in der das eigene Selbst preisgebenden Rache, sogar auch die Bosheit selber selbstlos handeln kann. Im Kleinen tritt die Vereinbarkeit von Mitleidlosigkeit und einer gewissen Selbstlosigkeit zu Tage, wo Einer die nächsten „Pflichten“ gegen Weib und Kind vernachlässigt, um ungestört persönlichen Liebhabereien nachzuhängen, wissenschaftlichen Capricen oder einem blossen Phantom nachzujagen, wie es vor mehreren Jahren in einer Erzählung der „Fliegenden Blätter“ geschildert war, welche zugleich die beredteste Ausmalung des „Wahns“ enthielt, die mir bisher irgendwo vorgekommen. Daraus ergab sich, wie nichts zugleich selbstloser und selbstsüchtiger machen kann als wie solch ein Wahn — und handelte es sich dort nur um das alchymistische Problem des Steins der Weisen, so bedarf es doch nur geringer Umwandlung, um auf religiöse Einbildungen und Schwärmereien mancherlei Art das *mutato nomine de te fabula narrat* zur Anwendung zu bringen.

Angesichts all solcher Thatsachen verhehlen wir uns die Schwierigkeiten durchaus nicht, welche es mit sich bringt, den

ethischen Grundgedanken der Realdialektik von der mit der absoluten Unaufhebbarkeit der einmal vorhandenen Willenspotenzen gesetzten Annahme statischer Constanz im contradictorischen Weltbestande festhalten und im Detail durchführen zu wollen. Trägt jeder Individualwille die Kehrseite des Nichtwollens (ob auch noch so „latent") an sich, so lässt sich vermuthen, dass diese am ehesten da für sich heraustreten werde, wo das metendynamisch occupirte Material (— meistens wol auf dem Wege hereditärer Cumulation —) sich in einer Weise organisirt habe, dass die darin verkörperte Individualessentia sich völlig andere Organisationsbedingungen aufsuchen müsse, um überhaupt noch eine Existenz fortführen zu können — wie ja auch der gewöhnliche Selbstmörder dann „seine Bude zumacht", wenn er sich die Existenzbedingungen (gleichviel wie diese individuell bestimmt sein mögen und ob sie materieller oder ideeller Art sind) entzogen sieht. Worin dann aber das Selbstlose, die Selbstüberwindung liegt, hängt ja doch wesentlich von der Beschaffenheit des ursprünglichen Wollens ab, in welchem ebensogut die negative als die positive Richtung prävaliren kann. Eine Guyon — und wer weiss, wie viele Ehefrauen mit ihr? — empfand es entschieden als einen Akt der Askese, so oft sie ihrem Gatten zu Willen war, und es kann sehr wohl mehr als eine Legende sein, dass es eine Heilige gegeben, welche ihr Opfer des eigenen Selbst darein gesetzt, zur Prostituirten zu werden.

Wer gewissen Nervenzuständen unterliegend, momentan an sich die nämliche Umkehr des Willens erfährt, zeugt damit für dieselbe Selbstentzweiung seines Wesenskernes; denn jede Krankheitsmöglichkeit ist überhaupt nur auf realdialektischer Grundlage erklärlich, und wenn die Volksvorstellung gern dem Gedanken nachgeht, dass man aus schweren Körperkrankheiten nicht erstehe, ohne gleichzeitig in seinem moralischen Wesen eine tiefgreifende Krisis durchzumachen: so besagt das abermals nichts anderes, als dass die entscheidenden Vorgänge nicht etwa im somatisch Äusserlichen, sondern vielmehr im tiefinnerlich metaphysischen Kern verlaufen müssen. Wen eine Krankheit „sanft und zahm macht", erlebt in sich keine anderartige Umwandlung, als wer infolge nervöser Reizungen Schroffheiten und Härten, heftiges und rücksichtsloses Wesen herauskehrt, wie man es sonst an ihm nicht gekannt hat. Und selbst die Volksregel: wer plötzlich etwas thut, was seiner bisher gezeigten Natur zu-

widerläuft, muss bald sterben — gewinnt dann den metaphysischen Sinn, es kündige sich in solcher Inversion bereits die Verwirklichung der Kehrseite des Willens an, als deren Vollendung sich in den Augen des Realdialektikers der Tod darstellt.

Gar manche Instanzen erheben sich allerdings gegen den Glauben, dass das Quantum lebendiger Kräfte auch im ethischen Verstande durch alle Weltperioden hindurch das gleiche bleibe. So manche Wahrnehmung scheint dagegen zu sprechen, dass das Mitleid — oder wie die Rationalisten der moralischen Rechenkunst lieber sagen: das Bewusstsein der Solidarität nicht in der Abnahme begriffen sei. Wie viel ist nicht von dem heutzutage in gewissen (besonders ausserchristlichen) Kreisen so ostensibel sich geberdenden Philanthropismus in Abzug zu bringen und andern Factoren in Rechnung zu stellen. Aber noch misslicher nimmt das Ansinnen sich aus, auch an eine unverminderte Grösse „lebendiger“ Selbstlosigkeit glauben zu sollen! Denn soweit die Blicke reichen, scheint das Gegentheil vorzuliegen. Geht doch die Schamlosigkeit schon so weit, dass jede Prädisposition zu irgend welchem Märtyrerthum bereits als eine Störung des innern Gleichgewichts, mithin als ein nicht „gesunder“ Zustand, mehr verhöhnt als verehrt wird.*) Allein die Vorsicht gebietet, wenigstens die Möglichkeit offen zu lassen, dass sich in unserer Zeit die Selbstlosigkeit — als das charakterische Princip der Willensverneinung — nur in andere Formen kleide als wie ehedem.

Als Realdialektiker brauchen wir hierfür ja selbst einer paradoxen Fassung nicht allzu ängstlich aus dem Wege zu gehen — vielleicht hat die Selbstlosigkeit heutzutage ein mehr egoistisches Aussehen angenommen — und vielleicht gehört es zu den entropischen Erscheinungen des Weltgangs, dass phänomenaliter auch hier eine immer mehr applanirende Ausgleichung im Werke ist: die beiden Seiten des Wollens fallen nicht mehr mit so viel Schein des Dualismus auseinander wie früher: Verneinung und Bejahung gehen mehr in Eins zusammen und halfen so denkbarer Weise auch eher der realdialektischen Einsicht zur

*) So durfte ein so weit verbreitetes „Organ der öffentlichen Meinung“ wie das „Berliner Tageblatt“ es wagen, am 1. December 1878 aus der Feder H. Maron's eine Besprechung des Lebensbildes Robert Blum's zu bringen, worin man sich nicht gescheut hatte, dafür gradezu den [illegible]ck „ethische Verkrüppelung“ anzuwenden.

Reife zu kommen, seitdem der Einzelne deutlicher weiss, dass er zugleich für sich und sein Wohl sorgt, wenn er hier und da ein wenig Selbstverleugnung, ein kleines Opfer, auf sich nimmt. Was Thucydides den Perikles sagen lässt in der berühmtesten Stelle der Leichenrede ist heute Gemeingut selbst des Privatgefühls geworden: der Kluge holt sich indirect aus der Bethätigung seines „Gemeinsinns" seinen Einsatz so oder so wieder für voll heraus: sind die Zünfte verschwunden, so haben wir dafür Actiengesellschaften, und Jeder, der ein Risico auf seine Schultern nimmt, bei welchem der Ausfall ebenso gut dem Andern als ihm selber zu gute kommen kann, handelt aus einer solchen realdialektischen Doppelheit des Willens heraus, soweit wenigstens, als wir ihn hinterdrein auch seine Verluste mit Anstand und Würde tragen sehen, was wir von einem Geschäftsmanne als solchem allemal in ganz anderem Maasse verlangen, als etwa von Leuten, die irgendwie unfreiwillig in die Wechselfälle des merkantilen Auf und Ab complicirt werden und ihre Rate an Selbstlosigkeit in anderer Weise zu entrichten haben.*)

Ist dem so und durchzieht in gewissem Sinne ein asketischer Faden alle menschlichen Handlungen, so haben wir nur eine andere Vertheilung, keine quantitative Veränderung der vorhandenen ethischen Kräfte anzunehmen.

Die Lust an den Gefahren des Seelebens hat ja in unsern Tagen so wenig abgenommen wie der Zudrang zum Berufssoldatenstande, und Beides ist ohne eine Art von Selbstlosigkeit gar nicht denkbar, so wenig wie der Eisenbahndienst und zahlreiche industrielle Beschäftigungsweisen, die trotz der damit verbundenen Gefährdung des Einzelwohls willig übernommen werden, nur dass auch hier überall jede Spur romantischen Duftes abgestreift ist. Die „barmherzige Schwester" von heute entspricht in ihrer strammen Schulung allerdings oft sehr wenig dem Bilde, welches sich die Phantasie von der verkörperten Caritas zu entwerfen liebt — aber echte Selbstlosigkeit können wir ihr doch nicht abstreiten, mag auch die von klarer Ver-

*) In völliger Uebereinstimmung hiermit äussert sich R. v. Jhering in seinem „Der Zweck im Recht". Der setzt insbesondere auch das eigentlich Gaunerhafte am Gründerthum darein, dass dabei das Risico nicht *pro rata* getragen werden soll, sondern nur vom Gewinn ein Löwenantheil dem Unternehmer gesichert wird.

ständigkeit geleitete Hand manchmal fester und derber zugreifen, als uns mit echter Barmherzigkeit, die uns von Weichherzigkeit unzertrennlich dünkt, vereinbar scheinen möchte; es wird dabei eben oft nöthig sein, ein Quantum Resolutheit anzuwenden, wie es zarterer Rücksichtnahme nicht allemal bequem scheinen mag — man muss es verstehen, alles für die Rettungszwecke in Bewegung zu setzen, wobei an sich wohl berechtigte Liebhabereien nicht immer werden geschont werden können. Sentimentalität ist ja das Unmodernste was es gibt, und selbst der Pessimismus hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als jede Gemeinschaft mit dieser seiner Pseudomorphose zu perhorresciren.

So wird es denn wol auch um das asketische Ingredienz des modernen Lebens nicht anders bestellt sein; das alte härene Gewand ist abgelegt, vielleicht auch abgethan, aber die Sache ist geblieben: statt der geistlichen ist eine weltliche Uniform angezogen, bunter und kleidsamer als jene, aber darum doch — nach Maassgabe der veränderten Verhältnisse — nicht weniger angemessen: der Kittel des freiwilligen Feuerwehrmannes von heute ist nicht minder respectabel als einst die Franziskanerkutte, vorausgesetzt, dass Beide innerhalb des erwählten Kreises ihre Pflicht thun. Und wenn man sich fragt, wie es inmitten all der Zersetzung durch historische und andere Kritik möglich war, dass das Papstthum noch so ausdauernde Kämpen fand, so wird man doch vielleicht antworten müssen: es war der von der Kirche aufgespeicherte und klüglich verwerthete Vorrath an asketischem Kapital, was ihr auch in nüchternen Herzen den Respect conservirt hatte. Die Sympathie zwischen der *ecclesia militans* und den Rittern des Schlachtfeldes ist doch nicht von ungefähr: Beide durchwaltet ein Geist mehr oder weniger direct asketischer Selbstlosigkeit.

Das Ergebniss dieses Kapitels lässt sich dahin résumiren: es mag immerhin dem ethischen Instinct ein gewisser Calcul unbewusst zu Grunde liegen, nach welchem es, wie der Solidarismus betont, Jedem selber, wenn auch auf noch so weiten Umwegen, wieder zu gute kommt, an seinem Theile dazu mitgewirkt zu haben, dass antiegoistische Motive in grösserem Umfange zu Geltung und Bethätigung gelangen: das braucht uns so wenig den Glauben an ein ethisches Grundprincip wie den Respect vor dessen absoluter Dignität zu schmälern. Mit Hülfe solcher Überwindung jeder engherzigen Abstraction von blo-

formalistisch anti-eudämonistischem Charakter gewannen wir zugleich die Grundlage für eine viel mehr der Buntheit des wirklichen Lebens an Mannigfaltigkeit gleichkommende Casuistik; wir können aufhören, schroff und starr zu sein, ohne lax zu werden — wir können uns in elastischer Conformität der reich sich individualisirenden „Gliederung“ realer Verhältnisse anschmiegen, ohne in ein verächtliches, die unveräusserliche Würde des Ethischen prostituirendes Accomodationssystem zu verfallen. So darf die Realdialektik es wagen, mit Vorliebe in solche Probleme sich zu vertiefen, an deren Räthseln die Oberflächlichkeit gewöhnlicher Moralisten nichts gewahrt als bedenkliche Klippen, während wir uns den strudelnden Strömen anvertrauen dürfen, welche neben jenen Riffen auf den alleruntersten Grund uns hinabführen. Wer festgewurzelt steht in dem Boden der realdialektischen Einheit, hat nicht zu befürchten, er werde seinen Halt verlieren, wenn er den Wegen jener skeptischen Forschungsweise nachgeht, deren Verdienst im Aufwühlen und Aufjagen der eigentlichen „Fragen“ besteht, oder sich in die Schule der scheinbar antiethischen Kriticisten begibt, in deren Schachten er beim Grabschaufeln manch hartes Nüsslein schon wird „aufgeworfen“ finden, für das ihm eine pränumerirende Dankversicherung nur wohl anstehen kann. Und andererseits braucht man kein Realdialektiker zu sein, um mit Joh. Gottschick (im Torgauer Gymnasialprogramm vom J. 1878) auszusprechen, dass Achtung vor dem Gesetze grad ebenso Selbstachtung voraussetzt, wie der zugleich demüthigende und erhebende Eindruck des ästhetisch Erhabenen das Gefühl von der die sinnliche Bedrohung überragenden und überdauernden Grösse des Werths und der Kraft des eigenen Selbst, und Kant selber hat es gewusst (ebenda S. 17 Anm.), dass der Wille des Menschen immer mit einer Abhängigkeit seiner Zufriedenheit von der Existenz seines Gegensatzes behaftet ist — zugleich das Princip des nicht quietistischen Pessimismus: wir können eben nicht aufhören nach dem Guten zu trachten, trotz der Gewissheit, es werde sich kaum einmal hie und da sporadisch eine Möglichkeit bieten, damit Erfolg zu haben. Endlich aber liegt, wie längst erkannt ist, die letzte Consequenz der Entsagung darin, sich selber zu entsagen und so zu ihrem Gegentheil zurückzukehren.

10. Die realdialektische Natur des Ideals und des Sollens.

Aus dem Munde der einfachsten Naivetät kann man das Raisonnement vernehmen: wäre das Ideal verwirklichungsfähig, so hörte es ja auf Ideal zu sein, und dem accompagnirt der Philosoph des Unbewussten mit der Centraldeduction seines Dualismus: am Idealen ist das Wesentliche seines Begriffs, das Nicht-Reale zu sein.

Mehr als einmal aber begegneten wir auch bereits unsererseits der Wahrnehmung, dass der Wille sein Ideal an dem zu haben pflegt, was seiner Willensnatur direct zuwiderläuft, also z. B. die Verwirklichung eines Sehnens nach Bedürfnisslosigkeit, d. h. danach, nicht mehr bedürftig zu sein, was gleichbedeutend ist mit dem Verlangen, nicht mehr Wille zu sein. Die *θεοὶ ῥεῖα ζώοντες* Homer's und Schopenhauer's willensfreier Intellect des reinen Subjects in seiner ungetrübten Seligkeit ruhigen Schauens wurzeln in diesem gleichen „Realwiderspruch", was in unserm besonderen Falle zugleich soviel besagt, wie „Widerspruch gegen die Realität". Denn was das Ideal anstrebt, ist wesentlich das metaphysisch Unmögliche, das specifisch Wunderbare:

> Nur ein Wunder kann Dich tragen
> In das schöne Wunderland.

Unter den Farbetöpfen für die Ausmalung des Paradieses oder des Himmels muss allemal der erste Pinselvoll die in sich widersinnige Forderung hergeben, dass alldort alle Wünsche — *scil.* als erfüllte — schweigen sollen, und die damit unentrinnbar gesetzte Langeweile hat von jeher der Frivolität reichlichen Stoff zu Spöttereien geliefert.

Aber wir brauchen den Boden irdischer Wirklichkeit durchaus nicht zu verlassen, um inne zu werden, wie selbst das so concret bestimmte Streben nach Minderung des factisch vorliegenden Leidensquantums in seiner Bethätigung auf das Gegentheil seiner selbst hinauslaufen könne. Dass wir tausendmal den uns Theuersten ebenda nur zwiefach wehthun müssen, wo wir ihnen Schmerzen abzunehmen oder zu ersparen gedachten: das hat schon alte Weisheit auf „die menschliche Schwäche" zurückführen zu sollen gemeint. Aber schon die blos psychologische

Analyse genügt, um auf die Spuren hinzuleiten, wo auch dies vermeintlich blos primitive Unvermögen (der Ungeschicklichkeit oder Unbeholfenheit) sich als eine Manifestation contradictorischen Doppelwollens ausweist.

Das Absolute ist seinem Begriffe nach das Bedürfnisslose, denn sonst könnte es nicht das Beziehungslose sein. Bedürfnisse kennt nur der Einzelne, sofern er sich angewiesen findet auf Hülfe von Aussen seitens der Andern. Die Leidensseite des Daseins ist somit das Quellgebiet aller ethischen Relationen, und nur das leidende Individuum ist das Object aller wahrhaft ethischen Tendenzen.*) Das ist der Grundgedanke, welchen wir von Schopenhauer herübernehmen, ohne die unistische Auspolsterung desselben als ein Ruhekissen uns anzueignen, von welchem aus man anderweitiger metaphysischer Fundamentirung des ethischen Princips sich überhoben halten möchte. Aber eben deshalb betonen wir auch grade im Interesse der Ethik mit allem Nachdruck die Realität des Leidens — denn ein rein doketistisches Leiden — und zu solchem degradirt der consequente Unismus die ganze Fülle der Individualschmerzen — wäre nicht werth, ein Wort darüber zu verlieren.

Dem Begriff der Bedürftigkeit lässt sich auch die sonst schwer unterzubringende Wahrheitspflicht subsumiren, denn die Wahrheit ist recht eigentlich das vornehmste Bedürfniss der vermöge ihres Vernunftbesitzes auf das Wahre hingerichteten Menschennatur.

Das Aufeinanderangewiesensein ist das Urgesetz sozusagen für die Oscillation des ethischen Aethers und gibt der Hülfsbedürftigkeit das Correlat der Hülfsfähigkeit und Hülfsbereitheit — wie ein altes naives Sprüchelchen sagt: „Der Mensch bedarf des Menschen sehr zu seinem grossen Ziele“ und innerhalb dieses Rahmens vollzieht sich alles objective wie subjective „Besserwerden“.

*) Bestätigt wird dies auch durch den ethischen Instinkt, sofern dieser ungleich milder beurtheilen lässt, was zur Abwehr des Leids als was zur Bereicherung an Lust geschieht: wer aus Noth stiehlt, kommt besser weg, als wer dabei Zwecke der blossen Genussgier verfolgt — beiläufig ein Zeugniss mehr für unsere alte Behauptung, dass Schmerz und Lust sich nicht als einfache Conträr-Oppositionen verhalten.

Wo sich diese Wechselbeziehungen so instinctiv und unbewusst ausgleichen, wie in einem Bienenkorb oder Termitenbau, da sehen wir die menschlichen Gemeinschaftsformen entweder stagniren wie bei den aussergeschichtlichen Rassen oder verfallen und zerfallen wie im Orient und späteren Hellenenthum; Fortschritt, Entwickelung, und das heisst ja: Geschichte, gibt es nur, wo das Beisammen zu einem Zusammen bewusster Wechselergänzung selbstbewusster Einzelwesen wird. Das ist das Wahre, was dem vom „Zeitgeist" am meisten protegirten Versuche, die egoistischen und antiegoistischen Impulse mittels des sogenannten Solidaritätsprincips zur Versöhnung zu bringen, zu Grunde liegt.

In dem Innesein der Unselbständigkeit und Abhängigkeit ihrer eigenen Existenz entfaltet sich in der Seele das Naturgefühl der Kindesliebe, wie hinwiederum an dieser Bedürftigkeit auch die Kinderliebe der Eltern sich emporrankt — darum pflegen ja die Schmerzenskinder, und die am meisten Sorg' und Kummer machen, die geliebtesten zu sein — und dem besten Sohne pflegt es nicht zu gehen wie dem besten Schüler: dass er bevorzugt wird. Auch sehe man nur die Kinder an: dann erst kann aus ihrem Auge der Strahl der Mitfreude erglänzen, wenn sie aufgehört haben, verzogene Schoosskinder zu sein. Ohne Leid gäbe es eben keine Liebe; nicht blos deshalb nicht, weil die heiligste Liebe Mit-Leid*) ist, sondern auch darum, weil alle Befriedigung und Zufriedenheit des Gemüths einen Zustand voraussetzt selbstentzweiter Friedlosigkeit, wie sie dem Willen eignet, seinem Wesen nach eignet, solange er nichts ist als er selber, rein bei sich verharrt und in sich „er er selber ganz allein" ist, für sich nur und nicht für ein Anderes und alles Andere nur für ihn. Die Liebe streckt ihre Arme nach vorwärts aus, während der Hass in der Vergangenheit — in etwas, was bereits geschehen ist — wurzelt — im *irrevocabile tempus*. Deshalb ist es soviel schwerer, Hass zu verlernen (wahrhaft zu vergeben und zu vergessen), als lieben zu lernen.

*) Mazzini schrieb einst: „Ich bin für jede persönliche Hoffnung so abgestorben, dass ich diejenigen, welche mich lieben, nicht mehr an der Freude, die sie mir bereiten, sondern an den Schmerzen, die sie mir machen können, erkenne." Daran mag man die Frage knüpfen: wer wagt zu ermessen, ob das Weh im Scheideblick der Liebe mehr enthalte vom eigenen Herzeleid oder vom Mitleid mit dem Weh des Andern? — und solche Ungewissheit verdoppelt ja obendrein Jedem das eigne schmerzhafte Empfinden.

Die schmerzlichen Folgen, welche das Individuum zu tragen hat, sowie es sich loslöst von der Gebundenheit an grössere oder kleinere Gesammtheiten, gewähren scheinbar eine starke Beglaubigung für jene Herleitung der ethischen Prinzipien, welche ihre Fundamentirung hauptsächlich in dem Begriffe der „Substanzialität“ sucht, zufolge dessen die sittlichen Verhältnisse als directe Producte einer lebendigen, „sich selbstverwirklichenden“ und ihre immanenten Gesetze unbewusst frei aus sich erzeugenden, nicht statutarisch verabredenden, Gesellschaft angesehen werden. Aber es heisst Missbrauch treiben mit dem Begriffe ethischer Instinkte, wenn derselbe dienen soll, statt blosser Bezogenheit eine reale und sogar numerische Identität aller Einzelwesen zu bezeugen, deren es obendrein gar nicht bedarf, weil als Basis sittlicher Relationen schon das allerdings auch instinktive, weil intuitive Bewusstsein um die Wesensgleichheit (Homogeneïtät) der aufeinander bezogenen Willensindividuen genügt.*)

Die uns dagegen zumuthen, eine all-eine Substanz blos um deswillen anzuerkennen, damit wir ein sittliches Band zwischen den Individuen gewinnen, mögen uns vorläufig gestatten, an dem Bindemittel einer gemeinsamen Atmosphäre, aus welcher alle ethischer Relationen überhaupt fähigen Wesen ihre Lebenslust schöpfen, genug zu haben; denn eben nur die wechselseitige Bezogenheit essentiell selbständiger Individualwesen kann als Voraussetzung alles sittlichen Verhaltens für eine ausreichende Bedingung gelten.

Zu dieser steht die Frage nach dem Gefühlsgehalt von Lust oder Unlust an sich völlig indifferent. Harmonische Fügung,

*) Nur in dem besonderen Verhältniss der Eltern zu den Kindern (— nicht umgekehrt! —) verwischen sich diese Grenzen zwischen Identitäts- und blossem Homogeneïtätsgefühl, — damit aber auch die zwischen Liebe und Selbstsucht wie nirgends sonst. Deshalb überrascht hier oft durch das Maass seiner Aufopferungsfähigkeit, wen man nach anderweitigen Wahrnehmungen als einen ziemlich hartgesottenen Egoisten kennen gelernt hat — und umgekehrt kommt, wo es sich um die Sache der Kinder handelt, an einem sonst für recht wohlwollend und liebevoll gesinnt Geltenden ein Maass von harter Rücksichtslosigkeit (speciell Gleichgültigkeit gegen bereitete Schmerzen) an den Tag, dessen man ihn nicht fähig gehalten hätte. Da wird offenbar, was die Kinder zu leiden bekommen, als eigenstes Gefühl empfunden — und wer gelegentlich gegen sich selber bis zur Grausamkeit streng ist, wird es auch gegen sein „eigen Fleisch und Blut“ sein können und — zugleich allerdings auch dürfen.

wechselseitiges Anschmiegen der Willensstrebungen verschiedener Individuen in- und aneinander wird freilich als Ausgestaltung der ethischen Beziehungen schon ganz von selber mit einem Gefühl des Wohlbehagens und des Wohlgefallens sich verbinden, wie auf einem geglätteten elastischen Pfühl sich besser ruht und schläft, als auf einem Strassenpflaster mit spitz aufstehenden Steinkanten; aber man kann ja auch seine Freude haben am Anblick eines sauber gebetteten Lagers, das für einen Andern aufgeschlagen ist — und ebenso gibt es wirklich ein völlig uninteressirtes Gefühl der Befriedigung über fremde Gerechtigkeit fernwohnender Menschen, wobei keine denkbare Verknüpfung mit dem Gedanken, dass daraus uns dereinst auch nur indirecte Förderung eigenen Wohlseins erwachsen könne, die Reinheit unserer ethisch-ästhetischen Zustimmung trübt. Auch die Freude an fremder Gesinnungstreue, selbst wo sie am Feinde zu etwas für uns persönlich Nachtheiligem werden kann, theilt dies Merkmal ethischer Reinheit mit der durch nichts beeinträchtigten Absicht, ausschliesslich, also ohne jede Empfänglichkeit für eine mögliche Rückwirkung auf eigene Lust, der Gründung, Erhaltung oder Erhöhung fremden Wohlergehens sich zu widmen.

Soll bei so etwas noch von einem Lustgefühl, das mit ins Spiel komme, die Rede sein, so muss man darunter — in unergiebiger Tautologie — Alles verstehen wollen, was eben irgendwie mit dem eigenen Willensinhalt im Einklang steht. Egoistisch-eudämonistischen Charakters wird ja aber die Lust erst, wo mit ihr positiv additiv unserm selbstischen Wohlsein eine materiale Vermehrung zugeführt wird — und eine derartige bleibt ferngehalten, wo das Wollen in der harmonisch-melodiösen Rückkehr zu sich, zu seinem ursprünglichen Grundton, sich in sich selber ruhig abschliesst, ohne fremdes Wollen irgendwie, sei es auch nur noch so leise, zu stören in dissonirenden Nebenklängen.

So ergibt sich denn als das eigentliche Wesen der im strengsten Sinne rein sittlichen Lust die autonome Selbstbethätigung des eigenen Willensinhalts mittels seiner Uebereinstimmung mit fremdem, der nämlichen Bezogenheitssphäre angehörendem Wollen. — In diesem Sinne behält es sein Bewenden bei der Erfahrung, dass höher potenzirtes Glücksgefühl überhaupt nicht gedenkbarer ist, als das, welches in dem Bewusstsein empfunden wird, sich von einem Andern voll und ganz verstanden zu wissen.

Ist das nicht das einzig reelle, so ist es wenigstens das unzweifelhaft grösste Vergnügen.

Das vorhin gebrauchte Bild kann aber auch noch den hier wesentlichsten ethischen Grundbegriff, den der Gesinnung, veranschaulichen helfen. Denn diese muss die unmittelbare Resonanz der auf uns als Erregungsmittel der Gefühle wirkenden Thatsachen sein, wenn sie ihre eigne Echtheit gewährleistet haben will. (Dem Lateiner muss auch dafür der Allgemeinbegriff der *Voluntas* genügen, um die Gesammtheit des in einer bestimmten Richtung sich bethätigenden Willens zu bezeichnen.) Mit der Sicherheit einer physiologischen Reflexbewegung muss die Gemüthsaffection erfolgen — z. B. die Regung der Dankbarkeit sofort bei Darbietung der Wohlthat — und weil nur bei den Unbetheiligten störende Mitschwingungen anderweitiger Empfindungen können ferngehalten werden, so bestätigt sich auch von dieser Seite her das alte Wort Goethe's, dass nur im Zuschauer das Gewissen steckt, weil es den an der Action selber Theilnehmenden durch Interessen oder Leidenschaften kann verfälscht werden. Sobald aber das sittliche Verhalten seine Unmittelbarkeit einbüsst, verliert es zugleich den ihm urwesentlichen Charakter des Autonomischen, gegen welches auch alles Sollen als solches ohnmächtig ist.

Wie kommt denn nun aber überhaupt in solch uneingeschränkte Selbstbestimmung ohne Verletzung des Identitätssatzes die Vorstellung eines Gesollten hinein? — Antwort: *viâ negationis* mittels des Begriffs eines Nichtseinsollenden.

Den Sporn des Sollens findet der Mensch in der pessimistischen Erfahrung, dass die Welt um ihn her nicht ist, wie er sie sich wünscht, und in der Unmöglichkeit, dieses sein Wünschen aufzugeben. Dass Plato seine „Ideen" in den „überhimmlischen Ort" verlegte und das Wirkliche nur daran „Theil haben" lässt — weshalb ein Sehnen vom Menschenleben unzertrennlich sei und auch ein unstillbares Verlangen nach Klagenkönnen um das Nieerreichte zu unserer Natur gehöre: das besagt desgleichen nichts Anderes, als dass wir unser eigentliches Wesen als ein niemals ganz verwirklichtes empfinden, wir getheilte Hälften eines zertrümmerten Ganzen sind und eben darum nimmermehr zu voller letzter Befriedigung gelangen können. Diese tiefere Bedeutung glauben wir ja auch dem Satze Plato's beilegen zu sollen: wir sind ebenso sehr nicht, als wie wir sind —

was der realdialektischen Wendung nahe genug liegt: wir wollen ebenso sehr nicht, als wie wir wollen: unser Sein ist ein getheiltes, dessen andere Hälfte im Nichtsein belegen ist, im Nicht-Realen — mithin, nach obiger bestimmterer Fassung dieses Begriffs, im blos Idealen.

Die Willensmetaphysik weiss: das einzig Wesenhafte, d. h. nicht rein Formelle ist der Schmerz, und an dessen Quantum hat die realdialektische Ethik ihren unverrückbar fest eingestellten Urmaassstab, der auch mit keinerlei störender Relativität behaftet ist. Denn der Schmerz legitimirt sich unmittelbar selber durch sein eigenstes Wesen als das besser Nichtseiende, und das übersetzt die ethische Bezeichnungsweise in ein Nicht-sein-sollendes — (oder genauer: Sein-nicht-sollendes). Die ethischen Prädicate sind einfach Abbreviaturen: brav ist, wer sich zu dem gegebenen Schmerzensquantum nicht so verhält, dass er einzig darauf bedacht wäre, „nur Alles von sich abzuwehren".

Die Liebe, die generelle sowohl wie die sexuelle (und so erweist sich dies Wort hier abermals als etwas Besseres denn eine blos trügerische Homonymie), trachtet nach der Realisation jener platonischen Ergänzung und jeder Liebes- (ja, schon der blosse Schönheits-) Rausch besteht in der Illusion, jenes Unmögliche der ungetheilten Vollkommenheit für wirklich anzusehen. So erscheint in der That der unzerstörbare Glaube an die Verbesserungsfähigkeit der als verbesserungsbedürftig empfundenen Zustände um uns her — fremder wie eigener — als der eigentliche Motor alles sittlichen Lebens.

Als Kant das lebhafteste Bedürfniss fühlte, seiner Kritik der reinen Vernunft die der praktischen als ergänzendes Correctiv an die Seite zu setzen — da konnte er es nicht über sich gewinnen, es einfach unvernünftig zu nennen, wenn Einer was Besseres begehrte, als was die Wirklichkeit und die in dieser sich verwirklichende Vernunft darbietet. Was nun die abstractionsseligen Übertrumpfer des Kant'schen Rigorismus an der concreten Grundlegung der Ethik als Eudämonismus verächtlich machen möchten, ist ja doch im Grunde das nämliche Postulat, welches selbst der übernüchterne Herbart als „Idee der Vollkommenheit" für seinen doch so entsetzlich abstract gearteten ethischen Aufbau nicht gewusst hat entbehren zu können. Denn „Vollkommenheit" ist — wie der ihr als rein formaler zur Seite

stehende Begriff der Unendlichkeit — nach Maassgabe menschlichen Fassungsvermögens ein rein privativer Begriff, d. h. wir gelangen zu demselben nur auf dem Wege des Wegdenkens aller Unvollkommenheiten — was diese aber seien, erfährt Jeder an eigenster Haut: nämlich alles, was irgendwie zur Quelle eines Leidgefühls wird. Demgegenüber aber ist es nicht allein eine Blasphemie und eine unbarmherzige oder, wie Schopenhauer längst gesagt hat, „empörende" Frivolität um das berüchtigte „Was wirklich ist, das ist vernünftig", sondern auch logisch, d. h. nach dem wahren Logos bemessen, ein baarer Nonsens. Wir „Eudämonisten" sind nämlich nun einmal nicht so bescheiden, um uns an der Vernunft genügen zu lassen, welche von dem Seienden ausgeprägt wird als dessen „Idee der Gestaltung", uns wurzelt das ethische Bedürfniss grade umgekehrt in Etwas, was nicht ist, nämlich in dem, wovon das ethische Verlangen wünscht, dass es möchte sein können — wünschen, dass es wirklich wäre, oder gar hoffen, dass es einst sein werde, das kann nur jene ungewitzigte Naivetät, welche das Weltgesetz der realdialektischen Negativität noch nicht durchschaut hat. Am allerwenigsten aber vermögen wir die echte sittliche Erhabenheit in der Gleichgültigkeit gegen alles Einzelleid zu erkennen, welche von Spinoza an jedes so oder so geartete pantheistische System zur Schau trägt — was man nicht Optimismus nennen sollte, sondern antipessimistischen Indifferentismus, welcher es einfach ablehnt, zu diesen Fragen reiner Kosmodien Stellung zu nehmen, sie vielmehr abthut mit der schlechthin herzlosen Constatirung: „es ist einmal so", wozu es das einfache Pendant abstractionsfanatischer Vornehmthuerei bildete, wenn Hegel selber in seinem völligen Mangel an Natursinn über die „falsche Erhabenheit" des Weltgebäudes so geringschätzig urtheilte, weil sein Sinnen nur auf das „reine Denken" gerichtet stand. Für so etwas war seine „Idee" viel zu majestätisch — darf sich so wenig darum kümmern wie ein Kaiser um jeden einzelnen in seinem Dienste fallenden Soldaten — bei solchen Dingen sich aufhalten, heisst Jenen Sentimentalität, und gar auf ihre systematische Verarbeitung dringen: sich den „eudämonistischen Vorurtheilen" nicht entwunden haben.

Das *prius* also ist nicht das Sollen, sondern das Nichtseinsollende, das Böse, das Übel, dessen Natur sich jedem davon betroffenen oder auch nur berührten Fühlen unmittelbar als ein

Nichtgewolltes zu erkennen gibt: der Wille begnügt sich nicht zu sagen: ich will nicht, dass dies oder jenes sei, sondern geht dazu fort zu sagen: „ich will, dass dies oder jenes nicht sei, was gleichbedeutend ist mit einem: das soll nicht sein!

Erst aus der umgekehrten Fassung dieses ursprünglich rein negativen Willens-Verhaltens ergibt sich der Ursprung des positiven ethischen Postulats oder des Sollens, und dessen Gesammtinhalt lässt sich — auch in Anlehnung an Gal. 6, bes. v. 2: „Einer trage des Andern Last!" — auf die simple Grundformel bringen: es gilt die Bürde des Daseins gleichmässig zu vertheilen. Wenn *A* an *B* und *B* an *C* und *C* an *D* und so fort in die Unendlichkeit des in sich zum Anfangspunkte *A* zurückkehrenden Kreises Alle sich anlehnen, um als *socii malorum* eine Assecuranzgenossenschaft behufs Verminderung, beziehungsweise gleichmässigerer Vertheilung der Weltübel zu bilden, dann erweist sich das so gewobene Band freier Gemeinschaft zwischen selbständigen Einzelwesen in Einem als Vorbedingung und Realisationsanfang alles ethischen Lebens, wobei es sich von selbst versteht, dass es Genossenschaften nicht geben kann ohne Genossen. Das Recht ist der Balancepunkt der Distribution nach dem *Suum cuique*, wobei auf Jeden *pro parte virili* trifft, Keiner zu viel und Keiner zu wenig bekommt. Das Unrecht, welches als solches noch ausserhalb jeder Beziehung zu einem Sollen stehen kann, bezeichnet eine Störung des Gleichgewichts: der Egoismus schiebt dem Andern die grössere Portion zu, die Liebe nimmt die grössere auf sich.

Dabei verhehlen wir uns durchaus nicht, wie auch unsere Formulirung Subjectivistisches zulässt. Aber wir meinen, ein ethisches Prinzip bleibt grade so lange unvollständig, als es nicht eben auch den Individualunterschieden den Platz ihrer Berechtigung anweisen kann. Es muss die vorkommenden Auffassungsnuancen sämmtlich umspannen und dazu gehört, begreiflich zu machen, dass jeder praktischen Lebensstellung die Voreingenommenheit gewisser particularer Anschauungen, weil Interessen, anhaftet. Im Nebeneinander mannigfacher ethischer Realisation gibt es ja nicht blos die Differenzen von Rassen-, National- und Stammes-Ethiken, sondern ebenso unleugbar Abweichungen vom Normativen, welche man nicht anders als Standes-Ethiken nennen kann. Je mehr der Einzelne sich mitten

hineingestellt findet in das lebendige Getriebe bestehender ethischer Verhältnisse, desto unausweichlicher muss er sich auch umspannt fühlen von tausend Fäden, welche selbst die Unbefangenheit seines Denkens einzuschnüren drohen. Der Adelige lebt und webt in einer andern Atmosphäre überkommener Pflichtbegriffe als der Bourgeois und diesem wird leicht unverständlich, was der sogenannte vierte Stand sich für Vorstellungen von Recht und Unrecht macht. Der Krämer hat sozusagen ein anders-, wenn nicht eingerichtetes, so wenigstens gestimmtes Gewissen als wie der Banquier — und der Offizier sicher ein anderes ethisches Ideal als etwa eine ehrliche Schneiderseele.*) Je weniger aber solche Discrepanzen auf die Sphäre blos conventionell festgestellter Dinge eingeschränkt sind, desto misslicher ist es offenbar, sie den Zufälligkeiten der Entscheidung durch rein numerische Majoritäten zu überlassen. Es erscheint doch z. B. nicht als blosser Zufall, wenn die sogenannte Manchesterschule nachträglich auch an dem System unverblümten Utilitarismus seitens eines logischen Landsmanns eine philosophisch sich anlassende Stütze gefunden hat. Und wenn wir persönlich die Frage freigeben müssen, ob es vielleicht nur die angeborne Germanennatur sei, was uns so eifrig für die Betonung des Individualseins am ethischen Leben eintreten heisst, so mögen wir uns getrost dabei beruhigen, dass auch jedem andern Ethiker die höchste und letzte Instanz das eigene Gewissen bleiben muss, und es überhaupt doch wol unmöglich sein wird, Einen ausfindig zu machen, dem es gegeben wäre, in so reiner Ätherhöhe über und ausserhalb aller praktischen Gebundenheit die Warte für seine ethischen Contemplationen zu errichten, dass keinerlei Parteilichkeit mehr die Lauterkeit seiner Maximen, — ich will nicht sagen: trübte, aber doch vielleicht — verdächtig machte.

*) Dem gleichen Gedanken gibt Jhering Ausdruck in seinem „Kampf ums Recht" mit besonderer Anwendung auf die Rechtssphäre: je nach dem Stande specialisirt sich, was Einem zur Fortführung des Daseins das Unentbehrlichste ist: dem Kaufmann sein Credit, dem Krieger der Ruf der Tapferkeit (die Unbezweifeltheit seines Muthes), dem Bauer sein Grundeigenthum. Auf seine individuellen Existenzbedingungen hält Jeder am zähesten und ohne sie ist ihm das Leben ein entleertes Nichts, das er wegwirft, weil er es nicht mehr zu halten weiss oder der Mühe werth findet. Darum zittert er nicht mehr um das Eine als um das Andere, wovon schon im vorigen Kapitel zu sprechen war.

In der Sprache der Nationalökonomie liesse sich sagen: die Theilung, beziehungsweise Organisation der Arbeit ist noch früher eine instinctiv-ethische als eine wirthschaftliche Institution und hat gleichfalls ihren ältesten Bereich in der Familie: naturgemäss (— das schliesst ja ethnologische Modificationen im Einzelnen nicht aus —) fällt dem Weibe das Haus und die Kinder, dem Manne der Beruf und die Welt als Wirkungskreis zu — er hat sich kämpfend, sie wehrend, er erwerbend, sie erhaltend und Beide wechselsweise einander stützend und helfend zu bethätigen, wobei es ohne Individualisirung niemals zurechtkommt. Das ist es ja, was alle ethischen Abstractionen so unleidlich macht — und darin haben bekanntlich alte Jungfern, vollends schulmeisternde, ihre allerunliebsamste Force, so dass es aus dieser Perspektive angesehen als ein sehr plausibles Paradoxon sich ausnimmt: Kant's kategorischer Imperativ ist vielweniger eine Heldenmaxime als das strohdürre Schema desselben herzlosen Pflichtgefühls, auf welches sich mit Vorliebe hartgesottene Gouvernanten berufen — also eine Erfindung der Altweiberweisheit, für deren scharfsichtige Engherzigkeit oft der niedrige Strauch nächster Interessen die hohen Berge erhabenster Relationen im Hintergrunde verdecken kann, während der unbefangen Danebenstehende, und wenn er sonst halb blind wäre, sofort den wahren Abstand und die objectiven Grössenverhältnisse richtig taxirt. Deshalb ruft man ja überall Unparteiische als Schiedsrichter an, um alle Ungewissheit auszugleichen, und solche Jury erweist sich durchweg als zuverlässig, weil nach dem dabei zu Grunde gelegten Maassstab so leicht abzuschätzen ist, dass es recht eigentlich „jedes Kind begreift, worauf es ankommt." Darum hat man ja oft genug diesen Durchschnitts-Instinkt für das Statische, eigentlich Primäre der Ethik angesehen, indem man verkannte, dass er als secundäre Herleitung aus der Thatsache des Leidenscharakters des Daseins will gewürdigt sein. In der Fassung unseres allgemeinen ethischen Princips können wir uns deshalb aufs engste an Schopenhauer anschliessen: *Minue quantum potes summam calamitatum et dolorum hominum omnium, ita ut singulus quisque quam minimam pati debeat sive ex altero sive ex communione omnium sive ex natura rerum.* Wer sich aber mit uns zu solcher Sprache bekennt, der thut wahrlich etwas anderes als sich in den Dienst gemeinen Utilitarismus stellen. Wer auf den „Nutzen" ausgeht, verfährt positiv egoistisch.

lebenbejahend, mithin im Grunde optimistisch — wer auf Abstellung von Leiden bedacht ist, verlässt nicht den allein wahrhaft ethischen Boden des Pessimismus. Es heisst das Recht degradiren, wenn man ein Nützlichkeitsprincip daraus macht, und es heisst die reine Menschlichkeit in ihrer Schöne beleidigen, wenn man die blosse Staatslosigkeit schon als solche immer und überall als den niedrigsten Zustand bezeichnet. Deshalb fühlen wir uns auch nicht im mindesten getroffen vom Spott eines Hans Herrig, welcher schon vor zehn Jahren wähnte, die Caricatur des Schuster Crispin gegen die Grundlegung unserer Ethik ins Feld führen zu können. Denn jene kurzsichtige Quacksalberei, mit welcher höchstens Einigen für den Augenblick aufgeholfen wird, verdient nimmermehr den Namen wirklicher Leidensminderung, vielmehr wird ja mit dergleichen das Übel in der Summe unendlich gesteigert, wenn — vollends gegenüber der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschheitsmajorität — die damit gegebene Unsicherheit alles persönlichen Eigenthums legalisirt, die Entscheidung über Mein und Dein in das zufällige Belieben jedes Einzelnen gestellt würde. So führt jener Einwurf einfach in eine logisch-ethische Unmöglichkeit hinaus. Denn was wirklich (nicht blos scheinbar, punktuell oder palliativement) die Leiden mindert, ist *eo ipso* gut und kann nicht anders sein — also ist es eine Undenkbarkeit, dass dies auf „unsittlichem“ — anti-ethischem Wege erreicht werde. Dann aber wird es zu einer blossen Kritikerchikane, wenn Einer versucht, pseudomoralische Handlungen als vom obigen Princip aus zu billigende einzuschmuggeln. Doch wird uns das nicht abhalten, in Feuerbach's „Interessanten Rechtsfällen“ den Verbrechen aus edlen Motiven mit echt realdialektischem Interesse nachzugehen, oder wem bliebe es unverständlich, wenn Gabriel Max auf seinem Bilde die Kindesmörderin das eben getödtete Kind in inbrünstiger Liebe umklammern lässt?

Das Streben, das Vorgefundene zu verbessern, die sich empfindlich machenden Übel loszuwerden, den pessimistischen Grundzug in der Beschaffenheit des Existirenden zu tilgen, ist an sich ein allgemeines, keineswegs auf die Interessen des individuellen Iehs beschränktes. Von Hause aus erkennt es bald Jeder als seine Aufgabe, recht eigentlich als sein Pensum, hierzu mitzuwirken und nimmt das im Ganzen und Grossen auch willig auf

sich bis in greifbarer Weise sein Wollen und Trachten collidirt mit dem eines Andern.*)

So erscheint die Verwirklichung ethischer Principien lange vorher als ein thatsächlicher Zustand, ehe sie als ein vom Willen Gesetztes, also event. auch Nichtgewolltes gewusst wird. Diesem historischen Factum verschliessen sich immer wieder Diejenigen, welche, in heteronomistischer Gewöhnung verhärtet, behaupten: eine nicht imperativ auftretende, sondern rein descriptiv vorgehende Ethik sei so gut eine *contradictio in adjecto* wie eine atheistische Theologie. Aber wie die Thatsächlichkeit das Bekenntniss abnöthigt, dass es wenigstens atheistische Religionen gibt, so sollte es nachgrade auch als ein integrirender Theil der allgemeinen Bildung anerkannt sein, wie beschränkt jede Auffassung ist, welche das Ethische nur als ein heteronomisch Bestimmtes begreifen kann. Damit, dass ein Buddha die Richtung bezeichnet und dahinausweist, wo das Sittlich-Gute belegen ist, hat er so wenig der Wahrheit des Determinismus wie der des Autonomismus das Allermindeste präjudicirt, geschweige

*) Wenn aber so die Bemühung um Leidensminderung und Schmerzenslinderung als das eigentlich „natürliche" Streben Aller angesehen wird, dann tritt allerdings als das eigentlich Räthselhafte nur die zwecklose Bosheit vor uns hin, welche ohne eigenen Vortheil auf Vermehrung der Leiden sinnt. Aber vielleicht dürfen wir zu deren Erklärbarmachung eine analoge Selbsttäuschung voraussetzen wie diejenigen Psychologen für das Mitleid, welche in diesem nur ein illusionär erweitertes Eigengefühl meinen sehen zu müssen. Weil nämlich die Selbstbehauptung überall auf Widerstand bei Andern prallt, so kann der Wahn entstehen, sie gelange zur vollen Befriedigung nur in der radicalen Vernichtung aller Andern. So wird eine Feindseligkeit immerhin begreiflich, die sich zu jener reinen Grausamkeit potenzirt, welche den Andern hasst, blos weil er ein Anderer ist, und welche nur darauf auszugehen scheint, in der Verzweiflung an der Realisirbarkeit des das wahre Sollen bestimmenden Liebesdranges, jeden Träger derartiger Illusion aus dem Wege zu räumen, um hinfort vor gleicher Täuschung sich gesichert zu wissen. So wird zugleich verständlich, warum eigentlicher Hass nur da einzutreten pflegt, wo wenigstens eine Art von — dann aber getäuschter und so in Erbitterung verkehrter — Liebe voraufgegangen ist. In gleichem Sinne sagt dann aber auch umgekehrt der Edel- d. h. gar nicht an sich Denkende: ich hasse nicht die Person, sondern die Sache, das Unrecht nicht den Ungerechten, das Nichtseinsollende selber, nicht dessen zufälligen Verwirklicher — und nur auf Grund gleicher Gefühlsweise lässt sich verständigerweise auch von einer Fortdauer unseres Liebens über das Grab hinaus reden, sofern dessen eigentlicher Gegenstand nicht diese sterbliche Person, sondern das in ihr verkörperte Gute und Gut war.

vergeben, selbst dann nicht, wenn er sich dabei, wie es auch heutzutage noch unbedenklich ein willensmetaphysisch gesinnter Pädagog macht, der adhortativen (paränetischen) Einkleidung bedienen sollte: wer Jemand eine Reiseroute warm empfiehlt, schreibt sie ihm damit doch noch nicht mit Zwangspass vor. Immer wieder kommt die ohne die Krücken einer extramundanen Autorität sich total gelähmt fühlende Moralauffassung darauf zurück, dem Sollen müsse die Dignität eines *prius* des Wollens zustehen, während der consequente Autonomiker nur im Wollen das πρότερον τῇ φύσει und im Sollen ein obendrein historisch bedingtes πρότερον πρὸς ἡμᾶς anerkennt. Jene bringt es selbst dann, wenn sie ihre ethische Wäsche mit den Ätzmitteln Plato's und Kant's vorzunehmen versucht hat, nur überaus schwer dahin, ihrem Begriff des Sollens jeden Beigeschmack einer absoluten Geltung auszulaugen und sich so vom letzten Rest transcendenter Unfreiheit loszumachen.

Indem nun also die Willensmetaphysik es sich angelegen sein lässt, die Pflicht auf eigene Füsse zu stellen, um dem Recht eine wirkliche Anspruchsfähigkeit — was man so gewöhnlich die moralische Erzwingbarkeit nennt — zu sichern, wird sie zunächst die Möglichkeit darzuthun haben, dass die ethischen Begriffe auch auf ihrem Boden einen guten und vernünftigen Sinn behalten.

Mit dem einfach dialektischen Mittel, Recht- und Pflichtsysteme wechselseitig aus ihren Correlationen herzuleiten, ist nichts gethan — das ist ein blosses Denkgeschäft, welches wohl die Consequenz des Aufbaus zu erklären vermag, aber nimmermehr die Elementargewalt des simpeln Pflichtgefühls und des natürlichen Rechtssinns. Es ist zwar richtig, es habe „keinen Sinn“, von Andern zu verlangen, was man nicht auch von sich aus zu gewähren willens ist: „vernünftigerweise“ muss allerdings die Anerkennung der Willenssphäre allemal etwas Gegenseitiges sein. Nur schade, dass die Vernunft als solche in der Welt im Grunde wenig „zu sagen hat“, so sehr sie es auch liebt, überall mitzusprechen. Worauf es im Rechte ankommt, ist das beiderseitige Geltenlassen, eine reine Willensfunction und, wie sich sofort aus ihrem Wesen ergibt, von nichts weniger als ausschliesslich egoistischer Natur. Das Recht ist *eo ipso* eine Selbstbeschränkung des Eigenwillens — tritt aber erst dann und da als Pathos, als positives Wollen auf, wo der Selbstbeschrän-

kung ein Einbruch in die eigene Sphäre zugemuthet und damit das Correlat der Selbstbehauptung geschädigt wird — diese positive Seite der *laesio scil. oculata* ist es, welche das Recht soweit *anticipando* bereits in diesem Zusammenhang vorzunehmen nöthigt. Ob aber das von solchem Drohniss betroffene Selbst das eigene oder fremde sei, ist einem echten, als solches allemal uninteressirten Rechtsgefühl völlig gleichgültig: was dieses nicht will, ist die Verletzung an sich, einerlei, wer darunter zu leiden hat. So lässt sich das Rechtsgefühl als ein natürlicher Ausgleichungsdrang des Willens vorstellen, der im Bereich des physischen Daseins an der Elasticität sein Analogon hat (man spricht ja auch von einem zähen Rechtssinn.) Zu berechnen ist damit nicht mehr als an der Natur auch — aber alles Formelhafte am Recht kann eben nur der Formulirung dienen, während das Materiale seinen Inhalt dem realen Willensverhältnisse entnehmen muss. Darauf beruht es, dass so viel freiwillige (oft sogar nur scheinbar freiwillige) Verzichte auf Rechte vorkommen können, ohne den Rechtsboden als solchen zu durchbrechen, was nicht möglich sein würde, wenn der ganze Rechtshalt auf ein reines Rechenexempel blosser Statik gestellt wäre.

Thun und Lassen macht den ganzen Stoff des Rechtslebens aus: es kann ebenso gut mein Recht ausmachen, eine bestimmte Handlung zu thun, als sie zu unterlassen, und desgleichen kann ich nach Maassgabe meines Rechts ebenso gut verlangen, dass ein Anderer etwas unterlasse, als dass er's thue. Nicht anders steht es vermöge der selbstevidenten Correlation zwischen Recht und Pflicht auch mit den Pflichten: mein Recht auf ein Thun schliesst im Collisionsfalle für Andere meine Pflicht zum Unterlassen in sich und *vice versa*: was ich zu thun verpflichtet bin, darf ein Anderer unterlassen (— aus dem „braucht er nicht zu thun“ macht der Volksmund unmittelbar: „das darf er nicht thun“ —) und was ich zu unterlassen berechtigt bin, obgleich es geschehen muss, wird im umschlossenen Kreis feststehender Leistungen für Andere eine Pflicht. — Soll aber die Thatsache, dass wir das Pflichtverhältniss im Gewissen früher vorfinden, als unsere correlative Rechtsstellung, beweisen, es gehe auch an sich — *τῇ φύσει* — die Pflicht dem Rechte als dessen Voraussetzung voraus, so ist damit entweder unzulässigerweise aus einer selbstverständlichen Tautologie eine Folgerung gezogen (sofern nämlich der Inhalt des Gewissens ja eben das Maass der

pflichtgemässen Beschränkung ausmacht), oder aber übersehen, wie jedes Correctiv sein *corrigendum* bereits vorgefunden haben muss. Das Pflichtgefühl ist aber verständlich nur als eine berichtigende Rescription des Umsichwissens — und der alte Doppelsinn der *conscientia* besagt ja eben dies, dass das „Bewusstsein" in prägnantem und eminentem Sinne bereits „Gewissen" sei, d. h. das Bewusstsein um das Verhältniss zu andern in sich schliesse — auf ethischem Gebiet die Wiederkehr der Urthatsache der Dianoiologie, dass Selbstbewusstsein und Bewusstsein der Welt in unaufhebbarer Wechselbeziehung zu einander stehen. Ja, man möchte sagen, wir hätten hier ein Analogon zu dem, was im räumlichen Nebeneinander der „Seinsgrund" nach Schopenhauer über das Gesetz der wechselseitig sich bedingenden Lageverhältnisse ausdrückt. Denn wie das Recht die praktische Anwendung des Existenzgefühls darstellt, so correspondirt der Einschränkung desselben durch die Anerkennung der umliegenden Existenz- — d. i. Willens- — Sphären die objective Pflicht. Wo nun aber dies Existenzgefühl durch die Gesammtwucht der den Einzelnen umlagernden Nachbarsphären zur absoluten Selbstlosigkeit reiner Punktualität zusammengepresst wird, da löst sich allerdings die ethische Relation in die Einseitigkeit der Hingebung an die pflichtheischende Totalität auf, verliert aber damit zugleich auch jeden wirklichen ethischen Werth, weil nichts mehr da, nichts mehr übrig geblieben ist, was hingegeben werden könnte; denn ohne Selbst gibt es selbstverständlich auch keine Selbstverleugnung. Und was so die abstracte Dialektik argumentirt, findet in historischen Wahrnehmungen vollauf concrete Bestätigungen. Der durch und durch naturwüchsige altslavische Gemeinbesitz und die allerunnaivste Ausgeburt communistisch-socialistischen Terrorismus coincidiren in der gleichen Wirkung. Wo jede individualistische Bestimmtheit der Triebfedern fehlt, schleicht in träger Gleichförmigkeit und gleichförmiger Trägheit die Gesammtbethätigung fort nach Weise eines aufs Dürftigste gestellten, jedes kleinsten Luxus beraubten Mechanismus; die schnödeste Noth in ihrer nacktesten, auf jeden Reiz verzichtenden Gestalt erhält das plumpe Räderwerk in seinem plumpen Gange Abgestumpft, ja erstorben sind alle Gefühle der Wechselbeziehung, ausser Wirksamkeit gestellt alle Motive der Selbstheit; von Freiheit, d. h. autonomer Selbstbestimmung aus dem eigensten Wesen heraus, auch der letzte Schein verschwunden

— in der That die vollkommene Verwirklichung eines abstracten Ideals allerdings egoismus- weil ich- losen, aber darum wahrlich noch lange nicht auch antiegoistischen Beisammenseins. Weil Niemand direct für sich und die Seinen arbeitet, ist denn freilich jene vielgepriesene Affectlosigkeit erreicht — aber mit dem Pathos schwand auch die Energie, mit der Energie die Tüchtigkeit, mit dieser Alles, was, sei es auch in noch so bescheidenem Umfang, den Namen Entwickelung verdient — denn Collectivtüchtigkeit ruht auf Einzeltüchtigkeit und Einzeltüchtigkeit auf Einzelbesitz. Vollends nämlich sind es ja die productiven Bestrebungen einer Gemeinschaft, welche erst recht ihren wirksamsten, wo nicht einzig wirksamen Impuls aus den Interessen des Individuums empfangen — auf diese Einsicht baute der Freihr. v. Stein ja seine Gewerbe-, wie seine Städteordnung — und die entsprechende Erfahrung machte man ja neuerdings in Russland bei und seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Entwöhnt aller aussergenossenschaftlichen, individuellpersönlichen Initiative, zeigten sich die Freigelassenen schlechthin unfähig, zu neuen Verbänden sich in spontan-autonomer Weise zusammenzuthun — offenbar, weil ein rein objectives Pflichtverhältniss in der selbstlosen Weise einer Bienenstock-Einheit die Einzelkraft derart entselbständigt, dass auch die instinctiven Formen des Verständnisses für Rechtsverhältnisse zerrüttet werden und weil auch nicht umsonst die Libertinage von *libertinus* ihren Namen trägt, indem ohne die zerrissene Kette der Autorität der Sclave völlig haltlos wird, weshalb ja auch Schiller nur vor dem entfesselten Knecht uns erzittern heisst; soeben erst fremder Willkür enthoben, verfällt er um so gewisser der eigenen. Denn nur der freie Mensch, der Freigeborne — *liberalis* trägt Spontaneïtät genug in sich, sich ein Ideal selbst zu bilden und frei für seine Nachfolge sich zu entscheiden, dem Rufe der eigenen Brust nachgehend.

Vorneweg ist es dabei klar, dass, soweit ein Gewissen überhaupt reicht, die Selbstverpflichtung als nicht minder bindend empfunden wird, wie von Aussen ergangene „Gebote“; denn ein wenig Überlegung reicht aus, um auf den schon öfter von mir ausgesprochenen Gedanken zurückzuführen, dass überhaupt Niemand ein höheres Gesetz für verbindlich anerkennt, als wenn in ihm selber das Correlat der Anerkennung steht: der Skalapunkt des eigenen innersten sittlichen Wollens ist zugleich der des

acceptirten Gesetzes (von ganz persönlichkeitslosem Sklavengehorsam, dem alle ethische Bedeutung abgeht, können wir füglich absehen). Nur soviel lässt Jeder gegen sich gelten, als er zu leisten selber Willens ist.

Damit haben wir beide Enden des Bandes, welches Pflicht und Recht umschliesst, zumal in der Hand, und wenn dennoch der Egoismus die Grenzen des Rechts ungleich weiter zu ziehen liebt als die der Pflicht, so zeugt das nur gegen die Gedankenlosigkeit des blinden Triebes, aber nicht im Geringsten gegen die Richtigkeit der hiermit aufgestellten Normen.

Für uns verhalten sich Recht und Pflicht zueinander wie das Subjective zum Objectiven. Wie in der Intellectualsphäre das Gemeingefühl in der reinen Zuständlichkeit verharrend, den Einzelorganismus nur seiner Grenzen innewerden lässt und erst im Anprall an ein Gegenständliches als ein Widerstand Leistendes das eigentliche Bewusstsein erwacht mittels der Hemmung von Aussen, woran sich das Individuum als ein beschränktes erkennt, für dessen Ausdehnung in andern Individuen Schranken vorhanden sind: ganz genau ebenso wird vom naiven ethischen Gefühl jede Pflicht als eine — mehr oder weniger drückende — Obliegenheit empfunden, als ein Hinderliches, das als ein objectiv Widerwärtiges auf der subjectiven Seite ein Widerwilliges werden muss, wie das ja mit so unverkennbarem Etymon das lateinische *officium* ausdrückt, was schon Lucrez I, 336—7 zu dem Wortspiel gebracht hat: *officium quod corporis exstat officere atque obstare.*

Um zur reinen Immanenz zu gelangen, hatten wir darum zuerst zu fragen: woher stammt und wie ist in seinem Ansich beschaffen, was in seiner phänomenalen Existenz auftritt in der Gestalt einer Forderung? oder kürzer: wie erfassen wir auch das vermeintliche Sollen als ein nur durch sich selbst bestimmtes Wollen?

Was Einer zu sollen glaubt, ist, psychologisch angesehen, der Reflex dessen, was ihm sein sittliches Ideal als verwirklicht vorhält — oder wie Goethe das ausdrückt: Jeder hat seinen Helden, welchem er zum Olymp hinauf nachklettert.

Schon das heisst: Niemand wird mehr wollen — und demgemäss auch zu sollen glauben, als wie er im Grunde auch zu können sich zutraut — was, nach der objectiven Seite des Rechts gewandt, die Juristen formuliren zu ihrem *Ultra Posse nemo obligatur.* Auch der Wilde sagt sich: ich möchte sein

oder werden, wie Der oder Der! Einem Vorbilde nacheifernd, wird er den Vater vielleicht überflügeln — aber in dessen Überlieferung lebt — nach psychologischen Gesetzen in einer mit der Weite des zeitlichen Abstandes wachsenden Verklärung — ein noch höherer Inbegriff aller als Tugenden oder Vorzüge oder Manneseigenschaften *(virtutes)* anerkannter Qualitäten: eine Genealogie, welche ganz von selber zum Glauben an eine Heroenzeit führt und so durch das Mittelglied der Halbgötter (Götter- oder Gottessöhne) die Verbindung zwischen Menschlichem und vermeintlich Übermenschlichem herstellte.

Je lebhafter aber der Wunsch, es diesen Idealen gleichzuthun, sich steigert zum allbeherrschenden Gesammtstreben, zum lebenbestimmenden Haupttriebe, desto leichter vollzieht sich der Uebergang vom immanenten Wollen zum Glauben an ein transcendentes Sollen, und je energischer die Persönlichkeit ist, welcher dies Wollen eignet, desto nachdrücklicher wird dann von selber auch nach der andern Seite sich das Bewusstsein geltend machen von der Sphäre des eigenen Könnens, und damit werden die — von den Bedingungen der Coëxistenz ihre Limitirung erwartenden — rohesten Umrisse des individualen Rechtsbereichs zugleich mitgegeben sein.

Grade darum, weil wir uns unsere Ethik nicht zu einem blos formalistischen Verhalten gegen gewisse äussere oder innere Postulate mögen entleeren lassen, sondern festhalten an einem unwandelbaren Materialprincip aller Ethik, perhorresciren wir unsererseits jene auf ihren „historischen Geist“ pochende Variabilitätstheorie, welche den wechselnden „Culturbedingungen“ so viel Einfluss einräumen will, dass es kein über sie hinausgerücktes sittliches Muster soll geben können. Wir dagegen wollen auf Normen nicht verzichten, deren Gültigkeit von Ort und Zeit und allen Zufälligkeiten unabhängig und in diesem Sinne eine unbedingte ist, und was wir der sogenannten geschichtlichen Entwickelung einräumen können, beschränkt sich darauf, dass die (darwinistisch) wachsende Intelligenz mehr und mehr die Kreise erweitern wird, indem ein (zunächst) wenigstens theoretisches Verständniss findet, was ursprünglich vom ethischen Genius entdeckt und formulirt ist. Die Correctheit der Formulirung, die Fülle und Klarheit der Casuistik mag wachsen (genau so wie z. B. auch dem künstlerischen Schaffen gegenüber die Bewusstheit der ästhetischen Theorie zugenommen hat), aber unverrückbar feststehen muss,

wonach der Einzelfall und seine im modernen Leben unaufhaltsam sich weiter verwickelnde Complicirtheit bemessen werden, und seine ethische Beurtheilung resp. praktisch legislatorische Erledigung finden muss. Mit Einem Wort: das Ethische ist constant und nur seine Erscheinungsweise, die ethischen Verhältnisse, sind variabel und von Culturbedingungen im genaueren Detail bestimmbar. Das ethische Princip in seiner reinen Objectivität hat für ein schlechthin Stabiles zu gelten und nur sein Einrücken in die Erkenntnisssphäre der Menschen muss als ein fortschreitendes anerkannt werden.

So stellen wir bereits hier jedem abstracten, unterscheidungslosen Sollen ein individuell bestimmtes, sozusagen durch die jedesmalige Einzel-Situation eigens erst „sollicitirtes“ Sollen gegenüber, ohne jedoch uns damit etwa allen erdenklichen Chikanen einer raffinirten Casuistik verkaufen zu wollen, denn hier gilt es zunächst nur die Behauptung, dass alle Moral die Unterlage concreter, empirisch gegebener Verhältnisse erfordert. Solch allgemeines Schema des Sollens, wie Kant mit seinem kategorischen Imperativ aufstellt, gleicht der reinen Anschauungsform des Raumes als apriorisches Vermögen, welches doch auch ohne empirische Anregung von Aussen nimmermehr zum Bewusstsein seiner selbst gelangen würde. Unverkennbar besteht sogar eine gewisse psychologische Verwandtschaft zwischen den Versuchen Kant's, die „blosse“ Subjectivität von Raum und Zeit zu beweisen, und seiner Berufung auf das Sollen bei dem Bemühen, mittels des von den Voraussetzungen seines Kriticismus undenkbaren, weil direct eine *contradictio in adjecto* enthaltenden Begriffs einer „intelligibeln Ursache“ zur Anerkennung einer ihre eigene Causalität in sich enthaltenden Freiheit zu führen. Erst in der Beziehung auf eine — im Kant'schen Sinne nur phänomenaliter vorhandene — Aussenwelt gewinnt jedes Sollen seine mehr als „blos“ begriffliche Bedeutung: was es fordert, sind bestimmte Handlungen, welche eingreifen müssen in die Realität der Erscheinungen.

Mag auch unter dem Gesichtspunkte absoluter Welteinheit jede Mitleiderweisung, welche darauf ausgeht, ein eben vorhandenes Leid zu lindern, insofern zwecklos scheinen, als es derselben nicht gelingen kann, mit mehr als blos palliativer Wirkung den in jedem gegebenen Moment im Ring der Causalitätskette gesetzten Totalbetrag wirklicher Schmerzen zu min-

dern: so tritt doch solcher Einrede aus demselben Gesetze, auf welches sie selber sich stützt, die Ausrede gegenüber, ohne welche alle fatalistische Auffassung ihres wahren Abschlusses entbehrt (Caspari hat sie neuerdings als „confatalistische" Auffassung bezeichnet): es ist im Gange des Weltlaufs auch „darauf gerechnet", dass ich *pro parte virili* einen Theil des mir nicht grade „zugefallenen" Leidens freiwillig dem Andern ab- und auf mich selber nehme — und es bleibt so der Ethik die praktische Frage nach der factischen Repartition, sozusagen des von Allen aufzubringenden Zollcontingents an Leidenssteuer als ihr eigenthümlicher Bereich in unanfechtbarer Position belassen. Die Negativität des Daseins entbindet uns dessen nicht, dass wir der dialektischen Correlation zwischen Anspruch und Leistung, zwischen Leidenspflicht und Genussrecht, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit auch auf dem Felde der Leid- und Lust-Vertheilung als eines lebendigen, selbstthätig durchzumachenden Verhältnisses innewerden sollen. So wenig es eine durchführbare Möglichkeit ist, mit einem Hand in den Schooss legenden Quietismus den ethischen Postulaten gerecht zu werden: ebenso wenig kann, wer noch ein Mensch zwischen Menschen bleiben und sich nicht völlig aus dem Kranz grünenden Weiterlebens ausscheiden will, in hermetischer Abschliessung sich isoliren gegen das Andrängen einer Anzahl mit Spontaneïtät zu übernehmenden Wohlgefühlsminderungen. Nur um solchen Preis ist es ja überhaupt möglich, Einem „eine Freude zu machen"; denn wer dem Entbehren des Andern ein Ende machen, ihm einen Schmerz ersparen, abwehren oder beseitigen will: Der vermag das nur, indem er an seinem Theil zu einem Minus sich versteht.

Denn ob auch das Kriterium des sittlichen Werthes einer Thatsache ausschliesslich in der Gesinnung liegt, so hat doch auch die Gesinnung ihr Absehen auf das gerichtet, was von ihr bewirkt wird für die eigenes oder fremdes Wohl und Weh gestaltende Causalität des eigentlich (wahrhaft) Gewollten. „Das Wort muss Fleisch werden und unter uns wohnen", ehe die Norm als blos gedachte, mit der Kraft eines Motivs bekleidet werden kann: die gegebene Lage erheischt dies oder jenes Handeln — erst so concrescirt das abstracte Sollen zur greifbaren Einzelpflicht. Eine moralische Weltordnung, welche, wie es in der Kritik d. reinen Vern., S. 548 fg., heisst: „die Vernunft sich mit völliger Spontaneïtät nach Ideen macht", ist ein sinnloses Phan-

tasma ohne das Substract einer empirischen Welt, für deren postulirte Form sie ausgegeben wird — ohne solches Substrat ist sie also eine schlechthin inhaltslose Form, d. h. ein Unding, welches im Sinne Kant's schon deshalb keine Causalität haben könnte, weil es ausserhalb der allein Causalität enthaltenden Erscheinungswelt stände und auch ausserzeitlich stehen bleiben müsste, weshalb auch Kant (a. a. O.) nicht umhin kann, auszusprechen: „so sehr sie (die Vernunft) auch Vernunft ist, so muss sie dennoch einen empirischen Charakter an sich zeigen."

In seinem subjectiven Reflex, als Gewissen, ist das Sollen gar erst ein tertiäres Product, wenn wir die Vorstufe des Intellects als secundäre Efflorescenz des Willens ansehen. Die „Gesetze" des Rechts wie der Moral haben ausserhalb des praktischen Lebens in seiner soviel andere Nothwendigkeiten mit sich führenden Noth keinen Sinn, und eine metaphysische Begründung dafür suchen wollen, kann nur heissen, sie aus der Natur des Willens als *ens metaphysicum* und seiner Selbstverwirklichungen herleiten.

Aber mit nichten verschreiben wir uns mit unserer Auffassung einem haltlosen Subjectivismus; im Gegentheil, grade jener strenger gefassten Ethik, welcher das blosse *opus operatum* rein gar nichts gilt, weil es bei der ethischen Dignität einer Handlung darauf ankommt, dass sie ein gesinnungsmässig Gewolltes sei, entspricht unsere Zurückführung der *necessitas debendi* auf die metaphysische Urcausalität des charakterischen *ens realissimum,* und mittels ihrer retten wir dem Mitleid seine absolute Bedeutung als Fundament alles Ethischen, welche es sonst überall da einzubüssen scheint, wo der consequente Individualismus die *unio mystica* der All-Einler durchschneiden muss.

So behalten auch wir einen festen, dem historischen Wechsel wie der ethnographischen Mannigfaltigkeit enthobenen Kanon des Sollens – eben die Bekämpfung des Übels. Zugleich allerdings aber gewinnen wir auch einen Schlüssel für die Wandelbarkeit des Inhalts des ethischen Ideals, die man nur nicht verwechseln darf mit einer Veränderlichkeit und Unsicherheit der Verbindlichkeit des Sollens als solchem. Weil Wünsche, Bedürfnisse nach Völkern und Zeiten verschieden sind (dem Einen ist der Staat Alles, dem Andern sehr wenig, dieser Nation steht die Wahrheit höher, jener die Schönheit u. s. w.), so bekommt unleugbar die Materie des idealen Wollens (i. e. Sollens) phäno-

menaliter ein anderes Aussehen, — aber was als Gesolltes empfunden und anerkannt wird, bleibt doch immer das, was dem Nichtseinsollenden, dem Nichtgewollten — sei es Entbehren oder positives Leiden, Schmerzgefühl u. dergl., — entgegengesetzt ist.

Das ist's zugleich, was unserer Auffassung den *rigor* des Pedantismus benimmt und ihr jene Geschmeidigkeit wahrt, welche dem *Duo si idem faciunt, non est idem* gerecht zu werden im Stande bleibt.

Andererseits verschliessen wir uns aber auch nicht der immerhin aristokratischen Consequenz, dass es die grossen, die heldenhaften Charaktere, *the standard-men* sein müssen, von denen die stumpfere Menge ihre Ideale empfängt: die Grossen und Selbständigen werden so, indem sie Vorbild und Vorschrift ertheilen, die Gesetzgeber für die kleinlich gearteten und unselbständigen Charaktere, und wo das Rechte verfehlt wird, ergibt sich so allerdings auch die Möglichkeit, dass ganze Zeitalter irregeleitet werden, wie das am klarsten in den Perioden des Verfalls hervorzutreten pflegt, als welcher gewöhnlich darin besteht, dass die „sittliche Sehkraft“ ihre Weite verliert und so verkennt, wie auch in der Gesammtheit das Individuum seine Zwecke, seinen Willensinhalt, sein Ideal und damit sein Sollen zu finden vermag.

Denn an sich muss doch wol jedes praktische Ideal seine nähere Bestimmtheit zeitlichen, nationalen und dergleichen Unterschieden entnehmen, womit eben der Inhalt des Sollens selber ein wandelbarer wird, und dazu ist es nur eine besondere Application, wenn auch der wahrhaft gerechte Richter sein Urtheil nach der Individualität des einzelnen Falles (wie sie theils der Thäter, theils das Gethane darstellt), modificirt.

11. Das Recht in seiner realdialektischen Erscheinung.

a. Möglichkeit und Aufgabe der Rechtsphilosophie überhaupt.

Ehe nun aber eine Rechtsphilosophie der Realdialektik wird geliefert werden können, müssen wir etwas beibringen zur Realdialektik der Rechtsphilosophie, indem wir uns vor die Frage gestellt finden: ist eine Rechtsphilosophie überhaupt möglich? welche mit andern Worten besagt: ist, was unter den Namen

„Recht“ befasst wird, lediglich eine historische Erscheinung, von welcher die Wissenschaft höchstens wie von andern lebendigen Entwickelungen eine naturgeschichtliche Beschreibung zu geben vermag, oder liegt dem Allem ein gemeinsames Princip zu Grunde, für welches die Rechtsphilosophie die bündigste Formel zu suchen hat? Denn freilich der Hoffnung wird sich die Philosophie vorneweg entschlagen müssen, auf dem Constructions-Wege der All-Einler je zu dem hier Gesuchten zu gelangen: der Panegoitität jederlei pantheistisch-monistisch aufgefassten Weltordnung muss das Wesen derjenigen ethischen Functionen, welche wir als „Rechtsverhältnisse“ zusammenfassen, total unverständlich bleiben, da ja doch solche ausschliesslich auf der gegenseitigen Abgränzung wesentlich individueller Willenssphären beruhen. Das Recht waltet ja eben zwischen „Personen“ und die Persönlichkeit ihrerseits coincidirt mit dem *caput:* Das Individuum erfasst im Kopfe die Einheit seines Ich als eine selbstbewusste, deren unbewusstes metaphysisches Substrat die Einheit des Charakters ausmacht, als dessen Herberge das Herz symbolisirt wird. Die Selbstbehauptung eines solchen denkend-wollenden Individuums macht den Inhalt des Rechtslebens aus, und man soll es dem Individualismus nicht ohne Weiteres als die einseitige Systematisirung des Egoismus auslegen, wenn er von hieraus seinen Ausgang nimmt und das jedem Recht sich gegenüberstellende Correlat der Pflicht als das Secundäre betrachtet, obgleich zwischen wirklichen Correlaten ja überhaupt im logischen Sinne kein *Prius* noch *Posterius* besteht — empirisch aber, oder *πρὸς ἡμᾶς* wird sich doch noch leichter behaupten lassen: das Ich komme zunächst von sich selber her und gehe auf seine eigene Selbstgarantirung aus, als dass die Pflicht der Selbstbeschränkung dem Dasein dessen, was sich selbst beschränken soll, voraufgehen könne. Pflichten bestehen ja überhaupt nur gegen andere lebende (gleichartige) Wesen. — Rechte sind, wenigstens idealiter, auch schon vor und ausserhalb jeder menschlichen Genossenschaft an den oder auf die Gegenstände der leblosen Natur vorhanden. Mag Rousseau's *contrat social* auf noch so schwachen Füssen stehen: ein Grundgedanke ist unzweifelhaft daran richtig: Robinson hat, bis sich ihm der Freitag gesellt, das uneingeschränkteste Recht auf alle in seinen Willensbereich fallenden occupabeln Dinge seiner Insel, als deren Herr er sich so lange und zwar *optima fide* fühlt — und noch

heute darf keiner dem Andern die Luft vor der Nase wegschnappen. Sehen wir uns also, weil uns die „speculative“ Grundlegung des Rechts seitens der All-Einler im Stich lässt, lieber nach der Haltbarkeit der historischen um.

Einer Abhandlung, welche ich für die Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, von deren Redaction angeregt, über dies Thema geschrieben habe, entnehme ich hier nachstehende Hauptgedanken.

Historische Forschungen führen — das zeigt insbesondere auch die deutsche theologische Wissenschaft seit einem Jahrhundert — zunächst auf kritische und damit bald auch auf skeptische Wege. Das erzeugt früher oder später ein Gefühl allgemeiner Zerfahrenheit, bei welchem auf die Dauer auch den Fachleuten allerstrengster Observanz nicht mehr geheuer sein kann, weil die Leitung durch die vielseitiger erfahrene Mutter aller eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen — als wofür nun einmal die Philosophie zu gelten hat — sich doch nicht für immer entbehren lässt.

Die Befangenheit blosser Fachgelehrter führt gar zu leicht in Einseitigkeiten ab, welche so oder so das Ziel aller gemeingültigen Formulirungen mehr verhüllt als erhellt. Was dabei bankerott macht, ist immer wieder jene blos verallgemeinernde Abstraction, die auf dem Wege des entleerenden „Hinausdenkens“ zu allumspannenden „Begriffen“ zu gelangen hofft — etwas, was heutzutage im Bereich der Jurisprudenz nicht übel als „raisonnirende“ Methode bezeichnet wird.

Je mehr aber im angesammelten Material das scheinbar Unvereinbare sich aufhäufte, desto weniger schien es möglich, in solch Gewirr von Widersprüchen noch irgend einen gemeinschaftlichen positiven Gedanken hineinzutragen — und es half auch nicht, dass man mit immer vageren Merkmalen sich begnügte: jede neue Entdeckung sprengte wieder das kaum gestaltete Gefäss: jeder jüngere Definitionsversuch scheiterte noch kläglicher als seine Vorgänger.

Mochten die Bedingungen auf Seiten des Gegenstandes oder die auf Seiten menschlicher Erkenntnissfähigkeit überhaupt so beschaffen sein, dass man schon dicht an den Verzicht auf eine philosophische Bewältigung der von der Rechtsgeschichte gestellten Probleme herangetreten war: jedenfalls war so viel klar geworden: die vulgär logische Methode konnte und kann dieses

an Widersprüchen so überreichen Stoffes ebenso wenig mächtig werden, wie der Antinomien des naturkundlichen Wissens, und was eine längst in Misskredit gerathene Behandlungsweise geleistet hat, war auch nicht dazu angethan. das Verständniss mittels Bestrahlung durch ein ruhiges Licht zu fördern — denn dies Geflimmer hin- und herzuckender Reflexe kann das Auge nur blenden und muss schon sehr bald die Sehkraft bis zur völligen Vernichtung abstumpfen, und selbst die lautesten Lobpreiser der Hegel'schen Rechtsphilosophie mussten zugestehen, diese habe es nicht weiter gebracht als die Euklidische Mathematik mit ihren geometrischen Beweisen, es war wohl das Dass aufgezeigt, aber nicht das Warum: man sah zwar wie unter einer Glasglocke das Uhrwerk gehen. aber die eigentlich treibende Feder entzog sich doch auch so noch den Blicken: der Antagonismus der Räder war zwar sichtbar, aber darum noch lange nicht begreiflich gemacht, solange man sich der einzig richtigen Erkenntniss verschloss, dass tief im Innersten des Gesammtgetriebes der allein alle Kraft und alles Leben verleihende Wille stecke.

Andererseits jedoch verhielt sich die dieser Erkenntniss zuführende Willensmetaphysik in ihrem Begründer selber, vermöge eines leicht zu durchschauenden Evolutionsgesetzes, zunächst wieder spröde gegen alles Dialektische und beruhigte sich deshalb bis auf Weiteres bei dem negativen Geständniss: die positive Grundlage des Rechtsbegriffs sei bei dessen privativem Gegentheil zu suchen: vom Unrecht müsse man ausgehen — das sei, wie jedes andere Übel und jeder Schmerz an sich schon wesenhaft klar und unmittelbar verständlich — das Recht selber dagegen gleiche gewissen chemischen Elementen, welche sich rein gar nicht darstellen lassen.

So gehören die Aporien des Rechtslebens zu den ältesten und wirksamsten Factoren für die Existenz einer Realdialektik, als einer mit dialektischen Hebeln arbeitenden Willensmetaphysik. Als solche konnte sie u. A. zu allererst auch dem Bedingungsbegriff durch Zurückführung auf seinen rechtshistorischen Ursprung zu seiner rechten wissenschaftlichen Würdigung verhelfen, und sie darf das Lob Baco's: die tiefgeschöpfte Philosophie führe zur Gottheit zurück in ganz besonderem Sinne für sich in Anspruch nehmen. Denn während die Andern in der Verzweiflung am halben Widerspruch dahin gebracht werden können, allen

Glauben an ethische Mächte einfach aufzugeben, gewinnt sie in der Vollendung des ganzen Widerspruchs den dort gefährdeten Halt unversehrt zurück und wird sich nicht ohne Stolz solcher Mission im Dienst der erhaltenden Mächte bewusst — ist sie doch zum Voraus dessen sicher und gewiss, dass kein logisch noch so wuchtiger Ansturm kritischer Bedenken dem Fundament ihrer Ethik irgend etwas anhaben kann: das Ethische ist ihr ein ebenso Unvernichtbares wie alles Andere von wahrhafter Willensnatur auch.

So erledigen sich der Realdialektik bereits aus ihren metaphysischen Voraussetzungen die Vorfragen: gibt es überhaupt eine (absolute) Ethik oder nur gewisse wechselnde evolutionistische Gebilde von transitorischer Geltung? Haben wir es in den Sätzen der Moral nur mit den Producten einer logischen Consequenz aus gewissen Prämissen zu thun, oder gibt es etwas im metaphysischen Wesen Urständendes, aus dessen realdialektischer Natur Herleitbares, was auch die Kernessenz aller ethischen Substanz ausmacht und mithin auch die Aussicht gewährt, dem Rechte in irgend welcher Form eine wahrhaft allgemein gültige Bedeutung abzugewinnen?

In der Rechtsphilosophie gibt es ja eine Richtung, welche das Resultat fester Normen aus einem Ansatz statischer Elemente glaubt errechnen oder nach dem Schema logischer Formulirungen meint construiren zu können, wie der mathematisirende Physiker alle krafterfüllte Relationen in hohle Proportionen umsetzt — und das Fiasco, welches dabei herausgekommen, ist es ja vorzugsweise gewesen, welches grade die Fachjuristen — auch solche, welche das metaphysische Bedürfniss in sich selber sich regen spürten — zur Verzweiflung an der Möglichkeit einer Rechtsphilosophie überhaupt führte. Vor ihrem vergleichenden Blick lag nur der Schutt der Jahrhunderte aufgethürmt, und was sie unter der Massenhaftigkeit des aus allen Ländern und Zeiten Herangeschleppten erstickt fanden, war eben jenes *punctum saliens* eines (Gedanken-) Keimansatzes, ohne welchen auch alle darwinistischen Potenzen aus der Geltung blosser Bedingungen niemals heraustreten. Da gilt es eine grossartig wegräumende Nach- und Ausgrabung zu veranstalten und spähenden Blickes auf die Entdeckung auszugehen, ob sich intuitiv etwas wolle erfassen lassen, was die Probe besteht, dass es auch wirklich auf die ganze breite Mannigfaltigkeit Anwendung leidet.

War also vielfach, wo die Realdialektik nicht hinleuchtete, die Hoffnung, welche man auf die historische Forschung gebaut hatte, so in einer selber realdialektischen Ironie zu einem Verzweiflungsmotiv verkehrt — hatte der historische Zug, von welchem sich unsere Zeit ja so gern rühmt, dass sie sich von ihm beherrschen lasse, Fundamente, die schon für festgelegt gegolten, nur untergraben mittels seiner vielgepriesenen kritischen Methode, statt neue zu errichten: dann war es nicht minder realdialektisch und ironisch, dass die an sich selber desperat gewordene Einzelwissenschaft ihre Zuflucht nahm zu jener Universalbetrachtung, welcher sie selber vor noch nicht allzulanger Zeit unhöflich genug die Thür gewiesen hatte: die soll zwingen helfen, was sonst alle geistige Beherrschung zu eludiren droht.

Da ziemt sich denn freilich wol für beide Paciscenten ein entsprechend Theil Selbstbescheidung, wenn nun in die Verhandlungen über einen Cooperations-Vertrag soll eingetreten werden: die Philosophie entsagt dabei einer ihrer allerältesten Prätensionen: sie prätendirt hinfort nicht mehr, Alles in vorher fertig gestellte und parat gehaltene Schemata zwängen und nach dem Rahmen abstract logischer Begriffsnetze construiren zu wollen — aber sie macht sich auch nicht mehr zu allerlei unmöglichen Dingen anheischig, verspricht nicht mehr simple einheitliche oder gar exacte und correcte Unterbringung (Subsumtion) und Ableitung (Deduction) aller denkbaren oder empirisch irgendwo und irgendwann „gegebenen" Details — sie erklärt vielmehr zum Voraus, ihre Aufgabe für gelöst ansehen zu wollen, falls es ihr nur gelingt, ein näheres Ziel zu erreichen, und meint in der That, mit sich selber, als einer nicht umsonst unternommenen Denkarbeit, zufrieden sein zu dürfen, wenn es sich am Ende herausstellt, dass von dem Ertrage, welchen die historische Garbenschnitterin eingeheimst, kein Körnchen unverwerthet zu bleiben braucht, sofern es nämlich an seinem Theile mitwirken mag, anderweitig gewonnene Erkenntniss durch fernere Bestätigung noch fester und sicherer zu erhärten. Denn ist das Constante in der Variabilität das eigentliche Object metaphysischer Einsicht, so erscheint ja die Constanz als um so besser garantirt, je buntere Gestaltungen des Variabeln sie in sich befasst.

In ihrer besondern Eigenschaft als Realdialektik gedenkt aber unsere Rechtsphilosophie auch von solchen Theorien sich

nicht captiviren zu lassen, welche mit besonders starker Versuchungskraft sich ihr nahen möchten, wie etwa der Extractiv-Begriff der Solidarität, demzufolge der Einzelne am besten für das eigene Wohl sorgt, wenn er das der Andern nicht ausser Acht lässt, und in gelegentlichen freien Verzichten handelt, wie wenn er sich von antiegoistischen Motiven leiten liesse. Allein wie Vieles bleibt von seiner Unzulänglichkeit unumspannt, was doch unzweifelhaft in den Rechtsbereich gehört — z. B. das Verständniss für die allmähliche Beschränkung der *patria potestas*, welche doch erst begreiflich wird, wenn man sich klargemacht, wie das individualistische Princip sich praktisch wie theoretisch immer weitere Kreise erobert.

Die ganze Stellung nun aber, welche die Realdialektik nach dem Bisherigen zum Recht einnimmt, gibt die Gewähr dafür, dass sie noch weniger als andere Systeme — von mehr dogmatischen Lehrmeinungen — sich vermisst, auf das Materiale des Rechts irgend welche Einwirkung gewinnen zu wollen. Jeder derartigen Tendenz steht sie schon dadurch fern, dass sie ja nicht so sehr über das Recht, als aus dem Rechte heraus zu philosophiren vorhat. Darum darf sie hoffen, vielmehr auch auf dem Rechtsgebiet ihre erlösende Kraft zur Geltung bringen zu können. Indem sie mit dem antilogicistischen Element ihrer Bestrebungen sich auflehnt gegen die Tyrannei des blossen Begriffs, wird sie sich schon *eo ipso* jedes Versuchs enthalten, doctrinäre Vorschriften oder auch nur Weisungen und Winke zu ertheilen — eben deshalb aber auch sich niemals imponiren lassen von den absolutistischen Velleïtäten jenes Definitions-Despotismus, welchen man grade auch in der juristischen Dogmatik so argen Unfug treiben sieht. Eigentlich nur ironisch kann sie sich dazu verhalten, wenn z. B. neuerdings bei der Erörterung staats- wie völkerrechtlicher Fragen die ganze Entscheidung in die Auslegung des Wortes „Souverainetät“ sollte gelegt werden, als ob dies nicht ebenso gut von dehnbarem Inhalt und Umfang sein könnte, wie tausend andere Denominationen sonst noch.

Da sieht der humoristisch angeregte Zuschauer einen Interpreten dem andern Decrete entgegenoctroyiren, die jedes für sich die volle Unwidersprechlichkeit prätendiren — und nach solchen Quisquilien soll wol gar schliesslich über das Schicksal ganzer Nationen Verfügung getroffen werden. Was für jeden Unbe-

fangenen Sache einer vielfach rein conventionellen, also zufällig bestimmten Determination ist, wird in erregter Debatte, wo beiderseits ein *pruritus infallibilitatis* kaum verhehlt wird, wie ein Bestandtheil eines unabänderlichen *Credo* be- und verhandelt.

Woran in Recht wie Moral die Realdialektik viel lieber appellirt, das sind — vermöge ihres Intuitivcharakters — der Takt und der Instinkt — zwei psychische Mächte, welche bekanntlich um so mehr verkümmern, je üppiger Reflexion und „vernünftige" Syllogistik aufwuchern. Oder wie viele unserer Richter wissen denn noch die Sprache des guten Gewissens zu unterscheiden von den Rabulistenkünsten sophistischer Anwälte und finden es nicht viel bequemer, ohne erst lange auf Untersuchungen persönlicher Glaubwürdigkeit sich einzulassen, die Sache rasch zum Abschluss zu bringen durch ein summarisches Zeugenverhör? Darin wird die unbefangene Betrachtung auch den eigentlichen Motor zu suchen haben für den Ruf nach Geschwornen- und Schöffengerichten; denn trotz aller dabei zu Tage getretenen Missstände erschienen und erscheinen diese noch immer als das kleinere Übel, sofern man darauf vertrauen darf, dass der präoccupirten Abstraction des Berufsrichters gegenüber die Intuition der vorurtheilsloseren Naivetät zur Geltung kommen, die verknöcherte Doctrin ihr Correctiv an der lebendigen Anschauung finden sollte.

Allerdings aber wird die Realdialektik hier wie überall vor einer Gefahr ganz anderer Art sich zu hüten haben: sie muss sich unter allen Umständen soviel Selbstbesinnung wahren, um nicht jede Auffassung schon deshalb für wahr hinzunehmen, weil dieselbe dem realdialektischen Schema des allgemeinen Widerspruchs conform ist. Wirft sie den logischen Formulirungen vor, niemals die Totalität der Einzelfälle erschöpfend umfassen zu können, so hat sie sich ihrerseits nur um so behutsamer vorzusehen, dass sie nicht in denselben Fehler verfalle, welcher bei ihr noch um so bedenklicher sein würde, als ihr die Versuchung viel näher liegt, ganz im Vagen eines blos Negativen zu verharren.

Sie muss also vorneweg darauf Bedacht nehmen, ihrem Selbstentzweiten einen concreten Inhalt beizulegen — das Ja und Nein des blossen Widerspruchs auszustatten mit den Bestimmungen individuell lebendiger Beziehungen und nicht etwa Alles auf die Unterschiede von Mein und Dein, auf die blosse Abgränzung

der Eigenthumssphären zu stellen, sondern sich den Blick offen zu halten für die subtileren Maschenzüge zwischen den Knotenpunkten der Real-Relationen — selbst da, wo deren Vermittelungen in's nicht mehr Wahrnehmbare zu verlaufen drohen, wie bei dem technischen Detail gewisser processualischer oder internationaler Bräuche und Formalitäten, wobei man sich meistens ohne nähere genetische Erforschung begnügt mit Constatirung eines irgendwie ritualen Ursprungs, wie wenn solcher nicht selbst wieder ein Problem implicirte.

Auch die Verkuppelung der Begriffe von Recht und Staat, wie sie neuerdings so sehr beliebt geworden, führt den nächsten Aufgaben der Rechtsphilosophie gegenüber nur zu einer Erschwerung der Lösung. Denn offenbar lässt sich noch eher hoffen, eine alle Rechtsbeziehungen in sich schliessende „Rechtsidee" zu extrahiren, als ein Begriffsschema zu entwerfen, in welches sich die unendlich mannigfaltigen Formen alter und neuer Staatsbildungen spannen liessen. Die Unterschiede und Grenzlinien zwischen Staat und Gesellschaft sind sicherlich noch ungleich vagere und leichter verschwimmende als die zwischen Recht und Moral. Nehmen wir dabei „Idee" im Sinne eines unabänderlichen, „ewigen" Begriffs, so ist die Aussicht sehr gering, dass jemals ein allgemein gültiger, von allen besondern Bedingungen unabhängiger Begriff des Staates, also einer, der mit den Dignitätsattributen einer Idee ausgestattet wäre, sich sollte ermitteln und mit den unentbehrlichen concreten Bestimmtheiten sollte fundiren lassen.

Denn mag auch die historische Rechtsvergleichung ihrem Rechtsbegriff noch so viel Elasticität vindiciren: irgendwo wird diese Dehnbarkeit an unverrückbaren Schranken urethischer Postulate doch einem Bis hierher und nicht weiter! begegnen — und mag der ethische Darwinismus an den Entwickelungsmomenten der sittlichen Gesammtgeschichte der Menschheit auch noch so viel Zeitlich-Zufälliges aufweisen: vor irgend einem letzten Keim der ethischen Verhältnisse muss dennoch das analysirende Blosslegen vergänglicher Formen Halt machen, so gut wie in der eigentlichen Biologie — und diese unzerstörbaren Zellen des ethischer Betrachtung unterstellten Daseins bleiben dem blos zersetzenden oder analysirenden Forscher ein ebenso räthselhaftes Factum wie der rein physikalisch-chemischen Wissenschaft die ersten spontanen Regungen des Protoplasma.

Umgekehrt ergeht es uns dagegen bei dem Versuch, aus den unablässigen Fluctuationen staatlicher Gebilde jenen logisch-psychologischen Niederschlag zu fällen, der als „Begriff“ geeignet wird, als sprachlich transportables Gemeingut verwendet zu werden.

Denn hier überwiegt das Wandelbare dermaassen, dass nicht abzusehen, wie sich aus solchem Gewirre überhaupt ein substantial fester Grundstock solle herausschälen lassen, an welchem nicht zu schütteln noch zu rütteln wäre. Hier verschwinden alle scharfe Umrisse für typisch ausgegebene Gestaltungen vor genauerem Hinsehen eben so unaufhaltsam, wie vor den letzten Consequenzen darwinistischer Anschauungen alle Gattungen und Arten Einem unter den Fingern zerrinnen und zerfliessen und nichts übrig bleibt, als eine individualitätslose Monere, die in ihrer armseligsten Dürftigkeit dennoch die potentielle Präformation aller wirklich gewordener Lebensformen soll enthalten haben — ein logischer Widerspruch, so dickdrähtig wie möglich, und deshalb über sich selber hinausweisend, entweder in sein striktestes Gegentheil, die reaktionäre Repristination der Lehre von unzählbaren vielen Schöpfungscentren — oder in die Perspective auf realdialektische Pfade zu Hypothesen einer charakterologischen Henadologie, deren metaphysisch antilogisches Fundament sie ja zu einer Versöhnung mit allen realiter „gegebenen“ Widersprüchen befähigt.

Ihrerseits aber steht ja die Realdialektik zum Rechtsgebiet nicht anders wie zu andern Objecten philosophischer Betrachtung: ihr nächstes Interesse befasst sich in die Frage: lässt sich das dort sich darbietende Erfahrungsmaterial ihrem Rahmen an- und einpassen, ohne dass man nöthig hätte, es erst zu recken und zu strecken, zu dehnen oder zu kürzen — und erprobt sich auch daran, an dem Inhalt des allgemeinen Rechtsbewusstseins (— zunächst abgesehen von allem Singulären, local, temporell, national oder sonstwie zufällig Bedingten —) ihr, nunmehr für die meisten andern Erkenntnisssphären bereits durchgeführtes Prinzip? In solchem Sinne hatte ich (in einer schon früher für die genannte Zeitschrift geschriebenen Studie über Felix Dahn's: „Die Vernunft im Recht“) gesagt: „ihr kann nur daran liegen, dass dem Rechte seine rechte Stelle angewiesen werde im System menschlichen Erkennens, aber sie glaubt, eine metaphysische Essentialbedeutung und damit Majestät des Rechts

behaupten zu können, welche diesem eine ganz andere Selbstherrlichkeit wahrt, als wie jemals die noch so hoch gespannten Prätensionen der Souveränität eines blos logischen Formalismus ihm verleihen könnten." Ihre Unbestechlichkeit aber konnte sie bewähren, als sie (ebenda) ihre Sympathieen nicht gefangen nehmen liess, wo ihr der „Zweck im Recht" verheissen ward (von Rud. v. Jhering), sondern sie trotz ihrer antilogistischen Tendenz sich viel williger belehren liess von dem Vertreter „der Vernunft im Recht". —

Aber freilich bleiben wir auch bei gehobenem Selbstgefühl der angekündigten Bescheidenheit getreu, denn die Realdialektik erklärt (a. a. O.). . . in der factischen Gestaltung des jeweilig an den verschiedenen Orten geltenden Rechtsbestandes nichts Höheres suchen zu wollen, als einen *modus vivendi* nach Maassgabe des metaphysisch vorhandenen Realwiderspruchs in seiner, nach den Bedingungen seiner historischen Selbstverwirklichung wechselnden Balance.

Mit der so limitirten Aufgabe stehen wir nun bereits so nahe an der Schwelle der immerhin auch von uns zu leistenden Definitionsaufgabe, dass wir den vorigen Satz von dem nächstfolgenden, mit welchem er ursprünglich zusammengerückt war, auch hier nur zu trennen brauchten, durch die Zwischenüberschrift:

b. Der Rechtsbegriff der Realdialektik.

Recht ist die einzig mögliche Form der Selbstbehauptung: nämlich diejenige Selbstbejahung, welcher so viel Verneinung mitgegeben ist, als zur Verwirklichung noth thut. In immanenter Wechsellimitation zwischen Selbstisch und Billig actualisirt sich das Recht, und die Gerechtigkeit ist, wie längst gesagt ward, der Wagebalken im Schwanken zwischen Beiden. Insofern kann man sogar auf dem Boden Schopenhauer's stehen bleiben, welcher am Begriff des Rechts nur das negative Moment herausgekehrt wissen wollte: die Negation des Unrechts (so durch's Unrechtleiden selbst metaphysisch der Lust innig verwandt als der Negation des Schmerzes). Hier an der gemeinsamen Wurzel, und doch noch in völliger Unabhängigkeit von einander, coincidiren Recht und Moral in dem Grundsatze: was Du nicht willst, dass Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht — denn hier, wo auf dem Boden des Rechts

die Verbindlichkeit in das Wollen der Gegenleistung gesetzt wird, ist das Fundament des reinen Egoismus noch nicht weiter verlassen, als es die unentbehrliche Coëxistenz der Vielen *per se* schon fordert, so weit ist kaum einmal von etwas „Idealem" dabei zu sprechen, weil hier noch recht eigentlich realistisch unmittelbar *res* gegen *res* steht.

Ein actuelles Rechtsverhältniss gibt es ja überhaupt blos, wo die Anerkennung meiner Existenz erkauft wird durch meine Anerkennung der fremden Existenz: jedes Recht verwirklicht sich so oder so in der Gestalt eines Austausches: von jenseits her verlange und empfange ich die Gewährleistung der nämlichen Garantieübernahme, welche ich meinerseits zu gewähren bereit bin, eben unter der „Bedingung", dass mir das Meinige gewahrt bleibe.

Solange man mit Plato die Gerechtigkeitsnorm aus dem *Suum cuique* deducirt, statt umgekehrt dieses aus jener, bewegt man sich in einem Kreise, welchen erst die Realdialektik zu durchbrechen vermag. Denn was wahrhaft Einem zukommt und angehört, danach eben fragt es sich und darüber kann nicht die zufällige *lex lata* des factisch Vorhandenen, sondern nur die metaphysisch gründende *lex ferenda* eines ethischen Postulats entscheiden. Dieses aber hinwiederum bemisst sich an der realdialektischen Kehrseite zum einseitig egoistischen Wollen: am Mitwollen des Fremden, weil Nichtwollen des Eigenen. Dass uns das Etymon von „Staat" auf einen *status* hinweist, der vorneweg als ein *status aequilibrii* mag charakterisirt sein, beweist nicht, dass jede augenblicklich grade verwirklichte statische Compensation als eben gegebener positiver Rechtsbestand, nun auch *eo ipso* selber als normirender Maassstab, zu gelten habe. Zum Rechte gehören eben allemal mindestens Zwei — und solange sich die in absoluter Starrheit gegenüberstehen, kann nun und nimmer ein Nachgeben stattfinden: Elasticität ist nur denkbar, wenn beiderseits eben ein Doppelwollen sich dem andern accommodiren kann. Ohne freiwillige autonome Unterordnung degradirt sich ja selbst die Macht des Gesetzes zu einer blossen Folge augenblicklicher Furcht. Deshalb wolle man auch den charakteristischen Unterschied nicht unbeachtet lassen, welchen das realdialektische-deducirt-sein der resultirenden statischen Verhältnisse für unsere gesammte Ethik mit sich bringt. Erschien das Sollen wie wir es oben (Kap. 10) her-

eiteten idealiter gewissermaassen zugleich als ein Müssen, so war es ein Müssen doch nicht für den concret vor uns stehenden Einzelnen und für den Umfang dessen zufälliger Individualkraft, sondern nur nach dem allgemeinen Durchschnitt. und dass dieses Durchschnittsexempel allemal einen Rest lässt, dass vermöge der realdialektischen Willensnatur keine denkbare Rechtsdefinition rein aufgeht, fällt zusammen mit dem allgemein logisch-ethischen Satze, dass jede absolute Hingebung eine den Identitätssatz selber aufhebende Unmöglichkeit verwirklichen müsste, weil für die Grundvoraussetzung der autonomen Selbstbestimmung kein Selbst mehr da sein würde, wenn alle Selbstheit darangegeben wäre.

Darum eben ist die erste und Generalbedingung jeder wechselsweise verbindlichen Vertragsstellung die (zunächst immerhin nur ideelle) Selbständigkeit der Contrahenten: Kinder oder sonst unmündige gelten für nicht „rechtsfähig“ — und das absolute Recht des schlechthin Isolirten tritt aus seiner reinen Potenzialität erst heraus im Verkehr mit einem zweiten *in abstracto* gleich berechtigten Individuum — um eben mit seiner Actualisirung sofort auch seine reine Absolutheit dranzusetzen und in selbstgegebener Relativität sich zu verwirklichen. Selbstlose Glieder haben, wie der Leibeigene des despotischen Staats und das *infans* (im Englischen heisst jeder Unmündige als solcher *infant*) der *patria potestas* gegenüber, noch keine positiven Rechte, — nicht einmal das negative auf's leere Weiterexistiren. Zwischen ihnen und der Gesammtheit, der sie angehören, besteht wie zwischen den Theilen eines organischen Leibes unter einander und zu dessen Totalität nur das Verhältniss einer factischen Gebundenheit, aber keinerlei in den ethischen Formen der Gewissensstimme sich aussprechende autonom anerkannte Norm. Autonomie, diese Vorbedingung aller ethischen Zurechnung ist ja überhaupt nur denkbar, wo ein wahres αὐτός ein echtes Selbst, ein veritabel auf sich selbst Ruhendes vorhanden ist — bei blossen Dingen und willenlosen Sklaven ist die Autonomie ein sinnlos Wort, ein unvollziehbarer Begriff.

Logik und Sprachphilosophie zeigen uns, wie das schematisch unbestimmte Phantasma mittels der intuitiven Rückkontrole am concret Einzelnen sich ausläutert zur wohl definirten Begriffssphäre, und ganz ebenso hat auch die systematische Fassung und Einreihung des Moralgebots in die Gesammtheit sich zu

vollziehen, wie dieses sich mittels des ethischen Instinkts herauskrystallisirt aus dem Chaos der empirisch gegebenen Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch. Und dabei sieht es mit der Trüglichkeit des so Resultirenden nicht anders aus als mit der ganzen übrigen menschheitlichen Begriffsbildung auch, welche ja gleichfalls noch ein unfertig im Process des Werdens Begriffenes ist. So steht für das rein Theoretische nicht minder, wie für das eminent Praktische, die zukünftige Periode einstiger vollkommenerer Coincidenz zwischen Thatsachen und Begriffen, Idee und Wirklichkeit noch erst abzuwarten. Und grade auch die ganze Entwickelung des Rechtssystems ist nichts Anderes als die fortschreitende Annäherung an das Rechtsideal in der Application der positiv fixirten Rechtsnormen auf die in immer wechselnden Combinationen sich neugebärenden Verkehrsformationen, wie ja denn auch ein neuerer Rechtsphilosoph Verkehr und Gesellschaft gradezu als Wechselbegriffe behandelt hat.

Dem Ethiker aber — von welchem eventuell auch der blosse Rechtslehrer seine höchsten und letzten Normen zu entlehnen haben würde — liegt es ob, aus allen Coëxistenz-Verhältnissen das höchste Sublimat des geistigen Aromas zu extrahiren. Er hat dem stofflich Klobigen der realen Mächte, dem Mathematiker gleich, die blossen „Functionen" zu abstrahiren.

Jede ernstere und tiefer angelegte ethische Natur — und das ist ihr eigentliches Kennzeichen — fragt sich in einem andern und höheren Sinne als der Egoist, *vis à vis* jedes Erlebnisses: *quid hoc ad me?* was und wie geht das mich an? was sagt das eben mir? was will das mir und grade von mir? warum kommt das grade mir so? was soll ich daraus entnehmen? wozu gelangt es überhaupt an mich heran (vielleicht nur als Problem des metaphysischen Bedürfnisses, ohne jede unmittelbar praktische Beziehung)? Und wo ein solches Fragebedürfniss unabweislich sich aufdrängt, da waltet in dem daraus entspringenden Forschen das grundsuchende Bemühen ob, den sittlichen Elementarstoff eben so weit zu „durchgeistigen", dass er in jenem Sinne der Mathematiker nur noch als reine „Function" vor unserem inneren Auge sich abspielt — eine Sublimirung des Abstractionsprocesses, vor deren naheliegenden Gefahren von uns bereits wiederholt sattsam dürfte gewarnt sein. Die Correctheit logischer Consequenz können ja gewöhnlich die entgegen-

gesetzten Extreme mit gleichem Rechte in Anspruch nehmen: das Princip der Solidarität führt eben so „denkrichtig“ dem Communismus zu, wie der absolute, von jeder Selbstbeschränkung sich lossagende Individualismus zum atomisirenden Zersplitterungs-Anarchismus der Pariser Commune. Aber wer nichts will als nur „Ordnung“ und deren Garantien, kann sich auch ebenso wenig retten vor den *beneficiis obtrusis* des reinen Militarismus, wie wer immer wieder nach „Autorität“ schreit, vor der Geistesunification des infallibilistischen Papstthums als „höchster Synthese“ oder dem einfach despotischen Cäsaropapismus als staatlicher und kirchlicher Zuspitzung in einer einzigen, politische wie geistliche Gesammtheit als solche nach dem *L'Etat c'est moi* repräsentirenden Persönlichkeit. Und weil auch die Mischung aus zwei Abstractionen noch keineswegs etwas Concreteres gibt (die demokratische Hierarchie in der Kirchenverfassung Calvin's mag als Beleg hierfür dienen), so flüchtet auch hier wieder die Realdialektik lieber zurück zur einzig wirksamen Quelle wahrer Denkauffrischung, zur unmittelbaren Anschauung. Und da gewahrt sie denn für ihren Rechtsbegriff Folgendes:

Das primärste Rechtsgebiet ist ja nicht die wechselseitige Abgrenzung der im Eigenthum sich darstellenden Kraft- oder „Vermögens“-Sphäre der Einzelnen, sondern das persönliche Begegnen zweier Individuen, das Kreuzen der beiderseits spontan eingeschlagenen Bewegungsrichtungen, ganz analog dem Anprall zweier in ihren Bahnen aufeinanderstossender Atome, deren jedes sich und seinen Platz zu behaupten strebt.*) Der

---

*) So empfinden wir jede *offensio* (der ursprünglichen Wortbedeutung nach unserm „Anrempeln“ nahe genug kommend, wie *laedere* dem „zunahetreten“) als das unmittelbarste Motiv zur propulsiven Selbstbehauptung: *defensio* — und die Wirkung jeder *injuria* ist unmittelbar eine ehrverletzende, das *indignum* wirkt *indignatio*, ist „empörend“, und wer sich Gleichgestellten gegenüber „etwas vergibt“, schädigt unmittelbar seine persönliche Würde.

Was uns am Zufall kalt lässt, ist, dass wir in ihm einem Nichtgewollten glauben gegenüber zu stehen, während alle *indignatio* auf der Voraussetzung einer bewussten Gesinnung beruht, welche uns Unrecht zumuthen will. Dem entsprechend dünkt dem Besonnenen am Richter eine „Gerechtigkeit“ übel garantirt, welche nichts weiter ist als logisch legal und keinen tiefern Halt hat an einer von Grund aus loyalen oder rechtlichen Gesinnung. Was der Willkür ihr Verletzendes gibt, ist ihr

im einen wie im andern Falle aus einer unendlichen Reihe reciproker Compensationen resultirende Zustand der relativen Ruhe zeitweiligen Gleichgewichts ergibt für die Menschenwelt die „Friedensordnung“ (Dahn), deren „Gesetzlichkeit“ so wenig eine schlechthin universelle sein kann, wie die aliquoten Mischungsverhältnisse verschiedener chemischer Elemente. Denn all unser Sollen hat sein Correlat an einem Nichtwollen des Andern; alle Verpflichtung geht zurück darauf, dass wir im gleichen Falle nicht dulden würden, was sich der Andere von uns nicht „will gefallen lassen“. Dafür ist aber offenbar ursprüngliche Gleichheit vorausgesetzt und grade nicht wie Jhering meint, jener Unterschied des Kräftebestandes, welcher den Stärkeren verführt, am Schwächeren Gewalt zu üben. „Du sollst Keinem zu nahe treten“ — weder im brutal buchstäblichen, noch im ideell metaphorischen Wortverstande — das ist die typische Urformel für alle Postulate der Rechtsausgleichung, und Jeder, der Sühne leistet, oder einer Busse sich unterwirft, lässt damit ebensoviel an Beschränkung der auf ihn fallenden Quote der Willensbethätigung über sich ergehen, als er mit dem von ihm verübten Unrecht darüber hinausgegriffen: in diesem Sinne verlangt der Verbrecher die Verhängung der angemessenen Strafe als sein Recht.

Ehe wir nun aber hier auf den nahen Zusammenhang zwischen Strafrecht und Moral hinweisen, mögen ein paar Worte eingeschoben werden über das Verhältniss zwischen Civil- und Criminalrecht.

Verstossen gegen die ideale Norm, und da hindert uns gar nichts, metaphorisch von Willkür als einem allen ethischen Wünschen hohnsprechenden Belieben zu sprechen, wo z. B. in einer Epidemie grade alle Zierden der Nation hinweggerafft werden, und nicht anders war es gemeint, wenn zu allen Zeiten Klagen erschollen über die Willkür einer Gottheit, welche im historischen Verlauf grade der guten und gerechten Sache nicht zum Siege verhalf. Und wenn wir die „grundlose“ Bevorzugung eines Kindes seitens des Vaters eine willkürliche nennen, so sprechen wir damit aus, dass Eltern *ceteris paribus* ihre Kinder mit gleicher Liebe umfassen und sich nicht von rein individuellen Motiven sollen leiten lassen. Das sind aber eben ethische, direct dem Wollen entstammende Maassstäbe — wir fragen damit also nicht nach logischen „Gründen“, sondern nach der Verwirklichung des gewollten Guten, und finden es demgemäss „in der Ordnung“, dass wer sich diesem fördersamer erweist, selber auch mehr Förderung erfahre — es ist nur „gerecht“, dass ein braver Schüler anders behandelt wird als ein Taugenichts.

Das von Jhering (S. 37) aufgeworfene Problem, warum das Strafrecht so viel später sich ausgebildet, löst sich vom willensmetaphysischen Gesichtspunkte einfach durch die Erwägung, dass der Weg von der Rache zur Gerechtigkeit ein weiterer ist als von der blos selbst behauptenden (rein defensiven) Abwehr des Civilrechts. Denn bei jener spielt in die Reihe der Motive sofort der Affect hinein — nur der Zuschauer kann sich die Ruhe der Objectivität bewahren, und selbst der nur schwer — der unmittelbar Betheiligte findet mit seiner *ira puniendi*, wie schon Cicero weiss, kaum je *illam mediocritatem quae est inter nimium et parum*. Das ist's ja auch, was jede Lynchjustiz so entsetzensreich macht.

Von den psychologischen Requisiten eines guten Richters spricht Jhering mit vieler Wärme und hat den menschlichen Durchschnittsschwächen tief genug in's Herz geschaut, um zu warnen dass man nicht auf Kräfte rechne, die nicht da sind, nicht auf Heroismus und Martyrium, sondern auf Mittelmaass der Motivationskraft allgemein menschlich wirksamer Lockungen oder Drohungen.

Wo insbesondere die Unerbittlichkeit des Gesetzes mit dem „guten Herzen" des Richters in Conflict geräth, da ist ja mit der Tragik wieder das direct Realdialektische fertig. Wer Einen verurtheilen muss, den er für nicht strafwürdig hält, ohne dass er darauf rechnen kann, die zur Gnade Berufenen würden dieses Amtes warten, der steht dem Arzte, welcher dem unheilbar und hoffnungslos Leidenden den Gnadenstoss nicht geben darf, noch näher als dem Soldaten, der den Kameraden, welchen er sonst mit dem eigenen Leibe zu decken verpflichtet ist, füsiliren muss — denn keine Versuchung ist sittlich schwerer, als eine Correctur nicht zu üben, zu der man die Gelegenheit in Händen hat.

Für das Strafrecht überhaupt aber mögen sich die Staatsbegriffler die metaphysische Rückversicherung wol gefallen lassen, welche wir ihnen mit unserm Individualismus offeriren. Denn wie hohl lautet die Definition der Pflicht (bei Jhering) als „socialen Bestimmungsverhältnisses der Person", solange sie nicht Inhalt und Rückhalt gewonnen an der Einsicht, dass die Person erst als willensmetaphysische Willensessenz zu einer Dignität gelangt, welche für eine selbstgeltende darf angesehen werden, sofern es zum realen wie idealen Wesen des Willens gehört,

an anderen, ihm seine Motive darbietenden Wesen sein Correlat, zu haben.

Dies ist auch die einzige Auffassung, nach welcher die Ausübung eines Strafrechts zur Aufrechterhaltung der Rechtsordnung in einem besseren Lichte erscheint als dem einer blossen Usurpation der Vielen wider den Einzelnen. Diesen Vielen wohnt ein Recht zu strafen nur insoweit ein, als ihre friedliche Coëxistenzmöglichkeit (Dahn's Friedensordnung) in Frage gestellt wird. Nicht der Wille der Allgemeinheit als solcher entscheidet über die Straffälligkeit — sonst müsste, wie Jhering (S. 475) richtig bemerkt, auch jede Abweichung von der allgemein beliebten Mode rechtlicher Beurtheilung unterliegen (— Jhering zählt freilich auch das Gewicht der öffentlichen Meinung und anderer idealer Mächte unter die Rechtsfactoren, und die tyrannische Intoleranz der blossen Sitte verhängt ja wirklich oft empfindlichere Ahndungen, als wie es irgend ein Strafrichter vermöchte —), sondern der Grund der Bedrohung eines allgemeinen Interesses durch die verbrecherische Handlung. Und wenn Jhering die Bestimmung des Strafmaasses für eine Frage der „Politik" erklärt, so steht er jener Auffassung nicht mehr allzufern, nach welcher der eigentliche Zweck des Strafens in einem Unschädlichmachen des verbrecherischen Willens zu suchen ist — was sicherlich oft wirksamer durch eine tüchtige Tracht Prügel oder Hungercur als durch recht wohnliche Zuchthäuser erreicht wird.*) Und weil wir den Willen betonen als das eigentliche Object und Ziel des Strafens, so bedarf es auch für uns gar keiner Umwege, um den frivolen, d. h. mit voller Absicht geübten, Vertragsbruch für einen Gegenstand der Strafrechtspflege gelten zu lassen — wie ja überhaupt die Grenzen zwischen Civil- und Criminalrecht vielfach flüssig und nur conventionell-statutarisch fixirt sind — in ihrer Wandelbarkeit wol auch nicht ganz unabhängig

*) Hier finden also auch die Mittelstaedt'schen Vorschläge zur Reform des Strafrechts ihre Begründung: wie ein begeisterter Utilitarismus *à la* Stuart Mill spricht es aus Jhering, wo er den Wunsch äussert, ein Adam Smith möge von der nationalökonomischen Seite einen Beccaria unterstützen im Kampf gegen die Maasslosigkeit der Strafe. Wir vertrauen lieber, dass wenn Einer (a. a. O., S. 363) sein Hausthier nicht in der Wuth zum Krüppel schlägt, er sich doch nebenher auch noch ein wenig von Barmherzigkeit werde leiten lassen. So führt auch nicht blos der Zweck der Sicherung der Gesellschaft das Schwert, sondern auch die Idee der gerechten Repression.

von der analogen des Verhältnisses zwischen Recht und Sittlichkeit. Jedenfalls ist die Indignation eine vollberechtigte, welche Jhering lehrt gegen das „doctrinäre Vorurtheil Civilunrecht zu priviligiren“ (S. 478). Denn wenn der Straftarif ein Werthmesser der socialen Güter ist, so muss die Ehrlichkeit auf dieser Preisscala wol nicht hochgestellt sein, wo ihr ungestraft darf hohngesprochen werden. Die Cursschwankungen in solch strafrechtlichen Taxen (wie im Wehrgeld nach Wichtigkeit der verletzten Körpertheile) bieten ja in ihrer Theilbarkeit bei verschiedenen (resp. Gold- oder Nickel-) Währungen den feinsten Nuancirungen den ausgedehntesten Spielraum — wie Wille und Ausführungsart (Complott—Rückfall—Vorsatz—Fahrlässigkeit—Affect—Verschlagenheit) den objectiven Thatbestand ebenso qualificiren lassen, wie das Materielle der *species facti* selber—Tödtung—Verstümmlung—Nothzucht—Brandstiftung—Aufruhr—Defraudation — allemal das Verhältniss eines activen zu einem passiven Wollen darstellen und so sich ganz innerhalb des willensmetaphysischen Rahmens bewegen.

Darum hat ja auch die metaphysisch-realdialektische Charakterologie mit persönlicher Genugthuung Act nehmen müssen, von dem Versuch Binding's, den intellectualen Factor des Handelns in seiner directen Abhängigkeit von der Willensnatur des Einzelnen zur Geltung zu bringen. Demgemäss wird die Aufmerksamkeitspflicht der Besonnenheit, gegenüber der bequemen, sich in fahrlässigem oder impetuosem Benehmen gehen lassenden Denkfaulheit als ein ethisches Ingredienz der That oder Unterlassung betont (wonach sich auch das „Versehen“ als leichtes, mittleres oder grobes abstuft) und Irrthum nur soweit für ein Entschuldigungsmoment hingenommen, als er trotz Aufwendung der gesammten Denkkraft (— einem Acte der Willensspontaneität! —) nicht vermieden werden konnte. Wer dem gehörten Mahnruf der Norm trotzt, handle dolos, culpos dagegen überhaupt, wer es versäumt, die Pflichtvorstellung auf den Plan zu rufen. Verschiedenheit zwischen dem wahren und vorgestellten Willensinhalt bleibe beim Vorsatz undenkbar — lauter Gedanken, deren Detailausführungen als ebenso viel Förderungen der charakterologischen Imputabilitätslehre zu begrüssen sind.

Insbesondere adressirt sich aber auch der ganze Vergeltungsbegriff an den realdialektisch gearteten Willen, indem ein Gewolltes compensirt werden soll durch das entsprechende Nichtgewollte

und so beiderseits Genugthuung — active wie passive — herbeigeführt werde.

Wol wird nur in den allerseltensten Fällen ein eigentliches Wiedergutmachen des angerichteten Schadens, des zugefügten Leids möglich sein. Nur Worte sind widerruflich, nicht ihre Wirkungen, weil die Zeit selber das *irrevocabile tempus* ist — aber soll, weil ein Tilgen des Geschehenen nicht möglich ist, auch dessen Negiren unterbleiben? soll die ideale Wiederherstellung, sollen Reue, Abbitte und andere Satisfactionsweisen für gar nichts gelten? Als die Gesetzgebung die sogenannten Antragsverbrechen classificirte, wollte sie anerkennen, dass persönliche Verletzungen nur nach persönlichen Motiven verziehen oder verfolgt werden können — und deshalb hat es etwas Befremdendes, wenn das Begnadigungsrecht auf Strafe für Beleidigungen ausgedehnt wird, ohne als blosse individualisirende Correctur einer abstracten Gesetzesunvollkommenheit gehandhabt zu werden — also als eigentliches Majestätsrecht, als absolutes *jus condonandi* auftritt.

Am anschaulichsten wird das Wesen der Vergeltung bei der Lüge. Diese findet ihre Aufhebung einzig und allein an der Wahrheit als doppelter Negation des durch die Lüge einfach Negirten. An die Verkündigung der Wahrheit hat aber Jeder einen Anspruch wer, wie auch immer durch ihre Verdunkelung oder Ableugnung gelitten hat, und es würde moralisches Unrecht sein, von solcher Forderung abzustehen, blos weil es bei dem Bekenntniss, bezieh. Geständniss vermuthlich nicht ohne Demüthigung abgehen kann. — Im Gegentheil: das so dem Urheber der Unwahrheit erwachsende Unlustgefühl ist nichts als ein naturgesetzliches Aequivalent für das Quantum Schmerz, welches er durch seine Unwahrheit verursacht hat. Dabei ist freilich mit nichten allemal anzunehmen, dass solche natürliche Compensation auch schon dem ethischen Postulat Genüge leiste. Dem hartgesottenen Lügner z. B., dem nur daran liegt, der äusserlichen Schmerzempfindung zu entgehen, wird nach zugesagter Straflosigkeit das Geständniss nicht schwer werden; aber Derjenige, welcher log, um sich eine Beschämung zu ersparen, empfängt unmittelbar in der Selbstblossstellung grade diejenige Schmerzbereitung, welcher er sich mit dem Leugnen entziehen wollte — und so gewinnen wir aus dieser Betrachtung zugleich den Kanon: die Sühne heischende Ge-

rechtigkeit geht nicht sowohl auf schwere als auf empfindliche Strafen aus, und das reflectorische Nach- oder Mitempfinden dieser macht jene Befriedigung, d. h. Zufriedenstellung, des Rechtssinnes aus, welche wir „Genugthuung“ nennen.

Wenn aber alles „Ethische“ seine Bethätigungssphäre im Innern des Gemüths hat, so dürfen wir unserm Princip der statischen Ausgleichung vor andern den Vorzug zuerkennen, dass es seiner Natur nach die Wärme und Begeisterung der Herzensbetheiligung, mit Einem Worte das eigentliche ἦϑος vielmehr ein- als ausschliesst, weil ja jenes Innewerden einer Satisfaction nur im Herzen vor sich gehen kann. Demgemäss bleibt jede Strafe für den Standpunkt wirklicher „Vergeltung“ werthlos, welche nicht — als ein Nichtgewolltes an dem Gewollten — eine Resonanz findet in der Brust des Bestraften, was allerdings auch voraussetzt, dass dieser aus der Gesinnung heraus gehandelt hat und dass nicht ein blosser *lapsus* vorliegt, bei welchem nur die sozusagen unbeherrschten Glieder einen ganz nach seinem äusserlichen Werthe zu bemessenden Schaden angerichtet haben, wie solches bei Thieren, Kindern und in allen Fällen völliger Unzurechnungsfähigkeit einfach „geschieht“ — ein ganz ausserhalb der ethischen Sphäre verbleibendes *opus operatum*. (Wie weit das aber etwa auch bei dem gern als „unbedacht“ qualificirten Muthwillen anzunehmen sei, darüber zu befinden wird doch jedesmal einer charakterologischen Prüfung des Einzelfalls überlassen werden müssen.)

Jenes äusserste Extrem des *jus talionis* aber, wie es in der Blutrache vorliegt, wird für die Realdialektik insofern lehrreich, als es zuletzt in sich selber sein eigenes Correctiv findet, und unter gewissen Culturbedingungen und bei gewissen Volkstemperamenten ist, nach dem übereinstimmenden Zeugniss verschiedener Ethnographen, so paradox es klingen mag, die Blutrache selber — eben vermöge ihrer unabsehbar grausen Folgenkette — gradezu das einzige, durch Abschreckung wirkende Bändigungsmittel für sonst unbezähmbare Leidenschaften.

Der Begriff der Busse gehört zu den minder zahlreichen, welche aus dem Rechtsgebiet in das allgemein ethische übertragen scheinen, jedenfalls einer der beiden Gebieten gemeinsamen, eine Selbstentäusserung des Eigenen ausdrückend — auch im Sinne der μετάνοια die volle Umkehr des Egoismus — denn wie dieser nicht blos sein Theil will, sondern ein Mehr,

vielleicht Alles, so will die rechte Liebe dem Andern nicht blos seine *pars virilis* (— dies *Suum cuique* ist ja Sache der Gerechtigkeit —), sondern das *plus*, ja Alles überlassen.

Jeder hat das angeborne Recht, keinen Eingriff in seine Willenssphäre, d. h. kein Unrecht, sich gefallen lassen zu müssen — und es ist eine leicht in Verkünstelungen ablenkende Doctorfrage, wo die Grenzlinie zu ziehen ist zwischen dem rein defensiven Zurücktreiben und dem zur Aggressivität übergehenden Vertreiben, denn zu dem eigentlich Offensiven darf dieses noch nicht gezählt werden, weil das *offendere* seinem Wesen nach ein Hinausgreifen über die Sphäre einfacher Selbstbehauptung enthält. Dagegen gehört es noch in den Rahmen des Ringens um das Meine, wenn ich den Räuber verfolge, um ihm das Geraubte wieder abzutreiben. Damit wird diese Grenze zwischen Selbstvertheidigung und Selbsthülfe gleichfalls schwankend: es sind nur verschiedene Äusserungsweisen eines und desselben Rechtsgedankens, wenn der Richter das einmal decretirt: *restituas* oder sich das andermal mit einem blossen Verbot, also der factischen (als Enthaltung sich bethätigenden) Anerkennung des fremden Rechts begnügt. Leistung und Nichtthun eines Untersagten verhalten sich nur scheinbar wie Ja und Nein, in Wahrheit wie die entgegengesetzten Grössen des Mathematikers.

Dagegen ist es von echter Dialektik, wenn die Verbindlichkeit als zum Begriff der Versprechensfunction gehörig dargestellt wird (Jhering: der Zweck im Recht, I, 264). Nur darf man auch hierbei der Macht des rein Logischen nicht allzuviel vertrauen (weil dieses denn doch thatsächlich zu leicht und zu oft Lügen gestraft wird durch wirklichen Wortbruch), sondern man muss auch dafür wieder die eigentliche Garantie in realdialektischem Sachverhalt suchen: wer sein Versprechen halten will, will n i c h t, dass der Andere seine Gegenleistung schuldig bleibe — und es liegt die Klagbarkeit seiner Zusage im Interesse des Schuldners (welcher — a. a. O. S. 262 — die „Zukunft discontirt"), weil er ohne das keinen Credit haben würde — er muss verlangen, dass ihm nicht, wie dem Minderjährigen, die verbindliche Kraft seiner Zusage abgesprochen werde: *ne commercio iis interdicatur.* Sonach ist es aber nicht das rein Logische, was jene Kraft verleiht, sondern das für den eigenen Willen, der etwas erreichen will, Vortheilhaftere und auch dies nur unter der Voraussetzung seiner Constanz — denn wer inzwischen „anderen Sinnes" wird, wird wünschen, das geknüpfte Band (*nexus-obligatio*) nicht zu

lösen (*solvere*), sondern zu brechen (*rumpere-violare*). Darum gibt es ja keine schlimmeren Rechtsverächter als die Launenhaften, denen die Consequenz des Wollens abgeht, oft lässt sich *licentia* oder *arbitrium* angemessen nur durch „Laune“ wiedergeben. Die launischen Despoten sind die gefürchtetsten. Das Wesen der Consequenz aber besteht in der Identität mit sich, wie die erste Bedingung für die Wirksamkeit eines Willens in dessen Dauer.

So erwächst denn allerdings das Rechtsgefühl aus dem Selbstgefühl, aber freilich nicht aus dem schrankenlos egoistischen, sondern aus dem seine eigene Selbstbeschränkung als partielle Selbstnegation bereits in sich tragenden — jedes Geltenlassen eines Nicht-Ich ist unmittelbar eine Willensfunction und mit nichten ein rein intellectualer Act blos theoretischer „Anerkennung“. Vielmehr implicirt jede „Anerkennung“ eine doppelte Negation: wer anerkennt, verzichtet damit darauf, gegen eine eingetretene Gestaltung, in irgend welcher Form Protest zu erheben, will ihr also nicht einmal mehr mit Worten oder auch nur in Gedanken entgegenarbeiten. Denn gelten heisst doch nichts anderes als: nicht angefochten oder bestritten werden: in allgemeiner Geltung steht, wogegen sich entweder gar Niemand oder nur eine machtlose Minorität ausspricht, womit sich also stillschweigend der Gesammtwille eines bestimmt abgeschlossenen Bruchtheils der Menschheit einverstanden erklärt hat. Was sich so in unbewusstem Niederschlag fixirt als ungeschriebenes Gesetz, Sitte, Usance, tausend Dinge des bürgerlichen Lebens, welche auf keinem legislatorischen Specialact beruhen, hat seinen Fortbestand, bis es von irgend einer Seite her „in Frage gestellt“ wird. Solange Niemand „Einspruch“ erhebt oder sich auflehnt, „gilt“ das Vorgeschriebene, wird die Bejahung seines Bestandes präsumirt. Darauf beruht die fundamentale Bedeutung aller Wahlgesetze, denn sie geben nichts als die verschiedenen Ermittlungsmethoden für den Gesammtwillen. Am plumpesten stellt seine Alternative der absolute Despotismus mit seiner Zwangsform: Wollt Ihr? — wo nicht, dann — —. Geniale Individuen, Religionsstifter und Staatengründer sind nur die — zuweilen anticipirenden — Dolmetscher des Gesammtwillens. Aber der autonome Individualwille lässt sich nichts einfach „aufbinden“ (*imponere* nach seiner Doppelbedeutung), — er acceptirt nichts, was er nicht als Reflex seiner eigensten Essentia

wiedererkennen (*agnoscere*) kann — selbst das rein Conventionelle (wo es nicht eben total hohle Form ist) gewöhnt man sich kaum an, ohne es nicht zuvor innerlich auch „gutzuheissen" (*probare*). Es heisst eben alle metaphysische Wahrheit charakterologischen Individualismus auf den Kopf stellen, wenn man mit modernen Staatstheorien alle Autonomie, als ihr vom Staate verliehen, belassen, zu Lehen übertragen ansieht; statt umgekehrt den Ursprung aller Staatssouveränetät darin zu suchen, dass der Einzelne auf einen Theil seiner Selbstbestimmung zu Gunsten der Gesammtheit verzichte, aber den eigentlichen Stamm dieser metaphysischen Freiheit sich doch reservirt, weil er das logisch-metaphysische, wie historisch-empirische Prius des Staatsganzen ist. Wenn statt dessen der Staat beansprucht, das angeblich von ihm nur verliehene Selbstbestimmungsrecht als ein rückziehbares, widerrufliches *beneficium* (*feudum*) wieder an sich nehmen zu können, so ist das vielleicht einseitig juristisch haltbar, aber nimmermehr metaphysisch, und wir gewinnen mit unserer Rechtsauffassung einen ungleich inhaltsvolleren Begriff als er in den Worten gegeben ist: Recht sei die rechte Gewalt. Denn ehe der Gewalt ein solches Attribut darf beigelegt werden, muss schon ein Wollen Anderer positiv anerkannt sein als „gleichberechtigt" — wer Unrecht meidet, muss schon etwas Anderes wollen, als blos die (eventuell gewaltsame) Selbstbehauptung des eigenen Ich. Wo die „Regel", die „Richtigkeit" hinzutritt, da wird die Gewalt selber zu etwas, was ihr Wesen aufhebt: sie hört eben auf, blosse Gewalt zu sein, als solcher widerspricht es ihrem Wesen, sich irgend einer andern, sei es auch nur ideellen Macht zu unterwerfen oder unterzuordnen — und an Dem, was dann entsteht, ist das Geregeltsein und die „Richtigkeit" auch nicht ein blosses Accidens, welches vielleicht ebenso gut fehlen könnte, sondern so sehr die Hauptsache, dass es dessen Wesen ausmacht, nämlich eben „Recht" zu sein — und nur damit dieses als solches sich durchsetzen könne, bedarf es des Merkmals, mit Macht bekleidet zu sein — hört aber auch ohne dies Attribut nicht auf, es selbst zu sein und sein ideelles Wesen zu behaupten.

Das lässt sich namentlich *e contrario* darthun: die brutale Gewalt des Despotismus ist viel was Schlimmeres, als wofür Jhering sie ausgibt: ein blosses Vergessen von Grundsätzen der Klugheit, eine Inconsequenz oder ein Rückfall in alte Dumm-

heiten — vielmehr ist sie die nackte und meist auch vollbewusste Selbstsucht — denn sie will positiv das Recht Anderer nicht achten — hat ihre Freude an dieser schnöden Nichtachtung, begnügt sich nicht mit einem blos positiven Ignoriren: der Mann der blossen Macht will sich nicht weiter binden, als wie er eben muss, weil ihn allseitiger Zwang umdräut — ein Zustand, welcher im internationalen Verhältniss ja noch überall der faktische ist, so sehr, dass die Meisten ihn noch immer auch als den normalen ansehen. Aber wir können doch die Frage nicht unterdrücken: wie, wenn das Praktische, das als zweckmässig sich Bewährende, das Unsittliche ist? — wir können doch das Recht nicht auf solchen Zufall einer Erprobung nach rein macchiavellistischem Maassstabe stellen, und denken höher von ihm als sein hochgefeierter Analytiker (Jhering) mit dem Geständniss: es dürfe das Recht, bei dem soviel Irrthümer den Griffel führen, nicht der Wahrheit gleichgestellt werden — Ormuzd sei nur ein Schatten — es gleiche dem Schmetterling, den der haschende Knabe nie fange, weil er wieder entflattere, so wie er sich gesetzt — uns ist eben der Schmetterling selbst ein concretes Etwas von bestimmter Essentialität, welche nicht aufgeht in die leere Wandelbarkeit der Zwecke oder selbst Rechtsideale. Mag sie als Pfiffigkeit des Gauners oder als List des Staatsmannes auftreten: die „Politik“ in jenem weitern Verstande, in welchem sie Jhering der Gewalt als die weitsichtige Perpetuität der abstracten Zwecke beilegt, verhält sich gegen das Was dieser Zwecke völlig gleichgültig: rein als „Politiker“ angesehen, ist ein Napoleon nicht kleiner als ein Aristides, ein Macchiavelli nicht minder bewundernswerth als ein Epaminondas. Aber der Pessimist wird nimmermehr zugeben, dass bei Schutz- und Trutzbündnissen das „gemeinsame Interesse“ einen ausreichend, festen Kitt ausmache, so lange ihm nicht an der charakterischen Grundlage, wie sie in der Ehrenhaftigkeit der contrahirenden Fürsten gegeben ist, noch ein innerer Halt gegeben wird. Hat man es dabei mit gewissenlosen Staatsmännern zu thun, so kann das angebliche, gemeinsame Interesse auch gross Unrecht gegen den Einzelnen in sich schliessen, selbst gegen deren Mehrzahl — z. B. wenn auf Grund dessen Anstalten getroffen werden, um die volle Erforschung der Wahrheit unmöglich zu machen, und so eins der unbestreitbarsten „Naturrechte“ vorzuenthalten.

Um ebenso viel aber erhebt sich die von uns vertretene Rechtsidee über jene durch und durch vom blanken Utilitarismus inficirte Anschauung, welche das Princip der „Solidarität" zur Vermittelung zwischen Selbstsucht und Selbstverleugnung anrief. Das hiess mit andern Worten das Moralische ins Rechtsleben aufgehen lassen, eine Verengerung des allgemein Ethischen, welche gewiss eine mindestens ebenso energische Zurückweisung verdiente, als wie die von den Juristen stets so entschieden bekämpfte Einmischung des Moralischen in die reinen Rechtsfragen. Denn ein solcher Bastard Belial's und der heiligen Jungfrau mag tauglich sein, unter seine Herrschaft das Reich eines ethischen Macchiavellismus zu stellen, wird aber sich stets unzulänglich erweisen, sowie es darauf ankommt, Lebenssphären zu umfassen, deren Bewältigung sich nicht als blosse Calculaturaufgabe behandeln lässt. Da mag eine verbaldialektische Synthese zwischen der These Egoismus und der Antithesis Liebe sich ergeben können, aber kein Verständniss für die innere correlative Bezogenheit, in welche sich das lebendige Individuum sofort bei seinem Eintritt in die Welt schon insofern versetzt sieht, als es sich keinen Augenblick dem Auf-andere-sich-angewiesen-wissen zu entziehen vermag. Denn erst wo die Solidarität selber ihr egoistisches Fundament soweit hinter sich lässt, Selbsverleugnung unter ihre Requisite aufzunehmen, verfährt sie unmittelbar realdialektisch — wie Eltern und Kinder sich instinktiv als Identisches ineinander wiederfinden. Auf dem Wege eines solchen Rechenexempels steuern wir — und alle bisherigen theoretischen Versuche, die Menschheit ganz durch Solidarität regieren zu lassen, bestätigen dies — mit unabweisbarer Consequenz einem communistisch constituirten Menschheitsverbande zu und dem chinesischen Moralideale bequemster Coëxistenz mittels kalt verständiger Höflichkeit.*) Dann zahlt Niemand mehr einen

*) Dem entspricht es, wenn man für die zwischenstaatlichen Abmachungen auf „Loyalität" dringt. Wer dafür das deutsche Wort „Ehrlichkeit" gebraucht, versündigt sich an unserer alten „ehrlichen" und keineswegs blos „loyalen" Muttersprache. Denn für unser Gefühl (was sich andere Sprachrassen bei ihrer „Gerechtigkeit" denken mögen, ist ihre Sache) ist eine nicht zugleich auch sittliche Ehrlichkeit eine *contradictio in adjecto*. Wenn der Schwindler die Vorsichtigen erst sicher macht, um zunächst überhaupt nur Credit zu gewinnen, so bedient er sich für diese Fälle, die als Köder dienen sollen, des loyalen — aber doch wahrlich nicht eines ehrlichen — Worthaltens als Mittel. Denn beim „Ehrlich"

Deut über die ihm nach statistisch aufgemachter Lastenvertheilung zufallende Rate, und wer an solch rein mechanisch ausgleichender Statik das Moment absoluter Objectivität rühmen möchte, wird bald genug inne werden, dass es ohne Berücksichtigung der subjectiven Factoren nichts weiter gibt als das Facit jener *communicata ratio* (*Cic. pro Rosc. Amer.*), welche zwar allen Praktiken weitesten Spielraum lässt, dagegen für irgend ein wirklich humanes Bedürfniss keinen Platz hat. *) Will man sehen, wie solche dabei fahren, so vergegenwärtige man sich nur, welch unwürdiges Schauspiel überall da zu Tage getreten ist, wo man auch freie Liebeswerke (Krankenpflege, Seelsorge u. s. w.) unter den Bann einer sogenannten Organisation gestellt hat, da doch seit Jahrtausenden das Wort: „Die Liebe duldet keinen Zwang" nichts von seiner Wahrheit eingebüsst hat.

Wer in freiem Verzicht dem ihm Gebührenden entsagt, widerspricht nicht dem Rechte, sondern tritt von seinem Eigen zwanglos ab: das Opfer der schenkenden oder Anderer Schmerz auf sich selbst nehmenden Liebe ist gegenüber der reinen Rechtssphäre ein reines Plus — und nur rein logisch gefasst, erscheint es als ein Widerspruch, wenn so das selbstlose Ethos dem Ja seines Rechts ein selbstverleugnendes Nein entgegenstellt — die realdialektische Negation einer *volens noluntas* oder *nolens voluntas*. Dagegen ist es eine logische Unmöglichkeit, weil eine directe Negation der Identität und deren Consequenz, wenn

---

denken wir sofort auch an die Gesinnung, und sofern „Loyalität" hiervon nichts hereinbringt, ist dieser Ausdruck sogar ehrlicher, nämlich aufrichtiger, wenn er jene Klugheit ausdrücken soll, welche im diplomatischen Ränkespiel auf schnöde Überlistung ausgeht und im Hinblick auf das „Wer zuletzt lacht, lacht am besten" nur den kleinen momentanen Gewinn verschmäht, welcher mühsam erheuchelten Credit vorzeitig preisgeben würde. Dann liegt die ganze Differenz zwischen Macchiavelli, der zuweilen noch relativ plumpe Praktiken empfehlen durfte, und seinen spätesten Jüngern, nur in der Radiuslänge des Horizontes.

*) Hier müssen ganz die nämlichen Erwägungen zum Ausdruck kommen, wie bei der Widerlegung der socialdemokratischen Theorien: denn da wie dort steht ja die Abgrenzung der Selbständigkeit des Einzelnen gegen seine Abhängigkeit von der Gesammtheit zur Frage — wie wir wissen, ein Problem von demselben metaphysischen Gehalt wie es den Physiker und Chemiker beschäftigt, wo sich diese über die dynamische Stellung des Atoms innerhalb der Gesammtmaterie klar zu werden suchen.

Jhering sich vermisst, die Liebe als eine „Entwickelung“ des ihr direkt Widersprechenden herleiten zu wollen. Denn wer bei „liberalen Geschäften“ anspruchs- d. h. selbst-los auf eigenen Vortheil verzichtet, befindet sich allerdings schon auf dem Wege zur selbstverleugnenden Hingabe eines ihm Eigenen — aber er hat eben auch schon Kehrt gemacht gegenüber der Richtung des blossen Egoismus. Zwischen Göttergestalt und Marmorblock (Jhering, a. a. O., S. 63) besteht ja nicht ein gleichartig contradictorisches Verhältniss, vielmehr eine Analogie zur Potenzialität der Charakteranlage, welche in der „ethischen Leistung“ zur Actualisirung gelangt. Und umgekehrt: warum ist es sachlich ein ebenso nichtswürdiges Gefühl, sich um sein Geld geprellt zu sehen als ein Almosen erbetteln zu müssen? Jhering sieht darin nur den Gedanken der „Entgeltlichkeit“ — aber diese Idee der Ausgleichung zwischen empfangenem und hingegebenem Werthe ist keineswegs so ausschliesslich egoistisch, wie Jhering sie auffasst — für eine Sache nicht mehr geben wollen, als sie dem Marktpreise nach werth ist, zeugt keineswegs von Geiz, sondern nur von entwickeltem ökonomischem Gerechtigkeitssinn, sagt Jhering selber; was heisst das anders, als die ideelle Selbstbehauptung ist in allem das Wesentliche am Rechtsleben, und die sich selber limitirende Selbstbehauptung ist es, was in beiden Fällen nicht verletzt sein will: Dankbarkeit ist Ehrensache, aber sich nicht begaunern lassen wollen, nicht als Dummkopf behandelt werden, nicht minder — das ist das Pathos in derartigen Processen wie in den meisten gegen Beamtenwillkür sich richtenden Beschwerden — man will sich vom Andern nicht abhängig fühlen und auch nicht von ihm auf der Nase spielen lassen. — Beides hat gleichermaassen etwas Demüthigendes, weil es den Werth und die Würde (*dignitas*, worauf einer Anspruch hat) der Persönlichkeit herabsetzt. Und dies Persönlich-betheiligt-sein bestimmt auch noch andere Bestrebungen und beglaubigt die Lebendigkeit des unmittelbar intuitiv Empfundenen gegenüber der Todtheit des mehr Abstracten: wo man Alles mit Geld abmachen kann, kommt das Herz so direct gar nicht ins Spiel. Dagegen steht, wer, wie der Arme, mit seiner Gegenleistung unmittelbar auf sein persönliches Können angewiesen ist, mit seinem Gemüth in der Sache. Nach einer bekannten Erfahrung sind Unvermögende durchweg viel dienstfertiger, hülfreicher und gefälliger als die besser Situirten — und zwar nicht

etwa aus einer gewissen angebornen Servilität, sondern weil ihr Herzensdrang das Gefühl der **allseitigen** Hülfsbedürftigkeit noch nicht verloren hat. Das ist es, was sie durchweg auch frömmer macht — nicht das schnöde „Noth lehrt beten" noch der Credit auf eine jenseitige „Vergeltung."

Als Charakterolog sagt der Realdialektiker: kein Einzelwille ist ganz und blos egoistisch, keiner auch ganz und rein selbstverleugnend, — Eins besteht nicht blos neben sondern in dem Andern, und nur die Verschiedenheit dieses Mischungsverhältnisses markirt die Grade auf der Skala der ethischen Werthschätzung. Allein deshalb ist es nicht minder wahr, dass dennoch Selbstsucht und Selbstverleugnung sich schlechthin wie Ja und Nein verhalten, also im strengsten Sinne einen kontradictorischen Gegensatz, einen absoluten Widerspruch bilden, und zwar nicht etwa blos nach abstract logischer Bemessung, sondern auch in ihrer realpraktischen Bethätigung.

Die Liebe sowenig wie der Egoismus wäre rein für sich im Stande gewesen, das Recht aus sich zu gebären; es musste erzeugt werden in dem Zusammenwirken dieser beiden einander nicht etwa blos widerstreitenden, sondern — logisch angesehen — wechselseitig einander reinweg negirenden, also aufhebenden Triebfedern.

Wir haben also durchaus keinen Grund, dem Satze: *stat pro ratione voluntas* Valet zu geben, weil es denn doch die praktischen, und so wenig die teleologischen wie die rein logischen Faktoren sind, welche die Rechtsgestaltung aus sich heraustreiben. Unmittelbar an dem aller Zwecke völlig unbewussten „Bedürfniss", und nicht an dessen secundärem Product, einem leeren Zwecke ist der Werth zu messen — wie auch das Opfer, welches Einer für Einen oder für Etwas zu bringen bereit ist, am eigenen Willensinhalt seinen einzigen Maassstab hat, an der Intensität der Strebung, wie sie im Conflict mit andern Strebungen an den Tag kommt. Jedes unbewusste Bedürfniss, wie es sich bereits im unbewussten Leben des Embryo bethätigt — (wie könnten sonst auch vorzeitige Geburten sich schon lange vor der Reife des Ausgetragenseins den Lebensbedingungen ausserhalb des Mutterleibes accommodiren, oder wie z. B. Flaschenkinder am Leben bleiben?) — enthält bereits in ungeschiedener Einheit, was Jhering als Ursache und Zweck gewaltsam auseinanderreisst, um für sein Lohn- und Zwangsystem wenigstens scheinbar ein psycho-

logisches Fundament zu gewinnen, in das Unbehagen als Aufforderung und die Lust als Prämie — und wie der actuelle Impuls überall den Charakter einer blossen Gelegenheits-Ursache behält, so hat die Wirksamkeit des propulsiven wie des compulsiven Motivs ihr einziges Maass der Bereitwilligkeit wie des Widerstandes — doch allemal am charakterischen Willensgehalt. Der wahrhaft Ehrliche will auch keine ungerechte Bevorzugung, verabscheut solche vielmehr ebenso sehr wie ihr Gegentheil, die Beeinträchtigung, und wo er ein Vor-Recht ausübt, lässt er es nur zugestehen als Aequivalent einer von ihm geleisteten Vor-Pflicht — nach dem Princip der solonischen und servionischen Verfassung, gegen welches auch der ethische Instinkt nichts einzuwenden hat, so wenig wie dagegen, dass man gewisse Privilegien (zu einjährigem Militärdienst, Beamtenanstellung, Apothekerconcessionen und dergl.) vom Bestehen einer Prüfung oder Zurücklegung bestimmten Dienstalters abhängig macht.

Dass der reine Widerspruch nicht, wie die nur aufs Formale gerichtete Logik präsumiren lässt, das Resultat Null ergibt, ist der eigentlich ketzerische Grundgedanke der Realdialektik, dessen faktische Richtigkeit sie in dem vorliegenden Abschnitt am erfahrungsmässig gegebenen Rechtsmaterial zu erhärten hat. Und will sie auch nichts wissen von den maasslosen Ansprüchen, mit welchen sich die angebliche „Gesellschaft“ im Namen des Rechts oder Staates Uebergriffe von gradezu despotischem Charakter in den Bereich dessen herausnimmt, was von deren Ressort einfürallemal ausgeschlossen bleiben muss, wenn das Individuum es überhaupt noch der Mühe werth finden soll, seine Existenz als eine *vita vitalis* fortzuführen (vergl. Dahn, a. a. O., S. 177 und S. 191): so fällt es für sie doch durchaus nicht ausserhalb der Grenzen der Begreiflichkeit, dass sich mancher Competenzzweifel am einfachsten erledigt, wenn man gewisse Maassnahmen der Gesammtheit als ebenso viele an den Einzelnen gestellte Ultimata ansieht: fügst Du Dich nicht dieser meiner Forderung, so entziehe ich Dir meinen Schutz, ohne den Du keine Stunde in Deinen gegenwärtigen Verhältnissen weiter leben kannst (eine Androhung, welche selbstverständlich von dem Augenblick an jede Wirksamkeit verliert, wo ihre Motivationskraft erlischt, weil eine Gesellschaft, welche, ohne viel nach Rechtmässigkeit zu fragen, in gewaltthätiger Selbsthülfe die vitalsten Interessen des Individuums missachtet, dem Einzelnen keine Gegen-

leistung mehr bietet, welche für ihn noch wirklichen Werth hat). Denn was sich nicht fügen, nicht den widerstrebenden Theil seines Willensinhalts in Selbstüberwindung unterwerfen „will“, wird ausgestossen, wer in systematischer Gesetzesverachtung nur hindert, wird nicht länger geduldet, „relegirt“, — insofern standen Exil und *deminutio capitis* im Alterthum der heutigen Todesstrafe und lebenslänglichen Einsperrung gleich. Der *Exlex* oder *out-law* bekommt seinen Willen, ausserhalb der „Friedensordnung“ stehen zu wollen, das ist der Humor davon, und damit alle Erzwingbarkeit, soweit solche überhaupt ein integrirendes Merkmal des Rechts ausmacht, hinlänglich erklärt.

Soweit mag man es sich gefallen lassen, *jus* mit der römischen Etymologie zusammen zu bringen mit *jugum* — aber man soll darüber nicht andere Auffassungen ignoriren noch unterschätzen. Die lineare Metapher des deutschen „Rechts“ wie das romanische *regula, norma, diritto, droit* enthält schon nichts von solchem Zwange: der grade, richtige Weg zwischen zwei Punkten ist schon eher vorhanden, als er betreten und begangen wird. Der wahrhaft autonome Geist fühlt sich gar nicht als abhängig von einem ausser ihm gegebenen Willen, sondern handelt rein aus sich heraus nach den durch die statische Coëxistenz bedingten Normen, weil der Einzelwille in schlechthinniger Isolirtheit auf länger als einen abstracten Moment gar nicht denkbar ist: jeder erste und einfachste Willensact implicirt bereits — und zwar nicht blos idealiter — eine Bezogenheit auf ein fremdes Wollen, „nach welchem er sich zu richten hat,“ wenn er überhaupt weiter existiren will — und in dieser lebendigen Correlation ist es ja, wo wir den Quellpunkt des Rechts finden. Nach unserer Auffassung muss aber das ideelle τέλος ein πρότερον φύσει sein, das nur in seiner zeitlichen Actualisation als ein ὕστερον erscheint — und davon fehlt auch einem Jhering die Einsicht nicht: gewisse „allgemeingültige“ Destillate sind ihm ein solcher bleibender Niederschlag der Rechtsgeschichte, das eigentliche *extractum*, auf dessen Ausscheidung es von vornherein bei dem ganzen chemischen Processe abgesehen war — die weltewige δίκη σπερματική, über welche die „Geschichte keine Macht hat“. (a. a. O., S. 431) während Dahn mit seinem Historismus hier in dieselbe Gefahr kommt, wie die Darwinisten, welche verkennen, dass alle Factoren ihrer Transmutationen nur Bedingungen sind, deren Wirksamkeit an den eigentlichen creativen

Causalpotenzen (den Individualwillen) ihre Voraussetzung hat. Jedoch auch Jhering wagt nur schüchtern zu fragen, was seinen „Zwecken“ den unverrückbaren Maassstab gebe und den sich als dauernd bewährenden ihre Probehaltigkeit verleihe, denn er fühlt, wie ihn das dem Individualwillensgehalt zutreibt, weil seine „Lebensbedingungen der Gesellschaft“ ihren substantialen Kern doch einzig und allein an dem „subjectiven Lebensbild des Einzelnen als der einzigen treibenden Kraft“ (ebend. S. 434) haben, was doch, offensichtlich genug, identisch ist mit dem concreten Individualpathos. Darum hat Dahn ja so unwidersprechlich Recht: wo Einer das hingeben soll, was sein Leben zur *vita vitalis* macht, da verzichtet er auf alle gesellschaftliche Existenz — so war für Cato Uticensis im *orbis terrarum* kein Platz mehr — so konnten die Ostgothen unter byzantinischem Despotismus ihren Lebensodem nicht weiterführen — so muss ein Märtyrer werden, wer lieber stirbt, als sich das Verkündigen der Wahrheit verbieten lässt — und selbst die Motive der Liebe und des Mitleids werden sich zu schwach erweisen, wo man Einen an der Existentialität seiner eigensten Essentia hindern will.

Kurz: wo dem Einzelnen die Entfaltung seiner eigentlich vitalen Strebungen unmöglich gemacht wird vermöge der Opfer, welche die *Salus publica* (gleichviel, ob wirkliche oder vermeintliche) von ihm heischt: da hört für ihn das Recht auf, da ist ihm die Staatsgewalt nur noch der grimme rechtsfeindliche Moloch (vergl. Makkabäer — Gregor VII. — Jordano Bruno — Socrates).

Wer sich Sklaverei gefallen lässt, dem ist sie erträglich, für den gibt es werthvollere Güter als die Freiheit — und auch in diesem Sinne erstrebt jeder „das Seine“. Das ist die unaufhebbare Hypothesis allen Rechtes — das das „Absolute“ daran — und alles Wandelbare geht niemals diesen eigentlichsten Kern an, sondern nur die Adiaphora — wie diätetische Vorschriften sich ändern nach Lebensaltern, Gesundheitszuständen, Constitution und andern wechselnden Factoren, aber Essen, Trinken, Athmen, Schlafen an sich (ob auch in gar mannigfachen Maassen und Modalitäten) schlechthin unentbehrliche Lebensbethätigungen sind. Schulzwang z. B. wird bei einem Volke ohne Lerntrieb niemals aufkommen, dann aber auch Verdummungsanstalten nicht als Rechtsverletzungen empfunden — und solange Negersklaven es „ohne Murren“ hinnehmen, dass ihnen Schul-

bildung verboten wird, ist das damit geschehende Unrecht auch so gross und arg noch nicht.

Ganz anders liegt die Sache, wo ganze Gattungen allseitig als höchster empfundener Lebensinteressen (unabhängige Wissenschaft, Kunst und dergl.) seitens der Machtvertreter der Gemeinschaft nur das Gegentheil von Förderung erfahren. Da gehört die ganze Hypernaivetät antipessimistischer Oberflächlichkeit dazu, um sich bei solchen Gedanken zu beruhigen, wie sie Jhering nicht blos theoretisch vorträgt, sondern auch zur Grundlage praktischer Postulate macht.

Weil seine „Gesellschaft" — sie ist denn aber auch danach! — es der Mühe werth findet, fortzuexistiren, maasst sie sich sogar ein „Recht" an, jeden Einzelnen, er mag Lust haben oder nicht, anzuhalten, dass er zu ihrer Perpetuirung mitwirke. Zu solchen Verirrungen, wie sie im directen Ehezwang liegen und im bürgerlichen Verbot der Selbstbefreiung von des Lebens Bürden, kann doch nur kommen, wer über die Abstractionen seiner Rechtsteleologie vergisst, dass der letzte und eigentliche Träger aller seiner Zwecke doch nur das Individuum sei, dessen Pflichten zeitlich nicht *sans façon* weiter ausgedehnt werden können, als wie er Rechte in Anspruch nimmt.

Es ist einfach als ein von der Vielheit am Einzelnen geübtes Faustrecht überlegener Gewalt zu charakterisiren, wenn sich die Gesellschaft aus purer Zweckmässigkeit so weitgehende Eingriffe in das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen auch da gestattet, wo gegen das *neminem laede* in keiner Weise dadurch verstossen wird. Mit Schlagwörtern, wie, dass die Isolirung „ungesund" ja „naturrechtlich" sei, ist nichts gethan, denn ginge die Zugehörigkeit des Einzelnen zur Gesellschaft bis zu solcher Leibeigenschaft, so hätte er zuletzt nur noch Pflichten und gar keine Rechte, und es bliebe überhaupt gar kein concreter Rechtsträger übrig. Deshalb soll man nicht berechtigte Selbstbestimmung verwechseln mit trotziger Renitenz gegen vitale Bedingungen für die Existenz der Nebenmenschen — solche Renitenz verwirkt allerdings jeden Anspruch auf den Beistand des „Nächsten" und dann schreitet die geordnete Vielheit mit vollem Fug zu ihrem Ultimatum — und ersetzt durch die formulirte erzwingbare Billigkeit den sinnlosen Eigenwillen des Einzelnen, welcher sich auf den geistlosen Buchstaben steifen will und sich so ohne sachliches Motiv einfach nicht fügen will, blos um seinen abstracten

Willen durchzusetzen. Solche Abstraction wird dann einfach durch eine andere gebändigt — höher als die Chikane muss das lebendige Recht stehen, aber wer das fordert, das ist wieder nur scheinbar, weil zunächst und direct die „Vernunft", in Wahrheit aber und recht eigentlich „im Grunde" der Wille selber, weil auch er ohne Geltenlassen der *bona fides* nicht bestehen kann — und sich in der Vernichtung der *summa injuria* und antilogisch gegen das Product der starren Logik kehrt. Der Unbilligkeit versagt das Recht seine Mitwirkung, eben weil es so wenig blos auf Zwecke, wie blos auf Vernunft gestellt ist.*)

Die Formel selber für die „Verträglichkeit" der Gesellschafts- mit den Individualzwecken: es müsse die Freiheit Aller gewahrt bleiben, ist nur ein anderer Ausdruck für unser willensmetaphysisches Rechtsprincip, dessen positive Seite wir aber nicht verkannt sehen möchten: Das Aufeinanderangewiesensein schliesst die gegenseitige Förderung in sich und ist insofern ungleich fruchtbarer als Wilh. v. Humboldt's rein negative Rechtsconstruction. Nur die Oberflächlichkeit gewährt eine blos äusserliche Wechselbeschränkung, wo die Realdialektik das unzertrennliche Ineinander von Liebe und Egoismus als im Willenswesen uranfänglich mitgesetzt, erkennt und so gegen alle rein logisch abstracten Sophisticationen eines Stuart Mill vorneweg hieb- und kugelfest ist. Denn wer gegen die Sklaverei nicht bessere Argumente in's Feld führen kann, als die uralte Logik von aufgehobener Persönlichkeit, welcher überhaupt kein Verfügungsrecht mehr zustehen könne, übersieht allerdings, wie jeder — besonders Arbeits- oder Leistungs- — Vertrag eine partielle Selbstentäusserung implicirt,**) ohne dass damit im mindesten die

---

*) Unter Unbilligkeit fällt aber auch jene Unersättlichkeit des Egoismus, welche die Capital-Ansammlung schrankenlos betreibt — dawider wird sich allerdings die Vielheit eines Tages auflehnen, weil damit die Selbstbehauptung einer Individualsphäre aufhört, dass diese die Gesammtheit aller andern Eigenthumssphären in sich absorbirt, und damit nicht nur ihrem „Begriff" widerspricht, sondern auch die Coëxistenzmöglichkeit der Vielen, also das eigentliche Rechtsfundament selber aufhebt.

**) Nur soll man darüber andererseits ebenso wenig das Polarische und insoweit Realdialektische übersehen, was im onerosen Vertrag vorliegt. Denn wer nicht trotz der Belastung, welche er auf sich nimmt, hofft einen Gewinn davon zu tragen, geht solchen Vertrag gar nicht ein Was der objectiv unbetheiligte Dritte als Zuschauer ein „Aequivalent"

Autonomie selber geschmälert oder auch nur gefährdet wäre In der schreienden Inconsequenz Stuart Mills glaubt man in der That nur eine Selbstverhöhnung der Logik vor sich zu haben

Aber zuletzt verliert sich Alles auch bei Jhering in Relativitäten, zu indirecten Beweisen, dass die Realität des Willens mächtiger ist als alle logische und teleologische Construktion Der Mensch soll schliesslich zufrieden sein, wenn der „Druck" nur ein „bemessener", kein schrankenloser mehr ist — das sei die relative Berechtigung socialer Ungerechtigkeit (wie im Klassenkampf und Standesvorrechten —) ein Trost kaum werthvoller als für den Verbrecher der paradoxe Gedanke ist, dass die Gesellschaft durch ihr Verfolgen ihn schützt gegen seine Richter — dass der Dieb insofern „unter dem Schutze des Gesetzes stiehlt" — ein Humor von gut realdialektischer Tiefe wie aus der Civilpraxis das unleugbare Factum, dass, wer sich eine Droschke bestellt, das Schlafen des Kutschers mitzubezahlen hat, wie wer einem Dienstmann einen Auftrag ertheilt, dessen Eckenlungern. Einst seien für das Recht die Ankaufskosten gezahlt, jetzt seien nur noch die Unterhaltungskosten aufzubringen, und deshalb,

---

nennen mag, ist, nach Maassgabe der Person, ihrer Liebhabereien oder der Bedürfnisse des Augenblicks, subjectiv angesehen beiderseits ein „Plurisvalent" — nur so kann für Beide ein Gewinn resultiren ohne Verlust. Deshalb ist aber doch jedes Ausbeuten einer momentanen Nothlage (Wucher) oder zufälligen Mangels an richtiger Werthschätzung (*laesio enormis*) etwas nicht blos moralisch Verwerfliches, sondern auch rechtlich Strafbares, weil die Grundprincipien des Verkehrs in einseitiger Übervortheilung bewusst Verletzendes, sogut wie Raub und Diebstahl. Wo aber die Nothlage eine allgemeine und dadurch dem Arbeiter sein wohlverdienter Lohn verkürzt wird, wie in den Schleuderpreisen, wie sie jeder Periode einer Überproduction folgen, da kann den Käufer, welcher solche Conjuncturen zu wohlfeilen Ankäufen benutzt, kein Vorwurf treffen (— wenn es auch „nobler" sein mag, den alten Lieferanten mit billigen Durchschnittspreisen treu zu bleiben —), wohl aber den Speculanten, welcher wider besseres Wissen „Gründungen" betrieb ohne alle Rücksicht auf das reale Bedürfniss, und mit *dolus* Andere zu Irrthümern veranlasste, auf Grund welcher diese sich mit eigenem Vermögen an solchen Schwindelunternehmungen betheiligten. Denn als das Wesen des Schwindels stellt Jhering die Disproportionalität hin zwischen dem Risico, mit welchem man selber für etwas eintritt und womit man seine *socii* belastet, und mit hochberechtigter Philippika kehrt er sich gegen solche Verächter aller Voraussetzungen des rechtmässigen Verkehrs, weil dabei — nur eben grösstentheils mit unsichtbaren Hebeln — in fremde Vermögenssphären hineingegriffen wird.

sobald von Aussen Gefahr drohe, die Opferwilligkeit regelmässig noch grösser, als selbst die Staatsorgane verlangten — aber man spreche vom Staat wie vom Magen nur, wenn er sich unbequem mache — sein Druck werde wie der der Luft nur am Widerstande fühlbar — lauter Sätze, zu denen sich selbst der Pessimismus bekennen kann, weil auch sie auf die realdialektische Einsicht von der Untrennbarkeit des wider sich selbst gekehrten Widerspruchszwanges zurückgehen. Allein die blosse Fernsicht des Interesses hilft nicht aus jeder denkbaren Verlegenheit; vom einseitig betrachteten Geschäftsmann mag es richtig sein, dass nur die Bornirtheit ihn abhält, über den nächsten Vortheil den ferneren, über das Momentane hinweg das Dauernde ins Auge zu fassen — der Mensch ist aber mehr, als blosser Geschäftsmann, und in den bunten Complicationen des Lebens ist schliesslich das wirklich Entscheidende denn doch der „Charakter", um dessen Reife es ebenso wenig etwas rein (ob auch scheinbar überwiegend) Intellectuales ist, als um die politische des Staatsbürgers. Denn dieses Intellectuale kann sich nur auf Das beziehen, was Dahn treffend die „latente Mechanik der Zwecke" nennt. Ohne Willensgrundlage liesse sich aber so wenig Dauer wie Macht der Gewohnheit begreifen, ohne welche es ja überhaupt keine „Entwickelung" geben kann, weil aller Evolutionismus gegenstandslos wird ohne die artenerhaltenden Eigenschaften, welchen wir auch den statischen Instinkt beizählen dürfen, dessen Stärke grade an den Germanen Einer ihrer besten Kenner rühmt (Dahn, a. a. O., S. 122).

Wer so den concreten Durchschnitt der allgemein menschlich charakterologischen Grundlage zum *principium deducendi* nimmt, entgeht nicht nur den Anständen, welche sich gegen jede andere Herleitungsweise erheben, sondern hat obendrein den wenigstens philosophisch nicht zu unterschätzenden Vorzug, mit beiden Füssen direct auf metaphysischem Boden zu stehen. Nur der innere Widerspruch in allem Sein ist ja das eigentliche *primum movens* in allem Lebendigen; das realdialektische Geheimniss ist kein anderes auf dem Felde der Biologie wie auf dem des Rechts, und das schöne Vertrauen, welches die hergebrachte Doctrin so gern der Wirksamkeit des logischen Zwanges schenkt, wird viel richtiger der menschlichen Natur in ihrer realdialektischen Selbstausgleichung zugewendet; denn wo solche nicht schon inner-

halb der einzelnen Functionen und Organe sich bethätigt, da kommt auch keine „Selbstregulirung“ des Ganzen zu Stande.

Das Recht findet in seiner Verwirklichung am Ethischen seine fortgehende Berichtigung und Ergänzung — die Norm des Rechtsideals ist allemal das Ethos selber — und wo in dieser Beziehung das geltende Recht Mängel aufweist, da haperts eben am guten Besten, nämlich dem Ethos — dies ist es allein, was die innern Beziehungen regulirt, und ein Conflict zwischen Recht und Moral ist nur möglich, so lange man unter Recht einseitig das factisch geltende, positive, fixirte und in seiner Codificirtheit der unerlässlichen Individualisirungsfähigkeit beraubte, das die wahre Gleichheit verletzende *jus* versteht. Darum ist es grade vom Standpunkt der Willensmetaphysik so ansprechend, wenn Dahn („Vernunft im Recht“, S. 63 fg.) darauf hinweist, wie ohne Rechtsentfaltung dem Willensinhalte etwas fehlen würde zur Vollständigkeit seiner Darlebung, und dass es grade die Constanz des Willens der Vielen wie der Einzelnen ist, woran die Gerechtigkeit ihr eigentliches Wesen hat. Damit, dass das Recht den Inbegriff des statutarischen Gleichgewichts zunächst nur der äusseren Lebensbeziehungen ausmacht, ist an sich nichts weniger als ein Gegensatz zum Ethischen ausgedrückt, und von dem Augenblick an, wo ein v. Holtzendorff im Namen des Rechts für die *lex ferenda* verlangte, dass man bei der Strafbemessung nicht so sehr nach der intellectualen Freiheit (Imputabilität) als nach der in der That zu Tage tretenden Gesinnung zu forschen habe (wie ja längst nach *culpa, dolus lascivia*, Fahrlässigkeit, Rückfälligkeit unterschieden wird), war auch bereits seitens der Rechtsvertreter anerkannt, dass die abstracte Scheidung von Recht und Moral praktisch undurchführbar ist.

Darum kann auch nicht das blos formale *accedens* der „Anerkennung“ — v. Prantl's *opinio necessitatis* — es sein, was das Recht als gedachtes zum Recht macht, denn diese ist ein blos secundäres Moment, die blosse Bedingung für die Effectuirung des Rechtsgedankens, welche mit dessen materialem Gehalt direct nichts zu thun hat. Dieser bestimmt sich nicht nach abstract quantitativen Proportionen (wiewohl Dahn Recht hat, auf ein mathematisches Element in gewissen Rechtsconsequenzen aufmerksam zu machen a. a. O., S. 46 und 109), sondern nach concret qualitativen Relationen, und darum ist es, dass

in aller Urzeit das Recht dem Instinktboden des Mythischen und selbst Mystischen mitentwachsen (ebenda S. 117 fg.)

Alle Geschichte hat zum Inhalt die zunehmende Vollkommenheit in der Selbstverwirklichung eines Specialwollens: Das gilt von der Geschichte der Einzelwissenschaften wie von den prähistorischen Perioden kosmogonischer Processe (du Prel) in gleichem Maasse, und nur weil sich in der Generationenkette gemeinsamer Abstammung auf dem Wege der Vererbung die Identität eines sich im Allgemeinen gleichbleibenden Artwillens zur permanenten Erscheinung bringt, haben die Nationalunterschiede solch übermächtige Bedeutung für die Mannigfaltigkeit der Rechtsgestaltung gewinnen können.

Das Gemeinsame bleibt aber auch hier die realdialektische Negativität des Willens, zu welcher es gehört, dass er im Einzelnen etwas Anderes will als im Ganzen und im Ganzen etwas Anderes als im Einzelnen; dass er hier und heute die Zwecke des Individuums fördert auf Kosten der Gattung, um dort und dann erbarmungslos unzählige Individuen preiszugeben — auch nicht „ewigen“ sondern gleichfalls nur — temporären Interessen der Gattung. Aber Alles, was das Individualwesen seiner metaphysischen Dignität entkleiden will, beraubt die Gesellschaft selber ihrer substantialen Grundlage, und es fehlt jede Beglaubigung für die Ansprüche der Gesellschaft an den Einzelnen, wenn die Gesellschaft nichts ist als die Abstraction der gegliederten Gemeinschaft der vergänglichen Vielen gegenüber den in nicht höherem Grade vergänglichen Einzelnen. Die historische Continuität will als metaphysische Permanenz gefasst sein, wenn es als mehr denn rein faustrechtliche Tyrannei der blossen Menge begriffen werden soll, dass die Gemeinschaft unter Umständen auch das Leben eines ihrer Mitglieder fordert und fordern d a r f. Über das Grab hinaus reicht unter Umständen selbst die blosse Rechtspflicht lediglich darum, weil selbst die Drangabe der individuellen Existenz metaphysisch angesehen nur ein Verzicht *ad interim* ist — das ist der Punkt, wo das religiöse Moment einsetzt und die innige Verbindung des Sacralen und Rechtsgemässen auch metaphysisch ihren guten Sinn bekommt, indem ja in der Religion die metaphysischen Instinkte und Bedürfnisse ihren allegorischen Ausdruck finden. Ob wir mit altrationalistischer Bornirtheit glauben, den Nimbus der Heiligkeit des Rechts für eine blos akademische Unverletzlichkeit halten zu dürfen,

oder mit Dahn die sacralen, mit Gerland die religiös-superstitiösen Factoren als solche von gleichwerthiger Wirksamkeit einsetzen: das ändert nichts, sobald einmal anerkannt ist (wie auch von Jhering S. 372), dass neben die Furcht die Achtung tritt, d. h. neben ein rein (negativ) utilitarisches Moment ein ebenso idealistisches. Despoten wirken eben anders auf Römer als auf Türken, auf Perser anders als auf Inder — den Einen machen sie trotzig, den Andern schmiegsam, den Dritten verschmitzt und den Vierten resignirt. Wohl mag da mancherlei sich abspielen, was wie Wechselwirkung zwischen Staatsform und Nationalcharakter aussieht; aber im Ganzen bleibt doch unumstösslich, dass der (metaphysisch bestimmte) Volkscharakter über die Volksmoral als seine Manifestation entscheidet und nicht umgekehrt diese über jene. Der Held trotzt der Gewalt, auch bei Schwäche der eigenen Kraft, vermöge seiner Autonomie, welche ihn auch zu einem Gewalthaber macht, von dem das Wort gleichfalls gilt, dass er als solcher nichts über sich habe — denn nach der individualistischen Willensmetaphysik hat Niemand von Haus aus, von Natur wegen, Einen über sich — sondern ist *sui juris*, sonst käme er wie der Sklave für Rechtsfragen eben gar nicht in Betracht — aber übt eben ganz von selber Selbstbeschränkung oder Selbstbeherrschung, weil im eigenen Selbst Nichtwollen gegen Wollen steht. Sein Wollen ist der Held selber und nicht etwas ihm blos Accidentelles, das auch anders sein könnte — sein Pathos treibt ihn unwiderstehlich, und selbständig ist er eben nur in der realdialektischen Einheit seiner Unabhängigkeit und seiner Bedingtheit — denn wer nicht einen Boden hat, auf dem er stehen kann mit seinem Selbst, dem hilft auch alles „Selbst" selber nichts. „Sicherheit" gibt es nur in einer Ausgleichung der Ansprüche, deren Statik selber in metaphysischen Bedingungen ihr Gesetz und Maass tragen muss. Der Einzelne geht für den Andern freudig in den Tod, sofern er fühlt, dass „das Leben dem Willen zum Leben ewig gewiss ist", und dass auch er einst wiederkehrt in den sich aus sich selber ewig erneuernden Kreis der Lebenden — denn in jeder neuen Begattung vollzieht sich ja gewissermaassen von Neuem die Cooptation der Gattung der Menschheit.

Trotz aller Wesensähnlichkeit zwischen dem Egoismus eines Einzelnen und dem einer Gesammtheit (religiösen oder bürgerlichen Gemeinde, Volk) stellen sich beide doch nicht als schlecht-

hin gleichartig dar, sondern krystallisiren sozusagen nach verschiedenen Systemen, wie wir das des Näheren sehen werden, wenn wir nunmehr betrachten die:

c. Einzelwidersprüche in der Rechtsverwirklichung.

Wie wird Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht? — so lautet die Urfrage der Rechtsgeschichte, und ihre Fassung deutet bereits auf die Vermuthung einer realdialektischen Antwort hinaus, vollends, wenn wir uns vergegenwärtigen. wie viele der grossen und kleinen Löcher im logisch getäfelten Rechtsboden sind. „Recht ist, was gilt", sagt die historische Schule, und die Gewalt hat keiner Zeit gezögert, solche theoretische Weisheit *optime* (wenigstens in ihrem Sinne) zu acceptiren. Hier eröffnete sich ein Tummelplatz für dilettantenhafte Sophistereien und Debattir-Chicanen — ein Wettlauf, bei welchem der Lasson'schen Darstellung des Völkerrechts wol unbestritten der Preis wenigstens so lange gebührte, bis auch Jhering es nicht verschmähte, in der seinen „Zweck im Recht" durchflechtenden Polemik in Paradoxien sich zu gefallen, welche gleichfalls dem allgemeinen sittlichen Bewusstsein das Menschenmögliche zumuthen. Schlägt bei diesem doch selbst der „Kampf ums Recht" in eine Ironie aus, sofern dieser eventuell selbst in seinem siegreichen Erfolge nicht dem zu Gute kommen soll, welcher ihn ausficht, sondern der Rechtsidee in ihrer ewigen Wandlung — darwinistisch genug gedacht, da ja, was im Kampf um's Dasein den Profit davon trägt. niemals der lebendige Einzelne ist, welcher sich um die Entwickelung abmüht, sondern jene Gesammtheit, welche doch immer den Sieg behält, mag an Individuen unterliegen, was und so viel da will oder muss — so dass der in zweckloser Werdelust befangene F. Dahn in seinem Antipessimismus so weit geht, zu bekennen: die Auffindung der allgemein gültigen Formel für das Verhältniss des Einzelnen zur Gesammtheit würde gleich bedeutend sein mit dem Stillstand der Geschichte (a. a. O., S. 203) ohne freilich zu bemerken, wie er damit einen durch und durch realdialektischen Gedanken ausspricht, grade so wenig, wie Jhering in der Naivetät seines Optimismus, nach welchem das Leben ein geschenktes „Gut" (nicht ein selbsterzeugtes Übel) ist und Schmerz nur da eintreten soll, wo Einer nicht thut, was er soll (während alle edlere Ethik grade dem Besten das grösste

Maass von Leiden in Aussicht stellt), sich nicht im mindesten irre machen lässt durch die echt pessimistische Wahrnehmung, welche sich auch ihm aufgedrängt: dass kein Lohn so hoch sei, wie die höchste Strafe (a. a. O., I. 51) — ein Geständniss, dessen ganze Tragweite freilich nur Dem verständlich wird, der weiss, wie Lohn und Strafe nicht blosse Mittel des Interesses sind, sondern dieses selber in seiner concreten Erscheinung, und wie die realdialektische Einrichtung der Welt es schlechthin unmöglich macht, dass die Befriedigung je irgendwie eine so vollkommene sei, wie die Schmerzverwirklichung, in welcher sich ja nur der Essentialwiderspruch des Willens selber fühlbar macht. Sind doch die objectiven und subjectiven Seiten des Willens auch darin ein Identisches, dass die empfundene Lust nur der Reflex, die nach Innen gewandte Kehrseite der objectiv vollzogenen Befriedigung eines „Gelüstes" ist. Aber die Verkennung dessen ist der Grundirrthum, welcher Jherings ganze Rechtsauffassung verdirbt. Wiewohl ihm (S. 25) die Einsicht aufgegangen, dass die Zweckmässigkeit im Weltgetriebe nur die Bedeutung eines „Hebels" in Anspruch nehmen könne, stellt er doch wieder den Zweck in seiner reinen Formalität, als eine die Welt des Rechts schaffende Macht hin und vermag dem, was er selber eine Seite vorher im Heldenthum als Willensmacht preist, durchaus nicht gerecht zu werden, in dessen unveräusserlicher Autonomie, für welche es keine ausserhalb ihrer selbst liegende Zwecke gibt, weil sie eben an der Selbstverwirklichung ihres gewaltigen Willensinhalts ihren eigensten Zweck besitzt. Nur wer nichts weiss von einer Essentia des Menschen, für welche es als solche gar keine „Bedingtheit" gibt, kann wähnen, dass man das Quantum Existenzbedingungen als identisch setzen dürfe dem essentialen Willensinhalt selber, das heisst Symptome und Wesen mit einander verwechseln; als Charakterindicium ist unleugbar das Ausgabebuch eines Mannes (ebenda S. 70) von schwer zu überschätzender Bedeutung — aber man darf sich doch nicht einbilden, darin den Charakter selber schwarz auf weiss zu besitzen — man darf eben auch dabei nicht blosse Coincidenz und Identität ineinandermengen (ebenda S. 36). Deshalb darf man auch nicht mit Jhering (S. 29) von einem „Grund des Zwecks" sprechen, denn der Zweck ist *qua* Willensinhalt selbst ein Begründendes und „grundlos", soweit man nicht das im Innern verbleibende Correlat zu dem, was er wahr-

nehmbar macht (φαινόμενον), also das νοούμενον des Willens als seinen „Grund“ bezeichnen will. So hat denn was aus der Collision und Friction von „Zwecken“ sich für die Entwickelung des Rechts als positivem ergibt, für uns nur eine abgeleitete Bedeutung: für den Metaphysiker sind all derartige haarspaltende Actzerlegungen, wie sie ja allerdings das Handwerk des Juristen (und Physiologen) mit sich bringt, ganz so erstaunlich unergiebig wie die psycho-physischen Analysen eines Fechner oder Horwicz und wir halten uns deshalb bei den auf sie gestützten Apologien für die Unvermeidlichkeit von Rechtsantinomien nicht weiter auf.

Wol aber mögen wir gleich hier die Abwege ins Auge fassen, auf welchen die grade Linie des logischen Fortgangs zum rigorosen Legalismus führt, bei welchem kein Urtheil gilt, welches sich nicht direct durch Bezugnahme auf ein bestimmtes Einzelgesetz herleiten und begründen lässt (ebenda S. 383) und bei welchem die unverkennbare Conformität mit einem solchen zum unbedingten und unerlässlichen processualischen Erforderniss wird. Wer dem gegenüber es als einen Fortschritt begreift, dass dem vernünftigen Ermessen des Richters Spielraum genug gelassen werde, um seine „Erkenntnissgründe“ auch noch auf andere Stützen, auf Erwägungen doch wol concreterer Art als die rein formalistische Subsumtion zu stellen; wer also daran verzweifelt, je in casuistischer Vollständigkeit die Fülle der Möglichkeiten zu erschöpfen, wer vielmehr der practischen Fortentwicklung des Rechts ihre Möglichkeit gewahrt wissen will und sich deshalb mit allgemeinen Principien begnügt, und lebhaft darüber spottet, dass wenn man völlig consequenten Ernst machte mit dem Satze, der Richter solle nichts sein als das personificirte Gesetz, und wenn es mit solchem Hineinschieben in eine Urtheilsmaschine gethan wäre, der Richter der automatischen Ente des Vaucanson mit ihrer mechanischen Verdauung gleichen würde (ebenda 383—386), „weil das Gesetz den Kopf nicht ersetzen, sondern nur schwächen könne“: der kommt dem Individualisirungsprincip so überweit entgegen, dass er sich von dessen Vertretern muss daran erinnern lassen, wie hier die neue Gefahr entsteht, dass der Richter — wir wollen nicht sagen: seinem Belieben, aber — seinem Tacte allzuviel vertraut und ungerecht richtet, weil es um seine intuitive Charakterologie persönlich nur schwach steht — und für diese

ein Correctiv parat zu halten, wird die eigentliche Aufgabe der Schöffen und Geschwornen sein, während jedes Ausnahmegericht (wie beim Kriegs- und Belagerungszustande) wieder das Recht in die Verwaltungs- (Regierungs-) Interessen zurücknimmt und alle Garantieen gegen die Willkür des *Imperium* suspendirt (Dictatur). Die Realdialektik ihrerseits aber nimmt Act davon, wie ihrer antilogischen Seite eine Genugthuung zu Theil wird, wo bei der Anwendung des formulirten Rechts die Abstraction, vor ihrer eigenen Consequenz erschreckend, so Kehrt macht. Denn in der Richtung der eigenen Ideale der Abstractheit wäre es offenbar gelegen, wenn bei der nöthigen Detaillirung für den Richter nur noch Schablonen-Arbeit zu thun bliebe. Aber die mit solcher Gebundenheit gegebene Erstarrung erkennt auch ein Jhering für noch weniger zweckmässig als gar keine Normen — so dass auch hier ein Umschlagen nach homöopathischem Princip waltet, dessen Anerkennung dem Individualismus zu Gute kommen muss. Und wie sollte es auch nicht, da es sogenannte Naturvölker gibt, deren gutmüthiges Naturell ihnen auch eine paradiesische Friedensordnung sichert, und der Billigkeitssinn der auch nicht ganz dummen Germanen doch gleichfalls recht hübsche Blüthen am Baume des Rechts entsprossen liess, dergestalt, dass sie am Despotismus nur das Charaktere Erstickende und Corrumpirende sahen. Weil wir grade in den ältesten Zeiten so oft die reinste Gerechtigkeit walten sehen, was nicht möglich wäre, wenn das Rechtsgefühl nur innerhalb des fertigen Staates könnte grossgezogen werden, halten wir es mit Dahn und sagen: das Recht (*quâ* Potenz) ist das Prius des Staates, das Recht hat den Staat gepflanzt, nicht umgekehrt. Solche Völker projicirten ihr eigenes Billigsein in ihre Götter und gaben so dem Recht seine sacrale Weihe — nicht etwa blos, weil sie in schlauer Berechnung einem äusseren Zwange nachgaben, noch ehe sich der verwirklichte, sondern, weil sie nicht anders konnten vermöge ihres inneren Wesens, nach der inneren, essentiell bestimmten Nothwendigkeit ihres characterischen Gehalts.

Wäre die Realdialektik die Ethikleugnerin, wofür noch in seinen alten Tagen u. A. auch der Altdialektiker Carl Rosenkranz sie (in der „Gegenwart") ausgegeben, so könnte ihr nichts willkommener sein, als die Discreditirungen, welche das concrete Recht alltäglich durch seine eigenen Finder und Voll-

strecker erfährt. Aber grade weil die Realdialektik von einem Rechtsideal nicht lassen will, welches höher steht und in erhabeneren Regionen seine Heimat hat, als die angebliche Verwirklichung einer angeblichen Rechtsidee: grade deshalb darf sie sich befugt und berufen halten, das Unrecht des Gewalt-Rechts auf Schritt und Tritt — *Pro jure contra legem* — zu bekämpfen und dabei wird es ihr leicht ergehen wie sonst auch: grade die glühendsten Streiter fürs Recht pflegen das eigene eher zu vergessen, als zu verfechten, sind aber freilich Aristokrat und Demokrat in Einem, nicht etwa das Eine mit dem Kopf und das Andere mit dem Herzen, sondern, als Vertreter einer nach individuellen Verschiedenheiten bemessenden Gerechtigkeit, jenes der Gesinnung, dieses den Grundsätzen nach.

Vorneweg ist dabei ja aber die Homonymie, wenn nicht zu beseitigen, so doch zu constatiren, vermöge welcher Recht bald den Inbegriff der gesammten Institutionen eines Volkes über Mein und Dein und die übrigen interindividuellen Bezogenheiten bezeichnet und bald die ethische Normirung selber, nach Maassgabe deren in einem idealen Durchschnitte jene Institutionen zu bemessen sind. Ersteres ist das Recht, welches gleich dem ist, „was gilt", letzteres allein das Recht, welches auch einen sittlichen Anspruch darauf hat, respectirt zu werden, wo es besteht, und hergestellt zu werden, wo es fehlt. Denn in ihrer Wurzel sind Recht und Moral so sehr Eins, dass diese selber ihren Inhalt verliert, wo das Recht dem Gewissensbereich entzogen werden soll, sofern das ganze negative Interesse der Moral sein Object hat an Rechtsverletzungen, d. h. an egoistischen Einbrüchen in fremde Willenssphären. Aber wie die Fachzoologen am wenigsten von Teleologie hören mögen, weil sie zu wenig philosophisch geschult sind, um einen Zweck anders als in hypostatischer Isolirung von dem Zwecke verwirklichenden Willen sich denken können, wie wenn überhaupt jeder Zweck nur als ein nothwendig erst von Aussen zu setzender auftreten könnte: gradso und vermöge der gleichen Unfähigkeit, das endogen Immanente anders als in begrifflicher Lostrennung von seinem Träger zu abstrahiren, sehen wir die Fachjuristen sich sperren gegen die Anerkennung eines Rechtsbegriffs, der jeder seiner Realisationen in ideeller Potenzialität voraufgehen und in dieser seiner wirklichen Reinheit seine normgebende Natur bewahren

und behaupten muss. Denn das ist ja Sinn und Bedeutung aller metaphysischer Substrate, dass deren Potenzen allen Selbstactualisirungen wenigstens idealiter — und das heisst nicht sowol blos „ideell" oder „vorstellungsmässig", sondern auch als „Ideal" — voraufgehen müssen. Aussprechen, dass die thatsächliche Verwirklichung des Rechts ja allerdings nur innerhalb eines rechtlich geordneten — genauer: allmählich nach rechtlichen Normen sich ordnenwollenden Gemeinwesens möglich ist, heisst doch nicht, die Rechtssphäre in dem Sinne auf die des Staates einschränken zu wollen, dass nach der Weise der Hegel'schen Vernünftigkeit des Wirklichen jede sozusagen präexistentielle Idee sollte für verschwunden gelten oder man darauf verzichten wolle, das Wesen der Gerechtigkeit auf der solideren Basis einer von Verletzung fremder Sphären sich freihaltenden Selbstbehauptung ruhen zu lassen, während jede echte Metaphysik im Willensgrunde selber eine Voraussetzung (die reine Bedingung) für alles dasjenige postuliren und aufsuchen muss, was in der Folge — (also begrifflich später, ob auch realiter kein Zeitunterschied des Vor und Nach dabei besteht, sondern Beides in einem ewigen Zugleich vorhanden war und ist) — die Erscheinungswelt auf ihre Sichtbarkeitsbühne heraufführt.

Die Realdialektik will ja nichts weniger als sich verblenden gegen die Thatsache, dass allerorten aus rechtswidrigen Verhältnissen rechtsgültige Einrichtungen erwachsen. Allein es ist doch nicht die abstracte Zeitdauer als solche, welcher die Kraft der Verjährung innewohnt, sondern der unaufhaltsame Gang des Geschehens ist es, was allgemach alle gegenseitigen Relationen dergestalt verschiebt, dass eine simple Restauration zur allerunerträglichsten Rechtsverletzung, zur unmittelbarsten Bestätigung des *summum jus, summa malitia et summa cru*[illegible] werden müsste. So ist, was selbst da noch, wo eine absolut rechtsverachtende Gewaltthat neue Situationen geschaffen hat, fortgestaltend weiter schafft, die stillwaltende Macht des idealen Rechts, welche Alles nach Möglichkeit — soweit eben die Schranken der Menschennatur und die egoistische Kehrseite alles Wollens dies zulassen — wieder „ins Gleiche bringt".

Implicite bekennen sich die vornehmen Verächter alles Naturrechts doch zu dessen Grundsätzen; denn schon die Definition: „Gerechtigkeit ist, wobei Alle bestehen können", schliesst

die Forderung in sich, dass jeder Einzelne zur Actualisation der Rechtsbildung es bereits als sein Recht mitbringe, „bestehen zu können“, d. h. die Existenz seines Selbst möglich zu machen. Aber freilich stellt gegenüber der Frage nach der Absolutheit des Rechts die antilogische Realdialektik strengere Forderungen an die Rechtsphilosophie als die auf rationalistische Zweckentwicklung und Vernunftbestimmung basirten Theorien, die des festen, haltgebenden Fundaments entbehren, welches die individualistische Willensmetaphysik darbietet. Was Gift ist, nennen wir auch dann noch so, wenn es gelegentlich ein Arzt auf seinem Recepte als Heilmittel verschreibt: wo das Unrecht, der Rechtsbruch, dem Gesammtleben zum Rettungsmittel wird, da gleicht es jenen Giften, welche zwar gewisse Localleiden symptomatisch beseitigen, dafür aber in andern Organen verhängnissvolle Störungen oder dauernde Schädigungen zur Folge haben.

Also nicht so sehr von oben oder von unten in's Werk gesetzte revolutionäre Vorgänge sind es, woraus wir auf die realdialektische Natur des Rechts exemplificiren, als vielmehr die Unmöglichkeit, je auf einer von zwei Seiten ein absolut reines Recht aufzuweisen. Das ist es ja, was den Begriff des Dilemma vom logischen aufs praktische Gebiet übertragen liess: es ist eine negative Form der praktischen Realdialektik, wenn man „nicht aus, noch ein weiss“, weil man auf beiden Seiten auf etwas stösst, was man nicht will (nach der Formel: *nolo neque-neque*), und wieder ist es so einzig die Realdialektik, welche einen Schlüssel dazu bietet, dass es in der Welt überhaupt Dilemmata gibt und geben kann, als welche ja objectiv daran ihr Wesen haben, dass es gleich sehr in *malam partem* ausschlägt, ob man sich — sei es in logischem Schlusse oder in praktischem Entschlusse — nach dieser oder jener Seite hin entscheide, was *Cic. de Inv. I. § 49* die *complexio* nennt: *in qua utrum concesseris reprehenditur.* Es ist das eine Abart der tragischen Situation und steht dem Rechtsleben insbesondere an dem Berührungspunkte nahe, wo sich der Richter mit seinem *ju-dicium* so situirt findet, dass er keiner von beiden Parteien Recht geben kann, ohne der andern Unrecht zu thun und dennoch *tertium non datur,* weil der Lage der Sache nach jeder Mittelweg, jede vermittelnde Ausgleichung ausgeschlossen ist. Ueberall kann es sich nur um ein Ueberwiegen dessen handeln, was wir

„Schuld haben“ nennen. Das weiss schon die Volksweisheit, wenn sie sagt: „Wo Zwei sich zanken, haben allemal Beide Unrecht“. Auch gibt es ja kein noch so crasses Unrecht, welches nicht doch den Anspruch erhöbe, für Recht angesehen zu werden und so mittels „Anerkennung“ zur Geltung zu gelangen. Und wenn der Franzose das Sprüchwort hat: „Gegen das Recht gibt es kein Recht“ (was ein deutscher Dichter, Wilhelm Jensen, zur Reflexion variirt hat: „das Recht ist das sicherste Mittel, sich die Rechte Anderer anzueignen“) — so liegt ihm dabei auch nicht blos die *major vis* der Gewaltherren (welche die Schwächern der eigenen Verantwortlichkeit entlastet, weil sie wie ein Unglück über uns kommt, dessen Folgen wir tragen müssen, für die wir aber auch im eigenen Gewissen nicht aufzukommen haben) im Sinne, sondern die Unmöglichkeit, das reine Rechtsideal herzustellen ohne die allerärgste Rechtsverwirrung — ein logischer Widerspruch, an dessen Unentrinnbarkeit auch die Doppelnatur der Selbstobjectivirung ihren vollen Antheil hat. Denn einerseits ist es eine specifische Eigenthümlichkeit grade der Willensentfaltung als solcher, dass sich ihre Selbstverwirklichung von einer gewissen Stufe an wesentlich mit der Form der Selbstobjectivirung vollzieht: in der Reflexion auf das bereits Erreichte wird dessen Vervollkommnung möglich — so ist's bei der Sprache und Kunst, so auch im Recht. Das aus der Naivetät des Instinkts geborne erreicht seine Höhe im Licht des Bewusstseins. Aber dessen Mittagsculmination ist ein kurzer Zwischenzustand: dieselbe Sonne, welche die Pflanze aus dem Boden lockte, verdorrt sie vor Abend — unterm Brennspiegel der Kritik zersetzen sich die nährenden Säfte — die plastische Gestaltungskraft erlahmt: die Sprache macht einen verknöchernden Involutionsprocess durch, die Kunst verfällt in Virtuosität und Manierirtheit, das lebendige Recht erstirbt in Codificationen: *Summum jus summum injuria* und *plurimae leges, pessima respublica* — drei parallele Abläufe von entschieden realdialektischem Charakter welche an den physikalischen Erscheinungen der Polarität wie an den biologischen des *optimum* und dem homöopathischen Princip für Therapie ihr unverkennbares Analogon besitzen.

Was Goethe den Mittler in den Wahlverwandtschaften aussprechen lässt: wenn der Mensch es blos im Allgemeinen besser haben will, weiss er niemals recht, was er will, aber wer ein

bestimmtes Übel zu beseitigen wünscht, ist sich eines klaren Zieles bewusst — das findet auf Staats- und Volksleben eine ganz besondere Anwendung. Denn wer sich gegen ein vorhandenes Unrecht kehrt und wehrt, der kommt sobald nicht in Gefahr, Andern dabei Unrecht zuzufügen, denn er weiss, dass er etwas Bestimmtes nicht will. Dagegen wer sich unterfängt, eine neue Rechtsordnung, also sozusagen ein neues Recht zu schaffen, der wird in Extravaganz verfallen, sowie er Linien überschreitet, welche durch Hinwegräumung factischer Missverhältnisse und greifbarer Übelstände vorgezeichnet sind. Die reine Defensive ist als solche niemals doctrinär, sie hält sich ja vollständig innerhalb des pessimistischen Weltrahmens; aber die begehrliche, optimistisch die gegebenen Existenzbedingungen überfliegende Phantasie, das Streben nach unbekannten Gütern, welche als vage Idealschemen dem unbefriedigten Sinne blos „vorschweben", verfällt unvermeidlich der Maass- und Schrankenlosigkeit blosser Abstraction und deren Folgen.

Darum ist jede Aufstellung genereller Rechtsprincipien — mochte man sie „allgemeine Menschen-" oder „Grundrechte" nennen — praktisch allemal von unfruchtbarster Folgelosigkeit gewesen*) und hatte ihre Bedeutung einzig darin, ein Protest des sittlichen Gefühls wider thatsächlich vorliegendes Unrecht zu sein und so auf der culturhistorischen Skala einen Punkt zu markiren, wo das Bewusstsein erwacht ist, dass sich das sittliche Weltideal u. A. auch nicht verträgt mit Vergewaltigung der Wehrlosen durch die Faust der Bewaffneten. Und diese Einsicht, dass der realdialektische Grundwiderspruch jeden Gedanken an einstige Weltvollkommenheit ausschliesst, ist es ja auch, was die *par excellence* Praktischen, als Staats- wie als Geschäftsmänner zu so warmen Lobpreisern der Kunst der Compromisse macht.

Im Grunde liegt schon in jeder Transaction, dass alle Abstraction nur ein halbes Recht habe, und in der That ist der centrale Vorstoss wie der von der antilogistischen Operations-

*) Wie auch hier auf gut Realdialektisch die logische Consequenz in ihre antilogistische Caricatur umschlägt, hat man ja vieler Orten gesehen, als das „Princip" der „religiösen Freiheit" zur thatsächlichen Vernichtung seines Inhalts führte, dank der raffinirten Ausbeutung durch unantastbar correcte Jesuitenlogik.

basis aus zu nehmen. Von solcher aus ist ja längst schon erkannt und auch bereits gegen Kant geltend gemacht, wie jeder Formulirung einer abstract allgemeinen Maxime eine Zweideutigkeit anhaften bleibt. So sagt Loewe in der Programmabhandlung des Stettiner Stiftsgymnasiums 1878 S. 29, nichts sei so schlecht, dass es sich nicht durch Subsumtion unter einen allgemeinen Begriff rechtfertigen und nichts so gut, dass es sich nicht auf demselben Wege als verdammenswerth hinstellen liesse — ein Zeugniss mehr dafür, wie alles Moralische von einem Ja und Nein durchzogen ist. Darum kann der Streit zwischen den logischen Dogmatikern und den historischen Erforschern des Rechts auf keiner andern Friedensbasis beendet werden, als auf der Grundlage der Anerkennung des realdialektischen Prinzips — alles Andere bleibt einseitig, wobei immer nur eine Einseitigkeit die andere ablöst.

Das positive Recht *quâ* Satzung macht nicht blos dem logischen Zweifel ein Ende, sondern auch dem Schwanken des Wollens selber, welches bis dahin noch nicht wissen mochte, welcher seiner beiden Strebensrichtungen es nachgehen solle. Den aller Gesetzesform zu Grunde liegenden hypothetischen Gedanken: „wenn der Thatbestand dieser oder jener, so ergibt sich als die *regula* dies oder das“ erfasst die Willensmetaphysik *eo ipso* als condicionale Realität (vergl. meine Abhandlung über Bedingungsbegriff und bedingten Gedanken): „wenn der Einzelwille diesen bestimmten Willensinhalt in sich aufnehmen will, muss er zugleich die rechtliche Einschränkung für seine Verwirklichung mit acceptiren — sonst hat er die Folgen zu tragen.“ Das gibt der Gesetzessprache ihren bedingungsweise androhenden Charakter, deren imperativer Charakter aber eben nicht an die logische Seite des Menschen sich wendet — denn solch ein Wenn ist eben nicht ohne Weiteres einem Weil gleichzusetzen — es liegt ja doch der causale Factor als Motiv im Willen, nicht als *ratio* im Kopf, und das Entscheidende ist hier wie überall der individuelle Fall, deren keiner dem andern schlechthin gleich ist, denn was als schlechthin gleich aussieht, ist eben nur die Abstraction — darin besteht ja die Unvollkommenheit aller Gesetzgebung.

Darum ist auch nichts verkehrter, als zu wähnen, die Scheu vor unlogischer Inconsequenz sei es, was den Despotenwillen abhalte, das selbstgegebene Gesetz zu missachten und so

der Selbstverdammung durch einen Selbstwiderspruch zu verfallen (Jhering S. 340). So zimperlich ist mit Nichten der Wille gegen die Gebote der Logik — er bindet sich nur durch sein eigenes anderes Selbst — nur so konnte es wohlwollende Despoten und einen „aufgeklärten Absolutismus“ geben. So oft er auf den Inhalt der Normen kommt, kann auch Jhering nicht umhin, die höchste Form der Zweckmässigkeit zu ergänzen durch ein Rechtsgefühl, welches als Selbstbehauptungstrieb im Wollen der sich als Selbstzweck fühlenden Persönlichkeit doch ein bischen was anderes will, als sich begnügen mit dem Bewusstsein, ein an und in sich werthloses Glied am Körper der abstracten Gesellschaft zu sein. (Am weitesten in solcher Selbstentäusserung gebracht hat es und insofern jenen abstracten Idealen abstracter Staatstheoretiker am nächsten gerückt ist der schlau resignirte Chinese, welchem in diesem und noch etlichen andern Stücken gewisse occidentalische Volksstämme am ähnlichsten sind, welche sich, wie es scheint, bei ein bischen Gewaltwillkür am wohlsten fühlen).

Man muss wissen, dass nichts ewig ist als das realdialektische *ὑποκείμενον* des Willens, mit nichten aber irgend eine Einzeldoctrin, auf welche bestimmte Postulate fussen wollen. Aber andererseits darf man sich ebenso wenig — wie der gleichfalls abstract-einseitig doctrinäre Historismus — der Einsicht verschliessen, dass es kein Werden, kein Existentielles gibt, dem nicht ein bleibendes Sein, ein Essentielles vorausgesetzt wäre.

Deshalb gibt der Realdialektiker dem einseitigen Rechtsidealisten zu bedenken, wie das Recht — vermöge seiner unleugbar historisch bedingten Natur, zuweilen nur auf dem Wege des Unrechts sich verwirklichen kann, und da kann es selbst vorkommen, dass zunächst ein absoluter, physisch-mechanischer Zwang, welcher vom Boden des Rechts völlig ausgeschlossen ist, präparatorisch waltet, bis er allmählich als solcher einem kaum noch gefühlten psychologischen vorarbeitet. Wer aber psychologischem Zwange nachgibt, hört nicht auf frei zu sein, weil ihm nichts widerfährt, als was allen wollenden Wesen gemein ist: von Motiven bestimmt zu werden. So weit verträgt es sich mit „eigenem“ Handeln, dass sich im Staate (Jhering S. 240) eine sociale Zwangsgewalt organisire und der Inbegriff ihrer Grundsätze das Recht ausmache als „System der durch Zwang gesicherten socialen Zwecke“ — aber man soll nur nicht wähnen,

aus solcher Formel lasse sich der Inhalt des Rechts herleiten, etwa so wie der Inhalt einer Figur oder sonstigen Raumgrösse aus mathematischen Symbolen — denn eine solche Deduction muss das Werden ignoriren und verkennen, wie durch den Staat nur die praktische Geltung des Rechts „bedingt" wird — nicht dessen Wesen und Gehalt, der vielmehr von anderswoher stammt: aus dem Naturcharakter menschlichen Daseins — dessen Trieben und Wollungen. Von diesen in ihrem individuellen Bestande muss freilich die „Verträglichkeit" so viel fahren lassen, als die fremde Existenz zu ihrer „Bedingung" heischt. Wo die Nachgiebigkeit aus Furcht aus der ihr „von Gottes und Rechtswegen" angehörigen Sphäre zurückweicht, da ist das Recht vergewaltigt, selbst dann, wenn die Feigheit schwach genug ist, den so geschaffenen Zustand als „zu Recht bestehend anzuerkennen" — die alte Frage nach der Verbindlichkeit abgezwungener Zusagen, welche sich im internationalen „völkerrechtlichen" Verkehr noch alle Tage wiederholt und gewöhnlich ihren realdialektischen Ablauf in der Weise nimmt, dass die nachwachsende Generation sich allmählich und unvermerkt „versöhnt" (d. h. als „gesühnt" ansieht oder gelten lässt) mit dem Eroberungsresultate, welches an dem Alten mit unaustilglichem Grolle nagt und nagen muss. Wenn das Epigonengeschlecht von der neuen Gestalt nur noch die Vortheile empfindet, wie die Väter im Hinblick auf das einst gewesene Bessere die Benachtheiligung, dann vollzieht sich auch hier allgemach jene Ausgleichung zwischen Wollen und Nichtwollen, in welcher wir das eigentliche Wesen des Rechts erkannt haben — und wenn endlich die Widerstrebenden, Einer nach dem Andern, dahingestorben sind, dann kommt auch hier der Jhering'sche Gedanke zur Verwirklichung vom Segen des Lebens durch Andere (a. a. O. S. 245), vermittelst dessen jede Kraft sich und Anderen nutzbarer wird, als wie sie in ihrer Vereinzelung es sein konnte — dann wird auf dem von Jhering skizzirten Wege der *par* (*paciscendo*) der „*homo*" (der weiter nichts ist als solcher, d. h. Hausthier oder Sklave) wieder zum Träger einer *vita vitalis*, zum „Menschen" im erfüllten Sinne. Aber die blos egoistische, die nicht schon von Urbeginn an realdialektisch — vermöge jenes Liebesinstinkts, welcher auch zwischen Eltern und Kindern waltet — gebrochene Gewalt würde es nie zu etwas bringen, was wirklich den Namen eines Rechtsverhältnisses verdienen könnte.

Wer für die Existenz moralischer Conflicte eintritt, kann sich doch auch nicht verhehlen, dass es Fälle von Rechtscollisionen gibt, wo sich ohne irgend eine Rechtsverletzung überhaupt nicht handeln, geschweige über die Behauptung alten Rechts hinaus neues, vollkommeneres schaffen lässt. Die concrete Erfüllung des Rechtsinstinkts ist ja schon deshalb eine vielfach wechselnde, weil die Factoren wandelbar sind, aus denen auf dem Wege einer dynamischen Division (— welcher man immerhin einige Ähnlichkeit nachsagen kann mit dem Calcül, mittels dessen die Normen des kategorischen Imperativs sollen errechnet werden —) die idealen Elemente des Rechts müssen gewonnen werden. Denn für die Sphäre des Rechts kommt es ja wirklich wesentlich darauf an, einen Zustand gegenseitiger Accommodation zu ermitteln, während das specifisch Moralische die Gegensätze des Egoismus und der Selbstverleugnung umfasst, wobei die durch das *Suum cuique* gezogenen Umgrenzungen vielfach durchbrochen werden müssen.

Also wird auch die Realdialektik allein im Stande sein, das Paradoxon vom Recht zum Rechtsbruch nicht blos aufzustellen, sondern auch zu begründen. Aber man darf die Eigenschaft, ein werdendes zu sein, am Recht nicht dergestalt in den Mittelpunkt rücken und zu einem Wesensmerkmal erheben, dass man sich verleiten lässt, in pfuscherhafter Verallgemeinerung mit Jhering zu sagen: „die Idee des Rechts selber ist ewiges Werden“, und darum „muss das Gewordene dem neuen Werden weichen“.

Besinnen wir uns auf die Grundhomonymie, wonach „Recht“ einerseits den existentiellen Rechtszustand bedeutet, welcher ein wandelbares Ergebniss wechselnder Verträge ist, und andererseits die bleibende (essentiale) Grundlage aller Verabredungen über die Willenssphären der Einzelnen oder der Gemeinwesen: so begegnet uns zunächst ein Standpunkt, welcher das Werdende zu Gunsten des Gewordenen negirt, jener abstracte Rigorismus, wie er sich in Cato Major auflehnte gegen die zweite Vorlesung des Karneades, und immer so zimperlich that und thut mit seiner loyalen Gerechtigkeit und Gesetzesmoralität, welche vermeint, Jeder habe in jedem Augenblicke nur Eine Pflicht, nämlich die, zu gehorchen dem, was einmal in Geltung steht. Damit wird das richtige Verhältniss in der Würdigung jener beiden Rechtsgestalten umgekehrt: man respectirt das Gewordene

auf Kosten des Werdenden. Allein dies unbedingte Conserviren-wollen kann doch nicht länger dauern als bis zu dem Augenblick, wo ein neu Gewordenes fertig (— man sagt dann mit Vorliebe: als ein *fait accompli* —) dasteht — dann muss man nach derselben Consequenz für dessen Bestehen eintreten — denn das Wort: „Recht muss doch Recht bleiben" hat für dieses Extrem so wenig eine über unverstandene oder unverständliche Thorheit hinausreichende Bedeutung, als für das entgegengesetzte des abstracten Revolutionärs. Das Raisonnement dieser Sorte von Erhaltern mäkelt nur an dem sich noch Entwickelnden herum, um vor der „vollendeten Thatsache" zu verstummen, und perhorrescirt vorkommendenfalls die bleibende Rechtssubstanz zu Gunsten der vergänglichen Rechtsformen grad so schamlos, wie die prononcirten Rechtsverächter, während es ja freilich nach dem Gegentheil aussieht.

Und der entgegengesetzte Schein entsteht ebenso unausbleiblich auf der anderen Seite, welche, gleichviel unter welchem Namen, der Zukunft und den von dieser zu erhoffenden Rechtsschöpfungen vertraut. Ihr haben die Verträge als solche keine unbedingte Gültigkeit, aber unverletzt erhalten wissen will sie die göttliche *Fides*, in deren Dienst allein jede Änderung an dem „Bestehenden" vorgenommen werden darf.

Je bunter nun aber die Fäden der Lebensbeziehungen sich kreuzen, je mehr sich demgemäss die Erörterungen des Für und Wider verwirren und je schwieriger infolge solcher Complicationen die klare Rechtsfindung werden muss, desto unausbleiblicher muss auch eine gewisse Zersetzung des von Hause aus einfachen Rechtssinns eintreten. Da wirkt selbst eine gewisse billige Gutmüthigkeit mit zur Abstumpfung des Rechtspathos: der erfahrene Sachkenner sagt: man kann es von den praktischen Juristen schon nicht mehr verlangen, dass sie sich aus solchem Knäuel mit voller Sicherheit herausfinden. Wie nahe liegt dann aber menschlicher Trägheit die Versuchung, es sich überhaupt beim „Erkennen" nicht mehr allzu sauer werden zu lassen und mehr nach gewissen sich aufdrängenden, überwiegenden Eindrücken als auf Grund gewissenhafter Prüfung seine Entscheidung zu fällen. So sind bald die Vorbedingungen einer Corruption gegeben, von welcher nur die völlig Naiven und als völlig Unbetheiligte Danebenstehenden, also in erster Linie die Frauen, ganz unberührt bleiben. Wer selber schon

in diesem *genre* viel erlebt hat, in dessen Brust greift bald ein eigenthümliches *Nil admirari* Platz,*) welches ihn bereit macht, mitzuthun bei dem Lächeln über Die, welche sich noch ereifern in unmittelbarer *compassion*, die es als einen Schnitt in's eigene Fleisch empfindet, wenn einem Andern Unrecht geschieht. Die specifisch Praktischen kommen ziemlich leicht hinweg über solche Anstösse: zufrieden, wenn nur in Bausch und Bogen eine allgemeine Rechtsordnung leidlich aufrecht erhalten wird, nehmen sie es sich nicht allzusehr zu Herzen, wenn auch nicht grade jedem Einzelnen sein (besonderes, aber nichts weniger als blos particulares) Recht zu Theil werden kann und zwischen den eigentlichen Querulanten auch die Sache manches braven Mannes einfach „zu den Akten geschrieben" wird.

Um so gefährlicher aber sind solche Missstände, als man andererseits nicht müde wird, das ganze Benehmen der in öffentlicher Verantwortlichkeit Stehenden einzuschnüren in ein Detail von Vorschriften, welches dem eigenen Ermessen am liebsten gar keinen Spielraum mehr lassen soll. Was man damit erreicht, ist ein Knechtsgehorsam, welcher von seiner eigenen servilen Natur so wenig ein Bewusstsein hat, dass er sich gradezu rühmt: „je mehr man von uns verlangt, desto mehr thun wir" — nur leider in dem traurigen Sinne: was aber nicht ausdrücklich „verlangt", resp. erzwungen wird, das unterbleibt dann auch gänzlich — eine Überspannung der reinen Rechtsbemessung, welche bald auch dahin führen muss, dass sich das spezifisch Morale verwischt und vermischt mit dem lediglich polizeilich Legalen, dergestalt, dass auch in moralischer Beziehung der Thäter mit der Bestrafung Alles als abgethan ansieht — eine Verwechselung, welcher freilich Vorschub geleistet werden muss durch eine Strafgesetzgebung, welche nicht ihre Strafbestimmungen trifft nach klar definirten inneren Unterschieden zwischen Übertretungen, Vergehen und Verbrechen, sondern umgekehrt diese klassificirt nach den darüber verhängten Strafmaassen — weil es freilich bequemer ist, mehr oder weniger

*) Am schärfsten spitzt sich diese Ironie zu an den Berufsjuristen, vollends den Rechtsanwälten, denn die sehen ja am öftesten, wie selten das eigentliche Recht zu seinem Recht kommt und stehen deshalb meistens den Erweisungen der Willkür mit grösserem Phlegma gegenüber als andere Sterbliche.

zufällig entstandene Legislaturnormen zu subsummiren, als nach ethisch sich abhebenden Stufen zu markiren — ein Gruppirungsmodus, um welchen der allerdings nicht ganz so schematisch angelegte Genius deutschen Volksthums den „sauberen Ordnungssinn“ des Franzmanns doch lieber nicht gar so nachahmungsbereit hätte beneiden sollen, zumal es doch nicht so abgelegen scheint, die *ratio distribuendi* etwa zu treffen nach der Differenz zwischen Nichtbeachtung rein utilitätsmässig bestimmter polizeilicher Zweckmässigkeit, Verstösse gegen conventionell-juristisch formulirte Regulative und Verletzungen rein moralisch determinirter Verbote. Doch das nur beiläufig. Zu unserm hier vorliegenden Thema führt uns die Aporie zurück, dass der heutige Staat nichts Schwankendes duldet, überall mit unverrückbaren Factoren rechnen will und deshalb nichts einen rücksichtslosern Anspruch, für ein Feststehendes zu gelten, erhebt, als was sich am schnellsten in sein Gegentheil verkehren kann, das Recht als geltendes: sind doch, wo sie siegreich waren, die Hochverräther von gestern die Purpurträger von heute — weil auch über die Succession zuletzt der Success entscheidet.

Hier berührt sich nun die Dialektik des Rechts auf's engste mit der des Parteiwesens. Das Mehr oder Minder der Rücksichtsnahme auf das Vorhandene bestimmt die Schattirungen innerhalb der Partei des Werdenden. Deshalb kann diese in unzählige Fractionen sich nuanciren; die Partei des Stillstands dagegen resp. der Gegenwirkung ist wesentlich und mit Nothwendigkeit nur Eine, in sich selbst geschlossen, denn ihre Absichten sind einfache, unbedingte, von Vereinbarungen will sie nichts wissen. Solche sind überhaupt nur Sache der Mittelpartei. Aber die Existenz der extremen ist „ewig wie die Welt“, weil die Doppelbedeutung des Rechts diesen Kampf immer von neuem herbeiführen muss. Das war ja das besondere Glück Roms, welchem es die Dauer seiner Existenz verdankt, dass es mittels der schweren Endpunkte seiner Balancirstange so lange sich in schwebendem Gleichgewicht halten konnte: zog es das Tribunat zu weit nach Links, so zwang es die Macht des Senats nach Rechts zurück, und wollte dessen zu viel werden, so trat das Correctiv des antireactionären Factors ein.

Ebenso wenig ist es ein Zufall, dass die einander nächststehenden Factionen sich am bittersten zu befehden pflegen, was Paul Heyse so ausdrückt:

Verschiedene Ziele? Böses Spiel!
Doch können wir uns noch gelten lassen;
Verschiedene Wege zu gleichem Ziel?
Da hilft kein Gott, wir müssen uns hassen!

Das erschaut Gutzkow im Uriel Akosta als den „Acher“, d. h. den ewig Andern, den innerlich verwandten Gegensatz, sein contrapunktirtes Widerspiel in entgegengesetzten Verhältnissen.*) Dagegen beim directen — extremen — Widersacher fehlt alle Gegenseitigkeit einer persönlich feindseligen Stellung. Kurz, auf realdialektischen Ausdruck gebracht: Widersprüche erträgt die Wesenseinheit, das Zugleichsein blosser Gegensätze nicht. Obendrein sind ja die extrem Getrennten wenigstens in Einem stets einig: in der Bekämpfung dessen, was sie Beide Halbheit nennen. Doch Jeder von Beiden meint dabei die andere Hälfte, die, welche der Andere nicht meint.

Aber nur eine gewisse Bornirtheit, ein Verranntsein in leere Abstractionen kann an den äussersten Enden Platz nehmen. Besonnenheit rückt vom Rande weg, hütet sich aber doch vor dem regungslosen Aequilibrium der punktuellen Mitte, wo die ablauernden Heimtücker, die den eigenen Vortheil erspähenden Intriguanten, sich zu Herren etwaiger Gravitationsschwankungen zu machen suchen. So wird es zum Naturgesetz, dass rechtes und linkes Centrum im besten Sinne die besten Kräfte, die wahren *optimâtes*, die gottberufene echte Aristokratie des Herzens umfasst. Der Unterschied ist im Grunde überall ein moralischer und damit zuletzt ein individuell determinirter — wie man längst erkannt hat: es sind vielmehr fundamental charakterische Eigenschaften des Temperaments und der Willensqualität, als Producte intellectualer Differenzen und Erwägungen, die sogenannte „Einsicht“, was Jedem seinen Platz anweist — denn Alles, was Überzeugung genannt werden darf, ist eine

*) Ueberdies wirkt bei benachbarten Parteien mit, dass die Entschiedeneren den Gemässigteren Mangel an muthiger Consequenz in Anwendung des gleichen Princips vorwerfen, während die Moderantenpartei (in Kirche wie Staat) immer befürchtet, verwechselt zu werden mit den Weitergehenden und deshalb diesen gegenüber viel weniger Toleranz zeigen mag als den Fernerstehenden — da nehmen die beiderseitigen Verwahrungen sehr leicht den Charakter der Bitterkeit an und reissen so den Spalt noch weiter. Altkatholiken sind schärfere Bekämpfer des Vaticanismus als Protestanten.

Pflanze, welche auf dem Boden unserer „Communionsprovinz“ erwächst.

Wie sich im Einzelnen die Parteien zusammenfinden und gruppiren, darüber entscheidet das jedesmalige Bedürfniss. Immer aber behält die Definition ihre Richtigkeit: was der mit ihrem Willen durchdringenden Majorität gegenübersteht, ist die Majorität als Gesammtheit Derer, welche Unrecht leiden bei dem jeweilig geltenden Rechtszustande und deshalb — aus was immer für Motiven — nach dessen Abänderung streben.

Nun aber ist es ja vermöge des urdialektischen Wesens alles Rechts (wie Glücks) ungleich leichter zu erkennen, wo Einem Unrecht geschieht, als positiv zu bestimmen, was wirklich Recht sei — tausendmal ist es leichter, seine Pflicht zu thun, als ihren Inhalt aufzufinden. Das Reich des blos Approximativen ist im Umkreis der Ethik leicht noch grösser als in dem der Mathematik: da wie dort müssen wir uns mit Annäherungswerthen begnügen — eventuell muss die Billigkeit *corriger la justice* — oder ein Walten der Gerechtigkeit schon da anerkennen, wo man nur ernstlich bemüht und redlich darauf bedacht ist, die Missstände unvermeidlichen oder unabweisbaren Unrechtleidens auf den möglich kleinsten Umfang einzuschränken. Aber grade das ist es, was der Egoismus die in ihrer zeitweiligen Machtfülle sich wol befriedigt fühlenden Majoritäten so gern und fast mit Nothwendigkeit vergessen lässt. Wie oft bleibt eben die optimistisch als etwas Selbstverständliches postulirte Selbstregulirung aus — wie oft majorisirt in direct vergewaltigender Weise die Majorität unantastbare Existenzrechte der Einzelnen! Aber das kommt theoretisch wie praktisch davon, wenn man nach Art der Panlogisten im Individuellen ein dem „begrifflich“ Nothwendigen gegenüber nur rein Zufälliges erblickt und es als solches glaubt abfertigen zu dürfen!

Im Widerstreit zwischen den Rechten der Vergangenheit und Zukunft — (mitten inne steht ja „der Lebende“ mit seinen Ansprüchen, den einzigen, welche ein Arm von Fleisch und Blut verfechten kann) — geht es ohne Resignation bei beiden Theilen nicht ab — und solchen Ausgleich zu bemessen ist das eigentliche Geschäft des ἐπιεικές (des „Anständigen“), als des eigentlichen Bindeglieds zwischen Recht und Gewissen, *jus* und *mos*, Juristen und Moralisten. Wo das fehlt und dem scharfen, spitzen Buchstaben ein lebendiger Anspruch geopfert wird, da

geht der unterliegende Theil nicht nur leer aus, sondern gekränkt und geschädigt, als *laesus* — von dannen. Denn aus dem realdialektischen Mutterschooss des Rechts als positivem entspringt als dessen *Nimium* die unausbleibliche Consequenz alles starr gehandhabten Rechts — die Chicane, das reine Gegenstück zum *Parum* der Laxheit. Aber neben der echten Gerechtigkeit thront als Zwillingsschwester die Gnade, um ihr volles Gegenstück zu haben an jener *crudelitas*, welche Seneca so beredt ausmalt, die rücksichtslose Unerbittlichkeit des *Fiat! — pereat mundus.*

Wo bei einem Vertrage nicht so viel Vertrauen gehegt werden kann, dass man erwarten darf, es werde drüben ein Missbrauch nicht beabsichtigt, da bleibt er besser ungeschlossen, weil gegen solche kein Verclausuliren vollständig präcaviren und salviren kann. (Darauf beruht ja auch das durch und durch Unanständige bei allem „Vorschlagen" im Handel, weil es darauf abgesehen ist, den Käufer zu übervortheilen, falls dem das sichere Urtheil über den wirklichen Werth der Waare abgeht).

Als die Maass bestimmende Gottheit aber schwebt über den concreten Parteien der Mitte, deren eine zu viel schonen, die andere zu viel nachgebend fahren lassen will, die nie ganz verleiblichte Weisheit in ihrer von Grund auf realdialektischen Majestät, die himmlische Mutter der irdischen Tochter Billigkeit. Die Rechner all und Abwäger sind blos klug, und ganz rein stimmt ihr Facit nie. So muss auch der Besonnenste an sich das Gesetz der Tragik erfahren, nach welchem auf beiden Seiten Recht und Unrecht sich mischen und deshalb Conflicte — auch die schmerzlichsten der eigenen Brust — Keinem ganz erspart bleiben.

Am kürzesten also lässt sich das Rechtsprincip in die Formel fassen: *Fides servanda est;* sie enthält das Doppelte, dass nicht blos das ausdrücklich gegebene Wort gehalten werden soll, sondern als Correlat noch dazu gehört, dass jenes Vertrauen keiner Täuschung begegne, welches von rechtlich gebundener Stärke sich keines Unrechts versieht, auch in nicht express stipulirten Stücken. So bleibt das *quilibet praesumitur probus* eine Fundamentalregel alles Rechtslebens, weil ohne sie das *bellum omnium* proclamirt und sanctionirt wäre. Grade in seinen factischen Niederlagen verklärt sich das ideale Recht zu seinem reinsten Glanze. Das reine Gewaltrecht dagegen, so oft es das ideale

Recht kränkt, vernichtet insofern sich selber, als es hinfort selber niemals einer siegenden Gewalt gegenüber auf ein moralisches Recht sich berufen kann — es ist die Negation jeder Rechtstheorie. Das ideale Recht dagegen ist zugleich ein Materialprincip, und als solches gibt es den leitenden Kanon an die Hand zur Entscheidung aller casuistischen Zweifel, wie sie aus der abstracten Consequenz einer blos formal gehandhabten Rechtspraxis auftauchen können. Sonst bleibt die Gefahr legalisirter Perfidie bestehen, gegen welche der blos aufs „Gesetz“ verpflichtete Richter einen Schutz nicht gewähren kann. Und wenn selbst der kalte Römer vom Rechte ausschliesst, was *contra bonos mores* ist, so wird die herzwarme Realdialektik erst recht mit der Nicomachischen Ethik sich nach einem Correctiv selbstentzweiten Rechts umsehen nach einem *ἐπανόρθωμα νομίμου δικαίου*. Und das Bedürfniss, ein solches sogar staatlich herzustellen, bezeugen ja Institutionen der verschiedensten Völker. Erst die allermodernste Abstraction der von Hegel construirten Rechtsstaatsidee (nach welcher nichts mehr Recht ist, was nicht irgendwie in einem Gesetz seine Formel gefunden hat), ging so weit, es fast schon zum Hochverrath zu stempeln, wenn Einer auf Gebiete hinwies, welche dem Bereich solcher Omnipotenz müssten entrückt bleiben.

Sogar die Gründer systematischer Rechtsverwirklichung gaben dem Prätor einen Censor an die Seite, wie zu Athen der Areopag ein Hüter der nicht vom Gesetz umspannten ethischen Sphäre sein sollte. (Die rechthaberischen Gegner werden uns freilich einwenden: ja drum! — so war grade diese Institution selber wieder ein Gesetz: *instar legis et legis loco*, und zu ignoriren versuchen, dass das Charakteristische grade in dem gelassenen Spielraum für Nichtfixirtes liegt). Und selbst in den schweizer Urcantonen fand Osenbrüggen analoge Veranstaltungen für solche Fälle, welche der Marionetten-„Arm“ eines positiv fixirten Gesetzes nicht zu erreichen vermag.

Wenn aber Schiller seine „Glocke“ einem über den Staat hinausreichenden Verbande („Vereine“ als „liebender Gemeine“) weihen lässt, so stimmt das aufs beste zu dem altchristlichen Wort: *ubi caritas non est, non potest esse justitia*, so dass wir letzten Endes Liebe und Gerechtigkeit in die nämlichen realdialektischen Antinomien mussten münden sehen.

12. Gesellschaft und Staat — Sitte und Gesetz — im Lichte des realdialektischen Individualismus.

Fast sieht es aus, als ob die, alle ethischen Forschungen überwuchernde naturwissenschaftliche Betrachtung die Grausamkeit der Natur — von welcher selbst ein so fromm gesinnter Mann wie der, welcher sich Gerhard von Amyntor nennt, mit wahrem Grausen spricht — zum ethischen Ideal für das Menschenleben verklären wolle, denn fast schon mit derselben Unerbittlichkeit, mit welcher die Natur das Individualleben völlig rücksichtslos dem ewigen Leben der Gattung zum Opfer fallen lässt,*) verlangen neuere Staatsphilosophen, das Individuum solle sich rein für gar nichts achten — eine Lösung des ethischen Grundproblems, so einfach, dass sie einem brutalen Zerhauen des Knotens denn doch in ganz verzweifeltem Maasse zum Verwechseln ähnlich sieht.

Aber die Wissenschaft ist es sich selber schuldig, von den Eindrücken jeweiliger Zeitverhältnisse soweit sich frei zu halten, dass sie den Erlebnissen einer zufälligen Gegenwart nicht widerstandlose Gewalt über sich einräumt. Offenbar aber haben alle diejenigen politisirenden Naturwissenschaftler, welche den Staatsorganologen immer neues Wasser auf die Mühle liefern, indem sie den Staat als Stock bestimmen, einen minder „menschenwürdigen" Standpunkt eingenommen, als wie seiner Zeit der radicale Carl Vogt, indem er umgekehrt seinen Ausgang vom Stock nahm und an diesem die Analogien des Staatlichen aufwies, um den überhebenden Ansprüchen centralisirender Politiker entgegenzutreten. Denn die individualistischen Sociologen wahren wenigstens noch den unveräusserlichen Werth des Individuellen, welchen jene total preisgeben und höchstens noch darauf Gewicht legen, dass das abstracte Ich im sogenannten „Rechtsstaat" seine

*) Wie ironisch diese „Mutter" grade in der hier in Rede stehenden Rücksicht zu Werke geht, zeigt sich vielleicht am einleuchtendsten am Bienenstachel: diese Waffe nützt dem Individuum als solchem rein gar nichts, denn in dem Augenblick, wo dieses von ihr Gebrauch macht, büsst es das eigene Leben ein. — Profit hat also nur die Gattung davon und grade so indirecten, wie eine Nation von den Siegen ihrer fallenden Helden: die dadurch den Feinden beigebrachte Angst ist das eigentliche τέλος bei solcher „Veranstaltung".

rein quantitative Kraftsphäre behaupte, aber sich gar nicht darum bekümmere, ob auch das concrete Selbst seine qualitativ charakterische Identitätsfülle ungehindert „auslebe“.

Die alte Vexierfrage: ob der Einzelne um der Gemeinschaft oder die Gemeinschaft um des (resp. der) Einzelnen willen da sei, scheint in der That nur auf „historischem“ Wege erledigt werden zu können; denn die abstracte Consequenz der so alles Individualistische niederhaltenden Theorie führt unausweichbar zu jenem All-Einler-Monismus, für welchen die Vielheit zuletzt nur eitel Schein ist und in Wahrheit gar keine Trennung zwischen den Einzelnen besteht, diese vielmehr im tiefsten Grunde ihr einzig wahres Sein und ihren eigentlichen Bestand nur im ungeschiedenen All-Einem habe. Nach solcher Auffassung arbeitet ja Jeder, freilich ohne es zu wissen und insofern auch ohne es (bewusst) zu wollen, nur selbstlos in und zu Diensten des All-Einen. Diesem allein gehören dann die wahren Endzwecke an, die Individuen werden nur von einem illusorischem Mittelzweck zum andern genarrt mit der Täuschung („der List der Idee“), es handle sich um ihre eigene Angelegenheit; alle ihre Bosheit und Güte und Selbstsucht und Kasteiung ist die purste Hallucination — der Unterschied von Egoismus und Hingebung ist nirgends vorhanden — denn selbst der absolute Egoismus des absoluten All-Einen verliert Sinn und ethische Bedeutung, weil er nicht einmal in abstracter Möglichkeit das dialektische Correlat einer ebenso absoluten Selbstverneinung neben sich behält. Aber jenes einseitige Merkmal der Selbstsucht: alles um des eigenen Selbst willen zu thun, trifft ja immerhin noch zu, und sofern danach alle Einzel-Actionen der Individuen, sie mögen wollen oder nicht, in diesen nämlichen Ocean der absoluten Thätigkeit ausmünden, beherrscht das All-Eine seine eigenen Emanationen mit der Souverainetät allerabsolutesten Absolutismus. Was aber im Thun des Einzelnen als Aufopferung, Selbstverleugnung sich ausnimmt, ist nur eine andere Farbennuance auf dem bunt sich durchwirkenden Teppich: ein umgedrehter Faden, hinter dem Maschennetze so gut wie all die andern befestigt an dem nämlichen Einschlag der indirecten Gesammtselbstsucht. Wo soll es eine Wechselfolge der Aneignung und Hingebung, wo eine veritable Statik zwischen, auch nur relativ, selbständigen Factoren geben, wo das Verhältniss zum Ganzen das ursprüngliche, das der Einzelnen untereinander erst ein aus jenem abgeleitetes sein soll?

anstatt dass jedes naive ethische Bedürfniss davon ausgeht, dass umgekehrt der Mensch sich eher im Concret-Besondern als im Abstract-Allgemeinen findet und befindet.

Aber freilich müssen solche Einreden wirkungslos bleiben wenn bereits der ethische Instinct selber sammt all seinen Bedürfnissen confiscirt ist *ad saccum* des All-Einen, nämlich depotenzirt zu einem der vielen Illusionsmanöver, zu welchen dieses greift, um an den Individuen widerstandslose Werkzeuge zur Realisirung seiner „absoluten" Zwecke zu besitzen. Allein die Frage drängt sich denn doch unabweisbar auf: wozu erst das grausame Spiel, in Wahrheit selbstlose, aber durch den Schein der Selbständigkeit an diese individuelle Existenzform geschmiedete Wesen so an der Nase herumzuführen, wobei sie von alledem nichts haben als das Eine, ebenso Unentrinnbare wie Unverlierbare: die endlose Qual, zwischen zahllosen Lebensbedingungen in absolut garantieloser Nothwendigkeit einer reinen Willkür hin und her geschleudert zu werden?

Wenn man aber durch Berufung auf die Analogie solcher Individual-Einheiten wie Bienen- oder Ameisenstaaten zu imponiren sucht, so wird dabei nicht blos das Unterscheidungsmerkmal des mittels Vernunft zu sich selber, nämlich zum Selbstbewusstsein, Gelangtseins ignorirt, sondern es bleibt auch die recht eigentlich naturhistorische Thatsache ausser Acht, dass für den Menschen empirisch die Familiengruppe der Staatenbildung voraufgeht: noch heute wird der Mensch einzeln zur Welt gebracht, kriecht nicht wie ein Bienenschwarm oder mit einer Gesammtbrut aus — hat also höchstens ein näheres Analogon für seine Staatsform an den in Herden lebenden Thieren — innerhalb der Herden aber entscheiden schon individuelle Prävalenzen: der siegreiche Bulle ist *dux gregis*. Das Missliche jedes derartigen Hinweises auf untermenschliche Verbände wird aber vollends klar in der Erinnerung an die tausendfachen Varietäten, zu denen sich das Zusammenleben der Menschen historisch, jedoch keineswegs in einer nachweislich steten Entwickelungskette, vielmehr bis auf diesen Tag in einem mehr oder weniger unvermittelten Nebeneinander differenzirt hat: vom isolirten Vegetiren neuholländischer Papuas bis zum verkünstelten Zwickbau allermodernster Competenz-Verwickelungen, in deren labyrinthischen Irrgängen schon nicht selten den zünftigen Virtuosen administrativer Entwirrungen der Ariadnefaden entgleitet — und obendrein werden ja doch die spe-

cifischen Unterschiede aller denkbaren Staats- oder Gesellschaftsverhältnisse durch nichts so sehr bestimmt, als eben durch die möglichen Abwandlungen der Stellung, in welche Einzel- und Gesammtheit wechselseitig zueinander treten können, so dass auch von dieser Seite her betrachtet die reine Realität des Individuallebens als die unerlässliche Voraussetzung aller historisch-ethischen (vorzugsweise politischer) Relationen sich darstellt.

Es ist ja nun aber, wie gesagt, im Menschen das „Naturgebot" des Instinktes keineswegs mehr so einstimmig oder auch nur vernehmlich wie bei andern Thiergattungen. Das Zusammenleben der Menschen zeigt, je nach Rasse und geographischen Bedingungen, die verschiedenartigsten Gestaltungen von der Vereinzelung vegetirender Vor-Civilisations-Menschen bis zur atomistischen Zersplitterung der in moderner Reflektirtheit auseinandergetriebenen Individuen heutiger Hyper-Cultur. Dazwischen liegen die Gruppirungen des Patriarchen-, Despoten- und reinen Republikanerthums — offenbar am blühendsten in jener gleichschwebenden Mitte eines gewissen „Gesundheits"-Gürtels, wo der Einzelne des eigenen Daseins froh wird in untrennbarer Vereinigung mit dem Wohlsein der Gemeinschaft, welcher er angehört — wo er dessen gar nicht inne wird, wenn er dem Bestande dieser Gemeinschaft hin und wieder ein Opfer an individuellem Behagen bringen muss — wo die *res publica* mit der *privata* ohne Bruch zusammengeht — wo Niemand daran denkt, dass es auch anders sein könnte. — Das sind die „gewachsenen" Staatswesen auf ihrer Höhe, von denen die „gemachten" der Neuzeit mit all ihren mächtig widerstrebenden Elementen. Staaten, welche nur, wie in stehenden Heeren, permanent verkörperter Zwang zusammenhalten kann, auf den ersten Blick so unverkennbar sich unterscheiden, grade wie jenseit dieser letzteren Formation die mit Eroberungsblut zusammengeschweissten Colossalgebilde stehen, welchen ebensowenig eine einheitlich belebte Seele innewohnt, wie den „Weltmonarchien" späteren Datums, die deshalb auch zerfallen, sowie ihre Gründer vom Schauplatz abtreten.

Für solche künstlichen Staatsgebäude bedarf es des Kitts und des Mörtels — jene natürlichen allein sind es, welche die Meinung aufbringen konnten, das Staatswesen überhaupt lasse sich mit einem Organismus vergleichen. Diese Vergleichung passt vielmehr nur da, wo, statt blosser Kleb- und Bindemittel, von Innen heraus eine selbstschöpferische Einheit den Zusammen-

halt verbürgt — eine Macht, welche in der That ihr einzig treffendes Analogon an dem leibbauenden Individualwillen hat.

Wir nennen diese Macht gemeinhin S i t t e — und zu fragen, ob die Gemeinschaft ein Produkt der Sitte oder die Sitte ein Produkt der Gemeinschaft sei, heisst im Grunde nichts Anderes, als den alten Hetzlauf früherer Naturspeculatoren von Neuem antreten mit dem endlosen Kreiswirbel, ob das Ei oder die Henne das absolut Frühere gewesen — nur dass unser Denken noch immer eher Ruhe zu finden scheint bei der Vorstellung, es sei aus spontaner Selbsterzeugung (*generatio aequivoca*) aus Zellentwickelung ein *ovum*, als bei der, es sei sofort ein fertiges Huhn entstanden — und u m g e k e h r t es noch eher einleuchten will, dass einst aus dem mit ethischen Keimen befruchteten Boden des B e d ü r f n i s s e s Halm, Blüte und Frucht der Sitte erwachsen seien, als dass wir uns recht denken könnten, die Sitte sei ein im Schooss des sittlichen Instinkts zwar l a t e n t, doch eigentlich von Ewigkeit her fertig Daliegendes gewesen — im Grunde eine mythologische Anschauungsweise, welche alle Culturergebnisse als von den Göttern gleich in Vollkommenheit bescheerte Gaben auffasst.

Und mag auch die superkluge Ökonomik eines Carey noch so viel Bedenken dagegen vorbringen: es bleibt doch die unzweifelhaft einfachere Annahme, wenn man will „Hypothese", mit Schiller daran festzuhalten, dass erst bei solchen Lebensformen, bei denen der Einzelne lebhaftest inne ward „der Mensch bedarf des Menschen sehr" aus dem unreflektirten Gefühl des Auf-einander-angewiesenseins ein ebenso unreflektirtes Sich-in- und an-einander-fügen in mancherlei modificirten Gestaltungen — je nach charakterischen, klimatischen und sonstigen Bedingungen — sich ergab und dabei jene wunderbar reichen Krystallisationen concrescirten, deren freie Darstellbarkeit in ihrer ganzen Schwierigkeit betont zu haben das Verdienst A. Bastiat's bleibt.

Das kaum Entwirrbare ist hierbei nämlich die Thatsache, dass in jeder Sitte ebensosehr ein Bindendes wie ein Gebundenes vor uns steht — in der vorsocialen Isolirung (— einer Periode, die zeitlich noch viel weiter zurückliegt als Alles, was wir „vorgeschichtliche" Zeiten nennen —) ist die Sitte so entbehrlich, wie zerbröckelt in den Tagen des raffinirten Egoismus und des egoistischen Raffinements.

Wo Schiller der Sitte nachrühmt, sie sei es, die den „Men-

schen frei und mächtig macht", erinnert er an die Mittelstellung zwischen Thier und Gott. Dürften wir von den nächst verwandten Mammalien einen Analogieschluss machen, die — wie das Menschengebiss — zwischen den herdenbildenden Wiederkäuern und den isolirten Carnivornen die Mitte zu halten scheinen: so müssten wir folgern, dass Staaten- und andere Gemeinschaftsbildungen dem *genus* der *bimani* keineswegs so „angeboren" seien, wie z. B. den Bienen und Ameisen, dass also auch die ethischen Voraussetzungen des Gemeinschaftslebens nicht für einfache Naturfactoren zu erachten sind. Dann aber ist es auch nicht unberechtigt, die Frage nach dem Interesse des Individuums wenigstens neben die nach dem der Gemeinschaft zu stellen und in alter Weise den Ackerbau als die Grundlage aller Weiterentwickelung anzusehen.

Aber wie wir die Bestandtheile eines Gesteins erst erkennen, wo Verwitterung sie zu Tage legte, und wie die Fäulniss der Verwesung der Kenntniss organischer Naturverhältnisse in die Hände arbeitet: so konnte Aristoteles seine Klassification der Verfassungen erst schreiben im retrospectiven Hinblick auf die bereits in sich zusammengebrochenen Staatsformen — und so dringen wir in die Geheimnisse des *principium anceps et ambiguum*, Sitte genannt, am sichersten auch erst dann ein, wenn sie sich bereits zerlockert und zermürbt, und die zweiseitigen und zweischneidigen Folgen ihres Aufhörens anfangen, sichtbar zu werden.

Dieser, das Schönste, was Menschen in ihrem Zusammensein unbewusst produciren, unbarmherzig zerstörende Process verläuft zumeist in der Form einer Terrainstreitigkeit zwischen Sitte und Gesetz. Wie manch sinniger Brauch fällt polizeilicher Supervorsichtigkeit zum Opfer, wie manch ursprünglich unschuldige und unschuldverwahrende Freiheit ist durch das bevormundende Gesetz verboten und damit erst die Gefahr eines Missbrauchs zum Bewusstsein gebracht — wie oft reizt, wie es Paulus vom Gesetz überhaupt sagt, eine staatliche, als herrschsüchtige Willkür sich anlassende Vorschrift erst zu einer Uebertretung, welche dann nicht mehr ungefährlich ist, wenn man vielleicht gar Natur und Behörde gleichermaassen zu überlisten Bedacht nimmt — das Bilden des individuellen Geistes nach individuellen Neigungen und Anlagen: die bureaukratische Uniformirung duldet es nicht länger — und jeder

Streifen Landes, den bei solcher Grenzregulirung das unaufhaltsam vordringende Gesetz erobert: die Sitte ist es, die ihn abgeben muss.

Aber nichts wäre verkehrter, als etwa zu wähnen, die Sitte sei laxer und handhabe ihre Macht minder energisch als ein Gesetz. Wo der moderne Staat nur einschliesst, schliesst die auf Sitte gegründete Gesellschaft aus, und Verbannung gilt für eine dem Tode gleichstehende Strafe um so gewisser, je näher ein Staat noch seiner Naturbasis geblieben.

Weil die Sitte fordert:

Der Mensch
Soll sich an den Menschen reihen,

d. h. die Menschen sollen, folgsam den festentwickelten Bedingungen der Coëxistenz, ineinander sich finden, schicken und fügen lernen, und weil die Sitte sozusagen die infinite Formel für diese Reihenentwicklung nach Weise gewisser mathematischer Constructionen gibt: so belegt sie ihre Verletzungen mit der doppelsinnigen Strafe der *ἀτιμία*. Wen man nicht „achtet", den „schätzt" man nicht, wen man nicht „aestimirt", den „hat man gar nicht auf der Liste" (*in nullo numero putatur*).

So zieht noch heute die ganze Gewalt der socialen Ehre mit ihrem reichen Torturapparat von „Duell", „Verruf", „Ausstossung" (aus der Kaste, dem Soldatenstande oder der „guten Gesellschaft") ihre gesammte Wirksamkeit aus einer — oft genug rein conventionell, mehr entleerten und verkünstelten, als substanzialisirten und verfeinerten Sitte. Kirche wie Staat kennen käufliche Dispense für Privilegien, welche von gewissen codificirten Forderungen eximiren: die echte Sitte weiss, unerbittlich wie sie ist, nichts von Amnestie und Ausnahmen, und auch sie erstarrt gelegentlich zu so harten Verkrustungen, wie sie im Kastenwesen mit all seinen „unmenschlichen Verirrungen" vorliegen. Aber selbst da bewahrt sie noch den Vorzug des Concretseins gegenüber der caricaturhaften Ausgeburt einer alle Naturdifferenzen wegrasirenden Gleichmacherei, wie sie der Logiker Mill in ein intuitionsloses System gebracht hat, an welchem nichts logisch scheint als das Abstrahiren von allen Thatsachen. Bis dahin war die Sitte der sichere Regulator des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern — nun soll auch daran mit Gesetzen „gebessert" werden — ein richtiges *Corriger la Nature.* Niemand wird weniger als wie ein Pessimist sich be-

rufen fühlen, alle Werke der Natur vollkommen zu finden: aber an ihren feststehenden Grundlagen zu rütteln, hat noch Niemand ungestraft versucht — und sie missen wollen, ist nicht der Weg, sie zu beherrschen — „nur, indem wir uns ihren Gesetzen unterwerfen, überwinden wir ihren Widerstand“, ist ein altes Wort: *non vincitur nisi per se ipsam.* Aber an ihr und ihren Producten herumzerren, heisst nichts als verzerrte Monstra an's Licht fördern. Niemand verkennt auch weniger als die Realdialektik, dass manche Sitte nicht besser ist als ihre Mutter Natur, dass im Verhältniss zwischen Weib und Mann viel Unrecht und Verkürzung waltet, aber es heisst gleich sehr aus den gesteckten Schranken heraustreten, ob dies nach Rechts oder nach Links geschehen mag: ob das Weib zur Stellung einer Sklavin herabgedrückt oder zu der einer Herrin unter Gliederverrenkung heraufgeschraubt wird — die Natur spricht: sie sei die Gehülfin des Mannes. Dem widerspricht es auch nicht, wenn die Weiber einen antipolitischen oder antistaatlichen Instinct zeigen, denn als die berufenen Hüterinnen der Sitte müssen sie Allem widerstreben, was an Rechten des Hauses und der Familie etwas schmälern will. Wohl verdanken wir ihnen tausendfach heilsame Anregungen zu Reformen — aber ihre Begeisterung galt stets den Naturgewalten, der Individualität und Nationalität. Sie sind die natürlichen Fürsprecherinnen des Individualitätentbindenden, und es gibt keine reichere Fundgrube intuitiver Charakterologie als die Beobachtungen eines Mutterauges und die Erfahrungen eines Mutterherzens.

Völker, die es am ernstesten nehmen mit der „Legalität“, haben zugleich am meisten Respect vor der Heiligkeit des *mos majorum* und halten am eifersüchtigsten Wache, dass nicht in den Bereich dieses Eingriffe gemacht werden von Drüben aus dem Gebiete, wo die Strenge der Buchstäblichkeit waltet.

Ja, die Engländer, in diesem Stück das in germanischem Geiste am weitesten vorgeschrittene Muster, haben es verstanden, die Starre und Härte des Buchstabens selber zu einem stachelichten Dornenzaun zu machen, der es hindert, dass nicht das Gesetz wie ein unvermerkt fortwucherndes Rankengewächs die Marksteine überklettert und die Raine durchzieht, welche seine Geltungssphäre scheiden von der der Sitte. Darum soll willkürlicher Auslegung durchaus kein Spielraum gelassen werden, und lieber verzichtet man gänzlich auf das, was anderwärts *interpretatio ex ratione legis* heisst, ehe man ein Gebietsstück

preisgeben möchte, auf welchem bis dahin die Sitte das einzig Maassgebende gewesen.

So wird das Gesetz — trotz seiner Unantastbarkeit — nicht geliebt, sondern nur geachtet, wie man Quarantainemaassregeln und andere lästige Unbequemlichkeiten „sich gefallen lässt“, weil sie einmal nicht vermieden werden konnten, wenn nicht grösseres Unheil hereinbrechen sollte — man steht scheu davor, wie vor einem unwillkommenen Eindringling und Nothbehelf. Die heimische Sitte dagegen ist jedem naiven Gemüth ein vertrauter Hausfreund, mit dessen Umgang („*consuetudo*“) man meinen würde, ein Stück seiner selbst einzubüssen — nicht ein fremder Gast, dessen man sich entledigen möchte, sobald nur immer es mit einigem Anstand und ohne handgreiflichen Nachtheil geschehen könnte. Mit seiner Sitte fühlt Jeder sich verwachsen, wie mit den Haaren seines Hauptes oder dem Nagel seiner Zehe; das Gesetz trägt und erträgt er wie einen — oft drückenden und spanisch zugeschnittenen — Stiefel, weil er doch noch lieber den unbequemen, aber meist ungefährlichen Schmerz von Hühneraugen aushalten, als der Gefahr des lebenbedrohenden Erkrankens von nassen Füssen sich aussetzen will.

„Gesetzlos“ und „anarchisch“ einander gleichstellen heisst denselben Irrthum begehen wie mit der Verwechselung von „gottlos“ und „unmoralisch“, oder wie wenn man unbesehens Individualitätsprincip mit Egoismus identificirt oder Republikanerthum mit absoluter Willkür. Im Gegentheil: für's echt germanische Bewusstsein mit seinem unbezwinglich lebhaften Autonomietriebe stellen diese Begriffspaare eher Gegensätze als Dieselbigkeiten dar — nur den Romanen diesseit und jenseit des Oceans, welche keine Ahnung haben von Selbstgehorsam und Selbstregierung, verschwinden diese Unterschiede im Brei eines ungegliederten Chaos — Die meinen: Ordnung, welche sie mehr als Alles lieben, könne es nicht geben ohne schroffe Sonderung — deshalb geben sie selbst noch ihrer Sitte die unbiegsame Schärfe eines Statuts, gleich den Chinesen, und statt der Personen — d. h. selbst- und frei-bewusste Menschen — verbindenden Sitte haben sie im Grunde nur eine kastenscheidende „Etikette“ (— bezeichnenderweise vom Aktenbündel — *est haec questio* — entnommene Bezeichnung codificirter Hofgebräuche! —) und eine Individualitäten nivellirende Mode.

Die sogenannten Republiken des ehemals spanischen Amerika

haben alles Andere eher aufzuweisen, als wirkliche Republikanertugend im Sinne eines Aristides, Epaminondas, Cato oder Brutus, und es wird das wesentlich mit der Mischlingsnatur ihrer Bürger zusammenhängen — denn es ist die einstimmige Klage aller Berichterstatter: Mischlingen fehlt es an der Einheit eines sicher leitenden Gewissens, schon weil sie — von weiteren Kreuzungen abgesehen — eine mindestens zwiespältige Sitte ererben. Wie buntscheckig müsste dementsprechend eine Gesetzgebung ausfallen, welche sich solchen durcheinandergeworfenen Trümmerstücken der verschiedenartigsten Sitten anschmiegen sollte — das wäre gradezu ein Ding der Unmöglichkeit — und deshalb gibt es nichts individualitätsloser Schematisches, als die abstracteste aller Verfassungsschablonen: die Constitution einer Mischlingsrepublik. Ein Staatswesen, welches gar keine Wurzeln mehr in dem constanten Boden altgegründeter Sitten zu treiben hat, gleicht einer Pflanze, deren Fasern man, statt mit einem natürlich gemischten Erdreich, gemeinem Humus, mit lauter mechanisch durcheinandergeschüttelten Elementarstoffen aus der Apotheke nach dem Recept einer Liebig'schen Agricultur-Chemie-Analyse umgeben hätte — sie würde vielleicht geil aufschiessen wie in Kalk gelegte Samenkörner oder die Augenblickspflanzen japanischer Gartenkünstler, aber von Lebens- und Befruchtungsfähigkeit wäre keine Rede. Das streng monarchische England dagegen hat nur deshalb eine solche Überfülle von Gesetzen, weil keines der vorhandenen ohne Weiteres und „von selber" — nach blosser Analogie — darf erweitert und verallgemeinert werden. Aber Gemeinsinn und innige Anhänglichkeit an's alte Vaterland ist auch bei keinem Stamme mehr zu Hause, als bei dem angelsächsischen: trotzdem, dass er zugleich wie kein anderer seine Glieder in's Erdenrund zerstreut, hat er spröder seine Individualität behauptet, als wie irgend ein mitgermanischer Vetter.

Dem rigorosen Mosaismus gegenüber ward Paulus zum beredten Anwalt der Selbstbestimmung — und hat doch wol an selbstvergessener Hingebung und freudiger Selbstaufopferung von keinem seiner apostolischen Collegen sich beschämen lassen.

Aber eine andere Frage ist es, ob nicht auch diese im Innern verharrende Autonomie des Wollens sich verlernt, wo äusserlich alles Thun in den heteronomen Bann militärischer „Subordination" hineingezwängt wird. Die Bevölkerung jedes Militärstaats wird auf die Dauer für republikanische Staatsformen

verdorben und umgekehrt: echt republikanisch angelegte Volksnaturen dulden niemals lange das Stachelhemd soldatischer Gliederung. Dem von Kindesbeinen an „Gedrillten“ und Dressirten werden „Gehorsam“ und „Zwang“ unvermerkt zu Wechselbegriffen, und wenn er nach dem Nachlassen dieses noch in jenem verharrt, so geschieht es nur nach dem Gesetz der Trägheit, nicht in freier Wahl nach Selbstbezwingung — sonst meint er, müsse auch jener aufhören, wo es mit diesem zu Ende sei — das Gegentheil von echter, sich selber verbürgender Republikanertugend. Jener gehorcht der Person (kennt ja auch eingestandenermaassen keine andere Treue als die persönliche) und darum ist Form und Inhalt seines Gehorchens abhängig von allen Zufälligkeiten jener wechselnden Personen — wogegen Sitte und Gesetz vermöge ihrer Unkörperlichkeit, bei aller sonstigen Verschiedenheit, wenigstens das Merkmal der Stetigkeit und Consequenz, der Continuität und des, nach einmaliger Promulgation aller weiteren Willkür entrückten Fortbestandes gemein haben. „Gesetz“, „Sitte“, „Princip“, „Gewissen“ sind Ausdrücke für allgemeine und insofern zeitlose Mächte — dagegen ist alle persönliche Willkür ihrem Wesen nach mit Endlichkeit und Vergänglichkeit behaftet.

Die absolute *égalité* schliesst (noch mehr als die dialektisch vielseitiger Vermittelung unterworfen bleibende reine *liberté*) jede Unterordnung als solche vermöge ihrer eigensten Natur aus. Das Gehorchen des Gleichen und Freien erscheint demnach bald als Kunst, und dann macht man mit bedeutsamem Doppelsinn aus der Disciplin selbst eine Disciplin, nämlich aus der Zucht eine Methode. Das ist aber nur möglich, solange irgendwo ein Rest intact gebliebener Instinctkeime sich finden lässt, an welche kann angeknüpft werden. Mit Erfolg kann, nach Perioden eingerissener An-Archie, nur restaurirt werden, wo die Individuen autonome Selbstbestimmungskraft genug behalten haben, um die Disciplinirung an sich nicht sowol vollziehen zu lassen, als vielmehr selber zu vollziehen. So rief der Franzose Stoffel in der Verzweiflung über die an seinem Volke gemachten Wahrnehmungen 1871 aus: „Arme Geister, welche nicht sehen, dass die Disciplin in der Armee nur die Folge der Disciplin in der Familie und in der Gesellschaft ist! Weshalb ist die Disciplin so stark in der preussischen Armee? Nur deshalb, weil die jungen Leute disciplinirt, d. h. seit ihrer Kindheit zum Gehorsam im

Allgemeinen und zur Treue gegen ihre Pflichten angehalten, in den Militärdienst treten." Aber ein Irrthum war's, nur zu wähnen, rein pädagogische Mittel könnten schon ausreichen; für naturwüchsige Traditionen gibt es kein künstliches Surrogat — Erziehung wirkt nur auf der Grundlage des der germanischen Rasse im reichsten Maasse zu Theil gewordenen Autonomie-Genies. An sich nämlich ist die Disciplin und Disciplinirungsähigkeit von blos symptomatischer Bedeutung. Sofern sie von der blossen Dressur, welche allemal auf Bedrohung oder Lockung gestellt ist, sich unterscheidet, schliesst sie in dem Moment des Gehorsams das Vermögen der Beherrschung des eigenen Willens durch das ihm Widersprechende in sich und damit allerdings das ethische Urvermögen, von den nächsten Wünschen des Ich zu abstrahiren und Anderer Wohl zu dienen. Wer solcher Pflichterfüllung nicht das — wieder auch nur als realdialektisches Phänomen begreiflich werdende — Moment der sich von selber einfindenden Selbstbefriedigung in der Selbstverleugnung gönnen will, der benimmt auch der Gesinnung jede ethische Bedeutung wie dem Handelnden jedes Mittel, die Echtheit seiner eigenen Gesinnung, und das heisst doch wol den ethischen Charakter seines eigenen Thuns, zu erproben, wenn anders wahr ist, was Aristoteles so einfach vielsagend ausdrückt: es komme darauf an, dass Einer gern gut sei. Wo so jedes Zeugniss des Gewissens verstummt, wäre ja auch jeder Unterschied von ethischer Handlung und *opus operatum* verschwunden, und wer die sittliche Bezogenheit zur Abstraction der blossen Solidarität aushöhlt, behält nichts in Händen, als dieselbe leere Legalität, wider deren gesinnungslose Äusserlichkeit Luther die ganze Energie seiner urgermanischen Gesinnungsinnerlichkeit eingesetzt hat. Wer auch da, wo er für Alle etwas thut, als freier Mann, es doch thun will als er selber und als seine eigene That, nicht als willenloser Sklave eines fremden Willens, sondern auch dem Gebot der gemeinsamen Pflicht in voller Eigenthat sich unterwerfend, nicht maschinenmässig blos „gehorsamend", den dünkt es auch unwürdig, dreinzuhauen, ohne dass ihm der eigene Kopf und das eigene Herz den Arm beschwingt; in diesem Sinne verlangen wir von jedem wackeren Kämpfer eine gewisse „Animosität" und alles vorzeitige „Fraternisiren" seitens des Einzelnen mit dem Feinde während des Kriegsverlaufs, wie es nur Söldnern mit ihrem ganz abstracten Kriegshandwerk angemessen

scheint, hat etwas Verächtliches, wogegen es ganz innerhalb der Würde bleiben kann, wenn zuweilen zwischen Feinden und Gegnern ein Tauschhandel von Gefühlen *en gros* oder mitunter von recht grossartigen Gefühlen betrieben wird und wo nicht grade die Bataillone rein als Kriegsmaschinen zu agiren haben — auch einer Stimme humanen Mitleids darf Gehör geschenkt werden.

Seinem Ursprung nach aber ist auch jedes Gesetz ein mehr oder weniger individuell (nach Situation, Stimmung, augenblicklichem Unbehagen) Bestimmtes und das gibt ihm seinen despotischen Charakter im Vergleich zum „milderen Scepter“, wie ihn die Sitte handhabt. Ganze Institutionen sanfterer Beziehungen sind im Hinschwinden, seitdem die Sitte abkam, welcher sie ihren Ursprung verdankten: so wird einfache Gastfreundschaft bald zu einem mythischen Begriff geworden sein und es gibt auch kein Gast r e c h t mehr, wo Gensdarmen und Landreiter für die Sicherheit der Strassen aufkommen müssen.

So wird durch jedes Gesetz ein Stück Sitte vernichtet und jeder neue legislatorische Act zeichnet wieder einen neuen Strich vor, nach welchem demnächst ein Zipfelchen abgeschnitten werden wird von dem immer schmäler werdenden Territorium, über das noch die Sitte in ungekränkter Selbstherrlichkeit gebeut.

So bietet sich von jedem Gesichtspunkte aus die Wahrnehmung, dass der Staat immer weniger Macht noch neben sich duldet: der Familie nahm er die Erziehung, der Kirche die freie Selbstgestaltung und der Gesellschaft macht er täglich neue Districte streitig, und selbst wo er es gut meint mit den Interessen, deren Vertretung er der Sitte abnimmt, drückt er solchen Institutionen den Stempel des Inhumanen auf: seitdem die Uebernahme der Armenpflege zu einer polizeilich controlirten Zwangspflicht wurde, wich aus ihr die letzte Spur der Caritas: auf Seiten des Empfängers trotzige Begehrlichkeit, beim Austheiler schonungslose Einschränkung auf das im verwegensten Sinne Nothdürftige. Überall der gleich traurige Erfolg solcher Sequestrationen und Säcularisationen einer uralten Sitte-Domäne, es ist der nämliche Unterschied wie zwischen dem freundlichen Zunicken eines in seiner Unbefangenheit lieblich grüssenden Kindes und der steifen vorgeschriebenen Handbewegung eines Honneurs machenden Recruten oder gar eines nach dem „Präsentirt's Gewehr!“ dastehenden Regiments.

Nur den *ausdrücklich* abgeschlossenen Vertrag lässt er gelten — selbst als Hüter des Rechts fordert er *Schriftlichkeit* der Abmachungen und was noch mit dem organischen Leben einer Corporation aus des Mittelalters naiverem Wachsthum herübergerettet ward: es muss sich verflüchtigen in die angeblich freien, aber in Wahrheit total seelen- und gemüthlosen „Associationen". — „Zünfte" und „Innungen" waren Kinder der „Gesellschaft" und in ihnen pulsirte das warme Gefühl eines nie erschütterten Gefühls der Zusammengehörigkeit — kein Wunder, denn die Sitte hatte sie geeint.

Wenn aber das Gesetz sich zur Sitte wie der Staat zur Gesellschaft verhält, so weisen auch Gesetz und Sitte auf die gemeinsame Wurzel eines ethischen Urinstinkts zurück und das feindselige Wechsel-Verhältniss gegenseitiger Gebietsbestreitung mag uns erinnern an den Vernichtungskampf zwischen Haus- und Wanderratte.

Am wenigsten jedoch darf man vergessen, die menschliche und die thierische Form des Instinktes zu unterscheiden: jene schliesst eben einen gewissen Spielraum der Freiheit in sich, den Keim der sittlichen Freiheit — ein *σπέρμα ἐλευθερικόν* oder eine *ἐλευθερία σπερματική*. Denn in ethischer wie physiologischer Hinsicht gehört es eben zum Wesen menschlicher Instinkte, dass ihnen nicht die zwingende Macht der thierischen beiwohnt — und selbst diese sind ja keineswegs so schlechthin untrüglich, dass wir uns verleiten lassen dürften, in den *Begriff* des Instinkts das Merkmal absoluter Einheitlichkeit, Zuverlässigkeit und Unbeirrbarkeit aufzunehmen. Die Vielgestaltigkeit menschlicher Sitte ist also kein Grund, an ihrem Naturursprung zu zweifeln, mag es auch eine würdige Aufgabe der Wissenschaft bleiben, nach Maassgabe Darwin'scher Instructionen für Weltumsegler dem allen Rassen Gemeinsamen nachzuspüren. Ein weiterer Beleg dafür, wie sehr die Sitte eine Naturmacht ist und ihr Untergang auf den Naturbestand zurückwirkt, ist in der Thatsache gegeben, dass der blosse Contakt zweier grundverschiedener Sitte- (Cultur- und Civilisations-) formen ausreicht, einen meist mit dem Untergang der sogenannten Naturvölker endenden, wenn schon oft ganz unblutigen Kampf auf Leben und Tod heraufzubeschwören.

Von besonderem realdialektischem Interesse und deshalb einer speciellen Erwähnung wol werth ist die Wahrnehmung,

wie grade auch Puritanerdruck die Sitte auflockert — daher so viel Taugenichtse eben aus Pfarr- und andern rigoristischen Häusern hervorgehen — das ruht gleichfalls auf der Nothwendigkeit, dass unter solchem Zwangsgefühl alle autonome Freudigkeit des Gehorchens erstickt werden muss. Sein nicht minder realdialektisch-psychologisches Seitenstück aber findet es an der Erfahrung, dass geistig emancipirte Katholiken viel leichter der Libertinage verfallen — (du Mont behauptet das freilich von allen Weibern) — als die auf dem Boden des Protestantismus schon an eine gewisse autonomische Selbstführung Gewohnten. Ja, Carneri stellt in seinen drei Büchern Ethik: „Sittlichkeit und Darwinismus" (Wien 1871) die Causalreihe auf: scholastische Casuistik verwirre die Gewissen und führe so dem Absolutismus zweifelerfüllte und dadurch (?!) gesinnungslose und darum leicht zu gängelnde Unterthanen zu, während sich in „freigeborenen" Gemüthern die Impulse angeregter ethischer Skepsis doch eher in entgegengesetzter Richtung fortpflanzen werden. Solche bedenklichen Gefahren werden aber überhaupt nur da eintreten, wo die Moral als eine das *In vetitum nitimur* aufregende „Sklavenkette" empfunden wird (wie ja auch Paulus das als unausbleibliche Wirkung am Sinaigesetze beschreibt), weil eben noch ein unvermittelter Gegensatz besteht zwischen dem Ideal des Ethikers, der nach Carneri „den Menschen entwickelt wie er ist, darauf sich beschränkend, ihn zu zwingen, was er werden kann", und zwischen den Geboten, welche eine Moralphilosophie aufstellt und zu halten befiehlt, „damit der Mensch sei, was er sein soll".

Schon zu wiederholten Malen streift auch unsere Betrachtung bereits die Urantinomie der ethischen Verhältnisse, welche nun hier nun noch in eine fachwissenschaftliche Beleuchtung mag gerückt werden.

Jos. v. Held (Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts) basirt das Staatsrecht auf den der Menschenbrust eingepflanzten Doppelzug zur individuellen Freiheit und geselligen Gebundenheit,*)

*) Es lautet das nur ein wenig concreter, als was ich einst im Parallelismus zur Sprachentstehung schrieb: ein Analogon zu dem Wechselverhältniss des synthetischen und analytischen Verhaltens in allem Denken finden wir auf dem Gebiet des praktischen Geisteslebens. Denn auch das Recht, als ein systematisch zu behandelndes Ganzes angesehen, ist nicht ein apriorisch vor seiner Wirklichkeit gesetztes allgemeines Gedankending, sondern ist ein Ineinander von Allgemeinem und

wie Herm. Roesler in seinem Socialrecht nicht der Erste war, welchem sich das Recht vermöge seines historischen Flusses verwirklicht als Versöhnung zwischen der Freiheit des Individualismus und der Nothwendigkeit der Coëxistenz. Oder wie es mit noch einfacherer *contradictio in adjecto* bei den Positivisten lautet: man sieht in einem „gesonderten Zusammenleben" (Schopenhauer's Gleichniss von den Stachelschweinen) das sicherste Mittel der Selbsterhaltung, so dass auch in diesem Stück die Realdialektik je länger je mehr die Zahl ihrer unbewussten Mitarbeiter wachsen sieht. Denen möchten wir, so schwer es auch hält, diesen versatilen Geist an irgend ein Princip festzunageln, noch Gneist anreihen, sofern er Staat und Gesellschaft als Gegen-Organismen construirt, und dabei so ziemlich das jeseitige Überwiegen (des einen oder andern) der uns hier beschäftigenden Gegensätze zum Eintheilungsgrunde nimmt, dergestalt, dass ihm die Gesellschaft den organisirten Egoismus, der Staat die organisirten Gesammtinteressen darstellt.

Aber auch innerhalb des Staats und seiner eigensten Functionen lässt sich ja ein entsprechender Antagonismus nachweisen in dem Gegensatz zwischen Rechtspflege und Verwaltung. Der Ruf nach Trennung der Justiz von der Administration stützte sich auf die Discrepanz der dabei zu verfolgenden Zwecke und Jhering („Der Zweck im Recht" I, 354 fg. und 380 fg.) führt aus, wie für beider Handhabung unvereinbare Requisiten erforderlich seien: bei der „Verfügung" auf Grund des *imperium* werde nicht gefragt, ob sie „gerecht", sondern nur, ob sie „gesetzmässig" sei — es werde eben „gewaltet" nach den allgemeinen Interessen des Auftraggebers und die Staatsgewalt begäbe sich in principieller Selbstbeschränkung des Rechtsprechens, stelle die Richter unabhängig und entbinde sie von den Rücksichten individueller

---

Einzelnem, dessen Genesis so wenig einseitig in der Allgemeinheit wie in der Individualität zu suchen ist, welches vielmehr erst entsteht und wächst in der lebendigen Wechselbeziehung der Gesellschaftsverhältnisse — Gesellschaft aber bezeichnet die Einheit wesentlich selbständiger, nicht selbstlos in der Allgemeinheit sich aufgebender Wesen. Den sogenannten *contrat social* für die ursprüngliche Rechtsquelle ausgeben, heisst genau dasselbe logische *ὕστερον πρότερον* liefern, wie den Ursprung der Sprache in der Verabredung zu suchen, heisst sogut den Lauf des Flusses vor die Quelle zu verlegen, wie f e r t i g e Sprachkategorien der Bildung der ersten Wortformen voranstellen zu wollen — es ist auf beiden Seiten die Vermengung des potentiellen Seins mit seiner vollendeten Actualität.

Zweckmässigkeit — denn es habe sich herausgestellt, dass, wenn im alten „Amtmann“ die für beide Anschauungs- und Behandlungsweisen nöthigen Eigenschaften in gleicher Stärke vorhanden gewesen wären, „das Eine nicht so gut, sondern so schlecht, wie das Andere“, versehen worden wäre. Und doch wünscht sich mancher Mann von lebhaftem Rechtssinn die Zeiten patriarchalischerer Naivetät zurück, wo grade zur Ausgleichung der anders nicht zu individualisirenden Fälle die Entscheidung im Verwaltungswege eingeholt ward. Das ganze Begnadigungsrecht — seinem Wesen nach auch ein *praeter jus* Bestehendes — hätte gar keinen Sinn, sondern wäre reine Willkür, wenn nicht das Individuelle des Falls (— objectiv, wie subjectiv, der That, wie des Thäters —) sein besonderes Recht verlangte, und so was muss gemeint sein, wenn Jhering (S. 355) selber zugesteht: „die Correlate decken sich nicht — auch bei Gott nicht“ und „die Natur selber verleugnet die Gleichheit“ (S. 356). Die Unterscheidungslosigkeit des unbeschränkten Gleichheitsprinzips erweist sich überall als die am meisten despotische aller Staatsmaximen: den Germanen verlangt statt dessen nach Freiheit, d. h. nach der Möglichkeit, sein Eigensein zu wahren, und die Pseudogerechtigkeit des naturwidrigen Egalisirens überlässt er neidlos den Romanen. Damit ist auch nicht etwa irgend welchem Vorrecht das Wort geredet — sondern lediglich die Gleichheit gefordert, dass jeder nach seinem Mögen und Vermögen bemessen werde, also nicht etwa nach dem seiner Ahnen und Vettern. Der eigentliche Verdienstadel ward ja schon vieler Orten zu einem Personal- im Gegensatz zum Erbadel — wie auch die ursprüngliche Aristokratie auf jener solonischen Brücke, welche aus dem Patriarchenthum hinüberführt zur Staatengliederung, eines der Ehrenämter, eine „Nobilität“ war, weil *noblesse oblige*, wo jede Leistung ein Privilegium ist, etwas leisten zu dürfen, das Amt nach seinem Manne, nicht der Mann sein Amt sucht — was denn freilich auch nicht ohne die realdialektische Kehrseite bleibt, welche Abbt („Vom Verdienst“ S. 316) bitter genug dahin commentirt hat: „Die unentbehrlichste Wissenschaft für Jeden ist, zeitig genug zu erfahren, nicht nur, wozu er tauglich ist, sondern auch, wozu tauglich zu sein er Erlaubniss und Beruf hat.“

Auf der anderen Seite aber dürfen wir ebensowenig ausser Acht lassen, wie die sogenannte liberale Doctrin eine wahre

Caricatur von Pseudo-Individualismus zur Welt gebracht hat. am deutlichsten in der als Manchesterthum umlaufenden Theorie. Diese vernichtet das Recht des Einzelnen durch seine blosse Verabstrahirung, indem es sein eisernes Lohngesetz von der Nothwendigkeit der Ausgleichung der Preise aus einer Argumentation nach den präsumirbaren Bedürfnissen eines mittleren Normalmenschen deducirt. Einem Solchen aber wird nur seine Privatwirthschaft am Herzen liegen und er gar kein Verständniss haben für rein persönlich individuelle von jenem Durchschnitt abweichende Liebhabereien als psychologischen Grundlagen des Wirthschaftslebens, wogegen dies vorzugsweise Schäffle's Verdienst zu sein scheint, auch das in Rechnung gestellt zu haben. was so „unpraktische Leute" wie Gelehrte und Künstler vom Leben verlangen. Überhaupt ist es ja längst kein Paradoxon mehr, dass es social Intoleranteres nichts gibt als die politische Gleichmacherei, welche zu um so schrofferer, conventionell spröderer Abschliessung der Gesellschaftsklassen gegen einander führt; dabei werden die Schranken immer härter, während umgekehrt die Tugend echter Leutseligkeit sich nirgend in schönerer Form findet als bei den Aristokraten des Geistes.

Vollends aber offenbart sich das Anti-Individualistische des nackten Egoismus im fanatischen Nivellirstreben der Socialdemokraten, welche in ihren Verbandsstatuten immer zuerst den Unterschied des individuellen Arbeitswerthes (gewöhnlicher und qualificirter Leistung) zu beseitigen suchen und so einen Terrorismus gegen alles Übermittelmässige nicht nur, sondern gegen Alles, was über die alleruntersten Stufen sich erhebt, ausüben. welcher sehr bald unerträglicher werden muss, als irgend ein Despotismus anderer Art. (Wie andererseits auch hierbei die rothe und schwarze Internationale einander im Extrem berühren, sieht man aus dem durch und durch anti-individualistischen Charakter des Jesuitismus, welcher mit Recht buchstäblich einen „katholischen" sich nennt, sofern für ihn überhaupt nur das Universalistische Geltung hat; sieht er doch in jeder *amicitia particularis* etwas höchst Gefährliches der „Einen Liebe zu Gott Widerstrebendes," also etwas, was dem unificirenden Princip Abbruch thun muss.)

Also so wenig die Realdialektik verkennt, dass „die Freiheit des Einsiedlers Verzicht auf Gesellschaft voraussetzt", so wenig kann sie auch der Staat ungemahnt lassen, niemals zu ver-

gessen, wie schliesslich er selber, seine Kraft und sein eigen Wohl, auch ein gewisses Quantum individuellen Wohlseins erheischt und deshalb nöthigenfalls auch eine Durchbrechung jeder engherzigen Auffassung der abstracten „Gleichheit vor dem Gesetz". Diese ist ja den logikverderbten Köpfen unserer Zeit nur noch verständlich als die Schablone des unterscheidungslosen Durchschnitts nivellirter Rechte wie Pflichten, als Gleichheit eines zur Indifferenz ausgeebneten Elendseins Aller, der letzten Blüthe praktisch gewordener Communisten-Phantasien — das Seitenstück zu jenem schneidendsten Sarkasmus des Weltgerichts, vermöge dessen in den extremsten Freiheitsparteien zuletzt selbst die Leiter und Führer selber unfrei werden unter dem Bann einer auf die Dauer für Niemand erträglich bleibenden Principien-Disciplin.

Zuweilen lässt sich ja sogar den verbaldialektischen Luftsprüngen ein Goldkörnchen echter Anregung entnehmen, und thatsächlich und praktisch braucht man nichts gegen die Fassung einzuwenden, dass Freiheit in ihrer Verwirklichung allemal identisch mit Selbstbeschränkung ist. Jener Rousseau'sche Titel schloss ja bereits eine derartige Auffassung in sich, sofern *contractus* etymologisch ja auf ein Zusammenziehen der eigenen Willenssphären hinweist. Was in Verlegenheit führt, ist immer wieder das leidige *Quatenus*, so sehr, dass wir namhafte Staatsrechtslehrer die allerauffallendsten Schwankungen durchmachen sehen: die nämlichen Herren, welche vor noch nicht zwei Jahrzehnten für die eigensinnigsten Anwalte des Rechtsstaats galten, sind heute vornean, wo es eine Eludirung der sogenannten constitutionellen Garantien gilt und wollen dem Totalinteresse gegenüber dem einzelnen Theilstreben gar keinen Rechtsweg der Beschwerdeführung mehr zugestehen, sondern verlangen unbedingte Fügsamkeit und retractiren eifrigst, wo es gilt, die Sphäre der administrativen Gewalt gegen jederlei Einschränkung durch Bedenken juristischer Art sicherzustellen — Wandlungen für, welche wieder nur die realdialektische Grundwahrheit die Möglichkeit einer Erklärbarkeit zu bieten scheint.

Aber den Staat selber sehen wir gelegentlich zum Rebellen wider sich selbst werden, in Fällen der Collisionen seiner Interessen mit den Consequenzen seiner eigenen Gesetzgebung. Dann stellt er an die Organe seiner Rechtsprechung mehr oder weniger verstohlen das Ansinnen, das Gesetz zu beugen zu Gunsten

seiner singulärsten Momentansituation. Das ist ja Anlass wie Gefährlichkeit aller sogenannten Gelegenheitsgesetzmacherei Dann hört man plötzlich von der entgegengesetzten Seite angesichts solcher Entdeckungen von angeblichen „Lücken“ in der Codification plaidiren für das Revolutionärste, was es unter den Thesen individualistischer Consequenzen gibt: für den Appell an die ergänzende Auslegung des Buchstabens durch die Intuition des gesunden, von keinerlei Schranken der starren Jurisdiction beirrten gesunden Menschenverstandes. Aber während das Geschwornengericht offenbar bestimmt ist, die Härten zu corrigiren, unter welchen sonst die Individualität des Verbrechers gegenüber den individualitätslosen Paragraphen zu leiden haben würde, soll hier ausgesprochenermaassen eine Verschärfung der Strafe auf dem Wege des Schöffen-Urtheils erstrebt werden.

Einen Faden aus demselben Antinomien-Knäuel aber wickeln wir ab, indem wir uns Denen anschliessen, welche, wie gleichfalls wiederum Gneist, vor sich und Andern gar kein Hehl daraus haben, dass bei rein innern Verwaltungsstreitigkeiten, wo es gilt, das Privatinteresse des Einzelnen dem Staate gegenüber zu schützen, eine absolutistische Regierung viel mehr die Herstellung einer geregelten Rechtspflege erleichtert, als ein constitutioneller, sogenannter Rechtsstaat. So ist die Frage keineswegs unmotivirt, ob, wenn man beiderseits die Nachtheile statistisch gegeneinander abwägen wollte und könnte, der Schaden sich als der grössere herausstellen würde, den ehrliche Leute früher durch die allzu grosse Polizeimacht erlitten (indem. ohne allzu ängstliche Beobachtung abstracter Rechtsnormen. der Schutzzweck des Staates verfolgt wurde), oder die Benachtheiligung, welche heutzutage daraus erwächst, dass straffere Formen die Stimmen der mehr moralisch gearteten, weil mit Wohlwollen ab- und zumessenden Billigkeit mehr ausschliessen.

Bei dem Allen scheint es so nahe zu liegen, dass man die schönste Maxime des Einzellebens zur Würde einer Gesammtheitsmaxime erhebe und vom Staate verlange, er solle den Grundsatz des *Nil humani a me alienum puto* zu seiner eigenen Fundamentalnorm erweitern. Dann käme es ja nur darauf an. den „Gattungsbegriff“ des *Humanum* individualisirend hineinzuverfolgen in all die specielleren Abzweigungen seiner historisch. geographisch und ethnologisch — überhaupt „anthropologisch“ gestellten Actualisationsbedingungen, wie die Aufgaben staatlicher Coëxistenz der Schemenhaftigkeit hohler Abstraction zu entheben

und durch Zuleitung lebendigsten Blutes ihr sprödes Netzwerk in ein geschmeidiges Adergeflecht und elastisches Nervengewebe umzuwandeln.

Allein diese scheinbar so plausible Vereinfachung des Problems erweist sich sehr bald als eine Erschwerung, sowie nämlich das aller logischen Begrifflichkeit unabtrennbar mitgegebene dialektisch Widersprechende auch am *Ens humanum* in die Augen springt. In sich selber zwiespältig, muss dieses alsbald mittels der Radiation zahlloser antagonistischer Gegenstrebungen die Unverträglichkeit zwischen seiner einzelnen Partialverwirklichung an den Tag legen — und von da an erscheint das Hinüber und Herüber transigirender Compromisse nicht mehr als eine zufällige Form, ein accidentelles Schema, das auch ebenso gut anders ausgefallen sein und unter andern Umständen möglicherweise ganz fehlen könnte, sondern als der mit immanenter Nothwendigkeit gesetzte, dem zu Grunde liegenden Urwesen allein adäquate Leib all derjenigen Functionen, welche wir als spezifisch staatliche anzusprechen gewohnt sind. Denn das ist das unleugbar Richtige an der Hobbes'schen Theorie: genetisch angesehen, hat der Staat sein Wesen am Gegensatz zum *bellum omnium contra omnes*.

Aber über die blos quantitative Wechsellimitation sehen wir uns hinausgewiesen auf einen freien Austausch qualitativer Unterschiede: es ist nicht blos ein mechanischer Stoss, in welchem die Sphären der Individualwillen aneinanderprallen, sondern es vollzieht sich unausbleiblich eine nach chemischen Analogien zu begreifende Wechseldurchdringung einander ergänzender Kräfte, und der zum Theil grade auch von ihrem contradictorischen Verhältniss mitbedingte complementäre Charakter der eigensten Individualvermögen bringt jenen positiven Bestand zu Wege, in welchem die relative Ruhe eines labilen Gleichgewichts die potenziellen Conflicte gebunden hält auf solange, als nicht Zuwachs da oder Abnahme dort die momentan erreichte Kräfteproportionalität stört oder gar aufhebt.

Diese Potentialität der Conflicte (— die im Unterschiede von blossen Collisionen sehr wol als dynamische mögen bestimmt werden —) ist es nun aber, was das Bedürfniss der Ausgleichungen zu einem permanenten macht und so der viel beliebten Idee eines ewigen Friedens schon von Metaphysik wegen einen unzerbrechlichen Riegel vorschiebt.

Vermöge dieser Latenz eines ewig unversöhnlichen Streites muss es nicht nur ein vergebliches Bemühen bleiben, in ein — sei es auch nur begrifflich — Stabiles zu formen, was seiner innersten Natur nach ein für alle Zeiten Labiles ist, sondern es muss sich auch in den danach unvermeidlichen Schwankungen immer wieder der Inhalt verschieben, welchen sich das Staatswesen zu geben hat in der Reihenfolge unausgesetzter Oscillationen, um nicht vollständig aus der Balance zu gerathen. Innerlich wie äusserlich auf lauter Anbequemungen angewiesen, hat es an deren Erfolgen die eigentlichsten Bedingungen seines Daseins, und die Erkenntniss dieser mehr oder weniger gewaltthätigen Balancebehauptungen lehrt den Unterschied zwischen Kriegs- und Friedenszustand in gewissen Rücksichten wenigstens als einen blos graduellen ansehen — wie ja im Grunde auch jeder *gradus valetudinis* als ein *genus morbi* sich charakterisirt.

Dieselbe Selbstentzweiung menschlicher Bestrebungen in der Gesammtheit wie im Einzelnen tritt aber da zu Tage, wo im Innern des Staats jene Art von Competenzconflict wiederkehrt, welche man sich neuerdings gewöhnt hat, als Competenz-Competenz zu bezeichnen. Wie nämlich nach Aussen dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Römer jeder *hospes* ein *hostis* war, — ein Gedanke, nach welchem der Staat Allem, was ausserhalb seiner steht, als einem Fremden gegenübertritt, welches als Solches für ein zugleich Feindseliges präsumirt wird — so betrachtet der in seiner Entwicklung, wie alles Lebendige an Sensibilität nur zunehmende Staat, neuerdings jedes Interesse als ein ihn in seiner Souveränetät einengendes, welches neben ihm den Anspruch erhebt, Kräfte des Gesammtmenschen in seinem Dienste verwenden zu wollen.

So ergibt sich, dass alle ethischen Factoren, für deren volle Selbstentfaltung der Staat innerhalb seiner Begriffsgrenzen keinen Raum zu schaffen weiss, von ihm, als ihm selber mehr oder weniger direct opponirende, seinen Zwecken widerstrebende angesehen werden — und damit spinnt sich von selber (*eo ipso*) eine Kampfessituation an, ohne dass sich angeben liesse, auf welcher Seite die spontane Initiative gewesen wäre. Wie die einzelnen (besonders Nachbar-) Staaten sich vermöge der Expansivität, welche von ihrer Lebensfähigkeit unzertrennlich scheint, sogleich und zugleich auch aggressiv zu einander stellen: so das

Staatswesen in seiner allgemeinen Begrifflichkeit unvermeidlich gegen alle Grenzgebiete, mit welchen sich von ihm vertretene menschliche Zwecke berühren. Um so schärfer aber müssen selbstverständlich die so angelegten (potenziellen) Conflicte sich zuspitzen, je energischer auf beiden Seiten eine exclusive Souveränetät angestrebt wird, wenn also z. B. das „metaphysische Bedürfniss" mit dem nämlichen Nachdruck sich geltend macht, wie die „materiellen Interessen". Im naiven Unschuldszustand der Urzeit konnten sich Priesterthum und Königthum (moderne Romantiker setzen an die Stelle dieser abstracteren Bezeichnungen gern die symbolischen: Altar und Thron) gar vortrefflich vertragen, ja unter Umständen sogar friedlich verschmelzen — solange die „Arbeit" auch hierin noch eine „theilungs-"lose war, wusste man nichts von Collisionen zwischen Dem, was man heutzutage zuweilen auch als die sensuale und transcendentale Seite der Menschennatur unterscheiden hört.

Als aber vollends auf diesem Boden eine dritte und vierte Macht erstand: als dem Staate seine eigenste Sphäre streitig gemacht wurde durch die Evolutionen der Rechtsidee, und als dem absolutistischen Decretiren seitens der Religionsinhaber die Ansprüche des kritischen Skepticismus und der protestantischen Gewissensautonomie die Sehnen zu durchschneiden begannen, und zwar im Namen einer allein zur Forderung unbedingter Heeresfolge und Diensttreue berechtigten Wahrheitssuche: da war es vorbei mit dem Friedensstande, und der Staat sah sich genöthigt, erst zu ringen um das Recht, sich selber seine Schranken zu setzen, welches er bis dahin als so unanfechtbar, wie unbeanstandet, geltend machen zu dürfen vermeint hatte. Wo sich die Wahrheit gefallen lassen muss, unter dem Zollstock der *publica salus* als *summa lex* gerückt zu werden: da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen für alle Die, welche kein höheres Lebensziel sich zu stecken wussten, als das Forschen nach Wahrheit — und wenn dann zu diesem Zweck eine Cooperation Derer eintritt, die sich mit ihrem Willensinhalt in diesem Stücke zusammengefunden, so kann es nicht ausbleiben, dass ein darauf hin gestifteter Verein mit dem staatlichen Verbande in Collision geräth. Also nirgends entgeht man der Tragik, und nichts ist irriger, als zu meinen, die fortschreitende Rechtsentwickelung werde die Zahl der tragischen Conflicte abnehmen lassen — im Gegentheil: sie muss dieselben nur vermehren, weil auch das Individualwollen sich

in immer zarteren Nuancen auseinanderlegt, während die Postulate der Staatsgewalt immer dickdrähtiger sich zusammenballen, immer mehr Lebenssphären mit ihren Netzen überspannen. Und wenn Dahn dem Satze: die Anforderungen des Staates an das Individuum sind in stetiger Steigerung begriffen — ein ergänzendes Und umgekehrt! hinzufügt, so ist im Grunde — nämlich im metaphysischen Willen — Beides eigentlich identisch: die Gesellschaft wird in ihrer Summe anspruchsvoller, weil ihre Summanden in ihrer Selbstbehauptung ein grösseres Quantum von Interessen in sich schliessen; — was früher der Einzelne für sich selber besorgen musste (z. B. die Beförderung seiner Person oder seiner Botschaften), soll ihm jetzt die Gesammtheit abnehmen: neue Ziele belasten jetzt einen grossen Theil des Privatbudgets mit Staatsabgaben, deren Verwendung früher ganz auf's Privatconto fiel, weil sie Bedürfnissen gelten, die damals aus Privatmitteln allein bestritten wurden (z. B. das Licht auf den Strassen). So gleichen manche vermeintliche „Opfer" für das Öffentliche in der That den sogenannten durchlaufenden Posten in Etatsaufstellungen, die gleichermaassen in Einnahmen und Ausgaben figuriren.

Und was sich so als deductiv unabweisbar darstellt, hat sich ja auch schon historisch greifbar vollzogen in dem grossen Prozess um das, was wir in einem höheren und prägenanteren Sinne, als wie das Wort gewöhnlich gebraucht wird, „die Emancipation der Schule" nennen können. Denn auf die Dauer kann sich die Schule als die geweihte Cultur-, ja Cultusstätte der Wahrheit ebenso wenig bei einem Schutzverhältniss unter der Ägide des Staats beruhigen, als sie es unter den Fittichen kirchlicher Bevormundung länger aushielt, nachdem sie die Kinderschuhe ausgezogen. Für den Augenblick mögen sich die Zwei verbünden gegen einen gemeinsamen Unterdrücker, weil sie auf einander angewiesen sind, indem die Eine die Macht des Andern und dieser die geistigen Waffendepots und -fabriken jener nicht entbehren kann — allein die Garantie dieses Bündnisses kann nicht länger vorhalten — als wie diese, immer doch nur partielle — Gemeinsamkeit der Gegnerschaft, und die Stunde muss kommen, wo diese beiden Alliirten sich ebenso auf ihre Sonderzwecke besinnen werden, wie jetzt Staat und Kirche, und wo gar leicht die Coalitionen entgegengesetzte Richtungen einschlagen werden: sei es, dass der Staat wieder unbequem auf-

quellende Wahrheiten mit den Druckwerken der Kirche niederzuhalten suchen wird — sei es — was sich wol als das Wahrscheinlichere anlässt — dass die beiden Töchter und Vorkämpferinnen ideeller Reiche sich zusammenthun werden gegen die metaphysiklos sein wollenden Mächte „dieser Welt", deren Resorbtionsgelüste sich augenblicklich ja als ein total schrankenloses geberdet — vielleicht nur deshalb, weil sich dieselben noch nicht theoretisch klar geworden sind über die begriffliche Unmöglichkeit Alles zu umspannen — so dass einer, auf solche logische Limitation abzielenden empirischen Fixirung möglicherweise sogar einiger praktischer Werth unabsichtlich sich beimischen könnte.

„Uninteressirte" Strebungen kennt ja der Staat als solcher überhaupt nicht. Die Staatskunst als solche ist ihrem Wesen nach utilitaristisch gesinnt. Idealpolitiker sind schon seit den Zeiten des Socrates und Plato als eine Abart der nicht ganz ohne Gemeingefährlichkeit frei umherlaufenden Narren angesehen und behandelt worden, und was sich heutzutage noch aller Orten als Schranken auch der nicht agitatorisch verhandelnden Presse fühlbar macht, gibt unzweideutig genug zu verstehen, wie der Staat es doch bequemer findet, das ihm anvertraute „Gemeinwohl" mehr nach der Seite des materiellen Schwergewichts, als nach den aufwärts gerichteten Zwecken reiner Ethik zu fördern. Soweit nicht die Nationalehre, als ein starker Hebel der Nationalkraft, ins Spiel kommt, überlässt er die Pflege der „zwecklosen" Geisteswerke der Privatliebhaberei, und stellt sich zu Allem, was, an seinen praktischen Tendenzen gemessen, als „Schwärmerei" erscheint, heute nicht anders als damals, wo Pilatus ihn vertrat, oder wo ein Savonarola ein Glied in jener Reihe wurde, die „man von je gekreuzigt und verbrannt".

Was seinen Specialzwecken nicht conform ist, das weiss der blos zweckmässig agirende Staat auch nicht — wie der Ausdruck bei Jhering lautet — „möglichst nutzbringend" zu machen, und für das unter solchem positiven Druck wie negativer Förderungslosigkeit verkümmernde Genie bedeutet der Jhering'sche Satz: „Du bist für die Welt da" meist nichts anders als: ströme Dein Herzblut hinaus in diesen undankbaren Ocean, aus welchem auch nicht ein Tropfen bestimmt ist, den brennenden Durst Deiner lechzenden Lippen zu kühlen — dieweil „die Welt ist weggegeben".

Wie wenig dennoch dies Verhältniss der Feindseligkeit ein gegenseitiges zu sein braucht, zeigen alle Vertreter der reinen Ethik in ihrer gehorsamen Unterwerfung unter die Gesetze, deren Consequenzen sie sogar strenger zu ziehen pflegen, als die, welche sich einer „praktischeren“ Geistesrichtung zu berühmen wissen. Socrates verschmäht es, sein Leben um den Preis einer Flucht zu retten, Jesus verlangt von seinen Jüngern Unterordnung unter den Staatswillen und heisst den Petrus das Schwert der Auflehnung in die Scheide stecken, und die petrinischen Briefe verlangen sogar: seid unterthan Euren leiblichen Herren, auch den wunderlichen (*οὐ μόνον τοῖς ἀγαθοῖς καὶ ἐπιεικέσιν, ἀλλὰ καὶ τοῖς σκολιοῖς*).

Also liegt von Seiten der Idealethik keineswegs ein principieller Gegensatz gegen den Staat als solchen vor — was sie für sich in Anspruch nimmt, ist nur das Recht, ihre eigenen Normen auch dem Staat *ad legem ferendam* als anzustrebendes Muster hinzustellen. Dass dies aber nicht ohne Kritik des Bestehenden abgehen kann, eine solche vielmehr schon allemal implicirt, das genügt dem Staate in seinem jeweiligen Bestande, um sich in eine defensive Position dagegen zu stellen, und so provocatorisch einen Antagonismus hervorzurufen, welcher von der andern Seite nicht verschuldet zu sein braucht, gleichviel, ob diese dahin trachtet, die Staatsthätigkeit von ihrem eigensten Bereich abzuwehren, oder umgekehrt die Geltung ihrer Macht auf jene ausgedehnt zu sehen wünscht.

Wie nach Aussen, so pflegt auch solchen internen Grenzstreitigkeiten gegenüber der Staat zuerst nur zu fragen, ob er eine Macht vor sich habe, mit welcher es der Mühe lohne, zu paktiren, sei es nach voraufgegangenem Kampfe oder auf dem Wege der Transactionen. Denn Rechte räumt der Staat nur Dem ein, welcher es in seiner Hand hat, ihm vorkommendenfalls auf dem Boden seiner eigensten Interessen mit Erfolg Abbruch zu thun, etwa schon nach der Methode der blossen Enthaltung, des sogenannten passiven, allem Zwange unerreichbaren Widerstandes. — Denn im Verhältniss zum Staat gilt noch immer mehr oder weniger eingeschränkt der Satz Spinoza's: es ist, was machtlos, auch rechtlos.

Nur der Zweckdienlichkeit sich anbequemend, sehen wir den Staat von der Grundmaxime, die Macchiavelli so unwidersprechlich als das Urprincip der Staatsklugheit aller Zeiten und

Völker formulirt hat, auch da nur scheinbar abweichen, wo es aussieht, als ob er Rücksichten der Humanität und der Billigkeit um ihrer selbst willen wolle walten lassen*); letzten Endes kommt es ihm immer nur darauf an, auch solche Factoren seinen eigensten Zwecken dienstbar zu machen. Im Verhältniss zu diesem, zu dem centralisirten Gesammtinteresse, steht nicht nur das einzelne Individuum, sondern jede partikularistische Theilgemeinschaft (Commune, Provinz) da als ein „dienendes Glied", dessen Recht nicht weiter reicht als die Göttin *Publica salus* es erträgt, also gestattet und zulässt.

Man wende uns hier nicht ein, dass wir bei den vorliegenden Erörterungen fortwährend mit einem Staatsbegriff von ganz bestimmtem Charakter hantiren, wo wir es doch abgelehnt haben, einen solchen zu fixiren, dass es aber einem sich für philosophisch ausgebenden Werke nicht wol anstehe, seinen Stoff in solcher Weise zu tractiren. Dem wäre zu entgegnen: hier geht für die Zwecke der Realdialektik, die Welt auf ihre Widerspruchsnatur anzusehen, uns der Staat so wenig nach seiner wissenschaftlichen Definition wie nach seiner historischen Genesis an, sondern einfach als gegebenes Factum mit ihm unabtrennbar anhaftenden Widersprüchen, und da genügt es, wenn sich irgendwo und irgendwann ein Staat von den hier vorausgesetzten Ansprüchen in der Wirklichkeit nachweisen lässt — dessen zum Zeugnisse aber genügt eine Erinnerung nicht nur an die politischen Auffassungen der Griechen und Römer, sondern auch der heutigen Culturvölker Europa's, zumal der grossstaatlichen.

Soweit also bleiben wir total unberührt von allen Verlegenheiten, wie immer sie durch zeitliche Wandlungen das Feststellen einer stricten Definition des staatlichen Wesens erschweren mögen. Unleugbar aber ist es doch vielfach bereits soweit gekommen, dass die Selbstbehauptung des jeweilig vorhandenen Staatsindividuums die Achse ist, um welche die ganze Existenz staatlichen Bestandes sich dreht. Bei den Verhältnissen, wie sie augenblicklich liegen, prävalirt bei den Staaten *κατ' ἐξοχήν*, den sogenannten Grossmächten, das Militärische dermaassen, dass in die

*) Man muss dabei natürlich absehen von Maassregeln und Anordnungen, welche ihren Ursprung lediglich der zufälligen Individualität eines wohlwollenden oder einer subjectiven Neigung nachgehenden Regenten verdanken und nicht aus der Consequenz der Staatszwecke als solcher fliessen.

Reihe recht eigentlicher „Selbstzwecke“ eingetreten scheint, was seiner logischen Bedeutung nach doch niemals über die Dignität einer blossen Bedingung hinausgreifen könnte. Denn die Einseitigkeit, welche an sich der Bestimmung des Staates als blosser Schutzanstalt anhaftet, verdünnt sich hier noch weiter zum blossen Selbstschutz nach Aussen, so dass für einen concreten Inhalt anderweitiger positiver Zwecke nirgends noch Raum zu bleiben scheint, sofern nicht diese selber — mehr oder weniger direct — sich bereit zeigen, in die Dienste der „Macht“ als solcher zu treten. Fehlt's doch nicht an Beispielen in der Weltgeschichte, wo alle Förderungen des Erwerbs, des Verkehrs und selbst der Bildung lediglich darauf abzielten, die „Wehrkraft“ eines Staates — dies Wort im weitesten Sinne genommen — zu steigern.

Angesichts solcher Thatsachen wird denn freilich seitens des Einzelindividuums eine Reaction nicht ausbleiben, welche das eigene Individualwohl in den Vordergrund zu rücken versucht und den Anspruch erhebt, dessen Erhöhung solle der eigentliche nächste und höchste Zweck des Gemeinwesens sein, nicht nur so beiläufig als indirectes und nebensächliches Resultat des Gesammtwohles sich ergeben. Dann strömen aus Tausenden von Canälen und Rinnen die Anforderungen zuhauf — und welche die Klügsten sind, putzen, was ihre allereigenste Sache ist, heraus mit allem Schein von Hebeln für Lasten wie Gewinnste des Gesammtinteresses — und was dabei zu kurz kommt, sind natürlich die völlig uninteressirten, rein idealen Bestrebungen, welche in ihrer Cordelia-Aufrichtigkeit nichts für sich geltend zu machen haben, wodurch sie sich utilitätsmässig empfehlen könnten. Daran haben wir denn freilich wieder nur einen Specialfall aus der unübersehbar mannigfaltig sich gestaltenden Frage nach dem Rechte der Minorität und dessen Umfange — etwas, was, wie die Antwort auf jede Frage nach dem *cumulus*, schliesslich immer einem subjectiven Ermessen zur letzten Entscheidung sich wird überlassen sehen, und damit einer generellen Normirung nach abstracten Regeln entzogen scheint.

Dennoch glaubt die Realdialektik sich auch ein paar Worte über die Majoritätenentscheidungen und ihre Gefahren nicht versagen zu dürfen. Einmal sind es die Zufälligkeiten des Durchschnittsbildungsstandpunktes, welche die Frage nach einem eventuellen Recht der Bevormundung der Menge durch geistig hervorragende Führer nicht kurzer Hand abzuweisen gestatten.

Das gilt natürlich auch noch nach der Hebung des Gesammtniveaus — denn bei zunehmender Entwickelung des allgemein verbreiteten Abstractionsvermögens wächst natürlich auch die Empfänglichkeit für Schlagwörter. So rief im Juni 1872 Thiers in Anlass des Recrutirungsgesetzes voll heiligen Ingrimms aus: „Sie wissen, welche verderbliche Wirkung das Schlagwort bei uns hat: „Ordnung“ — als Aushängeschild des Despotismus und „Brüderlichkeit“ — jetzt nennt man es, glaube ich „Solidarität“. In der That ist ja, wenn der Revolutionär — gleichviel ob der von Oben oder der von Unten her arbeitende — sich darauf beruft, es gebe auch „berechtigte Rechtsbrüche“, oder wenn ein Anderer sich still verhalten muss, weil ihm die Ausübung gewisser Pflichten verboten ist (was im Kampf der Polizei oder des Fanatismus gegen diese oder jene Pietätserweisung ja fast aller Orten schon vorgekommen ist) — das nur die Kehrseite dazu, dass auch jede Reaction behauptet, sie grade wolle die wahre und wahrhafte Freiheit wahren, und nicht mit Unrecht, sofern durch sie einmal wieder nach Oben kommt, was so lange niedergehalten war, ohne doch ein schlechthin Unberechtigtes zu sein. Und wie sollte es auch bei der bekannten Dehnbarkeit aller Gesetzessprachen jemals unmöglich werden, das eigene Thun irgend einem noch nicht abgeschafften Gesetze zu subsumiren? Wovon sollten sonst auch wohl die armen Advocaten leben? Der Ausschlag aber, welcher dabei der Majorität überlassen wird, ist in seiner ethischen Integrität durch zwei Momente gefährdet. Einmal vertritt sie schon an sich den Massenegoismus, und dieser wird stets geneigt sein, seine Entscheidung vom rein politischen, statt vom individualrechtlichen Standpunkt zu treffen. Dazu aber tritt — wo nicht grade eine Coalition differenter Parteien eine Art von Selbstcorrectur schafft — die besondere Parteifärbung der eben überwiegenden Fraction als weitere Fälschung hinzu. Jede Partei wird, wenn sie an's Regiment kommt, sich aus der Überzahl von nichts weniger als einheitlich gefassten (heutzutage ja meistens aus lauter Transactionen zwischen Factoren von schwankendem Übergewicht herausgequetschten) Gesetzen nur diejenigen zur Norm nehmen, welche grade zu ihren Zwecken passen, zumal selbst von leidlich harmonirenden jede Regierung je nach ihrem Charakter immer nur einen Theil mit gleicher Energie handhaben kann. Man sehe sich doch z. B. nur jene ultrafreien Republiken

diesseit und jenseit des Oceans an, wo der herrschende Pöbel gewissen privilegirten Verbänden gestattet, mit dem Hegen und Pflegen falscher superstitiöser Meinungsmotive die echten Gewissens-Instinkte niederzuhalten oder gar ganz zu dämpfen, und man wird sich vergegenwärtigt haben, warum sich eine unbefangene — vollends philosophische — Auffassung nicht kann Vorschriften ertheilen lassen von dem Belieben einer nach rein zufälligen Umständen zusammengewürfelten Majorität, welche sich dennoch *suo jure* darauf berufen kann, das sogenannte allgemeine oder Volksgewissen verlange den Fortbestand dieser oder jener barbarischen Strafbestimmung (Ketzerverbrennung oder dergl. in einer stetig abgleitenden Skala).

Dem gegenüber muss man es doch wol als eine grosse Bescheidenheit der Minoritäten ansehen, wenn diese für Manches zunächst nichts verlangen als das privative Recht, geduldet zu werden inmitten der bunten Fülle individueller Gebilde, denen allerdings allein der garantirte Zusammenhalt eines Staates den umspannenden Rahmen zu gewähren vermag.

Wenn nun aber so die durch centralisirende Unificationstendenzen im Vollbestande ihrer ethischen Ausübung gekränkten Individualpotenzen in zwiefacher Opposition sich erheben: rechts die Vertreter der zwecklosen Majestät geistig ewiger Güter, des unvertilgbaren Wahrheitsdrangs und seiner ebenso unvertilgbaren Glaubensabfindungen, während drüben vom linken Ende her die dunkle Masse derer sich heranwälzt, welche die abstracten Parolen der politischen Schlagwörter auf ihre Fahnen geschrieben — dann fragt sich's allerdings: wie steht denn zwischen diesen Extremen der „wahre“ Staat? — oder lässt sich überhaupt auch nur ein Punkt bezeichnen, der einem in der lebendigen Äquivalenz seiner Kräfte um ein eigenes Gravitationscentrum so frei wie sicher schwebendes Gemeinschaftswesen die Möglichkeit ungehemmter, relativ frictionsloser Rotationen seiner selbst wie all seiner Gliedräder gewährt? Oder bleibt es von der Geschicklichkeit nach Gunst und Gaben des Zufalls geborner und am Leben gelassener Mechaniker abhängig, ob überhaupt eine derartige Rädergliederung zum complicirtesten aller Uhrwerke zu Stande kommt?

So sehr wir es auch verschmähen, zu dem bequemen Auskunftsmittel zu greifen, welches den Staat der neumodischen Theorie von den Organprojectionen einreiht: so weit verblenden wir uns

denn doch auch nicht gegen die zwischen Individual- und Gesammtgeschichte bestehende Übereinstimmung, dass wir eine gewisse Anpassung verkennen sollten in dem, was man die treibenden Mächte der Weltgeschichte nennen mag — nur ist damit nicht etwa auch zugestanden, dass bei der so sich realisirenden „Zweckmässigkeit“ in der gesammten Summe eine Abminderung des von der realdialektischen Grundnatur unentrinnbar mitgesetzten pessimistischen Weltbestandes sich allmählich ergeben müsse.

Im Einzelnen wie im Ganzen drängt ja ein potenziales Ursein zu seiner Actualisirung und erreicht diese nur, wenn und soweit zu der *αἰτία* seiner ureigensten Essentialität die *συναιτία* der reciprok wirkenden Existenzbedingungen hinzutritt. Demgemäss strebt in einem gegebenen Gesellschaftsverbande die Gesammtheit der vorhandenen Individualkräfte danach, sich zu einander in's Gleichgewicht zu setzen — und als die simpelste Form dieser statischen Compensation haben wir ja bereits den factischen Bestand des jeweilig geltenden Rechts sich ergeben sehen, dessen Annäherung an das ideelle Rechtsmaass den Inhalt dessen ausmacht, was wir uns bei dem sittlichen Fortschritt in der Geschichte vorstellen — und dessen rationalistischen Charakter wir überall da in seiner praktischen Impotenz und Sterilität der Selbstvernichtung zutreiben sehen, wo ein „aufgeklärtes“ Zeitalter sich in die Vermessenheit verirrt, jenes Gerechtigkeitsideal in einer abstracten Rechtsnorm erschöpfen zu wollen.

Das sind die Perioden der künstlich, weil bewusst, gemachten Staatsverfassungen, die Zeiten, wo der Staat ausserhalb seiner überhaupt kein Recht als existent ansieht, geschweige anerkennt oder gar gelten lässt und nun in unerbittlicher Folgerichtigkeit zu dem Anspruch geführt wird, dergestalt sämmtliche ethische Mächte in sich aufgesogen zu haben, dass dem absolutistischen *Publica salus summa lex* gegenüber rein gar nichts mehr von Selbstgeltung und Selbstzweck soll sprechen dürfen.*)

---

*) Das Jesuiten-Motto *In majorem Dei gloriam* lässt ja eine ungleich weitergreifende Auslegung zu, nach welcher sich dessen Anwendbarkeit auf alle diejenigen Verhältnisse ausdehnt, in denen ein Abstract-Allgemeines die Gesammtthätigkeit jedes Einzelnen in sich aufschlürft, um mittels der so concentrirten Macht Zwecke zu fördern, deren Erträge kein Einzelner als solcher einheimst — wo vom niedrigsten bis zum höchsten, Alles überwachend leitenden, aber nichts im eigenen Namen und auf eigene Verantwortlichkeit wahrhaft beherrschenden Gliede Alle

Dem Allen gegenüber aber bewahrt die unparteiische Philosophie damit die Würde metaphysischer Ruhe, dass es in ihren Augen keinen Unterschied macht, ob ihr als die Embryonalconglomerationen staatlichen Lebens die isolirt vegetirenden blossen „Paare" präsentirt werden oder die Verwesungsproducte in Fäulniss zerfallender Hyperculturutopien: im einen wie im andern Falle gewahrt sie nur eine Reihenfolge von Experimenten der Selbstverwirklichung, deren Modificationserscheinungen bald

---

sich zusammenfinden im Bewusstsein absoluter Unterthänigkeit gegen ein von Aussen her gegebenes Statut. Da ist es nicht etwa eitel Heuchelei, wenn der Oberste selber sich als *Servus servorum* bezeichnet — denn in absolutem Knechtsgefühl sind dann Alle einander gleich, angesichts der Unterschiede ihrer allen gemeinsamen Devise: „Ich dien'!" Das aber, dem sie sich zum unbedingten Gehorsam verpflichtet haben, ist noch etwas ungleich Abstracteres als die *Publica salus* des Römers — da werden von jedem Einzelnen unaufhörlich und ausschliesslich blos Opfer verlangt, nichts als Opfer — was ich und du „davon haben", ist eine Frage, die hier und unter diesen Voraussetzungen gar nicht mehr aufkommen kann. Damit erklärt sich zugleich die Affinität, welche wir zwischen Ganges und Tiber haben walten sehen: Zöglinge Roms und die Erben altrussischer Anschauungsgewohnheiten vertrugen sich viel eher mit Schopenhauer's individuenverneinendem Monismus als wie das echt protestantisch geschulte Germanen-Gewissen. Wohin aber die völlig herzlose Verabsolutirung des göttlichen Wollens führt, kann man an einer, von aller menschlichen Moral emancipirten, durch keinerlei anthropologisch sittliche Bedenken mehr genierten Theorie sehen, nach welcher die Prädestination auf ein Belieben absoluter Willkür hinauslaufen würde, der zufolge Verdammniss oder Seligkeit des Einzelnen dem darüber Entscheidenden an Interesse ungefähr das Nämliche bieten würde, was einem Münzen durcheinanderschüttelnden Knaben der Reiz ist, ob er, sie hinstreuend, mehr davon mit Bild- oder mit Schriftseite aufgedeckt findet. Ein göttliches Schöpfungsaperçu hat an der Zufälligkeit einer blossen Gedankenlaune seinen weitern Gattungsbegriff. Denn wo bleibt das geringste Motiv der Liebe, wenn die Seligkeit nach unbegreiflichem Rathschlusse den Erlösten nicht geschenkt wird, damit diese dann im Genusse ihrer Gabe froh, sondern nur, damit die jeder Rechenschaftsfrage entrückte Macht des Berufenden daran offenbar werde und die der stellvertretenden Repräsentation dieser göttlichen Souveränetät, mag diese sich in der absolutistischen Form des unfehlbaren Papstthums verkörpern, oder sich umkleiden mit dem scheinbar so demokratischen Apparat calvinistischer Synodal- und Presbyterialorgane. Ein wackerer Sklave mag sich des Gethanen freuen, wenn auch nicht der gnädigen Zufriedenheit eines nie befriedigten Herrn, so doch des eigenen Fertigseins — aber der blos und schlechthin „unnütze Knecht" wird ja eben als solcher niemals fertig.

mehr an äussern, bald mehr an innern **Bildungshemmungen** ihren zureichenden und nichts weniger als unerkennbaren Grund besitzen.

Auf dem Boden empirischer Vergleichung verharrend, sehen wir von gleichzeitigen Staaten den einen Ansprüche zurückweisen, welchen sich der andere bequemt, und innerhalb des einzelnen Staates die Erwägungen in fortwährendem Flusse, ob dieser oder jener Gegenstand in seinen Verwaltungsbereich einzubeziehen sei oder nicht. Nicht allgemeine, sogenannte „höhere" — seien es logische oder ethische — Principien geben dabei den Ausschlag, sondern auch hierfür pflegt er sich lediglich von den Rücksichten der Zweckmässigkeit oder Opportunität leiten zu lassen — nach diesen haben sich seine „Maximen" zu richten, nicht umgekehrt.

So kann er denn — wenigstens thatsächlich — *in thesi* Alles thun, was von ihm verlangt wird oder ihm als rathsam erscheint, — und als der Garant aller (positiven, geltenden) Rechte tritt er gelegentlich auch als ebenso uneingeschränkter Enteigner auf; — implicirt doch das Begnadigungsrecht — heutzutage meist in den Händen der persönlichen Staatsoberhäupter, wie einst in denen des *Populus Romanus* — wie jedes Expropriationsverfahren die Anerkennung, dass was Jhering den „Zweck im Recht" nennt, sich vielfach nur dann in wirklich adäquater Form verwirklichen kann, wenn man zu Gunsten des individuell vorliegenden Falles auf das Festhalten an abstracten Consequenzen verzichtet, also z. B. ausspricht, dass die sogenannte Heiligkeit des Eigenthums ebenso wenig eine unbedingte ist als eventualiter gewisse Verbote des Strafgesetzes eine exceptionelle Behandlung ausschliessen. So oft aber so das Bekenntniss abgelegt wird, dass das empirisch Gegebene doch mächtiger sei als das gedacht Allgemeine und wenn es auch thunlich sein mag, generelle Regeln aufzustellen, sich deren Inhalt doch niemals mit dem einzelnen Falle decke: ebenso oft weiss das antilogicistische Princip sich um einen neuen Beleg bereichert.

Der Träger der Souveränetät — mag dies nun eine einzelne Person oder die ganze Volksgemeinde oder ein complicirter Apparat von Factoren sein — steht unter allen Umständen „über dem Gesetz", nämlich in dem Sinne, dass er nicht blos über Geltung, Fortdauer oder Aufhebung von Einzelgesetzen befindet, sondern auch die Competenz ausübt, die über die Competenz des

Staats selber entscheidenden constituirenden Grund- oder Verfassungsgesetze zu modificiren.

Als der Bildungszwang Aufnahme fand in die Anforderungen des Staates an seine Mitglieder, da griff derselbe in die Sphäre der persönlichen Selbstbestimmung tiefer ein als wie mit irgend welcher denkbaren Neuerung innerhalb des Besitzrechtes geschehen könnte; denn diese bewegt sich doch immer nur in der idealen Erweiterung des Ich, jener aber bezweckt, soweit irgend möglich, eine Einwirkung auf den Individualkern selber. Und nicht anders stellt sich ja der Staat in all den Fällen — wo er in den Fragen der Press- und Lehrfreiheit oder bei der Controle religiöser Genossenschaften und deren Bekenntnisse, resp. der Bekämpfung dieser, sich zum Richter aufwirft über die Zulässigkeit bestimmter Wege, auf denen die Wahrheit soll aufgesucht werden dürfen. Und selbst, wenn er in dieser Hinsicht als „Polizei“ nur negativ abwehrend, reprimirend oder präventiv agirt, wird damit die Unfruchtbarkeit des abstracten Schutzverhältnisses nur desto handgreiflicher dargethan, sofern dieses unter Umständen die Selbstbethätigungen der ethischen Persönlichkeit grade in ihren werthvollsten Beziehungen total lahm legen kann, also grade dasjenige nicht schützt, an dessen Schutz und Wahrung Jedem umsomehr gelegen ist, je voller er an sich selber den Begriff des Menschseins auszuleben beflissen ist.

Und nicht minder schwankend als die Praxis, lassen sich die Theorien an.

Es ist noch gar nicht lange her, da galt es für unanständig und die Majestät des Staates, als vor welchem man glaubte den Respekt gar nicht hoch genug spannen zu können, schädigend, wenn der Staat sich dazu herbeiliesse, seinen einzelnen Bürgern in irgend einem Stücke erwerblichen Betriebes Concurrenz zu machen; heutzutage sind es auch andere Leute als Socialdemokraten, welche es ganz in der Ordnung finden, wenn die Gesammtheit ihre Gemeinschaftskeitsunternehmungen auch selber in Entreprise nimmt, weil die Ersparnisse in den Herstellungskosten bei Anwendung eines ausgedehnten und ständigen Apparats so unverhältnissmässig grosse sind, dass sie nicht privilegirten Einzelnen zu gebühren scheinen, welche zufällig durch Credit oder Capitalbesitz im Stande sind, sie ausbeuten zu können, sondern idealiter schon als Eigenthum der dabei inter-

cessirten resp. contribuirenden Genossenschaften sich ausnehmen. Von solchen Anschauungen aber ist der Schritt gar so weit nicht mehr zu der Forderung, der Staat solle in irgend einer Form die Organisation der Arbeit überhaupt in die Hand nehmen und den Ausgleich allgemeiner Consumtion und Production regulirend anbahnen — volkswirthschaftliche Probleme, auf deren realdialektische Natur wir noch in einem eigenen Kapitel zurückzukommen gedenken.

Dem banalen, nach Entschuldigungen haschenden Gerede von „Übergangszeiten" hat man längst entgegengehalten: jede Zeit ist eine des Übergangs — doch wird sich nicht leugnen lassen, dass die eine Periode mehr, die andere weniger den dialektischen Charakter des Geschehens ausprägt. Deutlicher als früher ist die Lückenhaftigkeit der bisherigen Staatsdefinitionen in's Bewusstsein getreten, theils weil der erwachte kritische Geist sich auch dieses Objects bemächtigt hat, theils weil auch *in praxi* das Schaukeln im Auf und Nieder der Meinungen ein viel mächtigeres geworden ist.

Je greller die selbstbewusste Reflexion in alle Ritzen und Spalten von Dingen, welche die Naivetät als ungetheilt, ja untheilbar, angesehen hatte, hinableuchtet, desto klarer muss auch der Staat sich darüber werden, wie er sich mit concurrirenden Mächten, die er neben sich findet, in Competenzconflicten abringen muss, solange er nicht aufhört, gewissen unvertilgbaren Willensrichtungen der Menschenbrust eine blos bedingte Existenzberechtigung zuzugestehen. Solchen Mächten, welche ihrem innersten — von Hause aus rein individuellen — Wesen nach eine staatliche Uniformirung nun einmal nicht dulden, muss der Staat erst affirmativ gerecht zu werden wissen, ehe er behaupten kann, auf dem Wege zu richtiger Selbstverwirklichung einer auch ethisch sanctionirbaren Omnipotenz begriffen zu sein. Solange der Staatsbegriff noch nicht Elasticität genug besitzt, um solche ideale Factoren um ihrer selbst willen mit zu umspannen, solange vielmehr die Staatsweisheit nicht weiter reicht, als das, was an denselben, der eigenen Zwecke des Staates halber poussirt wird, bestehen zu lassen und den Rest der Verkümmerung unter dem Druck des Unschädlichmachens zu überantworten: auf solange müssen wir auf eine befriedigende Sättigung dessen, was uns zum ζῶον πολιτικόν macht, noch verzichten — denn, solange integrirende Bestandtheile des Men-

schenwesens ihrer Einordnung in die Formen des Gemeinwesens noch entbehren, stehen wir vor der Alternative, entweder die Möglichkeit solcher Mitumfassung noch aufzusuchen, oder dem Staate seinen Anspruch auf allumfassende Selbsterweiterung zu bestreiten, welch letzteres Recht auf solange unbezweifelbar ist, als sich der Staat über jene Fähigkeit nicht seinerseits ausgewiesen hat. Und solange Moralpostulate und Polizeivorschriften noch für zweierlei Dinge zu gelten haben, wird die ethische Wissenschaft nicht zulassen können, dass das Primäre zu einem Abgeleiteten seiner eigenen Descendenz herabgesetzt werde und dafür das nach subjectivem Ermessen abgeschätzte Opportunistische den Thron besteige, welcher allein der objectiv legitimirten Majestät der ethischen Grundnorm zusteht.

Aber der nüchternen Philosophie geziemt es, sich nicht einmal vom Pathos noch so hochberechtigter Indignation fortreissen zu lassen, um dem Gegebenen als solchem vollauf gerecht zu bleiben, und da wird sie die Nothwendigkeit auch dieses Gewordene zu begreifen, auch dafür den Zusammenhang zwischen Essenz und Existenz festzuhalten haben. Was aber zu solch ruhiger Objectivität von ausreichender Kühle neben der ebenso unverlässlichen Herzenswärme befähigt, ist doch wieder nur die realdialektische Stimmungseinheit des echten Pessimismus. Und dieser wird der Wahrheit auch darin die Ehre geben, alsbald freimüthig zu bekennen: der Staat k a n n n i c h t a n d e r s, und was dabei an Werthvollem über Bord gespült wird, ist ein Opfer an das metaphysische Grundwesen in allem Seienden — auch eine *jactura ipsius naturae.* Nur der Pessimist kann allen Parteien in ihrem Ungestüm zu Gemüthe führen, dass die Unmöglichkeit des mit so verschiedenen Mitteln angestrebten Besserwerdens in der Sache selber liegt, dass durch diese auch das edelste und machtreichste Bemühen vereitelt werden m u s s.

Mit allem idyllischen Stillleben ist es unwiederbringlich aus, sobald die Betheiligung am politischen Dasein einmal reger aufwallt. Das eigenste Gut grade der mittleren Klassen ist am meisten gefährdet, beziehungsweise am wenigsten gefördert, wenn der Hobbes'sche „Leviathan" wieder einmal sich reckt. Jene bescheiden auskömmliche Behäbigkeit des eigentlichen Bürgerhauses muss alsdann, zwischen Proletariat und Reichthum erdrückt, bald ebenso verschwinden, wie der friedselige Selbstgenuss geistiger Thätigkeit, welchen die Sorge um die Noth-

durft des Augenblicks ertödtet. Jede — nur zu oft künstlich forcirte — Steigerung des Staatsbewusstseins treibt hinein in neue Perioden continuirlichen Kriegszustandes. In den Zeiten der Stagnation, wo die nationalen Pulse stocken, erfreut sich die Welt relativer Friedensdauer — das zeigt nicht nur die römische Kaiserzeit, sondern auch das Mittelalter, dessen nie rastendes Fehdewesen mit eigentlichen Staatsactionen so gut wie gar nichts zu thun hatte, weil es dem rein persönlichen Belieben der Einzelnen entsprang.

13. Geschichtliches Werden des Staates und des Verhältnisses der Staaten untereinander.

Geschichte und Politik bilden für den Philosophen ein unzertrennliches Paar correlativisch auf einander bezogener Themata, denn mit der Stellung, welche ein System zum einen von beiden einnimmt, ist bereits die Auffassung des andern mitbestimmt.

Damit ist der hier erreichte Markstein unserer Betrachtung als derjenige Punkt kenntlich gemacht, wo die Realdialektik ihre Stellung zu den verschiedenen evolutionistischen Theorien darzulegen haben würde, wenn diese Aufgabe nicht zu den bereits monographisch erledigten gehörte. Es kann hier also nur darauf ankommen, einige orientirende Bemerkungen, beziehungsweise einige Nachträge zu dem einzufügen, was die Schrift zur „Philosophie der Geschichte“ (Berlin, C. Duncker's Verlag) bereits vor zehn Jahren vorgebracht hat.

Ziemlich weite Strecken geht auch hier wieder die individualistische Willensphilosophie Hand in Hand mit den Darwinisten und schreckt bekanntlich auch nicht zurück vor dem Ausblick der Physiker in eine schliessliche Entropie.

Dass man jedoch als die specifisch „historischen Mächte“ grade solche anzusehen und zu bezeichnen pflegt, welche es der Natur gleichzuthun scheinen in Nichtachtung des individuellen Lebens, könnte höchstens dafür zeugen, wie richtig es ist, den welthistorischen Process als einen rein naturhistorisch bestimmten aufzufassen. Auch hat man ja grade aus den darwinistischen Principien die Consequenzen endlicher Verkümmerung hergeleitet: alle rudimentär verbleibenden Organe zeigen, um welchen Preis

jede Vereinseitigung einer evolutionistischen Potenz erkauft wird. So hält es sich innerhalb des darwinistischen Analogie-Rahmens, wenn schon Actualisirt-Gewesenes in dysteleologischer Rückbildung das Gegentheil von Fortschritt zeigt — wie z. B. das germanische Rechtsleben. Und so viel man auch bei den gleich schwimmenden Enten und bei dem sofort hüpfenden Reh auf Rechnung der hereditären Summation bringen mag: ohne Potenz hilft der Materie alles „Gedächtniss" nicht; denn dieses ist selber nur Erscheinung einer essentialbestimmten Kraft: auch da wird nur das Homogene, Congeniale assimilirt und festgehalten. Darum hilft einem Volke, welches sie nicht zu handhaben und festzuhalten versteht, auch die freisinnigste und künstlichst verclausulirte Verfassung nichts: die einzige Garantie ihres Bestandes ist der angeborne politische Sinn.

Aber mit der Hegel'schen Namensschwester ist auch unsere Dialektik nicht blind gegen den Humor dessen, was diese als „List der Idee" so pikant zu exemplificiren wusste. Im Gegentheil, wir zählen es zu den höchsten Triumphen der Realdialektik, sehen und zeigen zu können, wie der Wille zuweilen seine eigene Selbstentzweiung selber blos der einen von den beiden in dieser gesetzten Richtungen dienstbar zu machen weiss. Denn was er so an „Entwickelung" zu Stande bringt, ist doch die denkbar höchste Verwirklichung seiner Selbstironie. Auch der Pessimist kann ja nicht in Abrede stellen, dass die als Personification gedachte Geschichte, d. h. die Summe der im historischen Geschehen wirksamen Factoren — will was sie thut (Jhering a. a. S, 92), aber was er leugnet, ist, dass, was dabei herauskommt, allemal und überall vernünftig oder auch nur zweckmässig sei; vielmehr würde das bischen „Harmonie", was noch stellenweise und zeitweilig wahrnehmbar wird, vollends unmöglich sein, wenn nicht die antagonistischen Hebel der contradictorisch wider einander arbeitenden Mächte: Selbstsucht und Selbstverleugnung sich grade vermöge ihrer realdialektischen Coëxistenz auch in ein gewisses Gleichgewicht zu einander setzen könnten, und dass auch dabei nicht etwa den intellectualen Factoren allemal das Beste verdankt ward, erkennt sich gleichfalls an jener Alternation, welche Scheffel in seinem Ekkehard so ausdrückt: „Heiliges wird geächtet, Geächtetes heilig", indem eben die beiden Seiten des menschlichen Wollens in solchem Wechsel sich ablösen. Der Wille listet sich wirklich zuweilen.

wie es scheint, selber etwas ab, indem er sozusagen hinter dem Rücken seiner eigenen, dem zuwiderlaufenden Strebungen etwas durchsetzt, was ihm, als nicht contradictorisch zwiespältigen, niemals möglich sein würde, sondern nur vermittels eines „Zufalls“ gelingen kann. Das Wesen des echten Zufalls müssen wir ja nämlich — und damit zeigt sich bereits, dass für solchen überhaupt nur auf dem Boden einer pluralistisch gestalteten Welt Spielraum gegeben ist — darin erkennen, dass etwas von allem Wollen Unabhängiges sich ereignet, nämlich in der von keiner Seite her gewollten (beabsichtigten) Kreuzung verschiedener, von einander total unabhängiger Willensbethätigungen, mithin in Form einer bestimmten zeitlichen, räumlichen und nur so auch causalen Coincidenz an sich schlechthin zusammenhangsloser individueller Willensacte.

Hierzu ist es das stricte Gegenstück, wenn das angestrebte, mit bewusster Absicht verfolgte Gute eben nicht zur Verwirklichung gelangt — und auch dabei begegnen wir der Thatsache von direct sarkastischem Charakter, dass grade die Vertreter des philosophischen Realismus die allein energischen, praktischen Idealisten zu sein pflegen. Denn sie setzen sich für ihr Handeln Wunschziele, auf deren Realisation sie hinstreben — während der idealistische Philosoph sich zu seiner Idee gern stellt, wie der Italiener, der von seinem Vaterlande meinte, es werde sich schon „von selber“ machen, ohne sein besonderes Zuthun. Wenn aber „das Vernünftige“ sich so spontan einstellt, dann bedarf es ja keiner Menschenmühe, daher der egoistische Quietismus der meisten Idealphilosophen gegenüber dem rastlosen Kampfeseifer der realistisch Gesinnten.

Und freilich unermüdlich muss sein, wer nicht erlahmen soll im Ringen der vordersten Schlachtglieder, wo doch all der gute Wille so selten was Erkleckliches hilft. Denn indem der Politiker besseren Schlages sich „Menschheit beglückende“ Zwecke steckt und um deren Erreichung sich abmüht, vergisst er einen Augenblick, sich umzuschauen — und unaufhaltsam vorwärts dringend, glaubt er sich zuletzt schon am Ende der Bahn — bis er gewahrt: des einen Wunsches Verwirklichung ward inzwischen zur Vereitelung des andern — beide waren ihm in ihrem Ursprung gleich heilig, von gleicher Selbstvergessenheit eingegeben — und nicht eigenem, nur fremdem Wohle nachtrachtend, hat er unbemerkt mitgewirkt zur Zerstörung desselben Friedens, der

ihm selber als heissesten Sehnens Gegenstand in der Seele brannte.

Darum pflichteten ja von Anfang an auch solche Gegner wie Volkelt der Realdialektik bei, dass alles Gute und Erstrebenswerthe nicht an sich existenzfähig ist, sondern Realität nur um den Preis der Selbstverpfuschung als Geschenk von etwas Anderem empfangen kann. Eines lebt ja nur auf Kosten des Anderen — selbst die Tugend nur auf Kosten des Lasters, unaufhörlich stemmt sich ein Wille wider den andern in Wechselvernichtung — und selbst das gute Wollen muss trotz, wie zufolge, seiner eigenen Natur darauf Bedacht zu nehmen versuchen, wie es das böse Wollen aus der Welt schaffe.

Hieran haben wir dazu auch den Grund für die Erfolglosigkeit der ganz ehrlichen Politiker. Die optimistischen Instinkte der Massen wollen geködert sein mit Hoffnungen. Solche erregen, macht das ganze Hebelwerk der Propheten aus. — Das waren von jeher die Mittel der Agitatoren und darum waren bis auf diesen Tag Alle, die nach dem Besitz der Tyrannis strebten, so erfinderisch in Ausbeutung der Formen des *suffrage universel*. Denn „auf den Leim gehen doch nur Gimpel" — d. h. von Illusionen lassen sich nur die Urtheilslosen berücken. also die Unerfahrenen, die nicht wissen, wie es in der Welt aussieht, weder in der jenseit des nächsten Berges noch in der Geschichte. Solche Unmündige lassen sich so gern begirren von den Predigern eines profanen Evangeliums. Die kurzsichtigen Thoren, berauscht vom Wahn besserer Möglichkeiten, können ja gar nicht wissen, was sie eigentlich im Grunde wollen. sondern glauben eben nur zu wollen, was ein „Führer" ihnen vorgesagt und eingeredet. Denn irgend welcher Prüfung sind sie ja um so unfähiger, je weiter das ihnen vorgespiegelte Ideal abweicht von der „unerbittlichen" Wirklichkeit.

Diese Einsicht scheint doch bereits auch ihre Rückwirkung auszuüben auf die Historik als solche. Es müssen danach die kritischen Grundsätze ihre Modification erfahren, nach welchen man etliche Jahrzehnte lang geglaubt hat, die bestbeglaubigte Überlieferung blos deshalb mit Misstrauen betrachten zu dürfen. weil ihr Inhalt der selbst construirten Schablone gradliniger Logik nicht ganz entsprach. Schon ist doch der Philologie-Terrorismus im Schwinden, welcher jeden einen Böotier schalt, der sich seine Odyssee oder Nibelungen nicht liedertheoretisch mochte

zerpflücken lassen, und man darf von römischer Urgeschichte doch schon ohne die Gefahr wissenschaftlicher Köpfung wieder etwas anders denken als Niebuhr oder Mommsen. Vielleicht, dass man an der gegenwärtigen Wirklichkeit als wirklichster Gegenwart innegeworden, wie es doch in der Welt so widerspruchsfrei nicht zugeht, wie solch superkluge Schulweisheit bei ihrem Lampenlicht sich das zurechtgelegt hatte. Es gibt ja Wahrnehmungen genug, angesichts deren man sich versucht fühlt, alle bisher wirklich gewordenen Staatsformen anzusehen als so oder so in's Einseitige verzerrte Caricaturen des Staatsbegriffs und dessen volle und wahre Ausgestaltung erst von einer angemessenen Concrescirung aller bis jetzt historisch gewordenen Gebilde zu erwarten. Wenn man sieht, wie schwankend und fliessend alle bisher aufgestellten Unterschiede, Grenz- und Werthbestimmungen von vermeintlich fundamentaler Bedeutung sind, so bleibt man geneigt, für jede umfassende Staatslehre einstweilen einen eklektisch-synkretistischen Standpunkt festzuhalten, bis es etwa gelingen möge, den wirklich beherrschenden Einheitspunkt aufzufinden, von dem aus alle einzelnen Radiationen ihre Direction empfangen müssen. Der einen Rechtsbegründung scheint die Zutheilung von Grund und Boden die Voraussetzung aller fixirten Eigenthumsverhältnisse, während nach anderen — und keineswegs um ganze Rassenbreiten abstehenden — Anschauungen, grade an den Erdboden, als der gemeinsamen Mutter- und Grabeskammer Aller, Alle eine Art von Communionsrecht behalten sollen, und in tausend Institutionen werden wenigstens noch Licht und Luft als schlechthin steuerfreier Gemeinbesitz angesehen; wogegen man für das sogenannte Capitalvermögen eine gewisse Heiligkeit um so eifriger zu wahren sucht, je beweglicher man es selber macht, mittels aller Hebel künstlicher Creditmaschinerien und Werthfabricationen. Oder kann es weiter auseinanderliegende Extreme geben als die Art, wie der in Russland heimische Gemeinbesitz Trägheit und Gleichgültigkeit gross gezogen, und die Überhetzung, mit welcher in Nordamerica die Concurrenz *ahead* die staatliche Societätsarbeit selber überflügelt in ungeheuren Privatmonopolisationen? Und während im Nachbarstaate ein glücklicher Speculant noch versuchen darf, die erbeuteten Reichthümer fideicommissarisch sicher zu legen, sehen wir in einem durch und durch katholischen Gemeinwesen scrupellos sämmtliche Kirchengüter einziehen und

jede Stiftung zur todten Hand verbieten — Gegensätze, welche doch so weit wie möglich sich entfernen von dem Ideal einer sich irgendwie logisch evolvirenden einheitlichen Rechtsmaxime.

An dieser Wegscheide gehen nicht nur die Pfade der Optimisten und Pessimisten auseinander: hier spalten sich auch noch die Pessimisten in Historiker und Antihistoriker, wofür vielleicht noch einst die Bezeichnung Progressisten und Cyklonisten beliebt werden wird.

Dass es eine Geschichte überhaupt gibt, leugnen ja selbstverständlich auch Letztere nicht — das würde ja heissen, dem handgreiflichen Augenschein Hohn sprechen wollen, und wer es leugnen wollte, dass etwas in der Welt passirt, würde es sicherlich zuvor schon tausendmal an eigener Haut erfahren haben. Aber worüber die Meinungen auseinanderlaufen, das ist die Frage, ob es eine Geschichte gibt, welche uns einem absoluten Ende näher bringt, gleichviel, ob dieses in die Weltvollendung als Ziel stetiger „Vervollkommnung" oder in den Weltuntergang, die endliche Wechselcompensation der Universalcorrelate zum echten Zero gesetzt wird.

Der ewig in der nämlichen Richtung forttosende Sturm kreist doch zuletzt nur um den kleinen Erdball — den Alten war der *occasus Solis* ein fester Punkt, welchem das eine Land factisch näher liegen sollte als das andere — uns liegt Alles nur gen Westen, denn dahinaus erstreckt sich uns eine unendliche Linie, deren letzter Punkt in aller Ewigkeit mit allen Sonnenrossen nimmer erreichbar ist, weil jeder ihrer Punkte im Laufe jedes Weltalters einmal zu sich zurückkehrt, ohne dass irgendwo ein Anfang oder Ende sich markiren liesse.

Da ist also Keinem je und irgend ein echtes Vorwärtskommen beschieden — ein ewig Mühen, aber kein Feierabend für die sich umwälzenden Kräfte, wie sie die Räder der Weltgeschichte durch die Peripherie der Rennbahn treiben, deren Centrum zu kreuzen, um in dessen „absoluter Gravitation" zum Stillstand zu gelangen, Keinem vergönnt ist.

Sonach ist es ein einigermaassen misslich Ding um den Trost, wie ihn arglos hingeschriebene Sätze in sich schliessen sollen, des Inhalts: „es gab noch keinen Kampf und keinen Streit, folglich auch noch keine Geschichte." Denn der Kampf als Kampf entzückt nur die Helden von Profession — und die zu solchen nicht berufen sind, haben nach wie vor ein Recht zu

fragen: was kommt dabei heraus? Denn wo Alles auf Kleinliches hinausläuft, da stösst uns mit der Verächtlichkeit ein Gefühl des Ekels auf. Hier gehen wieder einmal ästhetische und ethische Empfindung in einander über: wir wollen Grösse sehen und Grosse um Grosses mit einander ringen, ein Riese soll sich nicht nach einer Stecknadel bücken — aber Zwerge mögen wider einander stehen um den Schatz der Nibelungen. Wenn freilich Kinder nicht wissen, was Juwelen gelten, so sollen sie nicht wähnen, es fliesse Blut um Glasperlen, wenn grosse Geister auch nicht verschmähen, um unscheinbarer Abweichungen willen in ritterlichem Strauss auf einander zu platzen.

Grade je höher wir unsern Standpunkt nehmen, desto mehr müssen wir der Incommensurabilität innewerden, zwischen der von unserer Kurzsichtigkeit überblickten Spanne Zeit und den Möglichkeiten der endlosen Ewigkeit — und wenn wir dabei in's Auge fassen, was uns seit Jahrzehnten mit Riesenbeinen scheint durchlaufen zu sein, dann müssen wir uns erst recht fragen: warum sind wir in der Unendlichkeit hinter uns liegender Äonen nicht schon längst an's Ziel gelangt? — warum geschieht dies Alles erst jetzt? Was soll unsere Zeit vor früherer voraus gehabt haben? Und die Antwort, welche uns darauf aus der Höhe kosmischer Betrachtungweise etwa durch du Prel's „Planetenbewohner" ertheilt wird, klingt auch noch nicht verheissungsvoller, sofern doch auch deren ganzer Apparat der Organprojection und sonstiger denkbarer Fortschrittshebel in denselbigen Kreis von Weltcyklen gebannt bleibt, so dass auch davon die Wahrheit des *Luditur eadem semper fabula mutatis nominibus* nicht erschüttert wird.

Selbst die Naturwissenschaft, welche sonst doch allezeit Triumphgesänge anstimmen möchte, ob der „ungeheuren Siege" ihrer „Jetztzeit", schweigt, wenn sie Rechnung legen soll über die einzig wahren Fortschritte — die ethischen — und darüber, ob die Summe des vorhandenen Glücks in objectiver Bemessung abgeschätzt, unzweifelhaft gewachsen sei — und wir können nicht umhin, uns in dieser Hinsicht auf einen von der „Gartenlaube" (1870, Nro. 22 und 23) veröffentlichten Vortrag des Physiologen Ludwig zu berufen, welcher von einem in jenen Kreisen seltenen, aber um so beredteren und wirksameren Pessimismus durchweht ist.

Schüchterne Hoffnungen, auf den Glauben an eine bessere Zukunft ausgestellte Wechsel, sind auch hier das Einzige, was uns geboten wird, da man, je mehr man an die Beobachtung des Faktischen gewöhnt ist, um so weniger Ehrlichkeit bedarf, sondern nur der längst gepflogenen Gewohnheit nachzugehen braucht, um angesichts der Thatsachen allgemeiner Zerstörung von Recht und Sitte zu dem Bekenntniss zu gelangen, dass in dieser Hinsicht die Menschheit, nach dem Durchschnitt betrachtet, nicht „weiter" gekommen, höchstens stillestehe, wahrscheinlich aber eher rückwärts als vorwärts schreite.

Ja, dass es „anders" geworden in der Welt — wer wollte das leugnen? — Aber wer auch in diesem welthistorischen Ganzen einer Teleologie nachspürt, wird schwerlich eine bessere finden, als die des Naturlebens, über welche der Naturkenner Ludwig a. a. O. so herbe Weisheit darbietet: mit derselben Sorgfalt, die in der Schöpfung des Auges waltete, ist auch dem zerstörenden Parasiten der Weg gebahnt und d e s s e n Sein auf unser Organ gebaut.

Dieser Mann der objectiven Forschung bricht zuletzt auch in die helle Klage, ja Anklage aus: „Wie verrucht ist diese Doppelzüngigkeit, wie schauderhaft ist eine Zweckmässigkeit, der die Achtung vor dem eigenen Werke fehlt, die das Höchste, was sie erzeugt, dem niedrigsten ihrer Geschöpfe vorwirft."

Ja, nicht anders geht es zu in den Falten des Weltgewandes, in welchem majestätisch, anbetungheischend Frau Historia daherrauscht, das „Natürliche" ergänzend durch das „Geschichtliche". Auch über ihrer Strasse steht das Wort geschrieben: Lasset die Hoffnung hinter Euch! auch auf sie passt der Satz, mit welchem Ludwig, obschon sanfteren Tonfalls, fortfährt: „Die alte Anklage der Künstler, dass der Natur das Schöne nur zufällig gelinge, wiederholt die Wissenschaft, trotzdem dass sie die Erfindungsgabe und die Technik der Natur bewundern muss."

So angesehen wäre es denn auch als ein Zufall zu betrachten, dass ein Confucius erstand und ein Sokrates, ein Buddha und ein Luther — ein Zufall, wie dass es einen Tamerlan gab und einen Napoleon — Zufälle zwar der ewigen Ἀνάγκη — vorausbestimmt von der unwandelbaren Nothwendigkeit der sich gleichbleibenden Gesetze, aber nicht heraufgeführt aus „der Zeiten Schoosse" an der Hand eines über ihr Erscheinen hinausreichen-

den, in das Ethische hineingreifenden Zweckes. Und wenn Einer fragt, woher sterbliche Kinder des Augenblicks die Vermessenheit nehmen, so „abzusprechen“ über den Werth des Geschehenden, so stände Glaube wider Glaube, wo die Wahrscheinlichkeit mindestens gleichwiegt. Beruft sich der Eine auf das, was sein Meinen zu erhärten scheint, so weiss der Andere freistehend sich an das zu halten, was solcher Meinung sichtbarlich widerspricht, wie der genannte Naturfreund, welcher wahrlich mit treuer Liebe sich versenkte in die Tiefen des Allmutter-Schoosses und doch aufrichtigen Herzens „tröstlichere“ Wahrheiten dort zu heben unfähig sich bekennen musste.

Auch wir rühmen uns, in liebender Treue die Augen geöffnet zu haben über dem vielfach sich kreuzenden Schlangenzickzack, das die stolze Historia von Clio's Finger auf ihre Tafeln zeichnen liess — aber wir fanden keine Linie, die zu einem „fröhlichen Ausgang“ geführt hätte — nur eitel Erstarren und schreckhafte Umkehr, so oft man wieder einmal mit der Ausstrahlung eines Strebens zu Stande gekommen war.

Wer gelernt hat, in allem Kampf Erscheinung der Selbstentzweiung des Willens als einer essentialen zu erkennen, für den fällt ja die Frage, ob ein wirklicher Fortschritt möglich sei, sobald man sie allen Maassstäben eines blos subjectiven und als solchen tausendfach variirenden Wünschens entrückt, als identisch zusammen mit der, ob ein Fortschritt in der Richtung endlicher Versöhnung denkbar, d. h. ob jene Selbstentzweiung jemals in einer Einigung ihren Abschluss finden könne — und weil er das verneinen muss, so kann er auch nicht einmal den Glauben fassen, dass der Weltprocess eine unendliche „Annäherung“ an jenes Versöhnungsziel darstelle und verwirkliche.

Appliciren wir diese allgemeinen Gedanken in einfachster Weise auf die Staatsverhältnisse, so stehen wir wieder mitten in unserm Thema. Wir werden dann vor Allem ein metaphysisch fundirtes Misstrauen entgegenbringen der Verheissung, dass nunmehr eine Periode anzubrechen habe, wo die in Reflexionen gelockerte „Substantialität“ sich wieder zurückwenden werde zu derselben Ungebrochenheit, welche sonst nur der Naivetät eigen ist. Wir werden in dem, was man für ein Symptom solcher Rückkehr zu instinctiver Erfassung des Staatlich-Socialen ausgeben möchte, selber wieder nur einen einseitigen Ausschlag des Pendels sehen, welchem der Gegenstoss

um so weniger fehlen wird, als zum erstenmale in der Weltgeschichte auch ein systematischer Anarchismus, der auf atomistische Zerbröckelung in kleinste Gemeinwesen (Communen) abzielt, ein „internationales“ Intriguennetz über die Lande spannt.

Wer sich mit freiem, historischem Blick der heutzutage wieder einmal im Schwange gehenden Staatsvergötterung gegenüberstellt, wird auch dafür nach einer Erklärung suchen und nach dem gemeinsamen Gesetze alles Werdens auch dafür das Prädicat der Vergänglichkeit anticipiren und sich vor Allem nicht imponiren lassen von einer Weisheit, an welcher vielleicht die augenblickliche Vielstimmigkeit ihrer Verkündigung das einzig Grossartige ist; scheint es doch bei Etlichen, wie wenn sie ausprobiren wollten, ob nicht vielleicht Lautreden das Wahrreden zu ersetzen vermöge. Wie, wenn nur altgermanische Willensgesundheit so lange sich gesträubt hätte gegen die Erneuerung solchen Schematismus, an welchem man kaum weiss, ob man ihn mehr antik oder welsch zu nennen habe?

Unleugbar aber ist die heutige Theorie weit hinaus über ein geistreich schillerndes Spiel mit blossen Analogien: man macht bittersten Ernst mit der Übertragung naturhistorischer Anschauungen vom natürlich organischen Wachsthum auf ein angeblich staatenbildendes Princip — und man behauptet längst, lediglich grade nur im Namen der Natürlichkeit zu sprechen, — man beruft sich zur Erklärung des Anomalen, Retardirenden, Destructiven auf Missbildungen und Erkrankungen auch des pflanzlich-thierischen Wesens und hält sich tausend kleine Auskunftsmittelchen parat, um gelegentlich da oder dort der lahmen Gleichsetzung einen Klotz unter den Hinkefuss zu schieben, ohne zu merken, wie z. B. die Parallelisirung mit den Räthseln der Krankheit ein Unbegreifliches mit dem andern ausflicken heisst.

Jene Begriffsconstructeure besitzen ja ausserdem eine staunenswerthe Fähigkeit, sich hermetisch abzuschliessen gegen die Wahrnehmung alles dessen, was nicht in ihren Kram passt. Die aufdringlichsten Thatsachen wissen sie ihrem Gedankengang fern zu halten, sobald darin eine Gegeninstanz steckt, welche geeignet wäre, sie selber aus ihrer Begriffsstarre aufzurütteln. Bei den Geschicktesten solcher Leute bekommt man gradezu den Eindruck, als wüssten sie zwischen den verschiedenen Kammern des eigenen Herzens und zwischen den Adergeflechten der eigenen Gehirnlappen so absolut absperrende Verschlüsse anzubringen,

dass sie die denkbar disparatesten Dinge — wie schlechthin morallose Politik und mystisch declamirende Verherrlichung des bestehenden Kirchenwesens — nebeneinander in den verschiedenen Brutöfen ihres Geistes auszuhecken im Stande sind, vielleicht weil sie nirgend und in keinem Stück ihr eigenes Nest gebaut, sondern immer nur fremde Eier begackeln und deshalb auch unfähig bleiben, das wahrhaft Dialektische in ihren Aufstellungen sich zum Bewusstsein zu bringen, weil sie zu einem Ineinsschauen der Widersprüche auch nicht einmal den leisesten Versuch machen. Je weiter und abstracter aber eine Begriffssphäre gefasst ist, desto besser ist sie ja auch brauchbar zu solchen Hantirungen, wie sie namentlich eben auch den Juristen unter dem Namen von „Fictionen" ihre Arbeit so wesentlich erleichtern. Natürlich aber heftet sich die Kritik am wirksamsten an solches rein Fictive, und insofern erleichtert grade die Überspannung staatlicher Ansprüche den eigentlich staatsfeindlichen Theorien eine gewisse scheinbare Vertiefung wie äusserliche Ausbreitung, und grade den auf ihr welthistorisches Vorgefühl so viel sich einbildenden Evolutionisten müsste es doch recht viel zu bedenken geben, wie die Doctrinen der Socialisten sammt den Thaten der Pariser Commune solchen Schatten dunkel genug aus einer denkbaren Zukunft grade in eine siegstrahlende Gegenwart haben hineinragen lassen.

Hält man sich nur den Blick weit genug offen für den realdialektischen Weltkern, so ist, was sich darbietet, verständlich genug: Der Einzelne befriedigt sein eigenes Bedürfniss, nimmt sein eigenes Interesse wahr und fördert nebenher — in einer ihm allerdings meistens unbewusst bleibenden und deshalb auch oft genug eine ironische Gestalt annehmenden Form — zugleich unwillkürlich die Daseinsbedingungen Anderer — aber nicht anders als wie das zeugende Elternpaar die Existenz seiner Nachkommen in's Leben ruft, indem es dem eigensten Sexualdrang Befriedigung gewährt. Da wie dort sind die Träger des Instinkts auch dessen Inhaber, und zwar so, dass sie sich dessen Antrieben auch entziehen, die Zwecke desselben zu vereiteln vermögen, um so gewisser, je mehr das erwachte Bewusstsein um den Willensgehalt ihres Thuns sie in den Stand setzt, diesen Gehalt als ihren individuell selbsteigenen entweder zu bejahen oder zu verneinen — so dass insoweit die Vernunft

Macht behält über das Weben und Wirken, die Verwirklichung oder Nichtverwirklichung des Unbewussten.

Damit ist eine Schranke befestigt, welche die Vergleichbarkeit der Menschheitsproducte Staat, Sprache, Kunst, Religion mit reinen Naturgebilden dermaassen limitirt, dass es nicht wol mehr angeht, den Satz: noch niemals gab es Staatenschöpfungen ohne Staatsmänner, d. h. ohne geniale Individuen, welche grade das *ad hoc* erforderliche Zeug mitbrachten — etwa entwaffnen zu wollen mittels einer Gleichstellung solcher, rein individuell nur sich selbst gleichen Persönlichkeiten, mit der trotz all ihrer Singularität doch immer ganz in die Eigenthümlichkeit ihres eigenen Gelichters (der anderen Bienenweiser) aufgehenden Schwarmköniginnen.

Die sich gern als die Vertrauten des Weltgeistes geriren, scheuen ja freilich auch nicht vor der Consequenz zurück, in solchen „Gottesgeisseln" die Extra-Berufenen zu verehren, und meinen auch, sich leidlich abfinden zu können mit allen sich ihrer Auffassung unbequem quer vorlegenden Instanzthatsachen, vorneweg also mit der Erfahrung, dass grade auch solche vermeintlichen Specialmandatare der welthistorischen Zwecke gemeiniglich mit ihren individuellen (egoistischen, dynastischen, ruhmsüchtigen oder sonstigen) Gelüsten die präsumirte Idee-Realisation mindestens ebenso oft und ebenso stark kreuzen, als sie derselben — absichtlich oder unfreiwillig — Vorschub leisten. Freilich sind ja die Doctrinare der Staats- und Geschichtsidee rasch genug auch hierfür mit Ausreden bei der Hand, und angesichts der sogenannten „Rettungen", in welchen seit ein paar Jahrzehnten den anerkannten Zunftmeistern der Historik pfuschernde Handlanger so eifrig secundiren, würde es kaum noch als eine pikante Paradoxie frappiren, falls es etwa einer dieser Hochweisen sich einfallen liesse, die Hunnen als die Gassenkehrer auf der welthistorischen Heerstrasse der Germanen zu preisen und so der Ökonomie des grossen Menschheitsdramas einzufügen.

Dem platt rationalistischen, in seiner Art Alles begreifenwollenden Pragmatismus des vorigen Jahrhunderts entnehmen wir ja als das dem jetzt so breit auf den Plan getretenen „Cultus des Genius" vorausgesetzte Fünkchen Wahrheit gern die Einsicht, dass es instinktiv waltende Geschichtsmächte gibt, die wol weiter reichen als das Bewusstsein des

Einzelnen, aber wenn dabei Widersprechendes in die Erscheinung tritt, so führen wir das nicht auf hypostatisch-transcendente Ideen zurück, sondern auf die eben in Allem waltenden Relationen realdialektischen Charakters.

Weit entfernt, in Abrede zu stellen, dass Staaten sich oft in ganz anderen Richtungen fortgebildet haben, als worin ihre bewussten Gründer sich bewegten, wollen wir vielmehr nur darauf hinweisen, wie eine alle Vergleichung mit blossen Autofacten ausschliessende Gestaltung überhaupt nur da angenommen werden kann, wo echte Repräsentanten der Nationalitäten zugleich als Vollstrecker eines unzweifelhaften Nationalwillens gehandelt haben. Ein Lykurg, Solon und Cromwell stehen also ganz anders da als wie ein Napoleon, zumal von dem Zeitpunkt an, wo dieser über Frankreichs natürliche Interessen weit hinaus gegangen war. Aber grade die Möglichkeit solcher widernatürlicher Staatsbildungen erinnert uns — obgleich ihr gewöhnlich nur kurzer Bestand zu einer Einwendung hiergegen könnte benutzt werden — daran, dass eben in unserer Zeit, welcher man doch solch reine Herausarbeitung der Staatsidee nachsagt, Staaten nicht sowol aus sich selber herauswachsen, als nach einem gewissen bewussten Mechanismus in schematischer Gesetzlichkeit sich „zusammensetzen" aus den allerheterogensten Elementen — sich also vielmehr immer weiter entfernen von irgend welcher „selbstwüchsigen", d. h. wesentlich unbewussten Ideenrealisation, welche wenigstens noch an der Gemeinsamkeit ethischer Anlagen ein rein naturgesetzlich bestimmtes Fundament zu besitzen scheint.

Schwerer ist freilich die Position der Ideen-Leugner geworden, seitdem die „Philosophie der Technik" auch Dinge wie Tische, Stühle und Locomotiven unter den Gesichtspunkt einer platonischen Idee zu rücken versucht hat — denn danach wird auch Niemand mehr Anstand nehmen, in Staatswesen wie der amerikanischen Union Verkörperungen von Ideen vom Schlage der Organprojection zu suchen — wiewohl es noch etwas sauer fallen mag, solche Anschauungen fest zu halten selbst *vis-à-vis* solch handgreiflicher Caricatur auf Alles, worauf überhaupt noch in allerkühnster Übertragung das Wort Idee Anwendung leiden möchte, wie sie sich in mittel- und südamerikanischer Revolutionspermanenz präsentirt. Wo so wie dort an die Stelle der Stammeseinheit die abstracteste Verwaschung aller Menschenfarben-

mischungen getreten, da musste sich auch immer schematischer zu einem blossen Gerüste gemachter Verfassungen veräusserlichen, was in den volksthümlichen Staatsbildungen den Charakter eines selbstgewordenen Knochenbaues sich hatte bewahren können.

Seitdem die Staatsweisen wie schlechte Ärzte auf's Herumexperimentiren verfielen, und so die „Entwickelung" des dunklen stillen Geheimnisses unbewusst webender Schöpfungskräfte entkleidet ward, um am hellen Tageslicht des Bewusstseins mitten im Getöse des Marktes dem Zufalle wechselnder Majoritäten überantwortet zu bleiben: seitdem mag gar Vieles „rationeller" herauskommen als aus den Berathungen naiver, nur die eigensten Lebensbedürfnisse befragender Urgemeinden — aber auch ein Homunculus würde das Product einer rationellen Mischungsrechnung sein, und doch wol schwerlich als die reine Herausarbeitung einer Idee, d. h. als ein der Vollkommenheit*) näher gerücktes Wesen sich erweisen.

Vielmehr ist es bei dem wesentlich — und nicht blos zufällig oder zeitweilig — nivellirenden Charakter der Staatsidee gradezu unmöglich, dass von Seiten des Staats jemals das ungehemmte Ausleben reichbegabter Individualitäten ernstlich sollte gefördert werden können, denn es ist unversöhnliche Feindschaft gesetzt zwischen den freien Kindern des Genius und den auf die Tugend der einseitigsten Selbstbeschränkung angewiesenen Kindern dieses staatsüberschätzenden Zeitgeistes: unausbleiblich muss ein Conflict entstehen, sobald eine nur unter individualistischen Bedingungen gedeihende Vollpersönlichkeit sich gegen die Ansprüche des Staats mittels einfacher Selbstbehauptung stellt: in all seiner inactiven Friedseligkeit bleibt ein Socrates unter allen Umständen der gefährlichste Revolutionär, rein schon durch sein blosses Sein und Dasein. Trotz aller Blüthe intellectualen

*) Oder ist es etwa nicht bezeichnend, in welcherlei Zeitläuften die Advocaten das Staatsruder zu ergreifen pflegen? Die Demosthenes, Cicero, Robespierre, Thiers, Gambetta konnten (im Gegensatz zu den Perikles, Cäsar und Bismarck) nur da und deshalb zu Staatsleitern werden, wo und weil es bereits einen Kampf um Rechtsbuchstaben, Verfassungs- und andere abstracte „Fragen" galt — wo es aus war mit den Zeiten des intuitiv schöpferischen Instinkts. Wo man Staatsangelegenheiten wie Anklage und Vertheidigung nach (kniftologischen) Interpretationskünsten behandelt, da muss man freilich Juristen zu Ministern nehmen.

Aufschwungs nach gewissen einseitigen Richtungen ist grade das Edelste, das über die Nothdurft einer täglich anspruchsvoller auftretenden Genusssucht (das Wort im weitesten Sinne genommen) Hinausragende, vom Geistesleben unwiderbringlich dahin, und keine noch so grosse Staatserweiterung wird es aus der Mumienkammer der klassischen Perioden der Menschheitsgeschichte zu neuem Dasein erwecken können.*)

Sicherlich aber gehört es zu einem wirklicher Philosophie unwürdigen verbaldialektischen Missbrauch der Sprache, wenn Einer, wie Lasson, einen Begriff — den des Völker-Rechts — construiren will auf der Grundlage einer kritischen Beweisführung, nach welcher es diesen Begriff in dem Sinne, wie ihn alle Welt versteht, (das zeigen alle Sprachen in der Übereinstimmung ihres entsprechenden Worts dafür) in Wahrheit gar nicht geben soll. Für ein blosses Quasi-Recht, welches nicht einmal mehr der Gattung moralischer Potenzen sich soll einordnen lassen, vielmehr dazu in unaufhebbarem Widerspruch stehen, dennoch das Wort beibehalten wollen, ist um so unberechtigter, als es doch für eine treffende Bezeichnung dessen, was hier wirklich gegeben wird, nicht gefehlt hätte, denn die Theorie des Gleichgewichts zwischen den Staaten wäre nach längst vorhandener Terminologie einfach als „Politische Statik" zu offeriren gewesen (wie denn ein ehrlicher Büchertitel aus dem Anfang dieses Jahrhunderts schon lautet: „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit" von Nicolaus Vogt). Damit wäre auch alle Ereiferung gegen die ethischen Prätensionen der „gewöhnlichen Menschen" gegenstandslos geworden, denn diese hätten von vornherein gewusst, dass sie in solchem Buche die Politik wie sie ist, nicht die wie sie sein soll, zu erwarten hatten.

Wir dagegen halten ja an der Überzeugung fest, dass sich die von uns oben — § 9 — gegebene Fassung des allgemein

*) Unparteiische Betrachtung kann es deshalb auch gar nicht in Abrede stellen, dass zwischen der Idee des Staates und der des ursprünglichen Christenthums recht eigentlich von Hause aus schon ein Gegensatz bestand: Erst musste der Mann von selbstthätiger Betheiligung am Staatsleben ausgeschlossen und in dieser Beschränkung auf's Private dem Weibe gleichgestellt sein, ehe sich das Interesse des Charakters dem Innerlichen so zukehren konnte, wie wir es bei einem Seneca und den Helden der Martyriologie finden. Erst damit war auch die Wirksamkeit des Weibes zu gleichem Rang mit der des Mannes erhoben.

ethischen Princips als eine, das moralische und politische Leben gleichermaassen umspannende müsse bewähren lassen.

Dann aber passt grade auf den Staat mehr als vielleicht auf irgend etwas Anderes die Bezeichnung: ein nothwendiges Übel, ein unentbehrliches Bändigungsmittel für böse Gelüste aller Art.

Sein Bewusstsein um diese, seine nüchtern polizeihafte Natur gibt er selber darin zu erkennen, dass er zu eigentlicher Begeisterung — genau wie der mit maschinenmässiger Sicherheit seine Berechnungen anstellende Strategismus unserer Tage, und aus demselben Grunde — ablehnend sich verhält. Politischer Enthusiasmus ist an sich schon ein Unding — und nur zu gelegentlicher Ausbeutung nimmt der richtige Staatsmann nach dem Herzen Lasson's Gefühle, wie patriotische Wärme, legitimistische Anhänglichkeit, Nationalstolz, in seine Dienste; seiner kalten Rechtsnatur entspricht correlativisch nur ein ebenso kühler Pflichtwille.

Ja, man kann sagen: auch darin erweist sich der Complex internationaler Beziehungen dieser Auffassung zufolge als der ihm auf's engste verwandten Höflichkeit im innersten Wesen gleichartig: dass, was dabei das Herz mit etwas wärmeren Blutwellen umkräuselt, jenem Reflex entspricht, zufolge dessen wir Gemüthszustände, deren mimischen Ausdruck bald wirklich mitempfinden, und wenn die politische Klugheit bei ihrem völkerverbindenden Verkehr eine freundlichere Miene aufsetzt, so mischt sich leicht unwillkürlich etwa so viel Wohlwollen für den fremden Staat ein, als wir zu fassen pflegen, wenn in ursprünglich rein höflicher (geschäftsähnlicher) Geselligkeit allmählich ein eigentliches Interesse an und für die neuen Bekanntschaften sich einstellt, oft blos deshalb, weil ein verbindliches Lächeln im Andern seinen unmittelbaren Gegenschein fand und man inne ward, dass man — und zwar nicht blos im gemeinen Sinne brutaler Ausnutzung — einander vielleicht würde brauchen können, auch für die gemeinsame Förderung an sich edlerer Bestrebungen. (So entspinnt sich ja zuweilen aus literarischem Austausch eine Art persönlicher Freundschaft, und man sieht auch — wie beim Venusdurchgang — verschiedene Staaten über eine Art Arbeitstheilung sich verständigen oder zu kirchlichen Fragen eine correspondirende Stellung vereinbaren.)

Mit dem Anspruch auf besondere Modernität der Anschauung

ist es freilich schwach bestellt, wenn das Völkerrecht so schlechthin anethisch verstanden werden soll, dass es nichts darstellen soll als den Regelcomplex zu einer „conventionellen *façon de vivre*“ — dann wären ja die Chinesen bereits seit Jahrtausenden mit ihrer Abart von Moral ebenso weit gewesen, und es wäre kein blosser Zufall, dass die Höflichkeit wie ihre Mutter „*courtoisie*“ ihre Namengebung dem Verkehr in fürstlichen Kreisen, also doch insbesondere wol auch dem Zwischenstaatlichen der Diplomatie verdankt, deren „Kanzleisprache“ ja für das Meisterstück des Gedankenversteckens galt — bis sich das realdialektisch so in sich zurückwendete, dass der Klügste der Klugen sich zur Bauernregel bekannte: Offenheit ist die beste List, und mit „entsetzlicher“ Aufrichtigkeit noch ein gut Theil mehr erreichte, als die blos Superklugen mit ihren abgegriffenen Kunststückchen.

Dass eine Sache zufällig unwürdigen Anwälten in die Hände geräth, thut doch ihrer eigenen innern Dignität keinen Abbruch, und dass der Ruf nach *fraternité* neben der *liberté* und *égalité* so oft als ein tolles Geschrei aus heiseren Kehlen vernommen ward, kann die Idee einer Völkerverbrüderung an sich so wenig herabsetzen, wie der Umstand, dass auch der Ultramontanismus sich derselben als Hebel bemächtigt hat.

Die abstracte Selbstbehauptung der Staaten, wie sie momentan bestehen, kann ja nur der ideenloseste Legitimismus für das eigentlich Höchste ausgeben, und der Pessimist hat am allerwenigsten Ursache, sich beim stagnirenden Fortvegetiren des Vorhandenen zu beruhigen — aber wenn auch wir nach Maassgabe unseres ethischen Urkanons das Sprüchelchen uns aneignen können:

> Fried' ist besser als das Recht,
> Denn das Recht ist Friedens Knecht,

so denken wir bei der ersten Zeile doch nur an das Abstractum, jenes *summum jus*, das an jener normgebenden Billigkeit seine Limitation finden soll, welche nachgibt, soweit es „dem Frieden dienet“.

Von welcher Seite wir also die Sache ansehen mögen, immer erweist sich die falsche Anwendung des Logischen als die Quelle alles eigentlichen Unheils im Rechts- und Staatsleben, und auch auf diesem praktischen Gebiet bewährt sich das antilogistische Princip als das wahrhaft erlösende, während es nicht von Un-

gefähr kam, dass grade ein Hegel als Prediger der Logik zur Stellung des specifischen Staatsphilosophen besonders empfohlen erfunden ward. Denn in der That spiegelt sich in seiner Lehre ein Zug der neueren Politik, welcher dem altgermanischen Wesen von Hause aus total fremd war. Zur asketischen Selbstwegwerfung hat die unvermischt deutsche Art nie getaugt und ebenso wenig zur ehrlosen Capitulation des Knechtssinns — von jeher hat die Heldengrösse echter Willensstärke in der Abwehr des guten Gewissens sich offenbart, und das Individualistische in der Autonomie ihrer immanenten Selbstbestimmung ist bis auf den heutigen Tag energisch und consequent genug, um sich wider das Ansinnen aufzulehnen, es solle auch nur zu einer „Idee" in das Verhältniss selbstlosen Sklaventhums treten.*)

Zum Götzen aber wird die „Idee" gemacht, sobald man für sie einen soldlosen Dienst in dem Sinne verlangt, dass in

---

*) Wir sehen es deshalb auch nicht als blossen Zufall an, dass es einem Manne slavischen Namens — Gumplowicz, in „Rechtsstaat und Socialismus" — vorbehalten war, die Consequenzen der Rechtsverhöhnung mit der am meisten cynischen Aufrichtigkeit zu ziehen, indem er auf gut Darwinistisch die Entstehung des Staats aus der Herrschaft der siegenden Horde herleitet und dabei zu dem allerdings einigermaassen antilogistisch anklingenden Satze kommt: es sei eine Anmaassung des menschlichen Geistes, das allein Natürliche -- dass der Stärkere und die mächtige Minorität die Arbeit des Unterworfenen für sich ausbeuten — als unnatürlich und unvernünftig zu bezeichnen — eine Einseitigkeit, welche, wie schon der Recensent in Zarncke's Centralblatt bemerkt, nur die Kleinigkeit übersieht, dass doch der ideale Drang nach Ausgleichung auch selber unter die „realen Mächte" zu zählen sei. Und *ad hominem* argumentirend könnte man hinzufügen, dass auch die herrschenden Geister es noch nie verschmäht, sich der Geneigtheit der „beherrschten Massen", die nach Gumplowicz den Staat ausmachen, zu versichern. Aber freilich tritt hierbei ein bedenklicher Antagonismus zwischen den staatsmännischen Requisiten zu Tage, je nachdem einer die Macht nach Aussen oder die Kraft im Innern (ohne welche es doch auch jene nicht gibt) zu fördern hat. Was zum Diplomaten befähigt, ist der, dem strategischen Talente verwandte Blick, welcher die jeweilige Situation zu beherrschen resp. auszubeuten weiss, während ein fürsorgender Landesvater es verstehen muss, alle nur dem Momentanbedürfniss nachgebende Experimente fernzuhalten, um nicht wie ein schlechter Arzt durch blosse Palliativmittel auf die Dauer zu schädigen. Dort hat man es mit einem labilen, hier mit der Sicherung eines stabilen Gleichgewichts zu thun, und dazu gilt es ein besonnenes — aller desultorischen Genialität abgewandtes — Abwägen ruhig statischer, Dauer garantirender und für die Dauer garantirter Verhältnisse.

ihr alle „Zwecke", welche jene Staatsweisen doch für das eigentliche *agens* in aller Geschichte ansehen, selber erlöschen als in einem absolut zwecklosen Selbstzweck. Da heisst es gradezu, es sei Bornirtheit, wenn Einer mit einem concreten *cui bono?* Rechenschaft fordere für die Nothwendigkeit des von ihm verlangten Handelns — denn nur der beschränkte Philister wolle für Jemand handeln, und da sei es zuletzt ganz einerlei, ob für die Nächsten oder für die ganze Menschheit: Buddha oder Jesus ständen in diesem Stücke nicht erhabener da als irgend ein Dorfmärtyrer der sogenannten gerechten Sache — nach ausgleichender Gerechtigkeit zu fragen, verrathe ohne Weiteres schon völligen Mangel an speculativer Auffassung, denn damit komme man über den indirecten Egoismus nicht hinaus. Leider kann man sich freilich dabei auf gewisse Äusserungen Schopenhauer's berufen, welcher sich theils durch die unistische Tendenz zum *Ἓν καὶ πᾶν*, theils durch persönliche Abneigung gegen gewisse politische Grosssprecher seiner Zeit zu der Ungerechtigkeit verleiten liess, den „Liberalismus" als solchen für eine auf „ruchlosem Optimismus" ruhende Doctrin auszugeben, und die sein Princip des Mitleids zu „oberflächlich" gefasst finden wollten liessen sich die Gelegenheit nicht entgehen, solche gelegentliche Äusserungen zu antiliberalistischen Verherrlichungen anderer Anschauungen auszubeuten, bei denen allerdings von unveräusserlichen Rechten des Einzelnen nicht mehr die Rede ist. Wir dagegen müssen bekennen, dass es auf unserm pluralistischen Standpunkt für uns durchaus „unerfindlich" ist, welchen Vorzug solche Ideen-Idololatrie als metaphysische Begründung der Ethik haben soll vor der Berufung auf das absolut grundlose Belieben (*car tel est notre plaisir*) eines aus irgendwelcher Laune nun einmal grad so decretirenden Weltgesetzgebers — denn nach einer zweckvollen *ratio legis* soll ja dann nicht mehr gefragt werden dürfen.

Für jene Staatslogiker ist überhaupt der Staat gar nicht als lebendige *civitas* vorhanden, sondern lediglich als entgeistigte *res publica*, d. h. als ein Wesen, welches als abstracte Gesammtheit der staatlichen Interessen einer Naturmacht gleich über den Häuptern aller daran Betheiligten schwebt, nicht als eine greifbare und in sich rege Genossenschaft freier Wesen, in welcher die Einzelnen als solche mit ihren Individualwillen auch ein klein wenig, nämlich *pro parte virili* gelten wollen und gelten

dürfen, schon deshalb, weil denn doch die gegebene Actualität überall einen höher geltenden Seinsgrad besitzt als die nur *sub specie aeternitatis* bestehende blosse Potentialität.

Allein eben darum bleibt nun auch der Rückschlag nicht aus, dass sich Jenen die geistgetragene, metaphysisch fundirte Actualität versimpelt zur rein zufällig existentiellen Facticität, deren Grundargument lautet: es ist nun einmal so — so und nicht anders geht es in der Welt zu — ein Narr, wer sich darnach nicht einrichtet und zugreift, soweit er immer langen kann. — Nur soll man sich dann nicht wundern, wenn auch der Einzelne in seinem Kreise entsprechende Maximen nach Kräften praktisirt, und im Privathandel das Nämliche Anspruch auf den Namen der Grösse macht, was im Politischen für solche ausgegeben wird; — noch immer folgte in der Geschichte auf die Eroberungssucht der Staaten die Erwerbgier der Bürger: Athen und Rom sind daran zu Grunde gegangen und die noch Schritt für Schritt über die Trümmer des grossen Krachs stolpern, würden es an ihren Hühneraugen zu spüren bekommen, wenn sie sich mit ihren Sehaugen dagegen verblenden wollten: grade in den Höhezeiten nationaler Blüthe und Machterweiterung wuchert diese bestimmte Unkrautspecies allgemeiner Demoralisation auf: die Unersättlichkeit des Genusslebens ist nur eine Varietät des *raptus politicus*, und vergebens suchen dann die Quacksalber den von ihnen selber entfesselten Fiebergeist zu bannen und schreien in ihrer Noth nach dem „Gegenorganismus" des Staates, der bestimmt sei, die lediglich auf Eigenthumsverhältnisse gerichtete „sociale" Gestaltung der Gemeinsamkeit niederzuhalten. Aber wo wollen sie die zu solchem Druckwerk unentbehrlichen Hebel hernehmen, nachdem sie um die Wette alle natürlichen Motivationspotenzen lächerlich gemacht und damit lahm gelegt?

Wie geringschätzig reden nicht diese Superklugen von Nationalgefühl, allgemeinem Rechtsbewusstsein, Volkssouveränetät und öffentlicher Meinung! Alle solche Factoren sollen gar nichts gelten gegenüber der „frischen, freien" Bethätigung des politischen Lebens — und dessen frischeste und freieste Auslassung ist ja ein „frischer und fröhlicher" Krieg, so dass es sich anhört, als wäre jede Friedenszeit *eo ipso* schon eine Periode allgemeinen Siechthums — allerdings die übergesunde Meinung aller richtigen Corpsburschen. Aber hat man nicht auch die römische

Kaiserzeit nach solchem Maassstab mehr geschmäht und verdächtigt, als unbefangenen Blickes betrachtet? Folgte man nicht prüfungslos der Darstellung der damaligen *laudatores temporis acti*, der Prediger von der *fable convenue* hochherziger Republicanerseelen? Da ist von andern Tugenden und Lastern nicht weiter die Rede: der einzige Gradmesser sittlichen Werthes soll in der unbedingten Unterwerfung unter die Absichten des Staates bestehen, diese den Inbegriff der ganzen modernen Sittlichkeit ausmachen — darnach werden „Gesundheit" und Tüchtigkeit ausschliesslich bemessen. Und solchen Rückfall in vorchristlich römische Überschätzung der blossen *Virtus* verkauft man uns als die Höhe des „Fortschritts"! Was kümmert's, diesen chauvinistischen *snobbism*, wie viel Völker damit einfach aus dem Buche der Geschichte gestrichen werden, oder zu welch wahrhaft jesuitischer Moral das abführt! Wie der Einzelne rechtlos wird gegenüber der Staatsgesammtheit, weil angeblich ausserhalb des Staates gar kein Recht besteht (wie *extra ecclesiam nulla salus* — so dass der Kirche Alles verdankt wird), so wird der Mandatar des Staates pflichtlos gegen alle Einzelglieder wie gegen andere Staaten. Dass er im Auftrag der *salus publica* handle — das wird mit nacktestem Cynismus gelehrt — deckt ihn gegen jede Verantwortlichkeit — wer nichts thut, als das Staatsinteresse wahren, kann in keiner Weise sündigen, denn damit soll er in eine Sphäre entrückt sein, wo der Begriff des Unrechts seinen Sinn verloren und jede persönliche Verantwortung ein Ende habe. Wird aber am Einzelnen nur noch das geschätzt, was an ihm republikanisch, d. h. buchstäblich unmittelbar dem Gemeinwesen zugewandtes Thun ist, dann sinkt von selber Alles im Preise, was noch neben diesem Zwecke hergeht — also die Tugenden des Hauses, der selbstvergessenen Hingebung an Ideale, der Kunst und Wissenschaft, der christlichen Caritas.

Wer an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifeln möchte, besinne sich, dass alle Rangverhältnisse des Staates ihr Aichmaass an der Rangordnung des Wehrstandes haben, und dieses Kriterium es ist, nach welchem die Justizbeamten einen höheren Rang (und dem entsprechende Besoldung) in Anspruch nehmen, als die der friedlicheren Seite der Friedensordnung zugewandten Administrativbeamten oder die Vertreter des Lehr- und Nährstandes. Denn weil auf Seiten des Staatlichen die Macht ist und Macht den Rang bestimmt, so machen die specifisch

politischen Stände (denen man die Minister als die Staats-Diener *par excellence* entnimmt) sich als die „vornehmeren" geltend, wiewol man doch sonst dessen eingedenk zu sein pflegt, dass das Materiale dem blos Formalen im Range der Seinsdignität prävalire.

Aber selbst für die dünkelhafte Überhebung persönlicher Art, welche auf Gedanken subordinirende Thätigkeit angewiesene Berufsarten gern zu Tage treten lassen, kann man das Logische in seinen Souveränetäts-Ansprüchen mit verantwortlich machen.

In dem noch lange nicht ausgekämpften Hader zwischen Justiz und Verwaltung prätendirt der Jurist, ein Höheres zu handhaben, was niemals zu einer gewissen Anerkennung hätte durchdringen können, wenn ihr nicht die üble Gewohnheit entgegenkäme, das begrifflich Fixirbare über das, in seiner nur sich selbst gleichen Individualität ausschliesslich der intuitiven Bemessung Zugängliche zu stellen. Der Jurist ist stolz auf die logische Subsumirbarkeit seines Stoffes unter seine Gesetzesparagraphen — und in dem Bewusstsein, der lebendige Repräsentant solcher wesentlich logisch gearteten Macht zu sein, begibt er sich willig jedes subjectiven Urtheils, bis ihm die Unzulänglichkeit aller Abstraction den noch angenehmeren Kitzel verschafft, nicht blos als Interpret, sondern als autoritativer Ergänzer jener objectiven Rechtsregel fungiren zu sollen — wiewol er auch in solchen Fällen gebunden bleibt an die logische Erweiterung der Analogie und nicht auf jene reine Intuition zurückgreifen darf, welche in ethischer Autonomie — wie unserer Idee nach bei Geschworenen und in der Begnadigungsinstanz — die Rechtfertigung ihrer Entscheidung aus dem eigenen Innern (Gewissen oder Takt) schöpft.

Wenn also dennoch die Juristen zugleich so gern als Verächter der Philosophie auftreten, so haben sie dabei gern nur deren speculative, wie sie sagen „praktisch unfruchtbare" Seite im Auge und werden von Amtswegen die zwiefach fanatisirten und somit intolerantesten, weil die recht eigentlich „gebornen" Ketzerrichter sein über alles, was antilogisch sich anlässt — denn natürlich muss sie erst recht eine Thorheit dünken, was die Axt legt an die Wurzel ihrer Respectsstellung nicht blos, sondern ihrer ganzen wissenschaftlichen Existenz.

Nicht minder aber sahen wir auf logische Prätensionen zurückgehen, was die sogenannte hohe Politik für sich an ganz

aparten Maassstäben in Anspruch nimmt. Das immer wieder, wenn auch nur in höflicheren Abschwächungen, variirte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand" geht ja doch von der Voraussetzung aus, dass die im Niveau der Ebene Stehenden die „Zwecke" nicht zu fassen vermöchten, welche in den Regionen einer freieren Umschau die maassgebenden sein müssten. Da müssen Bedenken specifisch moralischer Natur als kurzsichtige oder engherzige perhorrescirt und folgerichtig dem Moralischen ein niedrigerer Rang gedanklicher Dignität beigelegt werden: gegenüber dem „absoluten" Zwecke der Politik sollen dann alle andern nur eine relative, interimistische oder transitorische Geltung haben, und der Muth der Abstraction pflegt bei den Verkündigern solcher Anschauungen keck genug zu sein, um vor keiner Consequenz zurückzubeben. Da ergeben sich ganz von selber Gedankenreihen, wie die folgende aus einer Lasson'schen Schrift gepflückte Blumenguirlande, an welcher der durchgehende Optimismus das verknüpfende Band hergibt. Wer die Politik für das „Schicksal" der modernen Menschen gelten lässt und auch in diesem Schicksal eine „göttliche Macht" anerkennt, hat nicht gar weit mehr zum Satze Froebel's, welcher das „Recht" der faktischen Machtverhältnisse zu ziemlich plumpem Sophisma aufputzt mittels der Zwischenphrase: „was der Wahrheit, also auch der Sittlichkeit entspricht" und somit auch „dem Rechte, welches in der Sache selbst liegt".

Mit Hülfe eines so plumpen Homonyniespiels lässt sich dann weiter von jenem „Rechte", das immer Recht bleibt, wenn es auch noch so ungerecht wäre, sagen, was sich zuletzt concentrirt und zuspitzt in dem Doppelgegensatze: im Staate wird Ungerechtigkeit durch das bestehende Recht zu Recht, zwischen den Staaten das bestehende Recht durch Änderung der Machtverhältnisse zu „Ungerechtigkeit" — eine trügliche Verbaldialektik, an welcher wir lernen mögen, wie es auch auf ethischem Gebiet nicht an pseudorealdialektischen Erscheinungen fehlt — denn hier bedeutet ja „ungerecht" nicht beidemal dasselbe: in einem Falle drückt es ja nur den Widerspruch zu den Machtverhältnissen aus, die Ungleichheit, welche dem Einen verbieten will, die bethätigte Machtfülle in gleichem Umfang zur Geltung zu bringen, in welchem dies Andern gestattet wird — (das war z. B. das Unrecht, welches man Preussen allerdings unbilligerweise auf dem Wiener Congress anthat) — im anderen

(privatrechtlichen) Falle aber bezeichnet Ungerechtigkeit eine Verletzung der sittlichen Norm, Versagung des Rechtsschutzes für die seitens der ungeschriebenen Dike sanctionirten Ansprüche.

Dergleichen läuft in recht einleuchtender Specialanwendung darauf hinaus, der berüchtigte *État Louis XIV* sei sittlich besser legitimirt gewesen, als jener Zeit unser armes Deutschland, weil die Wahrheit. nämlich die gemeine Wirklichkeit dieses in kläglichster Schwäche vorführt, nachdem es die unverzeihliche Thorheit begangen, seine Kraft nach Aussen draufzugeben im Ringen um die höchsten Güter der inneren Freiheit der Gedanken und der Gewissen.

Aber dergleichen wird ja gradezu zum Frevel gestempelt, wenn Vattel Recht hat: Selbstverpflichtung gegen Selbsterhaltung sei für eine Nation unsittlich, woraus doch auch einigermaassen logisch weiter zu folgern wäre, kein Stamm dürfe je höheren Menschheitszwecken seine Eigenthümlichkeiten unterordnen.

Ein Michelet proclamirt ja gradezu die Maxime: „Unrecht gegen ein fremdes Volk ist oft höchste sittliche Pflicht gegen das eigne.“

Wer sich auf einen „Begriff“, d. h. auf die Logik steift, kann der Schlussfolgerung gar nicht entgehen: wenn der Staat die Quelle alles Rechts ist, so ist es logisch unmöglich, dass der Staat als solcher jemals widerrechtlich handle, und es ist ein sehr übel angebrachter Rest moralischer Zimperlichkeit, sich so oder so zu winden, um nicht zu dem Geständniss sich nöthigen zu lassen: nach solcher Theorie seien auch Gift und Dolch unverwerfliche und je nach der Lage der Dinge durch unabweisbare „Zwecke“ sanktionirte Waffen zwischen politischen Feinden und Gegnern; sagte doch ein Zeitgenosse von Cromwell mit dürren Worten: „Er bedient sich unterschiedslos der Lüge und der Wahrheit, ohne der einen oder der andern einen besonderen Vorzug zu geben, den Anforderungen des Augenblickes folgend, und da er gegenwärtig mächtig ist, decretirt er: Wahrheit sei Lüge, und Lüge sei Wahrheit, wie es ihm bequem ist.“

Ist der Staat im Grunde noch heute, so gut wie zur Zeit der ägyptischen Pharaonen, der alleinige Inhaber aller absoluten Besitztitel und tragen alle seine Glieder ihr Eigen nur von ihm zu Lehen, dann sind Expropriationsgesetze, Kriegsentschädigungen

für Private und Communen, Klagbarkeit von Forderungen gegen den Fiskus und dergl. nichts als unverlangbare (supererogative) Gnadenerweisungen — wie man denn ja in der Versailler Nationalversammlung diesen Standpunkt von der Regierung Thiers' ganz unumwunden einnehmen sah gegenüber denjenigen Provinzen Frankreichs, welche „zufällig" unterm Kriege am meisten gelitten hatten. Für solche Auffassung sind die Einzelnen nur im Verhältniss zueinander Rechtssubjecte, dem Staate gegenüber höchstens noch selbstlose Rechtsobjecte, streng genommen aber Wesen, für welche es gar keine rechtliche Relationen mehr gibt, und für die äussere Politik macht es demzufolge keinen wesentlichen Unterschied mehr, ob sogenannter Friedenszustand oder erklärter Krieg besteht, denn das sind unter dem Gesichtspunkte des „Krieges als Culturideal" blos nominelle Gradationen und der Krieg das Dauernde wie Natürliche.

In den Augen jener von allen Scrupeln Emancipirten könnte ein Staat, der sich in seiner Existenz durch das Leben eines übermächtigen Staatslenkers in einem andern Lande bedroht fühlte, höchstens durch Rücksichten der Klugheit — etwa die Furcht, sich dadurch eine europäische Acht auf den Hals zu ziehen — sich abhalten lassen, solch ein Drohniss mit jedem Mittel aus der Welt zu schaffen — dabei von Bedenken des Rechts oder der Moral sich leiten zu lassen, wäre eine so sentimentale und lächerliche Thorheit wie für das Gefühl einer behaglich schwelgenden Courtisane die That des Lucretia-Gewissens.

Die allzeit Klugen würden das nicht nur eine überspannte Idealisterei nennen, sondern einen unverzeihlichen Frevel, wenn ein Staat handeln wollte wie ein Held, den jedes naive Gefühl hochachtend bewundert, wenn er lieber untergeht, als gegen seine Rechtsüberzeugung handelt. Mögen Jerusalem und Karthago vor ihrer Zerstörung das Bild eines leidenschaftlichen Fanatismus darbieten, um Numantia's Haupt schwebt doch solch Heiligenschein politischer Keuschheit — und dass so etwas deutsch gedacht und gehandelt sei, bezeugen in ihrem Untergang nicht blos am Ausgang des Mittelalters die Stedinger, sondern auch an dessen Schwelle die unvergleichlich heroischen Ostgothen.

Warum aber sollte es nicht einem ganzen Volke wolanstehen, lieber in den Tod zu gehen, als sich der frechen Ver-

letzung eines geheiligten Völkerrechtes — auch nur mit- — schuldig zu machen? „Heilig“ aber heisst auf dem Boden solch rein diesseitiger Beurtheilung vor Allem das, was gegen Leiden einen Schutz gewährt, und insbesondere heissen Verträge heilig, sofern ihre Verletzung — gleichviel ob sie ursprünglich im ethisch materialen Sinne mögen gerecht gewesen sein oder nicht — unsägliches, unberechenbares und unübersehbares Leiden über die betheiligten Völker heraufbeschwört.

Nun liesse sich allerdings ein gewisser Trost daraus schöpfen, dass in jenen starren Schematismus überhaupt nur die paar Grossstaaten hineinpassen — auf staatliche Gebilde geringen und mittleren Umfangs blickt jene Lehre aus ihrer Höhe mit souveräner Verachtung herab — das sind ihr blosse Caricaturen politischer Existenz; muss doch ihr Abstrahirungsprocess unaufhaltsam dem weltumfassenden Universalreich zutreiben, denn wo man immer eine Individualeinheit über der anderen aufbauen will, da wäre es ganz willkürlich, irgendwo Halt zu machen, denn es ist kein logischer Grund abzusehen, warum nicht die gesammte Menschheit unter einen Hut sollte gebracht werden können, da die Gründe, welche verhindern, dass alle Bienen der Welt in Einen Stock oder alle Ameisen in Einen Haufen versammelt werden, hier fortfallen, wie unter andern die bereits sämmtliche Erdtheile umspannende Herrschaft Englands *ad oculos* demonstrirt. Grade die Vielgestaltigkeit möglicher staatlicher Verbände wirft das ganze Analogiengerüste über den Haufen und macht trotz „organischer Projection“ den ganzen Organismus zur leeren, wenn auch geistvollen Phrase, weil das specifische Kriterium des einheitlichen Lebewesens abhanden kommt, wo die Naturwüchsigkeit fehlt.

Dem gegenüber könnte den Realdialektiker die Lust anwandeln, der Teleologie der Mittel- und Kleinstaaten nachzugehen und zwar grade an der Hand der Geschichte, welche bezeugt, dass in solchen stets das Asyl der Freiheit und der Wahrheit errichtet war. Charakteren ohne das specifisch politische Pathos (welches von naturechtem Patriotismus wol zu unterscheiden bleibt) wird in Kleinstaaten immer am wohlsten sein, und es bleibt den kleineren Staaten ein eigenthümlicher Stolz gewahrt, nämlich dass ihnen als „welthistorische Mission“ der Beruf vorbehalten scheint, das allgemein menschliche Gewissen in der Politik wach zu erhalten und daran, dass es doch

noch eine andere Gerechtigkeit in der Welt gibt, als die der blossen Machtstatik, dass es das simple Recht der Existenz gibt für Alles, was ohne Unrecht (*sine laesione alterius* — ohne Jemand etwas zu leide zu thun) existiren kann. Die natürlichen Zufluchtsstätten aller Heimathlosen, seit den Tagen Hutten's auch des freien Wortes, sind sie auch berufen, dem von der blossen Macht geächteten Recht einen Sicherheitsplatz zu eröffnen. Bedarf es dazu ihrer Neutralisation, d. h. einer Exception von der Betheiligung an den hochpolitischen Wirren blosser Machtfragen, so ist solche nicht mit unterthänigem Danke hinzunehmen, als ein demüthigendes Gnadengeschenk der Grossen, sondern erhobenen Hauptes als eine kleine Abschlagszahlung auf die Sühne für deren anderweitig verübte Unbilden.

Selbständig auswärtige Politik treiben können, ist kein absolutes Lebensbedürfniss für eine staatliche Existenz, kann mithin auch kein integrirendes Moment des Begriffes Staat ausmachen. Wie nicht überall solonischer Atimie verfällt wer sein Gewissen lieber nicht bemengt mit den im öffentlichen Leben schwer zu umgehenden Praktiken, wie also nicht Jeder seine bürgerliche Existenz einbüsst, sobald er es Andern überlässt, die Kämpfe der Parteien-Arena auszufechten: so setzt sich in der Völker-Commune auch noch nicht jedes Glied auf die Abnahme des Altentheils zu thätigkeitsloser Greisenmusse, wenn es seine Hand aus den Welthändeln zurückzieht: wer auf ungerechte Expansionen resignirt, lässt sich damit noch nicht pensioniren, sondern nur emeritiren als Combattant, was nicht ausschliesst, dass er mit um so intensiverer Hingebung sich den Aufgaben friedlichen Civillebens widme — woran die Römer bei ihrem *Otium cum dignitate* dachten.

Die Darstellung dieses Extrems überspannter Staatsbegriffler, für welche nur die Grossmacht den Menschheitsbegriff realisirt, leitet nun aber die realdialektische Betrachtung von selber zur Besprechung des entgegengesetzten Extrems, vermöge dessen die Exclusivität des individuellen Privateigenthums immer schärfer angezogen wird — beruht doch Eines so gut wie das Andere auf hyperlogischer Consequenzenjagd und findet deshalb auch Beides seine Gegnerschaft an der nämlichen Selbstbehauptung individueller Instinkte von antilogischem, weil intuitivem Charakter. Dessen war neuerdings die einmüthige Opposition aller unbefangen Denkenden gegen den lang verhandelten Pilz- und Beeren-

paragraphen nur ein singuläres Symptom: die Auflehnung des germanischen Individualismus gegen romanische Schablonirung — denn eins wie das andere ist ja von jenseit der Berge importirte Waare, dem urdeutschen Wesen so verhasst, wie vor zweitausend Jahren der *spiritus vini* der welschen Krämer, wie vor einem halben Jahrtausend allen ritterlich Denkenden das Netz des *jus latinum* und in unsern Tagen der *spiritus vaticanus* einer aller immanenten Autonomie todverkündenden Unfehlbarkeit.

Was der Deutsche von seinem Recht und der Rechtsprechung verlangt, ist vielmehr Takt als schematisch correcte Subsumtion — deshalb hat noch jedes Jahrhundert in neuer Form eine Reaction gebracht wider die aufgezwungene Logicität des fremden Rechts. An diesem aber war das Typische die zunehmende Mobilisirung des parcellirten *ager publicus*, denn es war nur die analoge Durchführung des gleichen Princips, welche die übertriebene Sanctionirung des beweglichen Capital-Besitzes heraufführte und immer neue Rückschläge seitens der entgegengesetzten Strömung mit sich brachte, bis sich in unserm Jahrhundert unter dem Namen der socialen Frage als selbständiges Problem krystallisirte, was früher vom einseitig juristischen Standpunkt behandelt und als ein Stück Jurisprudenz war tractirt worden. Die Realdialektik aber wird sich der neueren Arbeitstheilung bequemen und demgemäss diesen Dingen eigene Kapitel widmen müssen.

14. Das Realdialektische der Volkswirthschaft.

Das Geld als Verkörperung des Handelsgeistes hat seine dämonische Natur vielleicht nirgends handgreiflicher verrathen als in der simplen Thatsache, dass die Hindu vor einigen Jahren Hungers sterben mussten, weil sie der Versuchung nicht widerstanden, den Überschuss ihrer Jahresernten, welchen sie sonst für Nothjahre zurückgelegt hatten, nach Europa zu versilbern. In noch frischerer Erinnerung aber lebt in Aller Bewusstsein das beschämende Fiasco, welches hohe Staatsweisheit durchgemacht, als man vergessen hatte die Weisheit des Prediger Salomons 9, 11 zu ergänzen durch den Satz: Zum Reichsein hilft nicht Geld haben — denn leider zeigte sich einmal wieder,

wie noch Niemand aus der Geschichte die rechten Warnungslehren gezogen, als man sich nicht witzigen liess durch die Verarmung, welcher Spanien grade Dank seiner immensen Silberzufuhr verfallen ist. Denn freilich gilt auch für die Diät des Volkswohlstandes das homöopathische Princip: zuviel Geld ist grade so verderblich wie zu wenig und das Optimum auch hierfür die *aurea mediocritas*. Wer das nicht glauben will, sind wieder nur die logisch verblendeten Rationalisten. *)

*) Als gleich im Sommer 1871 *The Economist* schrieb, dass sich Deutschland an den fünf Milliarden grade so arm bereichern werde, wie einst Kleinasiens Gold für Rom eine reiche Quelle der Armuth geworden, da lauschte nur die Unbefangenheit der Pessimisten dieser Lehre; und als Ende März 1873 eine Berliner Zeitung darauf hinwies, wie im Hintergrunde die Perspective eines Nationalbankerotts sich eröffne: wenn die Staufluth des unnatürlichen Geldüberflusses sich verlaufen, so werde als Bodensatz der Schlamm der Concurrenzunfähigkeit der einheimischen Production mit ausländischer zurückgeblieben sein: so hatten erst Wenige auch nur ein halbes Ohr für solche „Schwarzseherei“ — und doch war noch kaum ein Jahr weiter in's Land gegangen, als schon jeder Krämerlehrling einen objectiven Bestätigungscursus dessen durchgemacht: schon im Sommer 1874 klagte man darüber, deutsche Waaren würden auf dem auswärtigen Markte verschmäht, weil der deutsche Arbeiter durch die enorme Lohnerhöhung so übermüthig geworden, dass er jede Sorgfalt aus den Augen setzte. Da hatte die Realdialektik zu ihren Akten zu registriren, dass innerhalb eines einzigen Jahres zwischen Deutschland und Frankreich die Handelsbilance sich so gestaltete, dass dieses die Milliarden gewonnen, welche jenes verlor, weil es bei seinen hohen Arbeitslöhnen nicht mehr concurriren konnte mit Frankreich, wo der Aderlass der abgeflossenen Valuten das Geld so theuer gemacht hatte, dass Niemand an den Luxus einer Arbeitseinstellung dachte. *) In Königsberg streikten, nach dem Bericht von Schultze-Delitzsch, die Mitglieder der Bau-Erwerbgenossenschaft gegen ihren eigenen Verein, und anderwärts gründete man nicht minder naiv Vorschussvereine gegen den Wucher und arbeitete diesem zugleich in die Hände, denn man lieh an Wucherer Gelder zu 8 %, welche diese zu mindestens 24 % weiter

*) Dennoch musste auch hier die Negativität des Processes alsbald ihren weiteren Verlauf nehmen — und nur wer all diese Wechselbeziehungen in's Auge fasst, wird die Allgemeinheit der so verheerenden Geschäftskrisis vollständig begreifen können. Weil nämlich nun so viele Realvaluten dorthin — nach Frankreich — zusammengeströmt waren, so fehlten sie im Auslande und damit stockte wieder nach diesem die Ausfuhr. Die damit herbeigeführte Verkaufsstille schädigt aber sofort den Einzelerwerb, von welchem zuletzt doch das individuelle Wohlsein Aller abhängig ist, empfindlicher, als wie es denselben jemals fördern kann, wenn in die grossen Reservoirs des Capitals — Banken und dergl. — noch so beträchtliche Summen sich zusammenfinden.

Wie echt dialektisch es aber bei allen darüber gepflogenen Verhandlungen zugeht, lässt sich schon daraus erkennen, dass sich der Streit zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern bereits als ein an wahrhaft humoristischer Charakterkomik reicher Lustspielstoff bewährt hat: kein Wunder, weil sich ziemlich leicht darthun lässt, wie die erhoffte Wirkung unausbleiblich in ihr Gegentheil umschlägt (z. B. der Protectionismus zuletzt dieselbe Industrie schädigen muss, welche er zu schützen bestimmt war). Deshalb ist grade vorzugsweise oft auf diesem Gebiet der Stossseufzer vernommen: Mögen Unvernünftige Vernunft predigen!

Die Stagnation einer von Geld überflutheten Börse, wie die in der Klemme an ihrem eigenen Fett erstickte Hyperproduction. stellen Fluctuationen dar, deren Extreme niemals würden erreicht werden, wenn es nicht in der tiefsten Natur des Willens gelegen wäre, den Vollbogen ganz auszuschwingen mit seinen Pendelbewegungen. Die absolute Unfähigkeit zur Ruhe, welche als solche dem Willen essentiell ist, lässt es ewig nicht zur Stabilität des Mittelpunkts kommen.

Eben dies aber sichert der Realdialektik auch die vornehme Unabhängigkeit völliger Parteilosigkeit — denn sie ist der Richter, bei welchem alle überhaupt vorkommenden Parteigegensätze ihre Beschwerden, Klagen und Sorgen vorbringen mögen, ohne zu befahren, dass irgend eine kurzer Hand oder gar unbesehens als grundlos zurückgewiesen werde. Denn die Präsumtion der Realdialektik ist ja eben diese, dass der angestrebte Ausgleich sich nicht werde erreichen lassen, und zu ihrem Mitarbeiter wird Jeder, welcher an dem Vorhandenen Schäden aufdeckt, mag derselbe dabei selber zunächst auch noch von dem Wahn befangen bleiben, es müsse sich aus dem Wirrsal unaufhebbarer Widersprüche trotz alledem und alledem irgend ein Ausweg zu klarer Rettung ausfindig machen lassen, weil er die absolute Unheilbarkeit noch nicht durchschaut hat, die allein aus der Urentzweiung des Weltwesens sich herleiten lässt.

---

ausborgten. In Stettin setzte ein Speculant den Aufkauf von Sprit solange fort, bis er sich sein eigen Grab gegraben hatte, indem die gesteigerte Nachfrage zu einer Productionsanspannung stachelte, welche die Preise natürlich noch nachdrücklicher sinken liess, als jener sie künstlich hatte hinauftreiben können.

Unschwer liessen sich hier zu langer Reihe paarweise die extremen Glieder gruppiren, überall, wie auch bereits in der Zusammenstellung obiger Anmerkung, die nämliche Verblendung des wider sich selber gekehrten Willens exemplificirend. Wie dabei das angewandte Mittel den Zweck, für den es angewandt wird, selber todtschlägt, davon wissen namentlich so besonnen kritische Beobachter wie Gustav Schmoller manch hübsches Stückchen zu erzählen, z. B. in seinem Gutachten über die Criminalbestrafung des Contractsbruchs; denn indem diese den Vertrag sichern will, führe sie grade dahin, dass nur noch ganz kurz laufende Contracte würden geschlossen werden. Dazu nun aber lieferte auf Seiten der Socialdemokraten ein realdialektisches Gegenstück deren Irrthum, als sie sich auf die Doctrin steiften: je weniger der Einzelne leiste, desto mehr müsse die Arbeitsnachfrage steigen. Zwar lag etwas von humoristischer Ironie in dieser Adoption des Grundprincips der manchesterlichen Gegenpartei — aber beide hatten in ihrer Rechnung übersehen, wie es kaum irgend ein unbedingtes Bedürfniss gibt, und wie sich bei allem relativ Entbehrlichen die Nachfrage alsbald nach der Erschwinglichkeit regulirt und dann Beide gleichmässig zu leiden haben: die Faulenzer und die durch Lohnüberforderung Geprellten, weil der Absatz ins Stocken geräth.

Das ist es ja, was dem antilogistischen Denker die auf volkswirthschaftlichem Felde gepflogenen Debatten so interessant macht, dass sie sich fast stets zwischen Paradoxien bewegen. So hat ja Carey für gewisse Verhältnisse den Nachweis geliefert, dass statt des logisch Indicirten das Gegentheil, das *in abstracto* Unwahrscheinlichste, eingetreten, indem z. B. nicht zuerst der vermeintlich bequemste Boden in Anbau genommen. Dergleichen mochte wenigstens dem muntern Weiter-Construiren Adam Smith'scher Doctrinen einen Riegel vorschieben, und dass es grade Vertreter des „Positivismus" waren, welche, wie Eugen Dühring, solch realdialektisch gemuthende Sätze sich zu eigen machten, implicirt eine weitere Aufforderung zu einer aus dem Grundwesen der Dinge aufsprudelnden Erkenntnissquelle, aus welcher allein doch der adäquate Ausdruck für die Gesetzlichkeit des Geschehenden sich schöpfen lässt, an der Hand der Realdialektik hinabzusteigen.

Der unbestrittene — auch von den Gegnern als solcher anerkannte — Meister in der Darstellung der hier sich that-

sächlich abspielenden Dialektik ist Proudhon gewesen, dessen Büchertitel sich schon als dialektische charakterisiren, wie auch der Begriff der *libration* der antagonistischen Kräfte, den er in den Vordergrund stellt, und sein Wort „Eigenthum ist Diebstahl" ist nur deshalb vor andern zum geflügelten geworden, weil es den weitesten Begriff umspannt, also den abstracten Köpfen am pikantesten einleuchtete, während dem Realdialektiker als solchem die in das concrete Verhältniss hineinsteigenden Aperçus als die beachtenswertheren erscheinen müssen. Solange die Axiome vom *jus primi occupantis* jeder wahrhaft ethischen Begründung entbehren und lediglich die Decretnatur eines absoluten *sic volo, sic jubeo* zum Ausdruck bringen, sofern selbst das aus der auf einen Gegenstand verwendeten Arbeit, als einer Ich-Function, hergeleitete Anrecht auf alle directen und indirecten Ich-Producte nichts besagt, was dem Erwerben und Erworbenen den gehässigen Charakter einer relativ zufälligen Befähigung des Erwerbenden als Erwerbsgrundes benehmen könnte: auf solange steht es doch recht misslich um die sittliche Natur des Eigenthums, welche jenes Dictum drastisch negiren will, denn das Mehr oder Weniger des individuellen Kraft- oder Anlagen-Umfangs entscheidet darnach zu nicht grösserer logisch-moralischer Befriedigung über die Ausdehnung der persönlichen Machtsphäre, als jede nackte Gewaltanwendung auch — und es haftet damit bereits dem Ursprung des Eigenthums der nämliche ethische Fundamentalwiderspruch an, an welchem u. A. auch die ganze Rechtsdeduction Spinoza's hat scheitern müssen. Denn so angesehen ist alle „Anerkennung fremden Rechts" nichts als ein verschämter Ausdruck für die Thatsache eines abgezwungenen Resignationsaktes: man verzichtet auf Einspruch, nicht aus Motiven billig distribuirender, also positiv gearteter Gleichheitsgefühle, also auch nicht etwa auf Grund eines Bewusstseins vom Verhältniss der Gleichheit zwischen Leistung und Gegenleistung — (*Noblesse oblige* heisst ja: wer Vorrechte geniesst, hat die Verpflichtung, auch in seinen Leistungen das Mittelmaass zu überschreiten), — sondern aus der Noth eines sich in seiner Machtlosigkeit bescheidenden, weil — durch von Aussen her auf ihn einwirkende Beschränkungen — einstweilen gebändigten Egoismus. So werden denn Neid und Missgunst höchstens in die Latenz zurückgeschoben, sei es der bequemen, indolenten Trägheit, sei es des suspensiven Vorbehalts.

Was Mein ist, könnte Dein sein, und was Dein ist, könnte Mein sein — das sind die beiden Stachel einer potenziellen Furcht und einer stetigen „*invidia*", welche nicht aufhört, auf das Dein „hinzusehen" als auf eine am Mein idealiter verübte Beraubung, noch je das drückende Bewusstsein los wird, wie andererseits ja auch das Mein sich herleitet daraus, dass es dem Andern eben nicht zu Theil geworden. So sind das Dein als Nicht-Mein und das Mein als Nicht-Dein wechselsweise „privative" Begriffe, was sogewandt: „Das Eigenthum ist ein Privationsbegriff" in den Ohren von Liebhabern verbaldialektischer Spielereien sich dem Wortlaut nach kaum noch vom Satze Proudhon's unterscheidet.

Uns aber interessirt schon hier — während wir uns eine Auseinandersetzung mit den praktischen Zwecken der Socialdemokraten für ein eigenes Kapitel aufsparen — wie Proudhon den realdialektischen Charakter der Gesellschaft als eine gegebene Thatsache darlegt. Er knüpft dabei*) an einen Satz Rossi's an, obgleich er von diesem sagt, dass derselbe der Einsicht in die „Antinomien" von Proudhon's „Ökonomischen Widersprüchen" ferngeblieben sei. Die sogenannte Theilung der Arbeit in mechanistischer, ja maschinenmässiger Atomisirung ist der mächtigste Hebel der Industrie und die fruchtbarste Quelle des Reichthums; aber zu gleicher Zeit verdummt sie die Arbeiter und schafft folglich eine Klasse von Leibeigenen. Von beiden Erscheinungen ist eine so gewiss wie die andere, und beide sind so innig verbunden, dass, wenn die Industrie sich den Gesetzen der persönlichen Gerechtigkeit unterwerfen sollte, sie, wie es scheint, ihre Schöpfungen aufgeben müsste, wodurch die Gesellschaft zum Elend zurückgeführt würde, und dass umgekehrt, wenn die Gerechtigkeit der Production untergeordnet werden soll, die Armuth Laster und Verbrechen im Verhältniss zur Production fortwährend entwickeln müsste. Und gradezu mit den Antithesen der Realdialektik in ihrer eigenen Sprache fügt Proudhon von sich aus hinzu: „Darüber kann man nicht zweifeln, dass gegenüber derselben Erscheinung die Ökonomie Ja und die Gerechtigkeit Nein zu sagen scheint."

Dies generalisirend, fand Proudhon, dass dasselbe „ebensogut

*) „Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche". 1. Thl. Übersetzt von Ludwig Pfau. Hamburg und Zürich 1858. S. 280 fg.

von der Concurrenz, vom Ausleihen auf Interessen oder Credit, vom Eigenthum, von der Regierung, mit Einem Worte von allen ökonomischen Kategorien und damit von allen gesellschaftlichen Einrichtungen gesagt werden könne, so dass die Gesellschaft auf der unvermeidlichen und unlöslichen Dualität Reichthum und Entartung zu ruhen scheint. Und da die Ökonomisten überdies nachwiesen, dass die Gerechtigkeit selber eine ökonomische Macht sei, dass überall, wo sie verletzt wird, sei es durch Sklaverei, sei es durch den Despotismus, sei es durch den Mangel an Sicherheit u. s. w., die Production Noth leidet, der Reichthum abnimmt und die Barbarei wieder zum Vorschein kommt — so folgt daraus, dass die politische Ökonomie, das heisst die ganze Gesellschaft in Widerspruch mit sich selbst ist."

Wenn nun aber Proudhon auf derselben Seite (a. a. O. 284) noch sich zu dem schönen Glauben bekennt, „dass man die ökonomischen Kräfte, deren Übertreibung uns umbringt, statt sie zu beschränken, die einen durch die andern in's Gleichgewicht setzen müsse, kraft des wenig bekannten und noch weniger begriffenen Princips, dass die entgegengesetzten Dinge sich nicht zerstören, sondern sich unterstützen sollen, grade weil sie entgegengesetzt sind",*) so schimmert zwar auch da eine Ahnung des realdialektischen Gedankens von dem existentiellen Ineinander der Widersprüche durch — allein was sich von der vollen Realdialektik darin unterscheidet, ist der nämliche Optimismus, welcher diese auch im tiefsten Grunde von den Tendenzen der Socialdemokratie auf immer trennt.

Proudhon geht dabei in der abstracten Logicität so weit, dass ihm die Behauptung von der Vereinbarkeit personaler und realer Gleichheit nicht die geringsten Bedenken zu erregen scheint, während es hier ihr entschiedener concreter Realismus eines empirisch unantastbaren Individualismus ist, was es der Realdialektik unmöglich macht, auf solchem Wege weiter mitzugehen. Denn sie vertritt ja doch ein Individualitätsprinzip, vermöge dessen das Wechselverhältniss zwischen Einzelnen und

---

*) So liegt ein schönes Stück typischen Humors darin, wenn Einer Eisenbahnactien kauft, weil er bereits solche einer Concurrenzbahn besitzt und so zwischen Gewinn und Verlust eine Selbstregulirung herstellt — ein wahres Urbild der Solidaritätsausgleichungen!

Gemeinschaft darin besteht, dass Jeder das leisten darf und soll, was er kann, und darnach empfängt, wessen er zu solcher Leistung bedarf. Jeder hat zum Ganzen beizutragen, was er kann und grade er und andere nicht so gut wie er. Dagegen die Schrotmühle des Egalitätsprinzips hackt Alles gleich: Weizen und Roggen, Gerste und Hafer — nach der Parole: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, während doch von Jedem in demselben Maasse mehr zu erwarten ist vom Gesammtwohl, in welchem er sich als eine Specialität erweist. Also findet auch das Gemeinwesen zuletzt nur in solchem Zusammenwirken seine Rechnung, weil es das Wohlsein, nämlich das in Selbstthätigkeit befriedigte Selbstgefühl des Einzelnen ganz anders garantirt, als wie eine Raten-Ansetzung, in welcher sämmtliche Eigenheiten und Eigenkräfte untergehen, weil sie verschwinden vor der Abstraction eines schlechthin allgemeingültigen Maassstabes und eines allumfassenden Compensationswerthmessers. Da werden unausbleiblich individuell lebendige Kräfte als blosse Kraftziffern angesehen, als mechanisch berechenbare Krafteinheiten (ganz *à la* „Pferdekraft" oder „Wärmeeinheit") consumirt, recht eigentlich ver-braucht. Dem gegenüber verlangt das Individualitätsprinzip, weit entfernt, ein Gesellschaft zersetzendes Agens zu sein, es solle Jeder nach seiner vollen Eigenthümlichkeit zur Verwendung kommen — und man dürfe von Keinem Zufriedenheit (soweit solche überhaupt auf realdialektischem Grunde denkbar und erreichbar ist) verlangen, bei welchem dies Kriterium nicht zutrifft. Allerdings wird diese allen denen „wesentlich" erleichtert, welche als unmarkirte Durchschnittsnaturen gern das Lob charakterischer „Gesundheit" davontragen, weil sie sich ohne alle Widerborstigkeit in die Durchschnittsanforderungen an die Resignation auf individuelle Selbstbehauptungen zu finden wissen. Wie der Leib „gesund" ist, weil und — so lange er im Einklang steht mit seiner atmosphärischen und ganzen physischen Umgebung, so hat solche schier weibliche Naivetät ihren Halt an einem substanzialen Getragensein von einer Gesammtheit, während die wehleidige Sensitivität etwas so Krankhaftes hat, wie die Lichtscheue der Albinos: was den Normal-Menschen nicht wehe thut, ihnen ist es ein Schmerzhaftes. Demnach können jene für Mustermenschen nur gelten, soweit sich lebendige Wesen in drei-, vier- und vieleckige Muster zwängen lassen, und jene Andern, welche ganz nur sich selber

gleich sind, brauchen sich wahrlich nicht als vom Gattungstypus Abgefallene vorzukommen, mögen sie sich gleich manchmal recht elend fühlen in der Vereinsamung isolirender Individualisirung.

Eingeklemmt in das alte Rousseau'sche Dogma, kann Proudhon zwar höchst plausibel sich anhörende Postulate decretiren — aber woran er scheitern muss, ist die Unmöglichkeit, deren Verwirklichung auch den Gegenzwang der widersprechenden Wirklichkeit abzuringen.

Die Idee der Gleichheit trägt ja genau so viel unaufhebbare Widersprüche in sich, wie die der Freiheit. Versöhnung ist auch da nicht möglich — das Höchste, was sich erreichen lässt, eine gewisse approximative Proportionalität, gleichfalls etwas von ziemlich negativem Charakter — ungefähr wie der Grundsatz des preussischen Landrechts, welcher der Freiheit dadurch gerecht zu werden versucht, dass Niemand zu irgend etwas soll gezwungen werden dürfen, was aber nicht ausschliesst, dass er durch Unterlassungen sich Strafen zuziehe. So wird, was factisch an Proportionalität besteht, keineswegs durch rein individualistische Factoren regulirt, sondern nebenher durch tausenderlei Zufälligkeiten.

Überall bleibt eben im Innern ein negativer Rest stecken. Man hört die Socialdemokraten *suo jure* klagen: in der Kinderarbeit sehen wir das eigene Fleisch und Blut der Proletarier gegen deren Interesse wüthen — aber gilt, was so von der leiblichen, nicht zuletzt auch von der geistigen Vaterschaft? Wie in den Fabriken die Kinder grade gegen den Verdienst ihrer Eltern wirken, welchen sie vermehren helfen sollen: so kehrt sich jeder Sprössling einer geistigen Zeugung gegen seinen eigenen Ursprung: jede Vervollkommnung einer Erfindung beeinträchtigt die Verwerthung dieser selbst, wie vor dem Ruhm des Nach-Denkers der dessen erblasst, welcher diesem vor-gedacht.

Zu dem Allen aber kann die Realdialektik nur sagen: das ist unsäglich traurig, jedoch nur eine besondere Form des unentrinnbaren Elends, welches in anderer Gestalt wiederkehrt, sobald etwa die Kinderarbeit aufhört — denn die Folge der daraus entspringenden Steigerung der Arbeitslöhne wird Vertheuerung der Arbeit, mithin Abnahme des Consums, letzten Endes also auch Einschränkung der Production sein, wenigstens soweit es sich um etwas handelt, was irgendwie unter den Begriff des Luxus fällt. Also geholfen ist den Ärmsten so wie

so nicht, weil sich der Zauberbann dieses bösen Cirkels eben nicht durchbrechen lässt. Obendrein aber gilt Ähnliches von der Maschinenarbeit, von welcher Stuart Mill nachweist, dass sie die Qual des modernen Arbeiters niemals vermindern werde — und die Kehrseite dieser herben Wahrheit wird ja dem strengen Logiker ebenso wenig verborgen geblieben sein: dass eine etwaige Abschaffung der Maschinen ebenso wenig den einmal verlorenen Segen des „goldenen Handwerksbodens" zurückbringen könnte.

Wie aber Proudhon seine realdialektischen Instinkte wieder reprimirt durch logisch construirende Decrete, das wird an nichts so deutlich als daran, wie er sich mit dem Dilemma der Malthus'schen Fragen auseinandersetzt. Da erwartet und verheisst er gradezu Wunderdinge von seinem Princip der Gerechtigkeit und, selbstverblendet gegen die Unauflösbarkeit seines eigenen „Systems der ökonomischen Widersprüche", vergisst er vollständig, wie auch hier das *Stat pro ratione voluntas* alle rationalistischen Hoffnungen unfehlbar zu Schanden macht.

Aber lassen wir diese delicateren Erörterungen hier bei Seite, um einen Gegenstand von unmittelbar volkswirthschaftlichem Charakter in's Auge zu fassen, nämlich das sogenannte eherne Lohngesetz, an welchem sich das realdialektische Weltgesetz gradezu handgreiflich bethätigt, indem der nämliche Wille, welcher Steigerung des Lohnes anstrebt, in demselbigen Augenblick, wo er diese erreicht, sofort auch auf Dinge hinarbeitet, welche das Gewonnene wieder in sein Gegentheil verkehren: denn die vermehrte Zeugung implicirt ja eine, wenn auch nicht gleich augenblickliche, Vermehrung des Angebots von Arbeitskräften — worüber die Nationalökonomen aller Schulen sich einig sind.

Hierzu nun aber steht in einer Analogie von äusserster Frappantheit die Beobachtung der Parasitologen, dass die Zuchtwahl selber es ist, welche der Ausbreitung von Infectionskrankheiten ein Ziel setzt. So haben wir zwei specielle Fälle einer allgemein pessimistischen Regel über die Weltbilance vor uns: was die Ausbreitung je eines Übels einschränkt, ist die dieser occurrirende Ausbreitung eines anderen Übels. Das ist es, was schliesslich ebenso sehr die Vernichtung wie die Heilbarkeit der Welt unmöglich macht. Die Welt — genauer: das in ihr befindliche Leben — schwebt im

Gleichgewicht zwischen zwei feindseligen Gegensätzen, deren keiner je den andern völlig überwinden kann, und weil keiner von beiden gänzlich siegt, kann auch keiner total unterliegen. So heisst es (nach den *Archives des sciences physiques et naturelles T. LIX. Août* 1877 p. 349) in Sklarek's Naturforscher X (1877) No. 48 Sp. 460: „Wird ein thierischer oder pflanzlicher Parasit aus einer fremden Gegend eingeführt, der eine Thier- oder Pflanzenart befällt, welche in ihrer Gegend acclimatisirt ist, mit der Umgebung im Gleichgewicht sich befindet und den Kampf um's Dasein mit Widersachern und Nebenbuhlern aushalten kann, so wird der Parasit, da er seine Nahrung auf dem Wirth in Überfluss vorfindet, sofort gedeihen, sich enorm vermehren und unter der betroffenen Species eine grosse Sterblichkeit erzeugen. Aber bald wird der Moment eintreten, wo der Parasit seine Opfer spärlicher findet; da die Zahl der letzteren bedeutend abgenommen, wird es ihm an Nahrung fehlen, und nachdem er eine enorme Entwickelung erreicht hatte, wird die parasitische Species ihrerseits durch Hungersnoth untergehen. Die angegriffene Species findet jetzt weniger Feinde und wird sich stärker entwickeln, infolge davon werden auch wieder die Parasiten besser gedeihen, und so werden sich Schwankungen in der Entwickelung der beiden feindseligen Species folgen, bis ein Gleichgewichtszustand erreicht ist, in welchem so viel Wirthe vorhanden sind, dass die Parasiten nicht Hungers sterben und so viel Parasiten, dass die Wirthe sich nicht übermässig vermehren. Dieser ersten Phase des Kampfes um's Dasein folgt aber eine zweite, die der natürlichen Zuchtwahl. Diese wirkt modificirend — erstens auf den Wirth. Durch Eliminiren der weniger widerstandsfähigen Individuen und das Überleben der kräftigeren, wird die angegriffene Species kräftiger und gesunder, so dass sie die Angriffe der Parasiten überleben kann. Andererseits kann die natürliche Zuchtwahl auch die Parasiten modificiren, so dass die Individuen, deren Angriff tödtlich wirkte, durch die Hungersnoth aussterben, während die, deren Wirkung weniger verderblich ist, weiter Nahrung vorfinden und sich fortpflanzen können. Beide Modificationen führen zu demselben Resultat, dass der Kampf zwischen den beiden Arten nicht mehr tödtlich ist, dass sie sich nebeneinander vertragen und die Wirthe wieder ihre frühere Stellung und Rolle übernehmen, wie vor der Invasion der Parasiten. Bei den domesticirten Arten

wird sich wohl die erste, aber nicht die zweite Phase entwickeln können, weil der Mensch durch verschiedenartige Eingriffe die natürliche Zuchtwahl stört, indem er die Parasiten tödtet, die domesticirten Arten vor Ansteckung schützt und die nicht Befallenen aussucht und diese allein sich fortpflanzen lässt. Wenn aber alle diese Mittel im Stich lassen, dann kann man es mit dem eben geschilderten Wettstreit der zweiten Phase versuchen. Man bringe die domesticirten Arten in natürliche Verhältnisse, überlasse sie den natürlichen Einwirkungen, und schon nach wenigen Generationen wird die natürliche Zuchtwahl in der geschilderten Weise gewirkt haben, so dass Wirth und Parasit nebeneinander bestehen können. (Eine Theorie, welche sich bei Seidenwürmern, die von der Körperchen-Krankheit befallen waren, bereits praktisch bewährt hat.)“

Nichts ist einfacher, als die entsprechenden naturgeschichtlich nach gleichem Typus sich abspielenden nationalökonomischen Vorgänge aufzuzeigen, zumal wenn man die Handelskrisen, Revolutionszeiten, Strikes u. dergl. zu den ausserordentlichen Invasionen in Parallele stellt; jedoch muss man sich darauf gefasst machen, dass die Organologen der Gesellschaftslehre nur die zum Optimismus verlockende Seite daran herauskehren werden.*) Denn überhaupt ist es die Nutzanwendung für ihre Folgerung, worin Socialdemokratie und Realdialektik, welche sich in zahlreichen Fällen auf dieselben Argumente stützen müssen und insofern einen gemeinsamen Apparat der Propaganda zu haben scheinen, weit, meistens sogar bis zum diametralen Gegensatz

*) Mit am allernaivsten lässt sich dieser Optimismus bei dem bekannten Bio-Sociologen Herbert Spencer an, dessen Deduction auf Folgendes hinausläuft: es steht eine weitere Entwickelung in geistiger Beziehung zu erwarten, weil bei der stets wachsenden Bevölkerungsdichtigkeit zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse immer mehr Scharfsinn erforderlich sein wird. Zunächst werde dann allerdings ein Zustand eintreten, wo eine mehr als verhältnissmässige Anstrengung das Fortpflanzungsvermögen vermindere (— die Weiber der hungernden Erzgebirgler bestätigen das freilich einstweilen noch nicht! —) oder aber das werde jenseit dieser Grenze selber zu einem Correctiv werden und so zuguterletzt ein Zustand sich ergeben, wo von jedem Individuum nicht mehr als eine „normale und erfreuliche Thätigkeit“ verlangt werde. Im Vergleich mit solch kurzsichtiger Befangenheit ist Proudhon wenigstens so besonnen, vorauszusehen, dass darüber hinaus unausbleiblich abermals eine neue Pendelschwingung eintreten müsse.

weit, auseinandergehen — und zwar stellt sich dabei das Paradoxon heraus: die Socialdemokratie hegt und pflegt eine Agitation zur Unzufriedenheit aus Optimismus, während die Realdialektik im Missionsdienst der Wahrheit steht zum Zweck der Beschwichtigung und Geistesentlastung — aus Pessimismus; — ist sie doch vermöge dessen die gelassenste aller Weltanschauungen, weil sie schliesslich mit dem *nil — ne pessimum quidem — mirari* Ernst macht, wie keine andere. Denn grade wo wir auf eine recht stupende Perplexität stossen, dürfen wir ja annehmen, dass Lösung auf realdialektischem Wege ganz nahe sei.

Die Entwirrung des durch logische Künstelei präsumtiverweise noch mehr „Verhedderten" hat nur da einige Aussicht auf Gelingen, wo man die verschlungenen Einschläge am Leitfaden der Realdialektik bis zu ihrem Anzettelungspunkte verfolgen kann, und gleich die elementaren Factoren des ganzen nationalökonomischen Antagonismus, Capital und Arbeit bilden, ein Gegensatzpaar von so widerspruchsvoller Correlation, und sind in ihrer Reciprocität so fest verflochten, dass an der Entscheidung, welcher dieser beiden Mächte das logische und zeitliche Prius zuzusprechen sei, der heftig entbrannte Streit der Schulen seinen eigentlichen Angelpunkt zu haben scheint.

Nichts befördert mehr die sociale Ungleichheit als die falsche Präsumtion von vorgefundener Gleichheit, und nichts erwies sich den wirklichen, concreten Individualinteressen feindseliger als die Consequenzen des abstracten Individualismus, welcher sich bei seinem Princip der schrankenlosen Freiheit des *laisser faire, laisser aller* beruhigt bei seinem gradezu als ein Aberglaube zu bezeichnenden Dogma: das kommt Alles von selbst wieder zurecht. Als diese Manchesterweisheit im Namen der allgemeinen Freiheit die unbeschränkte Erwerbsfreiheit forderte, vergass oder vertuschte sie nur zwei Kleinigkeiten: einmal, wie zur Entfesselung der Individualität auch der Missbrauch der individuellen Überlegenheit gehört (— weil die Hobbes'sche Voraussetzung der Gleichheit Aller doch grade vor dem Richterstuhle des Individualismus am allerwenigsten besteht —) zum Zweck gewaltsamer Beraubung oder gaunerhafter Ablistung, und zum zweiten, wie denn doch der moderne Staat auf anderen Gebieten der Individualität so ungeheure Opfer auferlegt (Schulzwang, allgemeine Wehrpflicht, Expropriation u. s. w., u. s. w.), dass

nur politische Kinder in's Bett gescheucht werden könnten mit dem Gespenst eines „ungeheuerlichen Eingriffs“.

Je tiefer man hinabstieg in die labyrinthischen Details der sich kreuzenden Tauschvermittelungen, desto empfindlicher musste das Formelhafte schematischer Gleichungen in seiner Unzulänglichkeit sich offenbaren und in gleichem Maasse mehr auch die Willensphilosophie zu Ehren kommen, weil man auf deren Grundlage zurückgehen musste, um ein leidlich haltbares Fundament zu gewinnen, und gleichzeitig drängt sich zumeist grade in der Verkehrslehre eine Fülle widersprechender Beziehungen der zueinander correlativen Willen auf, Beziehungen, welche keineswegs durch blos verbaldialektische Antithesen erschöpft werden, und ein Bewusstsein dessen erstreckt sich aus fachmännischen Publicistenkreisen tief in Volksanschauungen hinab. So erweckte inmitten der Nachwehen der Krachperiode das Eintreten grosser Natur-Calamitäten die Hoffnung, es könne das durch Überschwemmungen u. dergl. angerichtete Unheil dazu dienen, das Geld wieder flüssig zu machen und so den Ablauf der Krisis zu beschleunigen, während umgekehrt binnen eines einzigen Jahrzehnts die zahme Weisheit manchesterlichen Freihandels Zustände erblühen sah, bei welchen der unbeschränkte Austausch des Weltmarkts — dies vielgepriesene Sicherheitsventil gegen acute Nothstände — eine reiche Jahresernte zu einem Unglück für den Landmann machen kann, weil dann seine Scheuern gefüllt bleiben für Ratten und Mäuse, indem, dank der freien Concurrenz, nicht einmal der darauf gewendete Arbeitslohn beim Verkauf herauskommt, geschweige Transport- und sonstige Spesen. So ersticken ja Hunderte von Kapitalisten im Fette ihres schweren ostpreussischen Bodens, und ob sie auch im buchstäblichen Sinne vor „Hunger“ geschützt waren durch ihre eigenen Producte, so doch nicht vorm Darben an allen andern Bedürfnissen, die man sich nur mit baaren Mitteln, an welchen es eben gebricht, hätte verschaffen können. — Handgreiflicher aber lässt sich das: Alle sind arm, wo Alle reich sind, nicht illustriren, als wenn die lang vertrösteten Hoffnungen auf grosse Erträge recht eigentlich in sich selber zerrannen, weil der Nachbar und beste Abnehmer ebenso „glücklich“ war, wo dann der alte Studentenseufzer eine unvermuthete neue Ton-Nuancirung humoristischer Natur bekommt:

Ach, schon Manchen hört' ich klagen,
Dass er allzuglücklich war!

Überhaupt ist es ja keineswegs etwas so schlechthin Singuläres um den Reichthum jener „reichen armen Frau“, die in goldenen Becken an Kirchenthüren für sich betteln liess. In anderer Form begibt sich Analoges in Goldgräberdistricten: wie spät erst wurde in Californien das Gold selber zum Fortunatusrüthlein für das Heben anderweitiger, noch viel grösserer Boden-Schätze. Die Besonnenen machten sich zunächst im einfachen Handel mit unentbehrlichen Lebensbedürfnissen die *Diggers* tributär; denn diese waren ebensosehr in wie ausser den Minen nichts als Spieler: ihnen kam es beim Goldsuchen wie in den Spielhöllen nicht sowol auf dauernden Erwerb an, als nur auf den Reiz des Wechsels von Gewinn und Verlust — also auf direct realdialektische Stimmungsoscillationen. Aber auch jene soliden, strebenden Importeure mussten hinwiederum dem Überfluss der bald sich selbst entwerthenden Zufuhr erliegen und der in solcher Concurrenz unausbleiblichen Überhastung bei einem in's Sinnlose gesteigerten Arbeitslohn.

Seitdem grossstädtische Domestiken zu gewissen Dienstleistungen nicht mehr „sich hergeben“ wollen, reagirt der Gentleman dagegen, indem er die einfachste Selbstbedienung adelt, nicht etwa aus Geiz, sondern um sich seine Unabhängigkeit von niedern Geistern zu sichern. Das ist, wie Amerika längst erkannt hat, das Mittel zur wahren, keineswegs ohne Weiteres cynischen Freiheit zu gelangen und der tiefere Sinn von Goethe's:

Um solchen Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut,

und solche Sinnesart lässt sich denn auch weniger einschüchtern von der Perspective, wie Roscher sie aufrollt mit dem Satze: bei allgemeinem Reichthum würde Jeder selber Stiefel, Schornstein und Cloaken sich reinigen müssen.

Es bleibt ohnehin dafür gesorgt, dass der Realhumor nicht ausstirbt: Wie im Engros-Export mit einer und derselben Schiffsladung Missionäre und Götzenbilder an die afrikanische Küste geschafft werden, so machen sich ja auch Birminghamer Waffenfabrikanten kein Gewissen daraus, ihre Waaren an die mit ihrem Vaterlande im Kriege stehenden Feinde zu verkaufen.

Was florirt, sind die rücksichtslos auf Selbstbehauptung bedachten Lieblinge des egoistischen Willens, welcher sonder Scrupel die Ratschputen verhungern lässt, indem er sie verleitet, Ländereien, welche sonst dem Getreidebau gehörten, der Baumwolle zu opfern. Und wieder ist es Roscher, der es durchschaut hat, wie bei der ja auch grade aus „sociologischen" Gesichtspunkten verlangten Frauenemancipation jenseit eines gewissen Punktes die natürliche und unaufhebbare Inferiorität des Weibes wieder vorgeschlagen werden und so das Gleichbehandelte thatsächlich in die Sklaverei zurücksinken müsste.

Und selbst den Gläubiger sieht man gelegentlich in die Bedrängniss des Schuldners gerathen: beide Stellungen gehen nicht blos logisch, sondern auch factisch ineinander über. Wer z. B. auf eine Staatsanleihe gezeichnet hat, wird erst der Schuldner des ausschreibenden Staates, ehe er zu ihm in das Verhältniss des Gläubigers tritt. Auf Grund dessen liess Anfang 1871 die Regierung der nationalen Vertheidigung die nicht rechtzeitig Nachzahlenden als säumige Einzahler mit dem bereits Gezahlten für den Rest haften, so dass diese in Gefahr kamen, als Schuldner sofort zu verlieren, was sie als Gläubiger (später) zurückzuempfangen hatten — juristisch ganz correct, sofern die Verpflichtung des Zeichners eine früher verfallende ist, als die des Staates zur Rückzahlung.

Trivial könnte superweisen Ohren schon die Äusserung jenes englischen Ministerialredners klingen, der aus simpler Empirie heraus erklärte: man macht mehr Geld durch kluge Verausgabung als durch einfache Verweigerung aller Ausgaben. Und aus der französischen Nationalversammlung ward das Bonmot verzeichnet: „Der grosse Verstand des Volks sagt: was unentgeltlich ist, ist zu theuer", wie wenn man auch bereits jenseits des Wasgaus die Schule der Erfahrung mit neumodischer Selbstverwaltung durchgemacht, in welcher man lernt, dass Ehrenämter der Gesammtheit viel höher zu stehen kommen, als besoldete.

Noch getraute sich — um auch hier wieder einen Beleg für das homöopathische Prinzip beizubringen — Niemand den festen Skalapunkt zu markiren, wo Zunahme der Bevölkerung eines Landes aus einer Stärkung umschlägt zu einer Schwächung desselben, und fast wie eine Vexirfrage aus der so gründlich verkünstelten Preistheorie klingt es, wenn man wissen will, ob

der Werth eines Originalkunstwerks durch die Erleichterung vervielfältigender Nachahmung erhöht oder verringert werde. Und wie den Quacksalbern mit ellenlangen Recepten die Homöopathen mit ihren Minimaldosen folgten, so lösten sich während der Schreckenszeit die Experimente mit den Extremen des Staatsmonopols und der absoluten Handelsfreiheit, als vermeintliches Universalmittel gegen das sociale Elend, unmittelbar ab.

15. Die sociale Frage als realdialektisches Problem.

Eine sehr einfache Überlegung genügt, um zu der Einsicht zu führen, warum es niemals möglich, dass der Einzel-Durchschnittsarbeiter zu eigentlicher Capitalansammlung gelange; denn solche ist ja identisch mit der Summation mehrerer Erwerbseinheiten, während jener dem Begriffe nach davon nur eine einzige repräsentiren kann. Also ganz abgesehen davon, dass bei allgemeiner Auftheilung die Gleichheit Aller einen ganz ärmlichen Durchschnitt ergeben würde, weil das als vorhanden etwa zur Vertheilung Stehende effectiv nicht weiter langt, beruht der Grundgedanke des eigentlichen Communismus auf einer sofort durchschaubaren Illusion.

Jeder colossal anwachsende Reichthum hat nun aber, wie u. A. Aurelio Buddeus mit anerkennenswerther Offenheit dargelegt, sein nothwendiges Correlat an ebenso ungeheuren Opfern der Gesammtheit — und jene colossale Anhäufung von Werthen in den Händen Einzelner, welche viel zu gross ist, als dass der Besitzer derselben in einem auch nur von Ferne ihrem Umfang entsprechenden Maasse davon Genuss — sei es ideellen oder materiellen — haben könnte, veranschaulicht zuletzt nur die Zwecklosigkeit des unbeschränkten Gewinns, ohne dass auch nur der Abstand zwischen den Extremen in seiner ganzen Ausdehnung recht empfindlich werden könnte, weil an beiden Enden die gleiche Abstumpfung wohnt: dort die gegen das Zuviel, hier die gegen das Zuwenig, so dass der volle Schmerz der potentiellen Unsicherheit — (in Gestalt von Sorgen) wie der actuellen Wechselfälle (in Gestalt der Noth) — nur in jenen mittleren Regionen vollauf fühlbar wird, wo der Blick nach oben den Neid, wie der nach unten das Mitleid erregt — was sich objectiv concret auch so darstellt, dass es diese nämlichen Schichten

sind, welche allein vom Wucher bedroht werden: denn den ganz Armen borgt ja Niemand etwas — dazu gehören Leute von Cavalierehre und mit einem Rest von Erwerbsfähigkeit.

Luxus ist eben schon seinem Begriffe nach das, was niemals eine sich ausgleichende constante Skalahöhe befriedigten Bedürfnisses erreicht, sondern seinem innersten Wesen nach darüber hinaustreibt, weil es jenseit des von der Natur gesteckten Bereichs im blossen Belieben gelegen ist.

Ist aber der Staat im Allgemeinen eine Schutzanstalt, so gehört es genau so gut zu seiner Aufgabe, den Armen gegen den Reichen, wie den Reichen gegen den Armen zu schützen — nur dass freilich Ersteres keineswegs eine ebenso althergebrachte Function der staatlichen Genossenschaft ist, wie Letzteres. Im Gegentheil: ein noch nicht weit hinter uns liegendes Verhalten gegenüber den Eisenbahntariferhöhungen und den Zettelbanken mit Privatantheilen implicirt, wie zahlreiche andere Erscheinungen des modernen Lebens, ein Privilegiren der Plutokratie, gegen welches die Vorrechte der mittelalterlichen Aristokratie ziemlich harmlos zu nennen, weil das ganze Feudalwesen als Gegengewicht zur Härte einen gewissen patriarchalischen Zug in sich trug, der im Verhältniss zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer von Tag zu Tag völliger dahinschwindet, weil jetzt das „eiserne Gesetz" der Wertheausgleichung ganz ungehemmt waltet: Jeder gilt genau nur so viel als er werth ist — abgeschätzt nach dem utilitarischen Maassstab der Gesammtheit, und Keiner ist zu schade, der zu irgend was Besserem nicht tauglich ist. Am sauersten ist überall dem einfach ehrlichen Manne das Fortkommen gemacht. Denn leidlich Gute bringen es nach der allgemeinen Weltordnung nur dann zu etwas, wenn sie zugleich sehr klug sind oder ganz harmlose Tröpfe. Schopenhauer's Wort: es wird nicht leicht Einer auf ganz ehrlichem Wege reich, empfängt ja seine sozusagen elementare Illustration schon aus der historischen Thatsache, dass bereits der älteste und einfachste Tauschhandel täuscht und trügt (*decipit)* durch blosse Scheinwerthe, durch den Schimmer des nicht mehr Nützlichen. Glas und Purpur berücken noch heute das Auge des Negers und Australiers — und daran haben wir den Keim, dessen äusserste Entwickelung den heilsam veredelnden *luxus* in die thöricht verderbliche *luxuria* hinüberführt, bis der entfesselte Pöbel in der

Verblendung eines hassgestachelten Neides sich gegen diese seine eigene Ernährerin kehrt — wobei nur ganz nebenher daran erinnert werden mag, dass es doch auch einen realdialektischen Beigeschmack hat, wenn wir bekennen müssen, wie letzten Endes doch nichts Besseres als die Langeweile, wo nicht als Mutter, so doch wenigstens als die eigentliche Säugeamme der Künste und aller höheren Cultur erscheint, und die Gier nach Kurzweil ist doch auch jetzt noch der eigentliche Nimbus, der in der Gestalt von Genuss- und Vergnügungssucht der socialen Frage ihren acut leidenschaftlichen Charakter gibt, von welchem nur pessimistische Einsicht curiren könnte.

Die Rohheit der socialdemokratischen Anschauungen zeigt sich zunächst eben an der hagebüchenen Zähigkeit ihrer optimistischen Voraussetzungen, während die pessimistische Urüberzeugung des Realdialektikers diesem jeden Glauben an die Realisirbarkeit irgendwelcher utopistischer Glückseligkeit schlechthin unmöglich macht. Und weil die individualistischen Grundpostulate der Realdialektik die Einsicht aufdrängen, dass persönliches Glück und ein Gefühl der Befriedigung undenkbar ist — anders als unter der Bedingung freiester Belassung eines Spielraums zur Bethätigung der eigensten Kräfte jedes Einzelnen, so reisst sogleich der einfache Satz: „der Mensch lebt nicht vom Brote allein" das Tischtuch entzwei, auf welchem man etwa zu einer gemeinsamen Mahlzeit decken möchte. Die Consequenzen der Socialdemokraten sind ebenso unausweichlich von kahlster Ideallosigkeit, wie die Ausgangspunkte der Realdialektik von unveräusserlicher Idealität. Die Realdialektik fasst eben das ganze, ob auch in sich selbst entzweite Streben, die Socialdemokratie einseitig nur die eine Hälfte des die Menschenbrust bewegenden Strebens in's Auge. Letztere will ein metaphysisch Unmögliches, weil dem real Gegebenen Widersprechendes: die Gleichheit innerer und äusserer Zufriedenheit auf dem Wege der Revolution erzwingen; erstere resignirt auf alles Unerreichbare und stimmt höchstens dem negativen Theil der revolutionären Thesis bei, nämlich der Einsicht, dass auch von stetiger Entwickelung — also auf evolutionärem Wege — Heil nicht zu hoffen stehe.*)

*) Aus sich selbst heraus hat übrigens die frierende und hungernde Plebs noch nie mehr verlangt, als nicht ganz ausgeschlossen zu sein von der Speisetafel des Lebens. Sie nimmt, solange sie nicht aufgehetzt wird, mit Brosamen vorlieb und fordert so wenig Caviar wie Confect, wol wissend, was für ihren Magen das Verdaulichste ist.

Die Realdialektik aber hat angesichts des allermodernsten Schlagworts von nihilistischen Tendenzen Anlass zu doppelter Vorsicht, weil ihr Mancher aus der Homonymie solch nominell identischer Spitze wird einen Strick drehen mögen, zumal ja gewisse Berührungspunkte unverkennbar sind. Die Unzulänglichkeit der effectiven Gerechtigkeit ist gleich solch ein Beiden gleich geläufiges Thema, wiewol sie bereits in der innern und äussern Herleitung des dafür beigebrachten Thatsachenmaterials weit auseinander laufen, sofern die Socialdemokratie auf eine abstracte, angeblich ursprüngliche Gleichheit Aller, die das Menschenangesicht tragen, pocht, während die Realdialektik das Erbe J. J. Rousseau's nach ihrer Art dahin versteht, vielmehr die Ungleichheit als eine ewige, weil metaphysische, nachweisen zu sollen. Und wenn gleichfalls die Moirologie der Realdialektik das Element des Zufalls aus der Lebensgestaltung zu eliminiren sich bemüht zeigt, so vergisst sie doch nie, dass theoretische Einordnung des scheinbar Zufälligen noch lange nicht mit einer praktischen Bewältigung des von ihr herbeigeführten Unheils zusammenfällt.

So stehen sich schon an der Schwelle Beide gegenüber als raisonnirende und intuitive Erkenntnissweisen, und es bestätigt sich auch hieran, wie die blosse Abstraction das niedere Geistesvermögen ist. Durch sie gelingt es, die urtheilslose Menge der „Arbeiter" als der „Werthschaffer" aufzuwiegeln; denn richtiges Urtheil ergibt sich nur auf der Basis besonnener Anschauung, und Anschauung ist Sache der Intuition, wie Sophrosyne ein Kind der am Schein blosser Vernünftigkeit irrewerdenden Verständigkeit.

Dem aristokratischen Princip des Individualismus steht ja das demokratische des reinen Pluralismus zur Seite — und wenn der aristotelisch-hegelschen Idee des omnipotenten Staatsganzen die Caricatur einer Nebensonne ersteht im Satze von der absoluten Gesellschaftsmacht des communistischen Gemeinwesens,*)

*) Die an-archischen Postulate proclamiren *eo ipso* die Tendenzen des ausgeprägtesten Einheits- oder Centralisations-Despotismus: die „Commune" ist der zu äusserstem Raffinement entwickelte Absolutismus im Gewande und unter der Maske vorstaatlicher Formlosigkeit — terroristischeste Tyrannei hinter der Larve politischer Kinderunschuld. So vertritt für die Kreise der Krämer, d. h. der blossen Vermittler der Werthe, das Manchesterthum die Abstraction eines ungezügelten Indivi-

so erfährt der abstracte Platonismus wieder einmal sein Selbstcorrectiv am abstracten Atomismus des Communardenthums, und die Realdialektik hält wieder einmal reiche Nachlese auf den Stoppelfeldern zweier sich wechselseitig die Ernte abmähenden Widersacher, weil in der Welt der Widersprüche den Vertretern des Widerspruchs von selber das letzte Wort verbleiben muss.

Und die es gelüstet, überall den „Momenten historischer Entwickelung" nachzugehen, mögen auch nicht übersehen, wie grade die Idee der uneingeschränkten Souveränetät des Staats selber es gewesen, welche die Ansprüche der Socialdemokratie heraufbeschworen und grossgezogen. Nicht von ungefähr war es ein Kopf von so ausgeprägt semitischer Abstractions-Consequenz wie Lassalle, der zuerst System brachte in diese Tollheiten, und wäre er nicht obendrein gar hergekommen aus der Hegel'schen Schulung, hätte es ihm vollends nicht einfallen können, einen Begriff wie „vierter Stand" zur geschichtsgebärenden „Idee" zu hypostasiren. Wenn sich einmal der Staat vermisst, Alles bewalten zu wollen, so mag er auch die Folgerung hinnehmen, dass er aufzukommen habe für all das Unheil, was aus seinem Fördern und Geschehenlassen neufeudaler Machtentwickelung hervorgeht. Liess und lässt er es zu, dass man die Grenzen zwischen ihm und dem Bereich der Gesellschaft mehr und mehr verwischte, so mag er nun auch einstehen für den Schaden, den er auf dem Boden der socialwirthschaftlichen Beziehungen an seinem Theile privilegirt hat; denn *suo jure* kehrt sich der Unmuth über eingerissene Capitalüberwucherung wider eine staatliche Gesetzgebung, welche sich auf ihren Beruf, das wahre Recht zu fördern und den Schwächeren gegen den Stärkeren zu schützen, so schlecht verstand, dass sie grade der Gewaltsamkeit productiver Überlegenheit immer neue Hebel an die Hand gab.

Nur eine von aller concreten Wirklichkeit absehende Inter-

---

dualismus, aber mit dem Dogma einer von selbst sich vollziehenden Ausgleichung und die Socialdemokratie die nivellirende Individualitätslosigkeit mit dem Glaubenssatze von absoluter Ur- wie Endgleichheit. Da will man ja, indem man sich für die Rückkehr zur Familienlosigkeit des präsumtiven Urzustandes entscheidet, selbst nach Spartanerart, des Instinktes individueller Bezogenheit auf ein bestimmtes Weib und eine bestimmte Kinderschaar, als Fleisch vom eignen Fleisch und Blut vom eignen Blut, sich entschlagen.

pretation konnte jene Verkehrtheiten zeitigen, deren Legitimation allerdings eine unantastbare ist, solange Correctheit logischer Consequenz für den einzigen Maassstab objectiv „sachlicher" Richtigkeit gilt. Dann ist es unleugbar, dass der falsch verstandene Individualismus nicht nur das *bellum omnium contra omnes* proclamirt, sondern auch das uneingeschränkte Recht des Stärkeren sanctionirt.

Die Lassalle'sche Deduction macht Halt vor der „unglaublich" niedrigen Bezifferung des Procentsatzes der wirklich Vermögenden, ohne daraus die einzig richtige Consequenz zu ziehen, dass absolute Hoffnungslosigkeit daraus resultirt, weil völliges Auftheilen Niemand was helfen, sondern eben nur Alle arm machen würde. So paradox es klingt und so sehr das *simile* nach anderer Richtung hin ein *claudicans* sein mag: in gewissem Sinne verhält sich doch das Capital zur Arbeit wie der sogenannte Wirth zu seinem Parasiten, nämlich so weit, dass diese Grund haben, jenen zu schonen und nicht bis zur Vernichtung an ihm zu zehren. Dass damit die moralische Gerechtigkeit nicht zu ihrem Rechte kommt, ist eine Sache für sich, an sich aber nur ein weiterer Beleg für den Pessimismus als realdialektischen überhaupt und für den anti-evolutionistischen insbesondere, sofern grade die sich „fortschreitend" complicirter gestaltende Entwickelung der socialen Verhältnisse sich vom Ideal der einfachen Gleichheits-Gerechtigkeit immer weiter entfernt und entfernen muss, weil dies — und selbst da blos approximativ — nur solange realisirbar bleibt, als die simpelsten Naturverhältnisse noch wenig scharf ausgeprägte Typen individueller Ungleichheit vorfinden.

Während aber die Socialdemokratie in gewissem Sinne auch die Rückkehr zu einer Art von Naturzustande anstrebt, würde ihre Verwirklichung einen noch ungleich künstlicheren Staatsmechanismus voraussetzen, als wie schon der gegenwärtige ist.

Wo die impotent gewordene Zeugungskraft des gemeinschaftbildenden Instinkts ersetzt werden soll durch das construirende Machen, weil Staat und Gesellschaft in den Zeiten des modernden Zerfalls politischer Gewächse aus der Festigkeit naiven Werdens herausgefallen, ihren sozusagen naturgeschichtlichen Charakter eingebüsst, wo die Staatskünstler sich geberden wie der Alchymist vor der Retorte, in welcher ihm der Homunculus entstehen soll, wo so das bewusst Planmässige an die Stelle des

unbewusst Teleologischen tritt (so unverhohlen, dass man in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich die Theorie vernehmen konnte: der Staat sei zu einer Assecuranz-Compagnie auf Actien geworden, bei welcher der Dynastie der Unternehmergewinn zufliesse): da sind überhaupt die selbsterwachsenen Gemeinden und Stände abgelöst durch Associationen und Corporationen, die Producte juristisch formulirter Verträge, basirt auf der gemeinsamen Grundlage genau bestimmter Zwecke. Und je weniger man noch ethischen Instinkten anheimgeben will, wie sich solche in dem sich selbst, d. h. seiner natürlichen Selbstgestaltung überlassenen Familienleben unmittelbar bethätigt, desto mehr müssen die regulirenden Statuten straffer werden und in's Detail sich einlassen, desto mehr muss dem einzelnen Gliede eines derartigen Ganzen mit dem Selbständigkeitsgefühl auch das Individualitätsbewusstsein vollständig verloren gehen. Denn etwas ganz Anderes ist es, von dem Freierworbenen freiwillig einen Theil wieder abgeben an die gemeinsamen Wechselinteressen der Gemeinschaft, als vorneweg nur für diese arbeiten. um von ihr nach normirter Division die auf den Einzelnen entfallende Rate zurückzuempfangen. Im letzteren Falle kommt der Einzelne gar nicht zum klaren Bewusstsein, dass er überhaupt zum „Seinen“ gelange, d. h. zu etwas, das er im vollen Sinne sein eigen nennen könnte. Vielmehr ist das Einzige, was er dabei voll und ganz als sein eigen empfindet, die ihm abverlangte Mühe. Dass diese, theils ihrem qualitativen Inhalte nach, theils in ihrem quantitativen Verhältniss zu seinem individuellbestimmten Kraftmaasse, eine von der Müheleistung Anderer so oder so verschiedene sei, soll er entweder ignoriren oder verleugnen, und die Frage, wem sein Plagen und Placken zu Gute komme, findet eine Antwort: — der abstracten Vielheit — welche so gut wie gar keine ist — denn solche lässt als solche keine directe Gemüthsbeziehung zu und schliesst damit das Moment lebendiger, ihrem Wesen nach auf concret individuell bestimmte Einzelwesen gerichtete Liebe vorneweg aus.

Dies Alles lässt sich am leichtesten grade an der Hand von Schäffle's „Quintessenz des Socialismus“ bestätigen, aus welcher die realdialektische Natur einer Frage am klarsten in die Augen springt, wie ja denn auch Marx selber seine Kritik am Kapital wesentlich mit dialektischem Apparat geübt hat.

Durch und durch realdialektisch darf gleich der ganz tragisch-

humoristische Vorgang genannt werden, aus welchem sich der socialistische Umschlag ergeben soll. Denn unverkennbar ist es eine tragische Ironie, „wie sie im Buch steht“, wenn sich nachweisen lässt, dass eben dasjenige, was die heutige Capitalwirthschaft immer mehr zur Concentration führt, seiner Zeit umspringen muss in die „Expropriation der Expropriateurs durch die Expropriirten“, dass also die privatistische „Capitalsanhäufung der angestrebten collectivistischen“ lediglich in die Hände arbeite und also auch in diesem Sinne die „liberale“ Volkswirthschaft ihrem „socialen“ Widerpart die Wege ebne — ja, noch mehr: dass die nämliche Centralisation, welche dem heutigen Staate allein noch die Macht verleiht, denen, die auf seinen „Umsturz“ sinnen, die allerwirksamste Vorarbeit liefern, indem nur so im gegebenen Moment der Versuch gemacht werden kann, Alles dann auch mit einem einzigen Schlage auf den Kopf zu stellen. Es ist dieselbe militärische Disciplin, welche den „Arbeiter-Bataillonen“, wie die, welche den staatlichen Armeecorps ihre Brauchbarkeit für den Tag der Entscheidung sichern soll — und je mehr sich das Capital in ein paar Händen zusammengefunden, desto rascher lässt es sich nachher, recht eigentlich „im Handumdrehen“, in den Schooss der Gesammtheit ausschütten. Also Alle, welche an dieser wirthschaftlichen Entwickelung betheiligt sind, sehen wir etwas thun, was sie im Grunde selber nicht wollen: auf die Vernichtung ihres eigensten Lebensziels hinarbeiten, eben dadurch, dass sie sich der Erreichung desselben — und nicht blos scheinbar — immer mehr nähern.

Und das Nämliche gilt von der Gegenseite: denn so einleuchtend und lockend grade unter den Gesichtspunkten des Realdialektikers sich all dergleichen auch ausnehmen möchte, so unterliegt es doch zugleich Einwürfen, welche die Realisirbarkeit starkem Zweifel aussetzen, sofern es psychologisch nicht wahrscheinlich ist, dass sich die nämlichen Motive, welche jetzt zum Zweck der Agitation entfesselt werden, sich hinterdrein wieder werden bändigen lassen, wo es die unentbehrlichste aller Vorbedingungen des verwirklichten Socialismus, die grösste individuelle Selbstbescheidung, gelten wird. Und verräth sich nicht antilogistisch genug schon darin das ganze aufgestellte Rechenexempel als ein abstractes Gedankengebäude, dass der bei weitem grösste Theil des angesammelten „Capitals“ in dem Augenblick sich als völlig unrealisirbar erweisen, ja recht eigentlich in's leere

Nichts zerrinnen würde, wo man sich anschickte, sich seiner zu Gunsten der collectivistischen Gesammtheit zu bemächtigen? Gilt dies nicht vorneweg von allen Staatspapieren und blossen Credit-Valuten, welche sich im Augenblick der Umwandlung in den Portefeuilles der Rothschild's finden würden? Hätte die künftige Gesellschaft auch nur die allermindeste Veranlassung, sich als die passive Rechtsnachfolgerin des von ihr radical beseitigten Antecessors, des allzeit von ihr als ein Institut des Unrechts und der Widerrechtlichkeit perhorrescirten heutigen Staats zu geriren?

Dahin weist auch die so vielfach angezogene Analogie mit den „Ablösungen“ aus der Feudalzeit, wo doch nur dasjenige nicht *sans phrase* confiscirt wurde, was sich als Realbesitz im Eigenthum von Privaten befand.

In demselben Augenblicke aber, wo das Metallgeld von Arbeitscertificaten verdrängt wird, haben doch alle andern Tauschmittel (Obligationen, Actien, Wechsel u. s. w.) erst recht keinen Werth, keine Valenz mehr, und eine Entschädigung durch unverzinsliche Certificate würde dem Princip der neuen Wirthschaftsordnung so direct zuwiderlaufen, dass ein recht naiver Optimistenglaube dazu gehört, zu erwarten, die Machthaber jenes Einst würden die denkbar grösste Inconsequenz begehen und solcherweise *implicite* anerkennen, das stets von ihnen so scharf als „Diebstahl“ angefeindete Exploitationscapital sei im Grunde doch einer Ansammlung echter Arbeitswerthe gleich zu „achten“, nämlich demgemäss zu respectiren.

Aus den Prämissen der wirthschaftlichen Argumentation selber ergibt sich aber als unabweisbare Consequenz des Satzes: „alsdann wird Jeder an dem möglichst niedrigen Betrage des Kostenpreises interessirt sein“, ein Ausblick in die Trostlosigkeit, dass für irgendwelchen idealen Schmuck in der Welt einer solchen Zukunft auch nicht der kleinste Raum mehr vorhanden sein würde. Denn die Majorität der Stumpfsinnigen würde sich mit allen Kräften dem widersetzen, dass eine Vertheuerung ihrer Bedürfnisse eintrete zu Gunsten der Wenigen, welche auch noch weitere — einstweilen wenigstens noch — mitgebracht hätten und auf dem Wege der Vererbung, vielleicht sogar noch auf ein Menschenalter hinaus propagiren könnten.

Damit verschliesst sich aber zugleich auch die letzte Hoffnung, welche Schäffle auf den wechselnden Gebrauchswerth

baut. Hierin glaubt er das Völkerheil rettende Correctiv der socialistischen Doctrin entdeckt zu haben. Aber wo so alles rein individuelle Begehren ausgeebnet wird, da kann man sich auch nicht mehr auf solche Schanze des letzten Refugiums individualistisch-liberaler Freiheit verlassen.

Es beliess ja jene äusserste Verabstrahirung des alles Individualitätsrecht negirenden Gesammtgedankens dem concreten Ich von seinem charakterischen Gehalte rein gar nichts, sondern leerte alles individuelle Sein aus zur Werthlosigkeit der blossen Existenz — in der That ein realdialektischer Ablauf von typischer Reinheit, dass der absolute — freilich als solcher auch schon schlechthin individualitätslose — Individualismus des Manchesterthums ausmünden musste in die schlechthin Individualität-vernichtende Forderung des recht eigentlich absolut gleichen Rechts für Alle, also für Gleiche und Ungleiche. So grub derselbe Individualismus, welcher in Sokrates zum Vater des autonomistischen Gedankens geworden war, in seiner rein logischen Entartung oder — was damit gleichbedeutend scheint — in seiner Emancipation von den realdialektischen Schranken das Grab für jede Selbstverwirklichung des autonomischen Postulats.

Wir entgehen also nicht der realdialektischen Antinomie, dass die wirthschaftlichen Bedingungen für die Verwirklichung des socialdemokratischen „Ideals" nirgends mehr mit den sittlichen Voraussetzungen desselben coincidiren werden. Der als Termin der grossen ausgleichenden Abrechnung in Aussicht genommene Tag würde kein opferwilliges Geschlecht mehr vorfinden, sondern nur ein theils anspruchsvoll gieriges und ein theils in resignirter Verkommenheit entnervtes — denn die eigenste Hypothesis ist ja, dass es alsdann einen Mittelstand in unserem heutigen Sinne nicht mehr geben soll, mit solchem wird aber auch der eigentliche Träger aller praktischen Ideale verschwunden sein.

Um sich aber ganz klar zu machen, welch tief einschneidender Gegensatz — bei aller äusseren Ähnlichkeit — besteht zwischen den geistigen Bewegungen, welche früheren Revolutionen vorausgingen, und denen, welche jetzt die Schöpfung des Socialstaates vorbereiten sollen, so vergleiche man den humanitären Gehalt der Werke der Aufklärungsperiode mit den heutigen Agitationsmitteln. Bei allem Cynischen seines

Radicalismus bleibt J. J. Rousseau doch ein Schwärmer, und bei aller Frivolität seiner Religionsspötterei verleugnet doch ein Voltaire nirgends die hohe Idee des Rechts und der Sittlichkeit, unter deren Apostel er denn doch auch selber gezählt sein will. Selbst die Blasphemie des atheistischen Materialismus bewahrt und beobachtet noch das Maass eines gewissen aristokratischen Anstandes — und die Erstürmung der Bastille kehrte sich wenigstens in der Idee gegen eine Zwingburg, wie das Blutvergiessen der Terroristen im Namen einer abstract empiristischen Moral vollzogen ward, während wir in den Tagen der Commune von 1871 den nackten Vandalismus auf die Kunst als solche, als den edelsten Luxus der Menschheit, eindringen sahen. Heute schreibt der Neid des Einzelegoismus die Programme für die Zukunft und appellirt nicht mehr an das Herz, sondern — wie man ja offen genug eingesteht — lediglich noch an den Magen. Damals leiteten Männer von warmem Gemüth oder doch von selbstvergessenem Enthusiasmus die Bewegung — heute stellt jeder der Führer nicht blos sich, sondern auch sein eigenstes persönliches Ich sammt all dessen bösen Gelüsten an die Spitze.

Andererseits aber bestätigt die Unzulänglichkeit des damals Erreichten die realdialektische Unmöglichkeit des Ideals überhaupt. Man erwartete alles Heil von der republikanischen Verwaltungsform — aber wessen man auch darin nicht ledig wurde, war der Druck des allerschlimmsten Despotismus, des der centralisirenden Gewalt. So würde bei verändertem wirthschaftlichen System auch keiner jener Träume erfüllt werden, von denen jetzt die schwungvolleren Redner als von ihren „idealen Zielen" uns vorerzählen; denn die Folge würde nichts sein als die Gleichheit in der Unfreiheit und im Unbefriedigtsein. Das Mitleid selber fände keine Stätte mehr, wo jeder *eo ipso* von Gesellschaftswegen verpflegt würde — „aber fragt mich nur nicht, wie?" — denn wer darauf eine Antwort begehrte, den müsste man etwa an die Behaglichkeit eines Militärlazareths verweisen.

Vielleicht würden es nicht die gröbsten und schwersten körperlichen Arbeiten sein, welche Jeder dem Andern zuschieben möchte, denn die haben ja noch den Vorzug bei guten Leibeskräften und bei Appetit zu erhalten, so dass man das Turnbedürfniss der Stubenhocker zum Theil in solcher Weise zum

„gemeinen Nutzen“ würde verwerthen können — aber sicherlich die ekelhaften und gesundheitsschädlichen Dienstleistungen würde Niemand mehr freiwillig auf sich nehmen — und Alles würden doch selbst die besteingerichteten Maschinen nicht bewerkstelligen können, wenn erst einmal das Institut der „Haussklaven“ gänzlich abgeschafft wäre. Oder sollte das etwa Sträflingsarbeit sein? — Aber — oh der bitteren Ironie! — man würde um die nöthige Anzahl von Sträflingen in Verlegenheit sein, weil die socialistische Idealgesellschaft die allerschönsten Anlässe zu „kleinen Freveln“ (Holzdiebstahl, Brotentwendung, Landstreicherei u. dergl.) so gänzlich aus der Welt geschafft hätte. Selbst zu recht lustigen Raufereien würden die eigentlichen Gelegenheitsursachen (Trinkgelage, „Kirchweih“ und „Kindelbier“ u. s. w.) fehlen, und man müsste seine ganze Hoffnung auf die unwahrscheinliche Aussicht bauen, dass es auch im grossen universalen Zwangsarbeitshause immer noch renitente Faulenzer in hinlänglicher Anzahl geben werde, denen man solche unliebsame Arbeiten aufbürden könnte — unwahrscheinlich, sage ich, weil entweder die Disciplin streng genug sein würde, um Jedem solch Gelüste ein für allemal gründlich auszutreiben, auch die stets neuen Versuchungen von Staatswegen würden unterbunden bleiben — oder wo dergleichen Strolche zahlreich genug die Möglichkeit behielten, sich aufzulehnen, es mit dem Zusammenhalt der socialen Arbeit allzulocker bestellt sein würde, um überhaupt dem ganzen Bau einigen Bestand zu garantiren — denn die etwa aus der alten „anarchischen“ Ordnung überkommenen Taugenichtse würden ja vor Ablauf eines Menschenalters ausgestorben sein und sich die Gesellschaft dann vor dieselbe Frage gestellt finden.

So bliebe denn etwa der reizende Ausweg eines allgemeinen Turnus, oder einer absoluten Selbstbedienung — und mit dem verschiedenen Austaxiren der verschiedenen Arbeitsleistungen nach ihrem gesellschaftlichen Nutzwerthe wäre es wieder nichts — denn entweder wäre die Gesellschaft selber der verlierende Theil, wenn sie den, dessen Stunden für allgemeine Zwecke unersetzbar sein würden, weil nur seine Individualkraft (wir wollen einmal sagen: des Herrschertalents) dazu brauchbar wäre, trotzdem die Zeit auf Stiefelputzen und Geschirrreinmachen vergeuden liesse, oder sie wäre genöthigt, doch wieder eine neue Aristokratie — sei es auch nur die demokratischeste

von allen — die der Arbeitsleistung (um nicht zu sagen des Talents) zu etabliren.

Dennoch vermag ich jenen individualistischen Instinkten — auf deren Unüberwindlichkeit Schäffle die Zuversicht gründet, der Socialismus könne nur dann hoffen, sich durchzusetzen, wenn es ihm gelänge, sich in einer Weise zu modificiren, welche diesen Widerstand schonsam zu umgehen verstände — nicht ein so entscheidendes Gewicht beizulegen, und zwar deshalb nicht, weil schon ein ganz kurzer historischer Rückblick zeigt, mit wie rasender Eile die jüngstverflossenen Generationen bereits aufgeräumt haben mit „Instinkten" welche man noch vor hundert Jahren für viel unausrottbarer zu halten berechtigt war, als die ohnmächtigen Reste ihrer saft- und kraftlosen Wurzelstümpfe von heute.

Welch ungeheures Capital von Pietätsvermögen hat man nicht allein unter der Verächtlichmachung als Sentimentalität, Schwärmerei, Mystik rein weggemäht.

Welche Unsumme religiöser Gegenstrebungen ist einfach consumirt unter dem Vorlegemesser des Rationalismus jeder Art! Wie locker ist bereits Alles geworden, was die Familienglieder an einander kettete. Wo leben — zumal in den Städten — noch Geschwister zusammen, welche nicht die Eisenbahn auseinandergerissen? Wo hausen noch Kinder jenseit des schulpflichtigen Alters mit den Eltern zusammen? Wo folgt der Sohn dem Vater nach auf Grund und Boden, wo vollends im beweglichen „Geschäft"? Auf alle solche Fragen lautet die gemeinsame Antwort: höchstens noch bei jenen wenigen Glücklichen, die zu den seltensten Ausnahmen zählen.

Was ist da denn noch gross übrig, zu vernichten? Die Freiheit der Berufswahl, das höchste Glück: seinem eigenen Genius folgen zu dürfen, ist ohnehin längst illusorisch geworden unter Zwang und Drang der historisch gewordenen „Verhältnisse" — und selbst das unschuldige Gelüste, wenigstens doch noch im Kleinen und Alltäglichen nach seinem Penchant zu leben, wird Jedem auf's gründlichste ausgetrieben durch tausenderlei Chicanen einer auf casernenartiges Nivellement zugeschnittenen Gleichförmigkeit.

Der Spielraum der Individualität und ihrer wahrhaften Selbstbethätigung verengert sich ja von Jahr zu Jahr immer sichtlicher. Dessen, worauf Einer noch zu verzichten hat an

Arbeits- und Genusswahl, wird täglich weniger — dafür ist das Tabaksmonopol typisch, das die Auswahl der Sorten immer mehr beschränkt — selbst Zunge und Gaumen müssen *pro patria* ihrer Eigenart entsagen. Die fabrikmässige Massenproduktion der Dutzend-, Gros- und Tausendwaare macht eine Befriedigung des individuellen Geschmacks — z. B. schon in Zimmerausstattungen — immer unmöglicher, und die Uniformirung dehnt sich über immer weitere Lebenssphären aus. Schon jetzt muss man sich so mancher Gewohnheiten entschlagen, welche ihre Vorbedingungen an Hausindustrien oder Familientraditionen hatten — Niemand kann mehr fortleben in der Weise des Vaterhauses oder der Jugendzeit — Jeder muss vielmehr sich die Gegenstände seiner Umgebung octroyiren lassen vom gleichmacherischen Ungeschmack sinnloser Moden. Selbst die akademische Lehrfreiheit ist auf ein Minimum individueller Eigengestaltung des zu tractirenden Stoffes eingeschränkt, und die Geselligkeit hat schon das Beste von dem eingebüsst, was ihren eigentlichen Reiz ausmacht: den Austausch von Gefühlen und Gedanken verwandter Seelen — die Gespräche sind so allgemein gehalten wie die parlamentarischen Debatten — die Conversation meidet, wo innigere Freundschaft zu den Curiositäten vergangener Jahrhunderte zählt, lieber das lebendige Interesse des Augenblicks und der wirklichen Herzensangelegenheiten, als dass sie solche aufsucht. Alles ist unter Convenienz gestellt, jedes subjectiv Besondere schon als solches auch ein Anstössiges geworden, und die Schrulle selber hat ihre Unleidlichkeit heutzutage in der lästigen Verallgemeinerung der in sich nicht berechtigten Postulate eines von allem sittlichen Gehalte entleerten „Anstandes“.

Wo aber so alle Toleranz einer echten Humanität jetzt schon im Hinschwinden ist, wie soll es da wahrscheinlich bleiben, dass ein vollends erst auf allgemeine Unterschiedslosigkeit gestelltes *régime* noch irgend eine Stätte frei und offen liesse für die Möglichkeitsgarantie der Befriedigung solcher Wünsche, welche naturgemäss immer nur von einer relativ unbedeutenden Minderzahl gehegt werden. Mit aller blossen Liebhaberei, mit allem an sich noch so berechtigten Dilettantenthum — dieser eben so unentbehrlichen wie breiten Basis aller Genialitätsentwickelung — würde es doch mit Einemmale vorbei sein, wo die Wirthschaftsbehörden allein über die Frage zu entscheiden

haben, was „nothwendig“ ist. Wo würde da wol ein „Bedarf“ an Spielsachen irgendwelcher Art anerkannt bleiben? Kein Literaturzweig würde noch Pflege finden, an dem sich nicht direct und im direct banausischen Sinne eine „Nützlichkeit“ nachweisen liesse. Und gesetzt wirklich, Dichtwerke würden, wo doch die schlechthin poesielos gewordene Wirklichkeit gar keinen Stoff dazu bieten könnte, geschrieben und gelangten gar auch noch zum Druck, wer würde dann darüber zu entscheiden haben, ob die Gesammtheitswerthe der zur Ausführung nöthigen Arbeitswerthe daran zu setzen seien? ohne Zweifel eine Behörde, welche den Charakter der heutigen Censurpolizei, eines geistigen Sanitätscollegiums und bestenfalls auch noch die einer Prüfungscommission für den Schillerpreis in sich vereinigen würde. Dann aber gnade Gott allen Dichtern von Gottes Gnaden! Jeder Seufzer der Sehnsucht nach dem verlornen Paradies der individuellen Production würde grade so als Hochverrath unterdrückt werden müssen, wie in der römischen Cäsarenzeit jedes Wort, mit welchem Einer zurückschielte auf die republikanische Vergangenheit.

Was sich bei solchen Zuständen wohlfühlen würde, könnte ja doch einzig der Stumpfsinn gleichgültiger Gedankenlosigkeit sein, die nichts weiss von einem Streben nach Höherem und Verwirklichung des Besseren. Wo blieben die Impulse des erfindenden Geistes, wo die Aufmunterungen des suchenden? Weil alles nutzlose „Spiel“ verbannt wäre aus dem Kreise der lediglich Arbeitswerthe schaffenden Gesammtheit, so würde Keiner mehr Gelegenheit haben, das Sprossen keimenden Talents zu offenbaren innerhalb von keiner Individualisirung mehr wissenden Schule — bald würde es also auch Solche gar nicht mehr geben, welche prüfen und unterweisen könnten im idealeren Wissen und Können.

Hinwelken müssten in diesem Frost mormonenhaften Utilitarismus die letzten Blüthen der Kunst und bald auch alles dichterischen Empfindens — die spartanische Wirthschaft würde bald genug auch eine spartanische Geist- und Geschmacklosigkeit zeitigen — und so sich allerdings in schnurstracks gradliniger Consequenz eben all das Trostlose entwickeln, was schon heutzutage den idealen Gehalt des Menschendaseins „auf den Aussterbeetat“ des künftig Wegfallenden gesetzt hat.

Also darauf ist kein Verlass, dass sich noch widerstands-

fähig erweisen sollte, was schon, ehe die Socialisten ihren Willen bekommen, durch anderweitige von Tag zu Tag mehr erstarkende Factoren gelähmt und geknickt wird.

Um diese von einem schlimmen Zeitgeist geleistete Vorarbeit aber dünkt es uns vom Standpunkte des realdialektischen Individualismus etwas viel Bedenklicheres und gradezu Gefährlicheres zu sein, als um gewisse Einzeldoctrinen, bei welchen den Philister eine Gänsehaut überläuft.

So sollten z. B. diejenigen, welche sich so sehr ereifern und bekreuzen, bei der socialistischen Infragstellung des Erbgangs sich zuvor die Widersprüche vorhalten, mit denen auch in diesem Stücke ein Bestehendes behaftet ist, welches darnach viel weniger als ein Selbstverständliches denn als ein staatlich conventionell Fixirtes sich ausnimmt und mithin auch nicht soviel unantastbare Heiligkeit besitzen kann, wie ihm die *beati possidentes* gern beilegen möchten. Es müsste nämlich faktisch wie logisch unleugbar jedes Erbrecht sein Correlat haben an einer Erbpflicht. Wer als Intestaterbe in das active Vermögen eines Andern eintreten will, macht sich *eo ipso* anheischig, auch dessen passive Bestandtheile zu übernehmen. Dass Schulden in Abzug kommen müssen, räumt Jeder ein — nicht ebenso willig, dass dies auch gelten müsste, wo die negativen Grössen die positiven überwiegen — denn hier ist das ursprüngliche Recht schon gefälscht durch eine gesetzliche Connivenz nach der Analogie des Concurses (*beneficium inventarii et cessio bonorum*). Eine solche Ablehnung eines negativen Erbes ist an sich, d. h. der Rechtsidee nach, unstatthaft: wer den eventuellen Vortheil will, muss auch den eventuellen Schaden zu tragen bereit sein. Wie die Sache jetzt liegt, kommt es eigentlich so heraus, dass (ein reicher Sohn durch Erbe nur reicher, niemals aber ärmer werden kann, indem) der Staat ein sonst als *res nullius* in das Gesammtvermögen zurückfallendes Gut demjenigen lässt, welcher dem Verstorbenen in sonstigen Verhältnissen succedirt. Aber einen logischen und nach logischen Normen rechtlichen Sinn hätte solche Auffassung nur von der Voraussetzung eines Familiensolidar-Vermögens, welches als solches nicht sowol tradirt würde, als vielmehr nur seinen Verwalter — nicht seinen Eigenthümer — wechselte. Daraus würde dann aber von selber folgen, dass nach dessen Tode keine andern Bestimmungen zur Geltung kommen könnten, als wie vorher auch schon gültig gewesen.

Ebenso liegt dann aber in der nämlichen Consequenz, dass Schenkungen unter Lebenden oder Testirungen niemals weiter gehen können, als wie das wirkliche Eigenthum reicht, denn der Idee nach haftet für jede Schuld das Eigenthum als Pfand — das ist die stillschweigende Annahme bei jeder Creditertheilung. Freilich aber beraubt ja auch kein Räuber den andern; wenn es in seinen eigenen „Besitz“ übergegangen ist, nennt Jeder das Eigenthum „heilig“. Kann denn aber etwa der denkbar ehrlichste Mann dafür einstehen, dass er nicht einen Rock trägt, an welchem die Wolle von einem Schafe stammt, das irgend einmal gestohlen worden? Gegen solche vorstellbare Unsicherheit jedes Rechtstitels kann letzten Endes denn doch nur die willkürliche Normgebung einer positiven Satzung — nicht sowol wahren, als vielmehr nur — schützen, wie in den Ländern der Blutrache dem gegenseitigen Ausrottungskampfe nur durch eine — nach Spiridion Gopčević' Schilderung (Globus B. 39, No. 5) oft recht „comödienhaft“ sich ausnehmende Versöhnungsscene ein Ziel gesetzt wird.

Wäre aber die Welt auf eine Harmonie des Gleichgewichts angelegt, so müsste die Gesammtheit in einer Sphäre ökonomischer Windstille, in einer Zone gemässigter Temperatur schweben, wie man sich solche bei der Bezeichnung „paradiesisches“ Klima vorzustellen pflegt. Und in der That scheint auf den Stufen vorculturhistorischer Einfachheit (wie ihn z. B. Wesenberg noch auf den Samoainseln vorgefunden hat)*) ein derartiger Zustand vorzuliegen, von welchem man sich aber in demselben Maasse entfernt, als die moderne Civilisation ihre kunstreichen Hebel immer ungehemmter durfte arbeiten lassen. Erst musste ein künstliches Pumpwerk in Action treten, ehe das Aufsaugen drüben und das Aufgesaugtwerden hüben den uferlosen Überfluss dicht neben die dürreste Wüstenkahlheit äusserster Armuth erscheinen lassen konnte. Dass aber der Weltgang diesen Weg nahm, würde nimmermehr möglich gewesen sein, wenn nicht der innerste Charakter all seiner Wechselcorrelation ein von Grund aus real-

*) Globus B. 37, S. 128: da findet man es ganz selbstverständlich, dass Jeder seinem Nächsten Obdach und Speise gewährt und macht gar kein Wesen davon, als ob das so etwas Besonderes von selbstverleugnender Liebe wäre und demgemäss wird es dort auch nur anständig gefunden, seinen Baumeister nobel zu bezahlen.

dialektischer wäre. Und das bestätigt sich auch an jeder Einzelfrage, welche der Strom der Tagesgeschichte grade anspült.

So wenig wie die physische Welt besteht ohne jene Factoren, deren irrationelle Incommensurabilität nur in der Form negativer „Wurzeln“ ausdrückbar und berechenbar wird: so wenig kann bereits der Aufbau unseres wirthschaftlichen Mechanismus jener negativ wirksamen Blendhebel entbehren, welche der Verwirklichung ehrlichen, d. h. von ethischen Maximen dirigirten Strebens sich nur als Hemmräder darstellen, und es lässt sich ja nicht leugnen: die Entwickelung musste sich so gestalten, wenn anders sie auch in ihren höheren und höchsten Formen ein getreues — ob auch ein in's Unermessliche projicirtes — Abbild der den innersten Wesenskern der Willenswelt charakterisirenden Selbstentzweiung geben musste.

So ist denn auch, was sich als ärgste Absurdität anlässt, mit nichten allein und ausschliesslich auf Seiten der Socialdemokratie. Auch auf anderen — für ein gut Theil solider und nüchterner geltenden — Wirthschaftsgebieten fehlt es nicht an vollauf würdigen Seitenstücken zu der Widersinnigkeit des Gedankens, bei welcher bereits deren Cousequenz anlangt: jeder Einzelne müsse in ihrer Idealgenossenschaft eben die Arbeit übernehmen, zu welcher er die geringste Tauglichkeit und demgemäss auch die wenigste Lust mitbringe — denn sonst würde er sich ja auszeichnen können und damit die ausbedungene Absolutheit des Gleichseins gefährden. Dabei wirft eben auch in das vermeintlich rein mechanische Auf und Nieder dieser Statik der Wille die Reflexe seines charakterischen Farbenreichthums hinüber und heischt Beachtung für Entscheidungsmomente, welche die Physiokraten und ihre Nachfolger schlechtweg ignorirt oder übersehen hatten, während andererseits der Laie leicht blos die Ungerechtigkeit gewahrt, wo tiefere Einsicht ein realdialektisch leicht als nothwendig zu begreifendes Übel erkennt. So berechtigt nämlich z. B. der Widerstand aller ausserhalb der Handelskreise Stehenden gegen die entgeltlosen Privilegien der Privatzettelbanken sich anlässt, so darf andererseits doch nicht ausser Acht gelassen werden, wie die unzerreissbare Kette der Solidarität allseitig ineinander verschlungener Interessen nicht deren compensationslose Aufhebung leiden würde, da letzten Endes auch der völlig capitallose Arbeitnehmer nach den Verhältnissen, in welchen er nun einmal zu leben hat, sich in Ab-

hängigkeit gestellt sieht von der Möglichkeit, dass dem Arbeitgeber durch jene unnatürlich genug gezogenen Canäle die Mittel ferner zufliessen, welche ihrer Natur nach nur einen ebenso rein ideellen Charakter haben können, wie der Credit, dem sie zu dienen bestimmt sind. Erst wenn das anticipirte Vertrauen sich umgesetzt hat in die Production reeller Werthe: erst dann ist ja ein Etwas vorhanden, das an mehr als nur fictiven Tauschwerthen sein Äquivalent zu finden den „sachlich" begründeten Anspruch erheben darf. Wo aber vollends, wie in dem *au fond* (wenn auch nicht *aux fonds!*) total substanzlosen Getreibe des Börsenspiels, bei welchem Effecten, die gar wenig effectiv aussehen, doch die entscheidende Rolle spielen, die Ausleerung dieses Gedankenprocesses in der Form des abstractesten „Creirens" von Werthen in den reinen Äther des ganz Imaginären sich verduftet: da erleben wir ja gar, dass zeitweilig diese rein conventionellen Potenzen sich mächtiger erweisen können als die handgreiflichste Production der unentbehrlichsten Bedürfnisse, dergestalt, dass wir zuweilen den reinen Schwindel triumphiren sehen über ein aus sichersten Realvaluten aufgeführtes Geschäftsgebäude von nie bezweifelter Solidität. In derselben Richtung aber scheint sich die modernste Staatswirthschaft von den Bahnen der Besonnenheit zu entfernen, wenn sie allgemach das Bedenken fahren lässt, welches sie sonst abhielt, ihre Einnahmequellen den Fluctuationen zu exponiren, welche die allemal auf den Flugsand wechselnder Modelaunen und einander ablösender neuer Erfindungen säende Industrie durchzumachen hat, während doch der an Rom belehrte Historiker Niebuhr sehr wohl wusste, weshalb er — Adam Smith-Krause'schen Theorien widerstrebend — den soliden Grundsteuerzahler lieber im gesunden Bauernstande als bei den nur scheinbar leistungsfähigeren Latifundienbesitzern suchte.

16. Die realdialektische Natur der Tugend.

> Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, dass Du Dich nicht verderbest.
>
> Pred. Sal. 7, 17.

So paradox sich das Wort des Koheleth auch ausnimmt, so entfernt es sich doch nicht allzuweit von dem immerhin recht landläufigen Grundgedanken der Nikomachischen Ethik und auch

aus andern Weltaltern lassen sich unschwer Parallelstellen beibringen, welche ebensowenig einer frivolen Gesinnung entsprungen sind.*)

Als Aristoteles seine Ethik auf ein Mittleres zwischen den Extremen stellte, konnte er Belege in überraschend reicher Anzahl vorführen und so scheinbar einen Inductionsbeweis von ungewöhnlich breiter Grundlage liefern. Dennoch behielt solche gewissermaassen aus dem Durchschnitt nur errechnete Tugendlehre etwas Mechanisches, dessen unbefriedigende Formelhaftigkeit in ganz ähnlicher Weise bei Kant's, nicht minder auf einen Überschlagscalcul verweisender Grundmaxime, wiederkehrt. Das Materiale welches dem Ethischen erst seinen specifischen Charakter gibt, bleibt da gänzlich ausser Acht und überdies liegt die Gefahr nahe, dass die gepriesene *aurea mediocritas* sich hinterdrein als eine gemeine Mittelmässigkeit ausweist, an welcher nichts golden, als die leidlich garantirte Aussicht, zwischen den Endpunkten der Übertreibungen hinsteuernd mit kluger Vorsicht, einen den Lohn der Lebensruhe verheissenden Hafen zu erreichen. Dann hätte also auch in diesem Stücke Aristoteles bestätigt, was Schopenhauer im Allgemeinen von ihm sagt: dass er mehr Scharfsinn als Tiefsinn zeige.

Andererseits aber würden seine ethischen Darlegungen schwerlich zu solch hohem und dauerndem Ansehen gelangt sein, wenn nicht die Fundamentalidee derselben einer tiefer liegenden Wahrheit so nahe käme, dass man sagen könnte, sie sehe dieser recht eigentlich zum Verwechseln ähnlich.

Es ist ja nämlich einer von den in aller Logik und Dialektik strittigsten Punkte der um die Frage nach der Grenze zwischen blossen Gegensätzen und eigentlichen Widersprüchen — und es

*) Banhard, ein Mann von hohem Humanitätsstreben schreibt (in „Ähren vom Felde der Betrachtung" im Capitel „Ach!"): „Es gibt auch schöne Schwächen, die in einer vollkommenen Welt für Tugend gelten würden, in dieser aber wohl überwacht sein wollen. Gutherzigkeit, die überall helfen möchte, und wenn es auch Opfer kostete, wie ist sie so schön und löblich! und gleichwol bietet sie dem Missbrauch und Betrug die Handhabe. Entgegenkommendes Vertrauen gegen Jedermann — wie human! Aber wie sind so Viele schlecht dabei weggekommen! Diese Bereitwilligkeit! — wie leicht wird sie gemissbraucht!" Das lässt sich sogar dahin erweitern: nichts geht leichter in einander über, als „rücksichtsvoll" und „unpraktisch", wie umgekehrt Niemand leichter zu sicheren Erfolgen gelangt als der total Rücksichtslose.

scheint in der That hier nur einer leisen Correctur zu bedürfen, um die von Aristoteles mehr ahnend vorbereitete als klar an's Licht gesetzte Erkenntniss so zurechtzurücken, dass sie auch den complicirtesten Verhältnissen modern ethischer Relationen und Collisionen Raum und Rahmen gewähren könne.

Den Weg dahinüber mag eine dem intuitiven Geiste der in modernstes Fühlen so tief hinabgetauchten George Sand entsprungene Antithese uns weisen, sofern das schon überall citirte: „Ein Jeder hat die Fehler seiner Tugenden", nicht sowol auf eine reine Mitte zwischen Gegensätzen, als auf die Wechselergänzung durch Widersprüche in einer selbstentzweiten Einheit, als den eigentlichen Quellpunkt jeder wahren Tugend hindeutet, während Aristoteles uns nicht weiter führt als zur negativen Einsicht einer Thorenweisheit: Denn *vitant stulti vitia, in contraria currunt* oder zu dem kaum minder seichten Gemeinplatz: Kein Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte.

Am deutlichsten wird sich, was wir meinen, veranschaulichen lassen am Begriff der Gerechtigkeit. Sie bietet — nicht etwa eine abstract neutrale Mitte, sondern — recht eigentlich die concrete Einheit unerschütterlicher Festigkeit und zartester Bestimmbarkeit: der Gerechte muss einerseits eben so unerbittlich allen Lockstimmen falschen Mitleids sich verschliessen können, als andererseits allen Motiven milder Sympathie zugänglich sein. So hat schon Seneca — *de Clementia* II. — ausgeführt, wie in dem Strafe normirenden Richter und Gesetzgeber *severitas* und *clementia* sich zusammenfinden, dagegen *crudelitas* und *misericordia, quae non causam sed fortunam spectat* (urtheilslose Weichmüthigkeit) gleichermaassen ferngehalten werden müssen. Wo das Element des Wohlwollens fehlt, da wird die seinsollende Gerechtigkeit zur gnadelosen Härte tactloser Buchstabenmenschen, und wo ihr die Consequenz des starken Charakters abgeht, verfällt sie der Willkür launenhafter Rührungen. Vollends als *justitia distributiva*, die nicht blos zu vergelten hat, sondern auch einem Jeden zuzutheilen, was ihm zukommt, bedarf sie der Weisheit eines individualisirenden Gemüths, sonst bringt sie es nicht weiter als bis zur Personification eines starren, unterscheidungslosen Buchstabens. In all diesen Stücken aber stellt sich in ihr ein Parallelismus zum Wesen der Liebe dar, sofern diese, auch ganz abgesehen von der Doppelnatur des eigentlichen

Amor, als Einheit von Sehnsucht und Hingebung auftritt und an diesen beiden Ingredienzien in gleicher Proportion das Maass ihrer Intensität besitzt. Je mächtiger im Verlangen der Sehnsucht der egoistische Drang nach Besitz und schrankenloser Vereinigung sich ausdrückt, desto grösser wird auch hinwiederum die Bereitwilligkeit zur Selbstentäusserung und selbstloser Aufopferung für den Geliebten sich erweisen. Und je entzückender die Wonne ist, am Andern solche Gesinnung zu sich wahrzunehmen, desto mehr wird sich der so Beseligte sträuben, sich effectiv die dargebotene Hingebung anzueignen — selbst auf die Gefahr hin, durch den Schein stolzen Verschmähens das liebende Herz zu kränken, welches seinerseits doch in seiner Sehnsucht, als dem Gefühlsreflex seiner eigenen Ergänzungsbedürftigkeit, den Antrieb hat, nun auch zu acceptiren, was ihm allein die Verwirklichung der „Erfüllung" eines sonst leer bleibenden Strebens offerirt: das realdialektische Correlat seines eigenen widersprechenden Wollens. Und wenn sich das dann weiter kreuzt, wenn etwa die von anderweitigen Verbindlichkeiten frei gewordene Hingebungssehnsucht nun von neuem collidirt mit Rücksichten der Pietät oder sonstigen Scrupeln heteronomischer Autoritätsgebundenheit, so ist eben ein Conflict fertig, welcher doch so unleugbar wie unverkennbar gänzlich im Bereich reinster Caritas verbleiben kann. Grade sofern es auf wechselseitiges Beglücken abzielt, ist ja das Liebesleben durchzogen von solchen Amphibolien; wer z. B. Andern einen Kummer ersparen will, dies aber nur kann, indem er sich selber ein schwer Entbehren auferlegt, erreicht bei Edelgesinnten das Gegentheil seiner Absicht, sobald irgendwie sein Versuch zu der dafür erforderlichen edlen Täuschung durchschaut wird: denn die Geliebten wollen ja als Liebende ihn ebenso wenig darbend wissen, wie er sie.

Nicht minder ruht aber die echte Demuth auf dem Untergrunde eines kernigen Stolzes. Wie stark musste sich innerlich jene fromme Büsserin fühlen, die es wagen durfte, ihres Wollens Selbstverneinung in die Form eines freiwilligen Sichwegwerfens zu kleiden, indem sie im Gewande feiler Dirnen durch die Lande zog, um vom eigenen Selbst nichts, gar nichts mehr ihr Eigen zu nennen — und gleichen Halt am eigensten Selbst musste ihr Genosse besitzen, der sich erniedrigte zur kaum weniger verachteten Stellung eines gemeinen Possenreissers. Und wer in der Hingebung der Frau v. Guyon an den ungeliebten

Gatten zum Zweck der Selbstkasteiung mittels der Schmerzen des Kindergebärens nichts als eine absurde Verirrung erkennen will, mag sich doch fragen, wie weit davon denn noch absteht das vielfach begegnende Streben unterdrückter Individuen oder Gesammtheiten, ihren Zwingherren vorzuleuchten in der vollen Unsträflichkeit eines exemplarischen Lebenswandels. Unrecht, das Einem angethan wird, stachelt, wo es nicht Erbitterung weckt und so auf die Wege der Demoralisation ablenkt, aus edlerem Thone geknetete Herzen dazu auf, in voller Mustergültigkeit des Benehmens den Beweis zu liefern, dass ihnen eben Unrecht geschehen und so das paradoxe Wort wahrzumachen: „Unrecht leiden schmeichelt grossen Seelen." Demnach empört sich ohne Frage der einfache Gerechtigkeitssinn bei dem Gedanken, dass unsere staatliche „Rechtspflege" sich noch immer nicht dazu verstehen will, auch dem total unschuldig Angeklagten, der sich auch durch kein eigenes Thun verdächtig gemacht hat, Schadloshaltung zuzusichern für die mit einer Untersuchungshaft und dergleichen verbundenen Leiden. Das kann nur verweigern, in wessen Gerechtigkeit das Moment der Hartherzigkeit das der Caritas überwiegt. — Überall, wo das Mitgefühl mit fremden Leiden zu Acten der Vergeltung aufruft, ist überhaupt die Möglichkeit gegeben, dass das nämliche Gefühl, welches in seiner einen Richtung angesehen als eine Erweisung der Caritas erscheint, nach der andern zu etwas anstachelt, was der Graumsamkeit wenigstens ähnlich genug sieht, um nicht mit einem einzigen entschiedenen Griff völlig davon getrennt werden zu können — und in seiner hierarchischen Caricatur tritt ja das Princip der Liebe selber mit seinen Inquisitionsfoltern unmittelbar in den Dienst einer eigentlichen *saevitia* — und auch ausserhalb kirchlicher Casuistik ist ja bereits die Frage zu ernstlicher philosophischer Erörterung gestellt, wie weit Einer ethisch verantwortlich sein würde, auf eine solche Steigerung des Gesammtelendes hinzuarbeiten, dass es, in sich selber zusammenbrechend, die letzte Erlösung (*final emancipation*) herbeiführen müsste. Dagegen ist von anderer Seite her der Pessimismus als solcher verdächtigt, wie wenn auch von ihm gölte, was Theod. Fontane von der Misère sagt: man will sie nicht detaillirt sehen, denn sie weckt nicht blos Mitleid, sondern auch Degoût — eine Empfindung der Selbstbesudelung und Selbsterniedrigung — fast wörtlich wie Seneca: *Misericordia est vicina miseriae:*

habet enim aliquid, trahitque ex ea und dann fortfährt mit einer Charakteristik, wie sie auch heute noch nicht treffender von Sentimentalität und krankhafter Dyskolie kann gegeben werden: *Imbecillos oculos esse scias, qui ad alienam lippitudinem et ipsi suffunduntur: tam mehercule quam morbum esse non hilaritatem, semper arridere ridentibus, et ad omnium oscitationem ipsum quoque os diducere.* Oder wie taugte zum Arzte oder Erzieher, wer es nicht über sich gewinnt, mit momentaner Schmerzensapplication dem künftigen Anwachsen und Fortwuchern fortdauernder Leidensquanta vorzubeugen? so dass auch hier überall die aristotelische Tugendmitte mehr sich unmittelbar aufdrängt, als erst braucht ermittelt zu werden. Also ist es gar nichts, was über die dialektischen Paradoxien des täglichen Lebens hinausreicht, wenn wir die Liebe zuweilen handeln sehen, als ob sie grausam wäre und sich wol gar boshaft weidete am Schmerz ihrer Pfleglinge oder Zöglinge. Ist doch bei jeder solchen Wohlthat in der Gestalt des Wehthuns auch von Letzterem der Verhängende selber es, der sein volles Theil mit abbekommt.

Um aber die Richtigkeit der [in minder oberflächlichen Anschauungen wurzelnden] realdialektischen Auffassung weiter darzuthun, wird es auch hier nöthig sein, aus der Abstraction der blossen Tugend b e g r i f f e herauszutreten und seinen Standpunkt zu nehmen inmitten der concreten Fülle persönlicher Beziehungen und Aufgaben — etwa da, wo v. Hippel zu dem Ausspruch kam: „Der Gedanke hat mich am meisten erfrischt, dass es Tugenden gibt, die es nicht geben würde, wenn nicht böse Menschen in der Welt wären“ — oder Schiller minder optimistisch seinem Herzog von Augustenburg die Worte schrieb: (Deutsche Rundschau 1876, Maiheft S. 281) „Es ist blos das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält“, woran sich das Parallelwort schliessen mag:

> Wer vor dem Herrn in aller Reinheit stände,
> Ein Schatten wäre er —
> Lebendig ist die Sünde nur im Leben —

und daran hinwiederum die indirecte Bestätigung durch die Einsicht des Chinesen Lao-tse: „Der Weise kennt die Tugend nicht, weil er sie nicht verloren hat — erst wenn das Reich in Aufruhr ist, werden die treuen Unterthanen erkannt“ — und der ernste Zschokke offenbarte die eigentliche Tendenz seiner wahrhaft humoristisch gedachten, angelegten und ausgeführten Novelle

„Tantchen Rosmarin“, welche dennoch das Gegrinse frivol-blasirter Lüsternheit hat erregen können, mit den schneidigen Worten: „Es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge wahrer Unschuld ist.“

Nur am scharf umrissenen Total-Charakterbilde lässt sich aufzeigen, wie widersprechende, also einander gradezu aufhebende, resp. ausschliessende Züge darin eingehen müssen, um lebens- und wirkungsfähige Einheiten herauszugestalten. Requisite, welche in ihrer Isolirung schlechthin unvereinbar scheinen, wollen verschmolzen sein, um das Metall herzustellen, aus welchem das Schicksal sich seine Heldenthumsträger schmiedet. Und nicht minder umgekehrt: die Unzulänglichkeit, an welcher die überwiegende Mehrzahl der Durchschnittsnaturen leidet, wo es gilt, auch nur den einfachsten Anforderungen des Alltags gerecht zu werden — sie kann keine einleuchtendere Erklärung und Begründung finden, als an der logischen Unverträglichkeit der trotz alledem in untrennbarem Beieinander verlangten Erfordernisse.

Darum ist sie aber auch doppelt ungerecht die Überschätzung der lediglich durch grandiose Einseitigkeiten „gross“ gewordenen Männer — denn sie alle haben, da oder dort, ein wesentliches Manco am Vollmenschlichen, während umgekehrt die reichste Entfaltung allseitig keimender Anlage der echten Menschennatur es ist, was jenen Wirrnissen aussetzt, von deren Strudeln abwärts gewirbelt zu werden, das schmerzensreiche Vorrecht der „tragisch Untergehenden“ ausmacht. Was in solchen Fällen — und vorzugsweise grade auch auf Thronen! — als erliegende oder zusammenbrechende „Schwäche“ pflegt angesehen und demgemäss von den „Gesunden“ pflegt verdammt zu werden, das ist in Wahrheit — nach dem Maasse der allein aufrichtigen Natur beurtheilt — ein höher Geartetes, wenn anders sich auch hier das Höher oder Niedriger nach dem Abstande von der „Idee“ bemisst. Denn die Vollverwirklichung des innersten, selber in sich widerspruchsvollen Willenswesens kann wieder nur als ein in sich Widersprechendes sich darstellen — und selbst für jene Colosse der Einseitigkeit bleibt „*in thesi*“ der Satz bestehen, dass auch innerhalb ihrer, dem tiefer dringenden Blick ein Wesenswiderspruch sich als der eigentliche Zeugungsschooss ihrer Grösse offenbart, — und weil ihrem innersten Wesen nach jede Tugend in sich selber ihre Schranke

hat, ist es vorneweg unmöglich, dass menschliche „Vervollkommnung das ihr bestimmt gesetzte Maass jemals überschreite".

Dieselbe Schranke muss dann aber auch dem sittlichen Ideal, dem Sollen und dessen subjectivem Reflex, dem Gewissen, gesteckt sein. Auch die penibelste Gewissenhaftigkeit stellt nicht unmittelbar sicher vor Gewissensangst, weil eben das Maass selber ein schwankendes sein und bleiben muss, wo sich absolute, wirklich unbedingte Postulate nicht aufstellen lassen. Die als Wagebalken definirte Gerechtigkeit bleibt unvermeidlichen Oscillationen ausgesetzt, wo eben auf beiden Seiten Recht und Unrecht zu gleichen Theilen sich mischen, und während wir die Wahrheit als eine fraglose suchen, müssen wir der Wahrhaftigkeit als Tugend eine gewisse Relativität belassen, so dass mit der Dignität auf der Stufenleiter der Tugenden das specifisch Realdialektische an den einzelnen Tugenden nur zuzunehmen scheint, während es das Vorrecht der vulgären Auxiliartugenden sein mag, sich in unzweifelhafter Klarheit normiren zu lassen, weil sie einfach nach der aristotelischen Definition können abgeschätzt und fixirt werden. Fleiss, Mässigkeit, Ordnung, Sauberkeit und dergl. sind ja materialiter angesehen moralische Adiaphora, sofern sie ebenso oft im Dienst des sittlich Verwerflichen wie des Empfehlungswerthen stehen — entbehren aber auch durchaus den Stempel realdialektischen Adels. Und wenn dennoch das richtende, wie warnende Gewissen auch sie zum Object nimmt, so beweist das einfach nur wieder, wie sehr die blosse *conscientia* als solche eine nach darwinistischen Phasen zu markirende historische Erscheinung ist, deren Schopenhauersche Analyse in fünf nichts weniger als homogene Bestandtheile durchaus nicht aus frivolen Gesichtspunkten darf beurtheilt werden, vielmehr jeder gegenwärtigen Ethik das Recht ertheilt, darauf fussend, diesem von conventionellen Ingredienzien so wenig reingehaltenen Begriff nicht mehr die ihm früher gewidmete Ausführlichkeit der Besprechung angedeihen zu lassen.

Wie weit aber die mit Constitutions-Factoren so vielfach sich verschlingende Temperamentsbeschaffenheit Antheil an dem hat, was als der Tugendbestand eines gegebenen Individuums pflegt angesehen zu werden — das war nicht nur bereits in meinen „Beiträgen zur Charakterologie" mehrfach Gegenstand der Betrachtung, sondern auch später noch in einem eigenen Kapitel

meiner Mosaiken und Silhouetten, so dass hier kaum noch etwas nachzutragen bleibt.

Das ist es ja, was schon der blossen Ruhe der Temperamentsgelassenheit so starke Überlegenheit sichert, dass die im schöneren Eifer enttäuschte Bitterkeit sich zu dem Klugheitswort bekennen konnte: alle Tugend überhaupt sei nur Temperamentssache.

Für die weitaus meisten Lebenslagen genügt ja, wofern es nur nicht in Trägheit versumpft, ein gehaltenes Phlegma — nicht zwar, um positiv Gutes zu schaffen, aber doch — was nach der innersten Beschaffenheit der Welt unter Umständen ja soviel werth sein kann, um schlimmeres Übel zu meiden. Wenn aber darnach die Abwesenheit jedes individuellen oder allgemeinen „Pathos“ die Balance des civilen Menschen am besten gewährleistet, so bringt es dafür aber auch Keiner über den Bereich der ausgefahrenen Gleise hinaus, der nicht mit lebhafteren Pulsen und Impulsen an irgend einem Special-Interesse betheiligt ist. Mit andern Worten: „die beste Frau“ und der beste Philister haben ihr gemeinsames Lob an dem gleichen negativen Merkmale, dass Niemand von ihnen spricht, weil ihnen Niemand etwas Böses nachzusagen hat. Von effectiver Tugend und Tüchtigkeit kann also erst die Rede sein, wo irgend welche Eigenschaften aufragen aus dem Niveau der blossen Indifferenz. Vertiefend und verstärkend müssen besondere Kräfte und Gaben rein individueller Natur mithinzutreten, wo irgend ein reiner Typus herausgearbeitet werden soll, und die Skala ihres Mehr oder Weniger ergibt ja erst die Grade ihrer Annäherung an die Vollkommenheit.

Die Gleichgültigkeit der Indolenz „die's gehen lässt, wie's Gott gefällt“, macht noch keinen rechten Vater, aber die blosse Energie des Nährens, Lehrens und Wehrens ebenso wenig.

Überhaupt lässt sich grade am einfachen Hausvater mit seiner erwerbenden, erhaltenden und erziehenden Thätigkeit welcher als solcher doch gewiss keine Ausnahmestellung mit Ausnahmepflichten und Ausnahmeverwickelungen darbietet, am anschaulichsten darthun, wie widerspruchsvoll auch das Alltäglichste in einander greift. Wie vielfach collidiren schon jene simpeln drei Pflichtkreise, und wie wenig ausreichend erweisen sich alsbald die bequem sich anhörenden Normen nach dem allgemeinen Kanon des *Ne quid nimis!* — will doch diese sich

rein quantitativ anlassende Maassbestimmung ihr eigentliches Gesetz an der ganz bestimmten qualitativen Natur der jedesmal vorliegenden Conflicte erst aufgesucht haben.

Wo sich die „allgemein-menschliche“, um nicht zu sagen „thierische“ Liebe verinnerlicht zur bewussten, opferbereiten Zärtlichkeit, da stellt sich nur allzuleicht ein Dilemma ein zwischen dem physischen und psychischen Können: die grössere Intensität des Gemüthslebens hat eine feinere Organisation des Nervengeflechts zur Voraussetzung, und solche ist allemal eine gar zweifelhafte Basis für die Behauptung jener Ruhe, welche so wenig sich als Andere zu schädigen in Versuchung geräth — und die nämliche Constitution, welche das beste Zeug herleiht für die Bedürfnisse und Anforderungen familienhafter Gemeinschaft, erliegt zuerst den unausgesetzten Attacken auf körperliche und geistige Recreation. So stehen Wollen und Können in einem directen und stricten Widerspruch, der über blos conträre Gegensätzlichkeit weit hinausreicht.

Wie wenig aber für solche Incompatibilitäten etwa das triviale Volksgebot ausreicht, das Eine thun und das Andere nicht lassen! — das gewahrt Jeder, dem der Blick geschärft ist für das Unbeseelte in solch einer blossen Juxtaposition von Beziehungen, welche nur im engstverschlungenen Ineinander zur Wärme und Fruchtbarkeit wahren Lebens gedeihen können.

Darum erweist sich auch das Auskunftsmittel meist unzureichend, mit welchem die Natur dem beiderseitigen Mangel durch die Wechselergänzung der Geschlechter abhelfen zu wollen schien — denn je mehr man an der Hand Deinhardt's die Auslegung jener bekannten Stelle in Schiller's Glocke realdialektisch vertieft, desto klarer erkennt man, wie nur aus der Einheit des polarischen Gegeneinanders die geforderte Wesensfülle sich ergeben kann, diese aber bereits an der mitgebrachten Zwiespältigkeit der eigenen Individualität — schon in ihrer Isolirtheit die Vorbedingung zu jener correlaten Verschmelzungs- und Ergänzungsmöglichkeit *potentialiter* muss in sich getragen haben, so dass grade auch an diesem Beispiel so vollständig und schlagend wie nur immer möglich sich bestätigt, wie alle Realisation höher potenzirter Tugendelemente auf ein Ineinander realdialektisch sich verhaltender Factoren gestellt ist.

Von erhabenerem Betrachtungsstandpunkt aus mag aber

Analoges noch an der gleichfalls bereits erwähnten Wahrhaftigkeit dargethan werden.

Keine Tugend ist mehr wie diese darauf angelegt, in echt tragische Conflicte zu verstricken, und keine trägt so sehr den Charakter einer von aller Rücksicht auf eine andere als die ihr selber immanente Glückseligkeit emancipirten Selbstherrlichkeit an sich — ja ihre zum Martyrium gradezu prädisponirende Eigenthümlichkeit verklärt sie zur Würde einer direct antieudämonistischen Stellung.

Aber gleich bei der Fragstellung, ob die Wahrheitspflicht metaphysisch, also absolut, oder nur teleologisch, d. h. bedingt herleitbar sei, drängen sich realdialektische Erwägungen von ganz besonderer Wucht heran.

Auf kürzestem Wege gelangt man, wie es zunächst scheint, an's Ziel, wenn man gleich vorneweg den Willen zum Leben ebensosehr als einen Willen zum Wissen hinstellt. Als solcher würde er so wenig getäuscht werden, wie in seinem Daseinstrachten gehemmt sein wollen, und wie die auf Mitleid gestellte Ethik im Leiden Alles zu beseitigen bestrebt ist, was das Leben als solches in seiner Selbstvollendung aufhält und schädigt, so wäre die Forderung der Wahrhaftigkeit nur ein Ausdruck des unmittelbaren Verlangens nach Befriedigung des Wahrheitsdranges. Darauf führt ja die Deduction in Zarathustra's Lehre hinaus, welche das Wahre unmittelbar neben das Gute stellt, die Sonne ist das Licht- und Lebenspendende — ohne Licht kein physisches, ohne Wahrheit kein geistiges Leben. Auf der Lichtseite stehen die, welche in der Sprache der Botokuden die Nicht-Lügner heissen — denn wer lügt, will nicht erkennen lassen, wie es ist, sondern wie es nicht ist. — Darnach charakterisirt sich die Wahrheitspflicht symbolisch als Befriedigung eines der beiden gleichberechtigten Urbedürfnisse — was freilich dem *primum vivere, deinde philosophari* einen so herben satirischen Beigeschmack gibt.

Allein dabei bliebe die Kehrseite unbeachtet: das ebenso unverkennbare Streben des Willens, sich in Selbsttäuschungen einzuspinnen — die Natur liebt die Illusionen, sagt Goethe, und bestraft Jeden, der solche stört. Und das gilt nicht blos für praktische Zwecke, sondern auch auf rein theoretischem Gebiete gefällt sich der Wahrheitswille oft genug in Veranstaltungen, welche auf möglichst unzerstörbaren Selbstbetrug abzielen — wie

z. B. gleich mit dem Wahn von der logischen Correctheit des innersten Wesenskerns, — aber auch in all den festverschlungenen Hypothesengeweben, wo immer ein Lügenfaden den andern stützen und tragen muss.

So wäre denn auch hier vorneweg die Realdialektik fertig — und wie derselbe Wille, der sich als Wille zum Leben bejaht, als Wille zum Sterben sich verneint, so steht der Affirmation des Willens zur Wahrheit die Negation eines Willens zur Lüge gegenüber — wie ja denn auch erfahrungsmässig kein „Laster" verbreiteter ist als Neigung zur Unwahrheit.

Man kann ja auch keineswegs sagen, dass die Unbedingtheit der Wahrheitspflicht selber ein allgemein anerkannter Satz der Moral sei. Der Rigorismus Kant's hat grade in diesem Stücke Widerspruch genug gefunden — seine Begründung nannte man abstracte Consequenzenmacherei, seine Befolgung unpraktische Schwärmerei — und man könnte sogar auf den Einfall kommen zu behaupten: in diesem Stücke sind gerade die Berufsphilosophen (— von den „professionellen" allerdings wohl zu unterscheiden! —) allzusehr Partei, um von der nöthigen Unbefangenheit zu sein, weil das Wahrheitspathos ihre persönliche Force ausmacht, und sie deshalb — sozusagen von Zunft- und Handwerkswegen — geneigt sein werden, den Interessen der Wahrheit alle andern, auch die der eigenen Selbstliebe hintenanzusetzen.

Die absolute Offenheit führt ebenso gewiss in Brutalität und Dummheit, wie die absolute Verschlossenheit das *bellum omnium* eines allseitigen Misstrauens zur Folge haben müsste. Tact und Discretion kann man denn doch schliesslich auf keinem Felde sittlicher Bewährung ganz entbehren — und mit gutem Fug hat die praktische Nüchternheit die Zweischneidigkeit der unbedingten Aufrichtigkeit herauserkannt, auch grade da, wo solche am ehesten unerlässliche Pflicht scheinen möchte, indem man bemerkte, dass blosse Convenienz- und Vernunft-Ehen schon deshalb meist glücklicher ausfielen, als wie die aus Liebe geschlossenen, weil in ihnen nicht „Poesie und Höflichkeit" durch allzugrosse Offenheit geschädigt würde. Gleichwol findet doch andererseits wirkliche, intensive Liebe nirgends anders ihr volles Genüge, als in uneingeschränkter Lebensgemeinschaft, deren Begriff mit irgend welcher Reservirtheit vorneweg schon schlechthin unverträglich ist, wie er mit dem auf Verschmelzung zu absoluter Einheit hinstrebenden Wesen echter Liebe congruirt.

Es ergeben sich also vom Standpunkt der Liebe noch ganz andere Collisionen mit der Wahrheit als blos die Rücksichten mitleidiger Schmerzersparniss oder eines Vermeidens von Störungen bei wohlthuenden Heilprocessen. Manche Naturen erweisen sich auch da absolut unfähig zu heucheln, wo ihnen Motive der Schonsamkeit ein zartes Schweigen auferlegen möchten: sie würden daran ersticken müssen, sollten sie irgendwo die sich vordrängenden Meinungen an sich halten — ihr Geist würde ihrem Willen jede Mithülfe versagen, wenn dieser von ihm forderte, auf Trugreden zu sinnen. — Wie Viele gibt es nicht, die es absolut nicht über sich bringen, den Mund halten zu sollen, wo sie Unrecht und Lüge sich breit machen sehen oder ungerechte Anklagen lautwerden hören, ganz gleich viel, gegen wen? — die eher platzen und mit vollem Bewusstsein dem eigenen Untergang entgegenstürzen, als unzweifelhaft Erkanntes, was zu wissen für andere einen Werth haben könnte, unbezeugt lassen.

Mag man immerhin dergleichen ethische Constitutionen dem weichen Eisen vergleichen und sagen, sie bedürften der Härtung, sei es auch auf dem Wege der Beimischung luftiger Gase, wie man Stahl herstellt — darum bleibt es nicht minder wahr: schon jede Dissimulation — wie viel mehr also noch irgend welche Simulation! — ist, sofern sie auf einer Art von Selbstbeherrschung beruht, auf eine innere Selbstentzweiung gestellt: sie erfordert ein innerlich dem einfachen und nächstliegenden Reflex der Aussenwirkung entgegenstrebendes Wollen, und man hat sie deshalb vom Standpunkt gradliniger Logik nicht so ganz mit Unrecht als ein noch mehr Widernatürliches denn Unnatürliches bezeichnet.

Und doch hat das Recht einer gewissen Dissimulation noch kein Rigorist zu bestreiten gewagt. Im Kampf um's Dasein erweisen sich gewisse Strategeme als schlechthin unentbehrlich, wenn sich nicht Einer in absoluter Askese zur unmittelbaren Beute der ersten besten Bosheit seines lieben „Nächsten" auf dem Präsentirteller offeriren will — jedem Hansnarren sein geheimstes Denken und Fühlen auskramen, heisst unzweifelhaft selber einer werden, und das Recht, eine „ausweichende Antwort" zu geben, steht nicht blos Diplomaten, sondern auch ehrlichen Leuten zu; und wenn die Intriguanten dadurch eine Masche im Netz ihrer Ränke zerrissen werden sehen, so sollen

sie sich nicht beklagen, wie wenn sie die harmlosen Wahrheitsfreunde und heimtückisch Dupirten wären. Solchen wird kein wirklicher Anspruch geschädigt, wenn man sie abspeist und laufen lässt mit irgend einer Redensart, aus „der sie nicht recht klug werden können“ und „mit der sie nichts Rechtes anzufangen wissen“.

„Förderlich“ pflegt es ja doch auch nicht grade zu sein, in der Weise Rousseau's die eigene Persönlichkeit in's grelle Licht einer unbeschränkten Offenheit zu rücken — im Gegentheil: es gibt kein sichereres Mittel, sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Grund aus zu ruiniren, als durch allzugrosse Aufrichtigkeit hinsichtlich der eigenen Person und sich damit vor der getäuscht sein wollenden Welt eine Blösse zu geben, in welcher die Gutmüthigen nur Dummheit, die Ruchlosen die schärfste Waffe für die eigene Hand finden.

Dass aber solche um alle Folgen unbekümmerte Wahrhaftigkeit dennoch vielleicht selber die allerhöchste Tugend sein könne — mag uns auf unsere realdialektischen Pfade zurückleiten, damit allerdings aber auch zu einer Erkenntniss, von welcher unter Zehntausend höchstens Einer eine Ahnung hat — allen Andern gegenüber heisst dergleichen: sich etwas vergeben oder, wo derselbe Drang sich auch einmal auf die Person und Verhältnisse Dritter richtet: den Samen zu unheilbaren Zerwürfnissen ausstreuen. Jedenfalls passt eine so angelegte Natur schlechterdings nicht hinein in die heutigen Geschäftsverhältnisse — da kann er nur verlieren und zu Grunde gehen — zum Gespött der schlau Reservirten — wenn es Rousseau nicht rettete vorm Verachtetwerden, dass er stolz in die Welt hinausrief: „so schlecht bin ich — aber zugleich überzeugt, dass die Tausende, welche für die Besten gelten, im Innern noch viel schlechter, nur weniger ehrlich sind.“

Und unzweifelhaft *suo jure* — denn hier offerirt sich uns von selber eine scharf pointirte Antithese, um unsere Betrachtung auf das Feld der Casuistik wissenschaftlicher Apologetik und Polemik hinüberzuleiten. Aus einfachstem Munde ging das einfache Wort: „Jeder hält doch auch seine Überzeugung für wahr — wäre das nicht, so hörte ja alles Selbstsein auf“, und dem steht gegenüber in Wilhelm Jensen's Nirwana die Zeichnung Solcher, „die selber nicht glauben an das, wovon sie doch überzeugt sind.“

Damit stehen wir wieder an dem Grenzbereich dessen, was die Charakterologie die Communionsprovinz nennt — an den *thoughts tongued but not brained* — vor Gedanken, die „nicht in Fleisch und Blut", vor Überzeugungen, die nicht in Gesinnung übergegangen — mit Einem Wort: vor der vom Willen losgerissenen Vernunft, von deren Abstractionen kein Rückweg mehr zurückführt zur Willensbestimmung, weil ihnen alle Motivationskraft abhanden gekommen, wie der Phantasie des Impotentgewordenen, die *vis erigendi*.

In dieser Beziehungslosigkeit ist aber das Wissen und selbst das Wissenwollen dem Bereich des Ethischen so total entrückt, wie die Bewegungen an einer Rechenmaschine — und wir stehen am äussersten Pol zu dem Lessing'schen Gedanken, das Streben nach Wahrheit stehe unendlich viel höher als deren Besitz. Das aber läuft darauf hinaus, dass hier wie überall das eigentliche Kriterium alles echt Moralischen in der *bona fides* besteht. Mag, was Einer ausrichtet, an sich noch so unbedeutend sein: seine Weihe empfängt es dadurch, dass es nach bestem Wissen und Gewissen gethan ist — und „wenn ich alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntniss" und hätte der Liebe zur Wahrheit nicht, so wäre mirs nichts nütze.

Aber eben deshalb kann, wofern nur Motive der Selbstsucht ferngehalten bleiben, die Wahrheit auch auf Umwegen erlangt werden. — Bis zu einem gewissen Grade sind selbst halbbewusste Selbsttäuschungen dabei nicht schlechthin ausgeschlossen: sie können das Thun und seine Energie in ähnlicher Weise beschwingen wie die Vorspiegelungen des praktischen Idealismus, trotz dem damit verbundenen Bewusstsein ewiger Unerreichbarkeit — und mit Mitteln der Unwahrheit Zwecke der Wahrheit verfolgen müssen, ist ja nicht realdialektischer als dass es die Leiden sind, welche uns Gelegenheit bieten, unser Mitleid zu beweisen.

Die Lust am Fabuliren verträgt sich ja mit völlig intacter Ehrlichkeit, wie umgekehrt grosser philosophischer Eifer mit wenig persönlicher Redlichkeit — und an Beiden erlebt man das Gleiche: er lügt, dass er es selber glaubt, wobei man das „dass" ebensogut als ein finales, wie als ein consecutives verstehen mag. Die Macht der Hypothesen ist nicht minder sinnberückend wie die der Phantasmen — und Beide beruhen auf jenem Bedürfniss, eine Welt von Illusionen um sich herzustellen.

Davon steht ja der künstlerische Schaffenstrieb mit seinen innersten Motoren gar nicht mehr weit ab. Der unbefriedigte Drang aus der Wirklichkeit hinweg schafft Einbildungen, welche „unwillkürlich“ Dasjenige erhöhen, verklären, idealisiren, was nach der „Erinnerung“ als ein einst Wirkliches geschildert wird. Da braucht nicht einmal das Interessantseinwollen hinzuzutreten, um allerlei Fälschung hineinzubringen: die Phantasie beschafft das Alles aus eigenster Initiative — womöglich auf dem alltäglichsten Abstractionswege, indem sie einfach die negativen illusionsfeindlichen Merkmale „fallen lässt“. Und wen gäbe es, der auf wissenschaftlichem Felde für irgend eine vorläufig aufgestellte Theorie reiches Beglaubigungsmaterial suchen könnte — und dergleichen wirkt ja sogar ansteckend wie der Wüstenragel — ohne dass ihm nicht selber zuweilen unterwegs ernste Zweifel aufstiegen, ob er auch auf dem rechten Pfade sei. Wollte er aber, um sich das Bewusste der *bona fides* absolut intact zu erhalten, solchen Querfragen sofort Ausdruck geben, so würde er niemals vom Fleck kommen, also auch niemals den Punkt erreichen, wo seine Aufstellungen erst die rechte Probe bestehen könnten.

Solche Antagonismen sind ja sogar nicht ohne gewisse evolutionistische Teleologie. Ohne das Gegengewicht jener *vis inertiae*, welche sich nach Ruhepunkten der Forschung sehnt, würde alles Prüfen in einen absolut bodenlosen Abgrund unbeschränkter Skepsis versinken, und ohne ein ganz klein wenig Reaction des Eigensinns würden wohlberechtigte Einfälle viel zu früh wieder aufgegeben werden — die Bescheidenheit des *Ignoramus et ignorabimus* würde zu völliger Apathie und Indolenz führen müssen, wenn nicht ein *stimulus* des Ehrgeizes nachhülfe, das schon verzagen wollende Nachdenken von neuem anzustacheln: also vermöge der realdialektischen Construction dieses Mechanismus wirken Bequemlichkeit und rastloses Vorwärtsstreben gleichermaassen als Hebel des intellectualen Fortschritts: dem gediegenen Golde der absoluten Ehrlichkeit muss ein kleiner Zusatz unedleren Metalls erst die erforderliche Härte geben, damit das fungirende Räderwerk nicht der widerstandsfähigen Festigkeit entbehre. Und wagen wir uns, ob erst nur schüchtern, mit der Application des Realdialektischen vom intra- auch auf das interindividuale Gebiet, so gewahren wir dort den entsprechenden Vor- und Fortgang, wo fremder Irrthum zum Motiv und Anlass eigenen Wahrheitsfindens wird, was Katzenberger

so schildert: „Ein Irrthum ruft eine neue Idee in's Leben — ihr wirft sich sofort alle Arbeit zu und bildet sie in so abstracter Einseitigkeit aus, dass neue einschränkende Gegensätze wachgerufen werden“ — und auch hierfür hat E. v. Hartmann dem ihm so verhassten Princip seinen Obolus entrichten müssen, als er von der Entstehung der Raumanschauung schrieb: „Die letzten Endes aus der Unvollkommenheit unserer Auffassung entspringende Illusion ist es also allein, welche uns die auf keine andere Weise für uns zu erlangende Möglichkeit verschafft, unser subjectives Abbild der Ordnung der wirklichen Dinge einer wichtigen Eigenschaft derselben conform zu machen.“ Und wie oft wissen wir denn überhaupt selber, ob wir die Wahrheit sagen, sagen können? Die Mittel der Selbstcontrole unserer Aussagen beschränken sich ja selber auf den Bereich des Erscheinenden als solchen, und dessen essentiale Natur können wir nur insoweit erschliessen, als es uns gestattet ist, einen Schein an dem andern zu messen. Selbst das eigne Wollen entzieht sich ja — und oft grade am hartnäckigsten vermöge seiner realdialektischen Natur — der sichern Selbsterkenntniss, deshalb ist es um die vollkommene Ehrlichkeit so bestellt, dass ihre Möglichkeit eines der misslichsten Requisite der Ethik ist. Dass wir eine Hallucination durchschauen, berichtigt ja keineswegs ohne Weiteres unser sachliches Wissen positiv und direct, bringt uns vielmehr zunächst lediglich negativ dessen Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit zum Bewusstsein. Grade was wir Treue eines Spiegels nennen, besagt ja nichts anderes, als dass der nämliche ursprüngliche Eindruck sich mit möglichster Genauigkeit des Details noch einmal wiederholt, verdoppelt vor uns steht, wobei auch, was wir das Original nennen, in gleichem Maasse der directen, objectiven Realität entbehrt.

Nun ist es aber auch unmittelbar der Wille selber, der in der Spannung seines realdialektischen Zwiespalts, als so gerichteter, eine Meinung approbirt und so zur Überzeugung erhebt, während er ihr vermöge seiner entgegengesetzten Richtung widerstrebt — und es hängt vom Zufall ab, ob Mächte an ihn herantreten, welche solchen anfänglich latenten Potenzen eines Tages zur Actualität verhelfen.

Der Motive, welche dabei in Wirksamkeit treten können, sind ja viele und zum Theil feine. Die Systemliebe, ohne welche doch kein wirklicher Philosoph (im Unterschiede vom

blossen Gelegenheitsdenker) kann gedacht werden, verlockt in mancherlei Selbsttäuschungen, während vielleicht gleichzeitig das so oder so in irgendwelcher „Vorliebe“ befangene Herz in entgegengesetzter Richtung ablenken möchte. Ohne Sanctionirung durch den Willen wird ja keine Meinung zur Überzeugung — wie also, wenn der Wille seiner innersten Natur nach der Einsicht in gewisse Wahrheiten widerstrebt, wie dies ja mit den pessimistischen und nach den gradlinig logischen Velleïtäten auch mit den realdialektischen der Fall ist?

Da kann es ohne Heuchelei geschehen, dass einer praktisch — d. h. im Drange unwiderstehlicher Motivation — verleugnet, wovon er deshalb theoretisch nicht weniger zuversichtlich überzeugt ist. Und es hiesse ja den Humor selber zur directen Lüge stempeln, wenn es einem in der Wolle gefärbten Pessimisten verwehrt sein sollte, anders seine Erscheinung zu machen, als auf Schritt und Tritt in der forcirten Verzweiflungsattitude eines Leichenbitters einherstolzirend.

Allen Ansichts- und Stimmungs-Oscillationen sich zu entziehen, ist bei dem realdialektischen Grundwesen unserer Natur unmöglich, und insoweit muss unter Umständen zur Ehrlichkeit selbst eine blos momentan vorhandene *bona fides* genügen.

Spinoza und Herbart hätten ja nimmermehr das Willenselement so völlig eliminiren können aus ihrer Weltconstruction, wenn sie nicht hätten behaupten können, es in jedem Urtheil als solchem schon drin zu haben, weil darin der Intellect selber Functionen des Willens ausübt, nämlich der Ablehnung oder Anerkennung, wie sie als immanente Momente in jeder Entscheidung mitgegeben sind. Insofern schreitet die Zunahme unserer Erkenntnisse durch lauter Willensacte vorwärts. Und wenn Schopenhauer meinte, die Willenssubstanz selber mittels einer blossen „Verneinung“ (*nolo*) abthun zu können, so stand er im Grunde auf demselben Boden, wie Fichte, wenn er, von der entgegengesetzten Seite herkommend, sagt: „Der Glaube ist kein Wissen, sondern ein Entschluss des Willens, das Wissen gelten zu lassen“ — was sich speculirende Theologen natürlich nicht haben entgehen lassen, um es dahin zu erläutern resp. zu erweitern: dass ja der Glaube als *fiducia* überhaupt dem Willen und nicht der Erkenntniss angehöre, „eine Bestimmtheit des Willens sei“ — womit man augenscheinlich, aber doch wol auf Kosten der ursprünglichen Meinung des Apostel Paulus und des

Kirchenvaters Augustinus und in halb rationalisirender Weise „begründen“ mochte, dass der Glaube demnach auch sehr wol könne „angerechnet“ werden.

Dagegen besagt der neuerdings immer öfter vernommene Ausdruck „Opfer des Intellects“ ganz unverhohlen, dass es als ein schmerzhafter Verzicht der Betheiligten empfunden wird, wenn sie jeder Selbständigkeit des Urtheils in Glaubenssachen abschwören. Dergleichen erfordert, wo nicht angeborner Stumpfsinn es überflüssig macht, einen ausdrücklichen Willensact der Selbstüberwindung, gegen welchen in etwas energischeren Naturen die Reaction noch sehr lange nachwirken kann. Bei Einigen bricht sie ja noch in einem Alter durch, wo sich dessen kein Mensch mehr versehen hätte.

Einen Entschluss fassen muss auch Jeder, welchem die Einreden des Skepticismus und Kriticismus zum Bewusstsein gebracht sind, um an irgend einem Punkte wieder einzusetzen mit dem Dogmatismus des mehr oder weniger naiven Realismus. Ohne eine gewisse Gewaltsamkeit geht es dabei nicht ab. Überhaupt ist es ja nichts so Leichtes darum, etwas sich Aufdrängendes ignoriren zu wollen. Aber weil doch alle Auflehnung wider die unübersteiglichen Schranken den Kreis unseres Könnens nicht erweitert, so nimmt man sich endlich vor, auch hier mit dem Erreichbaren vorlieb zu nehmen, und eingedenk des *Ultra posse nemo obligatur* gibt sich auch das Wahrheitsgewissen bei dem zur Ruhe, was es „nach Menschenmöglichkeit“ ergründen kann.

Der Wille gleicht gegenüber dem was ihm der Intellect präsentirt, dem Souverän, welcher auf den Vortrag seines Ministers hin, seine Entscheidung trifft. Wäre ein solcher von sich aus ohne alle Fähigkeit, das Richtige zu erkennen, so wäre es auch um alle seine Macht eitel Blendwerk, denn er bliebe die selbstlose Marionette in der Hand seines Berathers, welcher in Wahrheit sein Leiter wäre. Der vortragende Rath hat aber nur die Aufgabe, das Detail zu prüfen und festzustellen — wie auch der Berichterstatter in parlamentarischen Versammlungen — der nach festen Normen erfolgende Beschluss bleibt darum nicht weniger Sache des eigentlich Entscheidenden. Das ist der Sinn davon, wenn die Charakterologie sagt: der Wille trifft die Auswahl seiner Maximen und Grundsätze aus seinem eigensten Innern mit Hülfe des das Bewusstsein vermittelnden Intellects

— und bekennt sich überhaupt erst dann „überzeugt“ durch Thatsachen oder Gründe, wenn er vermöge seines eigensten — dazu hinlänglich spirituell gearteten — Wesens sich bewogen fühlt, dem ihm „Vorgestellten“ oder Vorgetragenen sein Placet zu ertheilen. Und dass dem also ist, dünkt mich sogar die eigentliche und einzige Garantie für die erkenntnisstheoretische Möglichkeit, das Wahre überhaupt zu erkennen, weil letzten Endes denn doch Erkennendes und Erkanntes gleichen, wo nicht gar Eines Wesens sind.

Und so ist auch mein ontologischer Satz gemeint: die Wahrheit sei das subjective Correlat zu dem, was objectiv Nothwendigkeit heisse, als welche ihr Wesen an der Einheit von Essentia und Existentia habe.

Dass man für die Voraussetzungen der übrigen geistigen Thätigkeiten an vagem „Vermögen“ genug zu haben glaubte, für das Urtheilen aber stets eine Urtheilskraft verlangte, bestätigt auch von Seiten des Sprachinstinkts die hier dargelegte Auffassung, nach welcher alles Urtheilen als Willensact zugleich eine Kraftbethätigung in sich schliesst. So statuirt schon Spinoza für das Wissen eine gewisse Imputabilität und Responsibilität, so dass der Irrthum als Schuld (Sallust's *„peccatum“*) erscheint, indem es Sache des Willens wäre, um sicher zu gehen und sich vor Täuschungen zu hüten, sein Votum bis dahin zu suspendiren, wo er sich nach Menschenmöglichkeit für vollständig informirt und instruirt halten dürfe.

Die Bedeutung, welche die Wahrhaftigkeit als unentbehrliche Bedingung für die Realisation des Rechtslebens hat, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen, weil die damit gesetzte Pflicht nicht über den Bereich des *jus* als solchem hinausreicht, hier aber uns nur die Wahrheit als Selbstzweck angeht, wo sie rein um ihrer selbst willen gesucht und verlangt wird und deshalb auch unter der gleichen Modalität gegeben werden soll. Dort wird sie als blosses Mittel in Anspruch genommen, als etwas, das Einer dem Andern schuldig sei, damit nicht anderweitige Zwecke der Gesammtheit unerfüllt zu bleiben brauchen. Darauf beruht nicht nur die Einrichtung des Zeugenzwanges, sondern letzten Endes auch die schwere Strafbarkeit des Meineids.

17. Stellung der Realdialektik zur Religionsphilosophie.

Im Rückblick auf Rechtslehre und Moral werden wir erst deutlicher gewahr, wie beide einer gemeinsamen Wurzel entsprossen — etwa wie nach Darwinistischer Lehre Affe und Mensch nicht von einander, sondern von sich differencirenden Ahnen descendiren sollen — und am Begriff der Sühne und Busse mochten wir eine Brücke erkennen, über welche eine fruchtbare Begattung zwischen Beiden möglich werden konnte. Das Ideal der Einen war die ewige Gerechtigkeit, das der Andern die erbarmende, rettende Liebe — und eine Verwirklichung Beider, zumal in einem Reiche des Friedens, ist die Idee des jüdischen Messias wie des christlichen Himmelreichs. Da sollen auch Recht und Pflicht ihre Ausgleichung finden in der Einheit einer kampflos ungetrübten Glückseligkeit.

Also eine Privation dessen, was auf Erden den Inbegriff des Elendseins ausmacht, muss den positiven Inhalt für das religiöse Ideal hergeben — oder mit andern Worten: was im Diesseits ein ungelöster Widerspruch bleibt, dessen Versöhnung wird vom Jenseits gehofft. Deshalb hat auch an die Stelle der bequemen Fabel vom Priestertrug die Einsicht zu treten, dass kein Volk sich etwas weismachen lässt, wenn nicht der Verkündiger der Predigt es versteht, das geheimste Sehnen seines Herzens zu erlauschen und dessen Erfüllung zu verheissen.

Von so einfacher Wahrnehmung aus darf die Realdialektik auf dem Wege einer simplen Verallgemeinerung zum Schlüssel für das eigentliche Grundwesen aller Religionen zu gelangen glauben und verlässt auch damit nicht die Pfade ihrer nächsten Vorgänger, indem es doch offenbar der gemeinsame Mutterschooss des religiösen und philosophischen Denkens — das metaphysische Bedürfniss — ist, aus welchem je und je das Streben entsprungen ist, zum Widerspruch des Weltwesens und allen seinen Manifestationen eine feste Stellung zu gewinnen — sei es mit der bisherigen Philosophie und den meisten Religionen in der Position des Überwinders, sei es mit der Realdialektik und den brahmanisch-buddhistischen Religionsformen in der demüthigeren Haltung Eines, der sich unterwirft und seine Selbstbehauptung in der rückhaltlosen Anerkennung des eigentlichen Weltbeherrschers

— eben der essentialen Widerspruchsnatur alles Seienden — zurückgewinnt.

Die nähere Verbindung, in welcher die Religion zur intellectualen Entwickelung steht, macht auch den engeren Zusammenhang verständlich, welcher für das specifisch Religiöse gegeben ist mit geographischen Coëfficienten: in höherem Grade als das mehr allgemein menschliche Morale sind die Unterschiede des specifisch Religiösen in erkennbarer Weise abhängig von den anthropologischen Momenten der Rassen- und Stammeseigenthümlichkeiten, weshalb ja auch schon Lessing so eindringlich warnte, nicht das Moralische am Religiösen, sondern dieses an jenem zu messen. Denn unleugbar ist es viel leichter, einen festen Kern ethischer Wahrheit herauszuschälen mittels speculativ-historischer Behandlung ethischer Probleme, um an ihm einen triebfähigen Keimpunkt für die weitere Ausgestaltung ethischer Naturgesetze, als auch nur eine Begriffsdefinition zu formuliren, unter welche sich wirklich alle factisch vorliegenden Religionen subsumiren lassen.

Ein auf sein *Natura non facit saltus* pochender Evolutionist darwinistischer Schulung aber könnte auf den Einfall kommen, je höher hinauf in der Thierwelt, desto mehr sei im Verhältniss zum Menschen — z. B. des Hundes oder Pferdes — ein Analogon des Gefühls vorbereitet, welches der Mensch seiner Gottesidee gegenüber empfindet, einschliesslich der Gehorsamspflicht gegen den Versorger.

Aber mag, wie Peschel ausgeführt hat, die Anregung der religiösen Phantasie und speciell der monotheistischen Anschauung vorzugsweise durch Wüstenumgebung bedingt sein, indem in der reinen durchsichtigen Luft die Sinne sich schärfen, aber in demselben Maasse — realdialektisch genug — die Empfänglichkeit für Hallucinationen aller Art wächst vermöge der gesteigerten Spontaneïtät der Nervenirritabilität — oder mag die brutwarme Nebelatmosphäre in den Niederungen des Ganges erschlaffend auf alle somatische Spannkraft einwirken und als höchste Wonne die absolute Ruhe der Apathie vorgaukeln: das geht ja doch immer nur die physiologische Grundlage der Religion an, nicht das Metaphysische in ihrem Ursprunge. Es sind blos zufällige Unterschiede der individuellen Subjectivität, ob ein Religionsstifter in Visionen von traumhaftem Charakter Paradiesestrunkenheit schlürft oder dem qualitätslosen Om der Nirwana

entgegendämmert, ob er mit semitischer *sagacitas* alle Consequenzen eines Principialgedankens zieht, wie der Araber mit der Reinheit seines Monotheismus in der Starrheit seines Fatalismus — oder ob er seine Göttergestalten in so unbestimmten Conturen projicirt, wie die alten Germanen; oder ob Einer mit den Iraniern das Universum zerlegt in Licht und Dunkel und daraus so einfach wie correct logisch deducirt: das hellste Licht ist Weiss und jedes Nichtweiss gibt darauf einen Flecken, wie umgekehrt jeder Flecken eine Verunreinigung, eine Beeinträchtigung des Weiss ist — was in dem Allen wiederkehrt, ist das Hinwegstreben aus der Qual der Entzweitheit — und alle Mystik nichts als das Ringen nach einer über alle Zerrissenheit hinausgerückten absoluten Einheit — lauter indirecte Zeugnisse zu Gunsten der antilogischen Realdialektik. So hat ja auch Deussen — in die Schopenhauer'schen Fussstapfen der Verachtung der Vernunft als „des Lichts der Natur" tretend — nicht umhin können, auszusprechen, wie in der Mystik das „physische Denken" das Metaphysische in logische Widersprüche verzerren müsse — weshalb ja auch Denker von der mathematischen Gradlinigkeit eines Alfons Bilharz einerseits zwar die Contradictorietät als eigene Denkform proclamiren helfen, andererseits aber verächtlich genug alles Mystische als ein für wahre Erkenntniss Werthloses perhorresciren. Und während wir dadurch die höhere Wissensdignität der antilogischen Einsicht bestätigt finden, sträubt sich Deussen's Recensent (E. Pfleiderer in der Jenaer Literaturzeitung 1879 No. 38) gegen die Zumuthung, so auf alle logische Gegenwehr verzichten zu sollen, was doch eben gar keine Bedenklichkeit hat für Jeden, der nicht alle Garantie für die Zuverlässigkeit unseres Erkennens einzig und allein in dessen Übereinstimmung mit den logischen Formen sucht und findet.*)

Aber nicht nur in der Welt der Abstractionen, auch in seinen concreten Anschauungen trägt der Mensch naiv genug

*) Noch interessanter aber ist es, dass bei einer Besprechung desselben Autors in dem nämlichen Organ ein Jahr zuvor (1878 No. 20) Fortlage darauf hingewiesen hatte, wie bei Ja und Nein der Ausgangspunkt ebenso gut der entgegengesetzte sein kann, worunter selbstverständlich das Realdialektische selber in keiner Weise leidet. Deussen nämlich verfolgt aus Schopenhauer's Schlusscapitel den Gedanken, dass man nach der Verneinung des Willens auch das absolute Ding an sich übrig behalte und sieht es demgemäss so an, dass, was wir den ver-

die Zweideutigkeit seiner eigenen ethischen Valenz hinüber in seinen Olymp: der hehre helle licht- und segenspendende Apoll ist doch zugleich der Bringer der Pest, der böse Rächer, wie West- und Ostarier an das nämliche Etymon (*dev*) den Widerspruch resp. des Guten und Schlimmen heften, und die Pandora — die eigentliche Urahne des Gegensatzes der Optimisten und Pessimisten — ist als solche ebensosehr im Besitz aller Übel wie aller Güter, so dass es auf ganz Identisches hinausläuft, ob die Hoffnung als das zuerst Entflatternde oder als das in der Büchse allein Zurückgebliebene dargestellt und aufgefasst wird. Oder ist es nicht ein realdialektischer Gedanke, wenn dieselben Götter, welchen der Mensch für sein Leben und alle Habe zu danken hat, doch zugleich als neidisch geschildert werden, und Prometheus eben nur deshalb als Götterfeind, weil er seinen Menschenkindern wohl will und göttliche Gaben zuwendet? Erinnert das nicht sogar an das Wort der Elohim: „Adam ist geworden wie unser Eins", womit doch nichts Anderes als der Anfang der Sünde, recht eigentlich die Urschuld soll ausgedrückt sein? Oder gehört es nach dem alten gut realdialektischen Satze: *extrema sese tangunt* schliesslich in demselben Zusammenhang, dass auf Korea nach Oppert die Priester die allerverachtetste Kaste bilden — und zwar buddhistische, weil offenbar, je höher eine Sache idealistisch zugeschnitten ist, sie desto leichter und schneller der Gravitation des Irdischen verfällt — die Vertreter grade des Erhabensten am ehesten ihre Unwürdigkeit verrathen müssen — nicht anders wie Faune und Satyrn als die rohen und tollen Genossen desselben Pan erscheinen, der als Baldur die Befreiung bringt von den Banden des elementaren Todes, oder wie den Dionysos, den Gott des Frühlingsrausches, einerseits wilde, ungebundene Mänaden, andererseits die ernsten Priester der tragischen Dichtkunst begleiten?

Auch wir also können die Religion als eine Volksmetaphysik

---

neinten Willen nennen, eigentlich der ursprüngliche sei, und der sogenannte bejahete eigentlich der abgelenkte, in sein Gegentheil verkehrte, so dass Nirwana als Rückkehr zum Vollwesen erscheine, was der von Fichte'schem Idealismus inspirirte Fortlage als eine Restitution aus „atheistischem Schutt und pessimistischem Geröll" begrüsst und dahin zusammenfasst: „so wird aus dem verneinten Willen ein absoluter Wille, aus dem bejaheten aber ein verneinter, oder in sein Gegentheil, den Naturtrieb umgewandelter Wille".

gelten lassen — aber entsprechend dem auch in ihr meistens als der eigentliche Motor sich erweisenden vulgär-logischen, antidialektischen Hange, wird die Realdialektik in der Mehrzahl der Religionen weniger Bundesgenossinnen oder Concurrentinnen als Antagonistinnen erkennen.

In der That gibt schon gleich der erste Überblick den Eindruck, dass der religiöse Instinkt seinem innersten Zuge nach sich in antirealdialektischer Richtung bewege. Es ist die Angst des Daseins, woran er seine Quelle hat, jener *timor*, von welchem schon die Alten wussten, *qui primus fecit deos in orbe*. Und doch ist es hinwiederum grade erst die Realdialektik, welche ihn in der ganzen Energie und Intensität seiner Bethätigungen zu begreifen vermag, weil sie selber es ist, gegen deren Wahrheiten er sich auflehnt.*)

Aus der Qual des hin- und herzerrenden Widerspruchs heraus ringt der „zwei"-felnde Menschengeist nach der Ruhe irgend welchen Widerspruchslosen, und wo er solches zu finden meint, baut er im „Glauben" seine Altäre. So ist das „Opfer des Intellects" das älteste, wie das jüngste, welches bis auf diesen Tag jede consequente Religion von ihren wahren Anhängern fordert. Im ahnenden Innewerden von der realdialektischen Beschaffenheit der Welt sucht die gefolterte Seele nach einem Gegengewichte, das ihr Halt gebe wider den Sturz in den Abgrund absoluter Rettungslosigkeit**) — und schon auf den Stufen kindlich naiven Tastens bietet sich ihr ein solcher dar im Wunder, diesem „liebsten Kind des Glaubens" — was nichts Anderes besagen will, als dass so oder so neben oder über der gnadelosen Natur

---

*) Übrigens macht der als Missionär mit solchen Dingen wolvertraute Teoph. Hahn im „Globus" die Bemerkung: „Wo seine Pläne plötzlich durch Naturmächte oder andere ihm unerklärliche Umstände gekreuzt werden, sagt der Naturmensch sofort: Wer hat mir das gethan? Daher sind schwerlich die Urreligionen an der Vorstellung eines „„guten"", sondern vielmehr „„bösen"" Wesens emporgerankt, und erst bei einer zweiten Metamorphose des geistigen Lebens tritt das Positivbild eines allgütigen Wesens ein."

**) Deshalb scheint aus dem eben erwachten Bedürfniss dann eine neue Religion aufzutauchen und zu gedeihen, wenn das Weltelend einmal wieder in besonders lebhafter Weise zum Bewusstsein der Menschen gebracht ist, und die neue Gestalt scheint sich nach derjenigen Seite des Schmerzes zu richten, welche sich im gegebenen Zeitabschnitt grade am fühlbarsten macht.

ein Widernatürliches angenommen werde, sei es auch nur in Gestalt eines Schamanen (Zauberers), einer grönländischen „Hexe“ oder eines innerafrikanischen „Regenmachers“ und „Medicinmannes“. — Wenn aber in reiferen Gehirnen die Enge des Fetischismus durchbrochen und aus der knappest beschränkten Localgewalt eine weltumfassende Macht wird, so ändert es wieder nichts an der Sache, ob dabei der Indianer von seinem „grossen Geist“ oder der Hindu von seinem pantheistischen Brahm spricht: Beide wollen im Grunde ganz dasselbe, nämlich einen idealen Zufluchtsort aus dem erstickenden Gedränge des Wirklichen. Wider die Ohnmacht des im Wechselkampfe Vernichteten soll die Allmacht eines All-Einen einen unverrückbaren Widerhalt gewähren, und weil es sich nicht anders zu helfen weiss, so bläht sich das in seinem schwächlichen Egoismus geschädigt sich fühlende, individuelle Ich auf zum Weltsubject: im Sufismus mystisch, semitisch anthropomorphisch grade seine Einheitlichkeit und Einzigkeit herauskehrend als Allah, speculativ in den Pantheismen Spinoza's, Giordano Bruno's, Schelling's, Hegel's.

Selbstverständlich also wölbt sich auch der Himmel des Wünschens immer höher, je gesteigerter die Ansprüche, je raffinirter die Bedürfnisse der Menschheit werden.

Heilung von den unmittelbar empfundenen Leiden ist das Erste, wonach das Schmachten der *aegri mortales* (vergl. Aen. II, 268 — Homer's *δειλοὶ βροτοί*), die an dem Leben, der Sterblichkeit selber kranken, lechzt und ruft — und es spiegelt sich solche vor in den Regionen erträumter Freuden: Elysium, Paradies u. s. w., oder in der Möglichkeit absoluter Vernichtung mit Aufhören aller Wiedergeburten: Nirwana.

Kampfesmüde hingesunken auf der ewigen Wahlstatt der Coëxistenz, starrt brechenden Auges der Held des Glaubens empor zu der vor seiner Phantasie sich aufthuenden Himmelsdecke, von deren Jenseits her ihm die Heimat eines unzerreissbaren Friedens zu winken scheint.

Im Zickzack dunkler Klüfte eines unerbittlichen Schicksals forscht die uns morgende rathlose Frage nach dem verborgenen Götterwillen, dass in roherer oder verfeinerter Mantik den armen Blinden die schwebende Pein der Überlegung zwischen dem Für und Wider abgenommenen werde, oder tappt zu noch selbstloserer Hingabe nach der Hand eines allliebenden Vaters, um von der

gradlinig sich führen und leiten zu lassen auf geebneten Pfaden und gebahnten Strassen.

Vor Allem aber ist es ja das grosse, vom realdialektisch gearteten Weltengrunde aufgegebene Räthsel des Todes, was zur ergiebigsten Brutstätte religiöser Mysterien geworden und zu des bangen Herzens sicherster Beruhigung die trostlose Gewissheit der Unvernichtbarkeit des einmal Seienden in einen von tausend Täuschungen umschmeichelten Wahn bewusster Unsterblichkeit.

Was kümmert's den Glauben und sein Hoffen, ob er des Widerspruchs andere Hälfte, die Endlichkeit *a parte ante*, völlig unbeachtet sich im Rücken liess? — kritisches Prüfen ist ja überhaupt und von Hause aus nicht seine Art — sein Bestand überdauert ja nie und nirgends den Taumel der Gedankenlosigkeit — vor der Hand liegt ihm nur daran, gegen die absolute Vergänglichkeit aller Existentialität des Selbstentzweiten die garantirte Ewigkeit eines Insicheinigen einzutauschen — ist er naiv, nennt er dies seinen Gott und dessen Reich — ist er reflectirt, so lullt er seinen rebellischen Skepticismus ein mit dem Wagala weia irgend eines Absoluten, einer absoluten Idee oder eines absoluten Willens, oder eines Zwittergebildes aus Beiden, das doch für zu vornehm gelten soll, um sich ein „persönliches“ Wesen schelten zu lassen.

Aber was wäre eine Religion, welche nicht auch den Gebresten der ethischen Coëxistenz der Individuen Wundercuren verspräche? Je mehr das Bewusstsein in die alles sittliche Wollen durchsetzenden Antinomien sich vertieft, desto lockender erging ja der Ruf religiöser Verheissungen. Dem Gewirr der Inspirationen eines individuellen Gewissens entrückte ja — ob auch um den Preis schlechthiniger Heteronomie — nichts gewisser als die Buchstäblichkeit einer unverbrüchlichen göttlichen Legislatur — und aus allen Nöthen unüberwindlicher Verderbniss rettete mit Einem Schlage das Wunder radicaler Wiedergeburt, in welchem die absolute Freiheit der Sünde umgewandelt wurde in die — wenigstens nach Paulus — ebenso absolute Freiheit der Erlösten.

Für alle Conflicte ethischer Bezogenheit — diese eigentlichsten *puncta salientia* aller gründlichern, ethisch erschauten Realdialektik — steht ein Hafen der Versöhnung offen, wenn, nach dem jüngsten Gericht in der Wiederbringung aller Dinge,

endlose Seligkeit der von den Übeln einer zerrissenen Natur und von der Gewissenshölle eines zerfleischten Herzens überlasteten Menschenbrust Entschädigung vollauf bietet.

So reicht schon der flüchtigste Überblick über die Kapitelüberschriften sozusagen der universellen Religionsgeschichte aus, um uns in der Überzeugung zu befestigen, dass es Religionen in der Welt nur gibt, weil der Charakter des Universums — weit entfernt ein logischer zu sein — seinen adäquaten Ausdruck nur findet in einer realdialektischen Formel.

Und nichts Anderes lehrt uns die Betrachtung *e contrariis*: auch nach Seiten ihrer historischen „Zersetzung“ stehen die Religionen zur Realdialektik in einem genetisch umgekehrten Verhältniss. Je höher das Licht der Realdialektik am Horizont der Geschichte heraufdämmert, desto blasser zerdehnen sich die Schatten der Religionen, da es von deren Wesen unzertrennlich ist, allemal zum ersten Raube kritischer Anfechtungen zu werden, so oft eine ablaufende Weltperiode aufräumt mit abgestorbenen Infarcten. Aber hinwiederum ist doch auch die Phantasie und der durch sie bedingte ideale Aufschwung aller Art kein blosser Luxus des Geistes — warum würde nicht sonst jeder Müssiggänger zum Schwärmer, oder wie wäre es möglich, dass nicht jede erste Bedrängniss durch die Noth des Lebens sofort alle Begeisterung erstickt? — sondern ein ebenso Unwiderstehliches, wie bei niedriger gearteten Individuen und Völkern, die rein physiologischen Triebe. Der religiöse Sinn lässt sich so wenig ausrotten wie mittheilen, nur läutern und klären durch Veredelung seines Objects, bis er endlich als Denkertreue seinen Namen verliert, ja in sein Gegentheil scheint umgeschlagen zu sein. Oder was thaten Spinoza und Schleiermacher, wo dieser auf jenen sich stützte, anders, um Halt und Stütze zu finden für den letzten umstürzenden Tempel, als dass sie in Gott die Indifferenz und Identität aller höchsten Gegensätze suchten und zu finden — eben „glaubten“?

Nichts ist irreconstruabler als eine wirklich in sich erloschene Religionsform — nur dass die Narren der Aufklärung sich gern einbilden, schon die Verwesung einer Leiche zu wittern, wo nicht einmal Scheintod vorliegt, kaum der Eitergeruch eines einzelnen abfaulenden Gliedes die Verwechselung mit Moderduft entschuldbar macht. Wer aber die Liebhaberei betreibt im sogenannten Fortschritt des gemeinsamen Menschendenkens nach

Vorstufen des augenblicklich Gegenwärtigen zu spüren, den kann der Realdialektiker als auf einen gewissermaassen beiderseits „unbewussten“ Vorläufer auf den wackern Ludwig Feuerbach verweisen, welcher vielleicht mehr als irgendeiner seiner ganz oder halb Hegelschen Zeitgenossen Vorblicke in das Reich der Realdialektik gethan, insbesondere auch in seinen — wol leider nicht — bekanntlich: ganz mystischen Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit — so dass die Herren Evolutionisten auch in diesem Stücke unsern Antheil an ihrer Continuität der Entwickelung uns nicht werden bestreiten können.

Als eine Art von *hors d'oeuvre* aber mögen wir uns nicht versagen, hier noch eine Reihe von Belegen für die Richtigkeit unserer Auffassung anzureihen, welche sich völlig ungezwungen der in der Geschichte der religiösen Baukunst sich symbolisirenden Anschauungsentfaltungen entnehmen lassen.*)

Dabei setzen wir das Wesen des symbolischen Verhältnisses darein, dass das Symbolisirte und das Symbolisirende eine, aber eine durchschlagende Beziehung gemein haben, so dass über das Gemeinte kein Zweifel entstehen kann, und das Zusammenstellen beider (*συμβάλλειν*) nicht als ein Ergebniss blosser Willkür aussieht, sondern mit unverkennbarer Nothwendigkeit wie „von selber“ sich scheint eingestellt zu haben.

Indem wir uns das Princip von Schopenhauer's „Ästhetik der Architektur“ aneignen, gedenken wir dasselbe auch denjenigen tektonischen Constructionen gegenüber durchzuführen, welche für den entschiedensten Abfall, wo nicht gar für directeste Umkehrung des Grundgesetzes der Sonderung der Kräfte könnte angesehen werden.

Der Wille in absoluter Einheit und Einigkeit mit sich selber ist freilich das schlechthin Unästhetische, sein Symbol wäre wirklich der ungestaltene Klumpen (W. a. W. u. Vorst., 4. Aufl. I., 253). Jedes Kunstwerk hat die Anschauung eines Kampfes der

*) Einen solchen Excurs hier aufgenommen zu sehen, wird der Leser um so leichter entschuldigen, als ich für meine ästhetische Gesammtauffassung und deren realdialektische Anwendungen im Übrigen verweisen kann auf die Monographien, welche ich als einen der Vorläufer dieser Totalübersicht über alle Gebiete der Realdialektik zusammengestellt habe in meiner Festschrift zum Jubiläum der Universität Tübingen: „Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen“.

Kräfte zu geben; aber so wenig ein Drama, in welchem wir die Helden innerlich versöhnt unterliegen sehen, damit aufhört tragisch zu sein, ebenso wenig hört ein Bauwerk auf, dem ästhetischen Grundgesetz zu genügen, wenn es — wie am vollendetsten eins vom strengsten gothischen Styl, wie wir diesen verstehen — das Zurückstreben des Willens aus seiner Selbstentzweiung in den Elementargegensätzen der Materie symbolisirend verkörpert.

Die in unbewusster und ungarantirter Einheit mit sich selber dahinlebende Unschuld mag ästhetisch unverwendbar heissen — darum fehlt der cyklopischen Mauer der ästhetische Reiz — sie wirkt, als inneres Gleichgewicht ungeschiedener, in voller Gegenseitigkeit auf einander bezogener Kraft und Last, als Symbol der reinsten Gemüthsnaivetät und deshalb wie diese selber nur auf den, der sie hinter sich hat, und um so stärker, je weiter dieser Abstand. Dagegen entspricht das gothische Bauwerk der sieghaften Heiligkeit, deren Erscheinung die Spuren durchgemachter Kämpfe, die Furchen überwundener Leiden nicht verleugnet. Und wie die Individualität des vielgeprüften Asketen den reichsten zuzuzählen ist, so entspricht der ethischen Befriedigung, welche der Anblick einer solchen gewährt, dem ästhetischen Genuss eigener Art, mit welcher wir im Gothischen aus der Verschmelzung die Sonderung der Kräfte herauszufinden bemüht sind.

Wollen wir dessen ganz deutlich inne werden, so müssen wir zuvor einen Vergleichungsblick auf die Contrastfolie der massigen Pyramide werfen. Von ihr meint Georg Ebers (Globus XIII., 4, S. 111), der Mangel an freudiger Erhebung schliesse sie vom Gebiet der Kunst aus. Aber grade als sichtbares Bild der Schwere (ebend. S. 112) wird sie vermöge des bedrückenden Gefühls, welches ihr Anblick bereitet, ein Object ästhetischen Schauens, sobald wir dessen Horizont nur hinlänglich erweitern, um auch das pessimistische Bewusstsein darunter zu befassen. Ganz abgesehen von dem Zwecke, Gräber zu sein, wirken sie genau wie Tragödien, predigen obendrein von Schweiss und Schmerz des Daseins und all seiner Nichtigkeit — und sind so noch einfacherer und beredterer Sprache mächtig als ihr Gegenbild. (Den ihnen verschwisterten Sphinxgestalten hat die geistvolle Arthur Stahl (Pseudonym) bekanntlich eine direct willensmetaphysische Bedeutung beigelegt).

Der Antagonismus von Stütze und Last löst sich in der punktuellen Spitze der gothischen Construction in reines Gleichwiegen auf — an der Stelle des Tragens und Getragenwerdens erscheint das wechselseitige Sichanlehnen — ein Bild der Versöhnung des in Schwerheit und Starrheit selbstentzweiten Willens zur Einheit, nicht der blossen klumpenzusammenzwingenden, sondern der durchleuchteten, sichtbar den Gegensatz aufhebenden Cohäsion. Daraus quillt das Beruhigende beim Anblick eines schönen gothischen Thurms. Alle Unrast ist verschwunden, weil die volle, wahre, einzig wirkliche Freiheit erstrebt und erreicht ist — nicht die zu immer neuen Strebungen weiterhetzende Interims-Ruhe eines bestimmt erreichten Zwecks, sondern die des Freiseins von allen Zwecken, das freie, ganz zwecklose Spielen mit den erdwärtsziehenden wie mit den Selbstbehauptung garantirenden Mächten, die gravitationslos im Äther schwebende Dialektik, welche in die Seligkeit des Nichts hinüberspielt, die im Hinüber und Herüber entgegengesetzter Kräfte mit absoluter Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit sich vollziehende Verneinung des Willens. Im relativen Nichts der „wesenlosen" Spitze hat das ziellos gewordene Wollen die Wiederherstellung seiner Einheit mit sich gefunden — und wer ihr da noch zum Überfluss ein „Kreuz zu tragen" gibt, der erst symbolisirt das specifisch Christliche, mittels dessen über das buddhistische Nirwana hinaus auf einen jenseitigen Himmel vertröstet wird, statt sich daran genügen zu lassen, dass der Kampf aus ist und Friede kann verheissen werden.*)

Jener Schwer- und Lastpunkt im Innern des Thurms, auf welchen alle obern Theile als Last drücken, entspricht der innern unsichtbaren Stütze im Organismus des Asketen, wovon der Wille „aufrecht erhalten" wird auch da noch, wo er sich der Verneinung zugewandt hat. Ein solcher Punkt kehrt in

*) Obige Auffassung war schon über fünf Jahre früher von mir zu Papier gebracht, als ich im Sommer 1872 die Worte Lübke's las, nach welchen nirgends die Befreiung der erdvergessenden Begeisterung aus den Fesseln der lastenden irdischen Schwere grossartiger verkörpert ist als in der Gothik, wiewohl dieser sonst recht correct logische und entsprechend nüchterne Kunsthistoriker, welcher die Aufgabe der Baukunst „nicht darein setzt, Ideale zu realisiren, sondern das Reale zu idealisiren", andererseits durchaus nicht verkennt, wie „empfindlich die Gothik Wahrheit, Natur und Zweckmässigkeit verletze".

jedem Stockwerk der Thurmpyramide wieder, und der unterste vereinigt in sich die Last aller übrigen, um ihre Summe abzugeben an das Fundament des letzten Gemäuers, welches in das Niveau des Erdbodens hineingepflanzt ist, wie der sich selber verneinende Wille seine Wurzeln ununterscheidbar zurückzieht in die Indifferenz des All-Einen, nach Schopenhauer's Dogmatik noch nicht in Selbstentzweiung getretenen Willens — genug, das Individuum ist negirt in der merkmallosen Homogeneïtät der unbestimmbaren Substanz.

Die Totallast des Thurmes ist dieser Symbolik zufolge anzusehen als das zum Quietiv gewordene Motiv — und jener innerlich verborgene Stützpunkt bildet das Analogon zur Erkenntniss als der Basis und dem Fundament der Askese. Und ebendeshalb s c h w e b t gar bezeichnend dieser Haltepunkt selber im Innern, ruht nirgends unmittelbar auf dem festen Erdboden, sondern nur mittelbar als ein „Secundäres" — ganz wie der Intellect nicht direct den elementaren Allgemeinwillen der Natur berühren, sondern von diesem sich relativ losgemacht haben soll — nicht auf massiver Mauer oder solider Grundlage aufliegt, sondern auf durchbrochenen Pfeilern, also halb schon befreit, emancipirt vom Sklavendienst des Willens, in relativer Unabhängigkeit.

Und eben dieserhalb ist es dem gothischen Thurm wesentlich, durchbrochen zu sein — ist er das nicht, so verhält er sich zum wahren Symbol der Askese, wie die Mauer zur Colonade, d. h. wie die in massigen Pyramiden oder Obelisken plump stammelnde altägyptische Dumpfheit zur bewussten, lichtvollen Klarheit einer Guyon, welche jedes Stadium „ihrer Entwerdung" zu markiren weiss, während der breitseitige, Pagoden aufführende Buddhist ohne Stationen, ohne Intervalle, stetig hinsiecht in Nirwana und versiegt, deshalb ebenso sehr Verneinung des Erkennens wie des Wollens fordert.

Recht verständlich kann unsere Deutung aber erst werden, wenn wir sie erläutern durch die Vergleichung mit andern tektonischen Grundformen. (Schon im ersten Bande ward bei Besprechung der Antagonismen der Gravitation das Constructionsprincip der Gitterbrücken in gleichem Sinne erwähnt.)

Das Gewölbe wie die Kuppel haben nicht solch unsichtbaren Tragpunkt im Centrum wie die gothische Pyramide in ihren verschiedenen Etagen — Kuppel und Rundbogengewölbe

ruhen nicht auf Einem Punkt, sondern auf vielen, und wo sie im Scheitelpunkt aufwärts zusammenstreben, damit sich die Bogenausschnitte aneinanderlehnen, da wird nur dasselbe Gleichgewicht erreicht, welches dem praktisch brauchbaren Manne durch die Einheit seiner Maximen garantirt wird, nicht die Indifferenz gegenseitig sich aufhebender Zwecke, sondern Unterordnung vieler Einzelzwecke als Mittel unter Einen obersten Gesammtzweck; es ist auf Überdachung eines weiten Raumes abgesehen, wie der Herrschaft erstrebende Thatenmann sich zum Mittelpunkt vieler convergirender Radien zu machen weiss, um auszugleichen, was sich feindlich wider einander bewegt: ein Symbol des negativen Glückes der Schmerzlosigkeit, halb Last und halb Stütze, nicht die blosse Gerechtigkeit, in deren Dienst ja auch die ursprüngliche Basilika errichtet ward — ein Werk des *ἄνθρωπος ψυχικός*, der mehr vom Leben bejaht als verneint, nur wider das Unrecht sein Nichtwollen richtet, nicht wie der *πνευματικός* mit Bewusstsein allen Zwecken absagt und dies in Spitzbogen und gothischem Thurme offen bekennt.

Ein Christenthum, welches am Kuppelbau seinen adäquaten Ausdruck fand, musste das doctrinär-fanatische der Byzantiner mit ihrem Buchstabendienst und ihrer Schönheit zerstörenden Bilderstürmerei sein, eine dualistisch-veräusserlichte Weltgerechtigkeit ohne alle Gemüthstiefe, die blosse Velleïtät der Weltflüchtigkeit voll verhaltener Sinnlichkeit, welche sich genug that, wenn sie das Göttliche und Heilige unschön malte, aber für sich den Lebensgenuss sich vorbehielt, wie der zwischen Abstinenz und Schwelgerei sich theilende Pope mit dickem Wanst und hässlichem Gegrinse heuchlerischer Selbstüberwindung — der zwar viel davon redet, aber doch nichts weiss von dem tiefinnersten Zwiespalt des Wollens — sich breit macht wie seine colossalen Dome St. Peter und St. Paul.

Wie echt und achtunggebietend ist dagegen die *macies* des gothischen Systems! da ist nichts mehr von Fülle der Ausdehnung noch des Daseins, sondern ehrlichstes Trachten nach dem quietistisch nihilistischen Frieden dialektischer Negativität — nach fundamentaler, ja radicaler Selbstaufhebung!

Und wiederum anders gestaltet sich das Stütze und Last vereinende, also nach Versöhnung strebende Moment beim Griechen. Der stellt es rein für sich hin, nur durch die wuchtigen, das Tragen des Schwersten symbolisirenden Balken ver-

mittelt mit dem die reinste Sonderung verwirklichenden Säulenbau — im Giebeldach. Er fügt sich der Nothwendigkeit — das von oben herniederströmende Wasser, was die Götter den Menschen an Leiden senden, es muss doch einen Ablauf haben: so seufzt der tragische Held bei Äschylos, Sophokles, Euripides schwer auf in tiefster pessimistischer Klage, und nachdem er so es abgethan, handelt er weiter.

Aber der Römer — der Vater des Rundbogens, macht den Kampf mit dem Leiden zu einem das ganze Leben durchziehenden Princip, indem er die entlehnte stoische Theorie umsetzt in Praxis — er findet sich klüglich ab mit der Last des Daseins und affectirt dabei ihre Verachtung (wie der Stoicismus, welcher damit prahlt, er könne die „Welt und ihr Weh" überwinden und ihm sei Alles unterthan) — bleibt aber daneben ein Mann der That — deshalb hat die älteste Basilica noch Räume, welche nicht überwölbt, sondern einfach, nüchtern, gradlinig überdacht sind — erst der energielos gewordene, blos noch in seinem interpretirenden Verstande voll Intoleranz erglühende Oströmer stellte fünf Kuppeln nebeneinander zu einem kampflos herzlahmen Gleichgewicht, wie es zum guten Theil der römische Katholicismus adoptirt, seitdem Hierarchie nicht Seligkeit das τέλος der Kirche in ihrer Sichtbarkeit geworden.

Wie viel liebenswürdiger, weil offener und naiver, gibt sich also auch hierin wieder der antike Hellene! Der nimmt freudig den Kampf auf, will die feindlichen Elemente abwehren, nicht mit pfäffischer Senatspolitik überlisten und dann sich dienstbar machen.

Und der Säulenbau selber? das ist das ebenso ehrlich naive Glaubensbekenntniss einer optimistisch-eudämonistischen Weltanschauung. Der Überschuss der Stütze über die Last versinnbildlicht das Glück des über die Gravitation des Barbarenthums durch kräftiges Aufstreben triumphirenden Hellas; ohne Schranke, aber auch ohne Renommisterei (wie wir solche am Kuppelbau fanden) steht es da in der Wirklichkeit, ruhend auf breitester Basis, bequem die relativ leichte Last tragend, eine ebenso kraftvolle, wie in sich befriedigte Willensbejahung — entnervter Schlaffheit so fern, wie contemplativer Innerlichkeit, je nach Stammeseigenthümlichkeit und urväterlicher Völkermischung bald plumper, bald zierlicher — im wuchtigen Selbstbewusstsein des Autochthonenthums bei den Doriern am trotzig-

sten den Sieg der Starrheit über die Schwere verkündend — semitisch angekränkelt, sinnlich gekitzelt und combabisch überreizt bei den Corinthern, zu ahnungsvoller Vorbedeutung, dass dies leichtsinnige Genussvolk zuerst den Römern werde erliegen müssen — hier war ja der Überschuss am kleinsten, des kraftlosen, lastvermehrenden, statt haltgebenden Ornaments am meisten.

Die jonische Säule*) endlich veranschaulicht die fröhliche *securitas* des Volksstammes, von welchem sie den Namen hat; auch diese ruht noch auf kräftiger Stütze; hat die Schwerfälligkeit des Dorismus abgestreift, kann aber doch mit ihm wetteifern an Haltbarkeit, wie Athen es gethan mit Sparta vor, in und nach dem peloponnesischen Kriege.

Gestatten wir uns ein Abweichen von der hergebrachten Annahme, nach welcher das Dickerwerden der Säule gegen das untere Ende als Sichtbarwerden der Druckwirkung, also sozusagen aus blos constructiven Gesetzen erklärt wird, und heben wir mit unserer symbolischen Auffassungsweise vom entgegengesetzten Ausgangspunkte an, lassen also den Blick aufwärts steigen: dann können wir in der damit sich ergebenden Verjüngung ein Sinnbild dessen erkennen, dass dem von seiner Basis aufstrebenden Willen die Widerstandskraft allmählich schwindet: je höher, auch bei sonst gleichen Verhältnissen, die Säule ist, desto weniger vermag sie zu tragen; ausreichend verlängert würde auch sie in eine punktuelle Spitze auslaufen müssen (was der Volksglaube moirologisch verwendete zur Vorstellung vom Götterneide: es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen). Damit würde die Säule (wie Obelisk und Pyramide) schliesslich selber ihre eigene Last sein und in ihrer Spitze dem Menschen gleich sein, welchen wir ja auch als seinen eigenen Zweck anzusehen uns gewöhnt haben, als nach Schopenhauer's eigenen Worten, „die Spitze der Pyramide" der Willenserscheinungen, als welche auf nichts Höheres mehr vorbereitet, wie doch alle unter ihm befindlichen Naturstufen. Im Menschen erreicht der Wille seine höchste „Auslebung", aber damit auch seine höchste Leidensfähigkeit so sehr,

*) Zu dieser verhält sich die schmuckreichere, aber weniger solide toskanische ebenso wie die Renaissance der florentinischen Platoniker zum Original der athenischen Akademie: ein üppiger Cultus des Schönen ohne rechten ethischen Fonds.

dass er oft unter der Last des eigenen Daseins zusammenbricht, wie eine Spitzsäule, deren Grundfläche nicht wagerecht oder deren Ansteigungslinie (Höhe) nicht lothrecht ist.

Nach den Voraussetzungen solcher Auslegung der Säulenverjüngung wäre die gothische Baukunst nur das consequente Zu-Ende-führen des Princips der althellenischen, welche ihrerseits am Beginn des Weges stehen geblieben wäre, wie der tragische Schmerz des Griechenthums sich nirgends ganz loswindet von einer, ob zwar nicht optimistischen, doch immer noch lebenbejahenden Grundansicht (wie etwa auch der antipessimistisch gemeinte, das Heldenthum als solches apotheosirende Odhin Felix Dahn's), während das pessimistische Christenthum das Leiden in seiner Selbstgeltung nicht als blos begleitenden Nebenumstand zum Object der Kunst wie des Gefühls hat — in seiner Poesie und Malerei wie in seiner Baukunst und Musik.

Die Plastik dagegen musste unter seiner Herrschaft verfallen oder in Nachahmung stecken bleiben, weil sie wesentlich nur selige Ruhe, — ein durch und durch optimistischer Begriff wie auch schon Homer's ϑεοὶ ῥεῖα ζώοντες! — Selbstbefriedigung, göttliche Allgenügsamkeit darstellen kann, niemals aber jenen christlichen „Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft“, wie er sein reinstes Kunstsymbol eben in der von Grund auf „irrationalen“, freischwebenden „Luftzeichnung“ des gothischen Thurmes hat. Dieser ist das einzige unverfälschte Abbild des germanisch-christlichen Wesens innerhalb der materiellen Welt jenes akosmistischen Wesens, welches den Schwerpunkt ins Innere des Gemüths verlegte; hier, wo es „kein Verstand der Verständigen sieht“, ward „die Welt“ von ihm „getragen“, hier ihr „widerstanden“, hier sie „überwunden“ und aller äussere Kampf aufgegeben.

Das ist mehr denn ein blosser Sieg des „Ideellen“ über das Materielle, wie ihn der griechische Säulenbau mit seinem zwanzigfachen Überschuss der Stütze über die Last gewinnt, durch das Übergewicht, welches er sozusagen der Starrheit über die Schwere gibt — das ist die erfüllte Harmonie, von welcher der Giebel des Tempels nur einen voraus verkündenden Anklang geben durfte — im Felde dieses nämlichen Giebels haben ja obendrein jene ῥεῖα ζώοντες ihren ungestörten Ruheplatz — die Verschiedenheit der Proportionen zwischen den Länge- und Breitedimensionen in Giebel und Spitzbogen gibt den Exponenten

zweier Weltanschauungen. Der Giebel zeigt uns ja, wie der Wille, seine Gegensätze ausgleichend, in sich ruht, nachdem die Kämpfe des Lebens bestanden sind, in seiner „Sabbathruhe“ als reines Subject des Erkennens, als ästhetisches Erkennen über dem Leben sich ausbreitend; das hält den Giebel so niedrig, ohne nihilistische Zuspitzung: nur eine widerwillige Huldigung, ein zwangsweise eingetriebener Tribut, der Noth entrichtet, und unter ihm hat die Fülle des Daseins ihren breiten Tummelplatz, und solchen herzustellen für das Götterbild, d. h. für die sie anerkennende Bejahung des Weltinhalts, darauf — nicht auf Gipfelung in die Höhe des reinen Nichtseins in der „Grabesruhe“ ewiger Annihilation — ist es von Grund aus abgesehen.

Hingegen der Spitzbogen verkündet uns, wie dem Herzen zu Muthe ist, welches, noch inmitten der Kämpfe stehend, des Sieges Hochgefühl sich vorausnimmt, nicht abwartet, bis alles Kämpfen zu Ende ist; — statt des blos zeitlichen Todes der ewigen Erlösung Gewissheit verbürgend.

So haben wir in der gothischen Baukunst *actu*, was griechische und orientalisch-ägyptische — und jede nur in einander entgegengesetzten Hälften — blos *intentionaliter* darbieten.

Diese ganze stumme Sprache aber bleibt unverständlich jeder Skepsis — solche steht spottend bei Seite und fragt: was wollt Ihr denn? einen Schein auslegen mit dem andern? ein Blendwerk stützen auf das zweite? ein praktisches Sophisma erhärten durch ein technisches? Zwar habt Ihr Recht: eine Parallele zwischen dem, was Ihr zusammenhaltet, gibt es wirklich: es ist gleich unmöglich, dass die Schwere sich in sich selber überwinde und dass der Wille sich in sich selber verneine — ewig ist nur die Entzweiung, und Alles, was nach Versöhnung aussieht, süsser Wahn oder Trug, und Euer maliciöser Meister spottete schliesslich seiner selbst und wusste nicht wie, als er (W. a. W. u. V. 4. Aufl. II, 476) das wirklich echte, ganz entsprechende Symbol seiner asketischen Ethik nannte: „eine Fiction, durch Täuschung beglaubigt“ — denn nicht anders steht es um seine Willensverneinungslehre.

Was aber dazu die Realdialektik zu sagen hat, bildet das Thema ihres Schlusskapitels.

18. Die Eschatologie der Realdialektik.

Frau Welt, Deiner Natur Eigenschaft ist Hinscheiden.

Suso.

Wie alle grossen Wahrheiten, so taucht auch das Princip der Realdialektik schon auf in den Urahnungen der Völker. In grandiosen Allegorien predigt davon die indische Mythe, und alle Religionen stellen sich irgendwie das Problem des Übels und der Erlösung. — Was aber sie — und nicht anders schnell propagirte Systeme der Neuzeit — als einen zeitlichen Vorgang fassen, das geziemt es wirklicher Philosophie in seiner ewigen Immanenz festzuhalten, und ihm so nach Menschenvermögen die Schranken der Endlichkeit abzustreifen.

Vom Standpunkt der Empirie und der Endlichkeit stellt sich ja die Frage zunächst so: unterliegt das Weltall der nämlichen Nothwendigkeit des Sterbenmüssens, wie alles individuelle Dasein, oder theilt es umgekehrt mit diesem den Fluch der ewigen Erneuerung in selbsterzeugender Selbstgebärung, oder endlich: ist Beides zugleich und gleichermaassen wahr und die Unentrinnbarkeit dieses Wechsels von Tod und Leben selber die adäquateste Erscheinungsweise des realdialektischen Gesammtgesetzes, dergestalt, dass das Leben nicht mehr Geltung hat, als wie der Tod und der Tod nicht mehr denn das Leben?

Im Mysterium des Todes stellt sich uns der Wille zum Leben zugleich dar als ein Wille zum Nichtleben — denn einem absoluten Lebenwollen müsste das Leben in jedem Augenblicke unmittelbar und unbedingt „gewiss sein".

Danach ist, was sich im Sterben durchsetzt, diese negative, in die Nichtexistenz, in das relative Nichts der Bewusstlosigkeit zurückstrebende Richtung des metaphysischen Willens. Und wie und weil sie ihr Ziel am Aufhören des Bewusstseins hat, so ist es um so begreiflicher, wenn sie sich selber auch dem Bewusstwerden entzieht und entweder nur auf dem Wege der Analogie nach der sonstigen realdialektischen Natur des Willens erschlossen wird oder sich als innerster Gehalt der Mystik offenbart, welche ihren pantheistischen Charakter alsbald abstreift, wo sie — wie bei den Buddhisten — auf einem von Hause aus atheistischen Boden erblüht.

Wenn aber die eigentliche Nothwendigkeit des Sterbens in diesem Doppelantagonismus zu suchen ist, dann versteht sich auch ganz von selber das tiefe Aufschaudern vor allem Tode — eigenem wie fremdem — als das Widerstreben des Bewusstseins gegen diese Rückkehr ins unbewusste Sein. Und die Ahnung, wie der Wille zum Wissen, in tiefinnerstem Grunde, ebensosehr ein Wille zum Nichtwissen ist, hat ja zu ewiger Allgemeingültigkeit Schiller seine „Kassandra" eingegeben.

Ferner stimmt hierzu die „Zähigkeit" des Lebensfadens bei Kindern, welche ja gewöhnlich langsam und schwer sterben sollen, offenbar, weil da die positive Richtung sich noch nicht erschöpft hat und noch keine bewussten Motive aus der Einsicht in die Werthlosigkeit des Lebens der negativen Richtung zur Hülfe gekommen sind. Und dem widerspricht nur scheinbar, dass umgekehrt die Anhänglichkeit ans Leben jenseit der Akme wieder zuzunehmen pflegt und die grösste Todesfreudigkeit dem Jünglingsalter eignet. Man braucht, um das zu erklären, gar nicht einmal an die Vervielfältigung der Beziehungen zu denken, welche den Mann als Gatten, Vater, Bürger an die Welt ketten, dem würde die Lockerung gegenüberstehen, welche hinwiederum der Greis in all diesen Stücken erfährt bei zunehmender Vereinsamung, ohne doch deshalb vom Dasein sich innerlich in entsprechendem Maasse loszulösen. Auch wird es nicht blos der wachsende Trieb sein, noch abzuwarten, wie diese und jene Entwickelung sich fortspinnen werde, für welche man in einem langen Leben ein stetig sich vertiefendes Interesse fasste (in Vaterland, Familie, Freundeskreisen, Kirche, Wissenschaft) — vielmehr möchte ich den Sterbensmuth grade des aufblühenden und in dem Gefühl der Vollkraft stehenden Lebensalters daraus herleiten, dass auf dieser Stufe auch die Rückschläge der Vereitelungen, Enttäuschungen, Idealzertrümmerungen am energischesten und bittersten sind, wogegen später auch hierfür die Macht der Gewöhnung ihre gelassener stimmenden Wirkungen nicht schuldig bleibt; wird doch selbst physio-pathologisch die krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems jenseit der vierziger Jahre eine geringere, macht allmählicher Abstumpfung Platz, während gleichzeitig das Impetuose des Begehrens nachlässt und grössere Resignationsbereitschaft Alles, auch die herbsten Verluste, ruhiger hinnehmen und ertragen lässt.

Von solchem Betrachtungsstandpunkte aus erscheint aber der Tod erst recht als ein „gemein Ding" und dünkt was Besonderes nur die, so er grad' trifft und betrifft. Objectiv angesehen ist's um ihn nichts Edleres und Heiligeres als wie um die Zeugung. Denn in der Wolluststimme dieser rufen die Todten aus den Gräbern nach neuem Leben, und die von uns gehen, werden fortgezogen von der Vampirgier neuen Dranges im Beischlaf der Andern. Wer's fassen kann, der fasse es und lerne Gerechtigkeit aus der Predigt des Todes, weil die Unwiederbringlichkeit des von diesem entrafften Individualseins uns erst durch eigensten Schmerz die Unendlichkeit des Wehs in der fremden Trauer verständlich macht und so das Heiligthum dieser vollauf achten lehrt. Denn das ist doch wol das Wesentliche in der Macht des Schmerzes um den Verlust eines geliebten Menschen, dass der Trauernde darin ein Stück seines eigensten Wollens hingeben muss, einen ihm selber unmittelbar verwachsenen Bestandtheil seines Strebens- — und das heisst ja zugleich Lebensinhalts.

Wie der *vis inertiae*, als dem Vermögen des Beharrens in der Bewegung, die Gravitation entgegenarbeitet und der Attraction die Repulsion, so setzt auch ein immanenter Antagonismus schon von Hause aus der Fortwirkung des Impulses, welcher in der jedesmaligen Zeugung oder anderweitigen Verselbständigung eines neuen Individuums (als Ableger, Steckling u. s. w.) gegeben wird, *potentialiter* ein vorausbestimmtes Ziel, welches auch dann nicht überschritten werden kann, wenn keinerlei äusserliche Hemmungen oder Störungen (durch Krankheiten, mechanische Insulte u. dergl.) dazwischen treten. Dies natürliche Maass der individuellen Selbstbehauptung markirt der im eminenten Sinne „natürliche Tod" der sogenannten Euthanasie, *vulgo: marasmus senilis* — und all die Ursachen eines immaturen Sterbens entsprechen den Hindernissen, auf welche eine Kanonenkugel unversehens unterwegs aufstösst, so dass es ihr unmöglich gemacht wird, die ihr zugedachte Bewegungscurve ganz zu beschreiben.

Wir brauchen also nur das schon im ersten Bande (u. A. S. 456 fg.) über die Nothwendigkeit des Individualtodes Gesagte auf die Gesammtheit des Seins auszudehnen, um die Grundgedanken der allgemeinen Eschatologie bei einander zu haben.

Die Welt mit all ihrem Leid trägt ihr Ende allstündlich in sich selber — aber keine Ewigkeit kann ihr eine Freiheit zu-

rückgeben, welche sie auch rückwärts vor unendlichen Äonen niemals besessen.

So meint es der *poëta metaphysicus* Friedrich Hebbel, wenn er in seinem Dithmarsertrotze ausruft:

> Natur, Du kannst mich nicht vernichten,
> Weil es Dich selbst vernichten heisst,
> Du kannst auf kein Atom verzichten,
> Das einmal mit im Weltall kreist.
>
> Du musst sie alle wiederwecken,
> Die Wesen, die sich, gross und klein,
> In Deinem dunkeln Schooss verstecken,
> Und träumen nun, nicht mehr zu sein.
>
> Natur, ich will Dich nicht beschwören:
> Verändre Deinen ew'gen Lauf!
> Ich weiss, Du kannst mich nicht erhören —
> Nur wecke mich am letzten auf.

Und ihm accompagnirt Wilhelm Jensen, gleichfalls aus nordfriesischem Geiste:

> Von keinem Zweck des Daseins vorbedacht,
> Tauchst Du herauf aus dem bewegten Strome
> In Licht und Wind, und in die Zeugungsnacht
> Zurück verebben Deine Staubatome.

Insofern also gibt es für die Welt eine Eschatologie überhaupt nur im begrifflichen Verstande als das Bild des ewigen Untergangs, der sich durch alle Zeiten hindurch in ihr vollzieht, ohne selber je ein Ende finden zu können — ein Untergang *ad interim*, als dessen Symbol wir den ewigen, in jedem Augenblick die Erde umkreisenden Sonnenuntergang ansehen können.

Der Realdialektik gilt mithin in dieser Hinsicht ganz das Nämliche für die Welt wie für das Individuum — wie sie in Betreff dieses auch den letzten Rest von Dualismus abstreift, welcher dem allgemeinen Bewusstsein z. B. auch noch anhaftet in der Ausdrucksweise:

> Mitten wir im Leben sind
> Von dem Tod umfangen —

als ob der Tod eine ausserhalb des Lebens stehende selbständige Macht wäre und nicht die blosse Hypostase der negativen Seite des in all seiner Selbstentzweitheit dennoch *au fond* ungetheilt bleibenden Daseinsgrundes — so hebt sie vollends der Totalität des Universums gegenüber dies hervor, dass bei diesem *sub*

specie aeternitatis nicht einmal äusserlich der Schein eines zeitlich alternirenden Wechsels dieser ewigen Gegensätze stattfindet, sondern, aus der rechten Vogelperspective betrachtet, das absolute Neben-, ja Ineinander reinster, weil im Grunde zeitloser, Simultaneïtät sich darstellt, nicht anders wie die beiden Lasten einer Drahtseilbahn sich wechselsweise auf- und niederziehen. Denn selbst die von du Prel in der zweiten Auflage seines „Kampfes ums Dasein am Himmel" so nachdrücklich aufgezeigte Tendenz zum kosmischen Stillstand weist über das Ende des einen Kalpa, worin sich das Streben zur Selbstverneinung als ein nicht blos individuelles und generelles, sondern universelles offenbart, hinaus auf die nämliche Weltenwiedergeburt, welcher auch der Dahn'sche Odhin seinen „Trost" entnimmt: was hier in „Götterdämmerung" erlischt, flammt drüben zu neuem Lichtleben auf — dem „ausgelebten" Greise gleich, der im eigenen oder des Nachbarn Urenkel wieder „auflebt", erneuert sich auch das in Entropie erkaltete Weltalter. Und dass Physiker und Astronomen schon den Augenblick zu errechnen suchen, wo das Getriebe des ganzen Weltenuhrwerks zum Stillstand kommen muss, besagt nichts Anderes, als dass es auch für die Gesammtsumme aller Einzelwillen lediglich die wechselnden Motive sind, welche alles realisirende Wollen in seiner Actualität bedingen und so für dessen Selbstentzweiung den Allen verständlichen Ausdruck liefern.

Danach erscheint jedes Individualsterben nur als das Abbild des allgemeinen Processes im Einzelnen — und wer daraus schliessen wollte, dass das also die Selbstdifferenzirung des Indifferent-Einen — auf welche, wie wir in Band I gesehen, auch die Häckel'sche Theorie zurückläuft — ein zeitlich beginnender und dem entsprechend auch zeitlich endender Act sein müsse, bliebe doch immer die Antwort auf die Fragen nach dem Wann? Warum? und Wie? solchen Anfangs schuldig — und wir kommen so nicht weiter als zur Wiederholung des Satzes: das Individuum wird nach seinem Tode, was es vor seinem Tode war: ein unsichtbarer Willensact, — welcher aber nur eines neuen Anstosses durch ein abermals wechselndes Motiv bedarf, um vermöge seiner realdialektischen Unentschiedenheit in die Sichtbarkeit zurückzutreten.

Wir sind ja mit nichten die Ersten, welche das ganze Leben als einen fortgesetzten Sterbensgang ansehen: nur dass

die Realdialektik an der Hand Schopenhauer's daraus die Lehre zog: es ist der Wille, zum Leben zu kommen selber, welcher als Wille, vom Leben zu kommen, also als Wille nicht zu leben oder als *noluntas* *) *vivendi* sich selber lebenslang begleitet, der Stunde harrend, wo seiner Selbstnegation der Sieg zufällt, sei es infolge äusserer Aufhebung der Lebensbedingungen (wie in allen sogenannten gewaltsamen Todesarten), sei es infolge von Krankheiten, deren Wesen nur dann überhaupt begreiflich wird, wenn es darin gesucht werden darf, dass eine immanente Umkehr der vitalen Functionen selber — obzwar nur innerhalb des Rahmens oder nach dem Schema ihres normalen Verlaufs — eintritt, es also an sich nichts gibt, was das Normale als solches aufhöbe, sondern nur dessen eigenste Functionen in ihrer realdialektisch entgegengesetzten Richtung. Denn es ist die Natur selber, welche, indem sie sich in sich selber umkehrt, sich *eo ipso* auch wider sich selber kehrt; so tilgten ja die Alten ihre Schrift auf den Wachstafeln mit demselben Griffel, welcher sie darauf eingegraben.

Eine „Speculation" also, welche sich nicht höher versteigt, als — auf ihr eigenes Etymon sich besinnend — einen nach Möglichkeit gegen Fälschung durch Trübung oder Verzerrung

*) Bei diesem Begriff wollen wir nicht versäumen, noch einmal gewissen naheliegenden Beanstandungen entgegenzutreten, obgleich uns inzwischen die Erfahrung gezeigt, dass ein mittelmässiger Secundanerverstand ausreichen kann, *sua sponte* der Buddhalehre vom Aufhören des Willens den Einwand entgegenzuhalten, dass solches selber einen nur anders gerichteten Willensact voraussetze, resp. in sich schliesse. — Also sind auch wir uns dessen sehr wohl bewusst, wie jedes *Nolle* immer wieder selber ein *Velle* bezeichnet; logisch inhärirt die Negation ja nicht so sehr dem *verbum finitum* (zu welchem sie der Lateiner ja nur zu ziehen liebt, wie auch bei *nego, non puto, non possum*) wie dem als Ergänzung — sozusagen Object — hinzutretenden Infinitus. Jedes *Nolo* lässt sich in ein *Volo* mit dem entgegengesetzten Begriff verbunden umsetzen: *nolo manere* = *volo decedere*, *nolo vivere* = *volo mori*: und wenn auch *nolo esse* = *volo funditus perire*, so weist doch das bei Liv. VII, 40. vorkommende *nolite velle* auf ein *nolo velle* = *volo nolle*, wie es Martialis Epigramm V. 84 gradezu hat: *Velle tuum nolo, Dindyme, nolle volo*, so dass wir aus dem Wollen selber nicht herauskommen, auch dann und da nicht, wann und wo alle Motive zu „Quietiven" geworden sind. Dass aber *Nolle* einen Imperativ hat, wie *Velle* nicht, mag man dahin auslegen, dass, soweit es überhaupt ein Sollen gibt, dieses nur am negativen Pol des positiven (als solcher allemal Schmerz und Leid schaffenden) Wollens seinen Platz hat und haben kann!

gesicherten Spiegel der Welt herstellen zu wollen, wird aus diesem eben darum Leben und Tod herausschauen lassen müssen und zwischen Beiden mitten innen die „Krankheit“ im allerweitesten Verstande, als die leidige Verrätherin des allertiefsten Weltgeheimnisses, dass Wohl und Übel, wie Gut und Böse, Lust und Leid, Lieb und Hass im verschwiegensten βύσσος ἄβυσσος Eines nur, nämlich die doppelseitige Selbstverwirklichung des abgründig entzweiten Einen (darum aber noch keineswegs zugleich auch „all-einen“) Willens sind.

Ist's demnach nun aber um allen sogenannten Fortschritt, weil im Grunde auch um alles Werden und Geschehen, eitel Schein, und hat; was vor unsern Augen oder jenseit unserer Sehweite — im Grossen und Kleinen — vor sich geht, keinen andern Inhalt, als den der Selbstzerstörung all des so mühselig Selbsterschaffenen, dann muss uns wol hier noch einmal die Frage aufsteigen: was ist denn die Zeit, in deren Rahmen all jene Bilder phantasmagorisch vor uns auf- und niederschweben? und es bietet sich dann abermals und nun erst recht, schier dem nüchternsten Verstande verständlich und nicht mehr blos mystisch, des Meisters tiefsinnige Antwort dar: die Zeit ist das Wesen der Vergänglichkeit, und das Wesen der Zeit ist die Vergänglichkeit; Vater Chronos sättigt und nährt sich von nichts als den Selbsterzeugten: die Zeit ist nichts als ein rotirendes Rad am grossen Hämmerwerk der Ewigkeit, und was uns Fortschritt däuchte, war nur ein Schritt auf der cyklischen Bahn der in sich selber zurückkehrenden Symbolgestalt einer den eigenen Schweif zwischen die Zähne klemmenden Schlange. Und kaum was Anderes, nur den Tod unter Blumen versteckend, besagt des Dichters Chorgesang:

> Die Zeit ist eine blühende Flur
> — — — — — — — — —
> Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen.

Hier schärfen sich die Antithesen am spitzesten zu, hier müssen darum auch die Paradoxa am paradoxesten klingen.

Die Nichtigkeit selber wird ja da zu etwas Objectivem gemacht — denn als das Objective an der Zeit erkennen wir die Nichtigkeit dessen, was in der Zeit ist. Das ist schier eine hyperbolische Dialektik — ein mehr als pikantes Oxymoron — und wem es nicht mundet, dem kann auch eine positive Fassung geboten werden; denn sie ist ihm schon geboten in der Darlegung unseres ersten Bandes von der ewigen Selbstentzweiung

des Willens als eines solchen, welcher „zeitlos“ nur sich denken liesse als ruhende Kraft, als Wille ohne Willensziele, als blos latentes, d. h. eben: nicht strebendes Streben, als unthätiges Thätiges, ein nicht brennendes Feuer.

Sofern aber der Inhalt aller Gegenwart nur Streben (weil das Wesen alles Seienden nur Wollen) ist und der nie befriedigte Wille niemals aus dem Streben herauskommt, so setzt jedes real Gegenwärtige in logisch-thatsächlicher „Selbstfolge“ als Postulat (Andere sagen dazu: idealiter) schon ein Zukünftiges voraus — und die Endlosigkeit dieser Zukunft, wie der Gegenwart (welche als Punkt und Grenze im Grunde nie und doch immer ist, weshalb ja die Sprache, das Ewige, das *Nunc stans*, wie das Immerseiende durch die Tempusform des *praesens aeternitatis* — als des allzeit und aller Orten zur Stelle seienden, Anwesenden i. e. „Gegenwärtigen“, uns gegenüber unser Wartenden, ausdrückt), ist wirklich nur das Spiegelbild der ewigen Nichtbefriedigung des Wollens und zugleich der Rahmen seiner Existenz: wie dem Fische das Wasser, worin er herumschwimmt, gleichzeitig Lebenselement und Spiegel ist — spiegelt sich doch schliesslich die durchsichtige obere Wasserschicht in der nicht minder durchsichtigen unteren und *vice versa.**)

*) Falls Jemand aus optischen Gründen obiges Gleichniss nicht sollte gelten lassen, dem sei eins von correcterer Fassung zur Verfügung gestellt. Man denke an ein von allen Seiten beleuchtetes Krystallgefäss voll reinen Wassers und wie da die Lichtreflexe der verschiedenen Medien aufeinander ein- und zurückwirken. Das gibt ein Bild ungleich innigerer Wechselseitigkeit als wenn blos zwei starre Spiegelplatten einander gegenüberstehen und die Unendlichkeit der herüber und hinüber geworfenen Bilderzahl ihre Schranke nur findet an der optischen Reinheit ihres Durchsichtigkeitsgrades und der Glätte der Platten, die höchste denkbare Intensität der Beleuchtungsstärke vorausgesetzt (denn freilich wird auch jedes folgende Bild alle Verunreinigungselemente des voraufgehenden in verdoppelter Wirkung erkennen lassen). Das *tertium comparationis*, auf welches es uns ankommt, ist ja nur dies: der abspiegelnde Intellect — das Motiv — steht dem Willen als Abgespiegeltem nicht wie ein ihm total Äusserliches gegenüber, sondern als dessen eigenes Product und Werk, als zu seiner Selbstverwirklichung und insofern zu der Selbstdarstellung seines Wesens, somit zu diesem Wesen selber gehörig; weil es, dem Erscheinenden grade als solchem, wesentlich ist, sich zu versichtbaren, so ist die „Welt als Vorstellung“ nichts anderes als die sich in sich selber bespiegelnde Welt als Wille, wie das Wasser, als Totalität genommen, in obigem Gleichniss als sein eigener Spiegel auftritt: das von jenseits durchstrahlte Innere spiegelt sich in dem von

Also hat wirklich die absolute dialektische Negativität aller Existenz ihre adäquateste Veranschaulichung — man darf ja nicht sagen: Verkörperung, aber ihr eigen Selbstschattenconterfei — an der Endlosigkeit ihres Grundgerüstes Zeit und Raum. Da hilft kein Drehen und Winden: was wesentlich Wille ist, dem ist auch die Zeit eine wesentliche Bestimmung, nicht blos ein zufälliges Attribut infolge einer zufällig eingetretenen Intellectualobjectivirung. Der Wille ist ein zeitliches Wesen — auch in seinem reinen Ansich und abgesehen von allem Betrachtetwerden und aller Selbstversichtbarung, denn er hört auf, Wille zu sein, sobald wir versuchen das Moment der Zeitlichkeit von ihm wegzudenken — aber er ist ein Wesen von ewigzeitlicher Natur, für welches das Wort des Scotus Erigena: *Aeternus coepit esse* nur den Sinn haben kann, dass auch dieser zeitliche Anfang ein Act aus der Ewigkeit war.

Um solche Vorstellungen kommt Keiner ganz herum, der mit diesen „Ideen" des Unendlichen sich einlässt — auf diesem schlüpfrigen Boden verstrickt auch der rechtgläubigste Kantianer sich in Fussangeln, welche ihm das Geständniss abpressen:

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss zum Ergötzen für minder orthodox gestimmte Gemüther, denen es längst hatte scheinen wollen, dass die Ewigkeit ein Gedanke sei, der sich — trotz allem Gespött und Geschimpfe wider die „schlechte", d. h. unbequeme, Unendlichkeit — ausserhalb jeder Beziehung zum Zeitbegriffe nicht fassen liesse. Irgendwo musste doch

diesseits durchstrahlten, von Drüben angesehen aber eine dunkle Hinterfläche darbietenden Äussern, welches hinwiederum von Hüben betrachtet an dem nur jenseits bestrahlten Innern ein Farbenbuntheit erzeugendes σκιερόν (— im Sinne Goethe's —) besitzt. Ohne Bild: das objectiv Daseiende gelangt im Menschen zum Selbstinnesein in der hellsten aller Formen, der des Selbstbewusstseins (die freilich nur ein relativ hellstes ist, sofern auch sie noch einen undurchleuchtet bleibenden Kern des reinen, sozusagen motivlosen Willens als Rest lässt), und so erkennt das von Hause aus schon keineswegs rein und schlechthin Objective sein eigenes Wesen nothwendig auch schon in den Formen des Subjects, sofern und soweit auch diesem ein Ansich zu Grunde liegen muss. Einmal-Subject-zu-werden gehör schon mit zum Wesen des *ens metaphysicum;* deshalb ist das auch die letzte, resp. höchste (uns bekannte) Stufe seines Daseins — wie umgekehrt, im Rückblick auf das hinter ihm Liegende, der selbstbewusstgewordene Mensch im Kern des Objectiven auch den Kern seines eigenen Wesens, den Willen als Natur- und Lebenskraft wiederfindet und wiedererkennt.

ein Gattungsbegriff zu finden sein, der in höherer Ordnung, Zeitlichkeit und Ewigkeit zusammenfasse, wenn anders man überhaupt sich z. B. etwas bei der Stelle denken sollte, wo Schopenhauer dem Ding an sich auch das Ansich der Zeit vindicirt: die Ewigkeit, in welcher die Zeit wurzele und deren Abbild diese sei. Danach wäre denn die Zeit Bild der Ewigkeit und zugleich auch Bild der Nichtigkeit, so dass man wohl zu dem Identitätsschlusse (nach der Formel $A = B = C$, *ergo* $A = C$) sich versucht fühlen mag, zu sagen: also ist die Ewigkeit ein und dasselbe mit der Nichtigkeit oder: die Nichtigkeit selber ein Ewiges.

Wenn wir hier noch einmal ausführlicher auf die Fragen der Zeitlichkeit eingehen, so ist das keineswegs für eine leere Wiederholung oder blosse Ergänzung des bereits in Band I darüber Vorgebrachten anzusehen. Damals beschäftigte uns die Sache vom Standpunkt des realistischen Charakters der Willensmetaphysik, jetzt aus allgemein metaphysischen Gesichtspunkten. Und wenn wir uns dabei auf gewissermaassen eleatischen Pfaden fortzubewegen haben, so geschieht es eben in dem Streben, mystische Unbestimmtheit möglichst zu meiden, dass wir auch das Schematistische einfacher Begriffsgenealogie nicht verschmähen, um nur Gattungs- und Artbegriff recht scharf sondern zu können. Aus dem Begriff Zeit oder *Tempus* als *genus* zweigen sich als dessen *species* ab das *Aevum* als die Zeit des Dings an sich, der Essentia, des Unendlichen, welche als solche selber das Merkmal der beiderseitigen Endlosigkeit, der Unendlichkeit *a parte ante* und *a parte post* an sich trägt — Ewigkeit im Sinne der *sempiternitas*, nicht der *aeternitas*. Die grösseren Abschnitte dieser unendlichen Zeit bezeichnen wir als Weltalter, der Grieche als *αἰών* — und dahin gehören auch die Kalpas der indischen Religionen. Dem gegenüber steht die Zeit der Erscheinung, der blossen Existenz, des Individuums als eines Endlichen vermöge seiner Eigenschaft der „Zeitlichkeit" — die Zeit, welche dem existenziell Einzelnen erscheint und in welcher dieses selber lebt, sich befindet und bewegt — die *aetas* oder das *saeculum*, *χρόνος* und *γενεά*.

Dies sind also lauter positive Begriffe, welche ihre Privation (nicht blos conträre Negation — denn die liegt schon im *aevum* gegen die *aetas*) haben an der reinen Zeitlosigkeit, der *Aeternitas* alles dessen, was gar keine Beziehung hat auf den

Gesammtbegriff „Zeit", welcher in obiger Stammtafel den Begriffsahn repräsentirt. Und auf gross was Anderes läuft auch nicht hinaus, was Spinoza so verheissungsvoll ankündigt: er will die Dinge *sub specie aeternitatis* betrachten, wobei man noch zweifelhaft bleiben könnte, ob dabei „*species*" blos als Form oder als Species im obigen Sinne solle verstanden werden.

Aber die uns die Zeit aus dem Ding an sich ganz wegschaffen wollten, mussten uns behufs solcher Escamotage zuvor ein „Absolutes" an die Stelle des Dings an sich schieben, und erst vermöge solcher Wechselbalgs-Schwenkung ward es möglich, auf die Fülle des Seins anzuwenden, was nur auf die reine Leere an Sein — die absolute *στέρησις* — passt, auf die reinste Abstraction von aller Wirklichkeit: auf die Welt der mathematischen Figuren und Zahlen und der abstracten logischen Schemata und Begriffe (*εἴδη*), d. h. auf die wesenlosen Schattenbilder und Symbole des wahrhaft Wesenhaften, des *ὄντως ὄν*. So wurde „metaphysisch" die *aeternitas* für ein positives Prädicat ausgegeben und ist doch nichts als eine im allerstrictesten Sinne „nichtssagende" Privation, welche nichts mehr aussagt, als z. B. der Satz, dass es nur sinnbildlich im Bereich des Ethischen Farben gibt: gelben Neid und rothen Zorn, grünes Hoffen und blaue Treue. Oder wie will sich Einer geberden, wenn man ihm, zum Beweise, dass zeitlich und ewig nicht *unius generis* sind, Vexirfragen vorlegt wie: ist das Vacuum, der leere Raum, etwas Zeitliches oder Ewiges?

Zeitlos oder ewig (*aeternum*) im metaphysischen Sinn kann das Ding an sich nur heissen, sofern wir es vor oder ausser aller Erscheinung betrachten, d. h. eben als nicht erscheinend denken oder vielmehr als solches es uns zu denken, vergebens uns abmühen, oder dass es uns gelungen sei, es also zu denken, uns einbilden. Denn sobald wir ehrlich gegen uns selber sind, müssen wir bekennen, eine derartige Vorstellung gar nicht fassen zu können, weil die postulirte Bedingung dem Wesen der Vorstellung, des Vorstellens wie des Vorgestelltwerdens, selber widerspricht. Denn zum Ding an sich, wie es einmal ist, d. h. wie wir es uns zu denken *a priori* uns genöthigt finden, gehört eben dies als sein integrirendes Begriffsmerkmal, dass es erscheine, d. h. dass es Gestalt, und zwar wechselnde Gestalt annehme. Oder auf die bestimmte Natur dessen, was uns für das Ding an sich gilt, angewandt, lautet das Bekenntniss von

diesem Unvermögen dahin: die Vorstellung vom Willen als einer rein potenziell gedachten blossen Eigenschaft, ohne Zuständlichkeit, als blosse *Voluntas* ist etwas, was den Gehirnfasern entschlüpft, sobald sie es umklammern möchten. Aber nur als ein solches liesse sich das Ding an sich — und zwar nur für einen selber als Zeitnull zu bezeichnenden Moment oder Zeit-„Punkt" — als ein *extra-temporale* denken. Jeder Act, jede Function, kurz Alles, dessen sprachlicher Ausdruck ein Verbum ist, enthält das Moment der Zeitlichkeit bereits in sich.

Wie anders nun aber als dieser abstracte „Wille", diese ruhende Substanz, die wir mit tausend fixirten Qualitäten ausstatten, steht das ewig fliessende Wollen vor uns, das *Velle*, nicht als Substantiv, sondern als Verbum, nicht als ein grammatikalisches, hübsch „prädicirtes" Subject, sondern als *verbum infinitum*, welches als solches Subject und Prädicat zumal in sich schliesst, Substanz und Accidenz zugleich ist, Einheit vom Beharrenden und Beweglichen, ein Mittelding von Verb und Substantiv, an Beiden unbestimmt theilhabend, also ein *participium* und Infinitiv, das ungeschiedene Zusammen der Copula mit dem durch diese verbundenen Satztheile in sich tragend, ein *Velle volens*, ein wollendes Wollen und nur insofern ewig und zeitlos, als es nicht an discret sich abhebenden Zeitstufen und Zeitrelationen geklammert ist, sondern in allen Zeiten als die absolute Gleichzeitigkeit, Simultaneïtät, die ewig beharrende Gegenwart eines *Nunc stans*, d. h. eines im absoluten und absolut reichen Sinne „fruchtbaren Moments" ist und nur *a potiori* ein *infinitivus et participium praesentis*, ebensosehr aber Beides zugleich auch als *praeteriti et futuri.**)

---

*) Eine doppelte Erläuterung mag dieser Gedanke, dessen metaphysische Fassung wir bei Schopenhauer haben: „die Gegenwart ist die einzige Form der Wirklichkeit" finden an zwei Thatsachen der empirischen und speculativen Sprachwissenschaft: vermöge eines Dialekts-Idiotismus gebraucht der Schwabe sein „Wirklich" ganz wie wir „in diesem Augenblick" (vielleicht dem französischen *actuellement* nachgebildet? —) und die Aken'sche Moduslehre formulirte sich bereits 1858 in einem Programm (von Güstrow S. 21) zu dem Satze: „Es ist Nichtwirklichkeit als die eigentliche Bedeutung der *praeterita* anzuerkennen; jener sinnlichen Auffassung der ältesten Sprachen fiel Wirklichkeit mit Gegenwart zusammen und die Vergangenheit ist eben nur das Nichtwirkliche, das eines Ausdrucks bedurfte." Hierher mag man auch den Ausdruck Ovid's (Metam. IV, 611) ziehen: *tanta est praesentia veri* — so gross ist die Macht einer leibhaftig vor uns stehenden Wahrheit.

Wir können auch so sagen: die Zeit in ihrer vagen Unendlichkeit ist ein rein apriorischer Begriff und das Einzige am Zeitbegriff, was ein „blos" subjectives Apriorisches heissen kann. Als Form der Einzelvorgänge, also als Endliches, ist die Zeit ebenso ausschliesslich ein Empirisches — und alles Empirische vollzieht sich nur in dieser endlichen Zeit. Mit dieser haben wir es zu thun, so oft und so lange wir uns mit empirischen „Thatsachen" (*res gestae*) beschäftigen, die als „Thaten" (*gestae*) der Zeit und als Sachen (*res*) dem Raume angehören — und das Urfactum aller Empirie und damit alles Denkens ist selber ein zeitlicher Act, selber ein empirischer Beleg für die Unzertrennlichkeit der Zeitlichkeit von allen innern psychologischen Vorgängen — weshalb man ja auch (z. B. Baumann in seiner historischen Darlegung der hier einschlagenden Antinomien) von der psychologischen Zeit als einem eigenen *genus temporis* gesprochen hat.

Ja, dieses empirische Zeitwesen ist von einem so exclusiv empirischen Charakter, dass es zu den Dingen gehört, welche zum abstracten Denken in der Relationslosigkeit absoluter Heterogeneïtät stehen — eben etwas von Dem sind, was ins reine Denken nicht „aufgeht" und einen Rest lässt von grad so irremovabler Natur, wie Raum, Stoff, Kraft und nur sich selbst gleiche Individualität aller Einzelanschauung. Die Zeitnatur des Geschehenden, d. h. der Willensäusserung, ist nur der Intuition zugänglich, und nimmermehr kann abstractes Nachdenken ein Begreifen der zeitlichen Vorgänge „vermitteln", so wenig wie die ewig nicht „auszudenkende" Bewegung hinreichen kann, das vorstellende Denken je begreiflich zu machen. Nur dies irrationale Verhältniss, diese Incommensurabilität zwischen Intuition und Abstraction hat ja — wie uns in Band I sattsam zum Bewusstsein gebracht ist — all den Staub aufgewühlt, der von Zeno's Zeiten bis auf den heutigen Tag die Strasse schon von ferne kenntlich macht, auf welcher die Menschheit sich mit den Problemen der Synechologie geschleppt hat, weil im Grunde die Discrepanz zwischen dem absolut Continuirlichen und dem ebenso schlechthin Discreten nur die einfachste Form für die Frage nach dem Verhältniss des Vielen zum Einen und des Einen zum Vielen ist. Wenn die sich lösen liesse, so stünden wir virtuell am Ziele der Philosophie. Und aus den Kategorien des Seins (Vielheit — Einheit) in die des Werdens hinüber-

geschafft, ist dies das kosmogenische Urproblem (als dessen Kehrseite uns ja jetzt eben das eschatologische Schluss-Exempel beschäftigt): was trug in die „selige Ruhe des Nichts“ die unselige Unrast des All hinein? — was war das *πρῶτον κινοῦν*, der allererste Anstoss, von dem die unendliche Kette aller späteren Impulse anhob? — wie brach aus der rein logischen Existenz der unbewegten Wandellosigkeit der Idee und des idealen Seins — (wie es sich die Panlogisten vorstellen mögen) — die absolute Wandelbarkeit eines schlechthin veränderlichen Werdens — der Kampf zwischen Ideal und Wirklickeit — hervor? — wie ward aus dem, in seiner reinen Potentialität allmächtigen Willen das in seiner Actualität, bei jedem seiner Schritte in sich selber das lähmende Hinderniss empfindende, ewig mit und wider sich selber ringende Wollen?

Im Schoosse jener Ewigkeit, die *aeternitas* heisst, waltete ja der Friede des daseinlosen Seins — aber weil es Dinge überhaupt nur „gibt“ innerhalb der Zeit, und jene Ewigkeit gedacht werden soll als ausserhalb der Zeit gelegen, so hat es auch jenen Frieden niemals, d. i. in keiner Zeit gegeben — das heisst: er ist ein blosses Gedankending wie jene gespenstische, wesenlose und doch nicht loszuwerdende Äternitas selber.

Die Ewigkeit ist das Schweigen des todten Raumes, in welchem es keine Geschichte, weil kein Geschehen gibt, dagegen die Zeit, empirisch gedacht, ist selber das Alles Bewegende, das am ewigen Willen, was ihn zum Wollen macht, die Voluntas ins Velle umgewandelt. Die Zeit ist in diesem Sinne die Bewegung (*actio movendi*) an allem Bewegten, das Verändernde in aller Veränderung. Deshalb kommt es dem Sinne der Dichter so vor, als stände die Zeit*) selber still während der Pausen des Geschehens. — Aber diese Pausen sind ja eben nur Intermittirungen des Wissens um ein Geschehen — sei es in der Bewusstlosigkeit des Schlafes, sei es, weil innerhalb des von der individuellen Empfindungsfähigkeit umspannten Bereiches augenblicklich kein wahrnehmbares Ereigniss sich abspielt. Aber nur

*) So sagt Fichte d. J. (nach Trendelenburg's logisch. Untersuch. 2. Aufl., I, 172): „Im endlos sich aufhebenden Jetzt . . . sind nur die unendlich theil- oder unterscheidbaren Momente des Verharrens der absoluten Wirklichkeit, die jenem dadurch erst Fülle und Anhalt verleiht. Die Ewigkeit, die absolut dauernde (ruhende) Gegenwart des lebendigen Seins, schaffet die Zeit.“

der Dichter darf jene Hyperbel gebrauchen — der Denker hat sich zu besinnen, dass sein eigenes Nachdenken über das scheinbare Stillstehen der Zeit selber schon ein Geschehen, eine Reihe von thatsächlichen Acten ist, völlig ausreichend, um die Fortdauer der Zeit selber zu garantiren.

Hätten jene Kriticisten Recht mit ihrer Behauptung von der reinen Subjectivität der Zeit, dann blieben sie ewig rathlos stehen vor der ihnen schon tausendfach entgegengehaltenen Einrede, dass ja doch die Welt ihren Gang unaufhaltsam weiter geht, unbekümmert darum, ob das von irgend einem Subject bemerkt werde oder nicht, wie sie schon unendliche Zeiträume durchwandelt haben konnte, ehe irgend ein „Subject" da war, welches dessen hätte inne werden können. Freilich: wo keine hörbare oder sichtbare oder an Pulsschlägen fühlbare Bewegung ist — da ist auch keine Zeit. Aber das heisst nicht etwa, dass jene Zeitminima, welche unterhalb der Bewusstseinsschwelle bleiben, nicht vorhanden seien und noch weniger, dass jede hörbare oder sichtbare Bewegung auch eine irgendwo gehörte oder gesehene müsse gewesen sein.*)

Wohl also mag die Zeit selber ein Gewordenes, ein Gemachtes und Erschaffenes genannt werden — aber ein ewig Gewordenes und Gewesenes. Der „allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden" ist auch Herr der Zeit, hat auch sie geschaffen, schafft und gebiert sie noch immerdar, wie er selber von Ewigkeit her sich selber erschuf — und noch jeden Augenblick sich neu erschafft und damit diesen Augenblick selber.

Es ist der Wille, ohne dessen in Selbstentzweiung vor sich gehende Selbstverwirklichung es keine Zeit geben würde — und es war über Trendelenburg wieder einmal ein *inflatus mysticus* gekommen, wie er zu jedem wahrhaft tiefsinnigen Wort unentbehrlich ist, als er den Satz ersann: „im vorwärtsdringenden Begehren werden wir uns der Zukunft empirisch bewusst" (a. a. O., S. 224).

Das schlechthin Willkürliche, weil durch nichts, was unserer Erkenntniss zugänglich wäre, Motivirte, bleibt der absolute Anfangspunkt, welcher stets von neuem die Fragen provocirt: warum

*) In embryonischer Gestalt begegnen wir diesem Gedanken schon bei Aristoteles — z. B, Metaph. XII, 6, 23, (edid. Schwegler): *ἀδύνατον κίνησιν ἢ γενέσθαι ἢ φθαρῆναι· ἀεὶ γὰρ ἦν· οὐδὲ χρόνον· οὐ γὰρ οἷόν τε τὸ πρότερον καὶ ὕστερον εἶναι μὴ ὄντος χρόνου.*

trat er nicht früher, warum nicht später, warum überhaupt ein? Und mag man mit Schelling u. A. sich anlehnend an die alte Brahmanenlehre von Selbstdifferenzirungen eines wesentlich Indifferenten sprechen, oder mit Schopenhauer (W. a. W. u. V., 4. Aufl., II., 352) den Ausdruck wagen: „diese Formen und Species", wie sie in den „Ideen" der Gattungen u. s. w. sich darstellen, müssen „einst hervorgebrochen" sein: immer wieder sehen wir ein angeblich von Hause aus zeitlos- Ewiges in eine bestimmte Zeit hineingezogen und so den metaphysischen Standpunkt mit dem blos historischen vertauscht werden.

Wir unsererseits nun aber brauchen auch das Pendant zu solchen Consequenzen nicht zu scheuen: angesichts des Wunders der Thatsachen eines Kreislaufs auf- und untergehender Welten tangirt uns nicht das alte Axiom: was keinen Anfang *a parte ante* hat, kann auch keinem Aufhören *a parte post* erliegen; denn wir leugnen ja innerhalb gewisser Grenzen so wenig das Eine wie das Andere.

Die Summe alles Universalgeschehens freilich ist rück- und vorwärts gleich endlos. Aber diese stellt sich uns auch nicht unter dem Bilde eines simplen Kreises oder selbst einer ins unendlich Hohe zu unendlich weit hinausgeschobener Spitze sich verengernden Spirallinie dar, sondern als eine ins Endlose ausgedehnte gradlinige Kette, deren einzelne Glieder in den Ringen einer indischen Kalpa bestehen. Oder was soll es Unausdenkbares oder auch nur so sehr Befremdliches haben, wenn zwar nicht im Grossen und Ganzen, aber doch im Grossen sich wiederholt, was wir ohne sonderliches Staunen täglich im Kleinsten, an jedem ephemer seinen Daseinsgang kreisförmig abschliessenden und erneuernden, pflanzlichen oder thierischen Lebewesen beobachten? Ob der Wechsel vom Entstehen und Vergehen binnen Stunden oder Jahrmilliarden vor sich geht, darauf kommt wenig an — das Maass ist ja das ganz relative, gewissermaassen zufällige, der durchschnittlichen Lebensdauer des Menschen. Dem „ewigen" Willen ist solch ein „Weltalter" auch nur eine werthlose „Spanne" Zeit. Sein Thun bleibt darum doch ziel- und friedlos, mag, was daraus hervorgeht, eine Ephemeride oder ein Weltgebäude sein — zufrieden wird er nie — vergänglich ist all sein Werk — höchstens, dass er auf dem Wege des Experiments, im Wege der Auslese, es allmählich zu etwas bringt, was sich der diätetischen Prophylaxis des Men-

schen vergleichen lässt — das kann ihm das Leben verlängern, aber zum Sterben kommt es unausbleiblich doch irgend einmal. Nur dass dem *θάνατος* eine *Κήρ*, der *Mors* ein *Letum* zur Seite steht, mochte zum Wahne führen, der Tod sei etwas äusserlich Vermeidliches. Über seine innere Nothwendigkeit aber hat Lessing („Wie die Alten den Tod gebildet") das auch eines realdialektischen Pessimismus nicht unwürdige Wort: „Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe gehalten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft braucht."

Sonnensysteme mögen veralten und zerfallen wie Sonnenstäubchenbewohner, und der Moder jener mag ganz so wie der dieser den Nachbarn zur Brutstätte und Nahrungsquelle werden — und aus der Höhe einer wahrhaft objectiven Unbefangenheit müssen wir demselben Quinet, der in seiner *Création* so mancher Überhebung des Menschengeschlechts beredt genug entgegen getreten ist, doch noch zu Gemüthe führen, dass die von ihm nachgewiesene Ausnahmestellung des Menschen in der Geschichte der Natur nicht ausreicht, um die Wahrscheinlichkeit zu begründen, es umfasse nicht ein noch weiterer Äonen-Cyklus auch dessen scheinbar unendliche Perfectibilität verbürgende Geschichtsentwickelung als blosse Periode, ja im Grunde als ein blosses Intermezzo der wahren Universums-Geschichte. Und kann nicht neben der jetzt im Erlöschen begriffenen Weltpotenz der Keim für noch folgende ruhen, welcher zu seiner Entwickelung nur des Absterbens dieser warte, wie ein Aaskäfer auf den Tod desjenigen Thieres, dessen Cadaver er sich zum Neste ersehen?

Alle Erben sind ja ungeduldig und dieselbe Verjüngungssucht, welche die Welten auf- und abtreibt, steckt in Jedem von uns. Wir Alle tragen den nicht warten könnenden Erben in uns, der unseres Todes harrt und den es jenseit unseres Endes nach dem zurückverlangt, was er vor unserm Anfang gewesen. Die Neuerungsgier gewisser Völker und Individuen ist nichts als dieser Trieb nach Beschleunigung des Umlaufs in der Maschinerie. Die Hast der Gegenwart, welche seit Faust, Geniessen und Erkennen in so viel Monde zusammenpressen möchte, wie ihm sonst Jahre zu Gebote standen — diese Athemlosigkeit der Raschlebenden: sie ist nichts als die nämliche Einheit von Lebensdrang und Todesmüde, worin die laut jubelnde Werdelust

sich begegnet mit den still verrauschenden Wonnen des Entwerdens, und wer dieses wunderseligen Widerspruchs klar sich bewusst ward, der hat erkannt: Sterben ist nicht blos des Lebens Ende (*terminus*), es ist auch sein Ziel (*τέλος*) und sein Zweck (*finis*), wovon schon Plato spricht im Eingang des Phädon.

Aber wenn damit auch etwas wie ein Trost sich ergibt: nämlich, dass ein schweres Leben den Tod leicht macht — (wie umgekehrt das Sterben um so schwerer sein muss, je leichter Einem das Leben gemacht war), so steht doch drohend im Hintergrunde, was derselbe Plato ebendaselbst den Willen der Götter nennt — d. h. ohne Mythos: der ewige, unergründliche Urwille, der zürnend dreinschaut und es nicht dulden möchte, wenn Einer, der „besseren" Einsicht nachgehend nun auch ergreifen möchte das „bessere Theil", und in selbstbeflügelter Eile dem End-Ziel-Zweck zustürmen.

Ist es etwa nur unser lebenbefangener Blick, der am Ausgang Gespenster sieht, welche ein freieres Auge, wie das des ostasiatischen Malayen, Mongolen und selbst Ariers nicht schrecken? — und ist es nur occidentalische Angewöhnung, dass auch die jüngste *would-be* Ethik noch nicht recht gewagt hat, den „Selbstmord-Paragraphen" aus ihrer Teleologie zu streichen? oder ist es die Scheu einer unbewussten Dialektik, die wol fühlen mag, dass ein mählich sanftes Werden an nichts Gewaltsamem sein Entwerdungs-Correlat haben könne? Doch:

Du wirst nicht hingeh'n wie das Abendroth

— — — — — — — — — — —

Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,

oder, wie ein jüngerer Dichter (Jul. Grosse in der Novelle „Untreu aus Mitleid") die Gedanken in das Tagebuch eines vom Wahnsinn nur halb Geheilten verlegt hat, wie wenn nur so der crasseren Fassung ein Freibrief zu gewinnen gewesen wäre: „Wir Alle marschiren einer unsichtbaren Batterie zu, die fort und fort Lücken in unsere Reihen reisst; wir müssen fortmarschiren, ohne sie je erobern zu können."

Die Wahrheit ist: das alte Wort hat Recht: das Leben selber ist Sterben — und dem Gedanken Heraklit's: in jedem Moment sind Leben und Sterben mit einander vereinigt — dürfen wir auch die Specialanwendung geben: nicht selten schlingt sich grade durch die Verknotungen in den Maschen der Liebesnetze ein Faden der Askese hindurch — nächstens schon eine triviale

Wahrheit, seitdem bereits die Büchertitel heutiger Novellistik zahlreich diese geheimnissreichste Seite der Lebensdialektik vertreten. Was aber dies Asketische mitten in unsern Amor hineinträgt, das ist wieder jener unser eigener Erbe in uns selber. Darnach ist es nicht mehr blos ein ganz unfreiwilliges Erfahrniss, dass wir Menschen insgesammt vor nichts so weit weglaufen wie vor dem Tode, und doch zugleich ihm immer entgegen. So sagt der Hegelsch geschulte Pole Chlebik in seinen „Dialektischen Briefen“ (Berlin 1869, S. 79): „Der Tod als Grenze des Endlichen ist die Negation einer Negation, das vergängliche Jetzt, das, in jedem Moment sterbend, ewig lebt — ein Moment im titanischen Kampf des Geistes“ (wobei er spielend erinnert hat an die Synonymie, nach welcher „Geist“ auch gebraucht wird für die „ruhelose Ruhe des Gespenstes“.)

Aber auch ohne Zuhülfenahme einer *duplex negatio* mögen wir im Tode die positive Seite des Daseins, das vor dem Leben durch höhere Intensität des Realitätsgrades Bevorzugte, erkennen. Auf solchen Gedanken (dessen erste Spuren mir in dem von Plato's Gorgias — p. 492, s. f. edid. Heindorf — aufbewahrten euripideischen Fragment bekannt geworden: *τίς δ' οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μέν ἐστι κατθανεῖν, τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν;*) hat nicht blos Fortlage eine ganze Psychologie aufgebaut — wir können auch meinen, eine Schilderung des Todes selber zu vernehmen in dem, wie Hayes*) das Schweigen der arktischen Polarnacht schildert: „nicht blos eine unendliche Leere, hört es auf negativ zu sein; steht da wie ein schreckliches Gespenst: ein Schweigen, das etwas verschweigt“, und dem entsprechend die Menschen, welche darin leben, ohne es zu beleben, die Eskimos in ihrer Gleichgültigkeit um Vergangenheit und Zukunft, um Vorfahren und Nachkommen, im äussersten Elende gestählt gegen alle Schrecken — das hatte aus der Abstraction der Ferne so leicht denkbar, „aus Büchern Alles so natürlich geschienen; aber als ich's vor Augen sah, da war es unwahr, unglaublich“ (— eine oft gemachte Erfahrung, wie es ja überhaupt schwerer ist, nicht zu glauben, was man sieht, als zu glauben, was man nicht sieht). „Hier gibt es keinen Gott als die Natur und die ist todt“ — woneben sich wol das

*) Das offene Polarmeer. Entdeckungsreisen nach dem Nordpol. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Jena 1868.

Wort nicht so ganz fremdartig ausnehmen mag nach *alienum a propositum* aus Apok. I., 17 sq.: *ἐγώ εἰμι ὁ πρῶτος καὶ ὁ ἔσχατος καὶ ὁ ζῶν, καὶ ἐγενόμην νεκρὸς, καὶ ἰδοὺ ζῶν εἰμι εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων· ἀμήν. καὶ ἔχω τὰς κλεῖς τοῦ ᾅδου καὶ τοῦ θανάτου. Γράψον ἃ εἶδες, καὶ ἅ εἰσι, καὶ ἃ μέλλει γίνεσθαι μετὰ ταῦτα.*

Aber was mit solchen Antithesen eigentlich gemeint ist, empfindet schon jedes zartere Gemüth in dem der Zeugungswollust beigemischten Ekel, in welchem das *inter latrinam et cloacam nasci* als etwas mehr denn blos accidentell Zufälliges, nämlich als ein auf tieferliegendes Identisches hinweisendes Symbol zum Bewusstsein kommt.

Und treten wir auch von hieraus noch auf einen Augenblick wenigstens mit einem Fuss zurück auf den metaphysischen Boden, so mag diesem Negativitätsgespinst wieder sein positiver Einschlag gegeben werden mit einer realdialektischen Erwägung, welche sich nochmals besinnt auf die affirmative Natur alles dessen, was uns irgendwie wehthut: denn wie die Schopenhauersche Farbenlehre das Roth an den positiven Pol stellt (weil es unter Umständen dem Auge schmerzhaft ist, während seinem Complemente dem Grün, eine ausheilende Kraft des Beschwichtigens für krankhaft afficirte Nerven beiwohnt), so gehört die Repulsion der positiven Seite des Seins an — an ihr haben wir das eigentliche Realprincip, die *vis essendi*, die Kraft des activ Afficirens, die eigentliche Spontaneïtät — und nur ihr, nicht ihrer Negative, ist das — wesentlich egoistische — Streben eigen, sich zu vergrössern. Eben deshalb ist das *Zero*, dieser allgemeinste Ausdruck des Todes, als des Hinsterbens in erlöschender Ausgleichung, ein Etwas, denn es kann nur *in thesi*, nicht *in re* eine Kraft die andere gänzlich resorbiren — nur ihre Wirksamkeiten neutralisiren und paralysiren einander wechselsweise, ihrem Substrate aber können sie schliesslich gegenseitig doch nichts anhaben, und was dabei zuletzt herauskommt, ist sozusagen nur ein *Zero* dem Wirken (der Existentia) nach, nicht für das Sein (die Essentia).

Damit begreift es sich denn mit Einem Schlage, wie auch der Entwerdungsprocess ein Werk intensiver Energie ist, welches Schlappschwänzen nimmermehr gelingen kann — schon darum nicht, weil selbst die Vorstufe, die Resignation, nicht anders

beschritten werden kann, als vermöge eines kraftheischenden Entschlusses.

So setzt sich bis in das (wirkliche oder vermeintliche) Hinsterben des Willens die antinomische Natur seines sich selbst widersprechenden Wesens fort, und dehnt sich selbst aus auf das Formale seiner Bethätigung: was scheinbar ein Nachlassen aller Kraftmanifestation ist, hat zu seiner Voraussetzung die höchste Anspannung — wie freilich auch die Bogensehne nie völliger schlaff herunterhängt, als wenn sie infolge eines Übermaasses der Dehnung zersprengt und zerrissen worden.

Dieselbe Dialektik aber in umgekehrter Erscheinungsweise haben wir ja da, wo bei entgegengesetzter materialer Beschaffenheit des Wollens das Formale daran identisch, also von absoluter Gleichgültigkeit gegen seinen Inhalt zu sein scheint. So sehen sich die nach einem Inhalt überhaupt schmachtende Langeweile und die nach der Verwirklichung ihres das Gefäss schier zum Platzen bringenden Inhalts lechzende Sehnsucht einander zum Verwechseln ähnlich — wie Furcht und Hoffnung, trotz ihres materialen Gegensatzes, in der Erwartung ihre gemeinsame Form haben, was am deutlichsten wird, so oft das Harren auf eine, wirklich etwas Wesentliches entscheidende Entscheidung sich momentan zuspitzt zu dem Gefühl: jenseit des nächsten Augenblicks liegt die Gewissheit über das *Aut-Aut* lange hingehaltenen Zweifels: dann ist es ebenso gut das Hoffen, wie das Fürchten, was die Hand noch zögern lässt, ehe sie das bereits gefallene Loos entfaltet. Wo solch ein *discrimen anceps* im Anzuge ist, da stellt bekanntlich jedesmal das zwiespältige Gefühl sich ein, es nahe ebenso sehr zu rasch als zu langsam — und dies Schwanken der Empfindung verkörpert sich in dem „Zittern vor der Entscheidung“: man kann sie gleichzeitig nicht abwarten und möchte sie doch noch hinhalten. In anderer Beziehung dünkt der nämliche Zeitraum, als Frist angesehen, uns zu lang und zu kurz, wenn die Gegenwart uns unerträglich geworden und wir uns sehnen, aus ihr erlöst zu werden, andererseits aber besorgen, es können, was jenseit ihrer liegen werde, uns noch nicht hinlänglich vorbereitet finden — oder zu lang für Geldausgeben, zu kurz für's Geldverdienen.

Schon das psychologische Paradoxon, dass Überschüttung mit allzuviel geistigem Stoff (z. B. beim Anhören eines gedankenreichen Vortrags, dessen sofortige Verarbeitung auch das be-

weglichste Denken nicht zu bewältigen vermag) nicht minder das Gefühl der Langeweile herbeiführt, wie das Abschneiden jeder geistigen Zufuhr (— ausser bei Geistern, wie Lessing, welche sich stets mit dem Verdauen eingehamsterter Vorräthe hinlänglich zu schaffen machen können und werden, und höchstens ersticken, wenn man es ihnen wehrt, die aufquellende Masse irgendwie schriftlich oder mündlich, nach aussen zu setzen) — schon diese vielerwähnte*) Thatsache bezeugt eine gewisse, sozusagen auf homöopathische Behandlung angewiesene Seite unseres Seelenlebens: *simili simile sanatur* — wie sie denn auch das sicherste Heilmittel der Blasirtheit in Eingeben von neuen Lebensreizen in allerwinzigsten Dosen ist. Und selbst wenn jene Langeweile auf ein einfaches Gesetz der Ermüdung zurücklaufen sollte, so bleibt es dem Lebensdialektiker ein der Beachtung nicht unwürdiger Doppelsinn, dass schon dem Ausdruck *languor* die entsprechende Zweideutigkeit beiwohnt.

Die Langeweile hat ja ihre allgemein metaphysiche Bedeutung daran, die vollgültigste Zeugin gegen jede blosse Vorstellungsphilosophie zu sein: ihre Existenz beweist bereits, dass es der Wille ist, für dessen Inhalt die Vorstellung nur die Form der Bewusstheit gibt und dass der Wille fortdauert, auch wenn sein Inhalt keine Verwirklichung findet, was nicht möglich sein würde, wenn mit der Vorstellung Alles gegeben wäre, Inhalt und Realisation zumal. Für das hier zu behandelnde eschatologische Thema aber ist es die Unaufhebbarkeit des Wollens, dessen Fortexistenz nach Aufhebung oder Beseitigung seines Inhalts, wodurch die realdialektische Einheit des Wollens mit seinem contradictorischen Gegentheil, dem Nichtwollen, abermals erhärtet wird: auch ein momentan inhaltsloser Wille hört nicht auf Wille zu sein, vielmehr vollzieht sich unmittelbar aus dem Hinsterben seines Inhalts dessen spontane Neubelebung.

Jede Klage über innere Leere, Öde, Vereinsamung, verfehltes Lebensziel, *ennui*, Blasirtheit: sie gilt nur einer Abart der Qual des unbeschäftigten, weil unerfüllten Willens. Darum wird die Langweiligkeit einer uns neckisch vorgehaltenen Scheinbeschäftigung gradezu zur Tantalusquälerei, wie sie dem reinen Entbehren nicht mitgegeben ist — und leichter erträgt sich das völlige Nichtbeschäftigtbleiben, als etwa ein Gespräch oder

*) Vergl. u. A. A. Nahlowsky: „Das Gefühlsleben", Leipzig 1862.

ein Vortrag oder eine Lektüre, zu welchen wir uns in unfreiwilliger Freiwilligkeit so verhalten müssen, dass wir dem prikkelnden Gefühl blossgestellt sind, von Secunde zu Secunde zu erwarten: nun wird dem hungrigen Geist, dem Willen zum Wissen, irgend ein Bissen, oder der schmachtenden Seele, dem Willen zum Fühlen, irgend ein Trunk gereicht. Die durch dieses Hingezerrtwerden immer ungeduldiger (Ungeduld ist ja nur Kehrseite der Langenweile) gemachte Reizbedürftigkeit versetzt, wo die dazu erforderliche Spontaneïtät überhaupt noch lebendig, in realdialektischem Umschlag, bald in einen Zustand von Aufgeregtheit, der als solcher wieder als das directe Gegenstück der Reizlosigkeit erscheint — es ist eben der negative Reiz des Kitzels (*pruritus*) vorhanden, nur seine Befriedigung bleibt aus — und die angestrebte Selbstbethätigung erleidet eine eben als Langeweile fühlbare Hemmung, deren Multiplication in allaugenblicklicher Wiederholung bald auch als gesteigerte Intensität wirken und so ins Bewusstsein treten muss, so dass sich der eschatologische Wechsel von Tod und Leben hier in denkbar raschester Alternation vollzieht.

Das Grundstreben des Willens geht ja darauf aus, irgendwie occupirt zu werden — ist's möglich, dann in der „entsprechendsten", sonst wenigstens in einer leidlich „zusagenden" Weise — und wo er seinen individuellen Ansprüchen etwas hat abdingen lassen, da sagen wir, er treibe allerlei (blos) zur „Kurzweil" (nämlich in Ermangelung von etwas Besserem): — *animi causa*, sagt der Lateiner und denkt bei *animus* an das lebendige Willensprincip, welches Bethätigung heischt.

Je einseitiger ein individuelles Wollen geartet ist, desto leichter verfällt es selbstverständlich den Martern des Unbeschäftigtbleibens — so der rasch reich gewordene Golddigger ordinär bornirten Schlages — übrigens keineswegs die einzige Menschensorte, welche die paradoxe Kunst versteht, in pedantischer Tagesordnung die Zeit „nach der Uhr" — zu vertrödeln.

Gegen solche Todeszuckungen ist kein Kraut gewachsen — bei solcher innern Leere schlägt kein Heilmittel irgendwelcher Zerstreuungsart an. Darum kann ja die Entwöhnung von jahre- und jahrzehntelang betriebener „geisttödtender" Arbeit einen armen pensionirten Aktencopisten buchstäblich zur Verzweiflung treiben — ja manch einer starb vor Heimweh nach seinem Bureau — so sehr s e h n t e er sich in seiner L a n g e n -

weile nach dem an sich Allerlangweiligsten. Dagegen, je reicher eine Individualität in sich selber, je bunter die Fülle ihrer Strebungen, ihrer Interessen, kurz: je mannigfaltiger ihr Wollen, desto weniger geräth sie in Gefahr, geistig zu verhungern beim Ausbleiben äusserer Reize, desto länger zehrt sie vom mitgebrachten Speisesack, nicht unähnlich dem edlen Wiederkäuer, der sich aus eigenem Magen sättigt und so auch in der Wüste nicht zu „verkommen" braucht.

Sobald aber der Wille in einer Pause sonst unausgesetzter Thätigkeit Zeit gewinnt, sich darauf zu besinnen, „was ihm fehlt" mit der mechanisch ihre Räder weiter drehenden Tretmühle: allsogleich hört ihm auf wohl zu sein in seiner Ruhe; denn Erholung ist nur wohlthuend, soweit sie eben ihn sich erholen, d. h. sich selber zurückholen lässt aus der Leere des erschöpften Kraftvorraths, also soweit sie Erquickung und Erfrischung ist, unentbehrlich zur Fortführung des alltäglichen Pensums. Darum sind ja eben auch der lieben kraftstrotzenden Jugend nur die allerersten Ferientage erträglich, und bald sehnt sie sich nach dem Ende der „Vacanz", die ihr buchstäblich zu einer „Leere" wird, einem Vacuum, darin die Luft zu dünn geworden, so dass zuweilen etwas wie die Ermattung der Bergkrankheit über die kommt, so an allzuviel Kraft zu tragen und zu schleppen haben. Dagegen kann Solchen, die sonst einer für immer um ihre Erfüllbarkeit gebrachten Sehnsucht erliegen würden, sehr gute Dienste auch die schlechteste Arbeit leisten, wofern sie nur eben ausreicht, um auch dem Denken und Gedenken, dem „trüben" Gedanken-Nachhängen keinen Raum und keine Musse zu lassen vor ablenkender „Zerstreuung".

Bei der Verschiedenartigkeit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse und Bedingungen lässt sich nicht einmal eine einfache Antwort ertheilen auf die Frage: stehen Sehnsuchtsstärke und Langeweilequal in grader oder umgekehrter Proportion zu einander? Nach der einfachen Spontaneïtät bemessen offenbar ersteres — und so auch wirklich in allen Momenten reinen Entbehrens, wo nichts im Bewusstsein steht als eben nur dies Gefühl des Nichthabens selber. Letzteres dagegen kann der Fall sein, wo ein spontaneïtätsreiches Intellectualleben aus sich selber die Motive schöpft, welche ein armes und mattes erst abwarten muss, bis sie von aussen sich einfinden.

Mit dem Ausblick auf der Enden Ende aber drängt sich hier ein eschatologischer Gedanke auf, welcher eine Identität der äussersten und höchsten Furcht mit der allerletzten Hoffnung ausdrückt und für dessen realdialektische Unbefangenheit das zeugen mag, dass er ursprünglich einem fremden Gehirn entkrochen ist (Lehmann, Mag. f. d. Lit. d. Ausl., 1860, Nr. 14, S. 167): „Die Grundstimmung des Volkes ist melancholisch — sein „„Aberglaube““ beschäftigt sich viel mit dem Weltende, auf das er im Grunde genommen hofft, wie auf den Tag der Erlösung.“ —

Nur aus solchem Grundgefühl heraus verstanden, hat auch jener eschatologische Dithyrambus überhaupt einen Sinn:

> Der Tod, ihr Freunde, ja der Tod soll leben!
> Der Tod macht erst das Leben ganz und voll.

— und aus „ganzem“, ob zwar nicht aus „vollem“, sondern aus erst recht entleertem Herzen, doch ohne bacchischen Taumel oder dionysisch „Nietzsche'sche“ Trunkenheit, stimmt die Realdialektik ein in diese Worte Herwegh's, indem sie dieselben auslegt wie Seneca's Dictum: *Mors est, quae efficit, ut vita non sit supplicium* — nicht aber in die weiteren, denn sie vermag den Tod nicht als Freund und Wohlthäter zu preisen, noch als den Hermes-Psychopompos einer optimistisch pantheistischen Zärtlichkeit, der uns

> wie Kinder, die mit Widerstreben
> Gleich Tropfen von dem Meer sich losgemacht,
> . . . . . wieder heimgebracht
> Und liebend (!) an das All zurückgegeben.*)

Aber sie lässt ihn „leben“ als den Hohepriester am Altar der Wahrheit, als die Mysterien offenbarend, die Opfer schlachtend, die Sünde tilgend, die Sühne verheissend für das, was wir als Einzelne (— nicht für das, was ein All-Eines, dem wäre ja nicht einmal eine dem Einzeltode entsprechend kurze Ruhe und Erholungspause vergönnt — das müsste als solches unaufhaltsam rastlos weiterrasen) gefrevelt, „bei Leibes Leben“.

In diesem Sinne ward längst schon gesagt: das Leben ist nur dazu da, um das Sterben zu lernen; der Tod ist das grosse Schluss-Examen, welches nur die schlecht Präparirten gern mög-

*) Und doch müssen selbst pantheistisch gesinnte Antipessimisten zugeben, dass die Rückkehr ins All der ins Nichts sachlich völlig gleichbedeutend sei.

welche immer wieder an einem Leben herumflicken, mag es zuletzt auch aus lauter werthlos zusammengestückten Fetzen bestehen, wie ein Gewand, das so wenig Halt hat zum Decken wie zum Wärmen.

Die Masse des Vulgus begnügt sich wirklich damit, blos zu leben, um nicht zu sterben. Die Tausende, ja Millionen, die so gesinnt sind, gleichen allerdings den Bettlern, welche sich noch ins Alumnenhaus stecken lassen, sogar des allerletzten Lebensinhalts, der persönlichen Freiheit, sich begebend, weiter vegetiren trotz Schmerz und Freudlosigkeit, blos um von diesem abstracten Schemen „Leben" nicht zu lassen.*)

Dagegen in jedem wirklichen, d. h. stetig verlaufenden Sterbensact wird der Lebenswille grad ebenso von entgegengesetzten Wallungen überwältigt und zum Schweigen gebracht wie da, wo sich die Gesammtheit der Motive in ein einziges asketisches Quietiv umsetzt.

So bleibts dabei, dass der Wille identisch ist mit Werdelust und Sterbenswonne — und auch da „seinen Willen bekommt", wo dem Tod der seine wird — weshalb ja die Sterbenden selber oft so selig, so erlösungsbefriedigt und -gewiss dazu drein lächeln, obgleich doch andererseits jeder sich sagen kann und muss, dass der Tod nur ein momentanes *soporiferum* sei, indem er nur abreissend d i e s e Leidenskette unterbricht, bis anders wo anzettelnd eine neue sich weiter spinnen kann in neusummirtem Bewusstsein.

Nur weil die Realdialektik diesen ziellosen Cirkelreigen als das Selbstgewollte des ewig beharrenden Willens, als den eigent-

---

*) Stutzig gemacht durch den unabweisbaren Einwurf von der unausbleiblichen Langenweile jeder „ewigen Seligkeit", stürzte die Naivetät gewisser Apologeten sich blindlings auf die Hypothese: die Seligkeit werde in Befriedigung gewährender Thätigkeit bestehen — wobei der heilige Eifer in der Eile nur nicht gewahr wurde, wie er damit auf einen ja so verfänglichen Leim gerieth, weil damit die armen Unsterblichen ganz der nämlichen endlosen U n seligkeit preisgegeben werden, welche in ihrer Unentrinnbarkeit das eigentliche Fundament des realdialektischen Pessimismus ausmacht — denn damit sähe man sich ja zurückgeschleudert in jene Rastlosigkeit, für welche es immer nur eine relative Befriedigung gibt und geben kann — nämlich die Beseitigung des grade vorliegenden Leidens.

lichen Inhalt auch des metaphysischen Ansich, als was mehr denn ein „blosses Phänomen“ erkannt, hat sie das Weltgesetz der Negativität in den Tiefen all seiner Abgründe ganz durchschaut, dem Leitfaden nachgehend, welchen sie abspulen konnte vom einfachen Worte: „Gleichgewicht der Kräfte“, *) das scheinbar so harmlos lautend, doch alle Räthselschrecken der realen Widersprüche befasst und darum auch dem Grübelnden und Schauenden sie erschliesst. Denn vermöge dieser simpeln Balance schwebt ja die Welt ewiglich „auf der Wippe“. Jeder Zuwachs hier ist ein Abbruch dort — jetzt trifft's den Einen, hernach den Andern („heute mir — morgen Dir!“), und weil dem zufolge jedes auf der einen Seite eintretende Extrem durch das gleichzeitige Eintreten seines Gegentheils auf der andern Seite bedingt ist, so bringt ja jedes aus irgend welcher „Ausschreitung“ hervorgehende Übel sofort seine eigene Verdoppelung am andern Ende mit sich.

Alle Vorgänge — in der Natur — dies Wort im weitesten Sinne genommen — führen irgendwie auf einen „Untergang“ hinaus — das Ende von Allem ist irgendwo ein Tod — was anfängt, ist nur ein schon in seinem Ursprung einem Sterben verschriebenes Leben, und nur die „in den Tag“ — d. h. in das Sehen möglich machende Bewusstseinslicht — hineintaumelnde Gedankenlosigkeit kann es unbeachtet lassen, dass Alles, was wir Wirkung nennen, auf die Vernichtung von etwas Vorhan-

*) Wenn du Prel im „Kampf ums Dasein am Himmel“ darlegt, wie im Widerspiel zwischen der centrifugalen oder Schwungkraft als dem antigravitationsmässigen Ur-Impuls und Princip der ewigen Bewegung einer- und zwischen der Centripetalkraft andererseits diese für sich allein einer ewigen Ruhe zutreiben würde, so muss solcher finaliter wahrhaft tröstlichen Aussicht die Realdialektik doch die Erwägung entgegenstellen, wie ein völliges Ersterben alles Strebens in sich selber da nicht zu hoffen steht, wo die innere realdialektische Gegensätzlichkeit als ein Wesensattribut des letzten Weltprincips selber sich aufdrängt. Eine Welt, deren Vibrationen einmal zu ewiger Weltruhe austönten in „gleichstimmigem Schwingen“, fordert auch den Glauben an einen absoluten Weltanfang — wie von einem Gottesfinger müsste der Anstoss ausgegangen sein, welcher das Weltgetriebe in Gang gesetzt. Dagegen dem Willenswesen ist es eigenthümlich und von ihm nicht wegzudenken, dass es — wie rückwärts ohne Anfang zu denken — von jeder einstweiligen Befriedigung in ein neues Begehren sich selber durch sich selber hineintreibe.

denem abzielt. Die Wirkungen aber sind es, nach denen wir, von Anbeginn aller Sprachen her, den Dingen ihren Namen geben. Begriffe wie Festigkeit, Elasticität haben ja unmittelbar ihr Correlat an jenen feindseligen Mächten, an denen sie gemessen werden und *mit* denen Alles, was existirt, sich messen muss. Ohne den Kampf der Natur wider sich selber würde es gar keine Offenbarung ihres Wesens geben; *denn alles Wesen in der Welt besteht in dem, was das Einzelding seiner Vernichtung entgegenstellt.* Alles, was wir von Essentia kennen und wissen, hat seine Existentia — ein *Da*sein als erkennbares, wahrnehmbares, in die Erscheinung tretendes Sein — nur insofern es kämpft — bald scheinbar ausschliesslich defensiv, passiv, bald deutlicher offensiv, activ, aber in Wahrheit jeden Augenblick beides zumal. Darum weichen die Besiegten so wenig wie die Sieger jemals von diesem Schlachtfelde; denn nichts ist beständig als das Vertauschen dieser Stellung. Schon was die Physik „lebendige Kraft" nennt im engern Sinne, gelangt zur Actualität nur sofern es hinstirbt in und an Wirklichkeit und Wirksamkeit seines Gegensatzes.*) Das ist auf seinem simpelsten Ausdruck gebracht der Hergang in all den tausenderlei Erscheinungen der mechanischen Correlationen.

Darum langt ja denn auch an ihrem eigenen Ende die realdialektische Eschatologie wieder an bei ihrem Ausgangspunkt, jenem ewigen *Zero*, dessen Wiege der alte Hagestolz Kant so sorgsam versehen und gesichert in seiner Abhandlung: „Von den negativen Grössen", diesem nie genug in Pietät zu preisenden Mutterschooss aller occidentalisch modernen Realdialektik.

Aber wo ein solcher Riesenmineur uns vorgegraben, ist es ein schwaches Verdienst, wenn wir uns getrauen, noch etliche Schuh tiefer einzudringen, indem wir die letzte Krücke eines noch affirmativen Ausgangspunktes (worin Kant sich noch an seinen Vorgänger Maupertuis anlehnt) von uns werfen, um scharf zu betonen, das Alles seinen Gegensatz *in sich* trägt und keineswegs denselben blos ausser, neben sich, sich gegenüber hat. Nennen wir doch in stricterem Begriffe grade nur

*) So erinnert Pfleiderer an den Gnostikerbegriff: *καταχρῆσθαι τῷ κόσμῳ* und übersetzt ihn: die Welt zu Tode leben.

solchen Gegensatz Negativität. Kant bleibt doch in der mathematischen Auffassung stecken — sein *Zero* ist ihm ein Compensationsfacit — ein mechanisches Gleichgewicht, höchstens eine polarische Neutralisirung, nicht eine rein dynamische Paralisirung. Der Nihilismus der Realdialektik liesse sich im Vergleich hiermit als ein reiner, völlig restloser, als das sublimirteste Ergebniss allerconcretester Mächte in der Form alleräusserster Abstractheit bezeichnen, wenn nicht das Missverständniss fern zu halten wäre, als verschwände jedes kernhafte Substrat einer substantialen Einheit in der contradictorischen Gegensätzlichkeit. Sein *Nihil* ist im Unterschied vom Kant'schen blossen Product sich gegenseitig oder wechselsweise aufhebender Factoren, die in und mit den Gegensätzen selber gegebene Resultatlosigkeit, also sozusagen ein gegebenes Nichtgegebenes (nicht etwa blos ein Genommenes) — eine resultirende Resultatlosigkeit (wie ich das schon andeutungsweise ausgeführt habe in meiner Schrift „Zur Philosophie der Geschichte"). So konnte ein Oken zu dem Ausspruch kommen: „Gott ist das sich selber setzen wollende Nichts" — einer mythologisirenden Paraphrase für die metaphysische Behauptung von der ewigen Leere des Willensstrebens — und in der Ahnenkette dieses Gedankens gelangen wir durch Schelling hinauf zu Jacob Boehme, welcher auch bereits wusste von Ja und Nein als der Bedingung alles, mithin auch des ethischen Lebens.

Darum braucht der realdialektische Nichtsbegriff auch nicht stehen zu bleiben vor der Schranke, welche ihm Schopenhauer im Schlussparagraphen des ersten Bandes von „Welt als Wille und Vorstellung" entgegen zu werfen versucht, indem er an die beim Aussprechen der Nichtsgedanken unaufhebbar verbleibende Realität der Sprache erinnert — denn diese Gedanken sammt ihrer sprachlichen Form sind ja selber nur ein Stück aus der Phänomenalität der Weltnegativität, beanspruchen in keiner Weise ausser oder über dieser zu stehen, sondern subsumiren sich willig dieser unentrinnbaren Eigenschaft und dem mit dieser verbundenen Schicksal. Aber sie stört auch jene Sprachrealität nicht, welche nicht erfüllter ist als wie ein Schatten ohne Körper — eine reine Privation des Seienden als Denkinhalts — der blosse Schein von einem Sein, das recht eigentlich Nichtige, d. h. ein Etwas, von dem das Nichtsein prädicirt wird.

Aber die Realdialektik hat auch nichts dagegen, falls irgend ein Intellect eine noch adäquatere Realisation des Nichtsgedankens anstrebt in sprachlosem Denken — die indische Contemplation hat ja dieses Ziel praktisch weiter verfolgt im apathisch gedankenlosen Brüten über ihren Om — aber kommt doch auch über ein blos Approximatives nicht hinaus im Verhältniss zur Aufgabe, das Nichts zu denken im Nichtsdenken.

In ähnlicher Weise symbolisirte sich diese Asymptote zwischen Sein und Nichtsein ja im Anfang der Hegelschen Logik, wo der Infinitiv der Copula (dynamisch) äqual dem Nichts selber gesetzt wird — wir könnten ihn sogar noch paradoxer, aber realdialektisch nicht weniger präcis die Wahrheit und Wirklichkeit nennen, nur dass uns diese Einsicht nicht am Eingang, sondern am Ende unserer Logik (d. h. des Denk-sein- wie Sein-Denk-Processes) steht, nämlich so verstanden sein will, dass trotz antilogischem Princip und contradictorischer Selbstaufhebung doch als ein unaufhebbares Merkmal des Willens dies verbleibt, dass er als Essentia irgend einer Form und Weise der Existentia „ewig gewiss bleibt".

So sagen uns ja die Physiker, das allgegenwärtige Licht sei absolut dunkel im schlechthin leeren Raum — werde licht erst im Anprall an ein Einzelseiendes. Aber die Realdialektik des Einen und Vielen, des Einzigen und des Alls hat uns ja auch über unser Recht belehrt, das Weltnichts ebensowohl auffassen zu dürfen, als den absolut dunklen und leeren Punkt im schlechthin lichten und erfüllten All, ja als die Einheit dieses Punktes und jenes Alls, des unendlich Kleinen und unendlich Grossen, als die Congruenz von ∞ und 0.

In der ewigen Mitternachtssonne der Weltgeschichte fallen ja auch Morgen, Abend und Tag in Eins zusammen, wie auch wo umgekehrt die Sonne Mittags zugleich auf- und wieder untergeht an dem dergestalt weltgegendlos werdenden Horizont in ununterscheidbarer Grenze. Und nicht anders veranschaulicht sich die Realdialektik die absolute Summe aller Weltprocesse als congruent dem intensiven Werthe einer vor- oder nachweltlichen Ruhe, als absoluter Processlosigkeit — nämlich als dynamisch identisch mit wirkungsloser Ursache und ursachloser Wirkung — das All-Nichts und Nichts-All.

In die Leere der Nihilenz zergeht der Wille als Ding an als absolutes Wollen, auch ohne dass er sich verneint:

ein Wille, der nichts will als wollen, und darum ebenso sehr nicht wollen, und nur um überhaupt wollen zu können, scheinbar etwas will, welcher jedes Ziel aufgibt, sobald es erreicht ist, kein letztes Ziel hat, sondern immer nur ein nächstes und dies obendrein als in sich widersprechendes: ein solcher Wille hat, ob er schon das Allerrealste ist, genau ebenso viel und ebenso wenig Realität, wie das, dem der Idealismus alle Realität abspricht: Raum und Zeit; denn diese wirken auf seine allerrealste Realität dergestalt, dass diese selber nur in der Auflehnung gegen jene als seine Schranken besteht. Denn was alles Wollen eigentlich und im Grunde will, was der Inhalt alles Trachtens, alles Sehnens ausmacht, ist das ihm im Jenseits des zeit-räumlichen Auseinanders Belegene.

Was solchem in seinem Ansich „nichts“wollenden Willen ein Etwas vorspiegelt, ist das weltgebärende Bewusstsein, in welchem der Wille seine Selbstverdoppelung zum Motiv vollbringt. Aber dieser Urschooss der „Welt als Vorstellung“, dies subjective *principium essendi*, Schopenhauer's „reines Subject“, E. v. Hartmann's „Idee“ ist für sich allein ohne jenes andere „Nichts“ des inhaltlosen Strebens selber auch nur ein Nichtseiendes — und damit grinsen sich wieder nur die beiden nichtigen Larven an, welche auch der abstracte Nihilismus vor sich auftauchen sah: zwei μὴ ὄντα, die auf ein noch höheres „indifferentes“ Eins deuten, welches das letzte Ur-Nichts sein würde, wohinein alle Existenz nur dann zurück sinken könnte, wenn es denkbar wäre, dass Wille und Motiv dermaleinst aufhören könnten, für einander zu sein oder ganz in einander aufgingen — was erst die „absolute Nihilität“ als ein Factum ergeben würde.

Das Nichts des endenden Bewusstseins aber wohnt nur im Kopfe, für's Herz hat es einen nicht so kalten, nicht so beziehungslosen Namen: da heisst es Tod. Der Kopf will das Nichts ergründen, das Herz den Tod und dessen Nothwendigkeit begreifen. Jener forscht, was das All sei, dies fragt nur nach dem Individuum. Ob Alles nichts und das Nichts alles sei, das ändert nichts am Schmerz des Einzelnen: am Weh der Gegenwart kann die Ewigkeit des *Nunc stans* keine Heilkraft üben; — der Augenblick, selber ein winziges Nichts, ist

doch mächtiger als die Selbstvernichtung aller Zeiten.*)

Bei alle diesem aber bleibt die Realdialektik sich bewusst, mit all ihrem Umschreiben des absoluten Weltwesens innerhalb ebenso unzulänglicher Gleichnisse gebannt zu bleiben, wie deren auch der „positiv“ speculirende Philosoph nicht entrathen kann, wo er von einem ewigen Jetzt oder einer momentanen Ewigkeit redet. Nur dünkt sich die Realdialektik darum nicht schlechter als ihre Colleginnen von der affirmativen Seite. Denn wo ihre Eschatologie, wie jede andere auch, an die liebe Grenznachbarin Mystik stösst, da braucht sie mit ihrem Verstummen nicht einen Akt der Resignation auf sich zu nehmen, sondern darf unbesehens alles jenseitige Gebiet als ihr von selber zufallend idealiter präoccupiren und als ihr innerlich zugehörend proclamiren. Denn sie hob ja an von Intuition — braucht sich also auch nicht zu scheuen, zu Intuitivem zurückkehrend ihren Kreislauf zu vollenden, während die blosse Verbaldialektik von sich selbst

*) Obiges ist in voller Unabhängigkeit von Ludwig Feuerbach's Gedanken über Tod und Unsterblichkeit geschrieben, aus welchen mir erst Jahrzehnte später folgende, fast wörtlich gleichlautende Sätze zu Gesichte kamen: „Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirkt. . . . Das Todesurtheil, das Du eben durch die Liebe über Dich selber aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an Deinem ganzen natürlichen Sein, an Deinem Leben vollzogen würde. . . . Auf den Ruinen des gegenwärtigen Lebens erwacht dem Ich zugleich das Gefühl und Bewusstsein seines eigenen innerlichen Nichts, und im Gefühl dieses zwiefachen Nichts entquillt ihm die Seifenblase der zukünftigen Welt. . . . Alles was innerlich, im Geheimen an sich da ist, muss in der Zeit auch besonders auftreten und also der geheime, ins Leben verschmolzene und gewebte Tod für sich erscheinen, sich zeigen, seine Augen aufschlagen. Der Tod, der sinnliche, ist nur ein Erwachen des im Leben schon waltenden, aber noch schlafenden Todes. Wie der Embryo im Schooss der Mutter, ungetrennt von ihrem Leben, so schlummert sanft während des Lebens der Tod im Leben. Wie die Blume aus der Knospe, so bricht der Tod aus dem Leben hervor. Wie der Künstler arbeitet an seinem Werke, sich der Vollendung nähert, so und nur so nähert sich der Tod dem Lebenden. Der Tod selber ist ein Künstler, der im Leben arbeitet, und der erscheinende Tod ist nur das vollendete, das fertige, das gelungene Werk.“ — „Der zeitliche, sinnliche Tod setzt als seinen Grund einen unzeitlichen übersinnlichen Tod voraus. Dieser ewige, übersinnliche Tod ist Gott.“ (Ähnlich Mainländer.)

abfällt und ihren *wesentlich* logischen Ursprung direct verleugnet, wenn sie, am gleichen Denk-Ende angelangt, schliesslich noch in ihr Gegentheil umschlagen und mit einem Purzelbaum, recht eigentlich kopfüber und das Unterste zu oberst, über diesen Schlagbaum an der Grenze der erkennbaren und der überintellectualen (transcendenten) Welt hinüberkollern muss, während die Realdialektik auch „drüben“ im Jenseits des Wissens auf eigenem Grund und Boden fortschreiten und ihres Weges gradaus weiter wandern kann und darf.

Moirologischer Anhang.

Die Immanenz des Schicksals nach realdialektischer Auffassung.

> Zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; dass Einer angenehm sei, hilft nicht, dass er ein Ding wol könne, sondern Alles liegt an der Zeit und am Glück. —

Unter der nämlichen Reserve, mit welcher Schopenhauer seine „Transcendente Speculation" über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen der Öffentlichkeit übergab, möchte ich hier, sozusagen ausserhalb der redactionellen Verantwortlichkeit für systematische Lehren eine Betrachtung anfügen zur Erörterung der Frage: Walten auch im extraindividuellen Zufall realdialektische Gesetze? oder: ist das Produkt der coëxistentiellen Bezogenheit von demselben Charakter wie seine Factoren? ist das Zusammenwirken realdialektisch qualificirter Wesen weniger mit realdialektischem Charakter behaftet als ihr Einzelwirken?

Hier ist auf jede Geschlossenheit der Deduction aus dem Wesen des Individuellen heraus vorneweg zu verzichten — es bleibt nur ein hypothetisches Tasten möglich, welches hin und wieder einen augenblicklichen Halt finden mag an Analogien anderweitiger Anpassungen, wie ja auch für die kosmische Selbstgestaltung des Universums die nämlichen Gesetze nachgewiesen sind wie für die biologischen Accommodationen.

Oder wenn man genauer das weitere Gebiet der Moirologie von dem engeren der Tychologie unterscheiden will, so mag man sagen: für die Schicksalskunde gibt es beobachtbare Ele-

mente an der charakterologischen Constanz der aufeinandertreffenden Individuen — der Zufallslehre steht nur soweit ein berechenbares Material zu Gebote als der unsichere Probabilitäts-Calcul zulässt — was darüber hinausreicht, ist zwar empirisch überaus reich an verwundersamem Stoff, aber dessen Durchgeistigung von individualistischen Gesichtspunkten aus unausführbar, so dass sich hier unsere Aufgabe vielfach einschränkt auf ein Zusammenstellen frappanter Exemplificationen, für welche etwas wie ein gemeinsamer Ausdruck mag gesucht werden.

Leicht genug ist gesagt: Aus dem Faden welchen uns aus ihrem Schoosse die Parzen zuwerfen, müssen wir uns den Einschlag zu unserm Lebensgewebe machen.*) Aber wer näher zusieht gewahrt bald, dass in die Maschenknoten vielfach ein Drittes einzugehen scheint, welches die Wirkung des charakterischen Bestandtheils neutralisirt, und was wir darin realdialektisch nennen, ist nicht sowol die Disproportionalität zwischen kleinen Ursachen und grossen Wirkungen oder umgekehrt, als dass das Grösste meistens ohne unser Zuthun zu gelingen pflegt und umgekehrt, das warme Interesse, das eifrige Bemühen um eine Sache eben das ist, wodurch sie in ihrem Fortgang geschädigt wird. Dies drückt ja z. B. gleich auch der „Aberglaube“ vom „bösen Blick“ aus: erst wenn sich der Wille des Nächstbetheiligten aus der Affaire zurückzieht, nimmt diese den erwünschten Fortgang, und nach stehender Regel sind es grade die Kinder der ängstlichsten Sorge, welche am sichersten missrathen. Darnach ist es mit Einem Worte das sich ironisch Anlassende an der Schicksalsverkettung, was den Realdialektiker in erster Linie interessiren muss: dass, was Frau *Τύχη* ins Werk setzt, eben **nicht** das *τυγχάνειν* ist, welches mit ihr doch Eines Stammes ist.

Um diesen Gedanken dreht sich eine grosse Anzahl sprüchwörtlicher Redensarten, wie die Sagen der verschiedensten Völker,

---

*) Ein afghanisches Sprüchwort drückt das so aus: „Schicksal ist ein gesattelter Esel und geht wohin man es treibt“ — dem gleich ein zweites nahe verwandtes an die Seite treten mag: „Gottes Wille ist unabänderlich — aber dennoch: bindet Eure Kameele an!“, welches fast wie nach einer Ahnung davon schmeckt, dass die Demuth eines unbedingten Gottvertrauens gar leicht in die ὕβρις einer tollkühnen Sicherheit (*securitas*) umschlagen kann — etwas, woran sich zugleich recht deutlich die Einheit von Welthumor und Welttragik offenbart.

in welche freilich meistens dadurch ein besonderes Colorit hineinkommt, dass es die Trüglichkeit irreleitender Mantik ist, welche zu den äussersten Anstrengungen verführt, um das drohende Verhängniss abzulenken, und es eben in der Vereitelung dessen heraufbeschwört.

Auch in diesem Stücke sind wir, wie es zunächst scheint, vorzugsweise Erben der Griechen, und namentlich Schiller zeigt ja in seiner Schicksalsidee die grösste Verwandtschaft mit der des Herodot, und die so überaus verdienstlichen Untersuchungen von Lehrs über die Ἄτη bieten in Verbindung mit den vielseitigen Forschungen der vergleichenden Mythologie hierfür ein so ausgiebiges Resultat, dass wir uns begnügen dürfen, einfach darauf zu verweisen — zumal es dem streng empiristischen Charakter unserer Methode besser ansteht, uns nur auf Zeugnisse von historisch-kritisch unantastbarer Zuverlässigkeit zu berufen, weil wir hier keine blosse Dogmengeschichte zu treiben vorhaben.

Die wechselseitige Ergänzung der Worte *Homo homini deus* und *Homo homini lupus* weist uns auf einen Specialbereich dieses ironischen Waltens zufälliger Combinationen hinaus, für welchen wieder der Volksmund die einfachste Devise liefert:

Denn die ich gar nicht mag,
Die seh' ich alle Tag!

Was sich am innigsten zusammensehnt, schleudert die grausame Ἀνάγκη am weitesten auseinander, und was sich gegenseitig gar „nicht ausstehen kann", schirrt sie mit unzerreissbaren Stricken vor denselben Karren.*) Offenbar aber ent-

*) Mit besonderer Wendung zur Warnung vor Ungenügsamkeit begegnen wir vielfach dem Gedanken in der enger gefassten Nuance, dass Mancher sich freuen muss, zuletzt noch vorlieb nehmen zu können mit früher Verschmähtem. Streift dies schon das allgemeine βροτοῖσιν οὐδὲν ἐστ' ἀπώμοτον, so gewinnt es bestimmte Gestalt in dem deutschen:

Es soll sich Keiner verschwören, noch vermessen:
Aus dieser Schüssel will ich nicht essen.

und Cäsar in seiner moirologisch starkgläubigen Weise gibt dem dabei fühlbar werdenden Hohne als besonderer Form der über die ὕβρις kommenden νέμεσις schneidenden Ausdruck mit den Worten: *Accidisse igitur his, quod plerumque hominum nimia pertinacia atque arrogantia accidere soleat, uti eo recurrant et id cupidissime petant, quod paulo ante contempserint,* — wodurch das Ganze bereits einen direct realdialektischen Anstrich gewinnt.

scheidet über das gesammte Wohlgefühl des Individuums (— und das ist doch nur die subjective Seite dessen, was wir objectiv hier als Object der Moirologie betrachten —) nichts so eingreifend wie die Natur Derer, mit denen es zusammenzuleben hat*) und wie sehr die ganze Horoskopie diese Frage ins Auge fasste, dafür mag das einzige Zeugniss genügen:

Utrumque nostrum incredibili modo
*Consentit astrum.***) Horaz. (Carm. II. 17).

Wie aber beim Astrologischen die räumliche Nähe als moirologischer Factor auftritt, so schärft sich andererseits die gleiche Ironie zu in der zeitlichen Coincidenz und deren Erweiterung auf gleichnamige Daten. Einen Hauptbestandtheil alles Aberglaubens macht ja die Überzeugung von der Bedeutung gewisser Wochen- wie Jahrestage aus. Wir werden darin wol eine Subspecies zum Begriff „Constellationen" erkennen dürfen, obgleich letzterer meistens auf ausserordentliche Configuration der beweglichen Himmelskörper beschränkt wird. Und andererseits ist der Eifer beachtenswerth — historisch freilich leicht begreiflich aus der Concurrenz mit den Gottheiten des Sabäismus — welchen der jüdische Theismus grade vorzugsweise gegen alles kehrt, was unter das weite Gebiet der Tagewählerei fällt — nach Ausweis der Concordanz ihm völlig gleichbedeutend mit Götzendienst. Und grade der in Erinnerungen lebende Gemüthsmensch wird am empfänglichsten dafür sein, wenn der

*) Nicht ohne Humor hat hierher Gehöriges ausgesponnen Max Haushofer in Westermann's Monatsheften 1876 Dec.: „Ein bis zur Lächerlichkeit trauriger Gedanke, dass irgendwo in der Welt unter Millionen jenes Wesen athmet, das unter allen am besten für ihn passt und welches herauszufinden ihn kein gütiger Geist belehrt. Ist es ein Wunder, wenn so mancher arme Junggesell über diesen Gedanken alt wird und zuletzt seine Haushälterin heirathet?" — wobei tiefsinnig genug darauf hingewiesen wird, wie auch das seine Kehrseite habe, indem es schliesslich ohne Zufall auch keine — Hoffnung geben würde. Nur dass derselbe Zufall auf dasselbe Blatt auch den virgilischen Vers brachte

Una salus victis nullam sperare salutem

und Richard Wagner (von Beethoven?) sagt: „glücklich das Genie, dem nie das Glück lächelte".

**) So berichteten seiner Zeit die Zeitungen, wie Eugenie Montijo ihre Erhebung auf den Kaiserthron dem „Zufall" zu verdanken gehabt, dass ihre und ihres noch zaudernden Freiers Uhren, wie sich auf dessen ebenso zufällige Frage ergeben, stehen geblieben auf demselben Minutenstrich.

nämliche Tag, welcher in einem Jahr die Verheissung seines Glückes brachte, in einem späteren dessen ganzen Bau zertrümmerte, oder wenn die Marksteine der Ehren in seinem Kalender denselben schmalen Raum theilen mussten mit solchen der Unehren. Die *mira congruentia dierum* ist sogar ein Lieblingsthema unserer sonst doch wenig romantisch gesinnten Neolatinisten geworden, — (wiewol der wackere Muret die echt „platt-rationalistische“ Glosse dazu nicht unterdrückt hat: *quasi mirandum sit, ullo die evenisse, quod nullo non potest*) — und kein Wunder, weil wir auch darin Schüler der Alten sind, welche ja allein aus den Perserkriegen eine ganze Reihe solcher Cumulationen von Ereignissen zusammengestellt haben. An sich sollte man freilich meinen, grade ein absoluter Weltregierer, der sich Alles selber vorbehalten habe, könne sich auch den Spass machen, nach freiem Belieben gewisse Tage ein für allemal zu bevorzugen oder zu kennzeichnen, sei es auch nur um ihres Namens willen, wie ein englisches Sprüchwort sagt: *Fortune likes fine names.* Jedenfalls finden die Heiden es ganz „natürlich“, dass im Kreislauf der περιπλομένων ἐνιαυτῶν der nämliche Tantialpunkt auf das Nämliche da draussen stosse — glaubt man doch längst beobachtet zu haben, dass im natürlichen Ablauf der Lebensfunctionen die meisten Menschen in der Nähe ihres Geburts- oder Zeugungstages sterben — und dem Metaphysiker vollends will solch „Zusammentreffen“ schier unausweichbar vorkommen.

Ja, von innen heraus scheint es sich nicht anders ergeben zu können, weil es ein und derselbe Wille ist, der im Schmerz um Verlornes sich reflectirt und in der Gier des Verlangens das Verlorene so oder so zurück zu gewinnen — vielleicht eben in dem schon öfters von uns erwähnten Trotz der *tristitia*, welcher sich zum *coitus* wendet: so kann ja grade die Todtenfeier alter Liebe zum Wiegenfeste für eine neue werden, und was bei der Mutter Hamlet's als schnödester Abfall der Untreue aussieht, kann zur Verherrlichung dessen dienen, was es in anderer Gestalt selber noch einmal ist, obgleich es sich anlässt als dessen Gegentheil.

Am Sarge des eben verstorbenen Kindes sehnt sich das Weib am intensivsten nach Ersatz und ist da dem entsprechend den somatischen Empfindungen zugänglich. Was daran „gemein“ ist, ist nur das Individualitätslose, das Nichtwählen, das Vorlieb-

nehmen des um jeden Preis Wiederhabenwollens mit dem Ersten, dem Besten, „der ihm in den Weg gelaufen". Aber freilich wird die liebe Sentimentalität in allen Formen, Stufen und Graden auch dieser realdialektischen Wahrheit dieses Thor zu sperren suchen, durch welches ihr sonst reichster Zuzug offen stände, indem sie sich grausend abkehrt, wie erstarrend vor dem Medusenblick solcher Einsicht. Denn freilich ist ja auch eben in Weihestunden das durch diese selber gehobene Gefühl um so verletzlicher und geräth damit desto leichter auf die schiefe Ebene von etwas Entweihendem. In solchen Fällen, resp. Stimmungen zeigt es sich aufs deutlichste, wie auch der allmächtige Zufall völlig machtlos bleibt ohne das spontane Entgegenkommen seitens des ihn percipirenden Subjects; weil hier Niemand etwas widerfahren kann, was er nicht selber im Innersten gewollt hat, kann sich Keiner beklagen, verführt zu sein durch Gelegenheit bietende Umstände — denn hier gilt ganz unmittelbar das *Suae quisque fortunae faber.*

Jedenfalls also ist für moirologische Untersuchungen die Annahme einer gewissen Einheitlichkeit des Weltganzen keine unerlässliche Voraussetzung, zumal die Constanz des Einzelcharakters der etwaigen Constanz seines Schicksals einen nicht unverächtlichen Rückhalt darbietet, wo wir vor die Aufgabe treten, das ganz äusserlich bedingte Zusammen der henadologischen Einzelwesen darauf anzusehen, ob es vielleicht Thatsachen darbiete, welche die realdialektische Weltanschauung als Belege für sich anführen könne, indem nicht die pure Gesetzlosigkeit das einzige Gesetz ausmache, wo eins neben dem andern steht und geht, wirkt und gegenwirkt, bejaht und verneint.

Und warum sollte es nicht auch einer pluralistischen Auffassung ebenso wol anstehen, sich vorneweg gewissen Limitationen zu unterwerfen? Konnte der Alleinheitsstandpunkt sich zu der Concession verstehen: „wir wissen nicht, wie tief die Wurzeln der Individualität in das alleine Urwesen hineinreichen", so mag auch der Pluralismus das Bekenntniss ablegen: wir wissen nicht wie fest das Band geknüpft, welches die selbstständigen Henaden zu einer geschlossenen Summeneinheit zusammenfasst — wir haben keinen Grund noch Anlass *a priori* die Möglichkeit zu bestreiten, dass die Festigkeit desselben begrifflich wie factisch der Unzerreisslichkeit gleichkomme — im Gegentheil: jede Bereicherung der Erfahrung zeigt der Beziehungs-

fäden wie ihrer wechselseitigen Verknotigungen immer mehr auf, und nichts unverkennbarer als die empirische Abhängigkeit der phänomenalen Lebensgestaltungen von der ihnen coëxistenten Umgebung und deren sämmtlichen Wechselcorrelationen.

Aber auch sachliche Übereinstimmungen lassen sich wahrnehmen: im Leben der Völker wie der Einzelnen wiederholen sich mit einer gewissen Regelmässigkeit „Zufälligkeiten", welche immer wieder dieselben Situationen herbeiführen — man möchte sie Repetitionscurse der ethischen Teleologie nennen. Es scheint bei ihnen meistens darauf angelegt, dass sorgsam geplante Projecte immer wieder an denselben Vereitelungsmitteln scheitern — und grade die Unscheinbarkeit dieser Mittel (Irregehen eines Briefes u. dergl.) ist es, was unabweisbar den Gedanken hervorruft: hier muss irgendwo eine Absicht walten, welche sich als Absicht zu erkennen geben will. Solche wiederkehrende Avertissements fragen gewissermaassen die Einzelnen und die Generationenketten der Völker: seid Ihr noch dieselben wie damals als Ihr (oder Euer metaphysisches Ich) in Euren Ahnen vor derselben Gelegenheit standet? Und der Ausgang wird meistens zeigen: Mensch und Menschheit lassen sich beide gleich wenig witzigen.

Das Realdialektische am moirologischen Grundschema ist ja eben dies, dass Zufall und Nothwendigkeit unmittelbar zu Wechselbegriffen werden: *Ἀνάγκη* selber ist die „Bringerin" (*Fortuna, Fors*) dessen, was den Menschen aus ihrem Schoosse: „zufällt": das Loos (*sors*) selber effectuirt sich in der Gestalt des „*casus*". Aber das Kleinste, was an Ortsveränderung mit einem Sandkorn vor sich geht, greift ja umgestaltend in den ganzen „Weltlauf" ein und kann, unausweichbar und unentrinnbar wie es ist, gelegentlich selbst für Menschenaugen sichtbar zum „ausschlag"-gebenden *mo-vi-mentum* werden an der Waage des aus seinen Tonnen austheilenden Zeus.

Halten wir uns als Willensmetaphysiker gegenwärtig, dass Alles was geschieht, irgendwie ein Gewolltes ist, so sind es ganz im Allgemeinen die Durchschnittspunkte der Strebungslinien der verschiedenen Einzelwillen, an welche die Entscheidungen fallen: recht eigentlich die Kreuzwege, wo die Individualintentionen (= „Anspannungen") sich begegnen, und worauf immer das Meiste ankommt, ist deren „opportunes" Zusammentreffen an dem ...lichen Zeit- und Raumpunkte.

Wie kommt es nun aber, dass nicht — wie man nach allgemeiner Probabilitätsrechnung annehmen müsste — dabei zu gleichen Hälften Förderungen und Hemmungen sich ergeben, sondern augenscheinlich die letzteren bei Weitem überwiegen — mit andern Worten: viel mehr menschliche Vorhaben „missglücken" als gelingen — das „Geschick", das heisst eben, was die Dinge und Ereignisse zusammenschickt, diese viel seltener sich auch ineinanderschicken lässt, als es in feindseliger Widerwärtigkeit seine Freude daran zu haben scheint, zu trennen, zu zerstören und zu vereiteln? In diesem Sinne ist ja auch das *homo pro-ponit, Deus dis-ponit* gemeint. Denn einerseits sind es die wohlangezettelten Anschläge des Menschenwillens, was die von anderswoher entgegenbrechende Willensmacht auffasert und dann in jedem ihrer Fäden zerreisst, andererseits aber handhabt der „Disponent" in dem unendlichen Weltwaarenmagazine der grossen und kleinen Geschehnisse vor Allem mit dem Versagen der positiven, für das Gedeihen unentbehrlichen Gelegenheiten und Bedingungen zu einer Willensverwirklichung. Und wie im Wettbewerb um das „täglich Brot" die Concurrenten einander auffressen möchten, so widersetzen sich in nicht minder positiver Weise die unbewussten Kräfte, welche Gegenstände der physikalischen und chemischen Forschung sind, dem Eingriff des menschlichen Wirkens in den ihnen eigenthümlichen Bereich: die Gesetze der Schwere, Reibung, Elasticität, Sprödigkeit u. s. w. lassen sich nicht ungestraft missachten — und nur, weil der Mensch absichtlich oder unwillkürlich sich an ihnen versündigte, gibt es *„accidents"* wie Eisenbahnunfälle, Dampf- oder Pulver- und Dynamitexplosionen u. dergl. in der Welt. Die Gewalten im Erdinnern wollen auch „ihren Willen haben" und bethätigen dies Begehren in Erdbeben, vulkanischen Eruptionen u. s. w.

Jenes Plus an Missgeschick erklärt sich zum grossen Theil aber bereits daraus, dass in den wenigsten Fällen der Ausfall einer Unternehmung auf ein einfaches *Aut-aut* gestellt ist: in der Regel compliciren sich die Coëfficienten gar mannigfaltig, und da braucht denn nur der eine oder andere „zufällig" zu versagen — es kann die kleinere Hälfte sein — um das Werk wo nicht ganz in Frage zu stellen, so doch bis zu einer an Vereitelung grenzenden Erheblichkeit zu verzögern — denn mit jeder Retardation wird ja schon das Abfangen des rechten Augenblicks zweifelhaft — und „verpasst heisst verspielt".

nämliche Tag, welcher in einem Jahr die Verheissung seines Glückes brachte, in einem späteren dessen ganzen Bau zertrümmerte, oder wenn die Marksteine der Ehren in seinem Kalender denselben schmalen Raum theilen mussten mit solchen der Unehren. Die *mira congruentia dierum* ist sogar ein Lieblingsthema unserer sonst doch wenig romantisch gesinnten Neolatinisten geworden, — (wiewol der wackere Muret die echt „platt-rationalistische" Glosse dazu nicht unterdrückt hat: *quasi mirandum sit, ullo die evenisse, quod nullo non potest*) — und kein Wunder, weil wir auch darin Schüler der Alten sind, welche ja allein aus den Perserkriegen eine ganze Reihe solcher Cumulationen von Ereignissen zusammengestellt haben. An sich sollte man freilich meinen, grade ein absoluter Weltregierer, der sich Alles selber vorbehalten habe, könne sich auch den Spass machen, nach freiem Belieben gewisse Tage ein für allemal zu bevorzugen oder zu kennzeichnen, sei es auch nur um ihres Namens willen, wie ein englisches Sprüchwort sagt: *Fortune likes fine names.* Jedenfalls finden die Heiden es ganz „natürlich", dass im Kreislauf der *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* der nämliche Tantialpunkt auf das Nämliche da draussen stosse — glaubt man doch längst beobachtet zu haben, dass im natürlichen Ablauf der Lebensfunctionen die meisten Menschen in der Nähe ihres Geburts- oder Zeugungstages sterben — und dem Metaphysiker vollends will solch „Zusammentreffen" schier unausweichbar vorkommen.

Ja, von innen heraus scheint es sich nicht anders ergeben zu können, weil es ein und derselbe Wille ist, der im Schmerz um Verlornes sich reflectirt und in der Gier des Verlangens das Verlorene so oder so zurück zu gewinnen — vielleicht eben in dem schon öfters von uns erwähnten Trotz der *tristitia*, welcher sich zum *coitus* wendet: so kann ja grade die Todtenfeier alter Liebe zum Wiegenfeste für eine neue werden, und was bei der Mutter Hamlet's als schnödester Abfall der Untreue aussieht, kann zur Verherrlichung dessen dienen, was es in anderer Gestalt selber noch einmal ist, obgleich es sich anlässt als dessen Gegentheil.

Am Sarge des eben verstorbenen Kindes sehnt sich das Weib am intensivsten nach Ersatz und ist da dem entsprechend den somatischen Empfindungen zugänglich. Was daran „gemein" ist, ist nur das Individualitätslose, das Nichtwählen, das Vorlieb-

spielt. Darum sprechen wir bei einfach, sozusagen in Einer Linie nach wahrnehmbarer Causalität fortlaufenden Ereignissen noch nicht leicht von „Schicksalsschlägen“ oder Verhängniss, sondern die Coïncidenz zweier oder mehrerer solcher Linien ist erst das, was als ein unvorhergesehen „Hinzukommendes“ die aufs beste vorbedachten Pläne in der Richtung ihrer Ausführung durchschneidet. Das empfand der Mensch als das eigentlich Widerwärtige, und soweit der Blick reicht, wird das durch die Sprachen der Völker bestätigt: selbst sein Jehovahglaube hindert den Hebräer nicht, grad so gut von „Begegnissen“ zu sprechen, wie der Franzose von einer *occurrence* spricht. So reden wir Indo-Germanen vom „Zufall“ — *συμπίπτοντα* — *προςπίπτοντα, accidens*, „Zusammentreffen“ besonderer Umstände, *συμφορά, συμβεβηκός*. Der Engländer hat seine *incidents* neben *adventure*, der Franzose *aventure* und *contingence*, die Geschäftsleute erwägen die *conjunctures*, der Spanier weiss von *acaso* — und so sehr die Germanen bereit sind, an „Fügungen“ zu glauben oder: *our maker will fit it*, so können sie sich doch nicht bergen, dass es meistens darauf ankommt, „wie man's trifft“ — auf *the hit!* Darum darf man denn auch am allerwenigsten das zahlreiche Contingent ausser Acht lassen, welches die innern Zufälle für Schicksalsentscheidungen stellen, nämlich die Gedanken-Einfälle. Diese sind ja oft für weite Gebiete hin so ausschlaggebend, dass es durchaus nicht zu verwundern ist, wenn grade bei ihnen früh und vielseitig der Glaube an ein unmittelbar providentielles Eingreifen durch Eingebungen (Inspirationen) sich ausgebildet hat. Nicht, dass etwas überhaupt sich ereignet, lässt es als ein „Verhängtes“ erscheinen, sondern dass es eben heute, in dieser Stunde, in diesem Augenblick „zusammenfällt“ mit der Zeitigung unserer Pläne, „hineinschneit“ in die Geburtsstunde unserer Hoffnungen. Es ist eben Alles daran gelegen, wie die Dinge im gegebenen Moment zueinander „stehen“ und „liegen“, was Einem „passirt“ oder „widerfährt“. Von einer Consequenz des Zufalls aber wird man reden dürfen, wo seine Hiebe immer in die nämliche Kerbe fallen, also z. B. in Einer Nacht wider die Ruhe eines in der Krisis liegenden Kranken sich Hundegebell, Hahnengekrähe, Rattengenage und lärmende Menschen zur Ablösuug scheinen verabredet zu haben, um die zur Rettung unerlässliche Recreation der Nervenkräfte

unmöglich zu machen, was doch ganz nach abgefeimtester Absichtlichkeit aussieht.

Am auffälligsten ist ja Derartiges beim Glücksspiel zu beobachten, und wer die Tyche ergründen will, darf nicht fernbleiben, wo sie am sichtbarsten waltet. Der ganze Reiz insbesondere des Kartenspiels liegt ja — wie schon Goethe und Schopenhauer ausgesprochen haben — in der freiesten Combination von Zufall und verständiger Benutzung des Zufalls auf Grund einer Berechnung, wirklicher oder vermeintlicher.

Der schwanke Bau des Probabilitätscalculs hat ja noch Niemand eine Behausung gewährt als dem Unternehmergewinn der hazardirenden Bankhalter und Lotteriegründer – seitdem freilich die feste Constituirung der Hausse- und Baissepartei erfolgt ist, reducirt sich auch das ganze scheinbar so vielgestaltige Börsenspiel auf die simple Symbolik des *Rouge ou Noir*. Aber schon in den Kinderschuhen macht Jeder die persönliche Bekanntschaft des ihm für Lebensdauer mitgegebenen Genius des Verhängnisses: dem Einen gesellt sich ein weissgekleideter Engel, dem Zweiten ein schwarzes Teufelchen, dem Dritten ein Kobold in zebraartig gestreifter Haut. Da hilft kein Zaubersegen, kein Chancenberechnen, kein Suchen noch Meiden: wo Nieten gestreut werden, da fallen sie, und wo eine Danae schlummert, da bleibt der Regen des Zeus nicht aus. All die grossen Lieblinge Fortunens haben dies als Thatsache und mehr denn eitel Aberglaube anerkannt; den Pechvögeln aber war — es gehörte dies ja mit zu ihrem Loose — selbstverständlich auch so viel Gerechtigkeit versagt, als dazu erforderlich gewesen wäre, ihnen keine unverdiente Schuld anzurechnen. Der Philosophie ziemt Forschen und Fragen, nicht vorwitziges Ableugnen. Nur dem *in utramque partem* auszeichnungslosen Mittelschlage mag es anstehen, davon nichts wissen zu wollen, weil seiner Mittelmässigkeit auch hierin die entsprechende *mediocritas*, obzwar keineswegs immer als *aurea* treu, und darum unkennbar zur Seite geht.

Was wir am Spieltische wahrnehmen, ist also mehr als blosses Symbol — auch die Extreme der allzeit Gewinnenden und Verlierenden. Jene, von denen es heisst, dass „sie das Glück förmlich verfolge“, sind ja längst als die Lockvögel der Weltcroupiers durchschaut — sie sollen dazu verführen, dass ein Anderer auch sein Glück „versuche“, oder wie es unschuldiger

klingt, „probire". Und die Complicirtheit und Kostbarkeit des für solch Blendwerk erforderlichen Prästigial-Apparats könnte den davon Bethörten zu einer Art von Genugthuung gereichen. So gut wie das Geschick bisweilen einen ungeheuren Aufwand nicht scheut — „Himmel und Erde in Bewegung setzt" — um nur ein einzig Menschenpaar ausgesucht elend zu machen: ebenso gehört ein ganzes Heer von Zufälligkeiten dazu, dass nur ein Einziger einmal ein besonderes Glück finde — und auch dann noch hat das Leben andere Spielbedingungen als das Lotto — in diesem ist der gehoffte Gewinn doch durchweg erheblich grösser als der Einsatz — in jenem der grösste Gewinn oft kleiner als der kleinste Einsatz — zumal an Ruhe — erhandelt doch auch der rastlose Speculant mit all seinem Gehetze zuletzt nichts Besseres als die Scheinruhe der Langenweile. Überdies bleibt so oder so immer dafür gesorgt, dass die Volksweisheit nicht in Vergessenheit gerathe mit ihren Regeln: „Wer zuerst gewinnt, wird zuletzt ein armes Kind" — „Wie gewonnen, so zerronnen".

Das Possenhafte daran, dass gewisse Prügelknaben der *Magistra mundi* zwar nur mit „Ohrfeigen", dafür aber freilich „Schlag auf Schlag" tractirt werden, hat selbst so ernsten Dichtern wie Chamisso („Pech") und Uhland („Unstern") die Figur des Pechvogels geliehen. Dass es Leute gibt, die niemals gute Karten bekommen, wird kein erfahrener Spieler bestreiten — noch weniger, dass Einige wenigstens periodisch „im Unglück sitzen" — und sinnreich genug empfiehlt man alsdann, den Stuhl, auf welchem der Unglückliche sitzt, einmal um seine Achse zu drehen: es soll das offenbar eine Unterbrechung in der Continuität des bisherigen Causalgangs symbolisiren. Dagegen hält sich Sulla zum Dank gegen die unwandelbare Treue seiner Gönnerin verpflichtet, sich selber *Felix* zu nennen — und wem die Geschichte vom Schiffer, der getrost „Cäsar und sein Glück" fahren solle, nicht verbürgt genug scheinen möchte, der braucht nur *Caes. bell. gall. I, 40* nachzulesen, wo Cäsar sich darauf beruft, bekanntermaassen kein *homo infelix*, kein Unglückskind zu sein. Und was (Ilias XXIV, 527 fg.) Achill zum Priamos sagt, wie an Jovis Schwelle zwei Fässer stehen, aus deren einem nur Unheil geschöpft würde, fidemirt der heutige Pole mit seinem Reimlein:

Ein Becher Glück ist besser
Als tausend Klugheitsfässer.

Hier nun ist die Stelle, wo schier unmerklich die Grenzgebiete der Tychologie und Moirologie in einander übergehen, wo die Gesammtheit der einen ganzen Lebensgang bestimmenden Mächte ihr Colorit bekommt durch die Sprenkel der oft wundersam gleichfarbigen Einzelzufälle, und wir stehen damit vor einer Verlegenheit, welche uns nicht erst Vischer's „Auch Einer" zum Bewusstsein gebracht hat — das Erscheinen dieses Buches fällt um manches Jahr später als die Conception der hier vorgetragenen Gedanken, welche übrigens auch bereits in früher veröffentlichten Schriften (z. B. im Kapitel „Schuld und Schicksal" meiner Tragik) von mir angekündigt sind.

Immerhin aber ist es mehr als ein Gebot blosser Höflichkeit, was verlangt, mit einigen Worten ausdrücklich Stellung zu nehmen zu dem mit augenscheinlich nur halbironischem Ernste unternommenen Versuch des grossen Ästhetikers, die Verschlingungen der Tyche über den Rahmen eines tabellarischen Schemas zu spannen und so in die Einheit eines Systems zu zwängen. Der Verzicht darauf hier, wo das Ineinander- und Übereinanderhingreifen der verschiedenen Fäden gradezu endlos ist, die Ariadnespule ausfindig zu machen, auf die sich Alles ohne Riss und Stückwerk glatt aufwickeln liesse — dieser Verzicht gibt aber doch die Überzeugung nicht auf, dass es grade die grösste Behutsamkeit sei, welche die „Tücken des Objects" am unausbleiblichsten provocire — und das Ansteckende, was nach den tollsten Scenen jenes Buches die gelegentlichen Vernichtungsexcesse, mit denen dem Object „der Process gemacht wird", haben, veranschaulichen wenigstens die Stärke des Personificationsbedürfnisses, welches grade solchen Dingen gegenüber in der Menschenbrust sich geltend macht.

Nun aber müssen wir es als die reine Willkür bezeichnen, wie und wo Vischer im unaufhaltsamen Laufe seiner Consequenzen plötzlich Kehrt macht — um nicht auf die ihm verhasste schiefe Ebene des Pessimismus zu gerathen. Es geht ihm dabei ähnlich wie Felix Dahn mit seinem Protest gegen dies selbige Wort: Beide fürchten offenbar zu Verräthern am Idealen zu werden, wenn sie nicht schleunigst sich verwahren — der Eine mit seinem „Das Moralische versteht sich immer von selbst", der Andere mit seinem: „aber Heldenthum und Harmonie bleiben von dem Allen unberührt". Allein vom Moralischen und Heldenthum will auch der heroische Pessimismus sich keinen

Deut abmarkten lassen — verkennt aber nicht, wie die Tyche auch dem Bereich des ἦθος gegenüber nichts weniger als absolut machtlos ist. Auch die höchsten und idealsten Lebenspläne scheitern an solch schnöden Sandbänken, die ihrer ganzen Natur nach jeder Hoheit baar und aller ästhetischen Verklärung zum Adel sittlicher Mächte unfähig sind. Das Recht der Völker, die Freiheit der Nationen, die Erträge Jahrtausende alter Culturarbeit und ehrlichster Wahrheitsforschung gehen mit zu Grunde bei diesem Ringen mit den „Bewohnern des niederen Stocks". Die schiefen Fenster und ein Glas Wasser lassen sich wenigstens als Gelegenheitsursachen nicht wegbringen aus der weltgeschichtlichen Causalreihe. Die *Vitae* der Heroen selber sind durchzogen von denselben Verstrickungen mit Spott und Hohn seitens des ganz Elementaren.

Dass es in einem besonderen Sinne „Schicksalsmenschen" gebe — die Griechen sprechen von *κακοδαίμονες* — steht der Überzeugung der Nationen ebenso fest, wie dies nach einer Äusserung M(aria) St(rahl's) über die Polen in Lehmann's Magazin „es unter den Völkern wie Individuen solche gibt, die zu tragischen Geschicken gleichsam prädestinirt erscheinen — ihre eigenthümliche Begabung **muss** sie mit den umgebenden Verhältnissen in verhängnissvolle Conflicte verwickeln — das sieht Jeder, der unbefangenen Blickes ihrer Entwickelung folgt". Sogar der mehr als nüchterne Cornelius Nepos nennt den Timoleon *non simplex fortuna* und der über allen Verdacht einer laxen Moral schulmeisterlich hochstehende Arnold Ruge nahm an der *cause célèbre* des unglücklichen Professor Watson Anlass, Reflexionen auszusprechen, welche in der Hauptsache wieder nur das an allen Alltagsschädeln vorüberhallende Wort variirt von dem grösseren Schuldantheil, welcher den „unglückseligen Gestirnen" zufällt.

Als ein besonders gewichtiger Zeuge für solche Dinge ist mir nun aber von jeher der rationalistisch kühle Gervinus erschienen, welcher bekanntlich nicht nur in den Jahrhundertquartalen einen gewissen seculären Rhythmus der Ereignisse zu bemerken glaubt, sondern auch den Wahlverwandtschaften Goethe's die eigenthümlich fatalistischen Grundgedanken entnimmt: „wie die Menschen nicht wissen, dem Dämon in sich, der ursprünglichen Stimme der Natur zu folgen **und ihr mit Warnungen und Hemmungen sich offenbarendes Schick-**

sal zu verstehen, wie sie ihm vielmehr oft entgegentreten und mit freier menschlicher Willkür, wol auch aus Pflichtgefühl zuwider arbeiten, und wie sie dies ins Verderben zieht" — eine Auffassung, welche freilich in ihren Consequenzen so gründlich wie keine andere, allem Gerede von den Postulaten der sogenannten poetischen Gerechtigkeit für die tragische Kunst den Garaus macht — denn darnach ist es eben nicht auf Gerechtigkeit abgesehen, sondern lediglich auf das Vollmaass tragischen Leidens und dessen Erfüllung bis zum Rande.

Nun aber will es uns dünken, es könne doch nicht selbst wieder ein blosser „Zufall" sein, dass man zu allen Zeiten und an so verschiedenen Orten der Fortuna einen sarkastischen Charakterzug beigelegt hat. Der Humor der Dinge hat sich vielmehr den Beobachtern aufgedrängt so unwiderstehlich, dass ein blosses „Leihen" der Vorstellung, wie es die Ästhetik und Psychologie der Mythik nennt, nicht wol dabei angenommen werden kann. Die Ironie wird nicht blos hinein- oder gar blos untergelegt, sondern sie springt uns mit aller Wucht objectiver Eindrücke entgegen: was wir suchen, das flieht vor uns und was wir vermeiden möchten, verfolgt uns noch hartnäckiger. Die „Gartenlaube" dürfte dem Vorwurf, realdialektisch inficirt zu sein, durch ihren platt optimistischen Charakter für weit genug entrückt gelten — deshalb entnehmen wir ihr folgende kleine Antithesenkette aus dem Leben Thiers', der doch wahrlich nicht zu den dummen Thoren gehörte: „ein Saturn im Frack, muss er Alles bekämpfen und zerstören, was er einst ersehnt, erstrebt und erkämpft: Verfechter der constitutionellen Monarchie arbeitet er dem Kaiserthum vor durch die Rückführung von Napoleon's Asche — und als es da ist, schreit er Lärm — und er, der einst zu Becker's Rheinlied den Anstoss gegeben, muss gegen den Krieg mit Deutschland sprechen — dem der Frieden von Luneville ein Act weiser Mässigung schien, muss den von Frankfurt schliessen, und der Paris zur Festung gemacht, muss es selber erstürmen lassen" — was völlig gleichbedeutend ist mit der anderswoher stammenden Paraphrase, in welcher nur der sich in seinen Zwecken widersprechende und wider sich selber arbeitende Wille moirologisch noch pointirter heraustritt: er hatte die Bonapartistische Legende nähren und Louis Napoleon wählen helfen, um Beider Opfer zu werden, hat den Chauvinismus gross gezogen, dessen eifrigste Anhänger ihm dann selber

die Fenster einwerfen, weil er vor dem Kriege gewarnt, und als die Saat des Übermuths aufgegangen, wird er angerufen, die Intervention der Grossmächte zu vermitteln, um beim Friedensschluss die Zurückgewinnung von Elsass-Lothringen nach dem nämlichen Napoleonischen Kriegsrecht zu besiegeln, welches er so überzeugt gutheissend vertreten hatte.

Nicht blos seinen Lieblingen „fällt das Glück in den Schooss“ — wer es gewaltsam vom Baume schütteln will, dem schlägt es erst recht den Schädel ein. Viele Menschen erlangen überhaupt nie, worum sie sich bewerben oder sonst wie bemühen. (So heisst es: Blumen und Kinder wollten oft von ihren Pflegern halb aufgegeben sein, ehe sie sich zu erfreulicher Entfaltung durcharbeiteten). Solchen Menschen muss ihr beschieden Theil zugebracht, angeboten werden, sonst bekommen sie gar nichts. Wo sie hoffen, finden sie nie etwas — nur wo sie in Verzweiflung resigniren, stellt sich zuweilen noch einmal etwas, eben „unverhofft“ ein — aber eine Wunschgewährung so prekärer Art, dass sie alsbald wieder in Wahn zu zerrinnen droht, sobald der damit Bedachte eine positiv vertrauende Stellung dazu einnimmt — es ist, als ob für Solche das Geschick nur lauter „widerrufliche Concessionen“ hätte. — Da nimmt schon jedes Erstreben das Aussehen von ὕβρις an — denn die besteht ja eben darin, dass Einer das Maass dessen überschreiten will, worauf er, als auf seine vorausbestimmte Ration εἱμαρμένως gesetzt worden ist.

Wie Erwünschtes, wenn überhaupt, nur ungesucht sich naht, und wie die Tyche auch darin nach Weiberart kleinlich sich zeigt, dass sie auf die Frechheit ihrer Launen pocht, dem gibt Bodenstedt irgendwo die Wendung: Keiner zwinge das Glück — es wolle allemal als Gnade angesehen werden. Aber es liesse sich auch als Parallele zu Goethe's Recept für Behandlung der Weiber auslegen

> . . . wem nicht daran gelegen
> Scheinet, ob er reizt und rührt,
> Der beleidigt, der verführt.

Aber auch in ihren Gunstbezeigungen stellt sie sich der herzlosen Herzspielerin gleich: was sie gewährt, gleicht höchstens einem Kuss, der nach dem, was darüber hinausgeht, erst recht begehrlich machen muss — denn was sie Einem glücken lässt, ist nicht der Erfolg selber, sondern nur die Vorbereitungen,

welche für solchen erst die Möglichkeit heraufführen sollen — das sind die einzigen „Freuden", mit denen der rastlos sich Abmühende abgefunden wird — und ihr vielverheissendes Lächeln verwandelt sich in gelles Hohngelächter, wenn der zum Aufjubeln Verlockte gewahr wird, was er wirklich in Händen hat — wie er ihr nichts abgerungen und abgetrotzt als eine Prolongation ihres alten Wechsels auf — die Zukunft.

Schicksalsgestaltungen, wie wir sie hier im Auge haben, können im Wege fortschreitender Verdichtung sich immer schärfer zuspitzen, bis auf sie das Wort Vacano's passt: „es ist, als ob die Unglücklichen beschützt würden von höherer Hand, damit sie ihrem Elend nicht entrinnen können." Denn wie oft wird nicht durch eine Scheingunst des Glücks nur die Schmerzensfähigkeit verlängert, so dass es wie eine potenzirte Bosheit sich ausnimmt, wenn zwischen all die Querstriche, welche einem Vorhaben gezogen werden, ein paar Punkte eingestreut werden, welche in die Richtung des Gelingens weisen, und hinterdrein aussehen wie Veranstaltungen, lediglich darauf berechnet, überhaupt noch eine Fortführung der Qual möglich zu machen, weil ohne sie viel früher die Nothwendigkeit der absoluten Resignation und damit wenigstens eine gewisse Ruhe sich eingestellt haben würde.

Der ganze Begriff der „Gottverlassenheit" weist ja auf solche Situation als seinen Ursprung zurück — denn da scheint nur noch den Teufeln Macht gegeben über ein Menschengeschick — deren neckische Launen scheinen es alsdann zu sein, die noch einmal in das Blendwerk einer neuen Rettungshoffnung hineintreiben, blos damit das Gezerre noch weiter könne ausgedehnt werden, und der Betroffene sich wundern mag, wie sie nicht ermatte in ihrer planvollen Ausdauer, die nimmersatte Verfolgerin.

Den gleichen realdialektischen Charakter hat es ja aber, wenn Einer nur neuen Verdrussstoff wider sich aufwühlt, weil er es sich einmal einfallen liess, für irgend Jemand, gleichviel ob für sich oder Andere — ein Erfreuen ins Werk setzen zu wollen — oder wenn, was zu einer Herzenserleichterung führen sollte, nur um so schwerere Bedrückung des Gemüths zur Folge hat — wie rein im Innern vorgehend es geschehen kann, wenn die plötzliche Entlastung von einer Sorgenstimmung uns nur die Vermuthung freimacht, es müsse im Hintergrunde wol nur ein

um so unabsehbareres Geschwader von Feinden unserer Seelenruhe heraufziehen — denn allerdings ist ja die Verhängnisswitterung des Ahnenden selber ein integrirender Bestandtheil seines Geschicks: so ist Einem ja zu Muth bei jedem Frieden, den ein Gefühl der Unheimlichkeit begleitet, weil man ihm selber nicht, geschweige seiner Dauer traut.

Und so kommt ja bei allem Erleben zuletzt Alles an auf den Reflex, welchen es in der eigenen Brust auslöst, und am allerwenigsten ein Willensmetaphysiker wird ausser Acht lassen mögen, warum — wie ich es schon in meiner Charakterologie ausgedrückt habe — gewisse Leute gewisse Dinge gar nicht erleben können. Diesen Zusammenhang zwischen Charakter und Schicksal kann man ja aber sogar nach rationalistisch naturwissenschaftlicher Methode verfolgen, wo die Erblichkeit des *spiritus familiaris* mit ins Spiel kommt: der Sohn des Abenteurers wird schon vermöge des angeborenen Thatendranges einen bunteren Lebensgang haben, als der Sprössling des philiströsen Drängsterlings, und wo von Generation zu Generation das ritterliche Eintreten für Wahrheit und Recht sich fortpflanzte, da werden selbst die Töchter participiren müssen an der Busse für solch unbequemes Naturell und in ihrer Kindheit schon Erfahrungen zu kosten bekommen, welche mit solchen aus der Jugendzeit der Väter eine recht frappante Familienähnlichkeit haben, und man mag manchmal getrost die Entscheidung der geriebensten Diagnostiker anrufen: sie werden doch nicht immer die Grenzlinien zu ziehen verstehen zwischen den Fällen, wo man zu sagen berechtigt ist, dass Einer es immer verkehrt (blos) trifft, und denen, wo der Vorwurf begründet wäre, dass er es (selber) immer verkehrt macht — denn eben so wenig lässt sich ausmachen, ob jene Correspondenz zwischen Charakter und Geschick im einzelnen Falle mehr als eine innere *harmonia praestabilita* oder als ein blos äusserlicher Parallelismus sich darstelle.

Wol aber mag, was ursprünglich nur als Spott gemeint war, hier noch eine ernste Anwendung finden: der Gedanke, wie persönliche Erlebnisse schmerzhaftester Art dem Pessimisten das gemischte Gefühl einer Genugthuung für die Beglaubigung seiner Lehre bereiten müssen — denn in der That ist nichts so sehr geeignet in einer düsteren Auffassung des gesammten Weltgangs zu bestärken als jene doch keineswegs so ganz vereinzelten

Fälle unzweifelhaft crasser Verletzungen des Gerechtigkeitsprincips, wo man recht eigentlich handgreiflich grade die nobelsten Naturen schnödestes Unrecht leiden sieht.

Wer Recht und Wahrheit ins Grosse betreibt, der trachtet damit hinaus über jenen Nullpunkt des Gleichgewichts zwischen den beiden contradictorisch einander zuwiderlaufenden Halben, i. e. Seiten des in sich realdialektisch zerklüfteten Weltganzen. Was aber die Menschen „Glück“ nennen, schwebt genau um den labilen Punkt jenes allemal nur momentan fixirten Äquilibriums — grad so wie wir nur soweit gesund heissen können, als wir die Indifferenz zwischen jedem *Nimis* und *Parum* innezuhalten vermögen.

Der ungewöhnlich Begabte muss irgendwie Zurücksetzung erfahren; er passt ja nicht hinein in den Rahmen des Alltagsbedarfs — und wer seine Begeisterung hinaus treibt über die Begeisterung der Dutzendmenschen, wer von Enthusiasmus sich fortreissen lässt zu Thaten spontaner Rechtsverwirklichung, für die auf dieser Erde des Eigennutzes und der leidlichen Auskömmlichkeit mit Nothgesetzen keine Stätte ist; der kann den ihm nach Himmelsgerechtigkeit gebührenden Schutz nicht finden vor einem Gerichtsstande, welcher zugeschnitten ist auf die Bändigung von Pöbelexcessen und Brutalitätsgelüsten. Also Unrecht leiden muss dieser wie jener, damit es für die Übrigen wenigstens etwas geben könne, was aussieht wie Rechtspflege.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist also nichts natürlicher, als dass ein Streben um so sicherer vereitelt wird, je mehr der Strebende sein eigenes Individualdurchschnittsquantum *in alteram utram partem* aus den Augen setzt. Wer sein volles Recht durchsetzen will, verliert auch das noch, was ihm sonst als Abschlagszahlung zugefallen wäre; wer nur bei der ganzen Wahrheit sich beruhigen will, läuft Gefahr, auch das Wenige nicht zu erkennen, was kurzsichtigem Menschenblick zu durchschauen immerhin beschieden sein möchte — wer sich darauf capricirt, die Welt durchweg logisch zu begreifen, bleibt alsbald im halt- und trostlosen Skepticismussumpfe stecken — und wer faustisch nach dem einzig Hohen sich emporreckt, hat sicherlich eitel *irritus labor* zu beklagen — da hilfts nichts: die Realdialekticität des Weltwesens bringts mal so mit sich!

Also auch darin stimmen wir der antiken wie modernen Volksmeinung bei: in der Charaktermünze des Schicksals werden für das Ärarium des sittlichen Lebens gewisse Standard-Stücke geprägt, an deren Grösse in dem über sie verhängten oder auf sie herabgezogenen Leiden die „himmlischen Mächte“ ihr im Lauf des Alltagslebens mehr verborgen bleibendes eigenthümliches Walten exemplificiren.

An sich schon liegt es in der Natur der Dinge, dass am meisten leidet, wer am eifrigsten bestrebt ist, fremdes Leid zu lindern — die schlimmste Seelenpein zu tragen hat, wer am treusten ringt nach einem „sittlichen Ideal“ — die edelste Seele ist zugleich die elendeste, weil sie sich selber nimmer genug thut, während umgekehrt am freiesten von Schmerz sich halten kann, wer nur an sich denkt, nur das Seine sucht und nur die eigene Haut zu wahren bedacht ist.

Es ist eine den grossangelegten Naturen seitens der Götter widerfahrende Auszeichnung, Grosses erleiden zu dürfen. Denn an ihren grossen Strebungen haben sie, selbst wo diese nie zu Thaten sich vollenden, das Correlat einer entsprechend grossen Leidensfähigkeit. Das grosse Leiden correspondirt nicht einer grossen Schuld, sondern einem grossen Wollen überhaupt. Ein solches legten die Hellenen ihren Heroen, den Göttersöhnen, bei — deshalb waren diese auch durch ein ebenso ungewöhnliches Maass von Leiden bevorzugt — und wenn dabei Neid und Eifersucht seitens „feindseliger“ Gottheiten hineinspielt, so ist das als mythologische Allegorie ja genau eben so zu beurtheilen, wie das biblische „Adam ist worden wie unsereins“ — drückt nämlich nur das Überschreiten des nach vulgärer Bemessung dem Menschen gesteckten Mittelmaasses aus, jenseit dessen das Individuum der nivellirenden Repression begegnet. Jedes Übermaass ist eben vom Übel — selbst um das Sittliche steht es darnach nicht anders als um das physisch Heilsame: „allzuviel ist ungesund“. Nur soweit sie dem Nutzen dient, ist die intellectuelle Thätigkeit und Tüchtigkeit etwas Segenspendendes — darüber hinaus wird sie zur Quelle des Unheils — und wer das Recht um des Rechtes, die Wahrheit um der Wahrheit willen anstrebt, muss diese Abirrung von der „goldenen“ Mittelstrasse des grossen Haufens „büssen“ — um so härter, je weniger er sich von Rücksichten der blossen Klugheit zu Compromissen und Transactionen bestimmen lässt.

— „Das ist der Lauf der Welt“ und hierin nicht schwerer oder nicht leichter zu begreifen als in allen andern realdialektischen Thatsachen.

Aber auch das Schicksal hilft an seinem Theil zu einem ähnlichen Ergebniss. Nicht nur, dass grade das sittlich höchst geadelte Bemühen oft das schlimmste Verderben nach sich zieht — grade ein Verkanntes, Edles und Bestes muss oft dazu dienen, der allerniedrigsten Verleumdung in die Hände zu arbeiten — eben das aus selbstlosesten Absichten stammende Thun wird in der Arglosigkeit des guten Gewissens von urtheilslosen Spähern überrascht und mittels Motivverdrehung an einen völlig unverdienten Pranger gestellt, während unzweifelhafte Nichtswürdigkeit im Geheimen ungestört ihr Spiel weiter treiben darf.

Würde jedoch das grosse Streben nicht bis zu einem gewissen Maasse gefördert, so könnte es ja gar nicht offenbar werden — also bis auf den halben Weg unterstützen die Götter Einen scheinbar, damit sie ihn auf der zweiten Streckenhälfte desto sicherer zurückschleudern können, so dass er taumelnd unter das Mittelmaass des Erreichten zurücksinken muss. Sie machen ihn kirre, wie man wildes Geflügel mit dem den gezähmten oder gelähmten Verführern vorgestreuten Lockfutter dahin bringt, wo seiner das Halsabreissen wartet. Die Gröbe des Blendwerks accommodirt sich ja leicht dem vorhandenen Maasse von Klugheit und Treuherzigkeit — und selbst das durch etliche Witzigungen geweckte Misstrauen wird entweder leicht wett gemacht durch eine gleich grosse Intensität und Elasticität des zu inducirenden Strebens oder wird beschwichtigt durch jene Hoffnungsatome, welche die Hoffnung nähren, wie — nach einigen Kosmologen — durch den Weltraum zerstreute Meteore den Sonnenbrand.

Die Constanz des Zufälligkeitsmoments aber wird sich darin zeigen, dass die begleitenden Umstände und Bedingungen sich regelmässig dahin gestalten, der besseren Sache den schlechteren Vertreter und der schlechteren den geriebeneren Anwalt zuzuwenden.

So wird man uns denn gestatten, von speciellerer Betrachtung auszuschliessen, was zwischen den Extremen sich darstellt als ein leidliches Ungeschorenbleiben, ein ziemliches Wohlergehen. Denn soviel ist ja nun freilich richtig: auch im Reiche der Moira gibt es einen erträglich situirten Mittelstand — auf den

ist ja das Wort geprägt: *Medium tenuere beati.* Aber möchte ein besonnen Nachdenkender um solch ein Dasein ernstlich beneiden, an dem sich aufs alleraugenscheinlichste die an sich inhaltlose Negativität offenbart, indem sich lauter kleine Freuden mit kleinen Leiden compensiren, und wie jenen die Weihe sittlicher Genugthuung abgeht, diese des Trostes tragischer Erhabenheit entbehren — ein leises Kitzeln der Lust abgelöst wird von einem juckenden Prickeln des Unbehagens? — Darin gleicht die hohe Herrin einem gemeinschlauen Kneipwirth: das gewöhnliche Publicum wird nicht übertheuert, aber desto schamloser werden jene seltenen Gäste geschröpft und geprellt, auf deren Wiederkommen man nicht rechnen kann. Auch die Zeche an der *table d'hôte* des Lebens hat verschiedenen Preiscourant — man sieht sich seine Leute an: wer nicht zu den Alltagskunden gehört und gar so nobel ist, sich keine Speisekarte reichen zu lassen, sondern sich dabei beruhigt, wenn es heisst: jenes Buffet ist mein Menu — nun, der entgeht gewiss nicht der Lection, dass man nicht ungestraft sich auf *la fortune du pot* verlässt. Und wie Mancher musste aufstehen vom Mahle, als kaum der doch Appetit und Durst erst nur reizende Caviar herumgereicht war — und ihm wurde hernach doch der ganze ungenossene Rest mit in Rechnung gestellt — weil *noblesse oblige.* Kein Wunder also, wenn Einer unter solcher Tyrannis sich um so wohler fühlt, je weniger er vom Aristokraten in sich hat, und je eifriger er allen „höheren Ansprüchen", weil ihm selber dafür das feinere Bedürfnissorgan abgeht, mit echtem Plebejerneide als „Unverschämtheiten" jede Existenzberechtigung bestreitet, *in majorem Fortunae gloriam* — im Dienst des weltläufigen Optimismus.

Neben dem Heere der eigentlichen Lebenskämpfer zieht die Schaar der blossen Trossbuben. Die hat der Weltgeist „gar nicht auf seiner Liste" (*nomen non dederunt*) — die zählen nicht zu den Combattanten, welche deshalb ihrerseits mit Verachtung an ihnen vorüber ziehen. Sie sind das eigentliche „Füllsel" (*plebs*) der Menschheit, bei denen *plus* und *minus* sich einfach zu Null ausgleicht, während die sogenannten problematischen Naturen nach der einen oder andern Seite einen Überschuss lassen — jene aber sind sowenig für die Hölle wie für den Himmel gut genug. Denn wie die Welt einmal ist, kann es gar nicht anders sein, als dass Hader und Zwiespalt überall

Fälle unzweifelhaft crasser Verletzungen des Gerechtigkeitsprincips, wo man recht eigentlich handgreiflich grade die nobelsten Naturen schnödestes Unrecht leiden sieht.

Wer Recht und Wahrheit ins Grosse betreibt, der trachtet damit hinaus über jenen Nullpunkt des Gleichgewichts zwischen den beiden contradictorisch einander zuwiderlaufenden Halben, i. e. Seiten des in sich realdialektisch zerklüfteten Weltganzen. Was aber die Menschen „Glück“ nennen, schwebt genau um den labilen Punkt jenes allemal nur momentan fixirten Äquilibriums — grad so wie wir nur soweit gesund heissen können, als wir die Indifferenz zwischen jedem *Nimis* und *Parum* innezuhalten vermögen.

Der ungewöhnlich Begabte muss irgendwie Zurücksetzung erfahren; er passt ja nicht hinein in den Rahmen des Alltagsbedarfs — und wer seine Begeisterung hinaus treibt über die Begeisterung der Dutzendmenschen, wer von Enthusiasmus sich fortreissen lässt zu Thaten spontaner Rechtsverwirklichung, für die auf dieser Erde des Eigennutzes und der leidlichen Auskömmlichkeit mit Nothgesetzen keine Stätte ist; der kann den ihm nach Himmelsgerechtigkeit gebührenden Schutz nicht finden vor einem Gerichtsstande, welcher zugeschnitten ist auf die Bändigung von Pöbelexcessen und Brutalitätsgelüsten. Also Unrecht leiden muss dieser wie jener, damit es für die Übrigen wenigstens etwas geben könne, was aussieht wie Rechtspflege.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist also nichts natürlicher, als dass ein Streben um so sicherer vereitelt wird, je mehr der Strebende sein eigenes Individualdurchschnittsquantum *in alteram utram partem* aus den Augen setzt. Wer sein volles Recht durchsetzen will, verliert auch das noch, was ihm sonst als Abschlagszahlung zugefallen wäre; wer nur bei der ganzen Wahrheit sich beruhigen will, läuft Gefahr, auch das Wenige nicht zu erkennen, was kurzsichtigem Menschenblick zu durchschauen immerhin beschieden sein möchte — wer sich darauf capricirt, die Welt durchweg logisch zu begreifen, bleibt alsbald im halt- und trostlosen Skepticismussumpfe stecken — und wer faustisch nach dem einzig Hohen sich emporreckt, hat sicherlich eitel *irritus labor* zu beklagen — da hilfts nichts: die Realdialekticität des Weltwesens bringts mal so mit sich!

des hierarchischen Monopols kaufe. Dagegen sind für Leute jenes kleinlichen — recht eigentlich philisterhaften — Schlages auch die bitteren Worte des sensibeln Eötvös nicht geschrieben („Für den Glanz des Hauses") über das Peinliche aller blossen Misère: „Grosse Calamitäten, bei denen die Welt schaudert, können wir erdulden. Ein Unglück so gross, dass wir es nicht ertragen können, hält uns aufrecht, mit seiner Grösse wachsen auch wir. . . . . Aber Leiden, wegen deren uns Niemand bedauert, weil sie allgemein sind, die wir Niemand klagen können, weil sie hunderttausend selbst empfunden haben, bei deren Erinnerung wir erröthen — diese schmerzen tief."

Der Pöbel des „Paradieses" wird ja im Grunde auch um seinen Hauptspass gar nicht betrogen, so oft ein Hans Nord nichts auf-, sondern nur anführt und obendrein noch höhnen darf: „Das konntet Ihr Euch doch selber sagen, dass hier so wenig wie anderswo unmögliche Verheissungen wahrgemacht werden" und damit das genarrte Publicum abspeist — das Warten selber machte den gebornen „Bummlern" ja schon Vergnügen und der Skandal der Hinaustobenden noch grösseren — und für den eigentlichen Kunstwerth des gehofften Prachtstücks hätten sie ja doch keinen Sinn gehabt — die ausbrechende Katzenmusik war ihnen schon Kurzweil genug für das kleine Entrée, welches sie an der Barrière zu entrichten hatten — sie können's verschmerzen, dass es ihnen nicht zurückgezahlt wird. Aber auch Die, welche sich schon draussen im Gedränge halb hatten zerquetschen lassen müssen, um die idealste Hoffnung ihres ganzen Lebens verkörpert zu sehen, und welche man nun heimschickt mit der Vertröstung auf einen andern Abend — den Himmel? — Für jetzt verkrümeln sich ja alle beim Hinauswälzen — und das nennt man sterben! Fragt man aber, was denn bei der ganzen Gaunerei die Reichen und Vornehmen für einen Vorzug hatten in ihrer Rangloge, so lautet die Antwort: für die Dauer des vergeblichen Harrens einen etwas bequemeren Platz in der Frontloge — von der allgemeinen Hitze aber noch mehr zu dulden als die Standespersonen des Parterre.

Ein wenig anders freilich gliedern sich die Rangklassen für die Agirenden und insbesondere die Tragirenden selber; für die gilt auch heute noch, was von den Alten gesagt ist: im Glück glänzender Thaten zeigt sich das Schicksal grösser als wir („mit Menschenkraft ist nichts gethan," heisst es da mit einigem Schein

— und auch die stolzesten Sieger geben freudig „ihrem Gott die Ehre!") — dagegen im Ausdauern unter dem Druck der schwersten Leiden erhebt sich die Majestät des menschlichen Einzelwillens über die Hoheit Fortunens sammt ihrem ganzen Hofstaate und Machtapparate — denn die darin bewährte Grösse ist ja ganz unser eigen und eben darum die einzig wahre.

Aber deshalb haben doch die Weltapologeten noch nicht Recht mit ihrer Deduction, nach welcher die Übel deshalb gutgeheissen werden sollen, weil sie der Entfaltung der Tugend dienstbar werden müssen — das war ja schon der stolzen Stoa keckester Trumpf und nichts daran anfechtbar als der lästerliche Cirkel, welcher um die *petitio principii* kreist: die Tugend sei im absoluten Sinne das *summum bonum*, — als ob nicht grade vermöge dessen ihr die Relativität anklebte, ein Correlat des Leidens zu sein.

Etwas Anderes wäre es, wenn das Ethische als solches wirklich von jener äusserzeitlichen Unnahbarkeit wäre, in deren Äther die Mystik es zu entrücken so oft schon versucht hat — mit keinem andern Erfolge, als dass sich alle wirkliche Substanz daran in die Absolutheit reiner Beziehungslosigkeit verflüchtigte — und wer sozusagen einen Gewissensbeweis für die Realität der Zeit braucht, dem könnte er geliefert werden mit der Thatsache, dass — selbst die Möglichkeit einer wahrhaft annihilirenden Askese an sich zugestanden — diese doch niemals von rückwirkendem Effect sein könnte, weil das als ihr Gegentheil einmal in der Zeit Gesetzte so wenig an sich wie in seinen Folgen jemals ganz wieder aus dem zeitlich causalen Connex heraus gehoben, oder sonst wie schlechthin getilgt, also wirklich „rückgängig gemacht" werden kann — sonst müsste ja nachträglicher Abstinenzwille der Eltern in seiner reinen Zeitlosigkeit *quodam modo magico* im Stande sein, den Kindern ihr Leben wieder zu entschlürfen.

So lautet auch hier wieder das Schlussurtheil der Realdialektik: „Es langt nicht" — nämlich so wenig zum Untergang wie zur Befriedigung; und in dieser ihrer Zweischneidigkeit gibt diese Formel unscheinbar genug die Besiegelung des Urdogmas eines consequenten Pessimismus, welcher als solcher die absolute Rettungslosigkeit proclamiren muss. Hierfür — wie die Antipessimisten es lieben — die egoistische Lebensbejahung verantwortlich zu machen, ist eine Einseitigkeit, welcher die ge-

sammte Realdialektik des Ethischen widerspricht. Was sich dem entgegenstemmt, dass wenigstens das bewusste Sein sich ins Meer der bewusstlosen Vergessenheit (activer wie passiver) stürze, ist zur guten Hälfte grade das antiegoistische, also das specifisch ethische Ingrediens der Welt — grade in dieser gipfelt die schmerzgetragene Nichtigkeit des Daseins.

Und hierzu stimmt ja aufs beste, dass die Lebenbejaher muthige Zuversicht — die theistisch Gesinnten nennen es Gottvertrauen! — gradezu als Voraussetzung alles wahrhaft sittlichen Handels fordern. Die gesunden Rationalisten, welche eine „sittliche“ Weltordnung predigen, sehen eine glückverheissende Tugend darin, wenn Einer mit „muthiger Entschlossenheit“ sich dem Weltlauf anvertraut — in einseitiger Erfahrung verblendet, möchten sie das Gegentheil gern als verächtliche, unglückverschuldende Schwäche brandmarken, indem sie die Kehrseite unbeachtet lassen: wie oft der grössere moralische Muth dazu gehört, eine Aufforderung zu kühnem Vorgehen abzulehnen mit wohlbegründeter Berufung auf das oft genug in seiner „Treue“ erprobte eigene Missgeschick.

Denn wie oft führt nicht wirklich der Zufall ganz nahe an die Erfüllung eines Lebenswunsches — zu keinem andern Zwecke, als um sich dort noch im letzten Augenblick auf seine Pflicht zu besinnen, dass er in der Consequenz seiner Abgunst zu beharren habe. Selbst die nüchternen, relativ superstitionsfreien Engländer haben ja für dergleichen das Wort *Ill luck will happen* — und wer bei achtsamer Weltbetrachtung schon öfter auf dergleichen Bestätigungen einer sich als „wunderbar“ anlassenden Schicksalsconfiguration gestossen ist, wird sich nicht selten gedrungen fühlen, seinem Erstaunen einen adäquat paradoxen Ausdruck zu geben — also etwa auszurufen: „Unglaublich aber höchst wahrscheinlich!“ — wie solches ja freilich auch gewissen Extremen ungemeiner Gemeinheit gegenüber oft genug ganz am Platze ist — denn was uns von Menschen und Schicksal abgenöthigt wird, ist durchweg doch nur ein „negativer“ Respect“.

Gradezu in eine Art unbestimmter Wuth können wir uns versetzt fühlen, wenn wir uns wieder einmal als die Gehänselten eines bösen, durch keine Mittel aufzuklärenden Zufalls vorkommen müssen. Dann tastet es in uns wie Rachebedürfniss gegen die

unfassbaren und unpersönlichen Mächte, von denen wir uns als eludirte Narren behandelt zu sehen glauben.

Überhaupt aber hat ja auch was man Leichtsinn und Tollkühnheit nennt, seinen realdialektischen Januskopf. Einerseits musste ja alle Lehre von der Sünde — mochte sie auf Immanenz oder Transscendenz gestellt sein — sich ebenso sehr nach der Seite der Unterlassung wie der Übertretung kehren. Unentschlossenheit aber führt im Grössten wie im Kleinsten zu den nämlichen Ergebnissen: wie jederlei Befangenheit am sichersten grade in diejenigen Fehler hineingeräth, welche sie am ängstlichsten vermeiden möchte, so jede zaghafte Vorsicht am gewissesten in die Übel derjenigen Schicksalsverstrickungen, welchen sie vorzubeugen am consequentesten bemüht war.*) Wie mancher Brief ward nur zu dem Effect recommandirt, dass er sicher zu spät käme, was nicht geschehen wäre, wenn man ihn unempfohlen seinem Schicksal überlassen hätte!

Nicht anders aber ist es ja auch, wenn wir die Überlegsamkeit selber in Leichtsinn ausschlagen sehen, einmal, indem zuweilen grade von Hause aus schwerfälligere Naturen in den höheren Jahren immer leichtsinniger werden, weil die immer klarer werdende Einsicht in die Nichtigkeit alles Strebens allmählich alle Hemmung durch „feiger Gedanken bängliches Schwanken" abstreift — zugleich aber, weil es mit zur Hamletsnatur gehört, dass sie sich selbst ob ihrer Unentschiedenheit schilt und aus dieser sich aufraffen will. Was im einen wie im andern Falle bleibt, ist des Willens innere Rastlosigkeit — auf deren Bethätigung kann es ja nur befreiend und beschleunigend wirken, wenn die äussere Gefahr als ein völlig Gleichgültiges nicht mehr geachtet wird und die geringere erst recht nicht — wenn auch der grösste Einsatz nur noch als eine werthlose Bagatelle auf die Karte des Zufalls geworfen wird, womit im Grunde so gut wie nichts riskirt sei.

Nun aber pflegt es die böse Tücke des Verhängnisses hinterdrein zu fügen, dass die bis dahin Zaudernden grade in dem Augenblick pflegen thatenlustig zu werden, wo That-

*) So heisst es in Vischer's „Auch Einer" gradezu: Frau Providentia geb. Zufall führe grade die Vordenklichsten mit Vorliebe in die meisten Verlegenheiten: das vorsorglichste Disponiren wird allemal am gründ-
[illegible] disturbirt.

enthaltung erst recht am Platze gewesen wäre — und aus dem vagen Gefühl: auf dieser Schwebe der Messerschneide kann die Sache keine Secunde länger schweben, bricht dann nichts hervor, als eine Hand, welche neues schwereres Elend packt. In gar bunter Verkleidung treten da die Verführerinnen an den Schwankenden heran, um ihn nach der Seite des Verderbens zu zerren. Den Einen schalt man stets anspruchsvoll und er wollte seine Genügsamkeit zeigen, indem er vorlieb nahm mit dem Durchschnitt, aber als er nach diesem griff, fiel ihm etwas in die Hand, was tief unter diesem liegt, dort wo nur Noth zu Hause ist. Ein Anderer will ihm zukommende Lasten nicht länger auf fremden Schultern liegen lassen, und so das Conto seiner Verbindlichkeiten nicht noch um neue Posten vermehren, aber es zeigt sich plötzlich der letzte Ausweg versperrt, auf dem noch anderweitige Rettung sich dargeboten hätte. Und wie gern flüstern dann noch Warnungsstimmen darein, die von drohenden Übeln melden, deren Abwehr als nächste Pflicht erscheine — worüber der Gewarnte nicht gewahr wird, dass damit noch Schlimmeres herbeigezogen werde — überhaupt wissen sie ja nur von blos möglichen Gefahren abzulenken, setzen uns aber niemals in den Stand, den Wirklichkeiten selber auszubiegen. Vor allem aber ist es ja hier, wo die Sirene Hoffnung ihr Wesen treibt, sei es auch zunächst nur in der allerbescheidensten Form, dass der ganz allgemeine Wahn, es müsse irgendwie besser werden, berückt mit der Verheissung einer Segensfrucht aus der Saat der Trübsal.

Wer aber vielleicht noch zweifelt, ob die Hoffnung ein Übel sei, braucht ja nur zu bedenken, wie überhaupt nur Schlimmes ansteckend ist und niemals das Glück. Die Hoffnung aber ist eins der gefährlichsten Contagien: das stürzt ganze Nationen in geistige Epidemien und sein Miasma kann verheerender wirken als das der Pest.

In dieser Erde wurzeln Deine Schmerzen!

und was die zusammenhält, ist einzig das Lügengespinnst der Hoffnung, vermöge welcher jedes Morgen jedes Heute betrügt. Ohne diese Mitgift — eine rechte Giftgabe! — hätte Jeder längst ein Ende gemacht so hat — das oft mit Trivialität, ja Frivolität hergeleierte:

Wenn die Hoffnung nicht wär',
So lebt ich nicht mehr!

seine weltumfassende Bedeutung. Nur die Illusion: „das Heute ist miserabel, das Morgen kann besser sein“ — (doch sagt ein afrikanisches Sprüchwort: schilt nicht auf das Heute, denn Du weisst nicht, ob das Morgen nicht viel schlechter sein wird!) – macht eine Welt aushaltbar, die wahrlich nicht erträglich ist, und nicht wir sind die Entdecker der Qual, die Hoffnung zu hegen, welche die Verzweiflung am Leben erhält. *) Und erfindsam muss man sie nennen, diese Urlügnerin welche nie um neue Mittel verlegen ist, Einen zu verlocken, dass er auf ihren Köder anbeisse.

Jede Hoffnung ist ihrer Enttäuschung gewiss, aber noch sicherer wartet jeder Resignation ein Querstrich. Grade wenn wir ganz nahe an definitiver Entsagung sind, „kommt noch irgend etwas dazwischen“, was diese aufhält, blos damit wir noch länger hingenarrt werden. So geht es an Sterbebetten, so bei Lebensplänen, und vielleicht zeigt grade in derlei der „Zufall“ sein innerstes Wesen am unverfälschtesten — denn der tiefste Lebensdrang kommt ihm ja grade dabei am allerweitesten entgegen, weil diesem nichts so sehr „wider Fleisch und Blut“ geht, als eben ein endgültiger Verzicht. Und auch diese Manifestation der realdialektischen Willensnatur, welcher es zusagt und erstes wie letztes Bedürfniss ist, aus Emotionen nicht herauszukommen, begegnen wir wieder an Spieltischen, wenn es die Vergeblichkeit selber ist, was den Unglücksvögeln den Reiz darbietet, an ihr die Bosheiten, welche Fortuna gegen sie auszuüben liebt, am unwidersprechlichsten aufzeigen zu können — so dass man auch hier sagen kann: der Mensch will es ja nicht anders haben, als dass Alles wider seinen Willen gehe.

---

*) Man braucht aber gar nicht ärztlicher Specialist in Nervenkrankheiten zu sein, um zu wissen, dass nichts so zerrüttend wirkt auf die somatischen Correlate des bewussten Willenslebens als Enttäuschungen, verfehlte Lebensziele, Zurücksetzungen — mit Einem Wort all das, was unter den Gattungsbegriff des Hingezerrtwerdens fällt. Der tiefste Gram — seiner Natur nach als Druck empfunden, wirkt hemmend, störend, greift also besonders in die reproductive Sphäre ein (Unterleibskrankheiten, Leberleiden u. dergl. sind seine körperlichen Folgen) — aber das Centrum der Sensibilität selber wird um seine Continuität gebracht, [illegible] iden die Gestalt intermittirenden An- und Absetzens von [illegible] ıt.

Und dass er in diesem Sinne seinen Willen reichlich bekommt, dafür liesse sich ja auch reichliches statistisches Material beibringen, wiewohl solches hier wie anderswo mancherlei subjectiven und objectiven Fälschungen ausgesetzt ist. Die allerwenigsten Menschen geben ja ihr geheimstes Wünschen wirklich kund, und andererseits gilt es für Menschenart, undankbar die günstigen „Fügungen“ des Zufalls zu ignoriren und sehr bald zu vergessen, um die unheilbringenden Zufälligkeiten immer wieder aufmarschiren zu lassen. Dem steht aber hinwiederum gegenüber die Wahrnehmung, wonach die Menschen in ihrem Glücke meistens sehr mittheilsam sind, während sie Unfälle, von denen sie betroffen worden, lieber sorgsam verschweigen, um sich nicht der Schadenfreude und der Gegenrede von Selbstverschuldung bloszustellen, oder als ob sie sich schämten, bei ihrem Gotte so wenig in Gnaden zu stehen. So erklärt sich zugleich der Eifer, mit dem sie Dankesrufe ausstossen, wie: Gottlob! Der Himmel sei gepriesen! Welch ein Glück! und so alsbald gar viel Wesens davon machen, wenn sie, als scheinbar ganz besonders Bevorzugte, bei einem drohenden — grossen oder kleinen Unglück einmal ausnahmsweise mit leidlich blauem Auge davon gekommen sind oder gar ihnen ein oder mehrere Glücksfälle von lotteriehaftem Charakter zu Theil geworden. Nur weil ein wahres Glück und eine rechte Freude etwas so überaus Rares ist, kommt selbst ein alle Fetischbestechung verschmähendes Gemüth so leicht in Versuchung, alsbald in Dankgefühlen aufzujauchzen, sowie es ihm mal ein klein wenig weniger schlecht geht, als wie es gewohnt ist.

Allein trotz aller Hallelujahs und Tedeums sind die Völker im Grunde ihres Herzens die Angst nie losgeworden, einem despotisch grausam gesinnten Herrn der Welt gegenüber zu stehen: in den ältesten Urkunden des Christenthums ist der „Fürst dieser Welt“ identisch mit dem Teufel — in Indien gibt es eigentliche Teufelsanbeter, und alle Doxologien können aus den Voraussetzungen gewisser dogmatischer „Grundwahrheiten“ ein Element nicht herausschaffen, welches darnach aussieht, als ob im Hintergrunde ein schadenfroh launenhaftes Wesen schalte. Die Gnostiker suchten ja den Welt-Demiurgen auch unter den Kindern Beelzebubs — aber auch jetzt noch, nach anderthalb Jahrtausenden, müssen die sich das Recht der freien Meinungsäusserung erst erstreiten, welche die Krücken

unfassbaren und unpersönlichen Mächte, von denen wir uns als eludirte Narren behandelt zu sehen glauben.

Überhaupt aber hat ja auch was man Leichtsinn und Tollkühnheit nennt, seinen realdialektischen Januskopf. Einerseits musste ja alle Lehre von der Sünde — mochte sie auf Immanenz oder Transscendenz gestellt sein — sich ebenso sehr nach der Seite der Unterlassung wie der Übertretung kehren. Unentschlossenheit aber führt im Grössten wie im Kleinsten zu den nämlichen Ergebnissen: wie jederlei Befangenheit am sichersten grade in diejenigen Fehler hineingeräth, welche sie am ängstlichsten vermeiden möchte, so jede zaghafte Vorsicht am gewissesten in die Übel derjenigen Schicksalsverstrickungen, welchen sie vorzubeugen am consequentesten bemüht war.*) Wie mancher Brief ward nur zu dem Effect recommandirt, dass er sicher zu spät käme, was nicht geschehen wäre, wenn man ihn unempfohlen seinem Schicksal überlassen hätte!

Nicht anders aber ist es ja auch, wenn wir die Überlegsamkeit selber in Leichtsinn ausschlagen sehen, einmal, indem zuweilen grade von Hause aus schwerfälligere Naturen in den höheren Jahren immer leichtsinniger werden, weil die immer klarer werdende Einsicht in die Nichtigkeit alles Strebens allmählich alle Hemmung durch „feiger Gedanken bängliches Schwanken" abstreift — zugleich aber, weil es mit zur Hamletsnatur gehört, dass sie sich selbst ob ihrer Unentschiedenheit schilt und aus dieser sich aufraffen will. Was im einen wie im andern Falle bleibt, ist des Willens innere Rastlosigkeit — auf deren Bethätigung kann es ja nur befreiend und beschleunigend wirken, wenn die äussere Gefahr als ein völlig Gleichgültiges nicht mehr geachtet wird und die geringere erst recht nicht — wenn auch der grösste Einsatz nur noch als eine werthlose Bagatelle auf die Karte des Zufalls geworfen wird, womit im Grunde so gut wie nichts riskirt sei.

Nun aber pflegt es die böse Tücke des Verhängnisses hinterdrein zu fügen, dass die bis dahin Zaudernden grade in dem Augenblick pflegen thatenlustig zu werden, wo That-

---

*) So heisst es in Vischer's „Auch Einer" gradezu: Frau Providentia geb. Zufall führe grade die Vordenklichsten mit Vorliebe in die meisten Verlegenheiten: das vorsorglichste Disponiren wird allemal am gründlichsten disturbirt.

hilft kein Witzigen — kein Faden am Rocken der Parzen ist zähe und einschneidend genug, um all die Röhrchen abzubinden, welche von und zu der „Lebensquelle“ führen — denn, sobald das Individuum ausgewachsen ist, wächst es auch über sich hinaus — das ist nach Ernst Haeckel's stolzester Entdeckung Begriff, Wesen und das ganze „hohe Geheimniss“ der Fortpflanzung! und der Optimismus von ungebrochener Lebensbejahung gibt uns zu bedenken, wie wir dieser unverbrüchlichen Naturforderung auch die eigene Existenz zu „verdanken“ haben, mag auch der Pessimist tausendmal antworten, er „bedanke sich dafür“, für so etwas „dankbar“ sein zu sollen. Und grade auch in moirologischer Form spricht sich ja gern das Widersichselberstreben des lebenschaffenden Willens aus — vor allem als entgegengesetztes Schicksal heissersehnter und unwillkommener Kinder. Wer sich ein wenig im Leben umgesehen, weiss, wie ein stark ausgesprochenes Verlangen gar oft und in gar mancherlei Weise Folgen hat, welche einer absichtlichen Bestrafung verzweifelt ähnlich sehen: abortive Vereitelung, Sprengen des mütterlichen Organismus durch allzumächtig aufquillenden Lebensdrang, Tod in frühester Kindheit u. s. w.

Umgekehrt ist dagegen den *enfants d'amours* — diesen zu oft recht geringer Elternfreude ins Leben eintretenden Wesen — gemeiniglich (von den Fällen absichtlich herbeigeführter Verkümmerung muss natürlich abgesehen werden) eine besondere Lebensenergie und Lebenszähigkeit eigen (vergl. den Bastard Faulconbridge in Shakespeare's King John und besonders den metaphysischen Monolog des Edmund Gloster in Lear I, 2) und das „Herr, halt' ein mit Deinem Segen!“ ist älter als die Mythe, die es einem protestantischen Pastor unter den Bäumen seines Gartens in den Mund legt, als über das Dutzend hinaus noch Zwillinge kamen.

Überhaupt aber: der Schatz, den nach Äschylus „der Freund der Freundin vertraut“, dass sie ihn bereichert zurück erstatte, fordert er nicht wucherischen Zins vom Depositair selber wie kein anderer? verwandelt er nicht allzuleicht den Kleinodienschrein — um so gewisser, je zarter und feiner dieser selbst gebaut ist — in eine Modergruft, daraus das Leben nur quillt wie aus dem faulenden Aas des Ungeziefers Larven?

Wer es darauf absah, nur gute Kinder zu bekommen, wird gewiss mit dummen gestraft, und wer nur kluge haben wollte,

mit schlechten — wer aber Beides zu gewinnen vermocht hätte, müsste ohne Zweifel den Ausgleichungszoll in Gestalt desto grösserer Unglücklichkeit (*infelicitas*) seiner Erzeugten entrichten, um schliesslich in der Hauptsumme auf die alte Erfahrung zurückgestossen zu werden, dass vermöge der realdialektischen Compensation des Weltgangs jeder erfüllte Wunsch einem verwirklichten Fluche gleich zu achten ist.

„Schutzengel" scheint es nur für muthwillige Buben und — Säufer zu geben; den Andern kreischt der Spott entgegen: Du bist ja mündig und zurechnungsfähig. Oder liebt's nicht schon der in den meisten Familienverhältnissen „spielende" Contrast, es so zu fügen, dass dem bis zur pedantischen Ängstlichkeit besonnen Handelnden Einer an die Seite gegeben ist, dessen Unachtsamkeit alle Überlegung zu Schanden macht? Waltet nicht in mehr als Einer Dynastie eine derartige Alternation offensichtlich genug? Und ist nicht das Wort: „wer viel fragt, geht viel irre", auch in Betreff der Fragen richtig, welche wir so gern an's Schicksal stellen?

Wer etwa sich darin gefällt, im Weltlauf einen Erziehungsgang für die Menschheit zu sehen, muss doch bald zu der Einsicht kommen, dass sich darnach die historische Weltordnung als eine recht sonderbare „wunderliche" und chicanöse Schultyrannei präsentiren würde. Man sähe sie dann ihre Zöglinge nicht blos zu harmlosem Scherz „auf's Glatteis führen" — sondern ihnen mit feiner List gefährliche Fallen stellen, um die Beine, wo nicht gar den Hals darin zu brechen. Man müsste glauben, sie verlocke geflissentlich die, welche sie zu Opfern ausersehen („*quos perdere vult*"), zu einem Fehltritt, um hernach höhnen zu können: warum hast Du Dich nicht besser vorgesehen?

Wessen Augen am Gang der Geschichte statt der „Ideen" nur Hirngespinnste von Ideologen, statt vorgeblicher „Missionen" nur eitel *misère* erblickten: dem fallen die Opfer dieser „Schädelstätte" umsonst, zu welchen die Individuen sich und ihr Theuerstes müssen an's Kreuz schlagen lassen. Damit wird ja nicht verkleinert, was zu Zeiten ein reiner Enthusiasmus erstrebt hat — dagegen blind zu sein, sind wir Pessimisten ja die allerletzten — denn unsere Klage wäre ja um alle Schärfe gebracht, wenn wir verkennten, wie grade die Edelsten allzeit am meisten und am schwersten zu leiden hatten. Aber fragen wir: *cui*

antwortet das Echo *unisono:* denen es zum Vortheil

ausschlug, waren allemal die Schlauköpfe, welche die Gutmüthigkeit zu exploitiren verstanden. Es ist ja eine längst gemachte Bemerkung, dass grade tyrannische Usurpatoren sich am sichersten auf ihren „Stern“ verlassen können, dass Welteroberer so wenig von feindlichen Kugeln wie von Epidemien ihren Tod zu finden pflegen, während eine entsprechende Immunität für die anerkannten Wohlthäter der Menschheit noch von Niemand behauptet ist. Ja, die Vulgarweisheit sagt sogar gradezu: „Je ärger Strick, je grösser Glück.“ Es sieht also zum Verzweifeln oft darnach aus, als walte hinter dem sichtbaren Causalbereich gradezu noch ein sozusagen diabolisches Weltgesetz, ganz dazu angethan, das bischen Glück noch zu zertrümmern, welches sonst nach innern und äussern Bedingungen der Menschheit trotz alledem noch möglich zu sein scheinen könnte.

Das *Mala malis curanda sunt* ist im Krankheitsprocess der Welt von jeher auf's grausamste praktisirt. Was die Homöopathie im Sinne des Wohlwollens, die sich conservativ nennende neuere Resectionsmethode der Chirurgen im Interesse der Einheit des Organismus ausübt: das möchte man als eigentliche Intention vermuthen, wenn man immer wieder jener Cumulation von Leiden begegnet, für welche die Volksformel lautet: Ein Unglück kommt selten allein. Denn worauf es dabei abgesehen sein mag, scheint doch nur dies sein zu können, es solle dem Heilverfahren gewisser Ärzte entsprechend das Übergewicht Eines Schmerzes seine Compensation erhalten durch anderweitige Application eines paralysirenden Zugpflasters u. dergl. — und oft genug erweist sich ja in der That ein derartiges Vorgehen als das einzige Mittel, um einen physiologischen oder charakterologischen Organismus resp. bei Bestand oder bei Verstand zu erhalten. Und nur so, indem nämlich ein Weh das andere ablöst, konnte auch die Zeit in den Ruf eines Alles curirenden Medicus kommen. Denn wie wenig die hellen Stunden es sind, welche die finsteren vergessen machen, wie sie vielmehr deren Erinnerungsbild polarisch zurückrufen, das wissen wir doch schon längst aus der Gemüthsantinomik.

Überhaupt aber kommt ja die innerste Menschennatur allem böswilligen Zufall auf mehr als halbem Wege entgegen. Ohne jenen Urwahn, wir seien zum Glücke und zur Beglückung geboren, würde dem unheilerfüllten Verhängniss sein wirksamster Hebel fehlen. Denn dieser ist es, welcher der Anwendung der

einzig richtig formulirten Lebensklugheit hemmend in den Arm fällt, nämlich dem Kanon: suche und wähle überall nur das kleinste Unglück, nie das grösste Glück! — So stehen ja auch wahrhaft humane Ärzte, wo ihnen die Überzeugung von Unheilbarkeit gekommen, von allem Herumexperimentiren ab und beschränken sich darauf, ihren armen an so mancherlei Gebresten darniederliegenden Patienten nach Kräften die einzige Wohlthat zu verschaffen, für welche sie noch empfänglich sind: ungestörte Ruhe, damit die Schmerzen nicht noch zwecklos vermehrt werden.

Freilich gehört Muth dazu, solchen Grundsätzen nachzuleben und das Übel als Übel zu wählen unter ausdrücklichem Verzicht auf ein Gegentheil, welches sich trotz aller bitteren Erfahrung so schwer als Schein durchschauen lässt. Und selbst wo jede andere Hoffnung — jeder Glaube an positives Glück — bereits hingeschwunden ist, leitet zuletzt noch das Gaukelbild irre, es dürfe doch der minder schmerzensreiche Weg eingeschlagen werden — denn dieser pflegt an seinem Ausgang grade zum allerschlimmsten Übel abzuführen. Oder es treibt im entgegengesetzten Falle die Verzweiflung zum *Va banque*-Spiel, wobei dann erst recht, wo die grosse Überzahl der Chancen dagegen steht, der grösseste Einsatz am gewissesten verloren geht.

Man möchte so gern das Wirklichste, was es in aller Wirklichkeit gibt, die gegenwärtigen Schmerzen, als eine harmlose Rübezahl-Neckerei darstellen — nur sieht man nirgends, auch in keiner Vergangenheit, die güldene Au, auf welcher wirklich Ersatz herumgereicht würde für die Leiden, welche voraufgegangene Generationen auszustehen gehabt.

Nein, was nicht die Bosheit zertrümmert, das vereitelt, jetzt wie immerdar, die Thorheit.

Nur immer neue Akte der ewigen Tragödie (an welcher das Comödienhafte aufzuzeigen Joh. Scherr zu seiner Specialität gemacht, so dass wir nach dieser Richtung ausführlicher Exemplificationen überhoben sind,) werden aufgeführt, blos auf Momente unterbrochen vom idyllischen Getändel oder von Clown- (Narren-) Scenen, wie sie Shakespeare grade seinen blutreichsten Stücken am liebsten einflicht — Leuten wie Goethe zum anstössigen Ärgerniss, von Rationalisten auf die Absicht gedeutet, sie sollten, wie die Häringe beim Katzenjammer", den Zuschauer nur in Stand setzen, noch eine neue Steigerung des tragischen

Empfindens in sich aufzunehmen — aber von der Realdialektik doch wol etwas gründlicher dahin ausgelegt, dass in ihnen neben das erhaben Furchtbare die kleinliche Jämmerlichkeit der „gewöhnlichen“ Willensobjecte gestellt werde, um daran, zumal an dem Gleichgewicht, welches sie so oft jenen zu halten vermögen, eine Verachtung gegen alle Nichtigkeit des Willens zu nähren, sozusagen leichte Hülfstruppen für das schwerer bewegliche Geschütz des direct tragischen Apparats ins Feld zu stellen, um so den Einblick in das Doppelelend doppelseitig noch desto greller zu erhellen. Die Erholung liegt bei diesen Intermezzos nur in der Form: der Niederschlag ist zuletzt derselbe, wie bei hochtragischen Scenen, zumal, wenn die Clowns gradezu tiefsinnig reden.

Die aber dabei immer nach einer „Gerechtigkeit“ spähten, gaben sich schliesslich auch mit einer halbseitigen zufrieden — seit Kant gehörte es gewissermaassen zum guten Ton, darauf zu verzichten, dass der Tugend selber der Tisch gedeckt werde — die sollte für zu vornehm gelten, um überhaupt Hunger empfinden zu können — und in der That mochte ihr wol der Appetit zum Selbstessen vergehen, wenn es gewissermaassen als ihr höchster Beruf dargestellt wurde, vergnügten Herzens dabei zu stehen, wenn das Laster zum Vomiren gebracht wurde Wie aber, wenn das nach bekannten Apprehensionsgesetzen ansteckend wirkte und die angeekelte Tugend, so grade vermöge ihrer innersten Natur, worein ja Spinoza und Schopenhauer das eigentlichste Merkmal ihrer nicht vergeltenden Gerechtigkeit gesetzt haben — mit ihrem Gegentheil der ganz gleichen Verdammniss verfiel, höchstens unter dem zweifelhaften Vorzug, dass der Einen ohne Schuldgefühl widerfährt, was, wenigstens im Falle der Verstocktheit, die Andere auch mit keinem Gefühl der Sühne hinzunehmen pflegt.

So war man denn auf eine Ausrede bedacht. Man verwies uns noch eine Treppe höher, fast schon ins Thurmstübchen unter dem Bleidach, dahin wo Altmütterchen Natur selber thront, die sich zu den Processen der Geschichte etwa so verhalten soll, wie zu ihr selber die ewige Ἀνάγκη.

Dieser errichtete ein Felix Dahn gradezu einen Götzendienst und begab sich des Fragens, ob es nicht doch besser sein würde, dass dies Nothwendige eben nicht nothwendig wäre. Geblendet von ihrer Majestät stellte er sie über die Gottheiten

und vergass, dass jeder Handelnde selber mit zu ihr gehört und sich zu ihr auf Du und Du stellen kann und darf, weil sie nicht ewiger ist als sein eigenstes innerstes Wesen. Zahmere Naturen freilich mögen sich auf die psychologische Thatsache berufen, dass sich ein Alle oder doch Viele betreffender Zufall, ein Erliegen unter allgemeine Verhältnisse, ungleich leichter erträgt als jedes individuell beschränkte Missgeschick. Aber dabei kommt eben das Selbstgefühl mit ins Spiel: es fühlt sich Einer persönlich weniger tangirt, wenn er sich unmittelbar unter ein Weltgesetz gestellt sieht. Aber müsste nicht grade darum die Garantielosigkeit des allgemeinen Menschenlooses nur um so drückender empfunden werden, je mehr darunter zu leiden haben? Es setzt also doch schon eine Art pessimistischer Resignation voraus, dass es nun einmal um das Leben in solcher Welt nicht besser bestellt ist, als dass man sich solcher Vorkommnisse gewärtig halten muss. Überhaupt ist, dass Alles so kommen musste, nicht sowol ein tröstender, als ein wenigstens das Gewissen beruhigender, ob auch nicht das Sehnen und Verlangen beschwichtigender Gedanke, welcher als solcher immer nur negativ wirken kann, nämlich dadurch, dass er die Vorstellung der Selbstqual fernhält, welche sich mit der Phantasie von abstracten Möglichkeiten einbohrt, mittels deren ein Geschehen scheinbar hätte abgewehrt werden können. Wenn aber einmal Einer von solcher Wirkung nichts spürt, so muss auch das Unvermögen selber, sich von solcher Einsicht ruhiger stimmen zu lassen, als ein Unabänderliches gelten: das Sichnichtfügenkönnen in die Nothwendigkeit ist selber eine, und des Wehthuns darum nicht weniger. Vielmehr muss an solcher absoluten Starrheit auch der energischeste Kopf sich den Schädel einrennen, und beweglichem Denken ist die, man möchte fast sagen: graciöse Versalität des Zufallbegriffs ohne Zweifel bei Weitem congenialer.

Und noch weniger liegt ein materieller „Trost“ in der Richtungslinie der darwinistischen „Entwickelung“ — in der Frage zwischen Optimismus und Pessimismus haben die jüngsten Naturforscherversammlungen sich wenigstens neutral erklärt, während Jos. Huber sogar meinte, einen v. Hellwald als noch ärgeren Ketzer denunciren zu müssen als selbst die Realdialektik, der ihm die Ehre anzuthun, dass er ihn in der Klimax der denklichen noch jenseits postirt.

Die sogenannten Schicksalsdramen gelten freilich für veraltet — aber sollte die ästhetische Theorie, welche neuerdings das Etymon des δρᾶμα so aristotelisch scharf betont, und damit jene als eine *contradictio in adjecto* will *ad absurdum* geführt haben, minder der Mode unterworfen sein, als jene Zeitstimmung, welche einem Müllner so lebhaft applaudirte? Schon kommt Grillparzer wieder zu Ehren, und immer weniger rigorös lautet bereits der Einspruch, wenn ein Dichter auch dem „Zufall“ sein — meistens allerdings recht schlimmes — Recht einräumt. Dass Lustspiele dieses Motors erst recht nicht entbehren können, wird man doch wol nicht als antipessimistisches Argument verwerthen wollen, denn auch in der Comödie sieht man ihn doch mehr Schabernack anrichten als Segen stiften.

Immer und überall — im Guten wie im Schlimmen — kommt es ja nur darauf an, was Einer macht aus den Gaben der Natur — seinem eigensten Wesen — und den Geschenken des Zufalls — seinen „Begegnungen“ und auch dafür sind es die, allen subjectiven Einbildungen soweit wie möglich abgekehrten, Alten mit ihrer hellenischen Objectivität, welche wir zu unverdächtigsten und im doppelten Sinne classischen Zeugen haben, wie keineswegs die Selbstthätigkeit des handelnden Individuums der Mitwirkung und Bestimmung des Zufalls gegenüber auf Null depotenzirt werden soll. Die Griechen sind selbst noch in dem, was davon am weitesten abzuführen scheint, in ihrer Vorstellung von der Ate — (Äschylus sagt: den Anlass schafft die Gottheit selbst herbei, wenn sie von Grund aus ein Geschlecht verderben will) — die Vertreter einer spontanen Cooperation von Seiten des Menschen. Wer dem Teufel keinen Finger gibt, wird auch nicht von ihm geholt, soviel ist schon richtig — aber darum bleibt nicht minder wahr, was bereits in allgemeinerer Reaction gegen die überspannten Begriffe von der sogenannten poetischen Gerechtigkeit laut wird, denen man mit gutem Fug das Prädicat der Philisterhaftigkeit beigelegt hat — und was ein Vischer als „Missverhältniss zwischen Schuld und Strafe“ anerkannt hat, droht schon insofern in eine Caricatur aller Gerechtigkeit auszuarten, als nach diesem Maass bemessen der grosse Frevler niemals zu seinem Rechte kommt, weil er doch auch nur Eines Todes sterben kann, es über den Tod hinaus aber für ihn wenigstens auf Erden keine schwerere Sühne mehr gibt, als das ausmacht, was er jedem seiner unschuldigen Opfer

einzeln angethan, also diese genau eben so viel erlitten haben, wie er selber. Wo bleibt da noch eine Spur vom Begriff der „Strafe"?

Der ausserhalb unseres Wollens liegende Factor unseres Handelns ist es nur, der von jeher das Begehren nach einem Wissen der Zukunft so mächtig in der Menschenbrust hat erwachsen lassen — ein Gelüste, dessen ganze Thörichtheit wieder nur auf dem Boden der Willensmetaphysik einleuchtend gemacht werden kann. Denn ein volles Wissen um alles Geschehen würde nicht weniger zu bedeuten haben als ein Aufgeben Alles. Der ganze Reiz zum Handeln besteht schliesslich in der Ungewissheit seines Erfolges. Wer die Kette all seines Thuns fest und bestimmt voraussähe, würde gar nichts mehr thun — nicht blos weil als letztes Ende aller Enden dabei die absolute Vergeblichkeit alles Mühens würde offenbar werden: schon deshalb, weil das Interesse an einer Sache sofort verschwindet, sobald wir ihren Ausgang kennen. Die „Spannung", ob wir erreichen was wir wollen oder nicht, ist das Springfedermoment in der Spontaneïtät unserer Thätigkeit. So ist das Unerkanntbleiben des objectiven Factors die *conditio sine qua non* für die Fortdauer der subjectiven Energie, und die Welt will eben Thaten sehen — sei es auch nur aus Langerweile — was kümmert's dabei sie, wie dieselben ausfallen. Dem widerspricht auch keineswegs, was wir von der Wirksamkeit der Omina, Orakel und allerlei Weissagungen wissen — denn diese gaben noch niemals ein ganzes, volles Wissen — auch die vergleichungsweise detaillirtesten beleuchteten allemal nur einen grössern oder kleinern Ausschnitt — das bei Weitem grösste Stück des Geschehens blieb im Dunkel verhüllt — und jene partiale Revelation liess dem Hoffen und Fürchten Spielraum genug, um auch das Handeln nicht ganz zu lähmen — so consequent ist kein Fatalist, dass er die Hände ganz in den Schooss legte. Alles wäre uns gleichgültig, dessen Eintritt auf Tag und Stunde wir vorauswüssten — auch in dieser Spezialanwendung hat es mit dem Worte seine Richtigkeit, welches man so gern optimistisch auszulegen und auszubeuten pflegt und so in seiner realdialektischen Bedeutung nur potenzirt: „Des Lebens Müh lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen" — das objectiv-subjective Seitenstück subjectiv-objectiven Urwort aller realdialektischen Moirologie: Einen Freud, des Andern Leid." Gleichgültigkeit aber wird

alsbald gleichbedeutend mit Willenlosigkeit — kein Streben hätte mehr Sinn und Inhalt, und der Vereitelungen würden darum auch nicht weniger sein.

Nicht anders aber steht es um den Pessimismus, dessen kraftlähmende Wirkung von den Oberflächlichen deshalb regelmässig pflegt überschätzt zu werden — aber er sagt ja nicht, was oder gar wie es kommt, sondern nur ganz vage und allgemein, dass es nicht so kommen kann, wie es zur vollen Verwirklichung irgendwelchen einseitigen Wollens kommen müsste — und weil er nicht das besondere Gesammtwissen hat, so kann er das Wollen auch nicht aufheben.

Wohl aber wird den Unheil verkündenden Kassandranaturen ein Lohn anderer Art zu Theil. Doch selbst noch in ihren Compensationen bleibt die Immanenz des Weltgangs die Ironie nicht schuldig: denen sie den Blick öffnete über den Abgründen des Menschengeschicks, zeigte sie an, wo unter der Oberfläche ein Schmerzensrinnsal ist, ein Trübsalquell fliesst — nicht Goldadern aber Pulsadern des Wehs — und ein also Bedachter wird wie ein Magnetenberg der Sympathie zur Schutz- und Zufluchtsstätte der heimlich Betrübten. Und grade aus seiner „Leichenbittermiene“ lesen die ihren liebsten Trost, und grade aus seiner Witterung für Gräber des Herzens weht dem Zerschlagenen ein kühler, erfrischender Hauch humorinnigen Scherzernstes entgegen, wie ihn die freilich nicht vertragen, welche für die schwächlichen Constitutionen ihres Glückes von solch gefährlichem Zugwind Erkältung mit Rheuma und Influenza zu befahren haben.

So participiren denn wenigstens *in praxi* an etwas, was sie *in thesi* leugnen, auch die Wissenden des realdialektischen Pessimismus: an einer Art von „Versöhnung“ in und mit ihrem eigensten persönlichen Geschick — das lässt dem Gedanken, es werde auf übel übler folgen, mit einem Worte begegnen, welches nicht blos in den Mund leichtlebiger Eukolier, vielmehr auch in den des entschlossenen Heldenthums passt: „Wenn es kommt, wenn wir müssen, dann — wollen wir uns gebärden, wie wir können!“

Autoren-Verzeichniss.

einzeln angethan, also diese genau eben so viel erlitten haben, wie er selber. Wo bleibt da noch eine Spur vom Begriff der „Strafe“?

Der ausserhalb unseres Wollens liegende Factor unseres Handelns ist es nur, der von jeher das Begehren nach einem Wissen der Zukunft so mächtig in der Menschenbrust hat erwachsen lassen — ein Gelüste, dessen ganze Thörichtheit wieder nur auf dem Boden der Willensmetaphysik einleuchtend gemacht werden kann. Denn ein volles Wissen um alles Geschehen würde nicht weniger zu bedeuten haben als ein Aufgeben Alles. Der ganze Reiz zum Handeln besteht schliesslich in der Ungewissheit seines Erfolges. Wer die Kette all seines Thuns fest und bestimmt voraussähe, würde gar nichts mehr thun — nicht blos weil als letztes Ende aller Enden dabei die absolute Vergeblichkeit alles Mühens würde offenbar werden: schon deshalb, weil das Interesse an einer Sache sofort verschwindet, sobald wir ihren Ausgang kennen. Die „Spannung“, ob wir erreichen was wir wollen oder nicht, ist das Springfedermoment in der Spontaneïtät unserer Thätigkeït. So ist das Unerkanntbleiben des objectiven Factors die *conditio sine qua non* für die Fortdauer der subjectiven Energie, und die Welt will eben Thaten sehen — sei es auch nur aus Langerweile — was kümmert's dabei sie, wie dieselben ausfallen. Dem widerspricht auch keineswegs, was wir von der Wirksamkeit der Omina, Orakel und allerlei Weissagungen wissen — denn diese gaben noch niemals ein ganzes, volles Wissen — auch die vergleichungsweise detaillirtesten beleuchteten allemal nur einen grössern oder kleinern Ausschnitt — das bei Weitem grösste Stück des Geschehens blieb im Dunkel verhüllt — und jene partiale Revelation liess dem Hoffen und Fürchten Spielraum genug, um auch das Handeln nicht ganz zu lähmen — so consequent ist kein Fatalist, dass er die Hände ganz in den Schooss legte. Alles wäre uns gleichgültig, dessen Eintritt auf Tag und Stunde wir vorauswüssten — auch in dieser Spezialanwendung hat es mit dem Worte seine Richtigkeit, welches man so gern optimistisch auszulegen und auszubeuten pflegt und so in seiner realdialektischen Bedeutung nur potenzirt: „Des Lebens Müh lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen“ — das objectiv-subjective Seitenstück zum subjectiv-objectiven Urwort aller realdialektischen Moirologie: „Des Einen Freud, des Andern Leid.“ Gleichgültigkeit aber wird

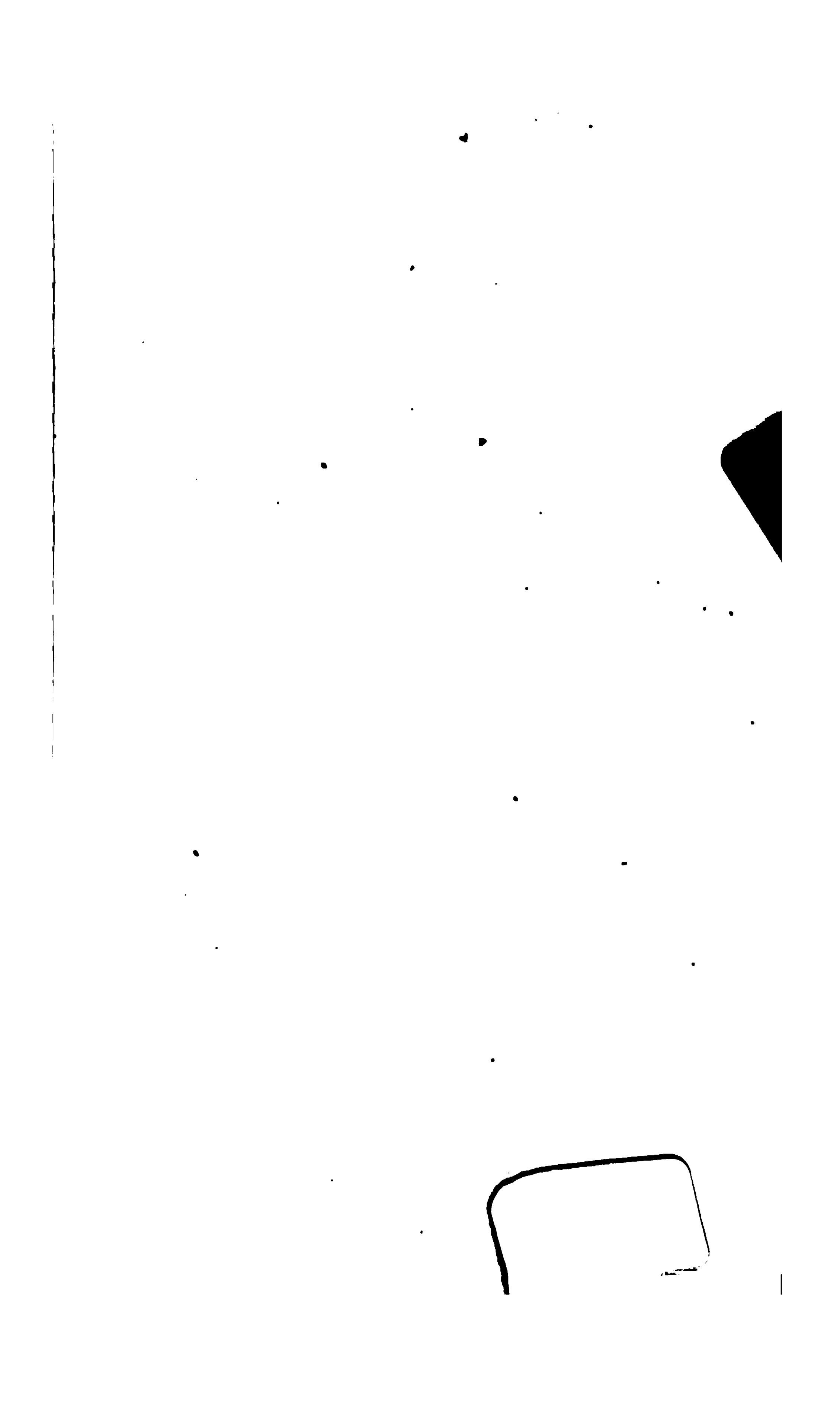
K.

L.

M.

N.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.



Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.



